Die Weltbühne

Der Schaubühne XXV. Jahr

Wochenschrift für Politik · Kunst · Wirtschaft

Begründet von Siegfried Jacobsohn

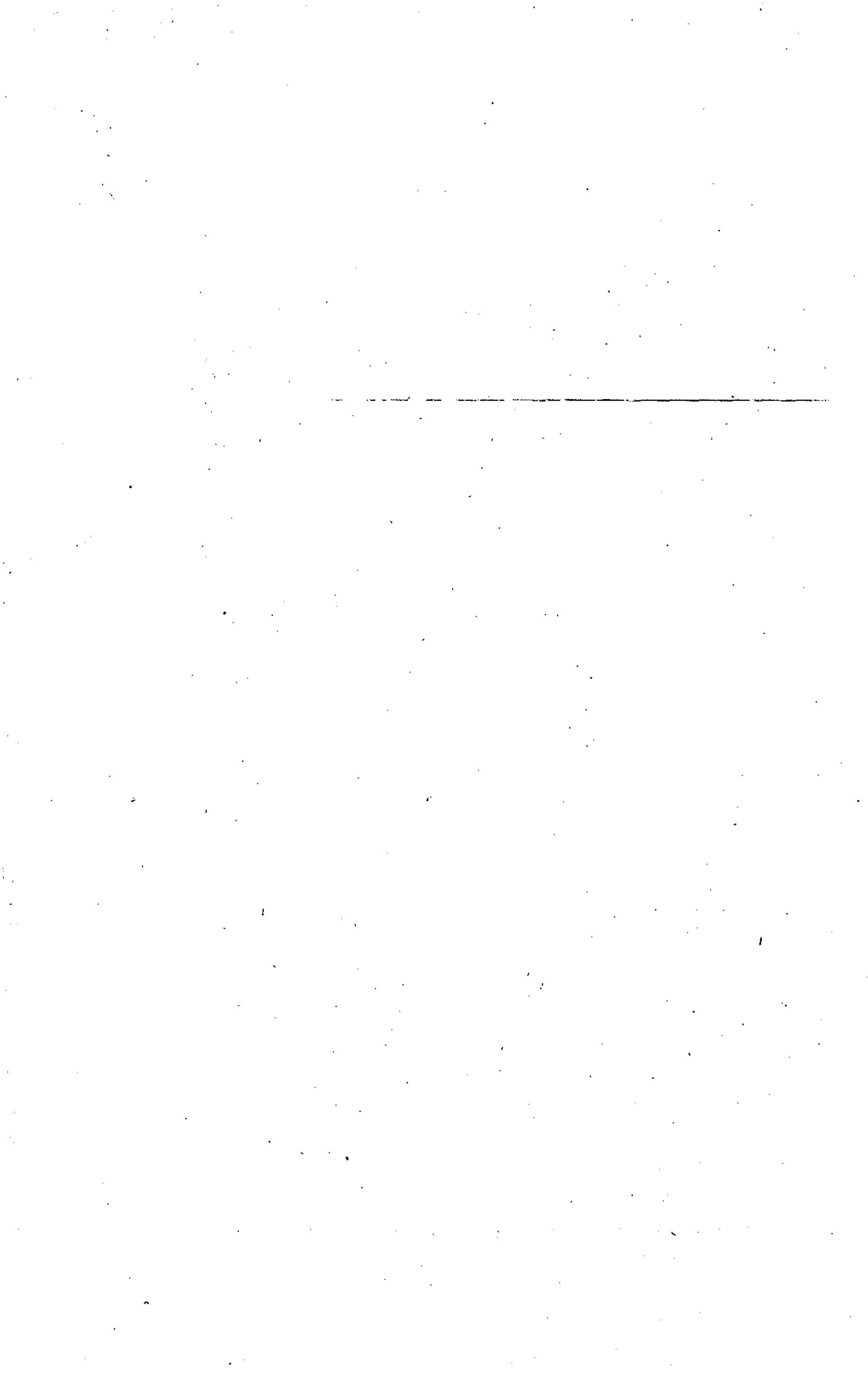
Unter Mitarbeit von Kurt Tucholsky
geleitet von Carl v. Ossietzky

25. Jahrgang

Zweites Halbjahr

1 9 2 9

Verlag der Weltbühne
Charlottenburg · Kantstrasse 152

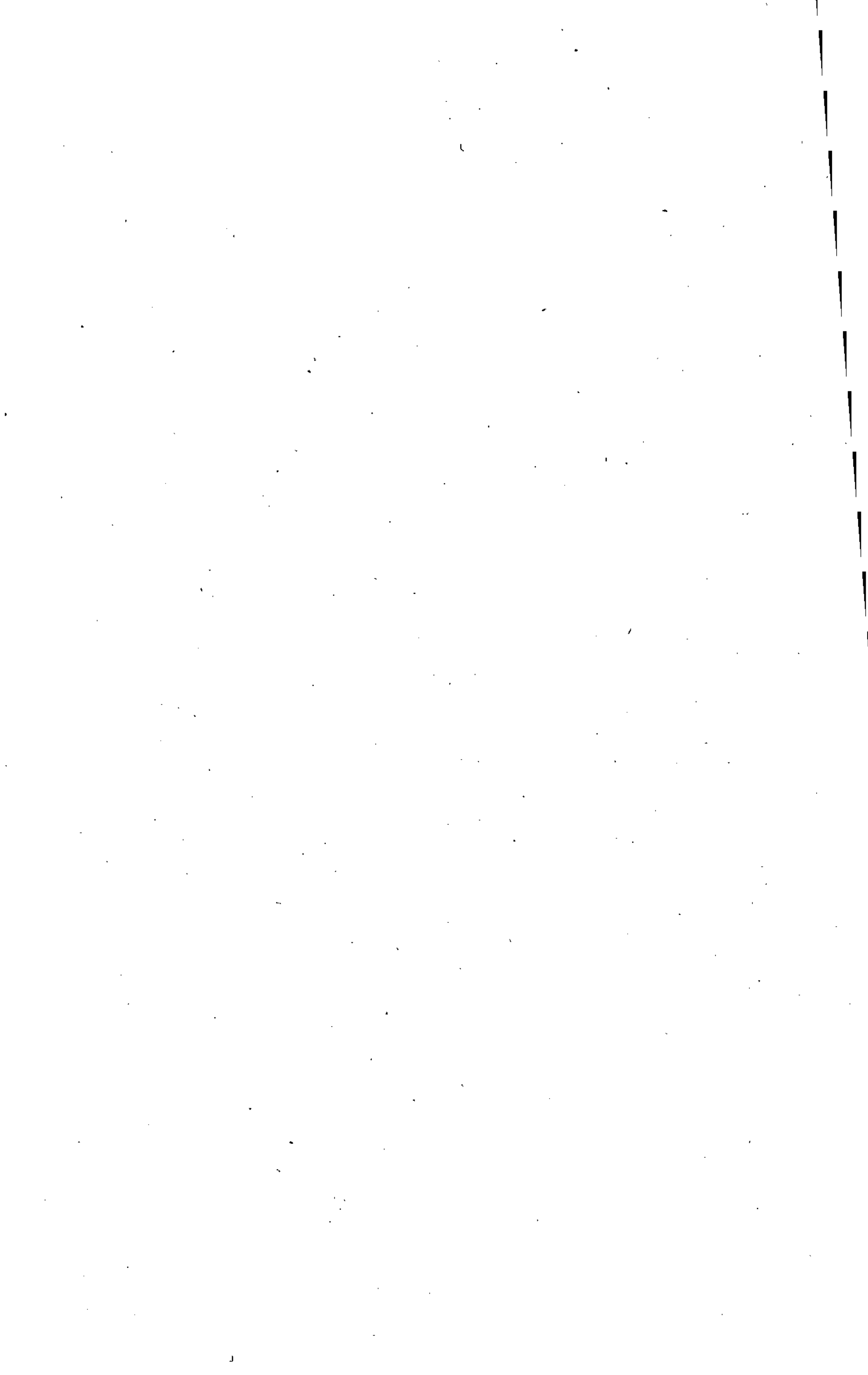


Register der ‚Weltbühne'

XXV. Jahrgang (1929) 2. Band

Autorenregister

Sachregister



Die Inseln von Peter Panter

Deutschland ist Vereinsland, nicht vereintes Land. ... Versammlungen der Hunde- und Kaninchenzüchter, Berufsversammlungen, Amateurversammlungen, Versammlungen der Okkultisten, der Paragraphenbekämpfer, tausend Versammlungen jede Nacht, um Brot, um Freiheit, um Lebenswesentliches und um Dummheiten, Raucherversammlungen, Nichtraucherversammlungen, Versammlungen der Sexualnormalen und der Anormalen, Versammlungen, Versammlungen, Versammlungen.

Aber alle diese Versammlungen, getrennt voneinander, ohne Kenntnis voneinander ... Versammlungsdurcheinander, Vereinsgequirl ...

Alfons Goldschmidt: „Deutschland heute“

Die Deutschen leben auf den Sporaden, jeder auf seiner, und wenns gut geht, sitzen auf einer hundert, auf einer tausend Mann. Getrennt sind diese Inseln und Inselchen voneinander, kein Ruf hallt über die Meeresfläche, keine Brücke überquert den Flußarm; nur manchmal saust ein Pfeil hinüber und herüber, knallt ein Schuß, hallen ein paar scheltende Stimmen von Eiland zu Eiland, wo hinter wohlgebauten Wehren die Männerchen sitzen und nur dem lieben Gott unterstellt sind; denn das Wesentliche an einem guten Menschen ist der Zaun.

Auch der Krieg hat da nichts geholfen. Da sind sie nun zusammengekommen, das ganze Volk, die Telegraphenbausekretäre und die Hühneraugenoperateure und die Schriftsteller und die Buchhalter und die Fräser — aber es ist unheimlich gewesen, wie außerhalb der Gefahrenzone, also nicht da, wo dem Schützengrabengott auf dem Altar der Angst geopfert wurde, sich gleich wieder zu gleich gesellte: der Arbeiter zum Arbeiter, der Schreiber zum Schreiber, der Angestellte zum Angestellten ... nichts hat es geholfen. Manchmal zage Ansätze, kleine Ausnahmen — und dann, nach 1918, wieder dieselbe Inselbevölkerung.

Vielleicht ist das in andern Ländern auch so — bei uns jedenfalls geht es folgendermaßen her:

Herr Puschke und Herr Pochhammer kriegen das große Krachen miteinander. Dann diskutieren sie kaum — denn wo sollten sie das tun? In ihrem Verein? Da wird um die Geschäftsordnung diskutiert; um Sachen wird dort nicht diskutiert. Man kann sich dann noch über den Hausflur einiges erzählen, vielleicht auch im Geschäft, aber nach etwa vierzehn Sätzen auf jeder Seite beginnt sofort der große Exodus, der Ausmarsch auf den heiligen Berg, die Secessio. Denn:

Es ist viel bequemer so. Herr Pochhammer tut sich selber einen kleinen Laden auf, Herr Puschke macht sich selbständig, und nun siegt jeder vor sich hin, vor lauter Leuten, die es schon wissen, vor solchen, die schon Bravo! rufen, bevor

der Sieger noch den Mund aufgemacht hat — es ist so schön leicht. „Denn was soll man ... also mit diesem Kerl da drüben kann man ja nicht reden ...", und so haben wir den Typus eines Siegers ohne Besiegten. Er macht ihn hin — und jener lebt und wirkt friedlich weiter. Er „erledigt" ihn — und der andre weiß es gar nicht. Er ist tot, aber weil es ihm keiner amtlich mitgeteilt hat, mißachtet er seinen eignen Tod und ist quietschvergnügt. Es sind seltsame Siege, diese deutschen Siege.

Nun liegt das tief im Menschen begründet: ohne Achtung seiner selbst kann er kaum leben, ohne Verachtung eines andern nie. Die gibt ihm erst das nötige Relief. „Ich grüße ihn nicht mehr ..." das gibts allerdings in keiner andern Sprache. Ausgelöscht ist der andre und tot, „in meinen Augen" — er ist also eine subjektive Leiche; wir sind allesamt solche Opfer von irgendeinem Sieger, den wir vielleicht gar nicht kennen. Der Sieger macht das so, daß er das feindliche Milieu nicht nur nicht achtet — er erkennt es überhaupt nicht an; es gibt das nicht mehr; es wird nicht in den Listen geführt — item: ist es nicht da.

In der Politik sehen wir das alle Tage.

Ein deutschnationaler Reichswehr-Major sieht allenfalls bis zu den Demokraten, und da hat er auch was Rechtes zu sehen, die Sozialisten und was nun gar gottbehüte noch weiter links davon steht, verschwimmen ihm zu einer nebulosen schwarz-rot-goldenen Wolke, mehr rot als gold; die deutsche Volkspartei ist ihm gelinde verdächtig, sie duftet schon ein wenig nach Knoblauch ... Und er ignoriert alles das; die Kerls sitzen ja nicht an seinem Stammtisch, also existieren sie für ihn nicht, leben nicht, sind nicht vorhanden, aus, tot, auf Wiedersehn.

Die Kommunisten sehen gemeinhin bis zu den rechten Sozialisten; was dann kommt, gibt es nicht; es darf allenfalls warten, bis es die Weltrevolution (die wir ansagen und kein anderer!) zerstört; fragen Sie einmal einen waschechten KPD-Mann, wie es in Richterkreisen aussieht — er hat keinen Schimmer.

Beide Teile machen sich vom Gegner zu Hause Schießbudenfiguren; die stellen sie in der Kneipe auf, und danach schießen sie. Da sich die Figur nicht bewegt, so treffen sie immer. Jeder siegt abends von halb acht bis zwölf, bis zum Umfallen. Oder wie Polgar einmal gesagt hat: „Leg an, drück ab. Und wo der Pfeil stecken geblieben ist, dort male, um seine haftende Spitze als Mittelpunkt, eine Scheibe. So werden dir lauter Kernschüsse gelungen sein." So treiben sie es.

Ist das in unserm Fach anders?

Kraus hat Harden umgebracht und Harden Kerr und Kerr Kraus; für jeden ist der andre geistig tot. Herr Panter „ver-

nichtet" Herrn Keyserling... dabei muß Herr Keyserling mit Gewichten angebunden werden, damit ihn das Gas des Hochmuts nicht in die Lüfte entführe — er weiß gar nicht, daß es eine Weltbühne gibt, denn die ist in der Schule der Weisheit nicht vorgesehen. Die nationalen Knaben töten Herrn Panter — nebenbei: ein Jammer, wie talentlos das gemacht wird! Es juckt mich immer, wenn ich es sehe, zu sagen: Kinder, laßt mich mal mit dem Jungen antreten, ich kann das viel schöner — ich weiß nämlich, wo er wirklich verletzlich ist... sie töten ihn also, und der Getötete lebt, wie zu hoffen steht, vergnügt weiter. Und so siegen wir denn allesamt aneinander vorbei. Sombart wandelt gewiß in einem Clan von Bewunderern, für die er der ganz große Mann ist; Villon gilt in der Brecht-Gemeinde als ein guter Dichter, und in den kleinen süddeutschen Universitäten haben sie „Kreise" mit einem Durchmesser von etwa acht Zentimetern; da geht es so hochgebildet her, daß es gar nicht auszuhalten ist. Lauter Sieger, lauter Sieger.

Die Wirkung nach außen ist denn auch recht dünn. Der Gegner umgibt sich mit einem Panzer von Verachtung; so tief kann er überhaupt nicht gucken, daß er diesen Knirps, diesen Zwerg da noch sieht... wer ist schon Herr Müller! Die Unbeteiligten sind auch nicht restlos begeistert, denn sie kennen sehr oft den Gegner gar nicht, sie glauben blind dem Wort des Meisters, sehr häufig aber bleiben sie indifferent und sehen kaum auf, wenn die Platzpatronen in der Luft zerknallen. So wirken wir nebeneinander her — wenn ein Fremder unter uns wandelt, muß er den Eindruck eines riesigen Jahrmarkts haben, wo vor jeder Bude ein Ausrufer steht, der sich heiser brüllt: „Hier noch die Original-Weltanschauung! Garantiert rasserein! Kaufen Sie nicht beim Juden!" — „Wer seine Kinder liebt, der läßt sie in das katholische Zelt eintreten; das kostet nicht fünfundzwanzig Pfennig, das kostet nicht zwanzig Pfennig, das kostet nur..." So ein Lärm ist das.

Es sind Wettläufer, die den Solo-Start erfunden haben: dabei kommt man immer zuerst an.

Aber woran liegt es? Was ist es? Kann man sie nicht bessern, ändern, zusammenbringen...?

Wenn ich mich nicht irre, liegt es vor allem daran, daß wir keine Diskussions-Kultur haben. Wir können knapp mit den eignen Leuten anständig umgehen — aber was wir mit dem Gegner treiben, das ist nicht zum Blasen. Wir sollten von den Engländern lernen.

Es gilt in Deutschland ja schon als charakterlos, sich mit dem Feind überhaupt an einen Tisch zu setzen. Aber das ist es nur dann, wenn man den Kampf auch persönlich mit den schärfsten Waffen führt. Dergleichen Fälle gibt es. Schließlich hat alles seine Grenzen: ich kann mir kaum denken, daß ich mit Herrn Sozialdemokraten Noske eine Unterhaltung hätte,

so englisch bin ich nun wieder nicht. Aber in fast allen andern Fällen erscheint mir eine Diskussion mit einem Reichsgerichtsrat, mit einem Reichswehrkommandeur, mit einem verbohrten Gymnasialdirektor zwar nicht sehr ersprießlich — aber sie ist vorstellbar.

Ferne sei es von mir, unter der Vorgabe der „guten Manieren" in den Meinungskampf jenes flaue Kompromiß einzuführen, das da sagt: „Menschen sind wir doch alle!" und: „Sehn Sie mal, wenn man so gemütlich bei einer Flasche Wein zusammensitzt, dann merkt man erst: soweit voneinander sind wir ja gar nicht..." das ist fauler Zauber; dabei hat in Deutschland immer, immer der Rechtsmann recht, weil der andere seine Feigheit und Unsicherheit als gute Erziehung ausgibt und kuscht. Geht man die feinen Herrn von der Rechten scharf an, fallen sie gewöhnlich aus den Pantinen und werden unangenehm. Hinausgesetzt wird in solchem Falle der Linke.

So kommt man nicht von einer Insel zur andern — dergleichen heißt dann, wenns fertig ist, „Deutsche Gesellschaft" und ist eine neue Insel. Man müßte es einmal anders versuchen.

Warum versucht man es nicht mit kleinen Arbeitsgemeinschaften?

In einer Massenversammlung öffentlich mit dem Gegner zu diskutieren, ist ein Unfug; es behält immer die brüllende Majorität recht, Massen sind niemals sehr ritterlich, und außerdem überwiegen die demagogischen Gründe; die dröhnenden Worte „Mutter" und „Vaterland" und „Klassenkampf" sind ja schließlich noch keine Argumente. In einer kleinen Arbeitsgemeinschaft sähe das schon anders aus.

Da gelten — in einem Saal, wo zwanzig Männerchen sitzen — nur der klare Gedankengang, die Logik, die Tatsachen. Ich weiß schon: man kann keinen überzeugen, der seine Überzeugung fest in sich trägt, er müßte sich ja dann nachher totschießen (Schnitzler) ... das ist auch gar nicht der Zweck dieser geistigen Übungen. Aber ich kann mir da eine Art ersprießlicher Gegeneinanderarbeit denken, einen wirklichen Kampf, bei dem die Schilde aufeinanderkrachen, daß die Funken stieben; man lernt den Gegner kennen, der Gegner lernt uns kennen, es ist wirklich eine Schlacht. Und nicht dieser Privatsieg vor einem Parkett der Eigenen.

Das ist schwer. Nicht nur, weil eben jede Gruppe mit Verachtung geladen ist bis an den Hals; nicht nur, weil sich die meisten dieser kleinen Zusammenkünfte in ein wüstes Gezänk mit „Geschäftsordnungsdebatten" auflösten; weil es die Eitelkeit und der Stolz beider Gruppen nicht oft vertrügen, daß die andern — natürlich — nach Hause gehen und sagen: „Na, unser Führer hats diesen dammligen Hunden aber ordentlich gegeben" — nicht nur, weil wieder beide siegen könnten, statt sich zu

erkennen. Die Schwierigkeit liegt in einer grandiosen Unkultur unsrer Sprache.

Ist Ihnen schon einmal aufgefallen, daß die meisten Menschen nicht zuhören können? Daß sie nur warten, bis sie dran sind — und daß sie dann, ohne Sinn und Zusammenhang, „ihrs" aufsagen, ganz gleich, was der Vorredner gesagt hat? Selten kommt das zustande, was Bahr einmal so glücklich das „Kind des Gesprächs" genannt hat, fast nie.

Schriftsteller und Politiker sind darin ein Scheul und ein Greul. Ich habe mir oft die Frage vorgelegt: „Mache ich das eigentlich auch? Plage ich auch jeden Menschen, den ich am Rockknopf zu fassen bekomme, mit einem langen Kolleg—?" Gott vergebe mir meine Sünden — ich will, wenn ich so getan habe, es nie wieder tun. Denn es ist schrecklich. Ich komme gewöhnlich einmal im Jahr nach Berlin; zum Schluß gehen mir die Mühlräder im Kopf herum... was ist das nur? Interesse? Liebe? Geistiger Gedankenaustausch? Dies ist es auch, bei einigen Freunden; nun ist man so lange fortgewesen, und da wollen sie es einem dann alles schnell erzählen. Dank. Aber in den meisten Fällen ist es einfach die Ungezogenheit, den andern wie eine Publikumspuppe in die Ecke zu leimen und nun loszureden, immer weiter, ohn' Ermatten... alle ungedruckten Aufsätze, alle nicht gehaltenen Reden, alle je versäumten Antworten... alles brodelt hier ans Licht. Der Zuhörer ist eigentlich nur eine Attrappe; der Rhetor stellt ihn vor sich hin wie einen Watschenpepi, er hat das beruhigende Gefühl, daß einer zuhört — und das genügt ihm. Jacob Burckhardt: „Jedenfalls haben die Griechen am Dialoge Vergnügen gefunden. Daß unsre Zeit, nachdem ihn noch die Renaissance eifrig gepflegt, davon abgekommen ist, könnte seinen Grund darin haben, daß man überhaupt nicht mehr so gerne hört, wie man vor Zeiten den Leuten zugehört hat. Plutarch hat eine besondere Schrift geschrieben, ‚de recta ratione audiendi'."

Hier ist eine der Hauptschwierigkeiten, mit dem Gegner zusammenzukommen. Als ob man nicht auch beim Zuhören ungeheuer viel profitieren kann! grade beim Zuhören! Das aber rechtens sofort aussetzt, wenn es mißbraucht wird. Wer mehr spricht, hat nicht immer recht; das haben die Kaufleute in die Gesellschaft eingeführt. — „Nu lassen Sie mich mal... ich wer Ihn mal was sagen... alaum Se mal... nein, padong...!" und so in infinitum. Vielleicht sehr schön, wenn man einen Bankkredit aushandelt. Aber unsre Diskussionen sollten doch auf einer andern Basis laufen. Warum schaffen wir die Basis nicht —?

Es ist wirklich schade. Dies ist kein Kandidatenvorschlag; ich bin selten genug im Lande, und ich bin kein guter Debatter. Aber es gibt doch auf allen Seiten — auf der unsern und auf denen der Gegner, die wir uns so selten, so selten von Mann

zu Mann gegenüberstehen — ausgezeichnete und scharf denkende Männer, junge und alte, die ihr System vor einander aufbauen könnten; es verteidigen, wenn man es berennt; die ausbrechen, um auf unserm Feld zu jagen, sich stellen, sich zum Kampf stellen!

Es sind kaum Ansätze solcher Haltung da. An erster Stelle zeigt das Parlament, wie man es nicht machen darf: da wird nicht gesprochen, da wird gelesen; da wird wieder zu den eignen Leuten zum Fenster hinaus gesprochen, und keiner hört zu; die fruchtbarere Arbeit in den Ausschüssen wird — wie übrigens jeder Parlamentsbericht — parteiisch kolportiert. Was sich mit einem Schlage abstellen ließe: man brauchte nur jeder Zeitung einen in drei Größen vorhandenen, von den Parteien gemeinsam redigierten Sitzungsbericht gesetzlich aufzuzwingen, und der kommunistische Leser erführe, daß auch der nationale Redner nicht nur Dummheiten gesagt hat. Es lohnt sich aber wohl kaum: denn was da, nach dem Listenwahlsystem, sein Sprüchlein aufsagt, ist fast immer im Niveau belanglos. Die „überparteilichen" Disputationen im Rundfunk sind ohne Wert; man nimmt dazu meist zahme Mittelparteien, die sich viel weniger voneinander unterscheiden, als ihre Generalsekretäre glauben, und auch denen wird noch jeder Satz fromm zensiert. Das ist nichts.

Es gibt aber solche Ansätze. Das sind die überparteilichen Jugendtreffen. Aber ob das nun die mangelnde Schulung ist oder diese verdammte deutsche Unsitte, nicht über die Tür des eignen Ladens hinauszusehen —: sehr viel ist dabei bisher nicht herausgekommen. Aber es sind Ansätze da — es gibt Versuche, einen Kampf auch einmal mit geistigen Mitteln auszutragen — es gibt doch junge Leute, die den ersten Schritt überhaupt getan haben. Neulich hats wieder die Gruppe Revolutionärer Pazifisten versucht.

Auf Inseln leben wir, auf Inselchen. Auf jeder wohnt ein Häuptling, ein Halbgott, ein Obergott. Allah il Allah, und der jeweilige Interessent ist sein Prophet. Die von den Nebeninseln, die verfluchten Heiden, wissen nichts von ihm. Das ist auch nicht nötig — denn sie werden jeden Morgen besiegt, in Stücke geschlagen, vernichtet, zerhauen, ins Wasser getaucht, in den Flammen gebraten — in effigie. Das verleiht viel Lebensmut und ist gut für die Verdauung. Wir aber brauchen Brückenbauer. Denn sollte da nicht doch noch eine Sache sein über den kämpfenden Gruppen der tausend Inseln —?

Der fliegende Schotte von Wolf Zucker

Mit dem „fliegenden Schotten", Englands schnellstem Expreßzug, kann man in acht Stunden von London nach Edinburgh fahren. Achtundachtzig Kilometer Stundengeschwindigkeit sind recht respektabel, aber dem Ministerpräsidenten MacDonald scheint es auf der Hinreise nach seinem

Heimatstädtchen Lossiemouth, ganz im Norden Schottlands, doch nicht schnell genug gegangen zu sein: für die Rückreise bestellte er sich ein Flugzeug, obwohl ihn Tausende von Warnungsschreiben wohlmeinender Freunde von der Benutzung eines so modernen Verkehrsmittels abzubringen versucht hatten. Wohlbehalten ist er in London eingetroffen und wird nun selbst nur noch „der fliegende Schotte" genannt.

Und es ist wirklich erstaunlich: dieser dreiundsechzigjährige Mann, der noch vor zwei Jahren sterbenskrank war, hat in den letzten zwei, drei Wochen in der Verfolgung seiner Ziele eine solche Bestimmtheit und Geschwindigkeit gezeigt, daß er jenen Beinamen wohl verdienen mag. Noch waren die Leuchtschriften, mit denen auf den großen Plätzen Londons die Wahlergebnisse bekanntgegeben wurden, nicht erloschen, als auch schon die Zusammensetzung des neuen Labourkabinetts im großen Ganzen feststand. Wenige Tage später konnte MacDonald seine Ministerkollegen in Windsor vorstellen. Uns, die wir ja gewohnt sind, nach wochenlangen Regierungskrisen das alte Ministerium in irgend einer neuen Permutationsform wiederzubekommen, mag diese Raschheit und Entschiedenheit besonders wunderbar vorkommen. Aber wenn man bedenkt, daß das Wahlergebnis durchaus keine klare Entscheidung gebracht hatte, daß die Verteilung der Unterhaussitze nicht im entferntesten der Zahl der für die einzelnen Parteien abgegebenen Stimmen entsprach, so bedeutet auch für englische Verhältnisse die Zielbewußtheit des Kurswechsels eine erstaunliche Leistung, wenn nicht sogar den Beginn einer ganz neuen politischen Epoche. Die letzten fünf Jahre, in denen die Labour Party Gelegenheit hatte, über die Fehler beim ersten Versuch zur Machtergreifung nachzudenken, sind voll ausgenutzt worden. Die Partei hat nicht nur die schwere Krise nach dem Generalstreik glatt überwunden, sondern steht auch durch das ihr von dem konservativen Regime aufgezwungene Prinzip der individuellen Mitgliedschaft in einer Geschlossenheit da, um die sie jede kontinentale Arbeiterpartei beneiden könnte. Aus einer Rahmenorganisation der verschiedensten sozialistischen, sozialreformerischen und gewerkschaftlichen Gruppen ist eine Partei mit einem durchaus undoktrinären, dafür aber praktisch brauchbaren Aktionsprogramm geworden. Und anders als bei uns scheint man auch die Absicht zu haben, sich an Programme und Wahlversprechungen strikt zu halten. Mit dem Augenblick des Sieges ist mit der Verwirklichung begonnen worden. Es hat kein langes Schachern mit Lloyd George um die Loyalität der Liberalen Partei gegeben; man hat ihm kein Kompromiß angeboten und der alte Waliser hat zum ersten Male das Schicksal zu spüren bekommen, zwar entscheiden, aber um keinen Preis verhandeln zu können. Und auch die Entscheidung der Liberalen Partei ist schon festgelegt: sie hat alle Ursache, einen neuen Wahlkampf zu fürchten, besonders wenn er durch ihre Weigerung, die Labour-Minderheitsregierung zu unterstützen, nötig würde. Im übrigen dürfte sich das Programm der Arbeiterpartei für die nächste Zeit mit dem der Liberalen decken. Und diese Aufgaben heißen: Lösung des Arbeitslosenproblems, Liquidierung der Rheinland-

besetzung, Budgetstabilisierung durch Beschränkung der Rüstungsausgaben und Wiederherstellung der Handelsbeziehungen mit Rußland.

Über die Ziele bestanden in den Wahlproklamationen MacDonalds und Lloyd Georges keine grundlegenden Verschiedenheiten. Nur daß der empirische Schotte weniger versprochen hatte als der dialektisch blendende und phantasiereiche Waliser. Dafür aber hat MacDonald augenblicklich mit der Arbeit begonnen. Zum ersten Mal seit Genua hat England in der Frage der Wiederherstellung des europäischen Friedenszustandes die Initiative ergriffen. Noch vor jeder Diplomatenkonferenz, ob diese nun in London oder wo sonst stattfinden wird, hat MacDonald entschieden den Beschluß der englischen Regierung bekanntgegeben, auf jeden Fall zum Herbst die Truppen aus dem Rheinland zurückzuziehen. Und diese Kundgebung ist diesmal nicht, wie früher die vertraulichen Informationen des Lord d'Abernon, mit einem Augenzwinkern nach Deutschland hinüber, sondern klar und deutlich für Frankreich bestimmt gegeben worden. In Frankreich ist es jedenfalls auch so verstanden worden.

Fast gleichzeitig gibt MacDonald den Entschluß bekannt, das Washingtoner Abkommen über die internationale Durchführung des Achtstundentages zu unterzeichnen. Und als ob der neue Regierungschef das Aktionsprogramm der Labour Party wie Vornotizen auf einem Tageskalender Punkt für Punkt erledigen wollte, werden weitere Schritte unternommen. Kenworthy, der bürgerliche Verständigungspolitiker, der erst kürzlich zur Labour Party stieß, wird als Vertrauensmann der Regierung nach Rußland gehen. Und schließlich wird der kurze Erholungsurlaub in Lossiemouth noch dazu benutzt, mit dem Botschafter Dawes die ersten Gespräche zur Verwirklichung der Flottenabrüstung zu halten. Der „fliegende Schotte" entwickelt seine Höchstgeschwindigkeit.

Wohin geht der Weg? Auf jeden Fall wird sich nicht alles so einfach lösen, wie das in den Kundgebungen und Programmen geschieht. Dafür werden schon die Diplomaten sorgen, um zu beweisen, daß die Diplomatie eine Geheimkunst sei. Andrerseits haben solche persönlichen Willenskundgebungen des Premierministers in England ein größeres Gewicht als in andern Ländern. Grade Baldwins Verzögerungspolitik des „safety first" hat der Konservativen Partei einige Hundert Sitze gekostet.

In dem Augenblick, wo diese Sätze geschrieben werden, hat das Parlament seine Arbeit noch nicht aufgenommen. Aber es ist unverkennbar, daß die Unterhausmitglieder, wenn sie erst wieder zur regelmäßigen Arbeit zusammenkommen werden, eine völlig veränderte Situation vorfinden. Die Änderung liegt nicht nur im Kurswechsel, sondern vielmehr in der fast epochemachenden Entscheidung, die der Wahlausgang herbeigeführt hat. Wie auch immer sich die parteipolitische Situation der nächsten Jahre wandeln mag, — die Arbeiterpartei steht erst am Anfang ihres Sieges. Wenn die Regierung MacDonalds sich halten kann, werden ihr die nächsten Wahlen, wann sie auch stattfinden mögen, neue Erfolge bringen. Und umgekehrt,

sollte sie durch eine Obstruktion der Liberalen gestürzt werden, so werden vor allem diese und mit ihnen die Konservativen die Zeche zu bezahlen haben. Über diese bedenkliche Zukunft der alten Parteien gibt sich auch ein so kluger Konservativer wie J. L. Garvin, der Herausgeber des ‚Observer', keiner Täuschung hin. Für ihn bedeutet das Wahlergebnis des Mai 1929 einen ebenso tiefen Einschnitt in die Geschichte Englands wie die Parlamentsreform von 1832. Und in der Tat: die politische Tätigkeit der letzten beiden Wochen läßt nicht nur durch ihren Inhalt, sondern besonders auch durch den Charakter ihrer Methodik etwas ganz Neues erwarten. Die ganze Politik scheint plötzlich herausgerissen aus dem unentwirrbaren Wust von Konferenzen, Bureaus und diplomatischen Haarspaltereien. Schottland, der unversiegbare Kraftspeicher des englischen Lebens, schickt einen neuen frischen Windstoß herüber. Ein einzelner Mann macht sich daran, Sinn und Ordnung in den Wirrwarr zu bringen. Und sein Rückhalt ist derselbe wie der, dem im achtzehnten Jahrhundert die Schottische Schule ihren geistesgeschichtlichen Sieg im europäischen Denken verdankte: der common sense.

Wenn man eine Geschichte Englands schreiben wollte, so würde man immer wieder den common sense, jenes klare Imganzendenken, jenes empirische Wissen um die Anforderungen des Tages, als den Quell der Revolutionen, das heißt der Neuordnungen des Lebens nach den Forderungen der Vernunft entdecken. Und, so paradox es klingen mag: bei aller traditionellen Gebundenheit, oder grade deswegen, ist England das einzige Land, in dem eine Revolution (in diesem Sinne) möglich ist. Es gibt hier nach Zeiten der Stagnation in Formeln und Überlieferungen immer wieder Rückbesinnungen auf das Einfache, das Gegebene, das dann zugleich auch mit religiöser Ergriffenheit verwirklicht wird. Wenn uns der Augenschein nicht trügt, so eröffnet MacDonald mit seinem eindringlichen Versuch, in die Verfahrenheit der europäischen Politik von Englands Seite aus Vernunft zu bringen, eine neue Aera einer solchen Revolution. Man kann vielleicht über diesen Versuch lächeln, aber man darf nicht vergessen, daß hinter MacDonald die Macht der Millionen Wähler steht. Und diese Wähler sind nicht zufälliges Stimmvieh, sondern wache und ruhige Köpfe, die wußten, wofür sie sich entschieden.

Pariser Presse von Simson Carasco

V.

Hachette

Gustave Téry, der im vorigen Jahre verstorbene Begründer und Direktor des ‚Oeuvre' war ein äußerst geistreicher Mann. Auch er kämpfte seinerzeit heftig gegen Havas und das werdende Konsortium. Um so trauriger ist die Tatsache, daß nach seinem Tode Havas und das Konsortium ‚Oeuvre' gekauft haben.

Eines Abends plauderte Téry mit einigen Freunden über die Lage der Presse und meinte:

„Havas ist sozusagen der Generalstab und Herr Rénier der Feldmarschall. Das Konsortium bildet fünf Festungen zum Schutze des Stabes. Die übrigen Blätter sind die Mannschaft. Arme Soldaten. In jeder Beziehung sehen sie wirklichen Soldaten ähnlich, denn auch sie kämpfen gegen ihre eignen Interessen."

„Sie vergessen Hachette," bemerkte einer der Anwesenden.

„Ah, Hachette . . sst . . . leise, Hachette, das ist etwas sehr Schlimmes," und als hätte er Angst, es laut zu sagen, flüsterte Téry: „Hachette, das ist die Polizei, aber nicht die in Uniform, die andre . . ."

In Berlin hätte er gesagt: die Abteilung I a.

Tatsächlich besteht die Rolle der Messageries Hachette darin, die geheimen Wünsche des Konsortiums und die hohen Befehle des Herrn Rénier auszuführen. Hachette ist nichts andres als ein Mittel zum Herrschen für jenes halbe Dutzend käuflicher Männer, die die gesamte Organisation der französischen Presse in Händen haben.

Vor dem Kriege gab es in Frankreich sechs Zeitungsvertriebe, von denen drei ihren Sitz in Paris hatten. Unter dem Vorwand, daß es während des Krieges nicht genügend Arbeitskräfte gäbe, wurden die sechs Betriebe in einen einzigen Trust verschmolzen, der den Namen „Messageries Hachette" annahm. Die Gründung von Hachette krönte das Werk Réniers. An die Spitze des neuen Trusts stellte er einen seiner Verwandten. Es war Krieg und die strengste Zensur herrschte. Außer Téry wagte niemand, gegen diese neue Tyrannei zu protestieren. Und als der Krieg zu Ende war, war es zu spät.

Die eigentliche Aufgabe von Hachette besteht darin, die Zeitungen an die Zeitungskioske und andre Wiederverkäufer zu verteilen, die sie an das Publikum verkaufen. Doch durch die Abhängigkeit der Messageries Hachette vom Großkapital, das die öffentliche Meinung fabriziert, ist es ihnen gelungen, der Presse und dem Publikum ihren Willen und ihre Bedingungen aufzudrängen, und sie sind so ein gefährliches Instrument im Kampfe gegen den freien Gedanken geworden.

In Frankreich werden die Zeitungen in Kiosken oder in Buchhandlungen und Papierläden verkauft. Die Zeitungsausrufer haben mit Hachette nichts zu tun; sie holen sich ihre Ware direkt bei den verschiedenen Blättern. Die Papier- und Buchläden gehören natürlich ihren jeweiligen Privatbesitzern, doch die Kioske sind Eigentum der Gemeinde, auf deren Grund und Boden sie stehen und es ist die Gemeinde, die sie an Kriegsbeschädigte, Kriegerwitwen etcetera abgibt.

Im Prinzip also und nach dem Gesetz kann jede Zeitung diese Kioske zum Verkauf in Anspruch nehmen. Das Gesetz bestimmt sogar, daß kein Zeitungsverschleiß den Verkauf einer vom Gesetz autorisierten Zeitung verweigern darf.

Doch in der Praxis sieht die Sache ganz anders aus. Die Messageries Hachette verteilen an die Kioske und Zeitungsverschleiße die Tagesblätter des Konsortiums und bloß jene Zeitungen und Veröffentlichungen, die das Konsortium, Havas und Hachette gutheißen. Ohne den täglichen Aufteilungs-

dienst an die Kioske und Zeitungsverschleiße, die Hachette ausführt, könnte der Zeitungshandel in Frankreich nicht vor sich gehen. Das verleiht Hachette eine derartige Macht, daß sie keinerlei Veröffentlichungen zulassen, die sich nicht ihres Vertriebes bedient. Wagt es eine Zeitung, ihren Vertrieb selbst zu organisieren, so droht Hachette dem betreffenden Kiosk, der jenes Blatt verkauft, ihm alle andern Zeitungen zu entziehen. Hachette beliefert sie ganz einfach nicht mehr, und die Kioske müssen nachgeben, denn es wäre ihr Ruin, von Hachette boykottiert zu werden. Besteht der Inhaber des Kiosks dennoch auf seinem Recht, so schickt ihm Hachette keine Zeitungen mehr, ohne auch nur die betreffenden Zeitungen gefragt zu haben, ob sie damit einverstanden sind. Dann stellt er neben den boykottierten Kiosk einen neuen hin und setzt irgend eine seiner Kreaturen hinein. So entzog zum Beispiel Hachette allen jenen Zeitungsverschleißen und Kiosken, die Cotys ‚Ami du Peuple' verkauften, die Lieferung der großen pariser Tagespresse. Dadurch gingen in Paris allein unzählige kleine Leute, die vom Zeitungsverkauf lebten, zugrunde.

Die Messageries Hachette verachten jedes Gesetz, es existiert nicht für sie. Die Kioske gehören der Gemeinde und werden Witwen, Pensionisten oder Invaliden überlassen. Das sind meistens alte oder kränkliche Leute und von fünf Uhr morgens an in einem Kiosk stehen, Sommer und Winter jedem Wetter ausgesetzt, ist eine zu schwere Arbeit für sie. Diesen Umstand nützen die Messageries Hachette rationell aus: gegen einen geringen monatlichen Betrag mieten sie die Kioske von ihren rechtlichen Besitzern und gegen einen höhern Betrag vermieten sie sie an andre Leute weiter. Außerdem bekommt Hachette vom Untermieter noch einen Prozentsatz vom Verkauf der Zeitungen. Auf diese Weise verdienen Hachette dreimal an jeder Zeitung, die in den Verkauf gebracht wird: erstens zahlt ihnen das Blatt selbst für seinen Vertrieb, zweitens zahlt der Untermieter einen monatlichen, oft ziemlich hohen Betrag, drittens die Prozente vom Verkaufspreis jedes Blattes.

Versucht eine Zeitung gegen Hachette eine Kampagne zu führen, wird sie rasch zum Schweigen gebracht. Hachette verlangt zum Beispiel von der Administration des betreffenden Blattes fünfzigtausend Exemplare zum Verkauf in den Kiosken. Einen Monat darauf schickt die Firma dem Blatt 49 000 unverkaufte Exemplare zurück mit einer Riesenrechnung für Retournierungskosten. Einige solche Streiche und eine Zeitung, die nicht allzu kräftig ist, muß unbedingt zugrunde gehen.

Auch die Verleger sind dem Monopol Hachette untertan, denn auch Bücher werden in den Zeitungskiosken verkauft. Vor drei Jahren begann ein Verleger mit der Herausgabe einer satirischen Revue, die viel Erfolg hatte. Als sie sich gesichert fühlte, begann sie Hachette anzugreifen. Hachette konnte die schon zu mächtig gewordene Zeitschrift nicht mehr unterdrücken, doch ließ die Messageries Hachette dem Verleger sofort mitteilen, er möge die Kampagne einstellen. Der Verleger widersetzte sich. Da gebrauchte Hachette seine großen Mittel: er bestellte fünfundzwanzigtausend Exemplare irgend

eines beim gleichen Verlag erschienenen Romans, um ihn angeblich in den Kiosken zu verkaufen. Nach sechs Monaten, anläßlich der Halbjahrsabrechnung, ließ Hachette dem Verleger mitteilen, daß sein Roman nicht verkauft werden konnte und schickte ihm die ganze Ladung von fünfundzwanzigtausend Exemplaren mit einer riesigen Unkostenrechnung zurück. Der Verleger verlor auf diese Weise einige hunderttausend Francs, hatte Geldschwierigkeiten und suchte nach Kapitalien. Man bot ihm ein Kapital an, das er auch annahm, ohne über dessen Herkunft genau informiert zu sein. Bei der nächsten Aktionärversammlung wurde er aus seinem eignen Verlag hinausgeworfen und verlor sogar den Namen seiner Firma.

Auch vom politischen Standpunkt aus bedeutet Hachette eine große Gefahr. Vom kommerziellen Boykott zum politischen ist nur ein Schritt. Es ist für Hachette nur eine Kleinigkeit, eine Meinung zu unterdrücken, die gegen die Interessen derer geht, von denen Hachette abhängt. So versuchten die Messageries Hachette zum Beispiel, ‚Oeuvre' und ‚Quotidien' in ihren Anfängen zu ruinieren. Als dies nicht gelang, versuchten sie es mit Korruption und begannen die beiden Blätter zu finanzieren.

Hachette wurde nur zu dem Zwecke gegründet, um den fünf großen pariser Tageszeitungen des Konsortiums eine absolute Macht zu sichern. Nachdem sie sich das ganze Reklamewesen angeeignet haben, ohne das keine Zeitung bestehen kann, sind sie durch Hachette auch die Herren des gesamten Zeitungsvertriebs geworden. Ihre große Auflage gestattet es ihnen, am Verkauf zu verdienen. Doch die Parteipresse und die unabhängigen Blätter, die keinen so großen Anzeigenteil haben und deren Auflage geringer ist, gehen an den zu großen Tarifen, die Hachette ihnen aufzwingt, zugrunde. Eine Zeitung zum Beispiel, deren Verkauf täglich 150 000 Francs einbringt, erhält davon bloß 26 000 Francs.

Havas, das Konsortium und Hachette kontrollieren also auf diese Weise die ganze französische Presse. Und hinter diesen drei Riesentrusts steht ein einziger Mann, der sie befehligt: Horace Finaly, Direktor der Banque de Paris et des Pays Bas, der Mann, der keine einzige Zeitung besitzt, der aber die ganze Presse beherrscht und die gesamte öffentliche Meinung lenkt.

Wo also ist die Freiheit der Presse?

Frauenkongreß ohne Frauenfragen

von Hilde Walter

Wenn die fremden Gäste fort sind, beginnt das Vergnügen im engsten Kreis, nicht selten auf Kosten derer, die soeben das Haus verlassen haben. Bei der vierzehn Tage langen Festlichkeit der internationalen Frauenbewegung gaben unsre inzwischen abgereisten Gäste keinen Anlaß zu übler Nachrede. Einundvierzig Staaten hatten bedeutende und liebenswürdige Vertreterinnen entsandt, die mit vollendetem Takt bemüht waren, die Gastgeberinnen mit keinem Wort an die politischen

Fehler ihrer männlichen Kollegen zu erinnern. Was die Bewirtung betrifft, so haben die beteiligten berliner Damen gezeigt, daß keine politische Bewegung so gelehrige Anhänger gewinnt wie die Internationale des Vergnügens, daß sie im Arrangement von Lunches, Dinners, Teaparties, Empfängen und Begrüßungen der ausländischen Konkurrenz gewachsen sind und daß niemand ihnen nachsagen kann, die Aufwartung habe nicht gereicht. Etwas peinlicher liegen die Dinge bei den Festreden, die von den andern, nicht für das Küchenressort verantwortlichen Damen gehalten wurden. Schon bei der zweiten öffentlichen Versammlung im Reichstag, die einer Aussprache der Parlamentarierinnen über die bisherigen Wirkungen des Frauenwahlrechts gewidmet war, mißbrauchte Frau Elsa Matz, eine Dame von der Deutschen Volkspartei, ihren Auftrag, um den ahnungslosen Ausländerinnen eine patriotische Biertischrede von seltener Scheußlichkeit ins Gesicht zu schleudern. Die französische Delegation wollte abreisen; die feierliche Entschuldigung der Vorsitzenden des Deutschen Staatsbürgerinnenverbandes konnte am nächsten Morgen die Verstimmung nicht aus der Welt schaffen. Auch das Verhalten der deutschen Delegation bei der Abstimmung über die allgemeine Friedensresolution war nicht geeignet, die unangenehmen Eindrücke zu verwischen: im französischen Text erklärte sich der Kongreß für „den" Völkerbund als Basis des Friedens, während die deutschen Damen nur „einem" Völkerbund diese Ehre einräumen wollten und die entsprechende Abänderung der französischen Fassung durchsetzten.

Das zweifelhafteste Gastgeschenk überreichte aber bei der offiziellen Friedenskundgebung Frau Gertrud Bäumer, die es verstand, mit philosophischem Unter- und Überbau die gesamte Verantwortung für den Weltfrieden auf die andern zu schieben. Sie hat sich wohl gehütet, die groben Phrasen der Frau Matz zu benutzen, sie kämpfte mit feinern Waffen. Nicht umsonst haben die Hugenberg-Journalistinnen, die bei den erschütternden Friedensbekenntnissen der holländischen, französischen und schweizer Frauen keinen Laut der Zustimmung verloren, Frau Bäumers zweideutige Rede mit demonstrativem Beifall quittiert. Frau Bäumer operiert meisterhaft mit philosophisch-poetischen Lamentationen über Schicksal und Blutsverbundenheit, sie arbeitet mit tragischer Schuld und innerm Entscheidungskampf, kurz, sie repräsentiert durch Ton und Haltung den Typus des selbstgerechten Deutschen, der, ewig unbelehrbar, das Schicksal und die andern für seine Mißerfolge verantwortlich macht.

Wenn der Weltbund für Frauenstimmrecht die Einladung des internationalen Friedensbureaus annahm, dem Comité de Coordination beizutreten, und damit einen wichtigen Schritt zur Unterstützung rein pazifistischer Propaganda unternimmt, so dürfen wir das wohl kaum dem Einfluß der deutschen Sektion zuschreiben. Sie hat bis heute noch wenig getan, um bei sich zuhause die Friedensbewegung zu fördern; wir haben zum Beispiel nicht gehört, daß der Deutsche Staatsbürgerinnenverband dem Friedenskartell beigetreten sei. Die Vorkämpfe-

rinnen des Pazifismus in Deutschland, Anita Augspurg und Lyda Gustava Heymann von der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit, wohnten zwar dem Kongreß als Ehrengäste bei, doch gelten sie als Outsiderinnen, seit sie im Jahre 1915 mit einigen andern mutigen Frauen nach dem Haag reisten, um trotz des patriotischen Wehgeschreis der bürgerlichen Frauenbewegung mitten im Krieg die Verbindung mit Gleichgesinnten auf der andern Seite des Schützengrabens wieder aufzunehmen.

Leider haben sie in diesen Tagen ihren revolutionären Schwung einer Bewegung geschenkt, die geeignet ist, trotz löblicher Ziele erhebliches Unheil zu stiften. So wie vor fünfundzwanzig Jahren der heutige Weltbund aus einer radikalen Abspaltung des gemäßigten, in seinen Forderungen zaghaften internationalen Frauenbundes entstand, so wollen heute ein paar radikale Feministinnen aus dreizehn Ländern mit der Gründung der „Open door Internationale" die letzten Hindernisse auf dem Wege der Gleichberechtigung überrennen. Historische Triebkräfte lassen sich nicht kommandieren, die Tatsache, daß die einstmals verketzerte Frauenstimmrechtsbewegung, die inzwischen zu hohen Ehren gelangt ist, damals durch Abspaltung entstand, beweist nichts für die Zweckmäßigkeit der dritten weiblichen internationalen Gründung. Wenn wirklich der Mutterschutz und alle Sonderbestimmungen für gewerbliche Arbeiterinnen dem Streben nach gleichem Lohn für gleiche Leistung, nach wirtschaftlicher Selbständigkeit und nach Unabhängigkeit der Frau im Wege stehen sollten, so macht man der Arbeiterin mit der vom Open door council geforderten Beseitigung der Schutzbestimmungen ein böses Geschenk. Die glänzenden Rednerinnen dieser Richtung haben nur bewiesen, daß sich bei einzelnen Berufsgruppen in manchen Ländern die Schutzbestimmungen schädlich und hindernd auswirken können. Sie versprechen zwar für die Zukunft eine staatliche Mutterschaftsrente, den Sechsstundentag und weitgehende Schutzbestimmungen für beide Geschlechter, sagen aber nicht, was inzwischen aus der Gesundheit der Industriearbeiterin werden soll, wenn heute schon, wie sie es fordern, die mühsam erkämpften Schutzgesetze fallen.

In dieser Diskussion, die außerhalb und unter Mißbilligung des Kongresses geführt wurde, tauchte blitzartig und schnell vergessen ein Wort auf, auf das man im Frauenparlament vergeblich gewartet hat. Anita Augspurg hat als Einzige die Frage der Geburtenregelung flüchtig gestreift. Sollte den Repräsentantinnen von zweiundvierzig Staaten noch nicht aufgefallen sein, daß es zwei Frauenfragen gibt, für die noch alles zu tun übrig bleibt? Abtreibung und Empfängnisverhütung sind keine hübschen Phrasen für Bankettreden und Empfänge, doch eignen sie sich genau so gut zu ernsthafter Diskussion wie die beliebte Frage der „gleichen Sittlichkeit". Wie ist es möglich, daß man mit großer Mühe Statistiken über Bordelle und Mädchenhandel verfaßt und dabei die offenkundigste Notlage der Arbeiterinnen aller Länder vergißt? Gehen vielleicht die sozialen Fragen der unerwünschten Mutterschaft zu nahe an

die eigne Haut? Oder hat die Rücksicht auf die sogenannte politische Neutralität dazu geführt, daß man einfach totschweigt, was heute lebendiger ist als je? Auf jeden Fall kann von einer Solidarität aller Frauen nicht gesprochen werden, wenn für die weiblichste Not kein weiblicher Anwalt auftritt.

Noch eine Gelegenheit hätte es gegeben, der Welt zu beweisen, daß Frauen imstande sind, die engen Grenzen politischer und wirtschaftlicher Klassenvorurteile zu sprengen. Die eine große Geste wahrer Mütterlichkeit sind sie uns schuldig geblieben: ein kurzes und klares Verlangen nach der rechtlichen Gleichstellung des unehelichen Kindes mit dem ehelichen. Der Antrag lag vor; wenigstens bezüglich der Ansprüche auf väterliche Unterstützung und Erziehung. Aber selbst diese vorsichtige Fassung wurde nicht angenommen. Man ersann ein langatmiges Exposé über die Methoden, mit denen der Staat eine bescheidene Alimentation zu erzwingen hat, verlangte Beseitigung gesellschaftlicher Vorurteile und versprach die Sammlung von statistischem Material über die Sterblichkeit der ledigen Mütter im Verhältnis zur Sterblichkeit der verheirateten. Dabei wurde die große Chance verspielt, mit einem Schlage den heißersehnten Anschluß an die Jugend zu gewinnen, der neuen Generation eine lohnende Aufgabe zu bieten.

Es ist schwer zu beurteilen, welche Bedeutung den im Weltbund vertretenen ausländischen Organisationen in ihrem eignen Lande tatsächlich zukommt; für Deutschland ist es klar: Der deutsche Staatsbürgerinnenverband, der als einzige deutsche Organisation dem Weltbund angehört, verfügt im ganzen über 3160 persönliche Mitglieder und über 21 Mitgliedsvereine. Diese fünf Lehrerinnen- und sechzehn Frauenbildungsvereine vertreten insgesamt dreißigtausend Personen. Eine verschwindend kleine Zahl, wenn man bedenkt, daß es schon 1925 elfeinhalb Millionen erwerbstätige Frauen gab und daß keine der bedeutenden deutschen Berufsorganisationen dem Staatsbürgerinnenverband und damit dem Weltbund angehört. Es darf eines nicht vergessen werden: die deutschen Frauen haben ihre staatsbürgerlichen Rechte nicht erkämpft, sie sind ihnen durch die Revolution zugefallen. Die bürgerliche Frauenbewegung hat sich bisher immer auf die Parolenausgabe beschränken müssen, die Exekutive lag bei ganz andern Mächten. Heute sind die Parolen nicht einmal mehr kühn.

Schlußwort vor dem Standgericht

von Ernst Toller

‚Münchner Post' vom 17. Juli 1919

Der Staatsanwalt betonte mit Recht, daß ich seine Argumentation, es könne sich bei der Beurteilung dieses Falles um psychiatrische Momente handeln, zurückweisen werde. Es ist klar erwiesen, daß es sich bei mir weder um eine psychopathische, noch um eine hysterische Konstitution handelt, die mildernde Umstände beansprucht. Ich habe alle meine Hand-

lungen aus sachlichen Gründen, mit kühler Überlegung, begangen und beanspruche, daß Sie mich für diese Handlungen voll verantwortlich machen.

Ich würde mich nicht Revolutionär nennen, wenn ich sagte, niemals kann es für mich in Frage kommen, bestehende Zustände mit Gewalt zu ändern. Wir Revolutionäre anerkennen das Recht zur Revolution, wenn wir einsehen, daß Zustände nach ihren Gesamtbedingungen nicht mehr zu ertragen, daß sie erstarrt sind. Dann haben wir das Recht, sie umzustürzen.

Sie werden nicht von mir verlangen, daß ich nach meinen Anschauungen vom Standgericht Gnade erbitten werde. Ich frage mich, warum setzt man Standgerichte ein? Glaubt man dadurch, daß man einige Führer erschießt oder ins Gefängnis schickt, diese gewaltige revolutionäre Bewegung der ausgebeuteten werktätigen Bevölkerung der ganzen Erde eindämmen könne? Das wäre wirklich eine Unterschätzung dieser elementaren Massenbewegung und eine Überschätzung von uns Führern. Das werktätige Volk macht nicht eher halt, als bis der Sozialismus verwirklicht ist. Es weiß, daß angesichts der zerrütteten wirtschaftlichen Zustände kleinbürgerliche Reformen das Chaos nicht mehr aufhalten können, daß wir zum Chaos kommen, wenn wir nicht einschneidende wirtschaftliche Umgestaltungen vornehmen. Diese gigantische Bewegung des werktätigen Volkes wird auch nicht haltmachen vor dem Völkerbund von Versailles, der nichts weiter bedeutet als eine Verewigung des Prinzips der Lohnarbeit und der Ausbeutung durch die vereinigten kapitalistischen Regierungen der ganzen Welt.

Die Revolution gleicht einem Gefäß, erfüllt mit dem pulsierenden Herzschlag der Millionen arbeitender Menschen. Und nicht eher wird der revolutionäre Geist tot sein, als bis die Herzen dieser Menschen aufgehört haben zu schlagen. Wir, die wir die Verhältnisse kennen, versprechen dem werktätigen Volke kein Paradies. Wir wissen ganz genau, daß die nächsten Jahrzehnte uns entsetzliche wirtschaftliche Zustände bringen werden, daß es der angestrengtesten Arbeit und des Verantwortlichkeitsgefühls jedes Einzelnen bedarf, um diese Zustände zu beheben. Aber wir wissen auch, daß, wenn wir über diese Zeit hinweggekommen sind, die kommenden Generationen ernten werden.

Diese Revolution wird auch nicht haltmachen vor den veralteten Parteischablonen, auch nicht vor den Staaten in ihrer heutigen Form. An Stelle dieser Staaten wird die Weltgemeinschaft aufgerichtet werden, äußerlich gebunden durch ein Minimum von Gewalt, innerlich gebunden durch den Geist der Achtung vor jedem einzelnen, durch den Geist des sozialen Verantwortlichkeitsgefühls, durch den Geist der Liebe.

Man sagt von der Revolution, es handle sich um eine Lohnbewegung des Proletariats und will damit die Revolution herabsetzen. Meine Herren Richter! Wenn Sie einmal zu den Arbeitern gehen und dort das Elend sehen, dann werden Sie verstehen, warum diese Menschen vor allen Dingen ihre

materielle Notdurft befriedigen müssen. Aber in diesen Menschen ist auch ein tiefes Sehnen nach Kunst und Kultur, ein tiefes Ringen um geistige Befreiung. Dieser Prozeß hat begonnen, und er wird nicht niedergehalten werden durch Bajonette und Standgerichte der vereinigten kapitalistischen Regierungen der ganzen Welt.

Meine Herren! Ich bin überzeugt, daß Sie von Ihrem Standpunkt aus nach bestem Recht und Gewissen das Urteil sprechen. Aber nach meinen Anschauungen müssen Sie mir zugestehen, daß ich dieses Urteil nicht als ein Urteil des Rechts, sondern als ein Urteil der Macht hinnehmen werde.

Junge Autoren von Theobald Tiger

Was sie nur wollen —!
Da schimpfen sie auf die Ollen,
und die sind stieke
und überlassen die ganze Musike
den Jungen.
Und die machen ein Geschrei!
Und es sind alle dabei:

Da sieht man ältere Knaben,
die schon ihre fünfzig auf dem Buckel haben,
in kurzen Hosen umeinanderlaufen;
wenn sie schnell gehen, kriegen sie das Schnaufen —
aber bloß nicht hinten bleiben!
Modern! modern müssen Sie schreiben!
Nur nicht sein Leben zu Ende leben —
jung! jung mußt du dich geben!
Bei uns haben sie sonen Bart, der von alleine steht —
oder sie kommen gar nicht raus aus der Pubertät.

Was sie nur haben —!
Hindert denn einer die jungen Knaben?
Hört doch bloß mal: Die junge Generation!
Na, da macht doch schon!
Es hält euch ja keiner. Als ob uns das nicht frommt,
wenn ein neues Talent geloffen kommt.
Neunzehn Jahre! Was ist denn das schon?
Das ist keine Qualifikation.
Ludendorff war auch mal neunzehn Jahr.
Jung sein ist gar nichts. Es fragt sich, wers war.
Es gibt alte Esel und junge Talente —
Geburtsscheine sind keine Argumente.
Und wenns nicht klappt: es liegt nicht am Paß.
Dann liegts an euch. Könnt ihr was —?

Noch nie hat man sich so um Jugend gerissen.
Direktoren, Verleger warten servil...
jeder lauert auf einen fetten Bissen —
Speelt man god. Und schreit nicht so viel.
Wer was kann, der sei willkommen.
Der Rest hat die Jugend zum Vorwand genommen;
das sind — wie wollen uns da nicht streiten —
verhinderte Talentlosigkeiten.

Virginia Woolf von Eric Walter White

Es ist nichts damit getan, wenn Jean Cocteau in „Le Mystère Laic“ schreibt, daß unsre Gegenwart später einmal eine Zeit der Mystik heißen werde, noch wenn er „Le Bal du Comte d'Orgel“ und die Gemälde Chiricos und Picassos als Bruchstücke eines Puzzlespiels bezeichnet, die zusammengesetzt einen überraschenden Beweis für diese Behauptung ergeben würden. Der neue Geist unsrer Zeit entgeht ihm trotz all seinem Tändeln mit Engeln, er scheint überhaupt zu vergessen, daß es noch andre Engel auf der Welt gibt als seine eignen besten Freunde.

Die Annäherung an die Mystik wurde durch den Weltkrieg beschleunigt. Es folgte das Chaos in der Kunst. Die Malerei gab sich einer unschicklichen Orgie der Abstraktion hin, die Musik wurde zu einem Zweig der höheren Mathematik, die Lyrik verlor die Interpunktion, der Roman versuchte sich, gleich dem Frosch in La Fontaines Fabel, zu der selben Größe wie das Leben selbst aufzublasen. Alle diese ungeduldigen Äußerungen hatten aber eins gemeinsam: die Präzision. In der Malerei dauerte der Einfluß Cézannes fort; die Formen und ihre Beziehungen aufeinander wurden exakter. In der Musik begann man den Kontrapunkt mit herzloser Genauigkeit zu handhaben, beim Roman führte eine beinahe wissenschaftliche Konzentrierung auf Einzelheiten zu Werken wie „A la Recherche du Temps Perdu“ und „Ulysses“. Das war das Vorspiel zum Wiederaufleben der Klassiker und des Klassizismus. Das intellektuelle Publikum war kaum keuchend mitgekommen, als die Künstler schon wieder weiter eilten: Picasso durch ein raffaeleskes Zwischenstadium zu dem Mysterium seines geistigen Kubismus, Strawinsky durch „Pulcinella“ zum taghellen Mysterium des „Oedipus Rex“. Auch die Literatur befreite sich.

Die Linie der Kurzgeschichte führt von Maupassant über Tschechoff zu Katherine Mansfield. Maupassant war der ideale Berichterstatter der idealen Zeitung, Tschechoff ein Impressionist der Idee. Katherine Mansfield hätte von beiden die Liebe zur charakterisierenden Detailschilderung erben können, aber sie erbte nicht. Hätte Katherine Mansfield länger gelebt, so wäre sie wahrscheinlich über das hinausgewachsen, was Tschechoff in seinem „Kirschgarten“ erreicht hat. Sie starb aber bereits 1923 im Alter von dreiunddreißig Jahren.

Ihr erstes Buch schrieb sie in Deutschland, als sie noch nicht zwanzig Jahre alt war. Es war gescheit und erfolgreich, mitunter aber verzerrte sich diese Gescheitheit zu Sarkasmus und Grausamkeit. Katherine Mansfield hätte kurz nach dem Krieg, zu einer Zeit, wo sie es dringend brauchte, viel Geld verdienen können, wenn sie den Neudruck dieses Buches gestattet hätte. Sie lehnte ab und gab als Grund an: „Das Buch ist nicht gut genug, außerdem gibt es nicht meine Anschauungen wieder; es ist eine Lüge.“ Ihre spätern Werke schrieb sie langsam, von der Schwindsucht behindert, die sie

von England an die Riviera, und von der Riviera nach der Schweiz trieb. Zehn Jahre nach ihrem ersten Buch erschien „Bliss" (Wonne) und 1922 „The Garden Party" (Das Gartenfest). Dies blieb, abgesehen vom Nachlaß, alles.

Sie schrieb mit dem Herzen, und ihr Herz war voll und gefühlsselig. Die Untertöne des Lebens interessierten sie, die Augenblicke der Erwartung. Seltene Erregungen fängt sie ein und teilt sie dem Leser mit, und selten ist der lebendige, instinktive und weibliche Stil, in dem sie das tut. Ihre Erzählungen sind oft Gedichte. Aber als sie im Jahre vor ihrem Tode die Tapferkeit und Schönheit ihres Stils bis zu einer außerordentlichen Höhe entwickelt hatte, wurde sie plötzlich mit sich unzufrieden und hörte völlig auf zu arbeiten. Warum? Sie schrieb: „Meine Quelle ist augenblicklich versiegt, mein Leben kennt nicht mehr Ebbe und Flut. Ich möchte schreiben, aber anders, viel gleichmäßiger." Drei Monate später hatte der Tod die Fliehende eingeholt.

Ihr Leben und ihr Werk hatten sich nicht erfüllt. Die Entwicklung, die sie mit Recht erwarten durfte und die sie in die vorderste Reihe der großen Künstler unsrer Zeit gestellt hätte, blieb ihr versagt. Beinahe schien es, als ob die Arbeit ihres kurzen Lebens umsonst gewesen sei, als zwei Jahre nach ihrem Tod ihre Freundin Virginia Woolf einen Roman „Mrs. Dalloway" (deutsch beim Inselverlag) veröffentlichte. Dieser Roman war nicht nur von den Kurzgeschichten Katherine Mansfields stark beeinflußt, indem er dieselbe Technik verwandte und so zur Entstehung einer neuen Form beitrug, sondern es zeigte sich, daß er im Leben wurzelte, in jenem Mysterium des Lebens, das Katherine Mansfield sich so leidenschaftlich für ihr eignes erwünscht hatte.

Im Aufbau gleicht „Mrs. Dalloway" dem „Ulysses" von James Joyce insofern, als der Roman nur einen einzigen Tag aus dem Leben eines Menschen schildert. Der Grund für den Mißerfolg des „Ulysses" liegt in seiner Methode selbst; weshalb ist er nur eine viertel Million Worte lang, weshalb hört er überhaupt auf? Als James Joyce das Material für seine moderne Odyssee sammelte, schrieb er alle Einzelheiten in verschiedenfarbigen Tinten, rot, grün, blau, nieder, je nach dem Abschnitt des Buches, in dem sie schließlich verwandt werden sollten. Diesen Abschnitten, die mit Zeichen des Tierkreises, von Körpergliedmaßen und Teilen der Odyssee bezeichnet sind, haftet noch die Langwierigkeit ihrer verzweifelten geistigen Empfängnis an.

Einen solchen Fehlgriff hat Virginia Woolf vermieden. „Mrs. Dalloway" wächst von Seite zu Seite, wie ein Gedicht, wie eine Pflanze. Und die Technik dieser Erzählerkunst steht sichtlich unter dem Einfluß des Kinos. Ein Junitag in London: Mrs. Dalloway, die fünfzig Jahre alt und reich ist, einen Anflug von Bildung hat, Erfolg liebt, Unbehagen haßt, will eine Gesellschaft geben. An diesem selben Tag stürzt sich Septimus Warren Smith, ein Kommis in mittleren Jahren, der einen Nervenschock im Krieg erlitten hat und seine kleine italienische Frau durch seine Gespräche mit Toten,

seine Enthüllungen, seinen angedrohten Selbstmord erschreckt, wirklich aus dem Fenster und wird von den Spitzen des darunterstehenden Gitters durchbohrt. Welcher Zusammenhang kann in der Wildnis Londons zwischen diesen zwei Menschen bestehen? Wer sind sie, daß ihre Schicksale plötzlich in Verbindung kommen und sich zu tiefster Bedeutung entfalten? „Wozu gab es Glaubensartikel, Gebete, Regenmäntel, dachte Clarissa Dalloway, wenn das das Wunder, das Mysterium ist; sie meinte die alte Dame, die sie von der Kommode zum Toilettentisch gehen sah. Dies war das höchste Mysterium; hier war ein Zimmer, dort ein andres. Löste Religion oder Liebe dieses Rätsel?"

Auf „Mrs. Dalloway" folgte „Zum Leuchtturm", der Bericht eines aufgeschobenen Ausflugs in den Hebriden, und auf „Zum Leuchtturm" folgte „Orlando". Das Thema dieses Buches hat in England Aufsehen erregt. Orlando erscheint zuerst als achtzehnjähriger Held aus der Zeit der Königin Elisabeth. Ungefähr hundert Jahre später fährt er, etwa fünfundzwanzig- oder dreißigjährig, nach Konstantinopel, heiratet eine Zigeunerin und verwandelt sich dann in eine Frau. Orlando, nunmehr die Heldin des Buches, kehrt zur Zeit Addisons und Popes nach England zurück und lebt unter stets zunehmendem Unbehagen bis in das viktorianische Zeitalter hinein. Dann heiratet sie, und am Tage der Veröffentlichung des Buches, im vorigen Herbst, ist sie eine Frau in mittleren Jahren, die aus einer der aristokratischsten Familien Englands stammt und mit einem englischen Diplomaten verheiratet ist.

Diese biographische Phantasie zeigt deutlich, worin Virginia Woolfs besonderer Beitrag zu der Entwicklung des modernen Romans besteht: es ist ihr Zeitsinn. In „Mrs. Dalloway" wachsen zwei getrennte Handlungen, beide auf denselben Tag begrenzt, in vollkommenem Gleichgewicht, bis sie sich endlich berühren.

„Orlando" verdankt seine Neuartigkeit ebenfalls dem Kino. Der Roman zeigt ein Leben in der Zeitlupe, auf einem schnell abrollenden historischen Hintergrund. In diesem Film vergeht die Zeit zehnmal schneller als in Wirklichkeit.

Virginia Woolf hat Sinn für die Relativität von Raum und Zeit, da liegt die Wurzel ihrer Mystik, und von dieser Wurzel genährt, gedeiht die kostbare Pflanze.

Alte Chaplinfilme von Rudolf Arnheim

Wie von zwanzig Polizeiknüppeln durchgewalkt, taumelt der Zuschauer mit verdrehten Augen aus dem Lokal. Noch nie, so lange die Welt steht, ist ein Mensch, der einen Knüppelhieb auf den Kopf bekommen hat, wie eine betrunkene Ente die Straße entlang getorkelt und hat dabei die Augen verdreht, aber in allen Chaplinfilmen ist dies die programmäßige Reaktion auf Gummiknüppel, und jedermann erkennt sie an und versteht sie, denn es ist dies die pantomimische Idealform der Ohnmacht, und wenn im gewöhnlichen Leben Ohnmachten ohne die

wünschenswerte Anschaulichkeit vor sich gehen, so ist es eben Sache der Kunst, das Unansehnliche sehenswert zu machen. Wenn der Philosoph Plato in seinem „Staat" die berühmte Parabel erzählt von den Menschen, die in einer dunklen Höhle sitzen und vor sich an der Wand nur die Schatten der wirklichen Dinge sehen, so ist da offensichtlich vom Kino die Rede, aber niemals hätte Plato sich träumen lassen, daß der Fortschritt der Technik einmal gestatten werde, die schattenhaften Abbilder an der Wand wahrer zu gestalten als das Leben selbst. In einem Chaplinfilm ist kein Gesicht, keine Handbewegung naturgetreu, und es ist eigentlich ein blamables Faktum für die Apostel der „Sachlichkeit", die immer predigen, die Mission des Films sei ungeschminkter Realismus, daß gleich die erste Blüte der jungen Filmkunst sich so geschminkt und so gar nicht in Naturfarben präsentiert hat. Die Welt des Chaplinfilms ist bevölkert mit den gewaltigen Körpern bärtiger Männer, denen die Augenbrauen mephistophelisch nach oben gebogen sind und denen Lackkugeln in den Augenhöhlen rollen wie chinesischen Dämonen. Und baufällige Greise sind da mit albernem Moosbehang ums Kinn, verheiratet mit megärenhaften Wasserspeiern, und alle diese Fabelwesen ergehen sich in rätselhaften Beschäftigungen; sieht man aber genauer hin, so sind es die Beschäftigungen des täglichen Lebens, die durch eine seltsame Fügung in Spuk und Irrsinn verwandelt wurden. Ein Kellner präsentiert dem kleinen Mann, dessen Rolle jeder von uns schon einmal gespielt hat, die Rechnung wie ein Todesurteil, ein Seekranker, der auf die Reeling zustolpert, richtet seine Mündung mit Sicherheit auf Chaplins Kleider; stützt man den Ellenbogen sorgenvoll auf den Eßtisch, so steht grade an dieser Stelle sicherlich ein gefüllter Teller, und zu was für seltsamen Manipulationen führen die menschlichen Tischsitten, wenn man nur diejenigen benutzt, die verboten sind: man kann den Kaffee mit dem Messer umrühren und das Messer am Brot abwischen, und dann schmeckt das Brot nach Kaffee; auch ist es schwierig, eine Leiter zu tragen, ohne damit Nebenmenschen umzumähen. Die Menschen mögen arbeiten, essen oder beten — der kleine Mann muß sich fürchten und wundern. Denn er ist nicht nur arm, es fehlen ihm nicht nur Schlips und Kragen, sondern er paßt überhaupt nicht in diese Welt, auch nicht in die der Armen: die Schuhe, mit denen er auf die Welt gekommen ist, sind ihm zu groß, er ist von Kopf zu Füßen ein paar Nummern zu klein geraten und findet sich nun zwischen all dem muskulösen Gewerbefleiß der Schutzmänner, Kellner, Kaufleute und Ganoven nicht zurecht. Das ist das Weltbild des Mannes, der mitten im Hollywoodbetrieb, wo jeder Ateliertag Tausende kostet und die Kunst mit der Stoppuhr fabriziert wird, manchmal plötzlich verschwindet und tagelang mit seinen Plänen in der Einsamkeit herumläuft, des Mannes, dessen Scheidungsaffäre ausbrach, als er sich nicht gefallen lassen wollte, daß seine Frau eines Abends einen Trupp lärmender Gäste ins Haus brachte. Daß es diesem Romantiker mit den Nerven eines sarkastischen Sonderlings gelungen ist, mit seinem höchst unamerikanischen Weltbild einen von Radiowellen und Morsezeichen umsumm-

ten Erdball zu erobern, sollte wiederum den Aposteln der „Sachlichkeit" Anlaß zum Nachdenken geben.

Fünfzehn Jahre sind diese Filme alt, und nichts ist an ihnen veraltet als die Frisur der Heldin. Sie haben ihren Stil, der einmal in der Geschichte der Filmkunst der Frühstil heißen wird; denn es wird hier im Grunde noch mit einer ganz primitiven Vorstellung von den Möglichkeiten des Films gearbeitet: die Kamera dient lediglich als Wiedergabeorgan für eine Situation, die sich rein räumlich — von der Phantastik der Figuren und der Begebenheiten abgesehen — genau so in der Wirklichkeit oder auf einer Bühne abspielen könnte. Der Schauplatz bleibt ganze Szenen hindurch konstant, die laufende Totalaufnahme ist kaum von Naheinstellungen unterbrochen, nirgends eine raffinierte Einstellung, nirgends Charakterisierung durch kühn herausgegriffene Details. Nirgends vollends ein souveränes Springen von Situation zu Situation — denn die Vorstellung, daß die Kamera frei ist von der Einheit des Ortes, der ihre Objekte in der Realität untertan sind, war eine Revolution, von der Chaplin bis heute unberührt ist.

Manchmal allenfalls — so wenn er mit dem Gesäß zum Zuschauer über der Reeling des Schiffes zappelt und jeder meint, er sei der Seekrankheit zum Opfer gefallen, und plötzlich dreht er sich um und hat einen Fisch geangelt — ist die besondre, durch die Blickrichtung der Kamera bedingte Perspektive zu einem witzigen Effekt ausgenutzt, der die photographierte Handlung nicht nur an sich sondern sub spezie einer spezifisch filmischen „Einstellung" in des Wortes doppelter Bedeutung erfaßt. Dies ist ein erster Schritt zur Emanzipierung des Filmstreifens von den realen Raumbedingungen des abgebildeten Objekts.

Um so wichtiger ist, daß diese Filme nicht veraltet sind oder veralten können. Die Mehrzahl der guten Filme, die ein paar Jahre alt sind, wirkt heute kindlich primitiv: man lacht über die Dürftigkeit der Lichteffekte und der Trickaufnahmen, über die ungeschickte Kriegsbemalung und die noch dicker aufgetragene Mimik der Darsteller — das macht: es handelt sich dabei um unvollkommene Versuche, zu einem Ziel zu gelangen, dem wir heute näher sind als vor fünf Jahren. Der amerikanische Groteskfilm aber, dessen Meister Chaplin ist, arbeitet nur mit Mitteln, die er beherrscht: die Kunstlosigkeit der Beleuchtung stört nicht, denn es kommt hier auf Beleuchtung nicht an sondern nur auf den Inhalt der Vorgänge, Schminke und Bärte stören nicht, denn hier wird bewußt bombastische Maskenkunst getrieben, und die Raffinements fortschrittlicher Montage können nicht vermißt werden, wo sie von vornherein nicht in die Kalkulation eingesetzt worden sind. Daher kommt es, daß hier, beim amerikanischen Groteskfilm, zum erstenmal — so wie bei den übrigen Künsten — der Fortschritt der Technik nicht Entwertung des Vorhergehenden bedeutet: so wie die Fresken eines Masaccio nicht wertlos geworden sind, weil man es heute besser versteht, eine hockende Figur zu zeichnen, so wird die vehementeste Entwicklung der Filmkunst nicht vernichten, was Charlie Chaplin und Buster Keaton, Fatty Arbuckle und Harold Lloyd geleistet haben.

In siebzig Jahren wird es ein Filmmuseum geben, und die Filmleute werden manchmal hineingehen und sich im kühlen Vorführungsraum, wo die besten Jahrgänge lagern, einen alten Meister zeigen lassen, der durch eine Expertise von Geheimrat Coogan als eigenhändig erklärt und im Kunsthandel auf hunderttausend Mark geschätzt ist; da werden sie eine Stunde auf ihren Sitzen zappeln und dann mit verdrehten Augen auf die Straße torkeln wie betrunkene Enten, und dann werden sie mit fehlerfrei synchronisierter sowie verschleierter Stimme einander ins wulstige Ohr flüstern: „Kunststück, ein echter Chaplin!"

Deutsch für Amerikaner von Kaspar Hauser

Dem Gast der Berliner Fremden-Ssiehsn in Züchten

Ankunft

Eingang verboten.

Ausgang verboten.

Durchgang verboten.

Herr Gepäckträger, tun Sie diese Koffer auf die leichte Schulter nehmen?

Ich werde mir einen Sonnabend daraus machen, mein Herr.

Ist jene Automobildroschke ledig?

Warten Sie, wir haben noch einen Golfhauer sowie zwei Hüteschächtel.

Dies hier ist Ihr Getränkegeld, ist es nicht?

Bezüglich dessen scheint es mir ein wenig wenig. (Sprich: „krieje noch fummssich Fennje!")

Autotreiber! Geh an! Ich ziehe das Christliche Hospiz vor!

Rauchen verboten.

Parken verboten.

Durchfahrt verboten.

Begrüßungen

Guten Tag, wie fühlen Sie?

Heute ist ein wahrlich feiner Tag, ist es nicht?

Sie sehen aus wie Ihre eigne Großmutter, gnädige Frau!

Darf ich Ihnen meinen lieben Mann vorstellen; nein, dieser hier!

Ich bin sehr froh, Sie zu sehen; wie geht es Ihrem Herrn Stiefzwilling?

Werfen Sie das häßliche Kind weg, gnädige Frau; ich mache Ihnen ein neues, ein viel schöneres.

Guten Morgen! (sprich: Mahlzeit!)

Guten Tag! (sprich: Mahlzeit!)

Guten Abend! (sprich: Mahlzeit!)

Danke, es geht uns gut — wir leben von der Differenz.

Im Restaurant

Bringen Sie mir eine Portion Zahnstocher sowie das Adressenbuch.

Das ist nicht mein Revier.

Meine Frau wünscht einen Wiener Schnitzer; ich habe Zitronenschleim gewählt.

Das ist nicht mein Revier.

Bringen Sie mir einen kokainfreien Kaffee.

Wir haben in Amerika die Verhinderung; bringen Sie mir daher eine Flasche eisgekühlten Burgunders, auch drei Gläser Whisky mit Gin sowie kein Selterwasser.

Das ist nicht mein Revier.

Auf dem Postamt

Dieser Schalter ist geschlossen.

Sie müssen sich auf den Hintern anstellen.

Ich erwarte schon seit Jahren eine größere Geldsendung.

Wo ist die Schaltung für freie Marken?

Wollen Sie so kindlich sein, hinten meine Marke anzulecken?

In dieser Telephonzelle riecht man nicht gut.

Hallo! Ich wünsche eine Nummer zu haben, aber der Telephonfräulein gewährt sie mir nicht.

Meine Näm ist Patterson; ich bin keine Deutsch; hier ist mein Paßhafen.

Im Theater

Geben Sie mir einen guten Platz.

Wir haben keine guten Plätze; wir haben nur Orchesterfauteuils.

Wird Ernst Deutsch diesen Abend spielen?

Wie Sie sehen, haben wir Festspiele; infolgedaher wird er nicht vorhanden sein.

Dies ist ein guter Platz; man hört nicht viel.

Von wem ist dieses Stück?

Dieses Stück ist von Brecht.

Von wem ist also dieses Stück?

Zeigen Sie mir die blaue Bluse der Romantik.

Des Nachts

Sie sind ein Süßherz, mein Liebling, tun Sie so?

Das ist mir zu teuer.

Ei, mein Fräulein, könnten Sie sich dazu verstehen, mich durch den Abend zu streifen?

In Paris gibt es solche Häuser; sie sind sehr praktisch.

Hätten Sie wohl die Gewogenheit, auch die Strümpfe abzulegen?

In Amerika tun wir so etwas nicht.

Dies ist wahrlich teuer; Sie sind ein Vamp.

Danke, meine Dame, ich habe schon eine Beziehung; sie (er) hat meine gänzliche Liebe.

Konversation

Er ist ein Stockchinese.

Du bist ein Wahlsachse.

Mangels einer Wäschemangel können jene Kragen nicht gewaschen werden.

Meinen Frau Gräfin nicht auch, daß dies ein rechtes Scheißwetter sein dürfte?

Die berliner Festspiele sind gute Festspiele; aber bei uns in Amerika haben wir die größte Tomatenexportehschn von der Welt.

Leihen Sie mir bitte Ihren linken Gummischuh!

Ich habe einen guten Charakter zuzüglich eines Bandwurmes.

Jener Funkturm ist niedlich.

Bitte zeigen Sie mir den berliner Verkehr.

So habe ich es nicht gemeint.

Dieser Löwe macht einen so zusammengeschmetterten Eindruck.

Ich spreche schon geflossen deutsch; nur manchesmal breche ich noch etwas Rad.

Nach Börlin besuchen wir noch Europa, Persien und Heidelberg, aber am 4. September, acht Uhr erste Minute werden wir New York anfahren. Good-bye —!

Vortragsplatten von Hans Reimann

Ein etwas armseliger Ausdruck für Platten, auf denen jemand singt oder spricht. Kabarett zuhause. Heimtingeltangel. Und ein Stückchen drüber hinaus.

Geschworene Grammophon-Fanatiker bringen sich eher um, als daß sie etwas nicht kennen. So gehört es sich, die obskursten Platten der Sophie Tucker zu besitzen. Das ist eine Frau mit sehr unfraulicher Stimme, die legt ihre Seele bloß und schreit es in viele Winde, eine Art Frau Hiob, der Parallelfall zur Niobe, die Hiobe, hadernd mit Gott, anklägerisch und melancholisch oder gar tragisch umschattet und oft von einem geistesgestörten Orchester begleitet. „After you 've gone" und „I ain't got nobody" (Odeon 4099) ersetzt den Monotonfilm und kann nur geschätzt werden von Leuten, die der Tucker wohlgesonnen sind. Und bei leiser Nadel. Gershwins „The man I love" (Odeon 4096) und hintendrauf etwas Petomanisches wirken erregend durch zaesurengesperrte Unaufhaltsamkeit und Hingabe der Tucker. Eine große Frau. Die Stimme der Vaughn de Leath läßt Unkundige auf einen Mann schließen; Ruth Etting macht es am süßesten; und von den William sisters gibt es bisher unerreichte Vortragsplatten. Die Trix sisters, auf dem Podium teils sommerlich, teils herbstlich, haben im Grammophon wahre Frühlingsstimmen. Sie zwitschern naiv wie kaum erwachte Vöglein. Columbia 3914 ist nach wie vor ihre schönste Leistung („Ukulele lullaby"), 3915 und 5031 kann man seinem Stammhalter in der Wiege zum Einschlummern bieten, und die jüngste (5236) — alle mit leiser Nadel bitte! — strotzt von entzückender Doofheit. Raquel Meller hingegen erweist sich auf ihren Platten als Bluff, und auch das Goldetikett rettet den maßlos überschätzten Star keineswegs aus den Niederungen plattester Langweiligkeit. Fritzi Massary holt (auf Electrola EH 249) das Blau vom Himmel und ist andrerseits eine anständige Frau Lehàrs. Sie wimmelt von Nuancen und hütet sich trotzdem vor einem Zuviel. Er-arbeitet und gefeilt, ohne daß mans spürt. Erstklassiges Orchester, erstklassige Artikulation, erstklassige Stimme. Und auch die Stimme ist erarbeitet. Von der Trude Hesterberg sind zwei Platten erschienen (Electrola EG 1117 und 1127). Die erste enthält Tucholskys „Die Herren Männer" und Mehrings „Kleine Stadt". Allerbestes Kabarett. Tucho wurde von Holländer vertont à la Rummelplatz, Walterchen von W. R. Heymann, und da ist schlechthin ein Volkslied draus ge-

worden. Was hat die Hesterberg ein großes Register! Was hat sie echtes Gefühl, ja Herzlichkeit! Was kann sie duftig sein und reich an Zwischentönen wie die Erika Gläßner oder die Ida Wüst! Der Schluß preßt dir Tränen heraus. Und diese sympathische, warme Stimme! Die zweite Platte enthält nette „Kleinigkeiten" Schwabachs und Rebners ungemein witziges „Loblied auf Italia" mit einem taktvollerweise nur ein Mal geknödelten Refrain. Und beide Platten sind so saftig, so echt, so pointiert, daß einem leid tut, wer die Hesterberg, die wirklich ein ganzer Kerl und dabei ein ganzes Weib ist, nicht gerne mag. Bestellt telephonisch: EG 1117 und 1127! Unsre Claire Waldoff liegt in diversen Nouveautés vor, doch auch die alten sind nicht von Pappe. Sämtlich Parlophon. Da wäre B 12 015: „Einmal lebt man nur" und das besonders hübsche, textlich prächtige „In Weißensee träumt eine alte Pappel"; B 12 032: „Hermann heeßt er" und „Kannst du mir denn noch ein bißchen leiden?"; B 12 042: Roellinghoffs Gedicht (ohne Musike) vom Schlips im Kohlenkasten (mit einem geseufzten Postscriptum) und ein gewisser Emil mit Prosa-Vorspann; und B 12 052: die Harfenjule und „Er ist nach mir ganz doll". Und das ist mehr als Couplet, was die Claire zustande bringt. Das sind Manifestationen der berlinischen Volksseele. Wie Frauen, die von „Fetzen" sprechen, um ihre Leidenschaft zu Kleidern zu bemänteln, — oder wie Max Adalbert, der mit „Bengel" und „Lümmel" herumwirft, um nicht weich zu werden: so feldwebelt die Claire ihre kaschierten Gefühle mit drastischer Pelle, und hie und da kuckt doch wie durch eine geplatzte Naht das nackte Herz. Vom „Blauen Vogel" Jushnys liegen vier Parade-Nummern vor: „Der Leierkasten" (Parlophon P 9297), frei nach Blandine Ebinger, zeugt weder von Wachsbleichheit noch von sonnelosem Hinterhaushof, und „Die Kosaken" bedürfen des Bildes, um zu gefallen; kleine, absichtliche Trübungen der Gesangskurve erwecken weniger Lustigkeit als Befremden. Aber „Die Zwerge" (Parlophon P 9299) sind trefflich geraten; Fragezeichen werfen sich in den Gang der Taktteile, die sich scheinbar durchdringen; metallische Seidenfäden wabern und schwellen zu Telegraphendrähten; sechs Takte gleichen sich wie ein Ei dem vorhergehenden; auch Leo Fall, der Mähre, liebte die Wiederholung irgend eines vorbereitenden oder nachgeschickten Taktes; dann kündet sich ein Niesenmüssen an, das Niesen erfolgt und hat einen Wechsel der Tonart zur Folge, dann wird die Sache pathetisch, dann wird ohne jeden zwingenden Anlaß immer der zweite Taktteil betont, dann automobilt die Bande akustisch davon, und zum Schluß sackt die Bescherung in sich zusammen wie eine Disharmonika.

Auf Odeon wie auf Grammophon kann man deutsche Revellers hören. Nachgemachte. Bei Odeon heißen sie „Comedian Harmonists", und bei Grammophon sind sie aus Paprikafrika und nennen sich „Abels". Die Comedian Harmonists singen „Wenn der weiße Flieder wieder blüht" und „Ausgerechnet Donnerstag", und daraus wird eine tückische Parodie auf Robert Schumann, ungewollt grotesk und reif für die schwule Diele. Dabei singen die Herren rein und füllig und voller Schmelz. Ach ja, wenn der Text englisch wäre! Die Abels schenken uns das schöne Lied „Jeannine" und den sentimentalen Reißer „Er ist nur Barspieler", doch das muß von einer Frau dargeboten werden, und (Grammophon 22 036) eine flüssige, runde Geschichte namens „Baby, du hast dich verändert!" nebst der Belehrung, daß Tränen heute sehr modern — — und ein Egon Friedell des übernächsten Jahrhunderts wird es bequem haben, uns zu analysieren, die wir zeitgenössische, streng mondaine Lyrik exekutieren und stahlbadbedürftige Nerven darinnen baden. Die Revellers — unimitierbar, wie sie sind — werden nie in Deutschland auf Kehlen gefüllt werden. Par Lindström A 5417 singen dich Clowns an: Cogert and Motto, zwei meschuggene Hengste. Wer Närrisches schätzt, lege sich die Platte zu. Man macht damit der Großmama

eine schlaflose Nacht. Ein Stück gute, alte Zeit ragt in Otto Reutters Werken zu uns herüber. Seine mit „Plaisier" und „eklatant" und harmlos-gerissenen Füllwörtern des Reimes wegen gespickten Couplets sind nicht jedermanns Gusto. Ich bekenne freimütig, daß für mich Otto Reutter einen von Ludwig Richter entworfenen und von Zille sanft übermalten Klassiker darstellt. Wenn er vor seinem Häuschen sitzt (Grammophon 20 303) und feststellt, daß uns auch im Kleinen die Welt sehr jroß erscheinen kann, oder (Grammophon 20 869) sich über jarnischt mehr wundert und anderseits die Frauen reizend (mit abgebogenen Endsätzen und schelmisch umkippender Melodie) findet, dann lacht man sich schief über die dicken und zielsicher angebrachten Pointen. Von Karl Valentin kenne ich sechs Platten, darunter drei ausgezeichnete. Der berühmte „Zufall" vom Radfahrer benebst dem Diebstahl aus den „Vorstadtmusikanten" (wo eine Replik Valentins fehlt — an der Stelle: „Das erfordert der Anstand!" brummt er manchmal: „Hab keinen!") sind auf Odeon O 2496 lebensgetreu reproduziert, und O 2533 bewahrt das an Hasse Zetterströms verzwickt-einfache Logik erinnernde „Aquarium" sowie einen auf Grundlage eines bemängelten Schlagers aus verwichenen Tagen („das dort gewohnet hat!") veranstalteten Spaziergang durch den Zoo. Auf Homocord (4-2923) scheint er mir am echtesten und deftigsten. „Valentin singt und lacht selbst dazu" heißt die Platte, auf der er wahrhaftig selbst dazu lacht, und zwar so, daß man wahrhaftig selbst dazu lacht, ohne eigentlich dazu zu lachen, weil es einen ganz leicht gruselt, wie es einen auch bei Chaplin zuweilen gruselt, wenn das Lachen aus den Pantinen kippt. Auf den übrigen Homocord-Platten tritt er ebenfalls mit Lisl Karlstadt auf, die leider viel zu rasch spricht und kaum zu verstehen ist, obwohl sie sich hörbar bemüht, gleich ihrem Partner ein veredeltes Bayerisch, ein sozusagen geschorenes Gschertes zu reden. Man hört Valentins eigenhändiges Trompetenblasen und einen recht primitiven Salat der Lisl, die wie aus einer Röhre heraus die schauerliche Ähnlichkeit zwischen Bayerisch und Chinesisch beweist; man hört den hinter einem Kulissenspalt befindlichen Valentin aus der Hölle predigen und die Lisl ein mißlungenes Ratschkatl-Couplet singen; man hört Valentin den Bericht über einen Theaterbesuch hersagen, wie ein braver Knabe einen Schulaufsatz hersagt (das Wort „Brausebad" fällt ins Wasser); und man hört die Lisl zu täuschend imitierten Oktoberfest-Geräuschen Phänomenalien anpreisen. Erscheinen Valentin und die Karlstadt bei Homocord, so Layton and Johnstone bei Columbia. Ihre Perlen sind: S 3 („In Buenos Aires"), S 11 („My blue heaven"), S 18 („She's a great great girl"), 4408 („Pretty little sing"), 4547 („Me and jane in a'plane"), 4865 („Oh Doris, where do you live?", der über mir wohnenden Anita Dorris gewidmet), 5014 („After my laughter") und 5239 („Jeannine" und ein Klavier-Solo auf der Kehrseite). Sie gehören ins Zimmer und nicht in den Saal, wo sie aus dem nämlichen Grunde versagen wie Jack Smith: sie singen für dich, ausschließlich für dich ganz allein. Der eine sitzt am Flügel. Der andre singt. Der eine auch. Sie können einzeln und zu zweit. Manchmal macht einer Echo. Das Klavier klingt wie ihre Stimmen. Ihre Stimmen klingen wie das Klavier. Und das Klavier zerlegt und zerstückelt seinen Part. Die Begleitung wird aufgeteilt. Hintereinander-Methode. Sie singen mit vollmundigen Stimmen freundliche, harmlose Dessins. Aus dem schwarzen Zillertal. Aus Oberniggerbayern. Schuhplatteliana aus dem fernen Westen. Mit Gefühl. Und am imaginären Weihnachtsbaum hangen die Synkopen.

Die Grammophon-A.-G. veröffentlicht unter der Marke „Polydor" jüdische Platten. Um sie zu würdigen, müßte man Alexander Granach aus Zaleszczyki hinzuziehen. Die Aufnahmen, samt und sonders von Julius Guttmann nebst Gefolge, sind prima. H 70 172:

„Hewel Hawulim“, eine hebräische Elegie, ein Fragment aus dem „Kaddisch“ mit dem Thema: „Das Leben ist ein Traum“; und „A Tojter“, in Form eines weisen Couplets die Frage beantwortend, wer als tot zu gelten hat. H 70182: „Steh of, mein Mann, es ist schon Tag!“ müßte von einem weiblichen Wesen gesungen werden; und „A halb Dutzend Waber“ im heitern Stil. H. 70188: eine Chaider-Szene (ohne Musik), in der die Schüler hebräisch lesen lernen, nicht weiter können und durch ihr Unterbrechen dem Lehrer und sich selbst Hand- und Mundhaben zum Kalauern bieten; und „Chusen aufrufen“, eine Szene mit einem jungen, hypernervösen Bräutigam, der sich beim Broche verheddert, bis sich die Verlobung in das jüdische Vaterunser auflöst. H 70190: „Tchines leinen“, ein Klären in Niggen und mit Weinen („Was ist die Klagemauer?“); und „Dybuk Batlonim und Rebbe“ oder: der Rabbi klärt den Kindern. Guttmann steht unheimlich schniefend und kurzatmig vor dem Hörer. Und zuguterletzt Al Jolson, der Jazz-Sänger, auf Brunswick A 7896 („Mother of mine“ und „Blue river“). Was er gibt, ist Sprechklagegesang, leidverklärt, von romantischen Tränen überträufelte Prairie-Auster aus dem Ghetto, mitunter hart vorm Knödeln, erotisierend, ein Ostjude in Nigger-Maske, echt und kernig von Organ, eine Bambushütte mitten in der Synagoge.

Hitler und Ludendorff werden derlei Platten nie hören. Aber wir möchten gern Hitler und Ludendorff auf Platten hören. Und den Doktor Marx und den Hermann Müller und den Polizeipräsidenten Zörgiebel, der kürzlich in einer Ansprache sechzehnmal „die Theaters“ sagte statt „die Theater“, weil niemand in seiner Umgebung den Mut hat, ihn zu korrigieren. Wir wollen nicht nur unsre Führer und Oberhäupter auf Schallplatten haben, wir wollen auch gemeingültige Reden und Toaste haben. Zur Kindtaufe, Hochzeit, Einsegnung und zum Begräbnis. Zum Stapellauf und zum Jubiläum. Die wollen wir haben. Erstens, weil es daheim angenehmer ist, und zweitens: weil das Grammophon schonungslos enthüllt. Ein reiches und gewaltiges Arbeitsfeld liegt den Schallplatten-Erzeugern zu Füßen. Gebt uns Hitler und Ludendorff! Gebt uns Denkmalsweihe und passende Worte zum siebzigsten Geburtstag!

Rudolf Rittner von S. J.

Zum sechzigsten Geburtstag

Er wirkte nicht durch das, was er tat, sondern durch das, was er war. Und er war so viel, daß er uns durch sein bloßes Da-Sein sechzehn Jahre fesseln und bezaubern konnte und wahrhaftig nicht zu befürchten hatte, uns in den nächsten sechzehn Jahren zu verlieren. Sein Wesen war so glücklich gemischt, daß es uns Sehnsucht und Erfüllung zugleich bedeutete. Für dieses Doppelwesen war die Stimme, die einen hohen Tenor und einen tiefen Bariton wie Trompete und Orgel, wie Klarinette und Cello vereinigte, der entsprechendste Ausdruck. Sie war satt und voll und fest und doch nie ohne feinste Vibration. Sie war der ganze Rittner: zwischen Muskelmännern und Nervenbündeln ein Mann mit Nerven. Einer, der nicht nur das Heimweh der Verzärtelung und Verfeinerung nach der verloren gegangenen Kraft und Schwere verkörperte, sondern bereits die kraftvolle Feinheit selbst. Oder doch wohl richtiger: die verfeinerte Kraft. Zuerst nämlich war der Bauer Rittner dagewesen, Rudolfs Großvater oder noch sein Vater. Breitsohlig auf seinem Boden, urwüchsig, unbeleckt, gestrafft und strotzend von eingebornem Mark und Saft. Das wäre für uns ein Anblick gewesen wie ein Acker, ein Baum, eine Land-

schaft, köstlich wie ein Naturbild, ein Naturereignis und endlich wie sie. Um uns ein dauerndes, ein unerschöpfliches Besitztum zu werden, mußte ein Rittner von des Gedankens Blässe angekränkelt und doch gesund erhalten, zerrissen und doch ganz erhalten werden. Es entsprang dieser reiche Mensch: seltsam, fugendicht und einmalig zusammengesetzt aus Naivität und Intellektualität, aus Nervosität und Derbheit, aus Germanentum und Slawentum, aus Dichter und Bauer, aus Musiker und Gaukler, von dessen Gauklertum wir nicht eher erfuhren, als bis er es unerträglich fand und kurz entschlossen von sich warf.

„Schaubühne“ 1914

Unterschreiber von Morus

Ein ausländischer Industrieller sagte mir kürzlich: Mit den Engländern braucht man nichts schriftlich zu fixieren. Die halten, was man mündlich verabredet hat. Sie sagen ja, und damit ist der Fall erledigt.

In Frankreich gilt nur das geschriebene Wort. Was man versäumt hat, sich schriftlich geben zu lassen, bekommt man nicht, und wenn es einem während der Verhandlungen zehnmal zugesagt worden ist. Und dieses Verhandeln! In Paris kann man alt und grau werden, bis man einen Vertrag unter Dach und Fach hat. Aber wenn er einmal unterzeichnet ist, dann ist er den Franzosen heilig, und kein Jota darf daran verschoben werden.

In Deutschland ist man immer schnell beim Unterschreiben. Kaum ist man in Berlin, hat man schon ein halb Dutzend Verträge in der Tasche. Aber nachher wird an dem Vertrag herumgedeutelt, ausgelegt und hineingelegt. Deshalb gibt es bei Verträgen mit Deutschen soviel Scherereien.

Übertragt dieses Urteil eines sehr erfahrenen und sehr wohlmeinenden Ausländers aufs Politische, und die innere Politik und ein guter Teil der Außenpolitik der letzten zehn Jahre ist erklärt. Nicht alles; wir wissen schon: es gab Verträge, bei denen wir nur die Wahl hatten zwischen Unterschreiben und Kanonen. Und da waren wir fürs Unterschreiben. Aber es gab in den letzten Jahren auch genug Verträge, zu denen uns niemand gezwungen hat, die wir selbst inspiriert haben. Angefangen mit Locarno. Das Volk der Dichter und Denker, denen der Sinn von Verträgen wichtiger ist als der Buchstabe, hielten Locarno für das Ende von Versailles. Die Oberdichter und Oberdenker verschwiegen, wo es nur ging, den Unterdichtern und Unterdenkern, daß in diesem Locarno-Vertrag der Vertrag von Versailles keineswegs aufgehoben, sondern in der Präambel ausdrücklich als Voraussetzung alles Weitern bestätigt war. Deshalb war man sehr erstaunt, wenn die andern, die die Präambel mitgelesen hatten, gelegentlich auf Versailles zurückkamen.

Ähnlich scheint es jetzt mit dem Young-Plan zu gehen. Bevor noch die Tinte des Pariser Vertrags trocken geworden ist, hat sich in Deutschland schon eine neue Legende gebildet. Der Young-Plan, heißt es jetzt grade bei denen, die auf die unab-

hängigen Wirtschafts-Sachverständigen schworen, ist halt ein politischer Vertrag, für den die Politiker verantwortlich sind, auf die wirtschaftliche Erfüllbarkeit des Vertrages kommt es daher so genau nicht an. Das ist der Tenor all der Resolutionen, in denen die Wirtschaftsverbände zum Young-Plan Stellung nehmen.

Stellung nehmen ist für diese Haltung allerdings ein etwas kühnes Wort. Die Spitzenverbände der Wirtschaft, also die Berufsorganisationen der garantiert Sachverständigen, nehmen in der Art Stellung, wie die Mäuse, denen man auf der Spur ist: sie kriechen ins nächste Loch. Der Zentralverband des Deutschen Bank- und Bankiergewerbes sagt weder ja noch nein, „weil Deutschlands künftige Leistungsfähigkeit unberechenbar ist." Der Reichsverband der Deutschen Industrie ist um einen Grad deutlicher. Er behält sich zwar seine endgültige politische Stellungnahme vor, aber „bezüglich der wirtschaftlichen Bedeutung des Young-Plans steht der Reichsverband auf demselben Boden, wie bei seiner Stellungnahme zu den Leistungen auf Grund des Dawes-Planes. Die Art und Weise der bisherigen Aufbringung der Dawes-Zahlungen gibt keinen Anlaß, diese Ansicht zu ändern. In Übereinstimmung mit den deutschen Sachverständigen ist der Reichsverband der Ansicht, daß auch der Young-Plan dem deutschen Volke für eine lange Reihe von Jahren Lasten aufbürdet, die über die Leistungsfähigkeit der deutschen Wirtschaft hinausgehen. Wie aus dem pariser Gutachten hervorgeht, hat das Sachverständigen-Komitee sich wesentlich von politischen Gesichtspunkten leiten lassen."

Diese vorwurfsvolle Entschließung hat der Reichsverband der Deutschen Industrie gefaßt, nachdem sein erster Funktionär, Herr Kastl, Delegierter und Unterzeichner des Young-Plans, den heimischen Experten der Industrie einen ausführlichen Vortrag gehalten hat. Der Wortlaut der Kastlschen Belehrungen ist uns nicht bekannt. Herr Kastl, der sich sonst einer klaren Sprache befleißigt und dessen loyale Verhandlungsweise in Paris viel gerühmt wird, scheint sich in Berlin etwas undeutlich ausgedrückt zu haben. Er hätte vielleicht besser daran getan, vor der Abstimmung den Wortlaut des Young-Planes einmal vorzulesen, damit keine Mißverständnisse aufkommen. Im Young-Plan wird zwar an ein paar Stellen von politischen Rücksichten, politischen Faktoren und politischen Erwägungen gesprochen, die, ebenso wie beim Dawes-Plan, den Sachverständigen gewisse Grenzen gesetzt hätten. Aber im Gegensatz zum Dawes-Plan, der von seinen Urhebern selbst nur als ein Experiment mit ungewissem Ausgang hingestellt wurde, wird diesmal gar kein Zweifel daran gelassen, daß der Young-Plan eine wirtschaftlich begründete, endgültige Regelung ist, von deren Erfüllbarkeit die Sachverständigen überzeugt sind.

„Ohne guten Willen und ohne gegenseitiges Vertrauen", heißt es am Schluß des Young-Plans, „sind alle Vereinbarungen und alle Garantien wertlos. Wenn andrerseits unsre Vorschläge von allen Beteiligten mit gutem Willen angenommen werden, und die Welt in den schöpferischen Wert dieses

Übereinkommens Vertrauen setzt, dann kann vernünftigerweise kein Zweifel daran bestehen, daß die Vereinbarung voll erfüllt werden kann, und daß die beteiligten Länder einen höhern Stand wirtschaftlicher Stabilität und gegenseitigen Verständnisses erreichen werden als je zuvor."

Diese Sätze, die Herr Kastl mit seinem Namen gedeckt hat, lesen sich wesentlich anders, wie die einstimmig, also doch wohl auch von Herrn Kastl angenommene Resolution des Reichsverbandes. Das Märchenerzählen ist eine ansteckende Krankheit, und deshalb werden die Verbände, die noch nicht ihr Sprüchlein zum Young-Plan gesagt haben, gut daran tun, sich eine Handausgabe des Young-Plans zu beschaffen, bevor sie die Erklärungen des Reichsverbandes der Deutschen Industrie über das pariser Sachverständigen-Komitee nachbeten.

Die Unterscheidung zwischen dem wirtschaftlichen Nein und dem politischen Ja ist übrigens, wie man zur Entschuldigung der Wach- und Entschließgesellschaften anführen kann, nicht auf ihrem eignen Kunstdünger gewachsen, sondern ein Originalprodukt der Wilhelmstraße. Als die Not am größten und die Sprengung der Konferenz am nächsten war, kam Herr Stresemann auf die ingeniöse Idee, die deutschen Delegierten können doch gewissermaßen ihr Ich spalten. Sie sollen sich in einen Wirtschaftsexperten und in einen Politiker zerlegen. Der Wirtschaftsexperte brauchte dann nur Reparationen bis zu 1650 Millionen Mark im Jahr anzunehmen, und den Rest bewilligte der Politiker. Doktor Schacht hat in der Verteidigungsrede, in der er jetzt in München vor dem Industrie- und Handelstag seine Unterschrift zu begründen suchte, den Vorgang des Nähern beschrieben. Solange die deutschen Sachverständigen sich, nach den Richtlinien der Regierung, in ihren Zugeständnissen an die deutsche Leistungsfähigkeit halten sollten, konnten sie nicht über 1650 Millionen hinausgehen. Als dann jedoch die Reichsregierung den deutschen Sachverständigen freistellte, von den bisherigen Richtlinien abzugehen, wurde die Sache anders, und man konnte zwei bis zweieinhalb Milliarden unterschreiben.

Herr Schacht, der mit einer schönen Verve persönlich die Verantwortung für seine Unterschrift nimmt, läßt es dahingestellt, ob die Sachverständigen „den Plan unterschrieben haben aus wirtschaftlichen, politischen oder psychologischen Gründen." Aber ganz so großzügig kann man über die Motive der Unterschrift leider nicht hinweggehen, denn die Begründung ist im Plan selbst enthalten und bildet einen wesentlichen Bestandteil des Vertrages. Mit Politik und Psychologie ist da nichts zu machen. Klipp und klar ist darin gesagt, daß bei gutem Willen der Plan voll erfüllbar ist. Wer das einmal unterschrieben hat, muß auch nachher dafür einstehen. Aber wer es noch nicht unterschrieben hat, wie die Regierung und der Reichstag, der soll sich überlegen, ob er seine Unterschrift daruntersetzen kann. Die Welt geht auch weiter, wenn mans nicht tut. Aber was unerträglich wäre und Deutschland wieder in schweren Mißkredit bringen würde, das ist: erst unterschreiben und nach acht Tagen die Entdeckung, daß der Plan beim besten Willen nicht erfüllbar ist.

Bemerkungen

3 Rue Matignon

Am 12. Juni wurde am Sterbehaus Heinrich Heines in der Rue Matignon 3 eine Gedenktafel enthüllt, die folgende Inschrift trägt: Henri Heine est mort dans cette maison le 17 Février 1856.

Der Präsident des pariser Stadtrats und der Seinepräfekt sprachen. Die pariser Blätter wundern sich, daß die deutsche Botschaft keinen Vertreter entsandt hat. Wir wundern uns nicht.

Seit einiger Zeit sind in Frankreich Gedächtnistafeln Mode geworden. Überall, wo berühmte Persönlichkeiten gelebt haben, werden sie angebracht, um diese der undankbaren Nachwelt in Erinnerung zu bringen. Doppelter Vorteil. Erstens hebt man auf diese Weise in den Augen des Auslands das Prestige und damit die Kaufkraft eines Landes, das so viele historische Erinnerungen besitzt. Und zweitens hat man hierdurch die Möglichkeit, unter dem Vorwand, eine berühmte Persönlichkeit zu ehren, sich selbst Loblieder zu singen.

Das wäre ein ganz unschuldiges Spiel, wenn nicht meistens diese Zeremonien Gelegenheit zu Kundgebungen gäben, bei denen das Lächerliche sich mit dem Häßlichen streitet. Vor einigen Monaten ist diese „Ehre" dem Gedächtnis des Malers Daumier widerfahren. Es ist bekannt, daß Daumier sein ganzes Leben lang die Arbeitenden, die Unterdrückten, die Verstoßenen verteidigt und daß er mit einem tiefen Haß die Reichen und Mächtigen der Erde gehaßt hat. Was hätte er gesagt, wenn er gesehen hätte, wie ihm grade diese ihre heuchlerische Bewunderung darbrachten, und mit welchem Stift hätte er dieses groteske Schauspiel verewigt, bei dem ein Polizeipräfekt und ein Magistratspräsident das Lob eines revolutionären Malers verkündeten?

Die gleichen Überlegungen drängen sich auf, wenn man an die Zeremonie denkt, die soeben in Paris zu Ehren von Heinrich Heine stattgefunden hat. Wer wird denn in Wirklichkeit bei dieser Gelegenheit gefeiert? Der liberale Publizist, der gegen den Absolutismus und das Polizeiregime kämpfte, der Dichter, der in seinen Versen Dunkelmänner und Reaktion, Thron und Altar, Militarismus und Religion verhöhnte? O nein! Sondern der Liebling der pariser Salons, der „französischste der Deutschen." Man vergißt nur etwas: nicht das bourgeoise und reaktionäre Frankreich hat Heine verherrlicht, sondern das Frankreich der Barrikaden und der Revolution. Man vergißt, daß das Frankreich von 1929 nicht mehr das von 1793, 1830 und 1848 ist. Und wenn man dies das Land der Freiheit nennen konnte, so ist das durchaus nicht der Fall mit jenem. Und wenn Heinrich Heine schon zu der Zeit, als er seine „Französischen Zustände" veröffentlichte, sich so wenig sicher auf französischem Gebiet fühlte, daß er es ernsthaft erwog, nach London zu flüchten, um einer eventuellen Verhaftung durch die französische Polizei zu entgehen, wie wäre erst seine Lage im heutigen Frankreich gewesen unter dem Regime von Tardieu und Poincaré? Und ist es nicht in der Tat ein groteskes Schauspiel, einen Heinrich Heine von einem Lemarchand, dem reaktionären pariser Magistratspräsidenten, gefeiert zu sehen? Glücklicherweise war Herr Chiappe, der pariser Polizeipräfekt grade nicht in der Hauptstadt anwesend. Und so hat uns die Vorsehung die ungeheure Beleidigung erspart, diesen lächerlichen kleinen Mann seinen Mist vor dem Haus desjenigen abladen zu sehen, den seine Vorgänger bespitzeln ließen. Zur Erbauung des Lesers bringen wir hier das Signalement der französischen Polizei — die vor dem König von Preußen auf dem Bauch lag wie heute vor Mussolini — das sie am 21. Dezember 1844 dem preußischen Mi-

nister des Innern von Arnim anläßlich der eventuellen Verhaftung des Dichters übersandte: „Heine, Schriftsteller, 50 Jahre, mittelgroß, Nase und Kinn spitz, ausgesprochen jüdischer Typ." Man sieht, die Intelligenz der Polizei von 1844 stand in nichts hinter der von 1929 zurück.

Fügen wir noch hinzu, daß Heine so wenig sicher auf französischem Gebiet war, daß seine Ausweisung aus Frankreich nur an einem Haar hing, und ebenso die der gesamten Redaktion des ‚Vorwärts', an dem außer ihm Karl Marx, Engels, Arnold Ruge und andre mitarbeiteten.

Man könnte vielleicht sagen, daß Heine eine Pension von der französischen Regierung erhielt, und daß er deshalb Frankreich gehört. Aus diesem Kapital will man heute Zinsen ziehen. Aber man fragt sich noch einmal, was hatte der Mann mit denen zu tun, die ihn heute feiern, dieser Mann, der geschrieben hat: „Wenn wir es dahin bringen, daß die große Menge die Gegenwart versteht, so lassen die Völker sich nicht mehr von den Lohnschreibern der Aristokratie zu Haß und Krieg verhetzen, das große Völkerbündnis, die heilige Allianz der Nationen, kommt zustande, wir brauchen aus wechselseitigem Mißtrauen keine stehenden Heere von vielen hunderttausend Mördern mehr zu füttern, wir benutzen zum Pflug ihre Schwerter und Rosse, und wir erlangen Friede und Wohlstand und Freiheit."

Und was sagen die Vertreter der Ordnung zu einem Mann, der die Aufständischen von 1832 folgendermaßen besang: „Unglücklicher Lamarque! wie viel Blut hat deine Leichenfeier gekostet! Und es waren nicht gezwungene oder gedungene Gladiatoren, die sich niedermetzelten, um ein eitel Trauergepränge durch Kampfspiel zu erhöhen. Es war die blühend begeisterte Jugend, die ihr Blut hingab für die heiligsten Gefühle, für den großmütigsten Traum ihrer Seele. Es war das beste Blut Frankreichs, welches in der Rue Saint-Martin geflossen, und ich glaube nicht, daß man bei den Thermopylen tapferer gefochten als am Eingang der Gäßchen Saint-Merry und Aubry-des-Beuchers ... die nackten Tränen traten mir heute in die Augen, als ich die Orte betrat, die noch von ihrem Blute gerötet sind. Es wäre mir lieber gewesen, ich und alle meine Mitgemäßigten wären statt jener Republikaner gestorben ..."

Und diesen Mann habt ihr gefeiert? Warum wundern wir uns übrigens! Ihr habt schon Jaurès annektiert, warum nicht auch Daumier und Heinrich Heine? Ihr habt sie zu Lebzeiten gequält und beschmutzt, warum solltet ihr sie nicht durch euer Lob auch nach dem Tode noch beschmutzen? Ihr wißt, daß sie sich nicht mehr wehren können. Aber wie sehr irrt ihr euch, wenn ihr glaubt, dadurch den Geist der Revolution beschwören zu können! Heine wird es euch selber sagen: „Es sind Beschwörungsworte ... die viel mächtiger sind als Geld und Flinten, Worte, womit man die Toten aus den Gräbern ruft und die Lebenden in den Tod schickt, Worte, womit man die Zwerge zu Riesen macht und die Riesen zerschmettert, Worte, die eure ganze Macht zerschneiden wie das Fallbeil einen Königshals."

Zum Schluß einen Rat. Da man schon einmal dabei ist, Erinnerungstafeln aufzuhängen, könnte man doch auch an dem Haus, in dem Ludwig Börne starb, und an dem, das Karl Marx 1844 in Paris bewohnte und wo er in großen Zügen den historischen Materialismus bearbeitet hat, welche anbringen. Wir erwarten mit Neugier die Reden, die bei dieser Gelegenheit der Minister des Innern, Tardieu, der Polizeipräfekt Chiappe und der unvermeidliche Magistratspräsident Lemarchand halten werden.

Und dabei heißt es immer, daß in Frankreich Lächerlichkeit tötet!

Marcel Olivier

Wien und Berlin

In Wien erscheint das Verbandsorgan der sozialistischen Studentengruppen Deutschlands und Oesterreichs, die ‚Sozialistisch-Akademische Rundschau', ein Blatt, zwar nicht so munter und blitzend geschrieben wie der ‚Schulkampf' unsrer sozialistischen höheren Schüler (dessen Edeldenunziationen gegen ein ausrottenswertes Paukerpack ich jeden Monat selig schleckre), aber doch recht lesenswert. Zum Beispiel enthält die letzte Nummer (II/6) einen, leider anonymen, Essay „Grenzschichtenbewegung' (über das Verhältnis zwischen manuellem und intellektuellem Proletariat), den ich mir an beobachteter Stelle wünschte; so Kluges ist über diese heikle und wichtige Frage seit langem nicht gesagt worden. Die wiener linken Studenten analysieren aber nicht nur, sie kämpfen auch. Ich will einen winzigen Ausschnitt aus diesem Kampf hier mitteilen; zu bestimmtem Zweck.

Das Rektorat der Technischen Hochschule Wien hat im vorigen Sommer den sozialistischen Studentenverbänden mitgeteilt, sie bekämen keine Anschlagbretter mehr, weil in ihren Satzungen als Vereinszweck „die Propagierung der sozialistischen Weltanschauung und Gesellschaftsauffassung" angeführt sei. Nun gibt es keine ungeistigere, keine rohere, keine schmierigere Methode, politisch mißliebige Kreise an den Hochschulen niederzuzwingen als die, ihnen das schwarze Brett zu entziehen. Wenn Professoren, sogenannte Kulturträger, so verfahren, dann hält man sich die Nase zu. Waren die wiener Studenten wehrlos? Nein. Was taten sie? Sie errichteten vor der Technischen Hochschule, auf nicht mehr akademischem Boden, einen Anschlagkiosk! Die Sache machte Eindruck; Wien sprach davon; der Professorenklüngel lief blau an; die Schikanen, mit denen er erwiderte, blieben wirkungslos. Die roten Studenten der wiener ‚Technik' plakatieren heute das ihnen plakatierenswert Erscheinende an auffallenderer Stelle als alle ihre völkischen und klerikalen Kommilitonen. Herrlich!

Aber wie war das möglich? Und wäre Entsprechendes auch bei uns möglich? (Jetzt ahnen Sie, warum ich den kleinen Vorfall mitteile.) Es war möglich, weil Wien von energischen Sozialisten verwaltet wird. Der Kiosk wurde auf wiener städtischem Territorium errichtet; der Magistrat von Wien freute sich, den roten Studenten helfen zu können; er stand ihnen in ihrem Kampfe bei — zumindest: er leistete keinen Widerstand; er machte keine Schwierigkeiten. Nun stelle man sich das bei uns vor! Einen analogen Konflikt an der Universität; unsre roten Studenten, bemüht, sich einen Anschlagkiosk neben dem Denkmal des Alten Fritzen zu bauen. Gibt es in Berlin einen einzigen Menschen, der glaubt, sie erhielten die Genehmigung? Da käme die Verkehrspolizei, da käme das Bezirksamt, da kämen fünfmalhunderttausend Teufel mit Brille und erigiertem Paragraphen; die schwarzrotgoldne Bureaukratie stützte die schwarzweißrote Infamie.

Und weil die Dinge bei uns so liegen; weil die Sozialdemokratie hier, selbst wo sie an der Macht ist, keineswegs an der Macht ist, sondern nur an der Krippe, und gar nicht daran denkt, sich mit der Macht anzulegen, — darum bedeutet in Deutschland Koalition nichts anderes als: das geglückte Manöver der Bourgeoisie, ihre Untaten durch die Sozialdemokratie dekken zu lassen. Während in Wien, immer unter der Herrschaft der kapitalistischen Gesellschaftsordnung, die sozialistische Stadtmehrheit (Berlin hat auch eine!) längst folgendes durchgesetzt hat:

Kein wiener Kind wird auf Lumpen geboren. Jede Mutter erhält nach der Geburt des Kindes eine vollkommene Wäscheausstattung.

Im Jahre 1927 gewährten nagelneue Gemeindehäuser dreißigtausend Familien Unterkunft; bis 1931 werden weitere fünfunddreißigtausend Wohnungen gebaut sein.

Glänzende städtische Einrichtungen: Kindergärten, Jugendheime, Krankenhäuser, Luft-, Sonnen-, Schwimmbäder, sorgen für das körperliche Wohl der Bevölkerung; die schönste, größte, vollkommenste Badeanstalt Europas liegt mitten in einem Arbeiterviertel Wiens: das Amalienbad.

Die Mieten sind nicht aufgewertet; die Bewohner leben in ihren alten Wohnungen fast mietzinsfrei.

Die Tarife für Gas, Elektrizität, Wasser, Verkehrsmittel sind niedrig.

All das hat Wien in erster Linie seinem Finanzdezernenten, Doktor Breitner, zu danken. Er nimmt das Geld rücksichtslos Denen ab, die es geben können. Er ist kein Revolutionär, aber ein rüstiger Verwirklicher schon unter dem schlechten Gesamtsystem verwirklichbarer guter Einzeldinge.

Bei uns haben wir die hochroten Revoluzzer mit ihrer Wurstigkeit gegen reale, wenn auch provisorische Fortschritte des Tages, und die rosaroten Quietisten. Auch in Berlin, auch in Preußen, sogar im Deutschen Reich regieren ja Sozialdemokraten. Wer unter ihnen ist ein Breitner? Herr Hilferding hat sich noch nicht einmal bemüßigt gefühlt, der bürgerlichdemokratischen Wahlkampfforderung Genüge zu tun: das Recht der inflationsgeschädigten greisen Kleinrentner durch Gesetz festzustellen. Seine einzige Tat bis heute: die sattesten Verdiener und Großrentner von der Steuerpflicht befreit zu haben.

Das ist der Unterschied zwischen Wien und Berlin: Berliner Sozialdemokraten würden roten Studenten nie Raum für einen oppositionellen Kiosk gewähren!

Kurt Hiller

Schmelz, der Nibelunge

Arnolt Bronnens neues Gesicht ist hier von Ignaz Wrobel gezeichnet worden. Ich habe nur einen Zusatz vermißt: daß es das alte ist. Denn, wenn man da und dort liest, des „Dichters Haltung" habe viele „überrascht" — wen hat sie überrascht? Seine Verehrer. Nun, sie mußten ja nicht. Der exzessive, der neutönerische, der radikale Bronnen, war er ein andrer? Kam diese Tatkraft, dieser Sturmschritt der Affirmation,

dieser Büchnersche Unband, der sich Bordelle als Tummelplätze erkor und Böcke als Lustpartner, nicht direkt aus dem Kaufhaus des Westens her? War nicht schon Jung-Sexual-Bronnen ein Renommist? Trug Eros bei ihm nicht Wickelgamaschen? Und war dieses Stürmer- und Drängertum nicht bereits das umgestülpte Futter des Hakenkreuzlers? Nein, dieser Kopf hat sich nicht verändert; der Stahlhelm war seine vorbestimmte Zier.

Vorbestimmt — durch einen Tantalidenfluch. Ja, hören Sie die düstere Geschichte, vernehmen Sie, wie von Generation zu Generation ein an die Wand gemaltes Unheil immer mehr Gestalt annimmt.

Bronnen hieß einmal Bronner. (Das war um die Zeit, wo Arnolt noch mit einem „d" geschrieben wurde.) Die Bronners sind ein stolzes mährisch-ostrauer Geschlecht, dem Spirituosenhandel zugeneigter als dem Kriegshandwerk.

Ein Sproß dieses Hauses siedelte nach Wien über und wurde Deutschprofessor für mittlere Lehranstalten — wie ich bezeugen kann, keiner der mildesten. Er nahm es besonders mit den Interpunktionen sehr genau ... künftige Psychoanalytiker mögen untersuchen, inwieweit die revolutionäre Haltung seines Sohnes Arnolt in der Frage der Kommas und Semikolons als Protest gegen väterliche Fingerklapse zu bewerten ist.

Ferdinand Bronner (dies des Professors Name) wandte sich getreu dem spätern Beispiel seines Sohnes fünf Jahre vor dessen Geburt dem deutschen Drama zu. Er nannte sich zu diesem Behufe Franz Adamus und wurde daraufhin sofort von Hermann Bahr entdeckt, was bei einem Haar auch seinem Sohn passiert wäre.

Franz Adamus-Bronner, Jude, schrieb ein Drama, worin er seine Rassengesinnung dokumentierte. Es hieß „Schmelz, der Nibelunge". Wissen Sie, was darin — etwa im Geburtsjahr Arnolts — gezeigt wurde? Wie und warum Arnolt fünfunddreißig Jahre später einen völkischen Oberschlesienroman schrieb. Nämlich so:

Der Held des Stücks heißt Schmelz und ist Sohn eines braven Provinzjuden. Er kommt in Wien mit Couleurkreisen in Berührung, streift sein Judentum ab und tritt einer völkischen Burschenschaft bei, der „Nibelungia".

Eines Abends ist Fuchsenkneipe. Schmelz, der Nibelunge, pokuliert, reibt Salamander, fährt mit dem Händchen, ich meine Gläschen ins Unterland, frißt alle Juden gesotten und gebraten. Indem öffnet sich die Tür — und ein braver Kaftanjude tritt ein; Schmelz senior.

„Mein Sohn", ruft er ungefähr in Ton und Sinn, „Du bei den Rosches?"

„Papa", gellt des Jüngels Ruf zurück, „ich kenne dich nicht mehr!"

Zusammenbruch des alten Schmelz, Hallo der Kommilitonen, Ende der Nibelungen-Herrlichkeit.

Das ist der Inhalt von Franz Adamus-Bronners wackerm, vätertreuem Werk.

Nun sage mir einer, ob über dem Haus Bronnen nicht ein Tantalidenfluch liegt?

Anton Kuh

Aus dem Geschäftsleben

Das Warenhaus Karstadt, das sich soeben in Neukölln niedergelassen hat, drückt seine Genugtuung über diese Tatsache durch ein Reklameschlagwort aus: „Weltstadt, Großstadt, Karstadt!"

Ein Herr aus der Branche, der sich mit Karstadts Generalissimus, Kommerzienrat Schöndorff, nicht gut steht, variierte diesen Lapidarsatz folgendermaßen: „Rixdorf, Dalldorf, Schöndorf!"

*

Eine bekannte Autofabrik hat eine neue Marke geschaffen. In Fachkreisen heißen die Wagen: „Martin-Luther-Wagen".

Warum?

„Hier stehe ich, ich kann nicht anders ..."

Antworten

Republikaner. Dein republikanischer Reichsbund, eine Organisation, die bessere Tage gesehen hat, zeigte ihren heutigen Zustand neulich in einer Diskussion über Landesverrat. So etwa muß eine solche Aussprache im Stahlhelm auch sein. Als einer der republikanischen Exzellenzherren durch einen Zwischenruf unterbrochen wurde, wies der Vorsitzende das mit den Worten zurück: „Wir sind hier nicht in einer Volksversammlung, ich verbitte mir solche Zwischenrufe, wo doch die Herren Minister ihre Vertreter hierher geschickt haben." Allen Respekt vor der Majestät der Herren republikanischen Minister.

Justizpressestelle Berlin schreibt: „In Nummer 23 der ‚Weltbühne' vom 4. Juni cr. ist in dem Artikel ‚Graf Nayhauß' von Otto Seegen eine Besprechung des vom Grafen von Nayhauß-Cormons herausgegebenen Buches ‚Unschuldig zum Tode verurteilt' veröffentlicht. In diesem Artikel sind unrichtige Angaben über die Beteiligung des damaligen Hauptmanns der Reserve, jetzigen Kammergerichtsrats Jürgens an dem Strafverfahren gegen den Rittmeister Grafen von Nayhauß-Cormons enthalten. Hauptmann Jürgens ist weder der Untersuchungsrichter in dem Kriegsgerichtsverfahren gegen den Grafen von Nayhauß-Cormons gewesen, noch hat er mit dem spätern Kriegsgerichtsverfahren etwas zu tun gehabt. Hauptmann Jürgens hat nur als Leiter der Abteilung ‚Abwehr' des X. Armeekorps auf Befehl des Kommandierenden Generals den Grafen Nayhauß festgenommen und im Militärgefängnis Hannover abgeliefert, sowie die Wohnung des Grafen durchsucht und das dort beschlagnahmte Material dem Militärgericht in Hannover ausgehändigt. Alle Vernehmungen und alle spätern Untersuchungshandlungen sind von einem andern inzwischen ernannten Untersuchungsrichter vorgenommen worden. Da sich zunächst nicht übersehen ließ, ob nicht auch die Frau des Grafen an den Unternehmungen ihres Mannes im Ausland beteiligt sein konnte, hat Hauptmann Jürgens auf Befehl des Kommandierenden Generals die Gräfin Nayhauß-Cormons verhaftet und eingehend vernommen. Als sich aber bei dieser Vernehmung ihre Unschuld herausgestellt hatte, hat Hauptmann Jürgens ihre Haftentlassung nach wenigen Tagen erwirkt. Über die Vernehmung und Behandlung durch Hauptmann Jürgens hat die ehemalige Gräfin von Nayhauß-Cormons in einem Schreiben vom 8. 3. 1929 erklärt, daß Jürgens sie nicht bei ihrer Aussage irgendwie beeinflußt oder ihr gedroht habe, daß er im Gegenteil sie in der liebenswürdigsten Weise behandelt habe. Insbesondere erklärt sie es als eine freie Erfindung des Grafen Nayhauß-Cormons, daß Hauptmann Jürgens ihre Sehnsucht nach ihrem angeblich kranken Kind zur Erzielung eines Geständnisses oder unzutreffender Aussagen ausgenutzt habe. Auch sei das Kind damals nicht krank gewesen, und sie habe es in bester Obhut bei ihrer Mutter gewußt. Der damalige Landgerichtsdirektor Jürgens ist auch nicht wegen Mangels an Beweisen freigesprochen worden, sondern wegen erwiesener Unschuld." Die Behauptungen, gegen die sich die Justizpressestelle wendet, sind nicht von dem Verfasser des Artikels, Herrn Otto Seegen, aufgestellt worden, sie sind in dem Buch des Grafen Nayhauß enthalten. Die Berichtigung wendet sich an die falsche Stelle.

Frau Oberstudiendirektor Elsa Matz. Sie, Reichstagsabgeordnete und Mitverfasserin eines Kommentars zum Schmutz- und Schundgesetz, haben, wie in Hilde Walters Aufsatz erwähnt ist, auf dem Frauenkongreß durch eine unangebrachte Rede gegen die Schuldlüge einen peinlichen Zwischenfall hervorgerufen. Es scheint überhaupt Ihre Art zu sein, dem Vaterland eine vorlaute Stimme zu leihen, wo es

nicht hingehört. In der berliner Mädchenschule, deren Direktorin Sie seit kurzem sind, umrahmen Sie selbst kleine Besprechungen über die Unterbringung der Fahrräder im Keller mit der Absingung von Strophen des Deutschlandliedes, Sie predigen gegen den Bubenkopf, säuseln vom Ideal der deutschen Frau und schmettern nach Beendigung jeder Schulfeier durch die Aula: „Die Schülerinnen marschieren jetzt zum Unterricht!" Sie eignen sich nicht zur Heranbildung freiheitlich denkender Frauen. Sie sollten unter Absingung patriotischer Hymnen auf einen Ruheposten in eine Kadettenanstalt abmarschieren. Da passen Sie hin.

Standesbeamter. Max Jungnickel schreibt in Nummer 25 des ‚Deutschen-Spiegels': „Namengebung kann Schicksalssache sein. Ein Name kann der Stern des Kindes werden, kann wie ein Senkblei in die Seele fallen, bis er auf dem Seelengrunde zum Kompaß für den Lebensweg wird. Namen sind tiefe Symbole, sind Schild und Speer, Würfel und Segen und Himmelslicht." Daher der Name Jungnickel.

Filmfreund. Sie sind, nicht einmal durch die abscheulich geschmacklosen Plakate abgeschreckt, in den Ufapalast zu „Submarine" geeilt, weil die Ankündigung einen „Tonfilm" verhieß, und ärgern sich nun, weil Sie außer der synchronisierten Begleitmusik nur gelegentlich ein heiseres Gerassel gehört haben, das ebenso gut von einem draußen vorbeifahrenden Autobus stammen konnte. Sie erklären das für unlautern Wettbewerb und fordern mit Recht, daß künftig synchronisierte Filme öffentlich nur dann als „Tonfilme" angezeigt werden dürfen, wenn sie mehr bieten als das, was bisher die lebendigen Orchester besser geliefert haben.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 77 57. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Republikanisch oder kosakisch?

von Carl v. Ossietzky

In hundert Jahren, so sagte Napoleon Bonaparte, wird Europa republikanisch sein oder kosakisch. Die hundert Jahre sind reichlich um, und wenn wir uns heute umblicken und Europa noch immer nicht ganz kosakisch finden, sondern die zwei Prinzipien in einem noch immer nicht entschiedenen Kampfe, so ist das, alles in allem, eine Wirkung der vielgeschmähten Friedensverträge von 1919.

Diese Verträge sind keine Meisterstücke. Sie wimmeln von lokalen Ungerechtigkeiten; die Grenzziehungen zeugen oft von Willkür, öfter noch von ethnographischer Ahnungslosigkeit. Vor allen Dingen aber sind sie dem Besiegten in ungewöhnlich schroffen und unhöflichen Formen offeriert worden. Clemenceau, dieser Dämon des Hasses, mußte seinen Triumph bis zur letzten Nuance auskosten. Aber ein Jahr später schon war dieser unerbittliche Sieger ruhmlos in Pension geschickt. Ganz richtig erkannte sein Volk, daß der Mann, den es eben noch bekränzt hatte, eine Gefahr für die Zukunft bedeuten würde. So wurde der Alte verabschiedet. Es war der erste Sieg des europäischen Geistes nach dem Krieg, und keine stärkere Tat zum Abbau des Hasses zwischen Deutschland und Frankreich ist seitdem geschehen. Frankreich verstieß seinen Sieger. Vergeßt es nicht in Deutschland!

Es soll hier nicht die Frage aufgeworfen werden, ob wir nicht bessere Friedensbedingungen erzielt hätten ohne die stumpfe Obstruktionspolitik des ersten republikanischen Außenministers. Genug, Brockdorff-Rantzau las in Versailles seine ohnmächtige Verwahrung sitzend vor, und für diese von Alldeutschlands Unverstand beklatschte Demonstration hat das Deutsche Reich fünf Jahre lang vor dem Gesindeaufgang der Weltpolitik stehen müssen. Erst der verlorene Ruhrkrieg zeigte wenigstens den republikanischen Parteien, daß ohne Erfüllung des Friedensvertrages Deutschland in Stücke gehen würde.

Von dieser Einsicht aus dem Zwang der Verhältnisse bis zur leidenschaftslos vernünftigen Betrachtung ist aber noch eine große Strecke. Noch immer machen sich jene mondsüchtigen Deklamatoren breit, die in der Wahnvorstellung leben, mit der Beseitigung des Artikels 231 — der sogenannten Schuldlüge — könnte der Vertrag vom ersten bis zum letzten Blatt ungültig gemacht werden und Deutschland seine „widerrechtlich entrissenen Gebiete", seine Kolonien etcetera zurückverlangen und die Zahlung der Reparationen einstellen. Wie lautet denn dieser ominöse Paragraph? „Die alliierten und

assoziierten Regierungen erklären und Deutschland erkennt an, daß Deutschland und seine Verbündeten als Urheber aller Verluste und aller Schäden verantwortlich sind, welche die alliierten und assoziierten Regierungen und ihre Angehörigen infolge des ihnen durch den Angriff Deutschlands und seiner Verbündeten aufgezwungenen Krieges erlitten haben." Wenn sich selbst ein Mann wie der greise Delbrück einbildet, hier sei der Punkt, von dem aus sich die 440 Artikel aus den Angeln heben lassen, so kann man nur bedauernd sagen, daß die verdienstlichen Elemente seines langen Wirkens in diesem Falle leider durch einen partiellen Unverstand ernsthaft überschattet werden. Wie kann man aus einem klaren Text solche Mysterien herausklauben? Denn in diesem Artikel steht nur, was schon vor zehn Jahren beweisbar gewesen ist und was auch heute nicht erschüttert werden kann. Es ist manches leichtfertig Gearbeitete in dem Vertrag, aber diese Sätze sind ganz vorzüglich abgedichtet gegen skeptische Einwände. Denn sie geben nicht mehr wieder als die schlichte und unbestreitbare Tatsache, daß Deutschland und seine Verbündeten angegriffen haben. Ob der Angriff von den Kabinetten in Berlin und Wien provokatorisch gemeint war oder ob man sich nur durch Ungeschick das Odium erwarb, angreifende Partei zu sein, das war 1919 ebensowenig wie 1871 eine Frage, die paritätisch geteilt wurde. Das zu untersuchen, ist Sache der historischen Forschung, bestenfalls ein Lernstoff für die kommende Generation, dieselben Dummheiten nicht zu wiederholen.

Zehn Jahre nach Versailles sollten wir uns nicht mehr gegen einige schmerzliche, aber auch ganz klar liegende Erkenntnisse sträuben. Bei den Fahnen der Andern war die bessere Sache. Wir sind nicht nur unterlegen, weil „alle gegen uns waren", sondern weil auf der andern Seite für ein paar Ideen gekämpft wurde, die wohl geeignet waren, Völker zu entflammen, während der deutsche Kriegsgeist nichts enthielt als eine phantastische Mischung von Unschuldsgefühlen und unregulierbaren Eroberungsgelüsten. Niemand hat im Kriege enträtseln können, was man sich unter dem vielberedeten „deutschen Frieden" zu denken habe, und heute ist das ebenso unmöglich. Aber wenn wir versuchen, aus den bekanntgewordenen Dokumenten, Reden und Pressewünschen die Summe zu ziehen, so ergibt sich etwa das folgende Bild: das siegreiche Deutschland hätte ohne Zweifel Stücke von Belgien annektiert, wenn nicht das ganze; im Baltikum wären Sekundogenituren deutscher Fürstenhäuser aufgemacht worden, in Polen, vielleicht auch in Serbien, hätten es sich die Habsburger bequem gemacht, das Elsaß wäre am Ende doch dem bayrischen Königreich einverleibt worden. Kein konstruktiver Gedanke, kein Plan eines europäischen Systems lebte in der damaligen Führerschaft Deutschlands, keine Vision eines künftigen Europa, wie sie

Wilson, der in der Aktion Versagende, doch im Hirn getragen hat. Mehr Land, mehr Kolonien, mehr Rohstoffe, mehr Reichtum — das war das deutsche Programm! Ein Sammelsurium hohenzollerisch-habsburgischer Lehnsstaaten, dazu, als natürliche Folge, die verrücktesten Ejakulationen des sieggeschwollenen Militärpreußentums mit seinen antidemokratischen Doktrinen — das hätte die Welt ertragen sollen, ohne nicht zwei, drei Jahre später wieder zu den Waffen zu greifen? Wer glaubt denn, daß die von Deutschland auferlegten Friedensverträge Bestand gehabt hätten? Republikanisch oder kosakisch, Freiheit oder Knutenautorität? Darum ging es in den vier Kriegsjahren. Das hat auch der Zarismus erfahren müssen. Ungeschick der deutschen Außenpolitik, Vabanquespiel seiner eignen Diplomatie hatten ihn an die Seite der Demokratien geführt. Er wollte ganz folgerichtig als Erster den Krieg liquidieren, um zu den in den Maximen verwandten Kaiserreichen zurückzufinden. Er ist dabei zerbrochen.

Die Entente hatte nicht nur die frischeren und bedeutenderen Männer, sie hatte auch die stärkeren geistigen Anziehungskräfte. Die Entente hatte das Wilsonprogramm von der Befreiung der kleinen Nationen und das Völkerbundsprojekt. Eine wahrhaft geniale Kombination von nationalen und internationalen Gedanken! Das sicherte ihr eine ungeheure Überlegenheit gegenüber Deutschland, wo man nichts zu präsentieren hatte als die Ehrgeize und Appetite des albernsten Nationalegoismus. Es hat bei uns vor dem Kriege nur ein paar Nachdenkliche gegeben, die sich den Kopf zerbrochen haben über die Zukunft unsrer nationalen Minoritäten, und über die höchst verwickelten österreichischen Dinge gab es überhaupt keine Spezialisten von Einfluß. Im allgemeinen hoffte man, daß der alte Franz Joseph die Probleme seines Staates überleben würde. Aber selbst diese Erwartung hat der hohe Verbündete nicht erfüllt, und schon mit dem ersten Kriegstage zerbrachen ein paar Sprossen der habsburgischen Völkervolière, und die Vögel flogen nacheinander aus. In dem Augenblick, wo es Masaryk und Benesch gelungen war, die Ententemächte von der Notwendigkeit der Auflösung des Habsburgerreichs zu überzeugen, war für die der Krieg auch gewonnen. Denn jetzt gab es endlich eine Vorstellung von der künftigen Verfassung Europas. Die Andern hatten einen festen Plan, während bei uns ziellos über sogenannte Kriegsziele orakelt wurde. Und es darf auch nicht vergessen werden: die Entente hat ihr Wort gehalten. Sie hat das Wilsonprogramm erfüllt, sie hat der Bildung der neuen Staaten nichts in den Weg gelegt, sie hat den Völkerbund geschaffen.

Es ist beklagenswert, daß der Versailler Vertrag in Deutschland immer nur mit dem Wortschatz eines etwas abgestandenen Nationalismus behandelt wird. Auch dort, wo man

das gemeingefährliche Hugenbergspiel nicht mitmacht, kann man doch die schon stereotyp gewordene Versicherung nicht unterdrücken, daß „das deutsche Volk diesen Vertrag innerlich niemals anerkennen werde". Das klingt, wie gesagt, nicht mehr sehr frisch und erinnert lebhaft an den Lapidarsatz, mit dem man uns allen in der Schule die Entstehung des siebenjährigen Krieges eingetrichtert hat: „Maria Theresia konnte den Verlust Schlesiens nicht verschmerzen." Als ob es auf die „innerliche Anerkennung" ankäme! Tatsächlich ist nach diesem Vertrag Europa neugestaltet worden, und obgleich es darin von Ungerechtigkeiten, Schiefheiten und Willkürlichkeiten strotzt, so sind seine Buchstaben in diesen zehn Jahren doch Fleisch geworden, das heißt: wer sie fortradieren will, verletzt lebendiges Fleisch und reißt alle Wunden wieder auf, die langsam verheilen. Deutschland ist einiges Unrecht geschehen, gewiß, aber es ist nicht ein Hundertstel so schlimm wie das, was es selbst gegen Europa vorhatte. Denn es hat Europa nicht gekannt und nicht kennen wollen. Es hat sich die Ohren verstopft, wenn dieser Name fiel, es hat ihn gehaßt. Deutschland hat einen Prozeß gegen die Weltgeschichte geführt, und diesen Prozeß hat es verloren. In solchen Prozessen gibt es keine Appellationsinstanz. Wo der Vertrag unbillige Härten aufwies, hat die Zeit selbst sie geräuschlos beseitigt. Die sogenannten Ehrenpunkte, die Auslieferungen von Kriegsverbrechern etcetera, sind alle still verschwunden. Und diese gleichsam automatische Revision wird weitergehen im selben Maße, in dem Deutschland die europäischen Realitäten von heute anerkennt. Aber niemals wird jene Generalrevision kommen, von der die Revanchebolde und zum Teil auch die Gemäßigten träumen. Was und zu welchem Ende soll revidiert werden? Was ist damit gedient, daß jedes einzelne Dorf, das vor zehn Jahren polnisch oder französisch wurde, einmal wieder deutsch wird? Was wäre damit erreicht, als eine neue Farbenänderung der Minoritätenfragen? Die Entwicklung in Europa, das sollte man auch in Deutschland begreifen, zielt nicht auf neue Grenzziehungen, sondern auf allmähliche Unschädlichmachung der Grenzen, darauf, ihnen ihren bösartigen Stacheldrahtcharakter zu nehmen. Will es der deutsche Nationalismus auf einen zweiten Prozeß gegen die Weltgeschichte ankommen lassen? Das ist kein aussichtsreiches Unternehmen, und es kann auch nicht übersehen werden, daß die in diesen Wochen bei dem sonst so sträflich ignorierten Weltgewissen deponierten Proteste sich allesamt durch konsequent durchgeführte Ideenlosigkeit auszeichneten. Das Gerassel mit den Ketten von Versailles klingt immer blecherner, der Geschmack der Öffentlichkeit an diesen Geräuschen nimmt rapide ab, aber das Gras, das über der Schuldfrage bereits in üppiger Fülle wächst, wird unsern Universitäten noch lange duftendes Heu liefern.

Bewegung rechts! von Georg Matzner

Der Nationalismus hat zugelernt. Die zehn Jahre Republik sind für ihn praktischer Anschauungsunterricht und politische Schule gewesen. Der Nationalismus, Anhänger der Diktatur, scharfer Gegner der parlamentarischen Demokratie, bewegt sich nicht nur sicher auf dem parlamentarischen Parkett, er beherrscht auch die sehr sensible Tastatur propagandistischer Feinheiten. Er tritt auf in feierlich schwarzem Rock, tritt auf mit Hornbrille, er kokettiert in urwüchsigem Gehabe mit dem Arbeitskittel und der schwieligen Faust. Der großschnauzige Junker mit Monokel und Reitpeitsche ist verschwunden. Der politisierende General („Unser allergnädigster König und Herr hat mich auf diesen Posten gestellt ...") ist nicht mehr der politische Vorgesetzte des pensionierten Majors, jener ist nicht mehr unumschränkter Beherrscher der Leutnants der Reserve.

Auch auf der Rechten hat sich ein Umschwung vollzogen, der die Kräfte im nationalistischen Lager anders bewertet als ehedem nach den Gesetzen der bürgerlichen Rangliste. An die Stelle der Einstigen — die deshalb nicht verschwunden sind, sich vielmehr schon unterzuordnen gelernt haben — treten neue Kräfte, neue Männer, neue Namen. Auch auf der Rechten drängen die von der Republik aus ihren subalternen Minderwertigkeitsgefühlen befreiten untern Volksschichten nach oben, und mit den von ihnen herausgestellten neuartigen Köpfen ist auch in der nationalistischen Dialektik ein anderer Ton eingezogen, eine andere politische Denkrichtung, und daher auch neue Propaganda- und Organisationsmethoden.

Gewiß ist diese Entwicklung noch nicht beendet. Aber sie ist im Gange und beschwört im nationalistischen Lager Palastrevolutionen herauf, die die Bewegung heute noch hemmen. Es handelt sich um einen Kampf um die Führung, der aufrüttelnd wirkt und selbst vor offen rebellischen Entschließungen nicht zurückschreckt. Es sind Arbeiter-, Angestellten- und Mittelstandskreise, also vorwiegend proletarische Volksschichten, die sich zur Tagesordnung melden, die zum Träger der nationalistischen Bewegung werden wollen und fortgesetzt an Boden gewinnen. Deshalb sind auch Erscheinungen wie der gründliche Sturz Hergts, der Sturz Westarps und die Wahl Hugenbergs wie auch der Kampf gegen Hugenberg nach seiner Wahl Tageserscheinungen, die ihre Bedeutung allmählich verlieren werden. An die Stelle der alten Führergarnitur wird der urwüchsige Volksmann treten, der die Provinz, die graue unbekannte Provinz hinter sich hat.

Die alten Führer haben erkannt, daß ihre Organisationen stagnieren. Daß sie aus dem Schützengrabenkampf herausmüssen, daß Bewegung in die Massen hineingebracht werden muß. Sie schätzen ihre persönlichen Kräfte ab und wissen, daß sie selbst, um überhaupt an der Führung zu bleiben, mehr in den Hintergrund treten müssen, um andern Kräften die Bahn freizumachen, die Leben in die Massen bringen, indem sie diese in unbekümmertem Ungestüm und in demagogischer Ausnützung

von Schwächen und Dummheiten der Linken zum Sturm gegen die republikanischen Parteien und gegen die Republik führen.

So hat sich in den ersten Maitagen, in denen sich unter dem Taktstock Zörgiebels Kommunisten und Sozialdemokraten gegenseitig die Köpfe einschlugen, im Lager der hohnlachenden Rechten fern der Öffentlichkeit eine äußerst bemerkenswerte Neugründung vollzogen, bei der die alten Rechtsorganisationen Pate gestanden haben. Diese neue Organisation wird in Zukunft die Führung der Propaganda gegen links in den Händen haben. Es handelt sich um einen Apparat politischer Vertrauensmänner und Agitatoren, der bereits seit längerer Zeit praktisch bestanden hat und ausprobiert wurde — ein Apparat, auf dessen Konto eine ganze Reihe größerer Aktionen zu buchen sind, die „unpolitisch" und „überparteilich" aufgezogen werden mußten. Die Bauernrevolten in Schleswig-Holstein sprechen Bände!

Die neue Organisation trägt den unverfänglichen Namen „Deutscher Volksblock". Seine Führung vertraute man Männern an, die die Sprache der breiten Volksmassen sprechen, selbst aus proletarischen Schichten stammen und ungleich mehr Fühlung mit dem Volke haben als die Westarp und Hugenberg. Zum „Bundesführer" wählte man den einstigen Redakteur des ‚Vorwärts', Emil Unger, einen Renegaten, der zugelernt und sich durch scharfe, demagogische Dialektik einen Namen gemacht hat. Ihm ist als „politischer Beauftragter", also als eine Art Stabschef, Oskar Krüger vor die Nase gesetzt, ein junger wendiger Kerl, geschätzt als befähigter und energischer Vertreter der nationalen Einheitsfront und begehrt als sehr scharfer und zündender Redner, links unangenehm bekannt durch politische Prozesse mit dem preußischen Ministerpräsidenten. Hinter dem Volksblock stehen nicht nur der Hugenbergkreis, die Deutschnationalen, der Stahlhelm, die Vereinigten Vaterländischen Verbände, sondern auch der Alldeutsche Verband mit Claß und Bang, die Landwirtschaft mit Schiele, die Konservativen, die Gruppen unter dem Bayern Xylander und die unter General v. Watter, ferner Arbeiterverbände (nicht die Gelben), erhebliche Teile der Industrie, ja selbst Teile des Jungdo.

Von der Bildung von Ortsgruppen, die die Öffentlichkeit zu sehr kontrollieren kann, wird der Volksblock absehen; er wählt die Form straff geführter, unsichtbar wirkender Zellen, mit denen er nicht nur die Betriebe der Wirtschaft sondern auch sogenannte unpolitische Verbände durchsetzt, vor allem die umfangreiche Organisation des Kyffhäuserbundes.

Seine Schriften erscheinen unter neutraler Flagge im Brunnenverlag, dem offiziösen deutschnationalen Parteiverlag; sie erreichen, wie beispielsweise die Krügerschen Schriften „Proletariat", „Landesverrat" und „Mehr Freiheit den Beamten" die zwanzigfache Höhe der Auflagen der im gleichen Verlag erscheinenden Schriften von Westarp und Goltz.

Der Block führt als Untertitel die Firma „Notgemeinschaft zur Befreiung der Wirtschaft und Arbeit". Er benutzt in seiner gerissenen Reklame die materielle Not des Arbeiters, des Angestellten, des kleinen Beamten, des Mittelstandes, des Bauern, um Forderungen, die auf reine Entschuldungsaktionen der In-

dustrie und der Landwirtschaft hinauslaufen, zur Sache der breiten Volksmassen zu machen. So wird Schieles Notprogramm propagiert, wie auch die Hugenbergschen Reichsreformpläne gefördert werden. Die Propaganda redet in Zahlen, spricht von Milliardenverschuldung durch die Handelsbilanz, von Milliarden„tributen" an den „Feind", von „Enteignungs"bestrebungen der öffentlichen Hand, von Milliardenhaushaltsplänen des Reiches und der Länder, vom „Spekulations"kapital, das den Bauern erdrossele, sucht den Volksmassen eine Verschwendungssucht der Republik klarzumachen mit dem Endziel: Abbau der Sozialversicherung, und hetzt so das dem Nationalismus bisher fernstehende Volk mit wirtschaftspolitischen Darlegungen innenpolitisch gegen Sozialismus und Republik auf, was beabsichtigt ist.

Das sind die neuen Methoden des Nationalismus. Das sind die Merkmale der neuen Bewegung. Denn es ist dort wieder Bewegung. Und nun frage ich: — was ist links?

Traditionskompagnie Kanitz

von Leopold Heinemann

„Das Äußerste, was an Extravaganz überhaupt auf dem Gebiete der agrarischen Agitation je denkbar", hat am 14. April 1894 der nationalliberale Abgeordnete Rudolf v. Bennigsen den Antrag des konservativen Grafen Kanitz „betreffend den Einkauf und Verkauf des zum Verbrauch im Zollgebiet bestimmten ausländischen Getreides etcetera auf Rechnung des Reiches" genannt, nachdem er kurz vorher, in derselben Rede, über den Antrag gesagt hatte: „Bis zu dieser Höhe der Gemeingefährlichkeit hat noch keine der agrarischen Forderungen herangereicht." Während dreier aufeinanderfolgender Reichstagssessionen in den Jahren 1894/96 haben die Konservativen diesen Antrag immer wieder, jeweils mit geringen Modifikationen, eingebracht, und die Folge war, daß die Gesamtheit aller andern Parteien des Reichstages sich in der Ablehnung und Kritik dieser Anträge so einig war, wie sie das bis zur ersten „Großen Koalition" der Nachkriegszeit nie wieder gewesen ist. Niemals hat sich die Partei des Großgrundbesitzes soviel bittere Wahrheiten Jahr für Jahr sagen lassen müssen wie damals. Die Regierung Wilhelms II. ist gewiß nicht agrarierfeindlich gewesen. Um so wichtiger ist es deshalb, heute daran zu erinnern, daß sowohl die Reichskanzler Caprivi und Hohenlohe wie der damalige Staatssekretär des Auswärtigen, Marschall v. Bieberstein, und der preußische Landwirtschaftsminister, Freiherr v. Hammerstein-Loxten, sich darüber einig waren, daß diese Anträge „staatsgefährlich und gemeingefährlich" seien. Die konservativen Parteien protestierten gegen diese Ausdrucksweise, die sie als Kritik an den Parteien selber betrachteten, was den Landwirtschaftsminister zu der Erklärung veranlaßte, daß sich diese Ausführungen „nicht gegen die konservative Partei als solche, sondern gegen die agitatorische Partei im Lande" gerichtet habe und daß er „aus den Erklärungen des ‚Bundes der Landwirte' habe entnehmen müssen, daß er sich nicht mit der konservativen Partei deckt".

Wir haben vor gar noch nicht langer Zeit eine ähnliche Erklärung von der Nachfolgerin der alten Konservativen Partei zur Kenntnis nehmen können. Wie damals die Konservativen, so sind auch heute ihre Nachfolger die Wortführer des „Bundes der Landwirte", und es muß festgestellt werden, daß sich in all den Jahren sowohl hinsichtlich der „agitatorischen Partei" als auch hinsichtlich ihrer Forderungen nichts geändert hat. Eugen Richter sagte in der Sitzung von 1894: „Einen neuen Gedanken hat man freilich nicht alle Tage. Da hat der Herr Graf von Kanitz in seinen alten Papieren herumgekramt und einen Antrag gefunden, den er schon im Jahre 1887 vorbereitet hatte. Sieben Jahre ist er schon alt, durch Ablagerung jedenfalls nicht besser geworden", und nun, im zehnten Jahre der Republik, erleben wir das überraschende Schauspiel, daß dieser selbe Antrag, nachdem er zuletzt im Jahre 1896 verhandelt wurde und auf allgemeine, empörte Ablehnung stieß, nach weiterer dreiunddreißigjähriger Ablagerung wieder im Parlament der Republik eingebracht wurde! Nachdem eine Generation, der ein Eugen Richter, ein Bennigsen, ein Bebel und ein Rickert angehörten, sich mit Abgeordneten wie dem Grafen Bernstorff-Uelzen, v. Galen, Enneccerus darüber einig war, daß dieser Antrag, „der den Zweck verfolgt, einer einzelnen Klasse von Produzenten Mindestpreise zu garantieren, volkswirtschaftlich wie sozialpolitisch durchaus verwerflich sei", erfährt dieser Antrag die Ehre, daß er in wochenlangen Kommissionsberatungen ernsthaft durchdacht wird und daß schließlich öffentlich bekanntgegeben werden kann, „daß sich eine starke Mehrheit von 8 : 3 für den Monopolgedanken fand" und daß „über die Preishöhe Differenzen zwischen Deutschnationalen und — Sozialdemokraten weiterbestehen"!

Dieses Zugeständnis ist beschämend. Über einen solchen Antrag können „Differenzen" unter keinen Umständen möglich sein. Was dieser Antrag bedeutet, hat in der Sitzung vom 17. Januar 1896 der Landwirtschaftsminister von Hammerstein-Loxten sehr eindeutig erklärt: „Der Zweck ist die Hebung der Getreidepreise unter Feststellung eines Minimalpreises von Staats wegen. Es sollen die Produktionskosten erstattet und ein Unternehmergewinn von Staats wegen garantiert werden. Es soll das Gesetz von Angebot und Nachfrage, nach welchem in der bestehenden Privatwirtschaft die Preise sich regulieren, beseitigt werden, und das soll geschehen bezüglich des wichtigsten Volksnahrungsmittels: des Getreides." Der Reichskanzler Caprivi erläuterte weiter: „Auf welche Schultern würden denn damit die Lasten gelegt? — Auf die der Brotesser! Einer Brotsteuer aber würden sich die ärmsten Klassen am allerwenigsten entziehen können, weil der arme Mann der relativ am meisten brotkonsumierende ist", und der nächste Reichskanzler, Fürst Chlodwig Hohenlohe, meinte: „Ich glaube, daß, wenn wir einmal das Monopol dieses speziellen Handels mit Getreide, was vom Ausland eingeht, haben, wir sehr leicht auch zum Monoopl des Getreidehandels im Inlande kommen werden; sind wir aber erst einmal auf dem Monopol des Getreidehandels, so kommen auch andre staatliche Maßnahmen im sozialistischen Sinne, und man weiß dann nicht, wo sie hinführen;

zuletzt können wir dann auch zur Verstaatlichung des Grundeigentums kommen, die doch durchaus nicht im Sinne der Herren Antragsteller liegen würde." Die Partei, deren Organe heute fortwährend von „marxistischer Gefahr" zetern, sollte sich die Angelegenheit doch noch einmal überlegen!

Von sozialistischer Seite ist einmal ein ähnlicher Antrag gestellt worden, aber das war in Frankreich im Jahre 1894, und der Antragsteller hieß Jean Jaurès. Der Graf Kanitz hat damals diesen Zeugen für sich in Anspruch genommen und ausgeführt, das sei „der französische Patriotismus, der alles einsetzt für die Wehrkraft des Landes, das ist derselbe Patriotismus, der auch jetzt wieder die Erhöhung der landwirtschaftlichen Schutzzölle durchgesetzt hat" — nur vergaß der Graf Kanitz dabei, daß das Getreidemonopol von Jaurès grade den entgegengesetzten Zwecken wie das von ihm vorgeschlagene dienen und nicht etwa Minimalpreise für das Getreide, sondern Minimallöhne für die landwirtschaftliche Arbeiterschaft sichern sollte. Davon aber wollen die Antragsteller von heute und Träger Kanitzscher Tradition nichts wissen. Die Weigerung des Landbundes, mit der „unbequemen Gewerkschaft", dem „Deutschen Landarbeiterverband" Tarifverträge abzuschließen, ist nur allzu bekannt.

Die Kreise des Grundbesitzes haben seit Jahren die Agitation gegen die Regierungen der Republik in der gewissenlosesten Weise betrieben. und haben es verstanden, ihrer Wählerschaft die Anschauung beizubringen, daß die gegenwärtige Notlage der Landwirtschaft die Schuld dieser Regierungen sei. Nun denn: Der erste Urheber dieses Antrags, Graf Kanitz-Podangen, hat schon dieselben Behauptungen aufgestellt, die heute im Mittelpunkte der Erörterungen stehen. Er hat festgestellt, „daß die Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes in den letzten Jahren wieder sehr erheblich, um viele Millionen, gewachsen ist", daß Subhastationen vorgekommen seien, daß „die Arbeitskräfte grade in den östlichen Landesteilen und fast ebenso in den übrigen Provinzen auf dem platten Lande gelichtet sind", und kam schließlich zu dem Schlusse, daß die Preise für das Getreide niedriger als die „Produktionskosten" seien und daß deshalb „diese Produktionskosten doch der Landwirtschaft ersetzt werden müßten". Viel einfacher und klarer aber hat sein Fraktionsfreund Will die Forderung präzisiert, als er sagte: „Wir verlangen, daß wir aus dem in Grund und Boden steckenden Kapital eine angemessene Rente beziehen!" Eugen Richter schon hat den Begriff „Produktionskosten" so wie die Antragsteller „ihn auffaßten", erläutert. „Es ist nicht bekannt geworden," sagte er, „daß man mit Rücksicht auf die gegenwärtigen Verhältnisse die Bestellung des Ackers eingestellt hat. Aber freilich verstehen die Herren unter „Produktionskosten", daß außerdem ein beliebig von ihnen konstruierter Überschuß übrigbleiben muß. Sie verstehen unter „Produktionskosten" auch eine Grundrente, die sie garantiert haben wollen. Was aber hat die Höhe der Grundrente überhaupt mit der Landwirtschaft zu tun? Wieviel der Morgen kostet, wie hoch sich der Bodenpreis verzinst, darum wächst auf dem

Morgen nicht mehr und nicht weniger. Im Gegenteil! Es ist ja anerkannt, daß hohe Zinsrente keineswegs identisch ist mit einer guten Entwicklung der Volkswirtschaft. Grade die hohe Steigerung der Güterpreise und der Grundrente hat verhindert, daß viele sehr tüchtige Landwirte an sich, Inspektoren, Pächter und sonstige Männer, sich der Landwirtschaft als Unternehmer widmen konnten, weil in dem Maße ihnen die Mittel fehlten, um einen eignen Besitz zu erwerben. Es reicht in der Tat nicht aus, daß nur der Kreis sich beschränkt auf Majoratsherren, auf die Erben von früheren Besitzern und auf diejenigen, die ein Gut erheirateten. Es kommt darauf an, daß sich fortgesetzt der Kreis erweitert durch solche, die die Landwirtschaft aus innerer Neigung ergreifen, die einen Beruf daraus machen und die sich planmäßig auf diesen Beruf vorbereiten." Die Leute, die heute wieder die alten Forderungen erheben, „sind in weit höherm Maße nur Repräsentanten der Landwirtschaft, das heißt des Besitzes (wie zum Beispiel in unsern Tagen der Herr auf Rohbracken im Kreise Rinteln. D. Verf.), als daß sie wirklich von Haus aus in dem Maße, in dem sie vorgeben, sich hinstellen dürfen als die einzigen Sachkenner des landwirtschaftlichen Gewerbes."

Trotz alledem ist das alte Klagelied der Landwirtschaft auch in einer Zeit, in der es keinen einzigen nicht „notleidenden Berufsstand" gibt, frisch geblieben, und die Melodie von 1887, 1894, 1895, 1896 und 1903 blieb seltsamerweise ein Schlager, der sich in den Kreisen „der Garde, die unser König liebt," der alten Beliebtheit erfreut, und, wie die preußische Blechmusik, immer noch Mitläufer zum Marschtempo in Schritt und Tritt findet. Es verkennt niemand in Deutschland die Notwendigkeit, einem so wichtigen Zweige der Volkswirtschaft im Falle unverschuldeter und tatsächlicher Notlage zu helfen. Aber die Art dieser Hilfe muß eine moralisch einwandfreie sein. Zur Selbsthilfe ist die Landwirtschaft, die sich selber so gern als „das Rückgrat der deutschen Volkswirtschaft" bezeichnet, scheinbar unfähig. Beschämendere Wirtschaftsführung als wir in den letzten Jahren bei den landwirtschaftlichen Selbsthilfeorganisationen, bei Raiffeisen und bei den Genossenschaften des Zentralverbandes erleben mußten, hat das Wirtschaftsleben schwerlich aufzuweisen. Nun soll für einen bestimmten Produzentenkreis auf allgemeine Kosten ein Mindestpreis für seine Produkte geschaffen werden. Damit löst man ihn vollständig aus der allgemeinen Entwicklung der Volkswirtschaft; man verschafft ihm — wie einst der Abgeordnete Barth sagte — gewissermaßen die Stellung von Staatspensionären. Eine naturgemäße Weiterentwicklung wäre für diesen Kreis dann abgeschnitten. Und was wären die Folgen? Nach kurzer Zeit würde der Bodenpreis sich dem Minimalpreise für die Produkte anpassen, und die Besitzer wären wieder in derselben Situation, in der sie sich heute befinden. Wenn man aber einer Produzentenschicht einen Minimalpreis für ihre Produkte bewilligt, kann man dann andern Schichten dieselbe Forderung abschlagen? Heute ist es das Getreide, morgen werden die Viehzüchter, die gegenüber dem erhöhten Getreidepreis benachteiligte Konsumenten sein würden, übermorgen die Besitzer der

Kohlengruben — Kohle ist schließlich auch ein Bodenprodukt, wenn man nur will! — dieselben Forderungen erheben.

Der Präsident des landwirtschaftlichen Zentralvereins für Schlesien, Graf Pückler-Burghaus, sagte am 31. März 1894 im Herrenhaus wörtlich folgendes: „Die mißliche Lage der Landwirtschaft ist eigentlich weniger die der Landwirtschaft als die der Landwirte. Die Landwirtschaft floriert bei uns, die Landwirtschaft hat sich erheblich verbessert, der Grund und Boden wird besser ausgenutzt, wir arbeiten mit Dampf, mit künstlichen und chemischen Düngemitteln, mit allerlei Anbauversuchen und Verbesserungen der Viehzucht. Also, die Landwirtschaft als solche leidet nicht; aber der Landwirt ist in der üblen Lage." Seitdem ist hinzugekommen, daß außer dem Dampf die Elektrizität und der Motor in den Dienst der Landwirtschaft gestellt wurden, daß seit der Haberschen Erfindung billiger Stickstoff in unerhörten Mengen zur Verfügung steht, daß während der Inflation die Landwirte fast die einzige Bevölkerungsgruppe waren, deren Sachwerte ungeschmälert erhalten geblieben sind, die die alte Hypothekenbelastung zu 75 Prozent verlor, die zu einer Zeit, als fast keinerlei Sachwerte in Deutschland vorhanden waren, die Fähigkeit besaß, eine Roggenwährung zu schaffen. Daß diese selbe Schicht dann die Preise für Getreide in die Höhe trieb und so Spekulationsverluste an ihren selber ausgegebenen Roggenpfandbriefen zu erleiden hatte, ist keine Angelegenheit, die die Allgemeinheit auf ihre Schultern zu übernehmen auch nur das moralische Anrecht besäße. Spekulationsverluste hat der zu tragen, der spekuliert! Wenn heute dauernd von Verschuldung die Rede ist, so muß die Allgemeinheit verlangen, daß zunächst einmal auf folgende Fragen Auskunft gegeben wird: Wie hoch ist die Verschuldung in den einzelnen Gegenden? Und besonders zuverlässige Auskünfte müssen gefordert werden über den Ursprung der Schulden: ob aus Erbteilung, aus Kaufpreisrechten, aus Meliorationen oder aus nur wirtschaftlichen Ausgaben. Ebenso müssen wir wissen, wieviel Schulden man aufgenommen hat — um dafür hochverzinsliche Papiere zu kaufen! Wir bedürfen einer erschöpfenden Auskunft über die Lage der Besitzer, der Pächter und nicht zuletzt der landwirtschaftlichen Arbeiter.

Der Weg, zu dem der Monopolvorschlag führen muß, ist ungewiß und gefährlich. Wenn man heute die Forderung der Bodenbesitzer nach einer „ausreichenden Rente" zugestehen wollte, dann müßte man morgen vielleicht die Aktienrente gewährleisten, und es gäbe kein Spekulationsrisiko mehr, daß nicht schließlich irgendwie auf den Staat abgewälzt werden könnte. Der Präzedenzfall wäre zu eindeutig, als daß es später immer möglich sein könnte, einen Ausweg zu finden.

Freiheit der Wirtschaft ist einer der Grundsätze, auf denen unser Staatswesen sich aufbaut. Es ist nicht möglich, diesen Grundsatz aufzugeben, ohne dem Staat selber damit schließlich ans Leben zu gehen. Axiomatische Rechtsgrundsätze kann man nicht von heute auf morgen aufgeben. Zum allerwenigsten aber kann man sie aufgeben, zugunsten andrer Grundsätze, die „staatsgefährlich und gemeingefährlich" sind. Die Durchfüh-

rung des schwebenden Planes wäre eine flagrante Ungerechtigkeit zugunsten einer einzelnen Produzentengruppe, zum Nachteil aller übrigen Erzeuger und der gesamten Verbraucherschaft. Der Weg, der Landwirtschaft zu helfen, muß ein andrer sein. Er kann nur gefunden werden durch das Gefühl, „das in der Pflege des Rechts und der Rechtszusammengehörigkeit in Deutschland auf die Dauer allein das große Mittel erkennt, welches auch über diese Krisis hinweghelfen wird."

Die Herberge der Pazifisten

von Hellmut v. Gerlach

Aline Menard-Dorian, die soeben in Paris im achtzigsten Lebensjahr verstorben ist, war eine sehr begüterte Frau, Witwe und Mutter einer einzigen Tochter, die den Enkel Victor Hugos geheiratet hatte. Den Sommer pflegte sie ganz einsam auf ihrer Besitzung im Jura zu verbringen. Im Herbst war sie ein paar Monate auf ihrem herrlichen Gut im Departement Hérault in der Provence, wo der wundermilde Rosawein wächst, den nur die Franzosen genießen können, weil er nicht exportfähig ist. Hier hatte sie immer das Haus voller Logierbesuch; Vandervelde, Anseele, Albert Thomas, Kerenski und andre Männer europäischen Rufes waren ihre Gäste. Winter und Frühjahr verbrachte sie in ihrem mit allen Schätzen französischer Kunst gefüllten vornehmen Hause in der rue de la Faisanderie, dicht am Bois de Boulogne. Dieses ihr pariser Haus war wie ein gesellschaftlicher Klub für die führenden Republikaner Frankreichs und wie eine Herberge höchsten Stils für führende Sozialisten und Pazifisten der ganzen Welt.

Eine reiche Frau und glühende Sozialistin zugleich. Was zunächst immer als innerer Widerspruch erscheint und doch bei ihr keiner war. Denn sie selbst war von einer gradezu rührenden Anspruchslosigkeit. Was sie hatte, stellte sie in den Dienst der Idee. Und eines der zweckmäßigen Mittel, der Idee zu dienen, schien ihr die Vermittlung des Zusammentreffens von Gesinnungsgenossen des In- und Auslandes auf gesellschaftlichem Boden. Ihr Haus war der Mittelpunkt des republikanischen Frankreich. Sie leitete es mit leiser und doch sehr energischer Hand. Niemals trat sie in den Vordergrund und war doch die Seele des Ganzen.

Die Kriegserfahrungen hatten sie zu der Überzeugung gebracht, daß Pazifismus die oberste Aufgabe der Sozialisten sei. Darum widmete sie das letzte Jahrzehnt ihres Lebens in erster Linie den internationalen pazifistischen Bestrebungen. Und zwar hatte sie mit dem sichern politischen Instinkt, der sie auszeichnete, von vornherein erkannt, daß die deutsch-französischen Beziehungen das Zentralproblem der europäischen Politik darstellten.

Ehe die Staatsmänner Deutschlands und Frankreichs sich nähern konnten, mußte eine dafür günstige Atmosphäre in beiden Völkern geschaffen werden. Zu diesem Zweck waren vor allem persönliche Beziehungen zwischen verständigungswilligen Politikern auf beiden Seiten nötig. Mit zäher Beharrlichkeit betrieb sie die planmäßige Zusammenarbeit der französischen

Liga für Menschenrechte, der sie als Vizepräsidentin angehörte, mit der deutschen Liga.

Im Januar 1922 kamen Professor Georg Nicolai, Otto Lehmann-Rußbüldt und ich als erste Delegation der deutschen Liga nach Paris. Wir waren sämtlich Gäste von Mme. Menard-Dorian, obwohl sie keinen von uns persönlich kannte.

Nie vergesse ich die erste Unterredung mit ihr. Sie dauerte nur etwa zwanzig Minuten, aber der Eindruck ist mir deshalb so unauslöschlich, weil ich kaum je in meinem Leben beim ersten Zusammentreffen mit einem Menschen eine so vollständige Übereinstimmung in allen politischen Gesichtspunkten feststellen konnte. Wir reichten uns die Hand: Kameraden, Freunde fürs Leben. Nie ist unsre Zusammenarbeit durch einen einzigen Schatten getrübt worden.

Durch sie lernte ich alle Menschen in Paris kennen, an deren Bekanntschaft mir lag. Mit ihrer herrlichen Sachlichkeit sagte sie jedesmal, wenn ich wieder nach Paris kam, gleich am ersten Tage:

„Jetzt wollen wir zunächst das Programm für Ihren Aufenthalt machen. Welche Mahlzeiten haben Sie noch frei?" War diese Vorfrage geklärt, so machte sie mir ihre Vorschläge für die Personen, die sie mit mir zusammen einladen wollte: Einen Tag die sozialistischen Führer, einen andern die radikalen, einen dritten die Professoren der Sorbonne, einen vierten wichtige Ausländer etcetera. Sie legte mir ihre Liste vor und fragte mich, welche Ergänzungen ich etwa wünschte. Ihre politisch-gesellschaftliche Stellung war nämlich so überragend, daß eigentlich ohne Ausnahme sich jeder durch eine Einladung zu ihr geehrt fühlte.

Von ihrer „politesse du coeur" bekam ich einmal einen besonders starken Eindruck, als ich 1924 mit meiner Tochter bei ihr wohnte. Sie hatte als Abschluß unsres Besuchs einen großen Empfang von etwa zweihundert Personen angesetzt. Ich war zunächst ganz fassungslos, als ich auf einmal überflutet wurde mit Briefen, die mir, zusagend oder absagend, für die Einladung dankten. Was war geschehen? Mme. Menard-Dorian hatte die Einladungen in meinem Namen und in dem meiner Tochter versandt, um uns so Gelegenheit zu geben, uns durch diese Einladung bei den vielen Personen zu revanchieren, die uns gesellschaftliche Aufmerksamkeiten erwiesen hatten. Kann man mit feinfühligerer Freundschaft vorgehen?

Bei solchen Empfängen traf man wirklich alles bei ihr, was auf der Linken einen Namen hatte: Politiker wie Herriot, Painlevé, Justin Godart, Léon Blum, Paul-Boncour, Renaudel, Moutet, Jouhaux; Gelehrte wie Aulard, Seignobos, Langevin, Lichtenberger, Richet, Basch, Lévy-Brühl, George Scelle, Appel, Mme. Curie; Dichter wie Pierre Hamp, Vildrac, Duhamel; Generale wie Sarrail, Percin, Walch; dazu die Gesamtheit der republikanischen Presse. Der Salon von Mme. Menard-Dorian war eben der Salon des republikanischen Frankreich.

Sie wollte keinen überparteilichen Salon haben, sondern einen bewußt richtungsmäßigen. Sie stellte ihr Haus in den

Dienst der Tendenz, der sie ihr Leben gewidmet hatte. Bei ihr sollten sich Sozialisten und Radikale treffen, um durch Aussprache sich über gemeinsames Vorgehen zu verständigen. Sie wollte das Kartell der Linken und hat zu seinem Zustandekommen bei den Wahlen von 1924 sehr viel beigetragen.

Über allem anderm stand ihr jedoch seit dem Kriege der Pazifismus. Wer ihm diente, der war ihr willkommen, auch wenn sie sonst seine Ansichten mißbilligte. Ihm zuliebe verzieh sie sogar kirchliche Gesinnung. Wie oft habe ich den großen Katholiken Marc Sangnier bei ihr gesehen, umgeben von Freimaurern und Freidenkern. Sein tapferer Pazifismus hatte ihm ihre Türen geöffnet.

Sonst schien sie fast unduldsam gegenüber den Klerikalen. Sie war eben überzeugte Voltairianerin und Erbin der großen französischen Revolution. In der katholischen Kirche sah sie die stärkste Macht der Reaktion. Von allen deutschen Verhältnissen am schwersten klarzumachen war ihr, warum bei uns die Linke mit dem Zentrum zusammengehen müsse. Verstandesmäßig sah sie es ein, aber ihr Gefühl widerstrebte aufs äußerste.

Der republikanisch-pazifistische Salon von Mme. Menard-Dorian war zugleich der Salon der Emigranten. In Paris sind seit dem Kriege die Führer der freiheitlichen Parteien aus den Ländern zusammengeströmt, wo irgend eine Form der Tyrannis aufgerichtet wurde. Sie waren meist in bedrückter pekuniärer Lage, in kümmerlichen Wohnungen untergebracht. Es fehlte ihnen die Möglichkeit, miteinander in Verbindung zu treten.

Ihnen allen schuf die gütige Freundin aller Bedrückten, mochten es national oder sozial oder politisch Bedrückte sein, einen behaglichen Treffpunkt. Jeden Sonntag nachmittag konnte jeder dieser Ausländer zu ihr kommen und sich mit den Schicksalsgenossen aus den andern Ländern aussprechen. Da kamen die antifascistischen Italiener wie Modigliani, Turati, Nitti, Campolonghi, die von der Diktatur Primo de Riveras verscheuchten Spanier wie Unamuno und Ibanez, die von Horthy proskribierten freiheitlichen Ungarn wie Karolyi und Szende, die menschewistischen und sozialrevolutionären Russen, die sozialdemokratischen Georgier, die verfolgten Angehörigen aller möglichen Balkanstaaten.

Hatten sie alle auch die Heimat verloren, so fanden fie hier wenigstens ein Heim, das sie vorübergehend über die Hoffnungslosigkeit ihres Daseins tröstete. Sie fanden Hilfe mit Rat und, wo es irgend anging, auch mit der Tat.

Als Vizepräsidentin der französischen Liga für Menschenrechte mit ihren hundertfünfzigtausend Mitgliedern, als ehrenamtliche Generalsekretärin der Internationalen Föderation der Ligen für Menschenrechte, saß Mme. Menard-Dorian an der Quelle wichtigster politischer Aktionen. Bevor sie aufs Krankenlager geworfen wurde, fehlte sie bei keiner Sitzung. Nie habe ich sie das Wort nehmen hören, obwohl sie den Verhandlungen mit äußerster Aufmerksamkeit folgte. Dabei wußte sie ganz

genau, was sie wollte. Und sie versuchte, es durch eine ganz Europa umspannende Korrespondenz in die Tat umzusetzen.

Ihr Tod zerreißt ein Band, das schwer wieder zu knüpfen sein wird.

Vor Monatsfrist drückte ich ihr zum letzten Male die Hand. Die linke. Die ganze rechte Seite war gelähmt, und der Sprache war sie auch beraubt.

Der Tod war ihr ein Erlöser.

Mir aber wird Paris, wo ich so viele gute Freunde habe, in Zukunft leer vorkommen.

Die andere Möglichkeit von Erich Kästner

Wenn wir den Krieg gewonnen hätten,
mit Wogenprall und Sturmgebraus,
dann wäre Deutschland nicht zu retten
und gliche einem Irrenhaus.

Man würde uns nach Noten zähmen
wie einen wilden Völkerstamm.
Wir sprängen, wenn Sergeanten kämen,
vom Trottoir und stünden stramm.

Wenn wir den Krieg gewonnen hätten,
dann wären wir ein stolzer Staat.
Und preßten noch in unsern Betten
die Hände an die Hosennaht.

Die Frauen müßten Kinder werfen.
Ein Kind im Jahre. Oder Haft.
Der Staat braucht Kinder als Konserven.
Und Blut schmeckt ihm wie Himbeersaft.

Wenn wir den Krieg gewonnen hätten,
dann wär der Himmel national.
Die Pfarrer trügen Epauletten.
Und Gott wär deutscher General.

Die Grenze wär ein Schützengraben.
Der Mond wär ein Gefreitenknopf.
Wir würden einen Kaiser haben
und einen Helm statt einem Kopf.

Wenn wir den Krieg gewonnen hätten,
dann wäre jedermann Soldat.
Ein Volk der Laffen und Lafetten!
Und ringsherum wär Stacheldraht.

Dann würde auf Befehl geboren.
Weil Menschen ziemlich billig sind.
Und weil man mit Kanonenrohren
allein die Kriege nicht gewinnt.

Dann läge die Vernunft in Ketten.
Und stünde stündlich vor Gericht.
Und Kriege gäbs wie Operetten.
Wenn wir den Krieg gewonnen hätten —
zum Glück gewannen wir ihn nicht!

Neue Formen der Publizistik

Zwiegespräch zwischen Bernard von Brentano und Ernst Glaeser

gehalten im Frankfurter Sender

Gl.: Was verstehen Sie unter Publizistik?

B.: Jeder Schriftsteller ist ein Publizist.

Gl.: Aber es gibt doch Schriftsteller, die sich gegen diese Bezeichnung wehren.

B.: Es nutzt dem Milchmann nichts, wenn er von seinen Kanarienvögeln schwärmt. Man kennt sein Gewerbe.

Gl.: Ist Goethe auch ein Publizist gewesen?

B.: Ja, sogar ein sehr erfolgreicher.

Gl.: Womit hat er sich auseinandergesetzt?

B.: Mit allen Fragen, die ihm seine Zeit geliefert hat. Allerdings muß man berücksichtigen, daß es damals eine literarische Öffentlichkeit gegeben hat, während es heute nur eine politische gibt.

Gl.: Glauben Sie, daß dadurch unser publizistischer Aufgabenkreis erweitert ist?

B.: Er ist nicht erweitert, sondern er ist ein andrer. Goethe ist das Ende einer gesellschaftlichen Entwicklung gewesen, während wir den Anfang einer neuen Entwicklung versuchen.

Gl.: So ist uns also Ullrich von Hutten, der zu seiner Zeit auch den Anfang einer neuen Entwicklung publizistisch zu beeinflussen suchte, in seinen Methoden näher als Goethe.

B.: Was hat Ullrich von Hutten geschrieben?

Gl.: Epistolae virorum obscurorum, das waren Briefe im sogenannten „Küchenlatein". Sendschriften, in denen der Kampf gegen die Hierarchie und die Mißstände in der Kirchenwirtschaft begonnen wurde. Hutten schrieb insgesamt zweiundvierzig solcher Flugschriften, die ein publizistisches Musterbeispiel für praktische Polemik sind.

B.: Ja, das ist sehr gut, solche Formen soll man übernehmen.

Gl.: Sie meinen die Flugblattform, die Ullrich von Hutten gebraucht hat. Seine Flugschriften wurden auf Jahrmärkten verbreitet, kommentiert und in Stegreifform vorgetragen. Denn die Jahrmärkte waren damals keine Rummelplätze, sondern politische Zentren.

B.: Was entspricht denn heute diesen Jahrmärkten?

Gl.: Bestimmt nicht die Zeitung. Eher die Untergrundbahn.

B.: Würden Sie die Börse unsrer Zeit als ein solches Zentrum ansprechen?

Gl.: Ja.

B.: Also muß man Schriften verfassen, die auf der Börse gelesen werden.

Gl.: Ja, aber Romane können nicht auf der Börse gelesen werden.

B.: Wie man sieht, geht das leider nicht. Deswegen habe ich auch Mitleid mit den großen Begabungen der Romanschriftsteller, deren Bemühungen dazu dienen müssen, die freien Abende der berufstätigen Bevölkerung auszufüllen.

Gl.: Ich verstehe Ihr Mitleid und weiß, daß die Romanschriftsteller leider der Unterhaltung dienen, anstatt der Aufklärung. Diesem Zustand muß schon im Interesse der Begabungen abgeholfen

werden, denn es geht nicht, daß so große Anstrengungen umsonst gemacht werden.

B.: Was glauben Sie, wird an der Börse gelesen?

Gl.: Handelsteile der Zeitungen und die politischen Depeschen.

B.: Es werden also die Dinge gelesen, welche die Anwesenden interessieren?

Gl.: Glauben Sie nicht, daß Liebesgeschichten auch interessieren?

B.: Sie interessieren nicht, sondern sie gefallen nur. Infolgedessen werden die Schriftsteller, welche Liebesgeschichten herstellen, gelobt, aber nicht zu Rate gezogen.

Gl.: Sie glauben also, daß die Aufgabe eines Schriftstellers unserer Zeit eine pädagogische ist?

B.: Das glaube ich nicht. Denn ich habe immer gefunden, daß man nicht die Lehrer sondern die Fachleute zu Rate zieht.

Gl.: Worin sind die Schriftsteller Fachleute?

B.: Sie sind die Fachmänner der Beobachtung.

Gl.: Sie haben mir erzählt, Sie hätten eine Broschüre geschrieben. Wie heißt diese Broschüre?

B.: Sie heißt „Über den Ernst des Lebens".

Gl.: Mit welchen gesellschaftlichen Zuständen beschäftigt sie sich?

B.: Ich habe darüber nachgedacht, aus welchen Gründen wohl die Männer im Jahre 1914 in den Krieg gegangen sind.

Gl.: Sind sie nicht in den Krieg gegangen, um ihr Vaterland zu verteidigen?

B.: Alle Völker gingen in den Krieg, um ihre Vaterländer zu verteidigen. Wenn aber alle zur Verteidigung auszogen, wer war da eigentlich der Angreifer?

Gl.: Es hat sich herausgestellt, daß alle angegriffen und niemand Angreifer war.

B.: So war also ein fürchterlicher Irrtum die Ursache des kommenden Schreckens.

Gl.: Es scheint so. Sind wir aber heute gegen solche Irrtümer gefeit?

B.: Gefeit glaube ich nicht. Immerhin haben wir einiges gelernt, und hier sehe ich eine echte Aufgabe der Publizistik. Viel zu lange hat sie sich damit abgegeben, gegen die jeweils bestehenden Zustände Sturm zu laufen. Versuchen wir es einmal anders: Geben wir dem Kind den Namen der Mutter und nicht den zufälligen des Vaters. Ich meine, versuchen wir, aus den wirklichen Ursachen die Vorgänge abzuleiten, und stellen wir die Vorgänge als das dar, was sie sind. Wenn der Krieg ein Irrtum gewesen ist, so folgern viele daraus: Nie wieder Krieg! Diese Forderung halte ich für eine politische. Die Schriftsteller aber sollen den Krieg einen Irrtum nennen, sie sollen sich damit begnügen, darzustellen. Es kann den Erscheinungen heute nichts Schlimmeres passieren als beim Namen genannt zu werden.

Gl.: Welche Ursachen haben Sie nun gefunden? Und wie haben Sie sie in Ihrer Broschüre dargestellt?

B.: Ich habe versucht, auf eine einfache Weise zu zeigen, daß die Isolierung des Einzelnen bei uns ihn willfährig gemacht hat, sich jederzeit, selbst für einen Krieg, einer Gemeinschaft anzuschließen, wenn sich überhaupt eine solche bildet. Ich glaube, es ist für den

Menschen fast unerträglich, allein zu sein. Wir sind alle allein, aber wir wollen es nicht bleiben. Wenn Ereignisse kommen, die uns zusammenmischen, sind diese Ereignisse stärker als der Einzelne.

Gl.: Warum haben Sie darüber eine Broschüre geschrieben, anstatt eine Folge von Zeitungsartikeln, denn der Leserkreis einer bedeutenden Zeitung ist doch ein sehr großer.

B.: Die Veröffentlichungen der Zeitungen werden heute nicht mehr diskutiert. Was nicht diskutiert wird, ist nicht geschrieben worden.

Gl.: Glauben Sie, daß Broschüren diskutiert werden? Die Erfahrung behauptet eigentlich, daß sie im Publikum nur eine geringe Verbreitung finden.

B.: Das ist möglich. Noch besser als Broschüren zu schreiben, wäre es, Thesen anzuschlagen.

Gl.: Welche These möchten Sie anschlagen?

B.: Finden Sie nicht, daß das Leben heute zu schwierig ist? Man müßte darüber nachdenken, ob es zu vereinfachen wäre.

Gl.: Das ist eine brauchbare These.

B.: Könnte man nicht die neuen Resultate von Schriftstellern in der Wochenschau der Kinos veröffentlichen? Immer nur Bilder! Die Gedanken sind ziemlich ins Hintertreffen geraten!

Gl.: Das wäre allerdings eine ganz überraschend wirksame Form von Publizistik. Die Diskussionsbasis wäre dadurch stark erweitert und der Kinobesuch nicht nur eine Angelegenheit der Unterhaltung, sondern auch des Nachdenkens. Bisher war es doch so, daß jeder für sich seine Zeitung oder sein Buch las. Es entstand der private Leser, der, ohne daß es öffentlich bemerkt wurde, ausweichen oder flüchten konnte, während durch Ihren Vorschlag der öffentliche Leser entsteht, der sich unausweichlich wenigstens unter der Kontrolle seiner Nachbarn befindet.

B.: Sie haben Recht. Die Kunst des Lesens hat die Kunst des Denkens leider nicht zur Folge gehabt. Hier haben Sie eine Aufgabe für den Rundfunk. Das gesprochene Wort ist unverbindlicher als das gedruckte. Es muß aber mächtiger werden. Bekommen Sie viele Zuschriften im Rundfunk?

Gl: Ja, wir bekommen viele Zuschriften und besonders Zuschriften, die beweisen, daß die Hörer über die Darbietungen des Rundfunks nachdenken. Man gibt sich in diesen Zuschriften die Mühe, nicht pauschal zuzustimmen oder abzulehnen, sondern Vorschläge zu machen. Ich habe zum Beispiel erlebt, daß bei einem Roman, der in unserer Lesestunde lief, viele Leute mitdichteten, das heißt, sie dachten über das Benehmen der geschilderten Figuren nach und fanden manchmal, daß es nicht richtig sei. Sie machten dann Vorschläge, wie es ihrer Meinung nach sein sollte.

B.: Das ist gut, die Schriftsteller verdienen ein besseres Los, als immer nur gelobt oder getadelt zu werden. Sie müssen endlich benutzt werden. Das ist die neuste Form der Publizistik: die Herstellung der Öffentlichkeit.

Gl.: Aber diese Öffentlichkeit muß latent sein. Wir wollen nicht warten, bis uns wieder ein Fall Dreyfuß vom Himmel herunterfällt.

B.: Ja, die großen Ereignisse machen die Geschichten, aber die kleinen machen die Geschichte.

Proletariat und radikale Literaten

von Werner Ackermann

In der Zeitschrift „Die Front" findet der Arbeiter Heinz Rohloff scharfe Worte zu diesem Thema. Sie sind durchaus am Platze, wo es die Abwehr der snobistischen Literaten gilt. Andrerseits aber müssen gewisse Kreise einmal freundlich, aber deutlich darauf hingewiesen werden, daß der Literat, der frei vom bürgerlichen Dünkel ist, wohl verlangen kann, daß der Handarbeiter ihm ohne Hochmut entgegentritt. Der Kopfarbeiter ist genau so gut Arbeiter wie der Handarbeiter. Und da ihm gewöhnlich die Not an der Kehle sitzt, ist er genau so gut Proletarier. Und wenn er das weiß, fühlt und bejaht, dann ist er genau so gut klassenbewußter Proletarier. Das Mißtrauen der Arbeiter in Ehren. Wenn es sich aber bei den Handarbeitern zum Dünkel auswächst, so ist das ebenso spießbürgerlich wie jeder Dünkel am Kurfürstendamm.

Wer Proletarier ist oder nicht, das entscheidet keine Gruppe sondern das Leben. Proletariat ist keine Loge, in die einer in Gnaden aufgenommen wird. Es ist nicht richtig, zu betonen: der Literat kommt zum Proletariat. Ein Mensch ist ein Teil des Proletariats oder ist es nicht. Die meisten Menschen sind es. Sogar das Gros der Gegner, der zu Gegnern systematisch Erzogenen, gehört zum Proletariat. Ist nicht das kleine und auch mittlere Bürgertum eine Masse von irregeleiteten, betrogenen, armseligen, ausgebeuteten Proletariern? Werden etwa nur Handarbeiter ausgebeutet? Das Heer der Angestellten ist unbewußtes, ungewolltes Proletariat. Es ist Aufgabe des klassenbewußten Proletariats, den Andern die Augen zu öffnen und ihnen zu zeigen, wo sie zu stehen haben. Handarbeiter und Kopfarbeiter sind Teile des Proletariats, ebenso wie Frauen und Männer Teile des Proletariats sind. Kein Teil hat einen Grund oder ein Recht, sich über den andern zu erheben.

Es muß davor gewarnt werden, die Dekors wichtig zu nehmen. Äußerlichkeiten dürfen nicht zu Kennzeichen gemacht werden. Wir sind alle Kulis. Ob einer am Lufthammer steht oder am Schreibtisch sitzt, ist vollkommen gleich. Es gibt Leute mit rauhen Händen, die Verräter sind, und es gibt Leute mit zarten Händen, die Brüder sind. Ebenso wie niemand seiner rauhen Hände wegen verächtlich ist, ist niemand seiner zarten Hände wegen geringer einzuschätzen. Das Literatencafé steht auf dem gleichen Niveau wie jedes einfache Bierlokal im Industrieviertel. Hier wie da gibt es Stammtische. Den Literaten in Kutscherkneipen zu locken, heißt Verlogenheit provozieren. Das ist ein dummes, gefährliches Spiel. Kein Hirnarbeiter soll meinen, daß er sich als Handarbeiter verkleiden und gebärden muß, um zum Proletariat zu gehören. Es darf nicht einreißen, daß in Versammlungen, die das Proletariat angehen, Brillenträger sich unter den spöttischen Blicken der Fabrikarbeiter unsicher und unwillkommen fühlen. Der Geistesarbeiter soll sich durch die hohen Ansprüche, die der Handarbeiter zuweilen leichthin an ihn

stellt, nicht beirren lassen. Er ist meist genau so an ein fremdes Pult gebunden wie irgend ein Prolet an eine Drehbank. Den Wenigsten ist es möglich, ihren Kampfwillen durch ihre Arbeit auszudrücken. Denn diese Arbeit ist Dienst am Kapital. Selten findet der Literat seinen Lebensunterhalt da, wo er seine Überzeugung frei betätigen kann. Oft genug muß er heftig kämpfen, um dem Feinde, dem er dienen muß, keine allzu großen Konzessionen zu machen. Soll der Kopfarbeiter lieber verhungern als in eine Zeitungs-Fabrik zu gehen? Verhungert denn der Handarbeiter lieber, als daß er in einem Großbetrieb für den Geldschrank dicker Arbeiterfeinde schuftet? Die meisten Menschen müssen irgendwo arbeiten, wo das Ziel ihren Interessen widerspricht. Immerhin wird ein anständiger Geistesarbeiter die Grenzen einhalten und keinen Verrat an sich selber üben.

Der Handarbeiter soll also über die Schwierigkeiten und harten Lebensbedingungen der Literaten nicht oberflächlich hinwegsehen. Hand- und Kopfarbeiter sind gleichermaßen vom Kapitalismus abhängig. „Hand oder Kopf — man kocht uns alle in einem Topf." Upton Sinclair spricht von Sündenlohn? Es arbeiten klassenbewußte Proletarier in Giftgasfabriken! Ist das nicht schlimmere, grauenhaftere Notwendigkeit, als bei Hugenberg Feuilletons zu schreiben?

Bänkelbuch von Peter Panter

Das Genre ist nicht groß. Es sind immer wieder dieselben sechs oder acht, die diese leichten Verse machen, dieselben, die Spaß am Spaß haben und Freude an der Ironie. Dergleichen ist bei uns nicht so übermäßig beliebt. Darüber ragt steil die Hornbrille einer verstandesmäßig kühlen Lyrik, die keine ist, darunter riecht es nach dem Humor des Bieres, dem Jargon der Ställe und der Klampfe der Freikorps, dem Jeist der Reichswehr — und ganz zu unterst nach Arnolt Bronnen. Wir andern stehen in der Mitte.

Da steht denn also auch ein niedliches Büchlein, das „Bänkelbuch" (erschienen bei E. P. Tal in Wien); herausgegeben hat es Erich Singer, der in dem Büchlein auch mit hübschen Versen vertreten ist. Das Buch ist eine Anthologie. Weil wir grade bei der Vorrede sind: da hat der Herausgeber, wie ich meine, einen kleinen Schwupper gemacht. „Er bedauert es sehr, daß es keinen Verführungskünsten gelang, den prinzipiellen Widerstand der Herren Joachim Ringelnatz und Bert Brecht zu beseitigen." In dem Bedauern ist ein Unterton, der mir nicht gefällt. Er hat sagen wollen: „Ich habe sie aufgefordert — sie gehören hier hinein", aber es klingt anders. Nicht die Herren Ringelnatz und Brecht waren eingeladen, sondern in Wahrheit ist immer der Herausgeber einer Anthologie bei uns zu Gast; was also hier — mit einem leichten Seitenblick auf den Leser: „Wie finden Sie diese Leute?" — geschieht, ist etwa so, wie wenn jemand Krach macht, daß er dort und dort nicht eingeladen ist. Ich verstehe den Widerstand der beiden sehr gut. Erstens ist er durchaus ihre Sache; zweitens geht das häufig so, daß die Leser nur die Anthologie, nicht aber die Bücher der vertretenen Autoren kaufen . . . und es ist das Recht Brechts und Ringelnatzens, die bänkelbedürftigen Leser auf ihre zu diesem Zweck angefertigten Bücher zu verweisen. Dies nebenbei.

A wie Adler, Hans Adler. Ist das lange her . . . Da habe ich hier, noch vor dem Kriege, den Simplicissimus gefragt, warum

er denn nicht diese reizenden kleinen Verslein, die öfter in ihm zu finden waren, gesammelt herausgäbe. In der Tat ist das geschehen; das Buch heißt „Affentheater", die Verse sind noch dieselben, aber inzwischen muß etwas passiert sein. Ist ja wohl auch. Es stimmt mächtig melancholisch, das zu lesen. Immerhin: ein paar Verse bleiben haften — wenn auch der große Feuerwerksschein jenes Vierzeilers:

> Wem es bestimmt, der endet auf dem Mist
> Mit seinem edelsten Bestreben...
> Ich bin zum Beispiel immer noch Jurist.
> So ist das Leben.

nicht mehr den abendlichen Garten erhellt — die Entfernung von Mist und Jurist hat sich inzwischen leicht vermindert. Aber es sind doch hübsche Gedichtchen.

Dann hätten wir da Hermann Hesse, aus jener Zeit, da er noch nicht jeden Morgen ein Täßchen Galle trank, so den nicht sehr heiteren Anblick eines bejahrten Primaners bietend, der im Alter von fünfzig Jahren die Nutte entdeckt. Auch er hat schöne Gedichte in diesem Buch; seine Prosa steht weit darüber — so etwas wie „Ohne dich" gibt es nun bei dem alten Liliencron viel, viel besser („Stammelverse nach durchwachter Nacht").

K wie Kästner. Brillant. Da ist „Jahrgang 1899", ein kleines Gedicht, in dem eigentlich alles über diesen Fall ausgesagt ist — mehr kann man darüber gar nicht sagen:

> Man hat unsern Körper und unsern Geist
> ein wenig zu wenig gekräftigt.
> Man hat uns zu viel, zu früh und zumeist
> in der Weltgeschichte beschäftigt!

Das ist Nummer eins. Es sind einige sehr gute, wenn nicht die besten Gedichte aus seinen Bänden („Herz auf Taille" und „Lärm im Spiegel", bei C. Weller & Co. in Leipzig) ausgewählt.

Aus der Gesamterscheinung dieses Mannes kann ich nicht ganz klug werden. Die Verse sind wunderbar gearbeitet, mit der Hand genäht, kein Zweifel — aber irgend etwas ist da nicht in Ordnung. Es geht mir manchmal zu glatt, das sollte man einem deutschen Schriftsteller nicht sagen, dieses Formtalent ist so selten! — also sagen wir lieber: die Rechnung geht zu gut auf; sechsunddreißig geteilt durch sechs ist sechs, gewiß, na und? Ich kenne kaum ein einzelnes Gedicht, gegen das ich Einwände zu machen hätte... Ist es die Jugend? Aber grade das, was mir auffällt, ist kein Anzeichen von Jugend: es ist so etwas wie mangelnde Kraft; der dahinter steht, ist mitunter selber „Jahrgang 1899". Ich will mich gern getäuscht haben: so einer verdient Förderung, Ei-Ei und Weitermachen.

Einige alte, schöne Verse Kerrs. Einige alte, schöne Verse Klabunds — darunter jenes Gedicht, das, soweit ich mich erinnere, den Stil Blandine Ebingers bestimmt hat. „Und ick baumle mit die Beene, mit die Beene hin und her..." Blandinchen, du hast bei mir auf dem Tisch gesessen und hast es vorgemacht, und der kluge Friedrich Hollaender hat es gleich gesagt: „Sie hat ihren Stil gefunden."

Alfred Lichtenstein, in Klammern Wilmersdorf; getötet im Jahre 1914. „Der Türke" und „Der Fall in den Fluß" — diesen Fall von Lenchen Levi in den tiefen Fluß höre ich und sehe ich immer so, wie Kate Kühl ihn einmal gestaltet hat.

M wie Mehring — die stärksten Verse des Buches. Darüber haben wir uns neulich schon unterhalten.

Schickele ... ja, wäre in Deutschland die „kleine Form" nicht so verachtet: wer weiß, ob dieser nicht unser bester deutscher Journalist geworden wäre. „Schreie auf dem Boulevard" ist heute noch das weitaus überragendste, was in den letzten zwanzig Jahren über Paris geschrieben worden ist, und unter diesen Versen hier ist

zum Beispiel „Tragödie" — das ist Form, Kraft, Stärke, was ihr wollt.

Am Nebentisch im Café Anglais:
„Ich kann bloß leben in deiner Näh!"
— Det versteh ick nich.
„Für mich ist dein ältester Anzug neu.
Du gehst mit andern, ich bin dir treu."
— Det versteh ick nich.

Schade, daß das nicht von mir ist.

T wie Tiger; darunter einige Jugendsünden, aber wir wollen sie lassen stahn.

Gleich dahinter das schönste ernste Gedicht des Bändchens: „Einsam" von Berthold Viertel (zuerst veröffentlicht in der ‚Fackel').

Wenn der Tag zu Ende gebrannt ist,
ist es schwer, nach Hause zu gehn,
wo viermal die starre Wand ist
und die leeren Stühle stehn.

W wie Wedekind ... wie sag ichs meinem älteren Abonnenten? Die Hälfte ist mausetot. Wer hats gleich gesagt? Franz Blei. Ja, aber Dunnerkiel, es hat doch Jugendgedichte von ihm gegeben, Gedichte, bei denen man das Blut in den Ohren rauschen hörte — ... wenn aber dies hier einer liest, der nichts weiß von Herodes, der liest es nicht. Es liegt auch an der Auswahl. Es gibt stärkere Liköre auf dieser Schnapsorgel — wie kann man so etwas auslassen:

In der Esse fliegt der Hammer
im Cylinder auf und ab;
Gottfried in der Mädchenkammer
fliegt nicht minder auf und ab —

wenn einer ein Bänkelbuch macht: dies ist ein Bänkelsang.

W wie Weichberger, ein Dichter, den A. R. Meyer entdeckt hat, und daran hat er recht getan. Es gibt von ihm unter den alten „Lyrischen Flugschriften" erschütternd komische Dinge; hier ist mein allerliebstes Lieblingsgedicht, eines, darin die deutsche Sprache selber dichtet, man hört ihr Herz puppern; das ist überhaupt nicht auf Papier geschrieben, das ist in den Blumentöpfen eines Balkons gewachsen ...

Laß du doch das Klavier in Ruhe;
es hat dir nichts getan;
nimm lieber deine Gummischuhe
und bring mich an die Bahn —

Das wärs. Ein hübsches Buch.

Das Genre ist nicht groß. Daher denn auch alle Kritiker, die uns in die Finger bekommen, jeden, aber auch ausnahmslos jeden von uns mit Heine vergleichen. Das stimmt, für die Art — das stimmt gar nicht, im Größenverhältnis. Man tut Herrn Kästner oder Herrn Tiger auch keinen Gefallen damit. Denn es ist nicht mal ein Kompliment, sie mit Heine zu vergleichen — es ist einfach ein Zeichen literarischer Unbildung. Herr Kästner und Herr Tiger sind Talente; Heinrich Heine aber ist ein Jahrhundertkerl gewesen. Einer, dessen Liebes-Lyrik — mit Ausnahme der letzten Lieder — dahin ist; aber einer, der das Schwert und die Flamme gewesen ist, eine Flamme, die bis zu Nietzsche hinaufloderte. Wie schwach entwickelt muß der Bänkelsang bei den Deutschen sein, daß sie die Gesellen mit dem Meister vergleichen, der den Schmerz und die Todesahnung, die Wut und den Haß, die Liebe zur Heimat und den Abscheu vor dem Vaterland in Versen gesagt hat, die wie Flaumfedern flogen und wie schwere Minen einschlugen — nein, wie Verse! Die Zahl der deutschen Kriegerdenkmäler zur Zahl der deutschen Heine-Denkmäler verhält sich hierzulande wie die Macht zum Geist.

Sonntag in Hamburg von Rudolf Arnheim

Es ist immer wieder ein aufregendes Erlebnis, das zweidimensionale Miniaturgerippe des Stadtplans, den man vor dem Besuch einer neuen Stadt fleißig studiert hat, ersetzt zu sehen durch die verwirrende Pracht des Originals. Auf dem Stadtplan war alles kar. Man hatte sich die Namen und den Verlauf der Hauptstraßen eingeprägt, man würde auf dem neuen Pflaster herumlaufen wie ein Einheimischer. Ist man aber an Ort und Stelle, so sieht alles anders aus, die Entfernungen sind entweder viel größer oder viel kleiner, wo ein kleines Kreuz war, steht eine Riesenkirche, und der große See, den man zu besuchen gedachte, ist ein dürftiges Tümpelchen. Alle hundert Schritt bleibt man ratlos stehen, der Wind saust roh in die entfaltete Landkarte, man muß jemanden um Rat fragen, und der sagt einem dann meistens, daß man längst da ist, wohin man sich aufzumachen gedachte.

Hamburg, auf dem Plan ein übersichtliches Netz glatter Straßen, bietet dem Besucher so eindrucksvolle Häuserphysiognomien, daß man es schon aus Höflichkeit nicht fertig bringt, durch die Spaliere dieser höchst lebendigen Gestalten aufenthaltlos und teilnahmslos zum Ziel zu eilen. Ältestes und Jüngstes steht wie in stummem Kampf nebeneinander. Da gibt es schiefe, bunte Häuserchen, die Fassade vom Alter verbogen, mit gekrümmtem Obergeschoß und verwitterten Dächern. Hin und wieder gar sind welche völlig auseinandergebrochen, eine einzelne Mauer steht noch, und der Regen prallt gegen die rosageblümten Tapeten, die früher ein warmes Schlafzimmer verkleideten und nun als zerfetzte Lumpen an den nackten Steinen kleben. Gerümpel, verblaßte Ladenschilder, verrostetes Gestänge, und fünfzig Schritt weiter — steht ein Komplex modernster Geschäftshäuser, steile Riesenfronten, endlose Fensterkompagnien, ein neues Zeitalter.

Das Chilehaus ist im hamburger Dialekt erbaut. Breitbeinig wie Seeleute stehen die Tore, die Wände bestehen aus rohen Ziegeln, gesund und wetterbraun wie amerikanisches Corned Beef. Ein Kaufmannspalast aus der Renaissance. Im Parterregeschoß hat man sogar, wohl des Lokalkolorits halber, ein paar symbolische Figuren im naiven Stil, Knäblein, Gockelhähne und Adler um die Türen dekoriert, und im Brinkenhof sind Butzenscheibchen in die Fenster eingelassen. Sonst aber sind diese Gebäude schroffste Gegenwart, sauber, kahl und gleichmäßig, wie scheibenweise vom Stück geschnitten. Man geht eine gute Weile an solcher Front entlang wie durch einen nüchternen Korridor, und plötzlich bricht das Haus hart ab und kehrt hochmütig seine kahle Brandmauer gegen ein schiefes Speicherchen mit betrunkenem Dach und nutzlosen, leeren Luken, aus deren einer eine gemütliche Bulldogge sonntägliche Ausschau hält. Das Haus steht im grünlichen Wasser eines Kanals. Auf den hamburger Kanälen muß ein großes Schiffssterben gewesen sein, denn allenthalben treiben an der Oberfläche tote Schiffe, in vergilbten Farben, und durch die weißlackierten Deckflächen brechen braune Rostflecke.

Es ist nicht ratsam, Hamburg auf Kreppgummisohlen zu durchstreifen. Seine Straßen sind schlüpfrig, weil seine Luft voller Feuchtigkeit ist wie die Mägen seiner Bewohner; allenthalben wird ‚Bavaria-St. Pauli Bier' angepriesen, eine seltsame Kombination, aber sie hat sich sichtlich bewährt. Das Hafenviertel ist eine Art Gastwirtsghetto. Andre Berufe scheinen hier ungern geduldet. Das Wasser der Hafenufer ist wie mit Entengrütze überwuchert von kleinen Dampfern, deren unübersichtliche Takelage dem Auge des Besuchers Unruhe und Verwirrung bringt. Drüber stehen die Bogen der Hochbahnbrücke, und so fährt alle paar Minuten oben in einsamer Luft über das stumme Gewimmel der Schiffchen hinweg vorsichtig und quietschend eine kurze Kette gelber Wagen.

Auf einem kleinen Dampfer unternimmt der Besucher eine Rundreise durch den Hafen. Sie kostet eine Mark und fünfzig, inklusive Erklärer und Möven. Die Schiffsflagge ist schwarzweiß-rot, mit etwas Republik im Hinterhalt. Die Möven sehen wie künstliche Vögel aus — Maschinchen, die dem Fabrikanten nicht ganz naturgerecht gelungen sind. Zwar die Flügel flattern mit naturalistischer Rührigkeit, aber Kopf, Rumpf und Schwanz sind starr wie eine hölzerne Spindel und scheinen mit den Flügeln nur durch Scharniere verbunden; und da die Zentralpartie, die doch der Sitz des geistigen Lebens ist, so ungerührt wirkt, während die Flügel geschäftig wedeln, gewinnt der Betrachter leicht den Eindruck, diese Tiere seien von der Rundfahrtgesellschaft als Stimmungskanonen engagiert und täten nun gleichmütig den Dienst von Animiervögeln, deren Aufgabe es ist, die Passagiere um Brotkrümchen zu neppen. Ob sie aussehen, als wenn sie Emma hießen, läßt sich — wie bei lyrischen Metaphern häufig — schwer beweisen. Was den Erklärer, einen Mann mit blauer Schiffermütze anlangt, so besteht sein Vortrag aus Text erster und zweiter Klasse. Die eigentliche Erklärung trägt er mit lauter Stimme vor, die humoristischen Zwischenbemerkungen dagegen leise, gleichsam beiseite, um den Eindruck zu erwecken, als improvisiere er diese. Die spanischsten und englischsten Schiffsnamen bekommen in seinem Munde einen hiesigen Klang, und für die malerischen Segelschiffe, die Pferdedroschken des Ozeans, hat er nichts als jene grausamste Wendung, die die deutsche Sprache in den letzten zwanzig Jahren hervorgebracht hat: „Segelschiffe kommen heutzutage überhaupt nicht mehr in Frage!"

Es ist Sonntag. Die Schiffe liegen, ohne Unterschied des Standes und der Nation, nebeneinander träge im Wasser. Was da dünn aus den Schornsteinen steigt, ist sichtlich nicht der Qualm ernster Arbeit, sondern das Tabakswölkchen des Feierabends. Schweigend sonnen sich die Schiffe, und das mit Recht, denn alles Wissenswerte kann eins dem andern ohne weiteres von außen ablesen: Das Zeichen der Firma steht am Schornstein, die Fahne des Herkunftslandes weht am Heck, die des Ziellandes am Bug. (Welchen Verfall der Geselligkeit gäbe es, wenn auch jedem Menschen Provenienz, Eigentümer und Ziel auf der Stirn geschrieben stünde!) In den Schwimmdocks lie-

gen invalide Schiffe und zeigen, mit der Schamlosigkeit des Kranken, ihre roten Unterleiber und die nackten Schrauben.

Gewaltig ist dieser Hafen, aber der schaffende Menschengeist hat sich selbst sozusagen noch unterboten, indem er unter dem Wasser den Elbtunnel bohrte. Als Tunnelköpfe fungieren diesseits und jenseits der Elbe zwei Kuppelbauten, krematoriumsartig, und in ihnen wird man, wie um das Bild vollständig zu machen, vermittels eines großen Fahrstuhls feierlich unter die Erde gesenkt. Dort unten aber findet keinerlei Verbrennung statt. Der lange Gang ist mit hellgrünen Kacheln hygienisch ausgelegt, so daß man — mit Verlaub zu sagen — meint, den Geruch von Ammoniak zu verspüren. Die Wände entlang ziehen sich Bronzereliefs mit Darstellungen der prominentesten Wassertiere, vom Seestern bis zum Delphin. Eine Siegesallee der Tiefsee mit elektrischem Licht.

Es gibt eine Straßenbahnlinie in Hamburg, deren Stationenschild lautet: ‚Schlump — Neuer Pferdemarkt — Veddel'. Aber diese Bezeichnungen sind durchweg übertrieben. Der Große Bleichen zum Beispiel ist keineswegs eine Wiese zum Wäschetrocknen, sondern eine dichtbebaute Straße, die zum Überfluß die Kammerspiele beherbergt.

Dort wo die Vornehmheit der Stadt etwas plötzlich, kaum durch ein paar dem Schutze des Publikums empfohlene Anlagen beschönigt, in das berühmte Vergnügungsviertel der Reeperbahn übergeht, steht wie der Cherub vor dem Paradiese der steinerne Bismarck und hütet mit aufgestemmtem Schwert den Zugang. Die Gestalt des Altkanzlers hat jene Umstilisierung ins Schildkrötenhafte erfahren, die man in Denkmalskreisen für monumental hält. Die Augenbrauen sind wohlgetroffen, Rüstung, Umhang und Schwert hingegen dürften weniger im Sinne des Porträtierten sein. Starr blickt er aufs Wasser, und so kann sich der Besucher unbemerkt an ihm vorbei an die Stätten des Lasters schleichen.

Dies Vergnügungsviertel ist fast ländlich — ein immobiler Jahrmarkt. Buden aus Stein und nicht transportierbar, aber Buden. Die neumodischen Lichtreklamen an den Fronten der alten Häuserchen wirken rührend wie die Girlanden eines Schützenfestes. Ein Dorf der Sünde. Der Besucher, nach Sensationen gierend, ging in ein Hippodrom, weil dort die Orgien berauschter Hetären zu besichtigen sein sollten. Da saß rund um eine kleine Arena ein rauhes, aber gleichgültiges Publikum beim Bier. Als die Kapelle zu spielen begann, galoppierten ein älterer Herr mit steifem Hut und zerknittertem Querschlips sowie eine etwas angeheiterte Hausangestellte auf zahmen Pferden im Kreise herum. In einer Nebenstraße befand sich ein weiteres Hippodrom, wo die Luft etwas schlechter und ein einzelnes Pferd mit einer durch kurzen Rock und breitgeschminkten Mund als Hetäre gebrandmarkten jungen Dame bestückt war. Von der Besichtigung eines dritten Hippodroms, das in der Nebenstraße dieser Nebenstraße lag und den Gipfel an Verwerflichkeit darstellen sollte, sah der Besucher ab. Nun, es war Sonntag, und am siebenten Tage ruht offenbar auch die Sünde.

Die Lokale der Reeperbahn haben, wie üblich, außen Schaukästen, in denen die Darbietungen photographiert zu sehen sind. Danach zu urteilen, lassen sich zwanglos zwei Gruppen von Etablissements unterscheiden: solche, in denen die Tänzerinnen mit, und solche, in denen sie ohne Brustschutz auftreten. Zu den letzteren gehört auch ein großer Tanzpalast, bekannt wie ein bunter Hund und ebenso anzuschauen, vor dessen Schaukasten der Besucher indes zurückschreckte. Man wird ihn nicht einen Wüstling schelten, wenn er gesteht, daß er das dort avisierte Nacktballett bereits aus Berlin kannte. Es war die einzige Darbietung dieser Art, die er jemals gesehen hatte, und der Verdacht läge nahe, daß dies die einzige existierende Truppe sei und daß sie, nach Art einer Stagione, herumreise, um die Städte Deutschlands sukzessiv mit lebendem Marmor zu beliefern. Jedoch der Besuch des Lokals lohnte sich dennoch. Eine riesige Kugel drehte sich an der Decke und warf aus tausend reflektierenden Spiegelchen buntes Licht über Köpfe und Tische. Wie in einem römischen Bade wurde hier ein Publikum von Pionieren und Dienstmädchen mit süßem Lärm, Farben und warmem Dunst massiert, und es wäre nur passend gewesen, wenn die Kellner den von der Tanzfläche an den Tisch zurückkehrenden Gast mit ihren Handtüchern frottiert hätten. Einen freundlichen Nebel im Hirn, schritt der Besucher hinaus in den freundlichen Nebel der hamburger Nacht.

Treibjagd von Harry Kahn

Zum ersten Aktschluß ereilt den jungen Baron Firks der Genickfang der Tscheka; zum letzten verendet die alternde Tänzerin Balbanowa an einer wohltätigen Dosis Veronal, die sie vor körperlichem und geistigem Hinsiechen in Sibirien bewahrt. Das kapitalste Wild geht durch die Lappen: Genosse Gogolin, der schon in der Zarenzeit Minister erschoß und die Katorga kennen lernte, jetzt aber für Judenitsch spioniert. Warum er das tut, wird uns nicht, wird vielleicht nicht einmal ihm klar: Gewinnsucht? Rache? Ehrgeiz? Vielleicht ist es bloß Freude am Handwerk, am Sport, am Spiel um den höchsten Einsatz. Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein, singen die Pappenheimer, die wir kennen. Gogolin ist der neue Landsknechtstyp: heute rot, morgen tot; heute rot, morgen weiß. Der mit allen Wassern gewaschene, in allen Waffen gewandte Prototyp der Pawlonowski und Siewert. Der rechte Exponent einer Atmosphäre, in der Jeder Jeden bespitzelt, Jeder Jeden verdächtigt, Jeder auf Jeden Jagd macht. Diese Atmosphäre ist das Beste an des jungen Bernhard Blume dreiaktigem Stück. Die Figuren, zu denen sie gerinnt, sind manchmal ein bißchen banal: der überlebensstarre Chef der Geheimpolizei, russische Mixtur aus Robespierre und Sherlock Holmes, ist schon beinahe Schablone; der von Notzuchtsversuch zu Hundehörigkeit durch den Irrgarten des Sexus taumelnde Offizier, der leukämische Versicherungsagent, der

ihn im Bett der an Liebe und Leben übersättigten Balbanowa ablöst, der Schieber, der sich mit all seinem Geld nicht in jenes so begehrte Bett schmuggeln kann und sich mit der Revolutionärin begnügen muß, die ihre Gesinnungstreue daran nicht hindert, — sie alle sind wohl weniger mit dem Herzblut ihres Schöpfers als von seinen Lesefrüchten genährt. Es ist das alte bourgeoise Personal Dostojewskijs, Tschechows, Andrejews in Habit und Habitus der durch Film und Tank bereicherten Neuzeit. Arbeiter und Bauern sind nicht vorhanden; Hammer und Sichel werden nicht geschwungen, sondern nur Trommelrevolver und Travellerschecks. Immerhin kommt eine ebenso glaub- wie sehenswürdige Typenwelt zustande, in der sich allerhand Spannendes begibt und in der eine knappe, straffe, dialektisch zugespitzte, epigrammatisch scharfgefeilte Sprache geredet wird, die der untrüglichste Beweis des ursprünglichen Bühnentalents von Bernhard Blume ist.

Warum dieses sehr begabte, in einer frühern Spielzeit bereits fürs Schauspielhaus angesetzte Stück erst kurz vor Torschluß der jetzigen am Schillertheater herauskommt, ist Jeßners Geheimnis und mag es bleiben. Wir müssen uns wohl für weitere fünf Jahre damit abfinden, daß die Wege unserer Staatstheaterleitung in einem Zwielicht verschwimmen, wie es Karl Heinz Martin, mit mehr Recht, über Blumes drei Akte breitet. Aus ihm treten, wenn auch nicht ganz sich deckend mit der dichterischen Konzeption, so doch scharf konturiert, die beiden Hauptgestalten der Durieux und Granachs hervor, leuchtet in fahl stechendem Glanz Müthel heraus, heben sich, gut profiliert, die Chargen von Leibelt, Laubinger, Ledebur, Schnitzler und der immer von ironischen Humoren umzuckten Elsa Wagner ab. Eine ausgezeichnete Aufführung, sehenswerter als die meisten, die der Plazierung inmitten der berliner Spielzeit würdig befunden wurden. Die endet so, wie sie begonnen hat: mit einem Vorstoß auf das Stoffgebiet des Kampfs um die Macht im neuen Rußland. Aber Ungar wie Blume halten sich, einfach zur Gewinnung von Fabel und Milieu, an die politisch-militärische Außenseite der Sache; weder „Der rote General" noch „Treibjagd" führt die eigentlichen Grundkräfte ins Treffen. Mut und Blick unserer Direktoren und Dramaturgen, die sich bei jedem neuen Durchfall auf den Mangel an modernen Bühnendichtungen hinausreden, erhellt daraus, daß seit fast zwei Jahren ein deutsches Werk der Aufführung harrt, in dem die ideologische und soziologische Dialektik jenes Machtkampfs so gradlinig wie großzügig zu einem auch rein handlungsmäßig in Atem haltenden Drama gestaltet sind. Unsere nächste Nummer wird eine für diese Behauptung wie für das Werk selbst gleich charakteristische Probe bringen. Piscator hat jetzt wieder sein Nollendorftheater. Es darf angenommen werden, daß er, durch die frühere Erfahrung gewitzigt, den Wert eines Bühnenwerks nicht mehr am Petroleumpegel abmessen und daher möglichst bald „Menschen auf der Barrikade" inszenieren wird, obwohl es weder zu maschineller noch zu filmischer Meiningerei Anlaß gibt und obwohl es aus der Feder seines frühern Kollektivgenossen Béla Balázs stammt.

Der Mann im Dunkel von Valeriu Marcu

Der gesunde Menschenverstand ist die unzuverlässigste Erscheinung. Er urteilt nach unmittelbaren Eindrücken. Schatten sind für ihn Gespenster, Blitz und Donner Stimmen erzürnter Gewalten. Nach dem Kriterium des gesunden Menschenverstandes war der Papst im Recht, als er den übermütigen Literaten, der die Behauptung vertrat, die Erde drehe sich um die Sonne, verdammte und beinahe rösten ließ. Der heilige Vater hatte in dieser Frage die Zweidrittel-Mehrheit der Menschheit für sich und war somit ein guter Demokrat. Und wenn Passanten Soldaten begegnen, so ist es für alle Gaffer klar, daß die Militärs den Krieg „machen"; wenn sie Kanonen sehen, dann meinen sie, den Urgrund aller Kriege mit der Hand greifen zu können; denken sie nun gar an die Aktionäre, die durch die Fabrikation dieser Instrumente regelmäßig reich und reicher werden, dann glauben diese Denker, die Nutznießer aller Gemetzel in flagranti ertappt zu haben.

In Wirklichkeit aber „macht" die Rüstungsindustrie ebensowenig den Krieg, wie die Bordellbesitzerinnen das Liebesleben erfunden haben. Die Vertreterinnen dieser Institute animieren nur den Trieb, der die Voraussetzung für ihr Sparkonto und ihre rechnerische Moralität ist. Die Verwaltungsräte der Rüstungsindustrie ermuntern auch nur zum Krieg, der die Basis ihres Reichtums wird.

Die Fabrikanten dieser Instrumente mußten sich von jeher viel Unangenehmes sagen lassen, aber das schadete weder ihrem Renommee noch ihrem Geschäft. Denn die Besitzer der Kampfmaschinen verkaufen nicht en détail sondern haben ihre behördlichen Massenaufträge. Wie sie dann dank ihrer ökonomischen Schwere, der Verzweigung ihrer Organisation den Staat beeinflussen, die Politik zu leiten versuchen — diese Geschichte ist eine noch nicht geschriebene Historie.

Über einen Vertreter dieser Rüstungsindustrie schreibt Richard Lewinsohn. Er heißt Basil Zaharoff, und der Biograph nennt ihn den „Mann im Dunkel" (S. Fischer-Verlag).

Basil Zaharoff ist ein Levantiner, der die objektiven Weltverhältnisse gut auszunutzen versteht. Er kommt „von unten" und von weitem. In Konstantinopel schwellt der zwanzigjährige Jüngling die Segel seiner Phantasie mit großen Hoffnungen. Er braucht einen günstigen Wind, der das Schifflein seiner Wünsche vom Goldenen Horn in westliche Gegenden treiben soll. Die Portokasse seines Verwandten wird ihm zur Büchse der Pandora. Der Levantiner sitzt erst im londoner Hyde-Park und dann im Untersuchungsgefängnis Seiner englischen Majestät. Die Zelle wird das Vorzimmer zur europäischen Zivilisation. Die Schuld ist nicht erwiesen. Vor dem Urteilsspruch findet Zaharoff aber glücklicherweise einen Zettel in der Manteltasche: den Brief seines Verwandten. Dieses kleine Schriftstück, das er in Konstantinopel achtlos in die Tasche geschoben und vergessen hatte, befreit ihn; denn es enthält seine Ernennung zum Kompagnon — er hatte also dieselben Rechte wie sein Sozius. Diese Affäre ist nebensächlich. Denn aller Reichtum, behauptet der skeptische und trotz-

dem heilige Hieronymus, hat seinen Ursprung im Unrecht. Soviel weiß er aber nun für seine fernere Existenz: Man ist schuldig nicht wegen der Tat sondern durch die Anklage! Die Mannigfaltigkeit seines nun erst beginnenden Lebens ist einfach, er findet den richtigen Anschluß. Zaharoff wird in Athen Vertreter einer englischen Munitionsfirma, die ihn schließlich nach London beruft. Das Unternehmen baut Maschinengewehre, und er verkauft sie. Im Orient gibt es talentierte Händler, die mit der Ware im Koffer von Tür zu Tür, von Markt zu Markt gehen, mit zäher Geduld die Vorzüge ihrer Knöpfe, Hosenträger oder Bleistifte preisen. Zaharoffs Fabrikat ist viel leichter zu verkaufen — er muß nur die richtigen Türen in Paris, Madrid und St. Petersburg finden und so anklopfen, daß grade der öffnet, auf den es ankommt. Nach einem Jahrzehnt ist der Levantiner eine graue Eminenz der Politik. Er entdeckt den Funken staatlicher Weisheit, der die Maschinengewehre zum Knattern bringt, und liefert mit Unparteilichkeit an Freund und Feind. Nach dem zweiten Jahrzehnt seiner Tüchtigkeit umschmeichelt er nicht mehr die Käufer — die Waffenhungrigen laufen ihm nach. Während des Weltkrieges ist er unentbehrlich: Freund Lloyd Georges, Berater Briands in den Fragen griechischer, balkanischer Politik. Hier aber verkalkulierte sich Zaharoff, obwohl er richtig spekulierte. Er will seinem hellenischen Vaterland die Tore Asiens eröffnen. Warum auch nicht?! Ist der Größenwahn kleiner Staaten nicht das Grundsätzliche der Nationalitätenpolitik? Groß-Rumänien, Groß-Bulgarien, Groß-Serbien, Groß-Albanien, Groß-Litauen, Groß-Estland — warum nicht auch Groß-Griechenland? Die kleinen Länder stellten am Anfang des Weltkrieges ein viel imperialistischeres Programm auf als die Großstaaten. Frankreich trachtete nach Elsaß-Lothringen, Rußland nach Galizien und Konstantinopel — Rumänien aber wollte sich verdoppeln, Serbien verdreifachen, Griechenland vervierfachen. Wollten die großen Staaten ein Expansionsgebiet für ihr Finanzkapital, so die jetzt als siegreiche Wegelagerer im balkanisierten Europa lebenden kleinen Länder ein Ausbreitungsgebiet für ihre nationale Gendarmerie, ein Betätigungsfeld für die Staatsraison ihrer Gefängnisdirektoren.

Die Siege Kemal Paschas verschlingen einen Teil der Millionen Zaharoffs. Er verzagt aber nicht. Was ist ihm eine Niederlage? Hat die Welt des Reichtums aufgehört? Fünf Jahrzehnte glänzender Erfolge überleben die Schlappe einer verunglückten Spekulation. Das brennende Smyrna zeigt ihm die Unfähigkeit griechischer Landsleute. Seine Millionen dürfen hier nicht zu Asche werden. Er wird vom Panhellenismus kuriert. Die Kunst, überall die Quellen des Profits zu entdecken, jede Erscheinung auf ihren materiellen Inhalt hin zu wägen, das Einzelne mit dem Allgemeinen zu verbinden, den Strom der Interessen zu übersehen, um ihn dann ins Meer seines Reichtums zu leiten, bleibt Zaharoffs Virtuosität. Dieses Spiel der Einsicht läßt ihn die Wut oder die Verehrung der Vielen nicht spüren — er ist stumm wie ein Dichter bei der Arbeit, seinem Gegenstand tief ergeben, seines Sieges ganz bewußt.

Bemerkungen

Die Fälscher und die IA

Exzellenz Orloff, früherer russischer Staatsrat, Ritter hoher Orden, und der frühere russische Offizier Pawlonowski sitzen nebeneinander auf der Anklagebank wegen eines netten kleinen Betrugs, der noch nicht einmal gelungen ist. Sie wollten dem amerikanischen Journalisten Knickerbocker auf seinen Wunsch Dokumente verkaufen, die amerikanische Politiker diskreditierten, und da diese Papiere, für die eine hohe Summe gefordert wurde, offensichtlich gefälscht waren, alarmierte der Journalist den Polizeivizepräsidenten Weiß persönlich, der die Fälscher festnehmen ließ. In Nummer 15 der ‚Weltbühne‘ hat Johannes Bückler den Vorgang beschrieben.

Nun sitzen die beiden Lieferanten auf der Anklagebank, und durch das Bemühen ihres Verteidigers, des Rechtsanwalts Herbert Fuchs, entsteht mit einemmal eine erregte, heillose Situation. Für Sekunden fällt plötzlich der Vorhang von den Geheimnissen und Usancen der deutschen Politischen Polizei. Zwei Kommissare erklären verlegen, daß sie von ihrer vorgesetzten Behörde nicht die Erlaubnis hätten, irgend etwas auszusagen, neben dem Staatsanwalt erscheint plötzlich der Oberstaatsanwalt im Sitzungssaal, der Vorsitzende erhebt sich . . .

Die gesamte Beamtenschaft im Saal erklärt mit Grabesstimme, daß man nur Fragen der Verteidiger zulassen oder beantworten wolle, die unmittelbar mit dem vorliegenden kleinen Betruge zusammenhingen. Sonst werde man nichts, gar nichts sagen, und vor allem die Frage des Rechtsanwalts Fuchs, ob denn die Angeklagten wirklich Angestellte der Politischen Polizei gewesen seien, werde man nicht beantworten.

Das ist der ungeheure Skandal, den man mit allen Mitteln vertuschen, verschweigen, beschwichtigen will: Orloff und Pawlonowski, Meisterfälscher und Gehilfe, waren lange Jahre „Lieferanten höchster amtlicher Stellen“ und nicht nur sie allein, sondern mit ihnen ein ganzer Schwarm ähnlicher Existenzen! Sie waren fest besoldete Agenten im Dienste der Politischen Polizei, des Reichskommissariats für öffentliche Ordnung und selbstverständlich des Reichswehrministeriums. Sie lieferten an diese Behörden „politisches Nachrichtenmaterial“, und da man nicht annehmen kann, daß die Behörden dieses Material für erhebliche Gelder gekauft haben, um es in einem Schrank verschimmeln zu lassen, so ergibt sich die erschütternde Schlußfolgerung, daß die Behörden eine Reihe von Maßnahmen auf Grund von Nachrichten notorischer Fälscher getroffen haben müssen.

Man erschrickt, wenn Orloff hinter dem Gitter der Anklagebank aufsteht. Wie ein böses Tier im Käfig schleicht er hin und her, schwarz gekleidet, geduckt, mit leichenfarbenem Gesicht, hohem Schädel, tiefliegenden Augen. Dieser Mann hat zur Zeit des Kaiserreichs als Richter Hunderte von „Verschwörern“ an die Wand stellen lassen, er hat unter den Sowjets dieselbe Tätigkeit in größerem Stil fortgesetzt, und schließlich ist er bei den Weißgardisten gelandet. Immer „ermittelte“ er, und immer führte das Ergebnis seiner Ermittlungen zum Tode zahlreicher Menschen. Im Solde der deutschen Republik „ermittelt“ er weiter. Dieser Sold ist so reichlich, daß Orloff jetzt in Berlin zwei Häuser besitzt, ein ansehnliches Bankkonto, und in der Umgebung ein kleines Gut.

Pawlonowski ist ein Mensch, der seinem Äußern nach Verkäufer in einem Konfektionsgeschäft sein könnte, ein heruntergekommener Kerl mit schlechten Instinkten. Und um diese beiden scharen sich allerlei Balzac-Figuren, darunter ein Mann namens Siewert, der ebenfalls hochbesol-

deter Spitzel deutscher Stellen ist. Alle diese erhielten das gute Geld der deutschen Steuerzahler, sie alle „ermittelten" und „berichteten".

Die festen Gehälter der Agenten langen zum Leben. Pawlonowski erhielt Jahre hindurch von der politischen Polizei zweihundert Mark monatlich, die ihm der Kommissar Heller pünktlich auszahlte, und dazu vom Reichskommissariat noch vierhundertfünfzig Mark. Sein Kollege Siewert erhält weit mehr.

Warum nun trotz des innigen Verhältnisses plötzlich Polizeiaktion gegen diese Leute? Sie wußten zuviel, und außerdem meldeten sich die Sowjets, denen sie auch zuviel wußten — es kam der Fall an die Reihe, daß man dem östlichen Nachbarn einen Gefallen tun mußte, und so lieferte man die beiden dem Richter aus, der sich nun aus all diesen Geschichten herausfinden soll. Wie skrupellos man dabei vorgeht, zeigt folgendes. Als Pawlonowski, der eigentlich anders heißt, in die Dienste der deutschen Politischen Polizei trat, schrieb ihm der Kommissar Heller einen Paß auf den Namen Pawlonowski aus. Als er verhaftet war, zeigte ihn dieselbe Polizei noch ausdrücklich bei dem Gericht wegen Führung dieses falschen Namens an.

*

Am Abend des Tages, an dem in der Gerichtsverhandlung alles dies im Hintergrund droht, ereignet sich folgendes. Am späten Nachmittag erscheinen im Vestibül der russischen Botschaft Unter den Linden zehn bis an die Zähne bewaffnete Polizeibeamte, den Sturmriemen unter dem Kinn. Der Führer, ein Wachtmeister, erklärt dem Portier, daß er den Auftrag habe, das Gebäude polizeilich zu besetzen. Die ganze Botschaft läuft zusammen, das Gebäude ist doch exterritorial, man stürzt an die Telephone, um bei der Reichsregierung wegen dieses unerhörten Bruchs der Exterritorialität zu protestieren. Man stürzt an die Schreibtische, um die Telegramme nach Rußland aufzusetzen. Der Krieg droht. Ein Beamter der Botschaft läuft noch einmal ins Vestibül, um zu erfahren, wer diesen phantastischen Befehl gegeben hat, der selbstverständlich irgendwie mit dem schwebenden Prozeß zusammenhängen muß. Der Wachtmeister aber erklärt: „Ich verstehe gar nicht, warum sich die Herren so aufregen. Die Studenten wollen doch das Haus demolieren, und wir sollen doch den Kultusminister beschützen."

„Ach so", ruft der Botschaftsrat erleichtert aus, „das Kultusministerium ist aber nicht hier, es ist ein Haus weiter."

Albert Storch

Wo bleibt das Geld der Angestellten?

Der Leiter und Direktor der sozusagen literarischen Abteilung des Gewerkschaftsbundes der Angestellten ist mit 150 000 Mark mühselig einkassierter Beiträge irgendwohin ins wärmere Klima durchgebrannt, nicht ohne dem Verband noch einen Rattenschwanz unrentabler Verpflichtungen zu hinterlassen. Ich habe vor längerer Zeit durch einen Bekannten genauen Einblick erhalten, nach welchen Gesichtspunkten dieser größte deutsche Angestelltenverband mit Hilfe des geflüchteten Dr. Matthiesen begonnen hatte, mit dem Kapitalüberschuß seiner Einnahmen auf dem Gebiete der Buch- und Zeitschriftenproduktion Fuß zu fassen. Es schwebte den Leuten so etwas wie die Gründung eines schwarz-rot-goldnen Staatsverlages vor. Als wichtigste Arbeit war die Herausgabe eines Standardwerks über die deutsche Republik im Sieben-Stäbeverlag vorgesehen, ein Werk, das man für den Verkauf an die kärglich bemittelten Mitglieder für besonders geeignet hielt. Den Verkauf baute man auf dem durch die Staubsaugerfirmen berühmt gewordenen System der unzähligen Einzelvertreter auf, die nun Haus

um Haus und Bureau um Bureau für einen Hungerlohn abrennen mußten. Die Krone dieser literarischen Tätigkeit war aber die Gründung einer Zeitschrift mit dem verheißungsvollen Titel „Der Kaufmann über dem Durchschnitt".

Wie ist es möglich, daß die Leitung eines der wichtigsten Wirtschaftsverbände seinen Mitgliedern, die doch heute das Material abgeben für das bitterernste Experiment der wirtschaftlichen Rationalisierung und die also wirklich andre Sorgen haben, eine kaufmännische Magazin-Zeitschrift und allerlei Bücher zum Kaufe anbietet, die sich auch nicht im allergeringsten auf die wirkliche Lage der Mitglieder beziehen?

Herr Doktor Matthiesen macht unlautere Ferien, die literarische Abteilung ediert eine Plauderzeitschrift ... wohin fließt das Geld der Angestellten?

Anton Gantner

Die Nationen in Ferien.

„Jedes große internationale Hotel ist ein Gemisch aus einem Bordell und einem Narrenhaus", sagte der Hoteldirektor zu mir.

Wir saßen vormittags in der leeren Halle. Draußen wurde vor dem Hintergrund eines fashionablen Alpenpanoramas Tennis gespielt und geschwommen. Der Hoteldirektor hatte in der blauen Golfjacke das Aussehen eines erprobten Kapitäns, der jahraus, jahrein seinen Luxusdampfer durch die stürmischen Saisons steuert. In der Tat war er weit herumgekommen, ehe er das Hotel übernommen hatte: in Brasilien, im Orient, in Afrika.

„Das Bordell will ich schon glauben," meinte ich, „aber ein Narrenhaus? Ich dachte eigentlich, daß ein Hotel wie das Ihre der Verständigung zwischen den Nationen diente. Man lernt sich kennen, die Sitten schleifen sich ab —"

„Im Gegenteil," erwiderte er. „Die Nationen haben sich trotz der modernen Verkehrsmittel ihre Eigentümlichkeiten bewahrt. Auto und Flugzeug mögen die Entfernungen beliebig verringern, sie verwischen die Unterschiede zwischen den Völkern nicht."

Auf meine Bitte hin teilte er mir einige seiner Erfahrungen mit. Von den Amerikanern schien er wenig wissen zu wollen. Er bezeichnete sie als Hoteletikettensammler, die es immer höchstens ein paar Tage in einem Hotel aushielten. Außerdem beanspruchten sie im Winter überhitzte Räume, ohne darum auf ihr Eiswasser zu verzichten. „Die Italiener," fuhr er fort, „sprechen sehr laut und hinterlassen gewöhnlich schmutzige Aborte. Am methodischsten pflegen die Engländer zu verfahren. Sie treffen pünktlich ein, bleiben genau die vorgesehene Zeit über und reisen dann programmäßig ab. Die Deutschen sind in dieser Hinsicht nicht eben verläßlich. Gefällt es ihnen an einem Ort, so weichen und wanken sie nicht; auch wenn über die von ihnen bewohnten Zimmer, längst getroffenen Dispositionen zufolge, wieder verfügt werden muß. Manche deutschen Gäste haben sich in der Hochsaison einfach krank zu Bett gelegt, um die Räumung der Zimmer zu hintertreiben. Es sind schwere Kämpfe wegen der Betten entstanden."

„Wie beurteilen Sie im allgemeinen die Deutschen?" fragte ich ihn.

„Sie sind, zum Unterschied von den Engländern und den Italienern etwa, die als kompakte Masse auftreten, eine völlig zersetzte Nation. Am 11. August wollte ich die deutsche Reichsflagge aufziehn lassen; wir flaggen ja auch am 14. Juli. Nach den Erkundigungen, die ich fürsorglich unter den anwesenden Deutschen eingeholt hatte, hielt ich es schließlich für ratsamer, auf meinen Vorsatz zu verzichten. Das Schwarzrotgold hätte zu peinlichen Szenen geführt. Überhaupt haben viele Deutsche aus dem Krieg nichts gelernt. Jüngst behauptete ein deutscher Graf, daß mein Hotel zusehends ver-

falle. Als ich ihn ersuchte, seine merkwürdige Feststellung näher zu erläutern, wies er auf die stark angeschwollene Zahl des jüdischen Publikums hin. Seine Frau, die alle Hotelrechnungen mit ihren eigenen Schecks beglich, trug, nebenbei bemerkt, einen jüdisch klingenden Namen. Besonders fürchterlich sind die ehemaligen Deutschen. Ein Herr aus Paris, dem man auf hundert Schritte das Deutsch anhörte, das er um keinen Preis verwandte, beklagte sich mit den Worten bei mir: „Votre maison est pleine de boches."

Ich schwieg.

„Auch die Holländer," sagte er, um mich zu trösten, „haben einen ausgeprägten Kastengeist. Sie zerfallen in drei Kategorien: die Aristokraten, die Kaufleute und die Leute aus den Kolonien. Die drei Gruppen an einen Tisch zu bringen ist unmöglich.. Wenn sich ein Schriftsteller nur einen einzigen Tag an meinem Platz befände, so brauchte er um Lustspielthemen nicht verlegen zu sein."

Ich erklärte, daß ich zwar ein Schriftsteller sei, indessen seinen Berichten eher den Stoff für ein Trauerspiel entnähme. Verschiedene Aufsätze kamen mir in den Sinn, in denen die Einheit Europas gefordert wurde. Ich erzählte dem Hoteldirektor von den Aufsätzen.

„Vermutlich sind ihre Verfasser nie in einem internationalen Hotel gewesen," sagte er nachdenklich.

Ahasver

Befürchtung

Werde ich sterben können —? Manchmal fürchte ich, ich werde es nicht können.

Da denke ich so: wie wirst du dich dabei aufführen? Ah, nicht die Haltung — nicht das an der Mauer, der Ruf „Es lebe —" nun irgend etwas, während man selber stirbt; nicht die Minute vor dem Gasangriff, die Hosen voller Mut und das heldenhaft verzerrte Angesicht dem Feinde zugewandt ... nicht so. Nein, einfach der sinnlose Vorgang im Bett, müde, Schmerzen und nun eben das. Wirst du es können?

Zum Beispiel, ich habe jahrelang nicht richtig niesen können. Ich habe geniest wie ein kleiner Hund, der den Schluckauf hat. Und, verzeihen Sie, bis zu meinem achtundzwanzigsten Jahre konnte ich nicht aufstoßen — da lernte ich Karlchen kennen, einen alten Korpsstudenten, und der hat es mir beigebracht. Wer aber wird mir das mit dem Sterben beibringen —?

Ja, ich habe es gesehen. Ich habe eine Hinrichtung gesehen, und ich habe Kranke sterben sehen — es schien, daß sie sich sehr damit plagten, es zu tun. Wie aber, wenn ich mich nun dabei so dumm anstelle, daß es nichts wird? Es wäre doch immerhin denkbar.

„Keine Sorge, guter Mann. Es wird sich auf Sie herabsenken, das Schwere — Sie haben eine falsche Vorstellung vom Tod ... es wird ..." — Spricht da jemand aus Erfahrung? Dies ist die allein wahre Demokratie — die Demokratie des Todes. Daher die ungeheure Überlegenheit der Priester, die so tun, als wären sie alle schon hundertmal gestorben, als hätten sie ihre Nachrichten von drüben — und nun spielen sie unter den Lebenden Botschafter des Todes.

Vielleicht wird es nicht so schwer sein. Ein Arzt wird mir helfen zu sterben. Und wenn ich nicht gar zu große Schmerzen habe, werde ich verlegen und bescheiden lächeln: „Bitte, entschuldigen Sie ... es ist das erste Mal ..."

Kaspar Hauser

Der heroische Gigolo

Zum zweitenmal stellt sich Lytton Strachey in Deutschland vor. Nach der „Königin Victoria" nun „Elisabeth und Essex. Eine tragische Historie" (S. Fischer Verlag). Ich weiß nicht, ob die Herren vom Fach auch diesen Engländer zu den „historischen Belletristen" rechnen. Mir scheint,

er zeichnet sich nicht nur durch präziseste urkundliche Vorarbeit aus, was zu wenig wäre, es sprudeln da noch ganz andre Quellen als die des tüchtigen Aktenstudiums. Dieser Schriftsteller ist von der Welt der shakespearischen Königsdramen berührt, von ihren Leidenschaften und Humoren. Seine schöne, biegsame und doch etwas getragene Sprache, die Hans Reisiger meisterlich verdeutscht hat, strömt die volle Musikalität elisabethanischer Blankverse aus.

Robert Devereux, Earl of Essex, ist in die Geschichte eingegangen durch den Putsch gegen seine königliche Freundin, für die er seine zweiunddreißig Jahre auf den Richtblock legen mußte. Das haben wir in der Schule gelernt und nicht kurzweilig gefunden. Und Elisabeth selbst —? Was wäre sie uns mehr als Hekuba, ein Name ein Denkmal meinetwegen! In Westminster Abbey ist ihr eiserner Korsage und ihr schrecklich schwerer Reifrock zu sehen, und die ungeschnürten Frauen von heute stehen davor, die kurzen Haare gesträubt beim Anblick dieser Folterinstrumente. Lytton Strachey hat eine gründlich tote Zeit erweckt. Es ist kein Kostümspuk, seine Gestalten atmen.

Das Leben der großen Herren von damals war herzlich unsicher, der Kopf schien oft nur leihweise überlassen zu sein, aber dafür war dies kurze Sein von köstlicher Abundanz. Alle diese Herren kreisten um eine seltsame alternde Frau, der das Schicksal jeden Wunsch erfüllt hatte bis auf den einen: Frau zu sein; denn einer jener kleinen Kunstfehler der Natur, die über ein Menschenleben entscheiden, hatte ihr die physische Liebe versagt. So entfaltet sie, teils aus Selbstbetrug, teils aus Eitelkeit, um vor der Welt ihr Manko zu verbergen, einen Apparat, als handle es sich darum, die sexuelle Libertinage einer neuen Messalina zu cachieren. Sie spielt vor der Öffentlichkeit die Komödie der verführerischen, der hingebenden, der sich wegwerfenden Frau. Der Hof ist immer voll von neuen Gerüchten; man zerbricht sich den Kopf, wer diesmal der Begünstigste ist. In Wahrheit beschränken sich die Exzesse der Königin darauf, im Vorübergehen den jungen Kavalieren den Kopf zu krauen oder sie an den Ohren zu ziehen.

Doch dem jungen Essex bringt sie eine dauernde Zärtlichkeit entgegen, die ihm gefährlich wird, weil er seine Rolle absolut nicht verstehen kann. Er ist für sie die junge, frische Mannespuppe, der Gigolo; sie hat ihn gern, aber macht sich über seinen Mangel an Bedeutung nicht die geringsten Illusionen. Sie hat andre seiner Art begünstigt und abgetan — er aber ist ein kreuzbraver, etwas hohlköpfiger, etwas romantischer Junge. Es wird sein Schicksal, daß ihn eine geniale Frau in aufwallendem mütterlichem Instinkt formen will, vielleicht auch nur, um ihn fürs Leben zu sichern. Essex jedoch begreift nicht, daß er nur ein Riesenspielzeug ist, das im Augenblick zerbricht, wo diese Finger ungeduldig werden. Bald fühlt er sich durch die Gunst der Königin geschmeichelt, bald wieder behandelt er sie wie eine verblühende Frau, deren Nachstellungen ihm lästig werden. Vor allem aber begreift er nicht, daß er nur der Gigolo ist. Er fühlt sich als junger Achill, als Krieger und Staatsmann, dem selbst die Krone nicht zu hoch ist. Im Kriege und in der Politik, wo er hingestellt wird, erweist er sich als fataler Dilettant. Doch das Schlimmste an ihm ist, daß er diese Frau nicht versteht, nicht den Schwung ihrer Persönlichkeit, nicht ihre Überlegenheit, die nicht durch einen Hermelin legitimiert zu werden braucht. In breitbeiniger Vitalität steht er neben einem Rätsel, das er als solches nicht anerkennt. Und eines Tages wurde das Rätsel ungemütlich, weil er eine persönliche Verstimmung ins Politische umsetzte, und schlug ihm einfach den Kopf ab.

Es ist eine wilde Zeit gewesen. Diese Menschen waren verfeinert und primitiv zugleich. Man liebte platonische Dialoge, das Sonettemachen war eine ständige Übung, aber man glaubte auch eisenfest an die Folter als einziges Mittel zur Rechtsfindung, man glaubte an die Alchemie so entschlossen wie wir heute an die Nationalökonomie. Sexualberatungsstellen waren noch nicht erfunden. Man mußte mit sich selbst fertig werden.

Um die beiden Hauptakteure stellt Lytton Strachey breite Gruppen von Mitspielern. In der ersten Reihe spielt Francis Bacon of Verulam, der in der Geistesgeschichte einen großen Platz hat, aber als private Existenz leider ein Jago oder Edmund Gloster war: — er wurde der Verräter des jungen Essex und der Profiteur dieser Tragödie. Dann die Höflinge, die Minister und Soldaten, dazwischen in ungewissem Flackern, das Zigeunertum der irischen Rebellen, und endlich, unvergeßlich, die Sterbeszene Philipps II.: eine närrische Feierlichkeit in schwerer spanischer Barockluft, wie eine Vision des Greco die spindeldürren, asketischen Gestalten, das Auge nach oben gerichtet, kleine spitze Flämmchen über den Häuptern.

C. v. O.

Original und Reproduktion

Die Fälscherskandale der letzten Zeit haben die Ausartungen eines Kunstbetriebes, dem es weniger um künstlerische Werte als um Namen geht, ins rechte Licht gesetzt. Außerdem hat es sich in kunstliebenden Kreisen langsam herumgesprochen, daß der volle künstlerische Wert auch in der Reproduktion enthalten sein kann und das Original nicht mehr künstlerischen Monopolwert besitzt. Die Tempelhüter der Kunst sind beunruhigt und entrüstet: „Wo bleibt die Andacht und der Schauer vor dem Kunstwerk?" — es hat sich herausgestellt, daß so mancher, der vor Kunstwerken zu schauern pflegt, dies originalgetreu auch vor den Reproduktionen tut.

In den meisten Fällen, die Ölgemälde ausgenommen, läßt sich nämlich heute schon Original und Reproduktion nicht mehr unterscheiden. Das hat die Ausstellung „Original und Reproduktion" der Kestnergesellschaft in Hannover gezeigt. Ein Wettbewerb regte die Besucher an, sechsunddreißig Originale unter hundert ausgestellten Kunstwerken heraussuchen. Manchmal hing Original neben Reproduktion, manchmal hingen zwei identische Reproduktionen desselben Werks nebeneinander. Nur Fünfen ist die richtige Lösung gelungen.

Selbst wenn das Ergebnis ungünstiger gewesen wäre, würde das an dem prinzipiell wichtigen Ergebnis nichts ändern. Wenn man allerdings die Bilder von der Wand nimmt und haargenau die Einzelheiten (Papierart, Stockflecken, Altersrisse) vergleicht, wird man in den meisten Fällen Unterschiede feststellen, zumal die Reproduktionstechniken noch nicht restlos vollkommen sind. Mit der Lupe wird man immer unterscheiden können. Es handelt sich aber nicht um Materialprüfungen, sondern um Unterschiede im künstlerischen Eindruck. Die Masse der Kunstliebenden kann beruhigt den Raritätensammlern das Original als „Aktie an der Wand" überlassen und sich an der Reproduktion erfreuen. Museen, die dem großen Publikum künstlerische Eindrücke vermitteln wollen, tun besser daran, einige hundert Reproduktionen der berühmtesten Meisterwerke zu zeigen als ein paar uncharakteristische Originale zu kaufen.

Die schaffenden Künstler braucht eine solche Bewegung nicht zu beunruhigen. Sie könnten ihre Bilder bei Reproduktionsanstalten verlegen wie die Schriftsteller ihre Bücher. Das Original könnte später noch zu Liebhaberpreisen an Sammler verkauft werden. Die technische Entwicklung wird hier ebenso wie bei Grammophon

und Radio den Künstlern eine große Erweiterung ihres Wirkungskreises bringen. Diejenigen aber, die der Korrektur unsrer Begriffe und Wertungen durch die Entwicklung der Technik ablehnend gegenüberstehen, mögen weiterhin zu den Worten eines Kunstkritikers halten, der jüngst gepredigt hat: „Denn was zu irgendeiner Zeit irgendeiner, der wirklich einer war, einmal, in heißem Bemühen, in glücklichem Rausch, in besessenem Ringkampf mit Engeln und Teufeln geschaffen hat, ist nicht mit kaltem Verfahren, mit Hebeln und Schrauben, mit Drogen und Druckplatten nachzuahmen." Das walte Gott!

Wilfried Basse

Geben und Nehmen

In New York hat, Zeitungsberichten zufolge, Max Schmeling seinen Gegner „förmlich zu einer blutigen Masse" zusammengeschlagen. Wie ein „lebender Sandsack", so hieß es, taumelte der Besiegte während der letzten zwei Runden „halblind", „aus Mund und Nase blutend" hin und her. Lediglich durch seine „beispiellose Härte im Nehmen" hielt der „vielleicht härteste Nehmer in der Boxgeschichte" die letzten Runden stehend durch. Er erreichte auf diese Weise, daß er den Kampf nur nach „Punkten" verlor. Wäre er vorzeitig zu Boden gegangen, wodurch er nach den Regeln des Boxsports ein weiteres „Nehmen" vermieden hätte, hätte er den „knock-out", eine weit ehrenrührigere Niederlage, erlitten. Es war somit sein freier, bewunderungswürdiger Wille, wenn er als lebender Sandsack figurierte, und er sowohl wie sein Gegner haben im „Nehmen" und „Geben" durchaus sportlich gehandelt.

Trotzdem frage ich: Was wäre geschehen, wenn der Sieger des Kampfes bereits vor Ablauf der beiden letzten Runden in seinen sportgerechten Hieben innegehalten und einer atemlosen Arena mitgeteilt hätte, daß er auf weiteres „Geben" verzichte, da es seine Aufgabe sei, mit einem Menschen zu kämpfen, nicht aber, auf einen lebenden Sandsack einzudreschen?

Was geschehen wäre? Nun, ein Boxkundiger, den ich befragte, teilte mir kurz und bündig mit, daß unser Held sportgerecht als Verlierer des Kampfes hätte gelten müssen, wenn er ihn vor Ablauf der vereinbarten Rundenzahl abgebrochen hätte. Was das Publikum von vierzigtausend Zuschauern anbeträfe, so würde es sich mit Recht betrogen gefühlt und wahrscheinlich unter Johlen, Pfeifen und „Schiebung"-Rufen sein Fünfzig-Dollar-Eintrittsgeld zurückgefordert haben. Es sei auch zu erwägen, ob nicht der Manager des Helden seinen Schützling wegen entgangenen und noch entgehenden Gewinnes auf Schadenersatz hätte verklagen können. Schließlich hätte sich natürlich die amerikanische Presse in schärfster Weise Luft gemacht und insbesondere auf die Schädigung der humanen Institution des „Milchfonds" hingewiesen, zu dessen Gunsten der Kampf ausgetragen worden sei.

Kurzum, hätte der Boxer vor dem Sandsack die Waffen gestreckt, so wäre das eine Blamage geworden vor Deutschland, der Welt und dem Weltgewissen.

Jonathan Blunk

Antworten

Preußischer Justizminister. Wer bestimmt eigentlich den Kurs eurer Staatsanwälte? Haben sie sich selbständig gemacht? Da wird uns erzählt, wie human, wie modern, wie reformiert euer Strafvollzug sei. Also, müßte man denken, werdet ihr jeden mit offenen Armen aufnehmen, der euch vernünftige Vorschläge macht, der auf die ungeheuerlichen Mißstände hinweist... Ja, Bumke. Was geschieht? Ihr laßt durch die Staatsanwaltschaften dieselben Albernheiten verüben wie damals bei dem Buche von Domela, dessen peinlichen Siegeslauf ihr auch nicht aufhalten konntet, weswegen ihr wenigstens den Umschlag beschlagnahmt habt. Mit Plättners „Eros im Zuchthaus", dieser in den Dokumenten höchst verdienstlichen Publikation, macht ihrs grade so. John Heartfield komponiert einen seiner famosen Photo-Umschläge; man sieht darauf einen verzweifelten Gefangenen mit verzerrtem Gesichtsausdruck, sein an die Wand gekettetes Bett, den Kübel ... und dann vag, als Kinovision, ein paar Frauenakte, durchaus dezent, in keiner Weise den fürchterlichen Visionen entsprechend, die den von euch gequälten Gefangenen nachts vor den Augen vorbeiziehen... Akte, die in jedem Schaufenster ungestraft hängen dürfen... Akte, die im Gegensatz zu den Hallodri-Zeitschriften, wie sie bessere Burschenschafter gern lesen, keusch genannt werden können. Beschlagnahme. Ihr solltet eure Nase lieber in die Kübel der Gefangenen stecken, wo es so duftet wie in euerm Rayon. Die Beschlagnahme ist eine erfreuliche Reklame für den Malik-Verlag. Das Buch wird nun erst recht gekauft werden. Aber, sagt mir doch — wer bestimmt eigentlich euern Kurs?

Artur Petzold, Charlottenburg, M. d. R. Sie teilen der verehrten Kundschaft Ihres Drogengeschäftes in einem Rundschreiben Folgendes mit: „In meiner Eigenschaft als Mitglied des Reichstages nehmen die Interessen unsres Vaterlandes mich immer mehr in Anspruch und rauben mir die Zeit, mich meiner werten Kundschaft völlig widmen zu können. Da auch mein Sohn, der mich in den letzten Jahren im Dienst am Kunden vertrat, seiner Befähigung und Neigung folgend zur Oper geht, habe ich mich entschlossen, einem älteren, bewährten Fachmann Gelegenheit zu geben, als mein Vertreter die Interessen meiner Kunden wahrzunehmen." So geht es mit der Drogenbranche bergab! Und wie schwer wird es Ihnen und Ihrem Sohn werden, auf dem Gebiete der Politik und des Opernwesens, wo solche humanen Gebräuche als fremdartig aus dem Rahmen fallen müssen, Dienst am Kunden zu treiben.

Novellist. Die Zeitschriften ‚Europäische Revue', ‚La Nouvelle Revue Française', Nuova Antologia', ‚Revista de Occidente' und ‚The Criterion' veranstalten gemeinschaftlich einen Wettbewerb für die beste Novelle in deutscher Sprache. Die mit dem Preis von 1000 Mark gekrönte Novelle erscheint in den fünf Sprachen der fünf Zeitschriften. Einsendungen mit dem Vermerk „Novellenpreis" sowie Name und Adresse des Einsenders an die Redaktion der Europäischen Revue, Berlin-Zehlendorf-West, Goethe-Straße 10, bis zum 1. September 1929.

Pädagogische Akademie, Dortmund. Du hast bei der Grundsteinlegung zu deinem Neubau am Hindenburgdamm außer einer Urkunde des Kultusministers Becker und sonstigem trockenem Beiwerk eine Kruke Steinhäger in die Wand eingemauert. Möge die Lehrergenerationen, die aus dir hervorgehen, bis in alle Zukunft der würzige Tannenduft edlen Steinhägers dezent umwittern. Unsre Jugend wird dir für diese Erfrischung danken.

Sozialdemokrat. Herr Füllfederhalterbesitzer Hermann Müller, der zu Zeiten auch an das Reichskanzleramt herangelassen wird, gibt uns eine Schilderung jenes Tages von Versailles, den die deutsche Regierung von heute so verlogen beklagt, als sei sie die Regierung von gestern. Sie ist die Regierung von gestern... Herr Müller also erzählt, wie die deutschen Unterhändler, unter denen man kein Mitglied der Vaterlandspartei sah, in den großen Spiegelsaal geführt wurden. „Bevor wir ihn betraten, immer von den vier Obersten begleitet, mußten wir einen Vorraum passieren, in dem das geladene Publikum versammelt war. Es waren hauptsächlich Frauen, und zwar die Gattinnen von Marschällen, Generalen, Staatsmännern und Parlamentariern. In dem Augenblick, wo wir diesen Vorraum betraten, entstand unter diesen Zuschauerinnen eine lebhafte Bewegung. Sie standen auf, die von den hinteren Reihen stiegen sogar auf ihre Stühle, und wir sahen, wie uns diese zum Teil ebenso reifen wie geschminkten „Damen der Gesellschaft" durch ihre Lorgnetten musterten." Herr Müller war einmal Journalist, aber was für einer! Natürlich war Versailles nebenbei auch eine gesellschaftliche pariser Sensation; wie sich im Falle eines deutschen Sieges die potsdamer Offiziersfrauen benommen hätten, ist noch eine andre Frage. Aber darauf kommt es hier nicht an. Wirklich schön ist nur, wie dieser Quadratbonze Fremde sieht. „Reife Damen"... das ist eine bittere Ironie, die nur der verstehen kann, der da weiß, von welch bezaubernden Frauengestalten ein sozialdemokratischer Parteitag umgeben ist; und „geschminkt...", nein, das geht allerdings zu weit. Hermann Müller hat sich noch nie geschminkt, er hat immer nur rot aufgelegt. Lagerbier, Lagerbier —! Und das sind die Führer. Die Geführten sind viel besser; nein, sie sind viel schlechter. Weil sie sich solche Führer bieten lassen.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Die Nationalsozialisten von Heinz Pol

Bis auf weiteres bleiben parlamentarische Erfolge auch der antidemokratischsten Parteien der sichtbarste Beweis für das Anwachsen einer Bewegung. Die Nationalsozialisten, denen doch das parlamentarische System so verhaßt ist und die so emphatisch jede Mehrheit für Unsinn erklären, wissen augenblicklich des Jubelns kein Ende über ihre gewiß imponierenden Wahlerfolge in Mecklenburg, in Sachsen, in Koburg und auf den Universitäten.

Tatsächlich sind die Nationalsozialisten, die nach dem Hitler-Putsch und vor allem nach der Spaltung in ein völkisches und ein nationalsozialistisches Lager fast vom Erdboden verschwunden schienen, schon seit geraumer Zeit zu neuem Leben erwacht. Ihre noch lange nicht beendete Restaurationsbewegung ist für jeden politisch Denkenden ernst genug, um aufs sorgfältigste im Auge behalten zu werden. Mit Achselzucken und ironischen Witzchen jedenfalls ist dieses Wiedererstarken nicht aus der Welt zu schaffen.

Die Regeneration der Nationalsozialisten begann Ende 1926, Anfang 1927. Damals zeigte sich, daß von den beiden gespaltenen völkischen Gruppen die nationalsozialistische die bei weitem stärkere war. 1925/1926 sonderten sich Dinter, Wulle und Graefe ab, aber schon wenige Monate später waren diese Leute politisch erledigt, nur noch kleine Splittergruppen in Norddeutschland und Thüringen hielten eine Zeitlang zu diesen ehemaligen Halbgöttern des Rassenhasses. Schon aber bildete sich die neue Front. Sie begann mit einem Bündnis zwischen Hitler und Strasser, blieb also zunächst auf Bayern beschränkt. Aber Hitler, der zumindest ein genialer Organisator sein muß, gelang es sehr bald, auch in Norddeutschland Männer um sich zu scharen, die es fertigbrachten, die schon auseinandergelaufenen Kompanien und Wählermassen zurückzurufen und fester als je um sich zu vereinen. In Norddeutschland, und zwar in Berlin, trat in erster Linie Doktor Goebbels in Aktion, zweiunddreißigjährig, ein ehemaliger heidelberger Student. Goebbels war und ist heute noch die aktivste und skrupelloseste Kraft der Nationalsozialisten. Kaum war er Anfang 1927 Gauleiter von Berlin-Brandenburg geworden, setzten überall in Berlin und der Mark die wüstesten Terrorakte ein, die schließlich so überhandnahmen, daß im Mai die Partei verboten wurde. Das hatte Goebbels nur gewollt: er konnte nun in Ruhe die Sturmkolonnen aufbauen und eindrillen. Die genauen Weisungen empfing er von Hitler, der inzwischen den militärischen Apparat der Partei aufgezogen hatte. Generalissimus für Bayern wurde der Generalleutnant a. D. von Epp, dessen Adjutant der ehemalige Fliegerhauptmann Goering wurde. Zum militärischen Leiter für Norddeutschland ernannte Hitler den Hauptmann a. D. Stennes, dessen Befähigung aus seiner Zeit als Leiter der berliner Polizeikompanie z. b. V. hinlänglich legitimiert war. Hinzu kam selbstverständlich eine immer größer werdende

Schar jüngerer Offiziere aus dem deutschvölkischen Offiziersverein, denen die Politik selbst des extremsten deutschnationalen Flügels zu weichlich geworden war. Bei Hitler durften sie endlich wieder Kompanieführer spielen.

Aber auch mit dem Aufbau des militärischen Apparats begnügte sich Hitler nicht. Er hatte aus dem münchener November-Putsch immerhin gelernt, daß er mit ein paar Tausend in braune Hemden gekleideten Burschen in dieser angeblich so morschen demokratischen Republik noch längst nicht Mussolini werden konnte. Er begann deshalb, aus der Bewegung eine festgefügte Partei zu machen, und zwar lag ihm an einer Partei der Masse. Dies war nur möglich, wenn er dem unverhüllten Rowdytum seiner Gefolgsleute einen ideologischen Unterbau in Form einer „Weltanschauung" gab. Er erkannte sehr richtig, daß man in dem Deutschland von heute die politisch immer noch instinktlosen Massen nur hinter sich bekommt, wenn man sie einerseits demagogisch aufs Primitivste aufputscht, andrerseits ihnen einzureden vermag, man putsche nur für die lautersten Postulate eines idealistischen Programms.

Hitler sah sich also nach „Theoretikern" um, er fand sie schnell. Die Marxisten hatten Marx gehabt, die Nationalsozialisten erhielten Arthur Rosenberg vorgesetzt, der unter dem Titel „Das dritte Reich" die fünfundzwanzig Thesen des Nationalsozialismus verkündete und diese Thesen, um auch noch Engels zu ersetzen, mit ausführlichen Kommentaren versah. Außer Rosenberg gewann Hitler noch Gottfried Feder als Finanztheoretiker der Partei und schließlich noch Schriftsteller wie Jung, Doktor Tafel u. a., die Broschüren über den Antisemitismus, die katholische Kirche, die Freimaurerei und den nationalen Sozialismus verfaßten. Daneben wurde ein ausgezeichnet arbeitender Presseapparat geschaffen. Heute besitzt die Partei neben einem Halbdutzend periodisch erscheinender Werbeschriften nicht weniger als 35 Wochenblätter (darunter freilich zahlreiche Kopfblätter), drei Tageszeitungen und ein illustriertes Blatt. Ferner besondere Jugend- und Studentenzeitschriften und schließlich die von Gregor Strasser herausgegebenen „Nationalsozialistischen Briefe". Der immer noch sehr rührige Hammer-Verlag des uralten Theodor Fritsch steht im Dienst der Nationalsozialisten.

Auch hiermit begnügte sich Hitler noch nicht. Er mußte vor allem die heranwachsende akademische Jugend an sich ziehen. Um dies zu erreichen, setzte er einen großartigen Einfall in die Tat um: er schickte den intelligenteren Teil seiner dreißigjährigen Leutnants und Oberleutnants a. D. in die Hörsäle. Die schrieben sich ein, belegten alle möglichen Fächer und Kollegs, schienen sehr eifrige Hörer, waren aber weiter nichts als zumeist sehr geschickte politische Agitatoren innerhalb der Universitäten. In hellen Scharen liefen ihnen die Zwanzigjährigen zu. Und die Professoren liefen hinterher.

*

So bildeten sich allmählich innerhalb der nationalsozialistischen Bewegung drei Richtungen, die ihrer Natur nach vollkommen verschieden sind, die aber dennoch vorläufig, das

heißt, solange die Partei noch nicht aktiv in die Politik eingreift, nebeneinander bestehen können, ja sogar sich gegenseitig unterstützten. Die erste Richtung ist die „fascistische", ihre Leiter sind Hitler und Strasser. In Norddeutschland ist vorläufig noch eine zweite Richtung vorherrschend. Sie umfaßt die kleinbürgerlichen und bäurischen Elemente. Goebbels versteht hier ausgezeichnet zu werben: auf dem Lande wettert er gegen den Großgrundbesitz und gegen den Zwischenhandel, in den Städten macht er sich an die kleinen Gewerbetreibenden heran und putscht vor allem die Ladenbesitzer gegen die Warenhauskonzerne und die Großbanken auf. So wird jetzt augenblicklich in allen berliner Organen der Nationalsozialisten gegen Karstadt Front gemacht. Verständlich, daß die kleinen Ladenbesitzer in den Gegenden, wo Warenhäuser sich befinden, Goebbels und seinen Agitatoren voller Verzweiflung in die Hände laufen. Im Punkt 13 der Kampfthesen der Partei heißt es, daß im dritten Reich jeder Volksgenosse am Gewinn aller, also im besonderen am Gewinn der großen Konzerne beteiligt sein werde.

Die dritte Strömung innerhalb der nationalsozialistischen Partei ist die sogenannte „jungnationale". Sie umfaßt den Nachwuchs auf den Universitäten und hat außerdem in den letzten Wochen einen sehr bedeutsamen Zuzug aus dem Lager jener zweiten Gruppe erhalten, die bisher im Kielwasser der Deutschnationalen Partei lief. Unter diesen Jungen, die jetzt mit fliegenden Fahnen bei Hitler gelandet sind, befinden sich Leute wie Jünger und Schauwecker, bisher die literarischen Heroen des Lokal-Anzeigers. Diese sehr merkwürdigen und gewiß sauberen Menschen, die ihren ideologisch durch nichts begründeten „Konservatismus" für eine revolutionäre Geste halten, haben sich angeekelt abgewandt von den Parolen Hugenbergs, die ihnen mit Recht politisch verkalkt und sozial und wirtschaftlich reaktionär erscheinen. Da sie, mehr aus eigener wirtschaftlicher Not als aus wirklichem theoretischen und praktischen Studium, den sozialen Klassenkampfcharakter unsrer Epoche erahnen, andrerseits aber glauben, sowohl die ihnen undeutsch erscheinende Demokratie als auch die Ungleichheit der Klassen durch ein neues nationales Großdeutschland aus der Welt schaffen zu können, haben sie sich mit letzter Hoffnung in die Arme Hitlers geflüchtet. Der verspricht ihnen beides, nämlich Sozialismus und gleichzeitig ein neues Deutsches Reich von Nord-Schleswig bis Süd-Kärnten, von Memel bis Longwy, ohne polnischen Korridor und mit einem Dutzend Kolonien, damit das „Volk ohne Raum" — auch Grimm ist heute ganz folgerichtig bei den Nationalsozialisten gelandet — endlich wieder seinen Platz an der Sonne erhalten kann.

Unterstützt werden diese Hirngespinste der Jünger und Schauwecker von den Renegaten Winnig und Niekisch, die zwar heute noch nicht Mitglieder der Nationalsozialistischen Partei sind, aber ihre Propaganda innerhalb der nationalsozialistischen Jugend betreiben. Auch Blüher agitiert heute unter den Nationalsozialisten. Er hat einen Teil der deutschen

Wandervogeljugend mitgebracht, und so gehören heute Jugendverbände wie die Freischar Schill, die Geusen, die Artamanen und eine große Reihe andrer Jugendtrupps zum festesten Bestand der nationalsozialistischen Front. Von hier aus werden auch noch vorsichtig tastende Fühler zum Jung-Stahlhelm ausgestreckt. Man möchte am liebsten den ganzen Stahlhelm aus den Klauen Hugenbergs befreien. Hitler läßt seine jungen Leute gewähren, er hat ein weites Herz und einen verschwiegenen Mund: während er seine Zeitungen und Agitatoren das allergröbste Geschütz gegen Hugenberg und den Scherl-Betrieb auffahren läßt, hat er sich insgeheim mit dem Zeitungskönig verständigt. Das heißt: Hugenberg hat sich notgedrungen mit ihm verständigen müssen. Denn der jetzige Parteiführer der Deutschnationalen merkt sehr wohl, daß es für ihn gar keinen andern Ausweg mehr gibt als eine Interessengemeinschaft mit den Nationalsozialisten.

Die Verbindung zwischen der Hugenberg-Gruppe und Hitler ist gerade in den letzten Monaten sehr eng geworden. Hitler, der nach wie vor hypnotisiert auf sein Idol Mussolini starrt, ist an die reaktionärsten und antisozialsten Wirtschaftsführer und Industriekapitäne in Bayern und im Ruhrgebiet herangetreten mit dem Angebot, in ihren Betrieben fascistische Gewerkschaftsorganisationen großzuziehen. Natürlich ist dieses Anerbieten begeistert aufgenommen worden. Die Erfolge, die Hitler hier bisher errungen hat, sind recht beträchtlich. In den Werken von Thyssen und Kirdorff z. B. bestehen heute bereits ansehnliche nationalsozialistische Betriebszellen. Auch in den berliner Großbetrieben sind Fortschritte zu verzeichnen, vor allem bei Siemens-Schuckert und bei Borsig. Man operiert hier ausgezeichnet mit nationalsozialistischen Personalchefs.

*

Es muß in diesem Zusammenhang etwas über die Geldquellen der Nationalsozialisten gesagt werden. Finanziell geht es der Partei außerordentlich gut. Die Sturmtrupps sind vorzüglich ausgerüstet, ihre Braunhemden sind aus bestem Material. Während der Wahlen im vorigen Jahr wurde wiederholt öffentlich und ohne späteres Dementi behauptet, daß diese Braunhemden zu einem großen Teil gratis von einer großen berliner Konfektionsfirma geliefert worden seien.

Fast alle Führer besitzen Privatwagen, mit denen sie im Lande herumsausen. Die Wagen Hitlers sind sicherlich auch heute noch Geschenke des Flügelfabrikanten Bechstein. Hitler, der sich in den Salons der großen Gesellschaft als Weltmann aufführt, hat unter seinen persönlichen Bewunderern und Geldgebern eine ganze Reihe teils feudaler, teils wohlhabender Damen.

Wie weit die Industrie heute noch mit Geld an der Hitler-Bewegung beteiligt ist, läßt sich im einzelnen schwer sagen, denn die überwiesenen Summen gehen durch sechs bis sieben Instanzen. Bei Geldüberweisungen bediente sich Hitler früher des Pseudonyms „Wolff", es heißt, daß er den Decknamen heute geändert habe. Die meisten seiner ehemaligen Finanziers sind durch den münchener Prozeß bekannt geworden. Einige von ihnen sind abgesprungen, geblieben sind aber viele münch-

ner Industrielle, in erster Linie Geheimrat Kühlo und Geheimrat Aust, sowie der Generaldirektor Doktor Wacker. Auch der Prinz von Ahrenberg soll noch hin und wieder einen Scheck ausschreiben. Ob der Hauptmann a. D. Wackenfeld beim Verein der Eisenindustriellen im Ruhrgebiet noch sammeln geht, steht nicht ganz fest, es ist aber anzunehmen, um so mehr, als die Partei grade im Ruhrgebiet immer festeren Fuß faßt.

Daß Hitler in steigendem Maße von einem Teil des in der Theorie so verhaßten Trustkapitals teils direkt, teils indirekt unterstützt wird, beweist auch die sehr sonderbare Tatsache, daß die antisemitische Propaganda seit einigen Monaten erheblich eingeschränkt worden ist. Man schimpft zwar noch auf das Judenpack, aber sozusagen nur noch unter dem Strich und in Relativsätzen. Und am sonderbarsten ist es, daß die Progromhetze gegen Jakob Goldschmidt, den Herrn der Darmstädter und Nationalbank, vor zwei Monaten buchstäblich über Nacht abbrach. Bis dahin war Goldschmidt der eigentliche Todfeind der Nationalsozialisten. Hunderte von Versammlungen fanden gegen ihn statt, an den Anschlagsäulen wurde er öffentlich angeprangert. Seit Rathenau hatte es kein so teuflisch gut organisiertes Kesseltreiben gegeben. Plötzlich wurde es totenstill. In keiner nationalsozialistischen Versammlung hört man heute ein Wort gegen den „Dawes-Herrscher Deutschlands", in keinem nationalsozialistischen Blatt liest man mehr eine Silbe von „Deutschlands Geldsackbestie".

Nun wäre es naiv, anzunehmen, daß Goldschmidt Herrn Hitler oder Herrn Goebbels eines Tags etwa einen Scheck über 50 000 Mark in die Wohnung geschickt haben wird. Aber die großindustriellen Freunde werden Hitler wohl darauf aufmerksam gemacht haben, daß, solange das dritte Reich noch nicht besteht, Kreditgeschäfte auch mit der Bank des Herrn Goldschmidt getätigt werden müssen und daß es deshalb für alle Beteiligten vorteilhafter wäre, gewisse krumme Nasen noch eine Zeitlang grade sein zu lassen. Und so ist denn Goldschmidt heute tabu. An seine Stelle ist Karstadt getreten, wir werden erleben, auf wie lange Zeit.

*

Wie geschickt Hitler auch sonst laviert, beweisen die jüngsten Vorgänge in Sachsen. Das Bündnisangebot des Herrn von Mücke an die Sozialdemokraten und Kommunisten war durchaus logisch im Sinne eines Teils des Programms der Nationalsozialisten, nämlich des antidemokratischen, antikapitalistischen Teils. Es war aber durchaus unmöglich, wenn man den zweiten Teil des Programms, nämlich die antisozialistischen, nationalistischen Forderungen in Betracht zieht.

Wie half sich Hitler aus dem Dilemma? Er ließ Mücke sang- und klanglos fallen. Das mußte er tun, um die fascistischen Wirtschaftsführer um Hugenberg endgültig für sich zu gewinnen. Denen hat er versprochen, die Macht der Gewerkschaften zu zerbrechen, also kann er nicht mit den Sozialdemokraten und Kommunisten parlamentarisch zusammengehen. Zum Dank für diese Einsicht durfte Hitler jetzt in der Herrenhausversammlung neben Hugenberg und Thyssen zu den versammelten Volksbegehrern sprechen.

Arthur Henderson von Carl v. Ossietzky

Im Parlament von Westminster sitzt am Regierungstisch ein rundlicher behäbiger Sechziger von blühenden Farben. Wenn eines der hochehrenwerten Mitglieder des Hauses an die Regierung die Frage richtet, wie sie sich die Wiederaufnahme der Beziehungen zu Rußland denkt, dann erhebt sich eben dieser gemütliche Herr und gibt mit einer Stimme und einem Temperamentsaufwand, die seinem geruhigen Äußern entspricht, die erforderlichen Erklärungen ab. Denn das Auswärtige ist sein Ressort, er ist der Außenminister der Labourregierung. Das Kabinett MacDonald hat im allgemeinen bei der Presse der alten Parteien Englands eine recht günstige Aufnahme gefunden, aber nur gegen einen der neuen Herren Minister wurden ernsthafte Einwendungen erhoben: gegen Mr. Arthur Henderson, den Herren des Auswärtigen. Nicht etwa weil er zu radikal sei, weil er im Geruch gefährlicher Konzeptionen stehe, nein, nicht das. Aber man fand, daß Mr. Henderson grade für dieses Amt eine zu unelegante Taille mitbringe, zu joviale, zu volkstümliche Formen. Der Mann, der im Parlament seit langem als „Onkel Arthur" der Liebling der jungen Abgeordneten ist, denen er Witze erzählt und spaßhafte Instruktionen für ihre Jungfernrede gibt, schien ihnen nicht die geeignete Figur für das respräsentative und oft tragische Geschäft des Außenministers. Wenn wir erfassen wollen, was die Regierung Ramsay MacDonalds, die für Nichtengländer eigentlich genau so aussieht wie alle lieberalen Kabinette seit Gladstone, in der Tat für England an revolutionierend Neuem bedeutet, so darf dieser Außenminister nicht außer Acht gelassen werden, der sich in einer seltsamen Weise von den Typen abhebt, die Konservative und Liberale in zweihundert Jahren für dieses Amt präsentiert haben. Plebejische Eindringlinge oder hochgeborene Herren, die mit plebejischen Formen posierten, sind in den englischen Kabinetten allerdings keine Neuheit mehr. Ein Plebejer ist Mr. Lloyd George und verhehlt es nicht, und selbst der hocharistokratische Mr. Arthur Balfour liebte es, bei langweiligen Debatten seine langen Beine auf dem Tisch des Hauses zu deponieren, ein Anblick, der Fremden, die aus der Loge zusahen, gelinde gesagt, die Fassung raubte. Aber das Foreign Office war durch geheiligte Tradition immer jener Gesellschaftsklasse reserviert, die für die Welt das vornehme England darstellt. Die Parteien wechselten, doch die Typen im Außenamt blieben gleich. Inkarnationen einer leidenschaftslosen Vornehmheit, die auch in der äußersten Hitze nicht aus den Lackstiefeln rutscht. Wenn etwa Sir Oswald Mosley der Nachfolger Sir Austens geworden wäre, so hätte das trotz der sozialistischen Gösch dieses ausgezeichneten Kavaliers nicht viel bedeutet, denn Sir Oswald gehört der gleichen Schicht an wie die Herren, die von altersher diesen Platz innehatten. In England bedeutet das viel, wenn nicht alles. Als Ende der siebziger Jahre Disraeli gefragt wurde, was er von Joe Chamberlain halte, dem neuen Abgeordneten der Industrie von

Birmingham, betrachtete der Alte den aufgehenden Stern eingehend und meinte dann wegwerfend: „Er trägt sein Monokel wie ein Gentleman!"

Im Geiste dieser eisenfesten Überlieferungen wirkt Mr. Henderson allerdings wie ein Sakrileg. Er ist Gewerkschaftsorganisator, der noch als Arbeiter in der Stahlindustrie begonnen hat und später als Agitator bekannt wurde. Auch er hat seine Zeiten gehabt, wo er vor Radikalismus überschäumte, es ist lange her, und heute scheint alle seine Röte sich in dem runden Gesicht konzentriert zu haben; ein kurzgestutzter weißer Schnurrbart ist nicht dazu geeignet, die Farbe der Internationale zu dämpfen. Mag man aber in den bessern Klubs die Nase rümpfen, dieser gemütliche nervenlose Mann ist für den europäischen Frieden gradezu ein Gottesgeschenk. Denn er bringt keine Sehnsucht nach Applaus mit, keine Projekte, die praktisch nichts bedeuten, aber durch pikant gewürzte Aufmachung nach der Sensationssucht der Weltpresse schielen; er prätendiert nichts, er ist Mr. Henderson, den das Vertrauen seiner Parteileitung auf einen Platz gehoben hat, den er niemals erträumte und den er lieber gegen einen stilleren vertauscht hätte. Und doch hat Arthur Henderson bisher gezeigt, daß er seiner Verpflichtung durchaus gewachsen ist, seine in der Form anspruchslosen und schmucklosen Reden haben Europa mehr genützt als die ehrgeizigen Attitüden seines Vorgängers, dessen Fähigkeit seit Locarno vornehmlich darin bestand, sich überschätzen zu lassen.

Arthur Henderson steht vor drei Fragen ersten Ranges. Die Beziehungen des britischen Imperiums zu den Vereinigten Staaten und Rußland verlangen dringend eine Revision; ebenso notwendig ist es, daß die wirren Verhältnisse in Europa, jetzt, wo sie durch den Youngplan offen zur Diskussion stehen, saniert werden. Wir wollen die ersten beiden Fragen, die den hier zur Verfügung stehenden Raum überschreiten, nicht zur Erörterung ziehen. Die dritte Frage genügt, um ein britisches Kabinett, das guten Willens ist, aufs Äußerste anzuspannen. Sir Austen Chamberlain hat sich die Sache einfach gemacht, indem er alle reaktionären Diktaturstaaten Europas an England fesselte, damit glaubte er eine Schutzmauer geschaffen zu haben, in der die außenpolitische Ideenlosigkeit der Regierung Baldwin ruhig schlafen konnte. Die dem Kabinett attachierten Harmsworthblätter waren frivol genug, in Ungarn sogar eine Revision des Friedensvertrags in Aussicht zu stellen, ein Versprechen, das im Ernstfall natürlich mit üblem Geruch zerplatzt wäre. Insofern hat die Arbeiterpartei die unangenehme Aufgabe, eine unerwünschte Erbschaft bald liquidieren zu müssen. Und so gewiß die Regierung MacDonalds innenpolitisch vieles schuldig bleiben wird, weil die Gesetze der Wirtschaft durch ein paar Federstriche der Bestmeinenden nicht außer Kraft gesetzt werden können, so anerkennenswert ist es, daß sie ihre volle Energie und ihre beträchtliche moralische Kraft zunächst für die Sanierung Europas eingesetzt hat. Diese Wünsche hat der neue Außenminister in seiner ruhigen und soliden Art ausgedrückt.

Daß Mr. Henderson sich dabei die deutsche Räumungsthese zu eigen gemacht hat, sollte in Deutschland nicht dazu verführen, wieder auf einen englisch-französischen Konflikt zu spekulieren. Die Arbeiterpartei ist zu großen Teilen kriegsfeindlich gewesen, sie hat für den versailler Vertrag wenig übrig gehabt, aber es wäre komplette Narrheit anzunehmen, daß sie sich eine Gesundung Europas anders denkt als innerhalb der Grenzen der Friedensverträge. Wenn der Außenminister der Labourregierung an die Adresse des gegenwärtigen französischen Kabinetts einige Unfreundlichkeiten richtete, so weiß er den größten Teil der Öffentlichkeit seines Landes hinter sich, so weiß er auch, daß die Regierung Poincaré im eignen Lande selbst als überfällig betrachtet wird. Aber niemals wird er einen Schritt unternehmen, der ganz Frankreich in Harnisch bringen könnte. Wieder mehren sich in Deutschland die Stimmen, die auffordern, die Ratifizierung des Youngplans hinauszuschieben, bis über die Räumungsfrage Klarheit geschaffen ist. Einen schlimmern Gefallen kann man der englischen Regierung nicht tun, als daß man ihr in dieser grobschlächtigen Weise sekundiert. Es ist nicht nur im Interesse Deutschlands nützlich, wenn die englische Regierung Frankreich überzeugen will, daß die Okkupation ihren Wert verloren hat, und dem Frieden dient, aber Deutschland sollte auch begreifen, daß England gar nicht daran denkt, einen diplomatischen Sieg zu erfechten, der ausschließlich Deutschland nützt und seine eignen Beziehungen zu Paris verschlechtert.

Mr. Hendersons augenblickliche Popularität bei den deutschen Nationalisten beruht also auf einem Mißverständnis. Er ist nicht in dem Sinne „deutschfreundlich", wie man sich das hierzulande denkt. Aber keine Sorge, wenn man das erst heraus hat, wird es mit seiner Beliebtheit hier zu Ende sein, und die Rechtsblätter, die ihn eben noch feierten, werden plötzlich entdecken, daß er gar kein richtiger Engländer ist, sondern aus Kolomea stammt und eigentlich Hendelsohn heißt.

Zum antiimperialistischen Kongreß

von Alfons Goldschmidt

Am 20. Juli beginnt in Frankfurt am Main der zweite Antiimperialistische Weltkongreß. Er wird voraussichtlich bis zum 31. Juli dauern. Der erste Kongreß fand Anfang 1927 in Brüssel statt. Er war ein Flammenzeichen. Seine Wirkung ist viel stärker gewesen, als man in Deutschland weiß.

Es ist keine Kleinigkeit, die antiimperialistischen Tendenzen der Welt zu vereinigen. Die Gründe für die Unabhängigkeitsbewegungen in den einzelnen Ländern sind verschieden. Bei dieser Verschiedenartigkeit den gemeinsamen Weg zu finden, kostet viel Arbeit.

Während des ersten Kongresses schrieb eine brüsseler Zeitung, daß die Welt in dreißig Jahren diesen Kongreß den Beginn einer neuen Menschheitsphase nennen werde. Wir sind nicht eitel, aber wir meinen, daß es wirklich Zeit war, die Bedrückten und Bedrohten in aller Welt zu einigen. Das Echo war in allen Kolonialländern und in allen von den Imperialismen angegriffenen Halbkolonialgebieten außerordentlich stark und zustimmend. Das beweisen nicht nur

die vielen korporativen Anschlüsse und Einzelkundgebungen, die sehr rege internationale Pressepropaganda, die parlamentarischen Aktionen der unserer Liga angeschlossenen Gruppen sondern auch die Anmeldungen der Delegierten aus der ganzen Welt zum frankfurter Kongreß. Aus England, Indien, China, von den Kolonialinseln im stillen Ozean, aus Korea, aus Nord- und Latein-Amerika, aus Afrika, aus den europäischen Ländern, werden Delegierte zum Kongreß kommen, und ihre Freiheitsforderungen dort begründen. Es sind die besten Elemente der abhängigen Länder. Seit Brüssel hat es nicht an Verfolgungen gefehlt, an Einkerkerungen, Ausweisungen, Verbannungen und Ermordungen. Unter schweren Opfern ist die Weltorganisation vorwärts gegangen.

Zur Zeit des brüsseler Kongresses war der Befreiungskampf Chinas auf seinem Gipfel. Dieser Kampf ist nicht zuende, wenn auch in diesem Augenblick eine reaktionäre Generalswirtschaft triumphiert. Inzwischen hat das indische Volk eine energische Bewegung begonnen. Der englische Beruhigungsversuch, die alte Methode, durch Konzessionen die Macht zu halten, wird grundsätzlich bekämpft. Die Streiks in den großen indischen Städten, die Verhaftungen und die sonstigen Verfolgungen zeigen, daß es mindestens bei den Ausläufern des Riesenvolkes mit der Passivität vorüber ist. Indien und China waren in alten Zeiten Freunde. Sie werden künftig die Zentren der freien Einigkeit Asiens sein.

Was hier vor sich geht, ist nur der organisatorische Prozeß einer unaufhaltsamen ökonomischen Entwicklung. Es ist unmöglich, viele hundert Millionen Arbeitskräfte zugunsten einer kleinen Zahl von Trusts und ihrer imperialistischen Gefolgschaft von Tag zu Tag schwerer zu belasten. Krisenverschärfung, Aufstände, sind die Folgen. Fortwährend wird in der ganzen Welt durch Arbeitslosigkeit, Wegreißen der Menschen vom Acker, Drücken auf den Reallohn, durch diese ganze entsetzliche Mobilisierung der bisher verwurzelten Produktivkraft, bewiesen, daß das imperialistische Kapital nicht Produktivität noch Ruhe bringen kann. Es verengt den Markt, soweit er auch scheint. Es baut ab und nicht auf, seine Wirkung ist destruktiv und seine „Menschlichkeit" verlogen.

Auch die Jugend ist nun eingetreten in diesen Marsch. Auch sie, die intellektuelle und proletarische Jugend, begreift, daß ihre Zukunft dunkel ist, wenn sie sich nicht gegen die Pressungen wehrt, die schließlich auch die primitivsten menschlichen Geisteserfordernisse zu zerquetschen drohen. Nie zuvor ist die Lust an der Abwürgung des freien Wortes und der freien Schrift so brutal gewesen in der Welt.

Das Proletariat hat in diesem Kampf die wichtigste Rolle. Es ist ja der produktive Boden, auf dem das fressende Nurkonsumgebäude sich immer höher und lastender hebt. Deshalb sollen auf dem Kongreß die Aufgaben der Gewerkschaften im Kampf gegen den Imperialismus untersucht werden. In den letzten Wochen hat der Großimperialismus sich mit dem Youngplan in Europa verankert. Die Reparationsbank ist Kolonialbank. Das ist ihr Sinn, ob sie nun in Europa investiert, in Asien oder in andern „Rohstoffgebieten"

Wir wissen, daß die Regierung MacDonald keine antiimperialistische Regierung ist. Ihre Stellung zum indischen Problem zeigt das klar genug. Wir haben nichts anderes von ihr erwartet. Die deutsche Sozialdemokratie dagegen fordert „Mandate" über Kolonien mit Begründungen, die der ganzen Tradition des Sozialismus widersprechen. Mit abstrakten Postulaten kann man den Imperialismus nicht schrecken. Man kann den Ablauf der kapitalistischen Unproduktivität nicht durch Konzessionen, falsche Kulturstelzereien und servile Paritäten hemmen. Die Barbarei greift überall und brutal über die ganze Welt. Sollen wir uns nicht dagegen wehren?

Offener Brief an Coudenhove von Kurt Hiller

Verehrtester, lieber Doktor Coudenhove-Kalergi!

Wenn ich, was hiermit geschieht, Ihnen meinen Austritt aus der Paneuropäischen Union anzeige, so vermag ich das nicht, ohne zu bekennen, wie tief die Notwendigkeit dieses Entschlusses mich schmerzt. Gibt es denn Erfreuenderes, als in der Gefolgschaft eines großen Mannes zu wirken? Für mich bestimmt nicht. Zumal diese Chance in unsrer Zeit und Zone ja so verdammt selten ist! Sind doch die großen Männer nicht bloß rar, sondern ihre Interessen auch von der koexistenziellen Aufgabe, vom Phalangischen, von der hehren Kollektivität der verwirklichenden Tat in der Mehrzahl der Fälle abgelenkt. Ihre Interessen oder ihre Temperamente. Die politisch Aktiven pflegen ungeistig, die Geister politisch unaktiv zu sein. Grade bei den glühendsten, grade bei den tiefsten müssen wirs so oft beklagen. Sehen Sie, ein Hingerissener, ein Hinreißender wie Karl Kraus, dieser ergreifende Märtyrer der geistigen Reinheit — begnügt er sich nicht schließlich immer wieder, seinen heiligen Haß zu formulieren und seine heilige Liebe? Bleibt da für unsre Sehnsucht nicht ein Rest? Müssen wir nicht weitergehn? Zu überdenken, auf welchen Wegen die Menschheit dem Grauen und der Schmach entfliehen könnte, mit welchen Mitteln die regierenden Mächte: Roheit, Dummheit, zynische Gewinnsucht, Lüge, Trägheit, von ihren Thronen zu stoßen wären, welches das Medikament wohl sei, die Gesellschaft zu heilen, welches das Instrument, diese höllische Erde in Eden zurückzuverwandeln, ... solches zu überdenken (wobei denn die Versuche von Moses bis Nietzsche, von Konfuzius bis Lenin nicht würden unstudiert bleiben dürfen), weigert sich Kraus; genau wie George. Der Unterschied zwischen beiden, von Kraus unlängst strikt festgestellt: daß George „das Leid des Kampfes sich erlassen", daß er nie „den Stoff, durchdringend bis zum Geist, erlebt, erlitten" hat, daß er dem Volk nie „sagte, was zu hassen sei", während Kraus „aus dem Teufelswerk des Tags den Geist beschwor" — dieser Unterschied wiegt leicht auf jener Wage, auf deren andre Schale die Frage drückt: Wie machen wirs, das, was uns bekümmert, schmerzt, peinigt, anekelt, empört auf der Welt, zu beseitigen — es zu beseitigen, damit das Leben, wenn nicht für uns, so für Die nach uns lebenswert wird; wie machen wirs? Das ist die messianische, das die politische Frage — welche die Meister von sich weisen. Sie leben ein großes Beispiel vor; zum Handeln leiten sie die Lauschenden niemals an. Diesen Kritikern der Zeit fehlt nicht das Konstruktive; aber sie erschöpfen es in ihrer Kunst. Ja, sie sind Künstler, und Künstler zu sein ist etwas Gewaltiges; aber es ist nicht der höchste menschliche Rang. Man muß sie lieben und verehren; ihnen zu folgen geben sie uns keine Möglichkeit. Leonard Nelson, zwar kaum ganz so phantasie-, kaum ganz so sprachgewaltig, gab sie uns; sein zu früh erloschenes Leben war jener Kardinalfrage gewidmet; in schwerer Arbeit entrang er sich die Antwort; er lehrte, leitete an. Er besaß Kritizität und Konstruktivität; Kon-

struktivität nicht am musischen Material im Dichterzimmer, sondern an der realen Materie draußen. Sein Problem: die Änderung der Welt; er war Aktivist. Auch Sie, Coudenhove, sind Aktivist; Ihr Problem ist das gleiche. Sie gehören dem messianischen, dem politischen Schöpfertyp an. Und da Sie durchtränkt sind vom Saft der vergangnen Kulturen, gestachelt vom ganzen Ungeist der Zeit und durchleuchtet vom Geiste der Zukunft, so hebt Ihres Wesens Bild sich mächtig ab vom Hintergrund jener Politikasterei, die den europäischen Tag rechts, links und in der Mitte erfüllt und die sich für das Selbstverständliche und Einzigmögliche hält, mit dem Recht, mit dem die Mittelmäßigkeit ihre Tyrannei überall für das Selbstverständliche und Einzigmögliche hält. Ich habe Nelson und Sie immer für die beiden großen Philosophen unsrer Epoche und unsres Kulturkreises gehalten; Sie ermessen also, was, seit seinem Tode, Sie mir bedeutet haben. Nach Ihren Büchern ‚Ethik und Hyperethik', ‚Praktischer Idealismus', ‚Krise der Weltanschauung' bestätigte zuletzt Ihr durch Schau und Gebot grandioses Werk ‚Held oder Heiliger' meine Vision Ihres Wesens. Mit Ihnen im gleichen Heere zu kämpfen (wann wird man sich dieser Metapher ohne Gewissensbiß bedienen dürfen?), war mir ernsteste Freude, seit ich, vor zehneinhalb Jahren, Ihr Genie an der kleinen Abhandlung über Platon entdeckte, die Sie, ein Unbekannter, in Walter Rillas ‚Erde' veröffentlicht hatten. Sie stellten damals fest:

In allen sozialen und wirtschaftlichen Fragen ist Platon Kommunist, Gegner des Privateigentums, Gegner des Geldes; er erklärt für den größten Mangel der Oligarchie (d. h. der kapitalistischen Staatsform), „daß ein solcher Staat nicht Einer ist, sondern Zwei, ein Staat der Armen und ein Staat der Reichen, in dem Arme und Reiche, den Wohnplatz miteinander teilend, beständig wider einander im Anschlag liegen' ... Platon: größter griechischer Sozialist! Ihm sollten in diesem Sozialismus, der alle wirtschaftlichen Unterschiede und Ungerechtigkeiten auszugleichen versucht und die Karriere in eine Funktion der Persönlichkeit verwandelt, alle geistigen Edelmenschen folgen. Dabei — und jetzt kommt das charakteristische für Platon — ist er nichts weniger als Demokrat. Denn seinen radikalen Sozialismus ergänzt ein unbedingter Aristokratismus . Auf Glück hat Jeder Anspruch, auf Herrschaft nur der Beste. Dieser platonische Gedanke ist der Strömung der Gegenwart entgegengesetzt ...

Aber er war unser Gedanke. Jahrelang einte er uns. Der Schmerz ist tief, daß ich mich von Ihnen trennen muß. Ich muß es.

Denn Sie sind der Idee, die uns verband, abtrünnig geworden. Langsam, erst kaum spürbar, neuerdings merklich, ja kraß. Sie haben den revolutionären Sozialismus, Sie haben den revolutionären Aristokratismus abgeschworen; Sie haben ihnen den Krieg erklärt; Sie haben mit der kapitalistischen Demokratie einen offnen Pakt geschlossen. Um ‚Paneuropas' willen.

‚Paneuropa' — diese Idee ist weder Ihre originellste noch Ihre wichtigste, dieses Buch bestimmt nicht Ihr bedeutendstes (obwohl es Sie weltberühmt gemacht hat). Vor die Wahl gestellt, mich der Union, die Sie schufen, der Paneuropäischen,

anzuschließen oder nicht, entschied ich mich seinerzeit für den Anschluß, weil der Gedanke, anstelle der Amorphheit des Völkerbunds — dieses kunterbunten Gemenges von Staaten, unter denen zwar Salvador und Luxemburg nicht fehlen, aber die United States und Rußland — sozusagen Kristallinität zu setzen, ein fein organisiertes Gebilde, einen Bund von Bünden, deren jeder einen Kontinent hielte und formte, so daß die Vollständigkeit des Ganzen verbürgt wäre, eine umfassende, auf Recht und Frieden gestellte Vereinigung der Menschheit, gefügt aus den fünf Reichen Panamerika, British Empire, Ostasien, Sowjetunion und Paneuropa, ... weil dieser Gedanke, in Verbindung mit dem einer europäischen Zollunion, ja eines europäischen Bundesstaats nach dem Muster unsres bewährten kleinen übernationalen Kontinentkernstaats: der Schweiz, mir vernünftig schien und der plausibelste Plan einer Außenpolitik im vorsozialistischen Zeitalter, welches schließlich auf Außenpolitik nicht verzichten kann. Daß die Eliminierung Englands und Rußlands aus Ihrem Paneuropa-Projekt einen tektonischen, keinen polemischen Sinn habe, versicherten Sie wieder und wieder; ebenso: daß die paneuropäische Union innerpolitisch neutral sei. Man konnte bezweifeln, ob eine politische Bewegung, was für Sonderziele sie sich auch steckte, es sich leisten durfte, gegenüber der Alternative Kapitalismus/Sozialismus neutral zu bleiben; man konnte einer Bewegung, deren Ziel man billigte, um solcher Neutralität willen die Teilnahme nicht verweigern. Solange man an die Neutralität glaubte. Und sie war durch die vierte These des Programms verbürgt: „Die Paneuropäische Union enthält sich jeder Einmischung in innerpolitische Fragen."

Diesen Grundsatz, verehrter Doktor Coudenhove, haben Sie durch ihre jüngsten politischen Publikationen durchbrochen. Ich lese im 9. Heft des vierten Jahrgangs Ihrer Zeitschrift ‚Paneuropa', in Ihrem Essay ‚Krieg und Revolution':

Die vierte Weltmacht, Sowjetrußland, hat ebenfalls ihre Monroedoktrin verkündet. Diese Monroedoktrin umfaßt aber nicht einen Erdteil oder eine Zone sondern die ganze Erde. Das offene Ziel der Sowjetunion ist die Revolutionierung und Sowjetisierung der gesamten Menschheit und deren Anschluß an Sowjetrußland.

Wie der Panslawismus, ... so ist die panbolschewistische Ideologie ... die Grundlage des umfassendsten imperialistischen Programms, das je ein Staat aufgestellt hat ...

Die revolutionäre Agitation ist heute zu einem international erlaubten Kriegsmittel geworden. Auf diese Methoden gestützt, führt Sowjetrußland seit zehn Jahren Krieg gegen die europäische Staatenwelt ...

Zwischen Krieg und Revolution besteht kein grundsätzlicher Unterschied: Kriege sind vertikale Revolutionen, und Revolutionen sind horizontale Kriege ...

Die Heilige Allianz zog die Konsequenzen aus dieser inneren Verwandtschaft zwischen Krieg und Revolution. Sie richtete sich gleichzeitig gegen Kriege und Revolutionen, war also pazifistisch und gegenrevolutionär zugleich ...

Der Völkerbund, der ... das Werk der Heiligen Allianz zu erneuern suchte, war weniger konsequent. Er und der Kelloggpakt richten sich nur gegen die internationalen Kriege und gestatten Bürgerkriege ...

Wer ehrlich den Frieden will, muß nicht nur für den äußeren, sondern auch für den inneren Frieden kämpfen... Er muß einen Trennungsstrich ziehen gegen alle falschen Pazifisten, die im Grunde nicht die Eroberung des Friedens wollen, sondern nur einen Wechsel der vertikalen Kriegsfront in eine horizontale...

Die Klassen sollen ebenso für ihre Rechte, für ihre Gleichberechtigung und für ihre Freiheit kämpfen wie die Nationen; aber sie müssen dabei ebenso auf Mord und Gewalt verzichten lernen...

Der Europäer sollte erkennen, daß machthungrige Revolutionäre ebenso gefährlich sind wie machthungrige Generäle...

In diesem Geist sollen die Paneuropäer um Europas willen auch für den inneren Frieden kämpfen und verhindern, daß eine neue Revolution das zerstört, was der Krieg noch verschont hat.

Coudenhove! Das ist in jedem Punkte das Gegenteil dessen, was ich denke und will.

Die Bolschewiki wünschen die Welt nicht für Rußland, sondern für den Sozialismus zu erobern. Den Kampf für ein Weltgesellschaftssystem, in dem der Imperialismus ausgerottet ist, für einen Erdstaat ohne individuelle und nationale Sklaverei, für eine klassenlose Ordnung des Friedens und der Produktivität... diesen Kampf „imperialistisch" zu nennen: welch Sophisma!

Rußland „führt seit zehn Jahren Krieg" gegen die europäische Staatenwelt? Ja; so, wie die Kriminalpolizei Krieg führt gegen das Verbrechertum; oder wie der Arzt gegen die Seuchen.

„Zwischen Krieg und Revolution besteht kein grundsätzlicher Unterschied"? Doch! Der Krieg zeugt sich unendlich fort; die Revolution will den Kriegen ein Ende bereiten.

Der Völkerbund ist Ihnen noch nicht konterrevolutionär genug? Sie wünschen, daß er sich als Heilige Allianz etabliere — gegen den Bolschewismus? Eben daß er das eines Tages tun könne, befürchten wir und suchen wir abzuwenden. Uns ist nämlich nicht der Raff-Ritus des Kapitalismus heilig sondern das großartige ethische Experiment in Sowjetrußland. Alle unsre Kräfte wollen wir alliieren, die Koalition der kapitalistischen Staaten, den Kreuzzug des Teufels gegen das Heilige Land zu vereiteln.

„Auch für den innern Frieden kämpfen"? Jawohl; eben das! Die herrschende Klasse bricht ihn täglich, erst die soziale Revolution wird ihn herstellen. Das, was Sie die „horizontale Kriegsfront" nennen, dient der endgültigen Zerstörung der „vertikalen".

„Auf Mord und Gewalt verzichten lernen"? Sagen Sie das doch nicht der Klasse, die sich befreien will; sagen Sie es lieber der Unterdrückerklasse; sagen Sies ihren Generalen und Generaldirektoren, ihren Polizeipräsidenten und Pfaffen, ihren Richtern und Henkern! Sagen Sie es jenen Volksvertretern, die durch ihren geschäftigen Müßiggang dazu beitragen, daß das Volk immer weiter getreten wird.

Sie sprechen von „machthungrigen Revolutionären"? Ich sehe vor allem die hungrigen! Waren Sie schon mal Grubenarbeiter? Schon mal arbeitslos? Schon mal mit sieben Menschen in ein Wohnloch gepfercht? Staken Sie schon mal in zerschlissener Kleidung? Hustend? Haben Sie schon mal

nicht gewußt, wovon Sie morgen zwei trockne Semmeln bezahlen würden? Ahnen Sie, daß Millionen Kulis in China. in Europa und anderswo, ohne schuldig zu sein, unter Bedingungen leben, die so sind, daß Ihr allertrübster Tag ihnen Paradieswonne brächte? Und schwant Ihnen etwas von den unbeschreiblichen Martern der Gefangenen; vom Kongo, von Cayenne, vom Balkanbagno? Für die größere Hälfte der Menschheit ist das Leben, bis zur Bahre, nicht viel erfreulicher als ein Balkanbagno; und dieses langsame Gemordetwerden kommt dem raschen im Kriege fast gleich — davon zu schweigen, daß es den Greuel Krieg erzeugen hilft. Oder glauben Sie angesichts der burlesken Vorgänge in Genf wirklich. daß der Kapitalismus abrüsten wird?

Nein, Coudenhove, es kommt nicht darauf an, „zu verhindern, daß eine neue Revolution das zerstört, was der Krieg noch verschont hat" sondern darauf: durch Revolution zu verhindern, daß ein neuer Krieg den Rest Leben, den der alte ließ, auch noch zerstört.

Aus diesem Grunde ist es, daß keine Macht der Welt so sehr der Verwirklichung des Weltfriedensgedankens dient wie Sowjetrußland — selbst ohne die historische Initiative Litwinows stünde das fest. Sie aber wollen ihrem Weltsystem grade die Spitze gegen dieses Rußland geben. Im 4. Heft des fünften Jahrgangs Ihrer Zeitschrift erklären Sie mit nicht mehr zu überbietender Deutlichkeit, daß Rußland in Ihr System der Weltmächte nur eingegliedert werden dürfe, wenn es „auf seine revolutionäre Auslandspropaganda verzichtet". Da es das nie tun wird, nie tun darf, nie tun kann, so ist mit Ihrer These der Anschluß der Paneuropäischen Union an die internationale Verschwörung gegen Sowjetrußland und gegen die soziale Revolution vollzogen und verkündet. Die innerpolitische Neutralitätsklausel des Paneuropaprogramms ist stillschweigend aufgehoben; Ihre Union „mischt sich in innerpolitische Fragen ein", ganz offen, und zwar von rechts her; sie arbeitet für die Aufrechterhaltung dieses der Humanität ins Gesicht tatzenden, verruchten Gesellschaftssystems; sie ist konterrevolutionär. Ich habe mit ihr nichts mehr zu schaffen.

Vom heiligsten Wissen und Wollen Ihrer Jugend, Richard Nikolaus Coudenhove-Kalergi, sind Sie abgefallen. Ganz tief in Ihrem Innern sicher noch nicht. Noch glaube ich an Sie. Sie arbeiten unter dem Druck einer Sehnsucht, die mir nicht fremd ist; unter dem Druck der wahnwitzigen Zielvorstellung: eine aus dem Geiste geborene Idee schon morgen im Raum zu realisieren. Sie wollen lehren und verwirklichen zugleich. Darum haben Sie sich mit Bankmagnaten, Ministern, Industriekönigen, sozialdemokratischen Gehröcken und zweifelhaften Chefredakteuren an einen Tisch gesetzt; darum verschrieben Sie, ein Platoniker, sich der kapitalistischen Demokratie. Was kann sie Ihnen geben? Äußere Ehren und viel Herzeleid. Von der Verwirklichung eines messianischen Gedankens kein Körnchen. Sie werden ... ja, Sie werden, auch wenn Sie jetzt lächeln, Ihr tiefes, liebenswürdiges eurasiatisches Lächeln, Sie werden noch einmal an mich denken. Retten Sie Ihre Seele! Qui mange de la démocratie, en meurt.

Menschen auf der Barrikade von Béla Balázs

Der Titel des (bei Max Reichard in Freiburg erschienenen) dreiaktigen Dramas, dessen Mittelszene — geringfügig gekürzt — hier folgt, deckt sich nicht restlos mit dessen Gehalt. Denn es handelt sich darin um menschlich Höheres als den Sieg in irgend einem Barrikadengetümmel, um geschichtlich Wichtigeres auch als den Kampf zwischen Revolution und Restauration in Rußland, der das äußere Bild herleiht. Balázs sieht und gibt mehr als das. Er kennt und formt zu Gestalt und Handlung die ideologischen und soziologischen Grundkräfte, aus deren Widerstreit eben sich das Neue in Rußland gebiert. Dargestellt wird daher: einmal das Ringen um den ausschlaggebenden Faktor im Kampf um die Macht in Rußland, das Bauerntum; zum andern das Ringen zwischen revolutionärem Ethos und revolutionärer Politik, zwischen den Fanatikern des Endziels und den Phlegmatikern der augenblicklichen Verwirklichung. Die hier abgedruckte Szene ist die entscheidende im Widerstreit der Ideen und der sie verkörpernden Individuen

Vespalitsch: Ich eröffne die Sitzung des engeren Exekutivkomitees. Die Genossen wissen, daß die neue Lage besprochen werden muß. Die Stadt ist seit gestern vollkommen zerniert, und die Weißen beschießen seit heute früh unsere Stellungen mit schweren Geschützen. Da die Rote Armee ihren Angriff bisher noch nicht beginnen konnte, müssen wir uns vielleicht auch auf eine längere Verteidigung einrichten. Der erste Punkt der Tagesordnung ist die Frage der Verpflegung. Der zweite Punkt die militärischen Maßnahmen. Ich bitte, unsern Verpflegungskommissär, Genossen Lunow, sich zum ersten Punkt der Tagesordnung zu äußern.

Lunow (sieht wie ein pedantischer, vergrämter Buchhalter aus): Jetzt sehen die Genossen, daß ich recht gehabt habe. Hab ich es nicht gleich gesagt? Hab ich es nicht bei unserer ersten Sitzung schon gesagt, daß man vorsichtig sein muß und mit den Lebensmitteln sparen?

Petuchow: Wir wissen, daß Sie schon alles vorausgesehen haben. Aber wir möchten wissen, was Sie jetzt voraussehen?

Lunow: Sie haben leicht reden, Genosse Petuchow. Wir leben da wie auf einer Hochzeit. Aber wenn das Brot ausgeht, habe ich die Verantwortung. Nun sind wir umringt und haben nicht vorgesorgt. Ich sage: sämtliche Vorräte müssen sofort requiriert werden, die Verpflegung der gesamten Bevölkerung muß zentral organisiert werden und die Rationen müssen aufs Äußerste beschränkt werden (er zieht Akten aus der Mappe). Hier sind die ausführlichen Angaben über die Vorräte, die man noch auftreiben kann, — hier das System für die Rationierung, mit der wir noch zwei Tage aushalten können.

Smirnow (hat ein paar Worte auf einen Zettel geschrieben und diesen Vespalitsch zugeschoben).

Vespalitsch (liest den Zettel): Entschuldigen Sie, Genosse Lunow, aber ich glaube, daß, bevor wir den Plan der Rationierung anhören, wir darüber entscheiden müssen, ob die Lebensmittel überhaupt eingeschränkt werden sollen.

Jemolin (ein junger, verbissen-leidenschaftlicher Fanatiker): Auf den Bauernwagen ist Brot und Speck genug. Sie sollen mit uns, den Arbeitern, teilen, dann haben wir auch für drei Wochen genug.

Petuchow: Vorsicht, Genossen. Ihr wißt sehr gut, daß die braven Bauern des Semjon Fedorowitsch nur so lange unsere Freunde sind, als sie glauben, daß sie es mit uns besser haben werden als mit den Weißen. Wenn Ihr denen nur eine Speckseite wegnehmt, so ist es

aus mit der Freundschaft. Und was nützt es uns dann, daß wir auf drei Wochen Vorrat haben, wenn wir uns ohne die Bauern nicht einmal drei Tage halten können?

Vespalitsch: Was sagt Genosse Muchin dazu?

Muchin (ein Bauer): Er hat recht. Meine armen Feldarbeiter sind das Hungern gewöhnt, die werden sich nicht wundern, wenn sie noch ein wenig werden hungern müssen. Aber warum haben diese fetten Bauern mit Semjon Fedorowitsch den Aufstand gemacht? Weil Ihr ihnen versprochen habt, daß sie in drei Tagen noch fetter werden. Jetzt sind schon fünf Tage vorbei, und die großen Kanonen der Weißen sind da. Wenn Ihr aber zeigt, daß Ihr nicht mehr an einen baldigen Sieg glaubt, wird Semjon Fedorowitsch gar nicht glauben, daß Ihr siegen werdet. Und dann habt Ihr den ärgsten Feind in Eurem eignen Zelt.

Vespalitsch: Ich schlage vor, Genossen, daß man die Lebensmittelrationen für die Bourgeoisie und die Arbeiter beschränkt. Und den Bauern soll man ihren Speckglauben lassen.

Petuchow: Wenn Semjon Fedorowitsch erfahren will, ob die Rote Armee noch weit ist, dann wird er auch in unserem Teller nachschauen. Ich fürchte, wir werden uns, um die Bauern zu beruhigen, aus politischen Gründen sattessen müssen.

Smirnow: Liebe Genossen, meine Meinung ist die, daß wir nicht länger zu essen brauchen als wir leben. Wieviel Tage können wir noch kämpfen? Das ist die erste Frage. Wenn wir das wissen, dann können wir über die Lebensmittel sprechen. Unser Aufstand hat die Etappenverbindung der Weißen gestört. Sie mußten schwere Geschütze von ihren Befestigungen nehmen, um uns zu vernichten. Aber das ist gerade die Gelegenheit zum allgemeinen Angriff für die Rote Armee. Ich bin überzeugt, daß der Angriff heute begonnen hat. Dann sind wir in zwei Tagen befreit. Aber es kann auch etwas länger dauern. Wieviel Tage können wir uns noch halten? Das ist die Frage. Wir werden unsere äußeren Linien bis zum Abend aufgeben müssen und müssen uns im Straßenkampf verteidigen. Ich schlage vor, das Kommando der Stadtverteidigung dem Genossen Dronin zu übergeben. (Die Andern nicken.) Wir geben ihm die Vollmacht, die Verteidigung zu organisieren.

Dronin: Ich danke Euch von ganzem Herzen für das Vertrauen. Ich will es verdienen. Ihr fragt, wie lange wir uns noch verteidigen können? So lange bis der letzte von uns gefallen ist. Ob das vier Tage oder acht Tage dauert, für uns ändert sich nichts dabei. Aber ich bin dafür, daß man die Rationen kürzt, und zwar gerade darum, weil dies gewissen Leuten nicht gefallen wird. Dann werden wir wenigstens erfahren, wer mit dem Herzen und wer mit dem Magen für die Revolution ist.

Petuchow: Wir setzen mehr Vertrauen in den Magen.

Dronin: Genossen, ich will deutlich sprechen. Wir können uns in einem Straßenkampf vielleicht lange halten. Wenn sie keine Tanks anbringen, dann gewiß fünf Tage. Aber nur, wenn wir keine Verräter unter unseren Führern haben.

Vespalitsch: Was meinen Sie damit?

Dronin: Ihr wißt sehr gut, was ich meine. Ihr wißt auch, wen ich meine: Semjon Fedorowitsch!

Smirnow: Seien Sie vorsichtig, Genosse Dronin. Haben Sie Beweise?

Dronin: Ihr selbst habt Beweise genug. Ich bringe Euch noch einen. Meine Posten haben heute Nacht einen seiner Leute abgefangen, der sich zu den Weißen hinüberschleichen wollte. (Bewegung.)

Smirnow: Haben Sie einen Brief bei ihm gefunden?

Dronin: Nein. So dumm sind sie nicht. Und gesagt hat der Kerl natürlich, daß er die Stellungen der Weißen ausspionieren wollte.

Petuchow (lächelnd): Dann ist ja alles in Ordnung.

Dronin: Genossen! Genossen! Was soll diese Komödie? Ihr wißt doch selber am besten, daß dieser Semjon Fedorowitsch nur auf die Gelegenheit wartet, um uns in den Rücken zu fallen.

Smirnow (steht auf): Ich bitte ums Wort. Genosse Muchin, steht das Bauernproletariat genügend stark, organisiert und bewußt den reichen Bauern gegenüber, um Semjon Fedorowitsch absägen zu können?

Muchin (schüttelt den Kopf): Die großen Kanonen haben alles verdorben. Die Propaganda war sehr gut. Sie haben sich selber alle auf das Land gefreut, das sie bekommen sollten. In einer Woche hätte ich die große Mehrheit gehabt. Jetzt sind sie freilich erschrocken und laufen alle wieder zum Väterchen Semjon Fedorowitsch. Man kann ohne ihn jetzt nichts anfangen mit unseren Bauern.

Smirnow: Sie haben gehört, Genosse Dronin. Wir brauchen Semjon Fedorowitsch. Und wenn es so wäre, daß er nur auf die Gelegenheit wartet, um uns zu verraten, so ist es jetzt Ihre Aufgabe als Kommandant, ihm keine Gelegenheit zu geben.

Petuchow: Wir brauchen seine Gefühle nicht. Wir haben ihn, solange wir di Stärkeren sind, aber wir sind nur die Stärkeren, solange wir ihn haben.

Smirnow: Darum werden wir alles vermeiden, was zu einer Differenz zwischen uns und ihm führen könnte. Wir gehen auf keine Provokation ein. Sie werden sofort Befehl geben, daß man seinen Mann freiläßt und Sie werden sich bei Semjon Fedorowitsch entschuldigen.

Dronin: Was? Ich soll mich bei diesem versoffenen Schurken und Verräter entschuldigen? Genossen! Ich flehe Euch an, bedenkt, was Ihr tut, bevor Ihr das beschließt. Nicht meinetwegen sondern der Ehre der Revolution wegen, Genossen. Wir steigen jetzt auf die letzte Barrikade. Wenn die rein ist, dann siegen wir auch im Tod. Wenn die aber schmutzig ist, dann haben wir verloren, Genossen, auch wenn wir die Weißen schlagen. Muß ich Euch sagen, was zu unserer Schande in der ganzen Stadt bekannt ist? Daß dieses Mitglied des Zentralkomitees sich von der Bourgeoisie bestechen läßt, daß er für seine eigne Tasche requiriert. Wollen wir Verbrechern die Hand reichen in unserm letzten Kampf für die heiligste Idee der Menschheit? Kann man mit Schmutz für die Reinheit, mit Lüge für die Wahrheit, mit Unrecht für das Recht kämpfen? Wird unsere Idee gesiegt haben, wenn Semjon Fedorowitsch siegt? Ihr wollt die dürstende Menschheit tränken und besudelt das Wasser in Eurem Krug? Was nützt es Euch, die Städte zu erobern, wenn Ihr den Glauben der reinen Herzen an Euch verliert?

Petuchow: Entschuldigen Sie, Genosse, daß ich Ihre schöne Rede unterbreche, aber ich habe Sie nicht ganz verstanden. Sie meinen, daß Semjon Fedorowitsch einen so schlechten Eindruck auf das revolutionäre Proletariat macht, daß Unzufriedenheit mit der Leitung und Verstimmtheit um sich greifen und daß er uns mehr schaden als nützen kann und darum wäre es aus politischen Gründen klüger, ihn zu beseitigen?

Dronin: Nein, nein, nein! Versteht mich doch! Nicht aus Gründen der Tagespolitik. Vor der Ewigkeit sind wir verantwortlich für die Reinheit unserer Idee. Ein neuer Geist ist uns geboren, den sollen wir unter die Menschen bringen. Dieser Geist muß leben, nicht wir. Wollt Ihr das Kind töten, damit die Mutter weiterleben kann? Stolz und rein wird unser Geist in alle Zukunft leuchten, wenn wir hier als ehrliche Revolutionäre fallen. Aber Ihr tötet den Geist

selbst, wenn Ihr ihn politischer Vorteile wegen verleugnet. Genossen! Wir rüsten vielleicht zum letzten Kampf. Reißt die feigen Masken von Eurem Gesicht. Wir wollen mit stolzer, mit offener Stirne sterben.

Smirnow: Wir wollen womöglich nicht sterben (er steht auf). Überflüssiges Sterben ist ein organisatorischer Fehler. Ich meine, Genossen, daß wir jetzt unsere Beschlüsse fassen müssen, denn zu theoretischen Debatten haben wir keine Zeit. Ich möchte nur dem Genossen Dronin sagen, daß nicht wir für die Idee, sondern die Idee für uns da ist. Und was das geistige Kind betrifft, womit er, ich nehme an, den Kommunismus meint, so ist es noch lange nicht geboren, darum muß die Mutter, also das Proletariat, leben, stark und siegreich sein, damit das Kind zur Welt kommen kann. Die Bedingung dafür aber ist der Vormarsch der Roten Armee. Die Bedingung dafür ist, daß wir uns hier halten, bis der Durchbruch gelingt. Die Bedingung dafür ist, daß wir so lange mit Semjon Fedorowitsch in Frieden bleiben, als wir ihn unbedingt brauchen. Das ist die konkrete und aktuelle Form der abstrakten Idee. Wer etwas wirklich will, muß auch die Bedingungen wollen. Wir müssen uns halten um jeden Preis. Verstehen Sie? Um jeden! Wir werden auch unsere moralischen Empfindungen nicht schonen. Mit dem Ehrenkodex des Gentleman werden wir das Proletariat nicht befreien können. Wir wollen den Sieg der Roten Armee (er blickt Dronin fest in die Augen) und kein, gar kein andres Gefühl besteht vor diesem Willen. Darum bitte ich die Genossen, folgende Beschlüsse zu fassen: Genosse Dronin übernimmt das Kommando in der Stadt. Die Rationen werden einstweilen nicht gekürzt. Genosse Dronin entschuldigt sich öffentlich bei Semjon Fedorowitsch und bittet ihn, das Kommando mit ihm zu teilen. Weil er ihn so besser kontrollieren kann.

Dronin: Genossen . . . . .

Smirnow: Wer ist dafür?

(Alle heben die Hand.)

Studentenaufruhr

I.

Was ist eigentlich „akademische Freiheit"?

von Leopold Heinemann

Es spukt da in Deutschland von jeher ein verworrener Begriff, der Ehrfurcht vor dem Akademiker und der Freude an dem militärischen Farbenschmuck der Corpsstudenten entsprungen, ein Freibrief, der sich von politischen Rempeleien bis zum Einschlagen von Laternen und nächtlicher Ruhestörung erstreckt. Was ist eigentlich „akademische Freiheit"?

Das allgemeine Landrecht (II, 12 § 67) bestimmt: „Universitäten haben alle Rechte privilegierter Corporationen." Im übrigen verweist das Landrecht auf die jeder Universität eigentümlichen Privilegien, Statuten und Verfassungen, die diese Rechte im einzelnen festlegen. Diese Sonderrechte der Universitäten sind im wesentlichen verwaltungsrechtlicher Natur und gehen auf die mittelalterlichen Stadtrechte zurück. Die „civitas" des Mittelalters besaß zwei wesentliche Rechte, das der Steuererhebung in ihrem Gebiete und das der Gerichtsbarkeit. Um die Hochschule wirtschaftlich unabhängig zu machen und sie zu sichern, verliehen ihnen die Gründer regelmäßig diese Rechte, die äußerlich durch die Bezeichnung „civitas academica" zum Ausdruck kamen. Diese „akademischen Bürgerschaften", die selbständige Stadtverwaltungen darstellten, waren dadurch von der Entrichtung von Grund-, Gebäude-, Besitz- und Erwerbs-

steuern gegen die Gemeinde, in deren Bereich sie domozilierten, befreit; zugleich gab man ihnen Freiheit von landesherrlichen Abgaben und verlieh ihnen außerdem in den Zeiten des Zunftzwanges die Rechte der Berufskorporation, Lehr- und Meisterbriefe auszustellen. Wie jede andre Bürgerschaft übte auch die akademische eigne Gerichtsbarkeit aus, die sich nicht allein auf die Studierenden und akademischen Lehrer sondern auf alle im Gebiet der Universität wohnenden Personen erstreckte. Die Aufnahme in die akademische Bürgerschaft durch Eintragung in die Matrikel der Universität und Aushändigung des Matrikelbriefes hatte für Lehrer und Studierende eine Rechtssonderstellung zur Folge, weil sie fortan für die Dauer ihrer Zugehörigkeit zur civitas academica nur dem eignen Gerichtsstand unterworfen waren. Mit diesen Sonderrechten erschöpft sich der Begriff der akademischen Freiheit, die eine rein verwaltungstechnische Angelegenheit darstellt.

Diese akademische Freiheit ist aber im Laufe der Zeit wesentlich gekürzt worden, so daß sie nicht einmal mehr in dieser Form vollständig erhalten geblieben ist. Von dem selbständigen Gerichtsstand ist den Hochschulen nichts mehr geblieben als die Disziplinargerichtsbarkeit gegen ihre eignen Angehörigen, also nur gegen Lehrer und Studierende, sowie gegen die Beamtenschaft der Universitäten. Ganz ausdrücklich bestimmt das Gesetz vom 29. Mai 1879: „Die Eigenschaft eines Studierenden begründet keine Ausnahme von den Bestimmungen des allgemeinen Rechts"; damit war die eigene Gerichtsbarkeit der Universitäten aufgehoben. Um aber Mißverständnisse auszuschalten, bestimmte das Gesetz weiter: „Dieses Gesetz tritt gleichzeitig mit dem deutschen Gerichtsverfassungsgesetz in Kraft. Alle ihm entgegenstehenden Vorschriften werden aufgehoben." Selbst die den Universitäten verbleibende Disziplinargerichtsbarkeit ist eine beschränkte, denn „Der Unterrichtsminister ist befugt, die bisher geltenden Vorschriften über die akademische Disziplin und deren Handhabung nach Anhörung des Senats der betreffenden Universität abzuändern und neue Anordnungen darüber zu erlassen." „Nach Anhörung", nicht aber unbedingt im Einverständnis mit dem Senat! Nur zur Aufrechterhaltung der Ordnung in den Gebäuden und Anstalten der Universität erläßt der Senat selbständig die Vorschriften. Um aber ausdrücklich zu betonen, daß diese akademische Disziplin keine Angelegenheit des allgemeinen Rechts, sondern nur eine Art Hausordnung ist, bestimmt das Gesetz weiter: „Das disziplinarische Einschreiten der Universitätsbehörde ist unabhängig von einer wegen derselben Handlung eingeleiteten strafrechtlichen Verfolgung." Das einzige Privileg, das den Universitäten auf diesem Gebiet geblieben ist, ist das Recht, Gerichtsstrafen bis zur Höhe von zwei Monaten Gefängnis im Karzer zu vollstrecken.

Nicht identisch mit der „akademischen Freiheit" ist jedoch die fälschlich immer wieder mit unter diesen Begriff gezogene Lehr- und Lernfreiheit der deutschen Hochschulen. Diese Lehr- und Lernfreiheit, die durch § 142 der Reichsverfassung garantiert ist, der bestimmt: „Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei", ist ein Grundsatz, der freie Betätigung erlaubt, jedoch im Rahmen der allgemeinen Gesetze, namentlich der Strafgesetze und der allgemeinen polizeilichen Vorschriften. Gegenstand der Freiheit, des staatlichen Schutzes und der staatlichen Pflege sind, nach dem Kommentar von Giese, „das amtliche, namentlich akademische, oder private wissenschaftliche Forschen und die wissenschaftlichen Forschungsergebnisse, endlich die zu Lehr-, Erbauungs- und Aufklärungszwecken erfolgende öffentliche, namentlich akademische, oder private Verbreitung künstlerischer und wissenschaftlicher Arbeitsweisen und Arbeitsergebnisse." Es ist also falsch, anzunehmen, daß die bloße Zugehörigkeit einer Persönlichkeit zur Hochschule, deren Betätigung außerhalb

wissenschaftlicher Arbeitsweisen und Arbeitsergebnisse unter einen besondern Schutz stellt. Ganz besonders aber ist zu betonen, daß lediglich die künstlerische und die wissenschaftliche Seite dieser, einen besondern Schutz genießenden Gebiete geschützt ist. Das allerdings ist sie ohne jede Einschränkung, und weder Fälle wie der berüchtigte Fall des sozialistischen Privatdozenten, dem die Regierung die von der Universität beschlossene Professur versagte, noch wie der des blinden Eugen Dühring könnten sich heute noch ereignen. Denn der Schutz und die Pflege wissenschaftlicher Arbeitsweisen und Arbeitsergebnisse obliegt dem Staat heutzutage gegebenenfalls sogar gegen die Universitäten!

Aber dieser Schutz der Lehr- und Lernfreiheit besteht immer nur „im Rahmen der Gesetze", und im Falle des Mißbrauchs, zum Beispiel, wenn die geltende Reichs- und Staatsverfassung als „unverbindlicher Gesetzestext" bezeichnet wird, kann sowohl das Beamtenrecht, dem die akademischen Lehrer wie alle andern Beamten unterworfen sind, wie — was unter Umständen wichtiger ist — das Bürgerliche Gesetzbuch herangezogen werden!

Was die Koalitionsfreiheit der Universitätsangehörigen untereinander oder mit andern anbelangt, so hat diese auf keinen andern Schutz als auf den durch die Reichsverfassung und das Vereinsgesetz festgelegten Anspruch. Die Koalitionsbeschränkungen, die in diesen Gesetzen enthalten sind, gelten wie für alle andern Vereine auch für die studentischen Korporationen, die gegenwärtig ausnahmslos nur die Rechte juristischer Personen besitzen, soweit sie deren Pflichten im Rahmen des Vereinsgesetzes erfüllen, die aber sämtlich nicht Korporationen des öffentlichen Rechts darstellen. Auf Sonderstellung und -behandlung vor andern Vereinen haben sie deshalb nicht den mindesten Anspruch.

II.

Was kosten die Studenten? von Martin Gruntmann

Dem Intendanten der Staatstheater wird mit Recht vorkalkuliert, wie viel jeder Theaterbesucher den Staat kostet. Der Besucher eines Staatstheaters, ob er nun weiß oder nicht, welches Geschenk ihm der Steuerzahler macht, hat sich bisher noch niemals gegen diesen seinen Mäzen empört. Der Student tut es. Also wollen wir ihm vorrechnen, wieviel er kostet.

Nach einer Statistik des preußischen Unterrichtsministeriums waren an der Universität Berlin im letzten Jahre etwa 13 400 Studenten (errechnet aus dem Durchschnitt von Sommer- und Wintersemester) inskribiert. Die Universität ist ohne Charité (3 361 070 Mark), ohne einmalige Ausgaben (Universität 1 848 700 Mark, Charité 426 200 Mark) mit 9 890 630 Mark im Haushaltsplan dotiert. Der Universitätshörer kostet demnach den von ihm gehaßten Staat rund 760 Mark pro Jahr.

Die Technische Hochschule, die von 5700 Studenten (Sommer- und Wintersemester) besucht war, erscheint im Haushaltsplan mit 5 700 000 Mark (ohne weitere einmalige Kosten in der Höhe von 1 044 000 Mark). Der technische Hochschüler kostet demnach den Steuerzahler rund 1000 Mark pro Jahr.

Der berliner Hochschulhörer, ob er nun Kollegiengelder bezahlt oder befreit ist, kostet demnach durchschnittlich 880 Mark, abgesehen von Vergünstigungen wie Straßenbahnfahrten undsoweiter, die gleichfalls indirekt dem Steuerzahler zur Last fallen.

Ein Vorschlag zur Güte: Der Staat verzichtet auf alle gegen seine Form und seine Gesinnung eingenommenen Studenten. Die antirepublikanischen Studenten verzichten auf den ihnen unsympathischen Mäzen. Der Mäzen stellt die Bedingung, daß für sein Geld nur solche jungen Leute studieren dürfen, die das wollen, was er will.

Stilisten von Hermann Kesten

Werner Hegemann

Bei der geringen Reichweite der menschlichen Sinne und der aus ihnen resultierenden Erfahrung ist es leider unmöglich, daß jeder Mensch von Kopf und Geist die Zustände dieser Welt, ihre Geschichte, ihre Gesetze, selbst schaut, zusammenhält, prüft. Wir sind auf Überlieferungen angewiesen. Da der Zug zum Rechten, Richtigen, Gerechten, uns Gemäßen, der Zug zur Wahrheit unsrer Machart entspricht, befindet sich die gesamte Weltanschauung in einer fortwährenden Revolution der überkommenen Grundlagen.

Es ist eine überzeugten Theologen, diesen frommen Anhängern des Absoluten, unauflöslich erscheinende Paradoxie, daß skeptische Naturen es vorzüglich sind, die nach neuen Wahrheiten streben, also gewissermaßen Halt machen vor der Skepsis an irgendeiner Existenzmöglichkeit der Wahrheit, Halt machen vor der Skepsis an dem Skeptiker selbst, ja an der ganzen Skepsis!

Der Schriftsteller Werner Hegemann, ein theologischer Skeptiker, ein berufsmäßiger Zweifler, mit dem Drang nach, mit dem Willen zu dem Absoluten, mit dem theologischen Glauben an das Richtige, Gute, Wahre, Schöne. Hegemann verdient allein schon wegen seines Stils hervorgehoben zu werden unter der Fülle heutiger Schriftsteller. Unter den Leuten, die von Berufs wegen dazu da sind, sich auszudrücken, fällt dieser größte Pamphletist, den wir heute in Deutschland haben, auf durch die Stärke und Anmut des Ausdrucks, durch die Intensität seiner Ausdrucksmittel.

Nur die Kritiklosigkeit, die Unwissenheit, die Maßstablosigkeit, die Unfähigkeit und Geistarmut der meisten Literarkritiker von heute sind schuld, daß man fast vergessen hat, daß der Stil das Kriterium eines großen Schriftstellers ist, und nicht die Fähigkeit, es zu Auflagen zu bringen, vor denen unglücklichere Kollegen erblassen.

Hegemann übernimmt den klassizistischen Sprachschatz, den großen Periodenstil des späten Goethe, der rationalisierenden Romantiker, der Humboldt und Fichte, Schelling und Schlegel. Diese klassizistische Sprachform, von der der gebildete deutsche Leser Ernst der Gesinnung, Würde der geistigen Haltung und — fälschlicherweise, nach dem betrügerischen Diktat von Schule und Universität — aufbauende und positive Ideen erwartet, diese hoheitsvolle, umständliche, getragene und schwere Diktion erwirbt für Hegemann sehr geschickt ein Vertrauen und eine Glaubwürdigkeit, die er in dieser Form keineswegs verdient. Er bedient sich im Kampf gegen die erbittertsten Feinde der Zivilisation, gegen die Kulturfiktionen derselben Waffe: Er bedient sich einer Fiktion! Dieser jagdlüsterne Autor baut nicht auf, er zerschmettert historische Größen und sammelt sie, wie die Indianer Skalpe am Gürtel sammelten. Hegemann, ein Alkibiades, ein Hermenstürzer zwischen demo-

kratischen Heldenverehrern, tötet mit indirekten Waffen, mit Ironie, mit dem tödlich wirkenden Mittel, einzelne Äußerungen, einzelne als groß verschrieene Handlungen ernsthaft und nüchtern außerhalb der gewohnten Zusammenhänge zu prüfen, nachdem er sie vorher allen historischen Glanzes und Flitters entkleidet hat. Zuweilen geht er da vielleicht zu weit. Außerhalb des Zusammenhangs, in fremdem, neuem Zusammenhang hört alles auf, „klug", „groß", „erhaben" zu sein. Jedes Wort, jede Tat ist, was sie ist, nur im einmaligen bestimmten Zusammenhang. Hegemann spottet, verschiebt Werte und Maßstäbe, treibt große Komödie, aber mit dem Stil eines frommen Mannes. Sein Stil ist verkleidet wie jener Wolf im Schafspelz.

Sein Stil ist zu allem fähig, seine Sprache ein vollkommenes Instrument.

Es verhält sich keineswegs so, daß es nur Sache eines guten oder schlechten Geschmacks sei, eine Diktion gut oder schlecht zu nennen. Guter Stil, schlechter Stil sind beweisbar, belegbar. Freilich müssen Form und Inhalt von einander getrennt werden, wenn sie auch von einander abhängig sind. Noch weniger werden hierzulande Tendenz und Form auseinandergehalten. Es müßte selbstverständlich sein, daß einer eine entgegengesetzte, eine feindliche Ansicht vertreten und sie blendend und mit der ganzen Bezauberung einer vollkommenen Form vertreten kann. Leider gilt das heute nicht für selbstverständlich.

Die dialogische Form der Hegemannschen Bücher ist ebenfalls eine Finte, eine Fiktion. Sie gibt einem Pamphletisten, der vom glühenden Willen recht zu behalten, erfüllt ist, sie gibt den propagandistischen Forderungen seines starken Rechtsgefühls den Anschein einer ausgebreiteten Objektivität, einer Überparteilichkeit. Sie wirbt um Vertrauen. Um Vertrauen, das der Autor indirekt umso nötiger braucht und will, weil er es sich so besonders schwer macht. Denn er gibt nicht, wie andre historische Schriftsteller, Resultate seiner Forschungen, sondern er vermißt sich, dem Leser das Material, in kontradiktorischer Weise hingewendet und hergewendet, zu liefern. Diese anscheinende Liberalität der Stoffauslieferung zwingt den Autor freilich, stilistisch die schärfsten Mittel rechthaberischer Autoren auszubreiten, Ironie, Persiflage, Satire, Schimpf, Rhetorik, Dialektik, Sophismus, Pathos, und — nicht das Schlechteste zuletzt — beißende, bissigste, hitzigste Logik.

Hegemann beherrscht diese Formen großer Literatur vollkommen. Bezeichnend für die protestantisch partikularistische Art Hegemanns ist sein stilistischer Rigorismus, Fremdworte tunlichst zu vermeiden und, wo sie ihm unerläßlich erscheinen, durch besondre Schrift hervorzuheben, eine Kleinigkeit, die ihn ebenso als geflissentlichen Stilisten wie als rigorosen und aufs Eigne, manchmal Eigentümliche bedachten Charakter enthüllt. Dieser europäische Schriftsteller ist ein „Purist" im weitesten und besten Sinne.

Poelzig und Schultze-Naumburg

von Werner Hegemann

Die beiden Architekten Hans Poelzig und Paul Schultze-Naumburg feiern in diesem Jahr ihren sechzigsten Geburtstag. Siehe hierzu Werner Hegemanns Aufsatz über Frank Lloyd Wright in Nummer 26.

Das heute verbreitete Verständnis für bauliche Dinge ist großenteils auf die Erfolge der Bücher zurückzuführen, von denen die ‚Berliner Illustrierte‘ treffend schreibt: „Paul Schultze-Naumburg veröffentlichte im Kampf gegen Kitsch und Kulturlosigkeit vor dreißig Jahren sein Werk ‚Kulturarbeiten‘ und zeigte darin, wo der Fortschritt im künftigen Bauen zu suchen sei.. Er hat das geschichtliche Verdienst, als einer der ersten in Deutschland auf Bausünden und Geschmacklosigkeiten in Beispielen und Gegenbeispielen hingewiesen zu haben... Er half dazu, wieder an Überliefertes richtig anzuknüpfen, nämlich fortentwickelnd und nicht nachahmend. Was am Überlieferten wertvoll war, ist nicht die Einzelform oder das Ornament gewesen sondern feiner Zwecksinn und Erfüllung der Aufgabe, Menschen ein behagliches Heim zu schaffen. Vielen Behörden, Bauherrn und sogar Architekten hat Schultze-Naumburg die Augen geöffnet.“

Sogar Architekten! das ist sicher treffend und gar nicht boshaft zu verstehen. Denn Kollegen zu überzeugen, ist immer das schwerste. Daß Schultze-Naumburg trotzdem einen so tiefen Eindruck auf alle denkenden Architekten und daß er Schule gemacht hat weit über die Kreise hinaus, von denen man es vermutet, beweisen soeben in Berlin-Eichkamp die neusten und wirklich sachlichen Häuser Bruno Tauts, der dort das modische flache Dach vermied und der ja auch in seinen Schriften wiederholt die Schultze-Naumburgsche Methode von „Beispiel und Gegenbeispiel“ verständnisvoll übernahm. Man darf vielleicht weiter gehen und sagen, daß selbst für solche Architekten, deren technische und geschmackliche Ausschweifungen gradezu sprichwörtlich geworden sind, die Erinnerung an die verständigen Lehren Schultze-Naumburgs wie ein gelegentlich aufdämmmerndes gutes Gewissen wirkt, das ihnen lichte Augenblicke und vorübergehende Rückkehr zum gesunden Bauverstande möglicht macht.

Noch nicht ganz so einheitlich wie Schultze-Naumburg hat sich Hans Poelzig durchgesetzt. Während der Naumburger an der Spitze des sogenannten „Blocks“ steht, dem führende deutsche Baumeister wie Bonatz, Hertlein, Bestelmeyer, Schmitthenner angehören, wurde Poelzig zusammen mit dem, Schultze-Naumburg in mancher Hinsicht verwandten, Verteidiger der Handwerkskunst Tessenow zum Leiter einer extremistischen Architektengruppe (Häring, W. C. Behrendt, Gropius, Taut, Mendelsohn usw.), der diese Führerschaft Bedenken zu bereiten scheint. Selbst wenn man die Geburtstags-Glückwünsche der Poelzig Nächststehenden durchsieht, findet man

Äußerungen, die von Zweifel am Werk des verehrten Meisters zeugen. Allerdings gibt es auch unbedingte Bewunderer, die Poelzig gar mit Schinkel vergleichen. Einer von diesen, Paul F. Schmidt, schreibt: „Ein Baumeister alten großen Stils, deren Letzter Schinkel war; ein wirklicher Meister des Bauens ohne dekorative Märchen und fern von funktionalistischer Sachlichkeit, Hans Poelzig. Und weil er in keine Richtung paßt und niemals gepaßt hat sondern immer nur der Baumeister Poelzig war, ist er nun glücklich sechzig Jahre geworden, ohne eigentlich was Rechtes zu bauen bekommen zu haben."

Auf den eigenartigen Ruhm, „fern von funktionalistischer Sachlichkeit" zu bauen, der hier besonders für Poelzig in Anspruch genommen wird, hat sicher manches andre Mitglied der von Poelzig und Tessenow geführten Extremistengruppe fast noch größeres Anrecht als Poelzig selber. Aber es gibt in dieser Gruppe schon Architekten, die diesen Ruhm als zweifelhaft empfinden. Vor wenigen Jahren noch hätte Mendelsohn nicht zu diesen Zweiflern gehört. Als der Amerikaner Fiske Kimball ihn damals fragte, welcher funktionalen Sachlichkeit zum Beispiel die kleinen übereinander getürmten Fensterchen rechts und links über dem Eingang seines berliner Mosse-Hauses dienen könnten, erklärte Mendelsohn noch ganz romantisch zigeunerhaft: „Ich bin kein Sklave der Funktion". Damals war Mendelsohn noch Romantiker. Heute ist er Schöpfer ausgereifter Bauten und erteilt das höchste Lob, das er auszusprechen vermag, dem frankfurter I. G. Farben-Gebäude Poelzigs: er nennt es im ‚Berliner Tageblatt' „einfach, ausgereift, klassisch". Was kann das Wort „klassisch" wohl im Munde Erich Mendelsohns bedeuten? „Die möglichste Darstellung des Ideals der Zweckmäßigkeit bestimmt den Kunstwert eines Bauwerkes", erklärte jener Klassizist Schinkel, mit dem ausgerechnet Poelzig heute von seinen Verehrern gern verglichen wird. Und Gottfried Semper und ebenso nachdrücklich der wiener Führer unsrer modernen Baukunst, Otto Wagner, wiederholten den alten Satz: „Die Baukunst kennt nur einen Meister, das Bedürfnis". Alle diese großen Baumeister kämpften für dieselbe Sachlichkeit, die Peter Behrens nach seiner Rückkehr aus Amerika mit Abscheu kalt, konstruktiv und „klassisch" nannte. Im Gegensatz zu dieser neuen „Klassik", die Mendelsohn an Poelzig rühmt, steht jene Romantik, von der Poelzigs Verehrer ihren Meister nicht freisprechen wollen. So nennt Erich Mendelsohn den sechzigjährigen Poelzig im ‚Berliner Tageblatt': „geistvoll und — trunken, klug und — kindlich, derb und — voll zarter, duftender Romantik. Gegensätze, die in grotesker Ausprägung in ihm verkörpert sind. Von der vitalen Breite seiner Fassade bis zur Tonsur seiner Schädeldachterrasse."

Noch schärfer als Mendelsohn wendet sich der beamtete Vorkämpfer der extremistischen Baumeister-Gruppe, der preußische Ministerialrat W. C. Behrendt, gegen romantische Ausschweifungen, die er bei Poelzig feststellen zu müssen glaubt. Behrendt erklärt in seinem Geburtstagsartikel über Poelzig (‚Frankfurter Zeitung' 30. April 1929): „Seinen Schöpfungen

fehlt fast immer auch das Zwingende, das erst aus der Vollendung der Form hervorgeht. Es sind großartige, ja oft geniale Ansätze, die aber fast immer im ersten Anlauf stecken bleiben. Was über diesen Anfängen liegt, gerät oft ins Gezwungene und trägt zuweilen sogar das fatale Merkmal von Krafthuberei. Ein verspäteter Barockmensch balanziert auf dem hochgespannten Seil seiner Phantasie zwischen Kunst und — Kitsch, und wenn er gelegentlich abgleitet, so ist es nicht immer die Seite der Kunst, nach der er stürzt." Wenn man nach Beispielen solchen Kitsches sucht, in den Poelzig abgestürzt sein soll, versteht man vielleicht das Wort Erich Mendelsohns: „Das Festspielhaus für Salzburg, Inflation".

Wie erklärt W. C. Behrendt selber diesen Sturz in den Kitsch, den er unserm verehrten Meister Poelzig vorwirft? Der Ministerialrat nennt den sechzigjährigen „Krafthuber" und „Barockmenschen" Poelzig „den vollwertigsten Vertreter einer nahen Vergangenheit, von der uns der Krieg mit scharfem Einschnitt trennt... Poelzig ist sicher einer der anregendsten und amüsantesten Lehrer: eine unmittelbare Nachfolge aber geht von ihm nicht aus. Es ist nicht denkbar, und es wäre nicht einmal erwünscht, daß eine so stark persönlichkeitsgebundene Kunst Schule macht". Behrendt sieht in Poelzigs Entwürfen „tollkühne Raumphantasien"; er spricht von Poelzigs „unheimlichem Entwurf" für die dresdner Feuerwache und sagt von Poelzigs Großem Schauspielhaus in Berlin: „Es zeigt in der Gesamthaltung, in den Tropfsteingebilden der Kuppel und in vielen Einzelheiten noch die Nachwehen des dresdner Erlebnisses".

Ich möchte gern Hans Poelzig gegen seine Freunde in Schutz nehmen. Selbst das Große Schauspielhaus kann als witziger Dekorationsscherz gelten gelassen werden. Durch seine „Tropfsteingebilde" läßt Poelzig sehr geistreich seine große Wölbung leicht und fast schwebend erscheinen. Wer die als Ritterburgen aufgezogenen Fabriken und Theater, das im Bauhausstil aus Fadenrollen zusammengebaute Bismarckdenkmal, die als Musterlager verschiedener Steildachformen gedachten Kleinhäuser, die unermüdlich wiederkehrenden Säulenhallen mit plump detaillierten Säulen in Breslau und ähnliche jugendliche Artistenscherze, die Poelzig sich allerdings geleistet hat (‚Wasmuths Monatshefte für Baukunst' veröffentlichten Anfang Juli eine Bildzusammenstellung), und wer überhaupt das Inflationsmäßige der Poelzigschen Architektur ablehnt, das Mendelsohn am salzburger Schauspielhaus hervorhebt, der wird doch zugeben müssen, daß Poelzig in manchen Fällen Ausgezeichnetes geschaffen hat, daß zum Beispiel das Innere und Äußere seines berliner „Capitols", sein Gaswerk in Reick, seine Bauten für die Anna-Gruppe in Oberschlesien ausgezeichnete Leistungen darstellen, die ihren Urheber würdig machen, unter den ernsten Baumeistern Deutschlands genannt zu werden.

Daß Poelzig bereit und fähig ist, Irrtümer einzusehen und wiedergutzumachen, beweist sein neuer Entwurf für die verschobene berliner Bauausstellung 1931, in dem er zusammen

mit Stadtbaurat Wagner in jedem Punkte meiner Kritik seines alten Planes recht gegeben hat. Er hat eingesehen, daß die Bauausstellung vom Westen des Geländes nach Osten gerückt werden muß, daß die Neubauten sich unmittelbar an die vorhandenen Ausstellungshallen anschließen müssen, daß sein umstrittenes „Ei" zu groß war und daß die Bauten nicht an übergroßen Freiflächen zerflattern dürfen sondern straff zusammengefaßt werden müssen.

Poelzigs Wendung zur Sachlichkeit und zu dem, was Erich Mendelsohn „einfach und klassisch" nennt, wird auch wichtig sein in dem Kampfe gegen den Kitsch, wie ihn Schultze-Naumburg seit dreißig Jahren kämpft. Noch vor wenigen Jahren war es in Kreisen jüngerer deutscher Architekten unmöglich. gegen so unsachliche Dachformen zu kämpfen, wie sie Schultze-Naumburg immer aufs neue an den Pranger stellte. War es doch Mode geworden, holländische Baukünstler zu bewundern, die grade den von Schultze-Naumburg bekämpften Unfug als Evangelium der neuen Baukunst verkündeten, wobei sie abwechselnd für widersinnige Steildachformen und für schlechterprobte Flachdachformen Nachahmer gewannen. Wenn erfahrene Baumeister wie Schultze-Naumburg auf das Widersinnige dieses Gebahrens aufmerksam machten, wurden sie rückständig genannt. Heute hat man angefangen, wieder sachlich zu urteilen. Ein amsterdamer Architekt schreibt mir: „Bei den ersten Baublöcken, die in Amsterdam-Zuid entstanden sind, haben nach etwa drei Jahren ernsthafte Reparaturen an den flachen Dächern ausgeführt werden müssen. Das Reparaturkonto dieser Häuser hat zum Schluß die Wirtschaftlichkeit derselben derart ungünstig beeinflußt, daß man es in der ‚Schönheitskommission' von Amsterdam ratsam fand, die ästhetische Fahne am Steildach-Maste zu hissen. Neuerdings wird keine einzige Bauvorlage gutgeheißen mit flachem Dach, auch dann nicht, wenn der betreffende Neubau mitten zwischen Häusern mit flachen Dächern steht." Hoffentlich lassen die amsterdamer Stadtbaumeister verlauten, ob das richtig ist. Flaches oder steiles Dach ist nicht eine ästhetische sondern vor allem eine technische und wirtschaftliche Frage. Daß Schinkel und andere Klassizisten das flache Dach liebten, darf uns nicht beeinflussen.

Allmählich wird die Inflationsarchitektur und die unverantwortliche Holländerei, welche die Ausschweifungen eines de Klerk ernst nahm, bei uns überwunden. Allmählich wird also auch die ältere Generation unsrer Baumeister wie Tessenow, Poelzig und Schultze-Naumburg mühelos den „scharfen Einschnitt" überbrücken, der sie nach Ansicht W. C. Behrendts noch trennt von unsrer jüngeren Generation, „die sich dokumentiert durch ein entschlossenes Bekenntnis zur Wirklichkeit (was ja tatsächlich manchmal schon wieder zutrifft).

Kleine Frühlingsscherze von Wolf Zucker

Im Laufe des Sonntags ist dem Chef etwas eingefallen, und nun beruft er am Montag eine Konferenz ein. Chefs fällt Sonntags immer etwas ein, darum ist der Montag der unangenehmste Arbeitstag. Zum Beispiel in der Zeitungsredaktion: „Ja, meine Herren", sagt der Chef, „wir müssen das Blatt etwas auflockern, beleben. Mal etwas andres, etwas Heiteres, für Frauen sozusagen. Alle ausländischen Blätter haben jetzt Cartoons, das müssen wir auch haben." Und dann zieht er aus der Mappe einen Haufen gelblichen Papiers, Humorzeichnungen aus aller Welt, mit meist unverständlichen Überschriften, hinter deren Sinn auch nicht mit Hilfe des Lexikons zu kommen ist. Das hat dem Chef gefallen, oder vielleicht auch nicht, jedenfalls machen das jetzt alle, das Publikum will so etwas haben, verstehen Sie?

Die einberufenen Ober- und Unterredakteure nicken düster.

Warum sie nicht selber auf den Gedanken gekommen seien? Immer müsse er allein alles ausknobeln, gar keine Unterstützung habe man.

Ja, dafür ist er nun der Chef.

„Also, machen Sie mir einmal Vorschläge. Natürlich nichts Politisches. Jeden Tag einen kleinen Scherz, den wir auf der ersten Beiblattseite bringen können. Was meinen Sie?"

Wieder allgemeines Nicken. Die Ausschnitte wandern von Hand zu Hand. „Man könnte doch vielleicht ...", meint einer, der solche Sitzungen noch nicht kennt. „Ausgeschlossen! Aber ich bitte Sie, warum denn wieder gleich politisch? Gegen die Bürokratie? Dreißig Prozent unserer Leser sind Beamte. Denken Sie doch lieber über einen kleinen Frühlingsscherz nach. Wir haben ja wirklich schon genug Politik." Also ein kleiner Frühlingsscherz. Sprießende Spargel — ach so, nein, das geht auch nicht. Angestrengtes Nachdenken allerseits.

„Ja, also ich warte auf ihre Vorschläge, meine Herrn. Denken Sie doch mal ein bißchen selbständiger!"

Das ist der Schluß der ersten Sitzung. Und nun wird in allen Ressorts tagelang über einem kleinen Frühlingsscherz gegrübelt. Warum haben Chefs bloß Einfälle? Ganze Jahrgänge von alten Witzblättern werden durchgelesen, man verlebt ein paar angenehme Stunden — komisch, die Mode von damals —, aber nachher ist es so, als wenn man zwei Stunden zu lange im warmen Badewasser gelegen hat

Schließlich nach noch einer gemeinsamen Sitzung, in der die Einfallslosigkeit im allgemeinen beklagt wird, wird doch noch so etwas wie ein Witz ans Tageslicht gezerrt, eine Zangengeburt. Dann bekommt er noch den obligaten Klaps, weg ist die magere Pointe, und er atmet doch nicht. Eine Zeichnung wird dazu angefertigt: Legen Sie das hier schön blau an für den feineren Raster, so, und die Konturen bitte dicker, das bricht uns ja alles weg! So.

Und dann erscheint der „Cartoon", jeden Tag einer auf der ersten Beiblattseite. Ist das Blatt nun belebter geworden, auf-

gelockerter, mehr für die Frauen? Nein. Es hat eine feste Rubrik mehr, über die man bald ebenso hinwegsieht wie über die auswärtigen Börsenberichte oder das Radioprogramm. So ist es jedenfalls mit dem durchschnittlichen deutschen Zeitungshumor. Obendrein sind die Zeichnungen schlecht.

Warum verstehen das die andern Völker, besonders die angelsächsischen, so viel besser? Warum kann man wirklich etwa die herrlichen „Cartoons" Strubes aus dem ‚Daily Express' sammeln, genau so wie man Daumier oder Gavarni gesammelt hat? Warum bekommen die englischen Zeitungsleser, wenn sie morgens in der Untergrundbahn ihre Zeitung aufschlagen, schon auf der Suche nach dem neusten Einfall des Zeichners schmunzelnde Gesichter?

Weil, um es kurz zu sagen, diese Blätter keine „Rubrik: Humor" haben. Weil die Zeichnungen ohne Schüchternheit politisch angriffslustig sind. Weil man den Mut zur Selbstironie hat. Man kennt nicht den isolierten deutschen Pointen-Witz, denn auch die sogenannten „sachlichen Berichte" sind von einem Sinn für Humor, für die kleine Komik des Alltäglichen belebt, wenn sie nicht gerade ein Begräbnis oder eine jener traditionellen Aristokratenhochzeiten schildern. Humor ist das Salz der englischen Zeitung, nicht ein Mostrich-Klexchen am äußersten Tellerrand. Vielleicht liegt das an den Menschen. Die einen haben eine Rubrik „Humor" in ihrer Seele, die den sachlichen Tag nicht stören darf und nur gelegentlich hervorgeholt wird, und die andern haben — Humor.

Man sehe sich englische „Cartoons" an. Es gibt da kein verbotenes Gebiet. Natürlich ist man politisch, weil die Tagespolitik eben komisch genug ist. Und doch wird niemals jene Grenze überschritten, wo die Bildsatire zur Gemeinheit, zur Niedertracht wird. Deshalb ist man im Inhalt nicht weniger angriffslustig, nur wird eben auch nicht vor der eignen Partei haltgemacht. Wie ist man etwa in konservativen Blättern mit Baldwin während des Wahlkampfes umgegangen. Er war zu schweigsam, brachte keine Parole. So wurde er als Kinotheaterbesitzer abgebildet, und der englische Wähler ruft ihm zu: „Du mußt ‚Talkies' bringen, wenn du auf der Höhe deiner Zeit bleiben willst!" Und nach der Wahl brachte Strube die drei Parteiführer Baldwin, Lloyd George und MacDonald in der Garderobe eines Zirkus. Sie stehen alle drei in Pferdemasken, so wie sie zu Kabarettscherzen gebraucht werden. Baldwin sagt: „Jungens, macht ihr beide zusammen. Ich will kein halbes Pferd spielen. Man wird schon genug über euch lachen." So etwas stelle man sich bei uns vor. Etwa: unser greiser Feldmarschall als Kabarettist...

Ein Cartoon kann nicht heute ebensogut gebracht werden wie morgen, er ist der Tag selber, Programm und Rückblick oder auch ein freundliches Passierenlassen. Solch eine Zeichnung enthält alles, was verlangt wird, Aktualität, Bezug auf das Tagesgespräch, etwas Spott auf die Regierung und vor allem Witz in jeder Einzelheit.

Um so etwas zu machen, muß man allerdings etwas besitzen, was unter den Zeichnern nicht häufiger ist als unter den

sie beschäftigenden Redakteuren, nämlich die Gabe, charakterisieren zu können. Jede amerikanische Zeitung hat so ein paar ständige Figuren. Ob solche Serien nun „Riff and Raff" oder „Joe and Jim" oder „Bringing up Father" heißen, immer versteht man es, wirklich lebendige Typen auf die Beine zu stellen, die genug Ähnlichkeit mit dem Leser haben, um ihn Tag für Tag zu beschäftigen, und doch seine Eigenschaften noch um so viel übertreiben, daß man über sie lachen kann. Vielleicht eignen sich bei uns die Objekte nicht so zur Charakterisierung, aber es liegt auch an den Redakteuren und Zeichnern. Wo mehr verlangt wird, als einen Juden durch eine Hakennase und einen Sozialisten durch eine Ballonmütze zu bezeichnen, da versagen sie. Und was gar die Charakterisierung von Politikern angeht, so haben die in den Karikaturen noch weniger Gesicht als in der Wirklichkeit.

Da bleiben denn schließlich als unverbindlich und nirgendwo anstoßend nur die kleinen Frühlingsscherze übrig. Die werden bis zum Exzeß wiederholt, unbedeutend variiert und tragen im Laufe der Jahre gerade nur noch dem Wechsel der Mode Rechnung. Ob sich das noch viele Menschen ansehen? Aber was die andern können, das müssen wir auch haben, Herrenkleidung London style, Moulinrouge-Paläste am Alexanderplatz und „Cartoons" in den Zeitungen. Es fehlt nur leider immer ein klein wenig. Das wird wohl an den Reparationen und der Kriegsschuldlüge liegen.

Lehrgedicht von Theobald Tiger

Wenn du mal gar nicht weiter weißt,
dann sag: Mythos.
Wenn dir der Faden der Logik reißt,
dann sag: Logos.
Und hast du nichts in deiner Tasse,
dann erzähl was vom tiefen Geheimnis der Rasse.
So erreichst du, daß keiner, wie er auch giert,
dich je kontrolliert.

Willst du diskret die Leute angeilen,
dann sag: Eros.
Sehr viel Bildung verleiht deinen Zeilen:
Dionysos.
Aber am meisten tun dir bieten
die katholischen Requisiten.
Tu fromm — du brauchst es nicht zu sein.
Sie fallen drauf rein.

Machs wie die Literatur-Attachés:
nimm ein Diarium.
Die Hauptsache eines guten Essais
ist das Vokabularium.
Eros und Mythos hats immer gegeben,
doch noch nie so viele, die von ihnen leben...
So kommst du spielend — immer schmuse du nur! —
in die feinere deutsche Literatur.

Waggontheater von Alfred Kolmar

Die Reichsbahngesellschaft hat in ihrer Eigenschaft als Regisseur der deutschen Waggonbauindustrie eine ebenso schwere wie unerwartete Niederlage erlitten. Sie hat es sich in den letzten Jahren sehr angelegen sein lassen, den deutschen Waggonbau zu „rationalisieren", wobei die eigentliche „ratio" in diesem Falle darin bestand, daß die Waggonfabriken zu einem Konsortium zusammengeschlossen wurden, das die Reichsbahnaufträge nach einem bestimmten Schlüssel unter seine Mitglieder verteilt, während andrerseits die Reichsbahn selbst auf die Preisgestaltung einen entscheidenden Einfluß nimmt. Die positive Leistung der Reichsbahn gegenüber den Fabriken, von denen sie sich beliefern läßt, ist also nicht bedeutender als die, mit der dies Institut dem reisenden Publikum gegenüberzutreten pflegt. Zwar haben wir in der allerjüngsten Zeit gewisse Anzeichen dafür, daß auch die Reichsbahnverwaltung von dem Prinzip der Kundenwerbung etwas gehört hat, daß es dort Leute gibt, die sich mit diesem Prinzip theoretisch und praktisch auseinanderzusetzen versuchen. Trotzdem wird man nicht behaupten wollen, daß die deutsche Reichsbahn in bezug auf die Leistungen, die sie für die Entrichtung des Fahrpreises bietet, absolut auf der Höhe sei. Sie hat eben ein Monopol und ist deshalb in bezug auf die Qualität und den Zustand des von ihr verwendeten Waggonmaterials keiner Konkurrenz unterworfen, die sie zu erhöhten Anstrengungen zwingen könnte. Diese Tatsache wiederum ist entscheidend für die Lage des deutschen Waggonbaus. Der Wagenpark der Reichsbahn ist sehr groß, qualitativ ist seine Beschaffenheit vom Standpunkt des reisenden Publikums aus gesehn durchaus nicht hervorragend, vom dem der Reichsbahn aus aber zureichend. Es hat ja niemand bessre Wagen, in denen das deutsche Publikum fahren könnte. Wenn daher die Reichsbahn als Waggonkäufer das für einen Verbraucher eigentlich paradoxe Experiment wagen konnte, ihre Lieferanten, eben die Waggonfabriken, zur Bildung eines Lieferungskartells anzuregen und dies zu protegieren, so hat sie das aus dem Bewußtsein heraus tun können, daß ein andrer Abnehmer für normalspurige Wagen in Deutschland nicht vorhanden ist; daß sie selbst aber Wagen genug besitzt, um mit ihren Aufträgen stoppen und sich das Lieferantenkartell gefügig machen zu können, falls dies einmal den Versuch machen sollte, eine seinem Kartellcharakter entsprechende Preispolitik zu treiben. Die Reichsbahn paralysiert also mit ihrem Transportmonopol das von ihr selbst geschaffene Produktions- und Lieferungsmonopol der kartellierten Waggonfabriken. Das ist eine Erscheinung, die in der Geschichte des deutschen Kartellwesens und des Kartellwesens überhaupt recht auffallend ist. Wie weit die Übermacht des starken Verbrauchers in diesem Falle über die Kraft des theoretisch ebenso starken Produzenten hinausgeht, das zeigt sich in den Abschlüssen der Waggonindustrie, die in ihrem Durchschnitt alles andre als glänzend genannt werden müssen. Nun wird allerdings die Stellung der Reichsbahn noch dadurch verstärkt, daß

wir in Deutschland trotz aller Rationalisierung und trotz der zahlreichen Zusammenschlüsse viel zu viel Waggonfabriken haben. Deren Kapazität ist durch die Maßnahmen, die man in den letzten Jahren getroffen hat, per Saldo ebenso wenig verringert worden, wie dies in andern Industriezweigen der Fall gewesen ist. Es zeigt sich auch hier die Erscheinung, daß „Rationalisieren" nach deutschem Rezept nicht auf die Beseitigung von Überkapazitäten hinausläuft sondern viel eher auf die Schaffung von neuen. Es muß daher jede Waggonfabrik größten Wert darauf legen, an den Quoten, die das Verteilungskonsortium aus den Reichsbahnaufträgen zu vergeben hat, möglichst hoch beteiligt zu sein. Die Preise, die die Reichsbahn zahlt, werden von den Fabriken als ungenügend bezeichnet. Ob das wirklich auch zutrifft, wenn man vernünftig kalkuliert, ist eine andre Frage. Auch in der Waggonindustrie ist wahrscheinlich die Belastung des Gestehungspreises durch überhöhte Gehälter der leitenden Angestellten viel beträchtlicher als die, die durch die sogenannte „Sozialbelastung" entsteht.

Aber es ist schließlich Sache der Waggonfabriken selbst, ihre Kalkulation einmal unter diesem Gesichtspunkte zu revidieren. Tatsache ist, daß die Industrie von der Reichsbahn nach ihrer Auffassung nicht ausreichend bezahlt wird. Sie hat sich hierüber oft genug bei der Bahn beschwert, und diese ist nun auf den genialen Gedanken gekommen, den Fabriken den Rat zu geben, sie sollten sich doch anderweitig Ersatz für die knappen Gewinne holen, die im Reichsbahngeschäft bestenfalls erzielbar sind. Der Hinweis war deutlich. Die „andre Seite" — das konnten nur die Kleinbahngesellschaften und die Straßenbahngesellschaften sein! Was die Kleinbahngesellschaften anlangt, so hat die Reichsbahn natürlich kein Interesse daran, daß diese billig beliefert werden. Die betreffenden Unternehmungen, die zu einem großen Teil durch die Aktiengesellschaft für Verkehrswesen kontrolliert werden, sind auf gewissen Strecken keine sehr angenehmen Kollegen für die Reichsbahn. Aus diesem Gedankengang heraus hat man den Waggonfabriken geraten, sich durch eine Kartellierung des bisher freien Kleinbahn- und Straßenbahnwagengeschäfts höhere Preise zu sichern, damit die Reichsbahn ihrerseits bei ihren Wagenpreisen zum mindesten bleiben, wenn nicht noch unter sie heruntergehen kann. Man wird nicht behaupten können, daß das sehr sozial gedacht sei. Die Straßen- und Kleinbahnen nämlich haben nicht ein Transportmonopol in der Hand, wie es die Reichsbahn besitzt. Zum mindesten die Straßenbahnen müssen ihren Wagenpark so weit auf der Höhe halten, daß er der wachsenden Konkurrenz der Autobuslinien und des Automobils überhaupt einigermaßen standzuhalten vermag. In gewissem Umfange gilt das natürlich auch für die Kleinbahnen. Diese Unternehmungen also wären nicht dazu in der Lage, ein Produktionsmonopol, das sich in einem Klein- und Straßenbahnwagen-Kartell bilden würde, durch ein Transportmonopol zu brechen. Die Folge einer Erhöhung der Wagenpreise, die laufende Anschaffungen mit erhöhtem Kapitalaufwand nach sich ziehen müßte, wäre zum mindesten die Ver-

stärkung der latenten Tendenz zur Erhöhung der Kleinbahn- und Straßenbahntarife.

Wenn also eine Kartellierung des Straßenbahnwagengeschäfts durch die Produzenten zustande käme, so würde hierdurch „der Mann auf der Straße" sehr schnell in die Gefahr kommen, für seine Beförderung zur Arbeitsstätte und für seine sonstigen Wege in der Stadt noch mehr bezahlen zu müssen, als das heute schon der Fall ist. Wie wir oben gesehen haben, hat die Reichsbahn hiergegen nichts einzuwenden. Wohl aber haben sich einige große Kommunen, darunter Berlin, Frankfurt und Leipzig, schneller als man dies sonst von unsern Kommunalpolitikern gewöhnt ist, zu einer Abwehraktion entschlossen, und anscheinend mit Erfolg. Sie haben mit drei Waggonfirmen ein Abkommen getroffen, in dem sie sich verpflichten, mindestens 50 Prozent ihres Wagenbedarfes bei den drei Firmen zu decken, wofür sie aber andrerseits Einfluß auf die Preisgestellung haben. Hiermit hat man die drohende Kartellbildung in praxi verhindert. Es ist zwar immer noch möglich, daß sich das Gros der deutschen Fabriken von der Reichsbahn in die oben angedeutete Richtung drängen läßt, aber die Gefahr einer Überteuerung der Straßen- und Kleinbahnwagen und damit Tariferhöhungen, die ja hauptsächlich wieder die Angestellten und Arbeiter träfen, ist doch viel geringer geworden; denn das Kartell bliebe ein Rumpfkartell und würde seine Preise nicht so willkürlich festsetzen können, wie es dies bei völliger Geschlossenheit wahrscheinlich im eignen Interesse und im indirekten Interesse der Reichsbahn getan hätte. Die ganze Aktion erfolgte mit einer Schnelligkeit und Sicherheit, die in sehr wohltuendem Gegensatz zu den leider allzu zahlreichen kommunalwirtschaftlichen Experimenten steht, die wir in den letzten Jahren erlebt haben. Ein solches Experiment wäre es wohl auch gewesen, wenn Städte wie Halle und Oberhausen dazu übergegangen wären, ihre Straßenbahnwagen selbst zu bauen, um der Diktatur eines Kartells zu entgehen. Die jetzige Konstruktion ist zweifellos gesünder. Das Risiko für die Kommunen ist viel kleiner, vielleicht besteht sogar keins.

Der Vorgang hat eine große prinzipielle Bedeutung. Er zeigt, daß es möglich ist, der Kartelldiktatur der Industrie zu entgehen, wenn man sich rechtzeitig nach Gegenmaßnahmen umsieht und schnell genug handelt. Es ist zu hoffen, daß das Beispiel Schule macht. Es gibt noch eine ganze Reihe von Gebieten, auf denen Ähnliches möglich wäre. Daß die Reichsbahn mit ihren Plänen nicht durchgedrungen ist, ist ihr zu gönnen. Sie sollte sich darauf beschränken, für sich selbst günstige Bedingungen herauszuholen, und nicht auf Kosten andrer Körperschaften, also auf Kosten ihres eignen Reisepublikums wirtschaften. Man hat jetzt in Deutschland alle Preise, die irgendwie von der schwerindustriellen Produktion abhängen, fünf Jahre lang nach oben „rationalisiert"; vielleicht macht man einmal einen Versuch mit der umgekehrten Richtung.

Bemerkungen

Anton Tschechow

Vor fünfundzwanzig Jahren, am 15. Juli 1904, starb in Badenweiler der russische Dichter Anton Pawlowitsch Tschechow.

Nicht rasch hat Tschechow in der Heimat Anerkennung gefunden und langsamer noch im Ausland. Im Jahre 1911 traf ich in der Nähe von Kopenhagen eines Tages mit Georg Brandes zusammen und erwähnte in einem Gespräch über russische Literatur Anton Tschechows Namen. „Wer ist das? Ich habe den Namen Tschechow nie gehört", sagte er. Ich glaubte erst, er scherze; dann versprach ich, ihm die Übersetzung von Tschechows Werken zu besorgen. Es kostete mich aber große Mühe, sie aufzutreiben.

Tschechows literarische Laufbahn begann mit lustigen Skizzen und kurzen Erzählungen in der ‚Strekosa' (‚Die Libelle'), einem Witzblatt der Art etwa wie die ‚Fliegenden Blätter'. Er schrieb unter dem Namen Antoscha Tschechonte, erfand lustige Einakter wie „Der Heiratsantrag" und „Der Bär", die allerorten in Rußland viele Tausende von Malen über die Bretter gegangen sind. „Ich kann über jedes Thema schreiben", sagte er gern, und das war keine Prahlerei. „Da steht ein Aschbecher. Soll ich bis morgen eine Erzählung über diesen Aschbecher schreiben?" Und am nächsten Tage las er die Erzählung über den Aschbecher vor.

Aber allmählich mischen sich in sein Lachen Töne der Wehmut, die alten urrussischen Töne, die wir seit Gogol kennen. Noch ein paar Jahre vergehen — und Tschechonte verschwindet ganz. Anton Tschechow ist da...

Er ist jetzt Mitarbeiter der großen erzkonservativen Zeitung ‚Nowoje Wremia', ohne übrigens die politischen Anschauungen ihres Leiters, des schlauen alten Fuchses Alexej Sergejewitsch Suworin, zu teilen, der einst der Freund Turgenews gewesen war. Allmählich entstehen Tschechows kurze Novellen, eine immer köstlicher als die andre, eine feinfühliger, tiefer, lebensleuchtender als die andre.

Trotzdem steht der Dichter in bösem Verdacht bei den zünftigen Kritikern, die als wachsame Hüter die Unversehrtheit des russischen Liberalismus betreuen. Von jedem Dichter, der ernst genommen sein wollte, verlangte man damals nicht nur Talent sondern auch: stramme Opposition gegen die herrschenden politischen Zustände.

Ein so überragendes Talent wie Leskow — der eine Zeitlang sogar mit Dostojewskij rivalisieren konnte — wurde von den Kritikern glattweg totgeschwiegen. Dostojewskij selbst hat diese scharfe Zuchtrute wiederholt zu spüren bekommen. Und Turgenew gleichfalls...

Tschechow machte man es zum Vorwurf, daß er nie im Gefängnis gesessen, daß er nie für seine Überzeugungen wirklich „gelitten" habe. Als seine prachtvolle Erzählung „Die Bauern" erschien, schrieb der Fürst der damaligen Literaturkritik, N. K. Michajlowskij, Tschechow habe keinen Gott, das sollte heißen, seinem Schaffen fehle die leitende Idee.

Schließlich empfahlen ihm seine literarischen Freunde und Berater, er solle sich freiwillig nach Sachalin, der berüchtigten Verbrecherinsel, begeben. Tschechow machte die mühevolle Reise, aber er brachte von dort, um die Wahrheit zu gestehen, nicht allzu viel Eindrücke heim, dafür aber den Keim der Schwindsucht.

Mittelbar jedoch hat die Reise nach Sachalin gewaltigen Einfluß auf Tschechows Schaffen gehabt. Strenger forschend, tiefer schürfend betrachtete er jetzt das Leben. Nicht das Ungewöhnliche von Typen, Charakteren und Situationen zog ihn mehr an sondern grade das Gewöhnliche, das Alltägliche, das immer sich Wiederholende. In unserer schein-

bar so glattgehobelten Wirklichkeit fand er Tiefen und Höhen der Seele, fand er den Menschen, sah er Rußland.

Kein Dichter ist den Steppen und Feldern Rußlands so feinfühlend nahegekommen wie Tschechow. Man hört in seinen Erzählungen das Grasmeer rauschen, man spürt in seinen Dramen den geheimnisvollen Atem endloser Weite. Das Ohr an die Erde gepreßt, den Duft der Kräuter einsaugend, dem Raunen der Bäume, dem schläfrig leisen Plätschern der Flüsse lauschend, erfaßt Tschechow aus der Landschaft das Land. Tschechow war ein Seher, fast ein Prophet. Und er konnte nichts anderes sein, denn mit unfehlbarer Blickschärfe schaute er in die Untergründe der russischen Wirklichkeit. Mit zahllosen feinen Strichelchen, mit ganz leisen Andeutungen — die manchmal vielleicht ihm selbst nicht ganz zum Bewußtsein kamen — sagt er die Zukunft voraus. In dem kurz vor dem japanischen Kriege geschriebenen Drama „Drei Schwestern" verläßt die Garnison einer Kleinstadt ihren Standort — und in der Entfernung fällt ein Schuß. Im „Kirschgarten" werden die alten Bäume eines adligen Landgutes niedergeschlagen, das Gut selbst ist plötzlich nicht mehr adlig: es geht in den Besitz eines Mannes aus dem Volke über: das ist vor den revolutionären Ereignissen des Jahres 1905 geschrieben! In „Onkel Wanja" wird der Zwiespalt zwischen Land und Stadt geschildert, der grade jetzt so scharfe Formen angenommen hat.

Hat man mit Tschechows Augen Rußland gesehen, so sieht man die ganze Welt von einer neuen Seite. Man sieht die menschliche Seele klarer, man erkennt, welche Geheimnisse sie birgt.

Deutsch von Erich Böhme

Ossip Dymow

Später

Eine Eiche überschattet mich; wenn sie wüßte, wer ich bin, täte sie es sicherlich nicht, aber es ist eine schwedische Eiche, also ist sie nicht organisiert ... die Hummeln besuchen die Blumenbureaus, trinken in jeder Blüte einen kleinen Schnaps und machen ein ungeheuerliches Gesumm ... wenn sie nachher nach Hause kommen, werden sie wahrscheinlich erzählen, wie furchtbar sie an diesem Mittag-Morgen zu tun gehabt haben ... die Zigarre setzt schöne, weiße Asche an. Das macht immer sehr nachdenklich; so nach Tisch hat man die vernünftigsten und unfruchtbarsten Gedanken.

Da erzählt uns Emil Ludwig von Bismarck, wie er sich in Göttingen als Student und in Berlin als Auskultator und in Aachen als Regierungsreferendar — nein, in allen drei Städten als Mann heiter durch die Gegend geliebt hat. (Da diese Zeitschrift in Deutschland erscheint, muß ich hinzusetzen: „Bravo! Hurra! Nochmal lieben!") Bismarck war damals um die Zwanzig.

Das geht uns gar nichts an. Aber nun war da im Jahre 1870 sein großer Tag, das Werk seines Lebens stand aufgebaut, sein Name ging über die Welt. Die kleinen Damen, die er damals geliebt hat, waren um diese historische Zeitenwende etwa Mitte Fünfzig, soweit sie noch lebten. Wenn sie, was zu hoffen steht, nicht untergegangen waren, so hatten sie vielleicht geheiratet oder waren ältere Fräulein geblieben ... Und nun lasen sie seinen Namen in der Zeitung, sahen sein Bild, überall ... was denken sich Frauen in solchen Augenblicken —?

Otto ... Blicken sie träumerisch in den Kamin? Wenn sie aber keinen haben: schreiben sie einen Brief? Nicht anzunehmen, wenn der Klassenunterschied schon in Aachen bestand, und um wieviel ist er nun gewachsen! Was denken sie? Denken sie an Einzelheiten? sind sie stolz? Lesen sie: „... in den erblichen Fürstenstand erhoben ...", und denken sie: er hatte solche geringelten Socken an, die mochte

ich immer so gern ... was denken sie —?

Das werden wir nie wissen. Sie denken auch nicht den hundertsten Teil dessen, was ein Mann denkt, sie dächten es — und der hundertste Teil sieht auch noch ganz anders aus. Jetzt läßt sich von der unorganisierten Eiche eine Made an einem Faden herunter und will sich auf die Zigarre setzen — die Hummeln — Bismarck — „Typisch zersetzender Gedanke! Kulturbolschewismus! Am Heros nur die irdischen Leidenschaften sehen ... Bismarck als Mensch ... ihm eben der reine Gedankenflug versagt ... klassenbewußte Arbeiter sieht, daß der Adlige die Mädchen des unterdrückten Volkes aussaugt ... vom theosophischen Standpunkt ... schon vom rein sportlichen Standpunkt ... zersetzender berliner Geist ... Kulturbolschewismus dieser Epoche ..." Antenne geerdet, aus.

Was mögen sie aber wirklich gedacht haben —?

Peter Panter

Berlin in Bildern

Seltsam, wie altväterisch, wie traditionsbeladen, wie unberlinisch diese Stadt aussieht, wenn man sie einmal im Bilde betrachtet. Lebendiges Berlin — das sind für uns die Leute in den Untergrundbahnen, die Kinos, die Warenhäuser; das Schloß aber, der Dom, der Gendarmenmarkt sind längst verstummt, im Stehen gestorben. Nur die Autobusse und die Straßenbahnen machen, wenn sie vorbeikommen, an diesen Plätzen eine Minute Halt, aber nicht aus Pietät. Das Brandenburger Tor? — ein Verkehrshindernis, aber plötzlich steht es da photographiert vor uns wie vor einem fremden Besucher und verlangt Ansehen, in des Wortes doppelter Bedeutung.

Sasha Stone und L. Willinger haben je ein berliner Bilderbuch mit hundert Photos zusammengestellt. Stone hat einen guten Fischzug getan, sein Netz zappelt voll Leben. Die Türme des Kraftwerks Rummelsburg geben einen kräftigen Einleitungsakkord, dann geht der Weg die Spree entlang durch melancholisches Gemäuer in die Innenstadt. Kirchen, Dampfer und Fabriken, der schwerblütige Zierrat des Schloßviertels, mitten drin der Schmerbauch von Wilheims Dom, eine Spreewälderin auf einer Bank, die vergeudete Pracht des Zeughauses, der Schwarm der Studenten um den marmornen Helmholtz, die protestantische Kühle der Wilhelmstraße, und vom Potsdamer Platz her einbrechend: das bunte Geschrei des Westens. Dann wird es wieder still; Tiergarten, Schloßpark, Stadion, der Funkturm ragt in die leere Luft, Sanssouci und die Paddelboote auf der Havel. Feierabend.

Adolf Behne hat Stones Buch (erschienen bei Dr. Hans Epstein, Wien und Leipzig) auf vier Druckseiten fesselnd eingeleitet. Für Willingers Buch (erschienen im Verlag der Reihe, Berlin-Westend), schrieb Karl Vetter ein studienrätlich anmutendes Vorwort, das sich zur Lektüre nicht eignet. Willinger fällt mit der Hintertür ins Haus: die Verlagshäuser von Mosse, Ullstein und Scherl, die Schlösser der heimlichen Könige Berlins, haben den Vortritt. Und dahinter stolpert alles durcheinander, ein ungeordneter Haufen von Mosaiksteinchen. Willinger begnügt sich nicht mit den Fassaden, er dringt in die Theater und in die Restaurants, in die Hörsäle, ins Wellenbad, ins Aquarium ein, und hier gelingen ihm die besten Bilder.

Am schönsten in beiden Büchern sind die vom Flugzeug aus aufgenommenen Bilder. Das Luftbild, die fleischgewordene Landkarte, zeigt die Stadt aus der Perspektive eines göttlichen Wesens, das Sinn und großen Zusammenhang sieht, wo uns jede dürftige Mauer den Blick auf das Ganze versperrt. Da liegt die Stadt wie ein lebendiges Tier.

Die Straßen sind tief eingeritzte, dunkle Kanäle, untergeordnete Verbindungsgänge zwischen den Häusern, die uns Irdischen immer als bloße Fassadenkulissen erscheinen und die nun als kubische Schachteln dastehen, als gewichtige, eigentliche Substanz der Stadt. Aus diesem Wohnstoff geformt sieht man flache Keile, die radial auf einen Mittelpunkt losfahren, dort einen Platz freilassen, auf dem als putziges Spielzeug eine Kirche steht, sieht man die Wabensysteme der viereckigen Mietskasernen, in deren tiefen Schächten angeblich lebendige Wesen im Schatten kämpfen. Die Sonne leuchtet auf den Dächern und auf dem wolligen Fell der Parks und Gärten — ein schönes Tier ist die Stadt, nur: sieht man näher zu, so ist ihre Oberfläche wahrhaftig bedeckt von einem Gewimmel von Millionen Bakterien.

Rudolf Arnheim

Mildernde Umstände

Erhebend bei Urteilsverkündungen ist der Augenblick, wo das Gericht einem Angeklagten mildernde Umstände zubilligt. Und wann billigt es ihm die zu? Sobald er sie verdient.

Der Vorsitzende eines Schwurgerichts bei der Urteilsbegründung:

„Der Angeklagte hat sich auf Notwehr berufen und bittet um seine Freisprechung. Das Gericht ist aber andrer Meinung. Es erkennt nach reiflicher Überlegung auf vorsätzliche Tötung. Auch muß es dem Angeklagten mildernde Umstände versagen, weil er es unterlassen hat, sich nach der Tat freiwillig der Polizei zu stellen. Diesen schwerwiegenden Grund sieht das Gericht als strafverschärfend an."

Tiefes betroffenes Schweigen im Zuschauerraum.

Der Vorsitzende eines andern Schwurgerichts bei seiner Urteilsbegründung:

„Es war zu prüfen, ob der Angeklagte vorsätzlich gehandelt hat. Das Gericht bejaht die Frage. Deshalb gebührt dem Angeklagten die wohlverdiente Strafe. Die Tatsache, daß er sich unmittelbar nach dem Mord der Polizei gestellt hat, schließt die Zubilligung mildernder Umstände aus. Denn an dieser Selbststellung erkennt das Gericht, daß eine Bewußtseinsstörung des Angeklagten nicht vorgelegen hat."

Tiefes betroffenes Schweigen im Zuschauerraum.

Bruno Manuel

Saurer Hering für Damen

Die „Mitteilungen aus dem Phonetischen Institut der Universität Hamburg" liefern folgende Besprechung von Hans Reimanns Schallplatte: „Oswin, der ertrunkene Hering":

Von den mir bekannten elektrischen Sprachaufnahmen muß ich die vorliegende als die beste bezeichnen. Schon beim ersten subjektiven Abhören fällt sehr angenehm auf, daß beinah sämtliche Öffnungs-, Enge- und Verschlußlaute ohne Mühe wiederzuerkennen sind. Diese Leistung ist um so mehr anzuerkennen, als der Sprecher ein „stark sächselndes" Deutsch spricht, bei dem Vokale zwischen bestimmten Konsonanten und Konsonantenverbindungen (wie z. B. in zwanzch für „zwanzig", zukinftche für „zukünftige" usw.) verschwinden. Nur in ganz vereinzelten Fällen sind einige Engelaute, insbesondere f, ausschließlich aus dem Inhalt wiederzuerkennen. Es ist zu bedauern, daß diese Platte wegen ihres ausgesprochenen Kabarettinhaltes nicht für Unterrichtszwecke brauchbar ist. Trotzdem würde ich persönlich keine Bedenken tragen, sie bei phonetischen Übungen an der Universität (allerdings zweckmäßig wohl nicht in Gegenwart von Damen) zu benutzen, zumal außer den Artikulationen auch die für das Sächsische so kennzeichnenden Tonhöhenbewegungen mustergültig wiedergegeben werden.

Kasimir Edschmid:

„Die Automobile sind die wahren Freiheitshelden unsrer Epoche."

Klentopp in der Hochfinanz

„Tempo' berichtet: „Möglicherweise wird die Frau des Finanzmatadors Jakob Michael als Schauspielerin debütieren. Begabung und Drang zur Bühne fühlte sie seit frühester Jugend, konnte aber die Erlaubnis ihrer Eltern und ihres Mannes erst während einer schweren Krankheit, die sie dann glücklich überwand, abringen. Allerdings — ein frankfurter Blatt brachte die Nachricht vorzeitig, wodurch alle Beteiligten wieder kopfscheu wurden. Es wird also über das schauspielerische Debüt einer der reichsten Frauen Deutschlands noch immer verhandelt." Wie wir hören, wird die Rolle des Jakob Michael von Al Jolson kreiert werden.

Wie bitte — ?

In Kürze gelangen zur Ausgabe:
Der Schweinestall
von
Herbert Hoffmann
Oberregierungsrat im Bayer. Staatsministerium des Innern . . .

Ausreden lassen:

. . . unter Mitarbeit bezüglich der tierzüchterischen und betriebswirtschaftlichen Belange von Landwirtschaftsrat Dr. Fritz Stocklausner

Verzeihung.

Ein femininer Typ

In einem londoner Hotel passiert der süßen Lilian Harvey ein kleines Abenteuer. Sie läuft versehentlich in ein falsches Zimmer und legt sich dort neben einen jungen Mann schlafen, den sie von hinten für ihre Mutter angesehen hatte.

Nordischer Kurier

Der Dramatiker Kick-Schmidt

Aus dem Programmbuch des Allgemeinen Deutschen Musikverein. zum Tonkünstlerfest in Duisburg.

Der Dramatiker Kick-Schmidt hat den Brennpunkt des Bühnenwerkes erkannt. Musikdrama und lyrische Oper vereint er zu harmonischem Ganzen. Wagner, Verdi und Strauß zeichnen ihr Denkmal in der Psyche seiner Natur. Kein Zittern in problematischen Extremitäten . . . nein, er steht in sich — ein eisernes Wort, eine unerschütterliche Forderung — und Erschaffung.

Was gibt uns die Courths-Mahler ?

„. . . . Ja, die Courths-Mahler auch, in deren Verspottung einzustimmen ich darum auch durchaus nicht willens bin, denn sie kann etwas, was unsere sämtlichen großen Schriftsteller heute nicht können, sie gibt uns den Rohstoff des Daseins."

Hermann Bahr

Liebe Weltbühne !

In einem deutschen Mittelgebirge lebt ein Schlächtermeister, der ist 2½ Zentner schwer und war früher einmal bei der Marine. Der heiratete.

Das junge Paar fuhr von der Hochzeit in einem Wägelchen nach Hause; wie es die Würde des Tages erheischte, außerordentlich besoffen. Worauf der Wagen in eine Jauchegrube fiel. Der junge Bräutigam erhob sich, wischte sich Verschiedenes aus dem Gesicht und murmelte:

— „Seemannslos!"

Antworten

Dr. Vögler. Ihr geistiger Nährvater Herr Hugenberg hat neulich gesagt, daß wir mit dem Feindbund schon fertig würden, wenn wir nur alle eine Zeitlang Proletarier spielen. Das hat Sie nicht schlafen lassen, und, in der düsseldorfer Versammlung des Langnam-Vereins vom 8. Juli, haben Sie prompt erklärt, Sie würden ruhig die Verantwortung für die Ablehnung des Youngplans auf sich nehmen, denn Rhein und Ruhr hätten schon ganz andre Krisen überstanden. Das wissen wir, verehrter Herr Stellvertreter der Obersachverständigen a. D. Denn wir haben die Krisen immer bezahlen müssen. Gibt es wieder Sehnsucht nach Ruhrgeldern? Spukt in diesen Industriehirnen wieder die passive Resistenz? Einmal ist es euch schon gelungen, das ganze Volk zu verelenden. Aufgepaßt! Wenn euresgleichen von Verantwortung, von Proletarier werden, von Opfern spricht, dann ist Gefahr in der Nähe. Ihr habt 1913 mehr Proletarier fabriziert, als alle Internationalen verdauen können, ihr habt den Mittelstand, das kleine Rentnertum ruiniert, ihr habt die Inflation über Deutschland losgelassen. Diesmal soll euch der Betrug nicht so leicht werden. Eure läppische Heldenpose auf Kosten andrer, die soll euch verdorben werden . . . Verantwortung? Die sollen Sie tragen, und mehr davon als Sie wünschen.

Kriegsteilnehmer. Du hast, wie du erzählst, neulich, bei einem Abend des „Friedensbundes der Kriegsteilnehmer", vergeblich auf Heinrich Wandt, den Verfasser von „Etappe Gent", gewartet, der für diesen Abend das Referat übernommen hatte. Schließlich stellte sich heraus, daß Heinrich Wandt auf dem Wege zum Versammlungslokal verhaftet worden war. „Wegen öffentlicher Ruhestörung" — eine nähere Erklärung soll von der Polizei nicht zu bekommen sein. Darf man fragen, was da los ist?

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Der Kampf um den Youngplan

von Carl v. Ossietzky

Die pariser Sachverständigenkonferenz hat in die europäische Politik wieder erhöhten Betrieb gebracht. Wenn es ums Geld geht, hört die Gemütlichkeit auf, und die Reparationen schaffen innenpolitisch eine viel ungemütlichere Stimmung als sie jemals in den Kriegsjahren vorhanden war. Man vergleiche nur die Sprache der deutschen Protestler gegen die Schmach des Tributplans, die der französischen Exaltados gegen das Schuldenabkommen mit Amerika mit den Verwahrungen, die zwischen 1914—18 gegen den Krieg ausgesprochen wurden. Wie weich, wie opportunistisch wirkt da Spartacus gegen die Resistenten von heute! Über die Millionen in Massengräbern wird die stolze patriotische Lüge gebreitet, aber ein paar Millionen Goldmark mehr an den Gläubiger, das entflammt die Köpfe und verwandelt kurzatmige Schoßmöpse in reißende Tiger.

Die Mittel, mit denen die hauptsächlich betroffenen Regierungen, die in Paris und Berlin die unangenehmen Tatsachen zu vernebeln suchen, um selbst aus der gegenwärtigen durchaus unheroischen Situation einen Sieg herauszuklopfen, sind denkbar verschieden. Einig sind sich die beiden nur in der übertriebenen Herauskehrung der Räumungsfrage. Hier wird aus den rettungslos nüchternen Ziffern des Youngplans klirrende Außenpolitik, mit Eichenlaub und Schwertern bei uns, mit schmetternden Clairons drüben. Dieser Kampf zwischen Wilhelm-Straße und Quai d'Orsay ist weder neu noch unterhaltsam, auch die Argumentation der den beiden Ämtern attachierten Presse mutet reichlich verbraucht an. Dabei ist Aristide Briand wieder viel raffinierter vorgegangen als die deutschen Herren, indem er ganz unvermutet den großen Trumpf der Vereinigten Staaten von Europa ausgespielt hat. Während die deutschen Koryphäen wieder protestieren und protestieren und das Recht vom Himmel holen, das unveräußerlich dort oben wohnet, Wirth und Kaas sich Briefe schreiben, deren Inhaltlosigkeit erschreckt und selbst von Breitscheids schön geschwungenen Diplomatenlippen das harte Nein nicht weichen will, tritt der Franzose ganz unvermutet wieder als der Mann mit den großen Aspekten, mit den erdteilumspannenden Plänen auf. Dieser eine Zug hat die deutsche Politik, wie so oft, geschlagen. Denn sie scheint wieder engherzig und nationalistisch, während der milde Greis aus der „Politischen Novelle" mit seinen zigarettenbraunen Fingern jenen Lehmkloß formt, dem er so gern noch den Odem seines alten Lebens geben möchte: Europa, Europa! Was bedeutet daneben eine Kontrollinstanz im Rheinland? Deutschland hat wieder zu früh deklamiert, zu eifrig seine Protestationen in die Welt geblasen. Saul hat Tausend geschlagen, David zehntausend.

Die Hoffnung auf eine zunehmende unfreundliche Stimmung zwischen London und Paris ist nur ein schwacher Ersatz für die verlorne Chance. Will man hier wieder der alten Suggestion unterliegen? In der Tat bedeutet der Streit zwischen englischer und französischer Politik schon lange nicht mehr als der Konflikt zweier Fraktionen eines noch nicht verbrieften und dennoch schon tätigen europäischen Parlaments — eines Parlaments, dem auch Deutschland, ohne es zu wollen, angehört und in dem es mit seinem ewigen Beleidigtsein und seiner Unzuverlässigkeit in allen wichtigen Entscheidungen ein wenig die Rolle unsrer Wirtschaftspartei spielt. Auf die Zänkereien der Andern kann man sich nicht dauernd verlassen. Seit zehn Jahren hat sich die Weisheit deutscher Politiker mit Vorliebe im Schatten angeblicher englisch-französischer Konflikte niedergelassen, und immer sind wir zerbleut herausgekommen.

*

Der Kampf gegen den Youngplan weckt die traurigsten Erinnerungen an 1923. Nicht einmal zur geselligen Unterhaltung dividendenschwerer Industrieklubs sollte man diese schrecklichen Geister zitieren. Lächerlicher Hokuspokus. Keine Parallele ist möglich. Damals lag Deutschland tief unten, seine Wirtschaft war durch den Krieg, mehr noch durch den schändlichen Raubzug seiner eignen Industriemagnaten verwüstet. Gewiß ist heute vieles Fassade, aber Deutschland steht wieder gekräftigt, es ist wirtschaftlich und politisch ein Machtfaktor, den niemand übersieht oder zu übersehen wagt. Das Gegreine grade derjenigen, die die Nutznießer der Konsolidierung sind, verdient mit Gelächter quittiert zu werden. Warum erregt sich denn wieder der unsympatischste Schwerkapitalismus am meisten? Warum echauffieren sich die Herren Schacht und Vögler, warum nicht die Arbeiter, die Angestellten, die Lohnempfänger, die doch die größten Pfunde in die Opferbüchse der Reparationen zu legen haben? Weil sie friedensgewillt sind, weil sie wissen, daß ein verlorener Krieg bezahlt werden muß, eine Einsicht, die in der hohen Region des Herrn Schacht noch nicht aufgegangen ist.

Innenpolitisch ist die Verquickung von Reparationen und Räumung ein wirkliches Unglück. Denn die patriotische Blechmusik lenkt von der Hauptsache ab: nämlich von der Verteilung der durch den Youngplan entstehenden Lasten. Grade die Rheinlandfrage ließe sich durch eine kluge und überlegene Außenpolitik ohne viel Geräusche lösen. Indem aber mit großem Kraftaufwand eine Prestigesache daraus gemacht wird, tritt die viel wichtigere Erwägung in den Hintergrund: wer die Lasten tragen und wie die Mittel herbeigeschafft werden sollen. Das ist bei der lauten und überhitzten Debatte ganz verloren gegangen. Jetzt wäre für die Sozialdemokratie und die Gewerkschaften der Augenblick da, diese wichtigste aller Fragen aufzuwerfen. Daß die Schwerindustrie trotz aller großmäuligen Reden mit der Annahme des Youngplans rechnet und bereits ihre Dispositionen für die Zukunft getroffen hat, ist ziemlich gewiß. Die Herrschaften überlassen der Arbeiter-

schaft alle Unannehmlichkeiten der Erfüllungspolitik und behalten sich die stolzere Geste des Neinsagens vor. Diese großartige Haltung sollte ihnen endlich verleidet werden. Sie sollten endlich zu ihrem Teil an den vielgeschmähten Tributen gezwungen werden, die schließlich keine Willkür sind, sondern Stück eines auf dem ganzen Volke wuchtenden Schicksals. Dazu gehörte natürlich eine entschlossene und volksfreundliche Finanz- und Wirtschaftspolitik, woran leider nicht im Traum zu denken ist, so lange sich die führenden Genossen der gleichen nationalen Phrasen bedienen wie die Herren vom Langnamverein. Für die Industrie war die Niederlage ein ebenso üppiges Geschäft wie der Krieg. Zum Ersatz für die entgangenen Kriegsgewinne wurde die Inflation gemacht, nach dem Dawesplan kam die Rationalisierung, die künstliche Fabrikation der Arbeitslosigkeit. Die nächste Etappe der Erfüllungspolitik wird mit der Demolierung der Sozialpolitik geahndet werden.

*

Ob der Youngplan angenommen werden kann oder nicht, das darf nur abhängen von seiner Tragbarkeit durch die arbeitenden Schichten. Darauf hat sich die Untersuchung erst einmal zu richten. In der heutigen Debatte überwiegen nicht ökonomische Gesichtspunkte, sondern nationalistische Redensarten, die die Tatsachen vernebeln. Weil Herr Schacht seine geliebten Kolonien nicht herausdrücken konnte, deshalb ist der Youngplan noch nicht untauglich. Daß aber die Herren von der Industrie sich in fast noch wildern Protesten ergehen als damals anno Dawes, das zeugt doch für ihre Furcht vor einer solchen Entwicklung. Noch ist die Erfahrung nicht sehr weit verbreitet, aber doch im Wachsen begriffen, daß die Reparationen keine Sache sind, die wir mit dem Feindbund abzumachen haben, sondern deren Ungerechtigkeiten im eignen Lande liegen und hier abzustellen sind. Daß der Youngplan keine ideale Lösung ist, wird nicht nur bei uns empfunden. Aber ein deutsches Neinsagen würde ebensowenig eine Lösung bedeuten.

Es gibt überhaupt nur einen Ausweg: die Einigung aller europäischen Schuldnerstaaten gegen Amerika. Das aber wäre sehr wenig nach dem Geschmack unsrer Nationalisten, die grade auf das gemeinsame Geschäft mit Amerika rechnen, und von Amerikas Druck auf seine Schuldner Erleichterung erhoffen. Sie würden gar zu gern mit amerikanischer Erlaubnis Frankreich um die Reparationen prellen und sind zu diesem Zweck zu allen nur denkbaren Liebesdiensten bereit. Heiter und etwas verständnislos nehmen die Amerikaner alle Gefälligkeiten entgegen. Sie verstehen überhaupt Europa nicht recht. Sie werden nicht recht daraus klug, warum die Franzosen so obstinat sind, wo es sich darum handelt, geliehene Gelder zurückzuzahlen. Und sie haben erst recht kein Verständnis übrig für Stiefelputzer, die sich dabei wie Freiheitshelden vorkommen. So lange Deutschland nicht begreift, daß es eine europäische Schuldenfrage gibt, so lange wird auch seine eigne

Reparationspolitik unfruchtbar bleiben und von einer Niederlage in die andre führen. Stresemann wird gewiß klug genug sein, um das zu wissen. Aber die patriotische Borniertheit der Parteien, die immer ein neues nationales Schlachtroß aufzäumen müssen, verwehrt ihm die notwendige Bewegungsfreiheit.

So ist der eigentliche Sieger wieder Aristide Briand, der alte Theatraliker, der leider in einer kleinen Fingerspitze mehr Realsinn hat als unsre großen Realpolitiker in allen Fühl- und Denkorganen. Sein europäisches Projekt markiert die wirklichen Fronten: Europa und U.S.A. In diesem Zusammenhang gesehen hört auch die deutsche Reparationsfrage auf, eine Partikularität zu sein, fließt sie mit den Nöten Frankreichs, mit denen All-Europas zusammen. Grund genug für die Träger unsrer beiden Nationalfahnen, um auszuspringen und ihren desperaten Kampf gegen den Youngplan zu führen, der eine kostspielige und gefährliche Überflüssigkeit ist, wenn man nicht mit einer bessern Idee aufwarten kann.

*

Wahrscheinlich wird es auch diesmal so kommen, wie es immer seit Versailles war: man wird nach schrecklich viel Krach endlich annehmen (vielleicht sogar wieder mit gütiger Assistenz der nationalen Opposition). Es drohten in diesen zehn Jahren jedesmal vor wichtigen Entscheidungen viele Hände zu verdorren, die heute noch im Reichstagsrestaurant munter ihr Kotelett zerteilen. Denn es ist die besondere Kunst der deutschen Politik, sich durch Resistenz gegen Selbstverständlichkeiten ganz unnötige Niederlagen zu holen. Das Geschrei gegen den Youngplan bereitet die nächste kapitale Niederlage schon vor. Nachher wird es wieder heißen, daß man uns etwas aufgezwungen hat, was unerfüllbar ist und deshalb ohne moralisches Manko wegdisputiert werden kann. Wir werden wieder verraten, wieder erdolcht, wieder Opfer eines Diktates werden. So bleibt das Mißtrauen, daß wir jeden unterschriebenen Vertrag als chiffon de papier betrachten, als einen Teufelspakt, den schließlich liebenswürdigerweise der Himmel löst, wenn die Unterwelt die Rechnung einziehen will, und damit geht auch der politische Nutzen der Unterschrift leider dahin. Man sollte nicht über die Franzosen spotten, weil Herr Franklin-Bouillon, ein geistig nicht sehr begabter, aber ungewöhnlich mundfertiger Politiker, neulich die Kammer in einen etwas absurden Paroxysmus versetzte und zu einem dramatischen Schritt in Washington verführte, der eine recht klägliche Abweisung zur Folge hatte. Es war eine Nachtsitzung, und am nächsten Morgen war der Taumel verflogen. Bei uns dauert die Nachtsitzung schon zehn Jahre, und jedesmal, wenn der Morgen durchs Fenster lugt, zieht man die Vorhänge dichter.

Juli 14 von Ignaz Wrobel

„Lassen Sie mich in Ruh. Der Krieg langweilt mich schon lange."

Leopold Graf Berchtold

Dies ist das stärkste Buch Emil Ludwigs — eine journalistische Leistung ersten Ranges. („Juli 14", im Verlag Ernst Rowohlt zu Berlin).

Journalistisch deshalb, weil Geschehnisse plastisch wiedergegeben werden; hier wird historische Reportage gemacht, und mit den besten Mitteln. Dieses Werk verdient die Auflage von Domela und Remarque zusammen.

*

Das Buch gibt eine Kette von Großaufnahmen: nämlich die der europäischen Kabinette, deren immense Kriegsschuld klargelegt wird. Dies ist die These des Buches:

Die Völker haben keinen Krieg gewollt, kein Volk hat ihn gewollt; durch die Borniertheit, Fahrlässigkeit und Böswilligkeit der Diplomaten ist es zu diesem „dümmsten aller Kriege" gekommen.

Diese These, über die zu reden sein wird, wird folgendermaßen belegt:

In Serajewo wird der oesterreichische Thronfolger ermordet. Der deutsche Kaiser entscheidet so: Oesterreich zunächst allein handeln lassen; Rumänien nicht vor den Kopf stoßen; Bulgarien heranziehen, Streit nach Möglichkeit lokalisieren — im ernsten Augenblick Bundespflicht. Die Wiener haben freie Hand.

Das nutzen sie aus. Sie unterschlagen sorgfältig das erste Ergebnis der Untersuchung: daß die Mitschuld der serbischen Regierung an diesem politischen Mord keineswegs feststeht. Sie stellen Serbien ein Ultimatum von äußerster Schärfe, von dem sie nicht nur wissen, daß es den Krieg bedeutet — von dem sie das auch eingestandenermaßen wollen. Selbst Franz Joseph, dieser böse, alte Mann, weiß das. Die Serben nehmen beinah uneingeschränkt an; der oesterreichische Botschafter in Belgrad prüft diese Annahme nicht mehr, sondern reist ab. Alles das macht Oesterreich auf eigene Faust.

Die Rolle der andern Großmächte ist noch niemals so klar, so formvollendet dargestellt worden wie hier. Die Regierungen Frankreichs und Englands vor allem tragen eine ziemlich schwere Kriegsschuld auf dem Buckel; nicht so groß wie die Wiens und Berlins, aber schwer genug.

London: Lord Grey hatte jahrelang mit der „Entente cordiale" gespielt; dieser in den Formen strengster Ministerverantwortung vor dem Parlament aufgezogene englische Politiker wußte wohl, was er da tat; aber weil keine „Verträge" vorlagen, so verschwieg er seine Arbeit vor dem Unterhaus, er ließ sie durchblicken, aber ratifiziert wurde nichts. Es waren „moralische Verpflichtungen", „faktische Verpflichtungen" — Staatsverträge waren es, leider, nicht. Die Situation blieb bis zum letzten Augenblick unklar, so lange, bis sie durch die maßlose Verblendung und den schlechten Willen der Deutschen geklärt wurde.

Paris: Hier hatte der russische Botschafter, Iswolski, ein echter böser Geist aus dem Bilderbuch der Politik, hervorragend gearbeitet. Ganz Frankreich war auf das Schärfste an Rußland interessiert: es hatte nämlich Milliarden in russischen Werten investiert. Poincaré, aus seiner lothringischen Jugend mit Ressentiment gegen Deutschland erfüllt, fürchtete Deutschland mit Recht, haßte es damals also. Es hatte sich reichlich verhaßt gemacht. In den entscheidenden Tagen schritt er in Petersburg die Fronten russischer Regimenter ab; in Petersburg, wo man nicht ganz fest entschlossen war, dem slawischen Bruder zu Hilfe zu kommen... man wartete lange, lange.

Die Engländer griffen zuerst ein — sie wollten vermitteln. Grey: „Ich rechne mit Bestimmtheit darauf, daß der oesterreichischen Mobilisierung die russische folgen wird. Dann scheint mir der Augenblick gekommen, im Verein mit Ihnen (Deutschland), Frankreich und Italien eine Vermittlung zwischen Oesterreich und Rußland eintreten zu lassen. Ohne Ihre Mitwirkung ist jede Vermittlung aussichtslos." Grey stak in einer bösen Zwickmühle: durfte er dem Gegner drohen? Doch nur mit Berufung auf Bündnisverträge, die nicht offiziell waren; durfte er den Freund bestärken? Doch nur, indem er diese Verpflichtungen nun auch laut anerkannte... er durfte es nicht, er konnte es nicht, er tat es nicht.

Inzwischen lügt Wien munter weiter, Berchtold verschweigt den Deutschen, daß er bei einem Konflikt Gebietszuwachs für Oesterreich haben wolle; die Deutschen fahren fort, zu vertrauen — in ihrem bierseligen Glauben an das Prestige, an Nibelungentreue und an ähnliche Kinovorstellungen. Wien bricht mit Serbien die Beziehungen ab.

Ganz Europa fällt vergeblich Berchtold in den Arm. Rußland hat gebeten, das Ultimatum an Serbien zu verlängern; Grey will eine Konferenz; Rußland bittet um erneute Unterhandlungen — alles fällt ins Wasser: Berchtold will den Krieg, seinen Krieg, den Krieg der Offiziere, vor allem Hötzendorfs. Nun spult sich alles schnell ab — das ist im Buch herrlich wiedergegeben.

Ein paar Mal spricht Ludwig von den „ungelüfteten Räumen" dieser Kabinette; das ist das Wort. Nichts geschieht direkt, alles auf Umwegen — und auf was für welchen! Allen gemeinsam ist eine Vorsicht, die keine Umsicht, eine Ängstlichkeit, die nicht etwa Verantwortungsgefühl ist, denn vor wem hätten sich diese je zu verantworten gehabt! — es ist Diplomatie als Kunst um ihrer selbst willen. Aber es waren Stümper. Dazu fahrlässige Stümper. Pourtalès, der in Rußland Kaiser & Reich vertrat, gab in der Aufregung, für deren Vermeidung er hätte trainiert sein sollen, ein Konzept der deutschen Kriegserklärung ab, das — in Klammern — einen doppelten Wortlaut enthielt; so, wie in den Liebesbriefstellern „er (sie)" zu lesen ist, standen hier zwei Modalitäten, und Rußland konnte sich aussuchen, wegen welcher das Deutsche Reich „die Herausforderung annahm". Dann, am späten Abend, ruft Sasonow noch einmal in der deutschen Botschaft

an: „Hier ist eben ein Telegramm des deutschen Kaisers angekommen — der suspendiert die Kriegserklärung! Was nun?" — Pourtalès: „Darüber bedaure ich keine Auskunft geben zu können. Vielleicht ist das Telegramm älter als das, in dem ich angewiesen wurde, die fragliche Erklärung abzugeben. Im übrigen muß ich bitten, sich an den amerikanischen Geschäftsträger zu wenden, der unsere Interessen übernommen hat. In vier Stunden reisen wir ab." Ludwig fügt hinzu, und man sollte diesen Passus wie so viele andre des Buches rot drucken: „Aber nach verlornem Kriege wird der Herr Graf von der Nation weder wegen doppelter Kriegserklärung lächerlich, noch wegen Ablehnung der Kaiserdepesche verantwortlich gemacht werden."

Und dann erschien die Verlustliste Nr. 1.

Dieses alles kann nicht mehr verdunkelt werden: schuld sind alle gewesen; die Verantwortung Oesterreichs und Deutschlands war besonders groß.

Emil Ludwig hat es seinen nationalen Kritikern gegenüber nicht leicht; hier werden sie ihre beiden Methoden anwenden: das Dokumentarische zuerst und das Philosophische hinterdrein anzuzweifeln. Erst werden die Philologen und die Historiker angerückt kommen, und wenn die die Jacke voll bekommen haben, dann sagt die zweite Schlachtreihe: Ja, aber der Kerl kennt das Magische im Germanen nicht ... auf welchem Gebiet freilich jeder unschlagbar ist.

Diese grandiose Darstellung ist gespickt mit den buntesten und lehrreichsten Einzelheiten. Die ungeheure Schuld der Diplomaten liegt vor allem in ihrem grenzenlosen Hochmut. Sie wissen, daß sie nur auf den Knopf zu drücken brauchen ... Sasonow: „Uns vorzuwerfen, daß wir Oesterreich nicht lieben!" Uns — wir — Oesterreich ... aber die Angestellten, die Bauern und der Mann auf der Straße, sie wußten ja gar nichts davon; sie liebten weder noch haßten sie — sie kannten das fremde Land überhaupt nicht.

Jener prophetische Artikel aus der ‚Berliner Morgenpost', der nicht mehr gebracht werden konnte, weil statt der Vernunft die Generalität regierte, wird zitiert: Der berliner Arzt Arthur Bernstein ist sein Verfasser — und darin steht alles, alles, wie es gekommen ist. Das war die Ausnahme. Wie es denn überhaupt für jeden, der aus der Geschichte lernen will, äußerst dienlich ist, einmal in die Bibliothek zu gehen und sich aus diesem Jahr 1914 die Monate Juli und August einer beliebigen deutschen Zeitung geben zu lassen — da könnt ihr aber was erleben! Die Ahnungslosigkeit vorher; die prompte Bereitwilligkeit umzufallen nachher — lest das und seht euch auch die Autorensignaturen genau an: ihr werdet sehen, daß es zum Teil noch dieselben Publizisten sind, und Ihr schenkt ihnen immer noch Glauben? Dann verdient ihrs nicht besser.

Gut erkannt ist auch das allgemeine, auf allen Seiten vorhandene Bestreben, als der Angegriffene zu erscheinen. Alle, alle waren sie angegriffen; alle, alle verteidigten nur ihr Vaterland. (Zu Ende gesagt bei Karl Kraus: „Deutschland, die verfolgende Unschuld." Gilt aber beinah für jedes Land.) Auch

vom Kriegsverbrechen des berliner Lokalanzeigers ist die Rede, von dem einzigen wahren Kriegsverbrechen, das es für ein Strafgesetzbuch geben kann: von dem nämlich, die Menschen in den Krieg zu treiben. Es handelt sich um die Falschmeldung der deutschen Mobilmachung, die damals in Berlin verbreitet wurde; sie hat nicht wenig dazu beigetragen, die Nachricht verfrüht in die Hauptstädte Europas zu tragen ... hier klebt viel Blut an den Druckmaschinen.

Es ehrt übrigens Emil Ludwig, daß er das grauenvolle Schicksal Gabriele Princips nicht vergessen hat —: dieser politische Attentäter ist schauervoll, in mehr als vierjähriger Dunkelhaft, zu Tode gefoltert worden; er ist an Tuberkulose gestorben und hat nie mehr das Licht gesehen.

Das Buch vermeidet im übrigen auf das erfreulichste die chronologische Untersuchung, wer um wieviel Minuten bei den Mobilmachungen schneller gewesen ist — ein Moment, auf das es nicht ankommt. Im ganzen bestätigt es die Kannerschen Schuldthesen, besonders diese:

> Im Jahre 1909 haben Deutschland und Oesterreich-Ungarn — in Form eines auf Befehl der beiden Kaiser und mit Zustimmung des oesterreichisch-ungarischen Ministers des Äußern und des deutschen Reichskanzlers geführten und bis zum Ausbruch des Weltkrieges immer wieder ergänzten und bekräftigten amtlichen Briefwechsels der beiden Generalstabschefs v. Moltke und Conrad v. Hötzendorf — ihrem defensiven Bündnis vom Jahre 1879 einen neuen, offensiven casus belli angefügt, in dem Deutschland Oesterreich-Ungarn mit seiner gesamten Heeresmacht zu Hilfe zu kommen versprach, für den Fall, daß Oesterreich-Ungarn durch ein militärisches Einschreiten gegen Serbien einen Krieg mit Rußland oder auch einen allgemeinen europäischen Krieg herbeiführen sollte, und für diesen Fall auch einen gemeinsamen Kriegsplan vereinbart (deutsch-oesterreichisch-ungarische Militärkonvention).
>
> Nach dem Attentat von Serajewo hat die oesterreichisch-ungarische Regierung der deutschen angezeigt, daß sie nunmehr gegen Serbien militärisch einzuschreiten, also von dem neuen casus foederis Gebrauch zu machen beabsichtige. Deutschland hat dazu seine Zustimmung gegeben und in den Monaten Juli und August 1914 die ihm aus dem neuen casus foederis erwachsene Pflicht erfüllt.
>
> Die von der deutschen Regierung am 28. Juli 1914 bei der oesterreichisch-ungarischen Regierung eingeleitete Vermittlungsaktion war nicht darauf angelegt, unter allen Umständen den Frieden zu sichern, sondern vielmehr für den Fall des Ausbruchs des Krieges zwischen den Mittelmächten und Rußland-Frankreich die Kriegsschuld Rußland zuzuschieben.

*

Die Schuld der Diplomaten, ihre Fahrlässigkeit, ihr Dolus und ihre Dummheit stehen fest. Hier gibt es nichts zu deuteln.

Ist aber dieser grandiose Film, in einem atemraubenden Tempo abgedreht, vor uns abgelaufen, dann entdecken wir, daß es tatsächlich Großaufnahmen sind, die hier rollen. Großaufnahmen sind Ausschnitte. Die These, daß die Diplomaten am Schicksal Europas schuld gewesen sind, steht unumstößlich fest. Die These: „Die Gesamtschuld lag in den Kabinetten, die Gesamtunschuld auf den Straßen Europas" sichert dem Buch

seinen begrüßenswerten Erfolg — denn sie schmeichelt dem Leser, macht sie ihn doch von jeder Verantwortung überhaupt frei; „sie" haben das mit uns gemacht, und frohgestärkt gehen die Herren Wendriner und Kulicke ins Bureau. Die These ist aber nicht ganz richtig.

Es fehlt zunächst der Hinweis auf die Machenschaften der Staaten in den Staaten: der Rüstungsindustrie. Dies ist kein Petroleumkrieg gewesen — es ging anfangs noch nicht um die Absatzgebiete; die Industrien hingen sich erst später an die Uniformknöpfe der Generäle, um dem Konkurrenten die Erzlager und die Weinberge abzujagen ... im Frieden hat die Rüstungsindustrie gearbeitet und gearbeitet, wie Morus uns das in seinem Basil Zaharoff gezeigt hat. Es ist nicht wahr, wenn diese da behaupten, sie täten das zur Aufrechterhaltung des Friedens. Habt ihr schon einmal einen Kaufmann gesehen, der Milliarden in einen Betrieb investiert, den er niemals laufen lassen will? Das vermisse ich an diesem Buch. Und die Unschuld der Massen —?

Ludwig kann erwidern:

„Ein Teil der Massen ist damals richtig geführt worden, wie die von mir zitierten Stellen beweisen. Auch von diesem Teil sind natürlich Unzählige kriegslustig gewesen, weil sie aus der Tretmühle herauswollten ... Ich bestreite es nicht, ich bekämpfe es nur. Ohne die Ideologie der frühern Zeiten, die vor allem die Technik heute überwunden hat, sind diese Instinkte aber nicht stark genug, vorzubrechen.

Man kann nicht ein Buch gegen alle Fronten mit einem Mal schreiben. Die Frage, ob dies andre da in einem Kampfbuch wie dem meinigen darzustellen oder besser zu verschweigen wäre, führt mitten ins deutsche Problem. Denn das Elend ist doch, daß sich bei uns jede Partei in sechs Gruppen spaltet. Ich würde mir durch eine Zersplitterung eine Wirkung ersten Ranges zerstören, um eine Teilwahrheit zu analysieren. Das ist es übrigens, was die Rechte in Deutschland fast immer vermeidet. Not kennt kein Gebot."

So kann er sprechen und hätte so unrecht nicht. Aber dies sein Buch enthält eine Teilwahrheit.

Baut einer in jahrelanger Arbeit einen Apparat, der Todesstrahlen aussenden kann, stellt er ihn auf, richtet er ihn auf das Ziel — so kann man natürlich sagen, daß der letzte Mann, der zum Schluß auf den Knopf drückt, der Todessender ist. (Im vorliegenden Fall haben die Knopfdrücker am Apparat mitgebaut.) Aber es ist eine Teilwahrheit. Die Vorbereiter sind schuld — und die Vorbereiteten.

Die Vorbereiter: die deutsche militaristische Erziehung; die bewußte Hetze zum Staatsmord in Schule, Universität und Kirche; das anarchische System, in dem die europäischen Staaten lebten und leben; die beispiellose Korruption, mit der die russischen Anleihen in das französische Volk gepreßt worden sind. Die ‚Humanité' hat die wichtigsten Dokumente, die man in Petersburg gefunden hat, veröffentlicht; es ergaben sich gradezu schauervolle Beweise für die Verlumpung der französischen Presse (die Deutschen täten gut, hier den Schnabel zu halten; sie tun ähnliches, nur gratis).

Streng geheim 7. November 1913

An die Kanzlei der Kredit-Operationen, Finanzministerium,
St. Petersburg

Im Einvernehmen mit Herrn Davidov überreiche ich Ihnen anbei 27 Schecks im Gesamtbetrage von 100 000 Franken, die mir von dem mit der Verteilung Beauftragten als Belege zugestellt wurden:

La Lanterne	42 000 Francs
L'Autore	17 000 "
L'Evénement	11 900 "
L'Action	9 000 "
La France	11 000 "
Le Rappel	7 000 "
Le Gil Blas	2 000 "
Paris-Journal	1 000 "

Die Russen in Paris klagten zu wiederholten Malen über die nimmersatte Frechheit der französischen Zeitungsverleger, die noch mehr und immer noch mehr haben wollten ... und die es bekamen.

Die solchergestalt Vorbereiteten sind nicht minder schuld — aber in einem tieferen Sinne. Technik überwindet keine Instinkte. Scheintot schlummern sie ... Da empfiehlt es sich, einmal des großen Sigmund Freuds Schrift „Zeitgemäßes über Krieg und Tod" nachzulesen — es ist immer wieder erstaunlich, in welche Tiefen dieser große Psychologe zu steigen fähig ist. „Der einzelne Volksangehörige kann in diesem Kriege mit Schrecken feststellen ... daß der Staat dem Einzelnen den Gebrauch des Unrechts untersagt hat, nicht weil er es abschaffen, sondern weil er es monopolisieren will wie Salz und Tabak." Anläßlich der Enttäuschung über die Menschen, die bei Kriegsausbruch, als hätten sie auf ein Stichwort gewartet, wie die Amokläufer losgingen; denn sie haben darauf gewartet; überall: „Den bisherigen Erörterungen entnehmen wir bereits den einen Trost, daß unsere Kränkung und schmerzliche Enttäuschung wegen des unkulturellen Benehmens unserer Weltmitbürger in diesem Kriege unberechtigt waren. Sie beruhten auf einer Illusion, der wir uns gefangen gaben. In Wirklichkeit sind sie nicht so tief gesunken, weil sie gar nicht so hoch gestiegen waren, wie wirs von ihnen glaubten." Und das zeigt er auf: durch den Nachweis, daß die Unterdrückung der Urtriebe, die neben den zivilisierten immer weiter bestehen bleiben, einen derartigen Kraftaufwand von Verzicht erfordern, daß die dünne Kruste, durch Zwang und Überredung gebildet, leicht durchbricht — so ein Durchbruch ist ein Krieg. Da werden dann die ursprünglich weder guten noch bösen Triebe frei; nur treten sie hier nicht wie im Frieden als unterdrückte Neurosen oder als herausquellende Einzelfälle von Verbrechen auf, sondern sie werden (scheinbar) sozial nutzbar gemacht; der Staat hat es leicht, sich ihrer in seiner unsozialen Weise zu bedienen, und er tut es. Latent lag die Mordlust in jedermanns Brust; sie wartete auf ihren Tag. Der kam. Und da brach sie hervor.

Hier — und nicht etwa in dem schmählichen Verrat der Sozialisten — liegt der Schwerpunkt dieses Krieges, wie aller-

Kriege. Zutiefst liegt die biologische Veranlagung des Menschen; im Verhältnis zu ihr ist noch der Marxismus ein ideologischer Überbau.

Was Ludwig gegen die Diplomaten sagt, ist richtig, und als Teilangriff ist diese Schrift von nicht zu überschätzender Bedeutung — aber der brave Leser darf nicht freigesprochen werden. Er trägt sein gerüttelt Maß Schuld, wir alle. Gegen die Diplomaten? ja. Nur gegen die Diplomaten? nein. In diesem Haß ist mir zu viel Liebe.

Das sagt nichts gegen das Buch. Dieses Werk ist eine Tat; es ist doppelt dankenswert, daß Ludwig sie auf sich genommen hat — er weiß, welche Dreckfluten sich nun auf ihn ergießen werden. Der Mann hat Zivilcourage.

Er hat die einfache Wahrheit gesagt: wie die Diplomaten ganz genau gewußt haben, daß dieser von ihnen heraufbeschworene und nicht abgewendete Krieg sie ja niemals treffen würde, kaum einer von denen ist im Graben verreckt; wie das alles nicht für sie galt, was sie da anzettelten, sondern wie sie in unverschämter Dreistigkeit über das Leben der „Untertanen" verfügten; wie sie niemals, niemals zu einer Verantwortung gezogen worden sind, die sie ewig im Munde führten.

Ist das besser geworden? Das ist nicht besser geworden.

Man sehe sich an, wie dieser Krieg in den deutschen Schulbüchern auf die junge Generation kommt; wie da mit klaren und eindeutigen Lügen gearbeitet wird; wie auch nicht in einem die schwere Mitschuld Deutschlands zugegeben wird. Nun ist das Schulbuch zwar nicht mehr das, was es uns in unsrer Jugend gewesen ist — aber seine Wirkung ist noch schrecklich genug. So ist der vorige Krieg vorbereitet worden; so wird der nächste vorbereitet.

Und man betrachte diese verlogene Erklärung der deutschen Regierung, die da ächzt und jammert; die wieder das Volk betrügt, wenn sie sagt: der Vertrag von Versailles bürde den Deutschen die Alleinschuld auf. Das ist nicht wahr. Der Artikel 231 tut nur etwas, wovor unsre Staatsmänner mit offnem Munde dastehen, weil sie das leider nie am eigenen Leibe erfahren haben: hier muß einmal einer für seine Taten einstehen. Leider trifft es die falschen. Ich halte den Vertrag von Versailles nicht für gerecht; habt ihr schon einmal einen gerechten Kriegsvertrag gesehen? Das ist das Risiko der Kriege, und die Deutschen sind immer schlechte Verlierer gewesen. Die Regierungserklärung ist gleichgültig; die Welt hat sich ihr Urteil gebildet. Es ist aus.

Das Buch Ludwigs aber verdient einen Sensationserfolg. Aus dem Wust der Kriegsdokumente, aus den lahmen Entschuldigungsmemoiren der Schuldigen, aus den Farbbüchern aller Regierungen, deren Fälschungen — mit Ausnahme Englands — nachgewiesen werden, Fälschungen, die das böse Gewissen der Kriegsverbrecher auf allen Seiten beweisen, ist hier die sonnenklare und wunderbar bewegte Darstellung eines Monats der Weltgeschichte erwachsen, der die „letzten Tage der Menschheit" einleitete. Es werden nicht die letzten sein. Daß aber solch „räudige Zeit", wie Polgar sie genannt hat, nicht wiederkomme —: dazu hilft dieses außerordentliche Buch.

Ist die Republik schutzlos? von Leopold Heinemann

Am 23. Juli tritt dank des Marburger Kirchenlichts und des Herrn Bäckermeisters Drewitz, die zusammen die als „Wirtschaftspartei" firmierende Interessengemeinschaft der Mietshausbesitzer leiten, das „Gesetz zum Schutze der Republik" nach siebenjähriger Wirksamkeit außer Kraft. Schon erhebt sich überall ein Raunen, daß man jetzt endlich wieder „aktiv werden" könne, jedoch der Jubel ist verfrüht, denn auch in der Zeit bis zur Neuannahme eines andern Gesetzentwurfs sind Reich, Staat und hohe Beamtenschaft keineswegs schutzlos, und, was noch wichtiger ist, es besteht nach wie vor die Möglichkeit, staats- und gemeingefährliche Vereinigungen in Zaum zu halten. Die Aufhebung des Gesetzes hat in gewisser Beziehung sogar recht angenehme Folgen, denn daß der Staatsgerichtshof zum Schutze der Republik verschwindet, wird vielfach als erfreulich und gut empfunden werden. Es ließ sich in letzter Zeit beobachten, daß bei den ordentlichen Gerichten, zumal bei denjenigen der größeren Städte, sich eine zunehmende Objektivität und zunehmende Schärfe in der Beurteilung staatsgefährlicher Exzesse bemerkbar macht. Auch die Richterschaft ist sich allmählich wieder ihrer Würde bewußt geworden, und das Abrücken der richterlichen Berufsorganisationen von voreingenommenen Urteilssprüchen hat eine recht heilsame Wirkung gehabt. Allmählich hat es sich in Richterkreisen wieder herumgesprochen, daß die Richterschaft nicht dazu da ist, die Gesetze zu kritisieren sondern die bestehenden anzuwenden.

Das Gesetz zum Schutz der Republik war ein Spezialgesetz, das aber eigentlich nur durch die Höhe der im Einzelfalle vorgesehenen Strafen aus dem Rahmen der laufenden Gesetzgebung herausfiel. Es gibt jedoch fast kaum ein Delikt, das sich nicht auch anders fassen ließe. Grade in den Fällen, für die das Republikschutzgesetz geschaffen wurde, besteht gesetzgeberisch fast kaum eine Lücke. Das wichtigste Gesetz ist das zur Durchführung der Artikel 177 und 178 des Friedensvertrages vom 22. März 1921. Darin heißt es:

> Unterrichtsanstalten, Hochschulen, Kriegervereine, Schützengilden, die Sport- und Wandervereine, überhaupt Vereinigungen jeder Art, ohne Rücksicht auf das Alter ihrer Mitglieder, dürfen sich nicht mit militärischen Dingen befassen.
>
> Es ist ihnen namentlich untersagt, ihre Mitglieder im Waffenhandwerk oder im Gebrauch von Kriegswaffen zu üben oder ausbilden oder üben zu lassen.
>
> Diese Vereine, Gesellschaften, Unterrichtsanstalten und Hochschulen dürfen in keinerlei Verbindung mit dem Kriegsministerium oder irgend einer anderen militärischen Stelle stehen. Alle Mobilmachungsmaßnahmen oder solche, die auf eine Mobilmachung hinzielen, sind untersagt.

Zur Durchführung dieser Bestimmungen stellt das genannte Reichsgesetz fest:

> Geht aus der Satzung oder dem Verhalten einer Vereinigung hervor, daß ihr Zweck im Widerspruch zu den Bestimmungen der Artikel 177 und 178 des Friedensvertrages steht, so ist sie aufzulösen. Die Auflösung erfolgt durch die oberste Landes-

behörde mit Zustimmung der Reichsregierung; sieht die oberste Landesbehörde von der Auflösung ab, so ist die Reichsregierung für die Auflösung zuständig.

Im Falle der Auflösung einer Vereinigung sind alle Militärwaffen der Vereinigung sowie alle Gegenstände der Vereinigung oder ihrer Mitglieder, welche den in den Artikeln 177 und 178 des Friedensvertrages von Versailles angeführten Zwecken unmittelbar gedient haben, zugunsten des Reiches zu beschlagnahmen und einzuziehen.

Wer sich an einer aufgelösten Vereinigung als Mitglied beteiligt, wird mit Geldstrafe bis zu 50 000 Mark oder mit Festung bis zu drei Monaten oder mit Gefängnis bis zu gleicher Dauer bestraft. Ebenso wird bestraft, wer sich als Lehrer oder Schüler einer Unterrichtsanstalt oder Universität an einem Verstoße gegen die Bestimmungen der Artikel 177 und 178 des Friedensvertrages beteiligt oder wer einer der nach § 2 erlassenen Anordnung der Reichsregierung zuwiderhandelt.

Dieser § 2 beseitigt alle Kompetenzschwierigkeiten bei der Durchführung des Gesetzes und bestimmt, daß sämtliche Zivilbehörden des Reiches, der Länder und der öffentlichen Selbstverwaltungskörper — mit Ausnahme der Gerichte — innerhalb ihrer Zuständigkeit den Anordnungen der Reichsregierung, die sich auf die Durchführung des Gesetzes beziehen, Folge zu leisten haben. Die Gerichte haben innerhalb ihrer Zuständigkeit der Reichsregierung Rechtshilfe zu leisten.

Wie der Gesetzestext zeigt, genügt es also, daß das Verhalten einer solchen Verbindung mit dem Gesetz in Widerspruch steht. Es ist nicht notwendig, daß die Satzungen diesen Widerspruch ausdrücklich formulieren. Ferner unterliegen nicht nur Waffen sondern, was ganz außerordentlich wichtig ist, auch die Uniformen solcher Verbindungen, gleichgültig, ob sie Eigentum der Verbindung oder der einzelnen Mitglieder sind, der Beschlagnahme.

Im übrigen steht das Strafgesetzbuch zur Verfügung, das, wie schon ein oberflächliches Studium der Paragraphen 126 bis 135 sowie 185 bis 189 ergibt, vollausreichend Ersatz für das Republikschutzgesetz geben kann. Allerdings mit Ausnahme des Kaiserparagraphen.

Das Reichsministerium des Innern arbeitet zur Zeit an dem Entwurf eines neuen Republikschutzgesetzes. Diesen Entwurf sollte man ruhig fallen lassen. Es gibt einen wesentlich einfacheren Weg, der mit einfacher Mehrheit zum Erfolge führen kann. Die Paragraphen 80 bis 101 des Strafgsetzbuches, nämlich die Abschnitte: „Hochverrat und Landesverrat", „Beleidigung des Landesherrn" und „Beleidigung von Bundesfürsten", die außer Kraft gesetzt worden sind, wären folgendermaßen geändert wieder in Kraft zu setzen: Die Worte „gegen den Kaiser, gegen seinen Landesherrn oder während eines Aufenthalts in einem Bundesstaat gegen den Landesherrn dieses Bundesstaats" wären in den einzelnen Paragraphen sinngemäß zu ändern in „Wer gegen den Reichspräsidenten, die Reichs- und Landesregierungen oder deren einzelne Mitglieder . . ." — und so geändert wären die Paragraphen 80 (Mord und Mordversuch), 81, 1; 94, 95 (Tätlichkeiten und Beleidigung) sowie der

durch den Zusatz „oder beschimpft" folgendermaßen geänderte § 135:

> „Wer ein öffentliches Zeichen der Autorität des Reiches oder der Bundesstaaten böswillig wegnimmt, zerstört oder beschädigt, beschimpft oder beschimpfenden Unfug daran verübt, wird mit Geldstrafe bis zu sechshundert Mark oder mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft"

mehr als ausreichend, den notwendigen Schutz zu gewähren. Als Beispiel, wie rigoros diese Paragraphen vorgehen, sei hier einer von ihnen in der vorzuschlagenden neuen Fassung, jedoch ohne jede Änderung hinsichtlich der Strafbestimmungen, zitiert:

> § 80. Wer einer Tätlichkeit gegen den Reichspräsidenten, die Mitglieder der Reichsregierung oder während seines Aufenthalts in einem Bundesstaat einer Tätlichkeit gegen die Mitglieder der Regierung dieses Bundesstaates sich schuldig macht, wird mit lebenslänglichem Zuchthaus oder lebenslänglicher Festungshaft, in minder schweren Fällen mit Zuchthaus nicht unter fünf Jahren oder mit Festungshaft von gleicher Dauer bestraft. Neben der Festungshaft kann auf Verlust der bekleideten öffentlichen Ämter sowie der aus öffentlichen Wahlen hervorgegangenen Rechte erkannt werden.

Das so wieder ergänzte Strafgesetzbuch würde — ohne große gesetzgeberische Arbeit — für die nächsten Jahre alle Sondergesetze erübrigen, und das dann in Kraft tretende neue Strafgesetzbuch sieht ohnehin bereits alles Notwendige vor.

Oesterreichische Bemerkungen

von Ambros Hammerschmidt

Es hat in der Heimat der besten europäischen Rinderzuchtgebiete andre Hintergründe, wenn man hier in Wien jene reichsdeutsche Praxis des monatelangen Kuhhandels um Ministersitze als Anschlußvorschuß übernimmt; nicht umsonst haben führende wiener Blätter kurz vor der Pleite der Enderkandidatur um das Kanzleramt noch anfeuernd festzustellen für nötig gehalten, daß die berühmte österreichische Musterkuh Bella des Expräsidenten Hainisch eine Voralbergerin sei. Das genügte; auf alle Fälle gelang es dem Schachspieler Seipel, wenigstens eine Figur aus dieser Zucht zur Kontrolle der österreichischen Fourage einzustellen: den Mittelschullehrer für Deutsch und Geschichte Mittelberger, die linke Hand des vorarlberger Landeshauptmanns Ender, als österreichischen Finanzminister.

Die große Presse wertet natürlich das Kabinett Streeruwitz mit dem ihm in der Öffentlichkeit gebührenden Vertrauen auf eine Zukunft — die bereits jedem gründlichen Reisenden in dem österreichischen Musterkanton Vorarlberg mit seiner diktatorischen und klerikalen Fascistenherrschaft als grausame Wirklichkeit vorgezeigt wird. Die nackte und die nüchterne Statistik: scheinbar aktive Finanzen bei kultureller Hochreaktion ergibt hier die Erklärung für das allerorts bereits erkannte österreichische Debakel.

Weder die zu lösenden gesetzgeberischen Aufgaben — Mieterschutz, Polizeifragen, Ehereform, Zollverhandlungen —

noch die überall als grundlegend verkündete Anschlußfrage scheinen mir die unfehlbaren Sanierungsfundamente zu sein für dieses kleine Zwergstaatswesen mit der übergroßen Betriebszentrale Wien. Betrachtet man das Staatsgebaren in diesem Kanton mit kaum hundertfünfzigtausend Einwohnern, der eben in seinen Finanzen dank einer günstigen landwirtschaftlichen, forstwirtschaftlichen und auch gewerblichen Entwicklung aus der Friedenszeit und einer ihm grade heute zugute kommenden Elektrifizierung der Wasserkräfte einen äußerst günstigen Abschluß zu erzielen vermochte, so erkennt man auf Schritt und Tritt das einzige Hindernis der österreichischen Sanierung: jene klerikale Reaktion, die jegliche fortschreitende Entwicklung, auch wenn sie im Wirtschaftlichen durch die Verhältnisse erzwungen wird, mit allen Mitteln im Keime abbiegt und in das Gegenteil umwandelt.

Aus den Zeiten der alten Monarchie blieb dem „Ländle" auch in der Republik jene von reichsdeutschen Jesuiten geleitete Riesenerziehungsanstalt „Stellamatutina" zur Heranbildung der Führer der österreichischen und zum Teil auch ausländischen klerikalen Cliquen, in der unter dem allerhöchsten Schutz früher die Erzherzöge der Dynastie Schüler gewesen waren. Da jeder Kanton nach dem Zusammenbruch eine selbständige Regierung erhielt, war es völlig logisch, daß die Jesuiten Hand in Hand mit dem Monarchistenbischof Waitz in Feldkirch unter der Devise von der alemannischen Art und Sitte die nun erkorene Landesregierung Ender darin unterstützten, hier das Musterland einer klerikalen Gewaltherrschaft aufzurichten.

Alle dezentralen und stockreaktionären Kräfte — organisiert im Kartellverband der ehemals katholischen farbentragenden Studenten (Cevauer) — sammelten sich bei der Landesregierung um ein dreifaches Direktorium: Ender, Rädler und den Finanzreferenten Professor Mittelberger. Ausgeschlossen vom Staatsdienst, wer nicht Cevauer ist. Ausgeschlossen auch für jeden ehemals liberal freisinnigen Vorarlberger, irgendeinen Einfluß in der Landesleitung zu erhalten. Einzig die strenggesiebten Reihen christlich-sozialer Strohmänner der Jesuiten üben hier die kommende Diktatur. Ender an der Spitze der Heimwehren, die hier krasser wie in allen andern Bundesländern ein scheckiges Gemisch wüster Hetzer ausnahmsweise auch aus den Reihen einstiger freiheitlicher Kreise darstellen.

Die Taten ergeben ein haargenaues Abbild dieser Köpfe: mit einer unüberbietbaren Rücksichtslosigkeit beginnt Ender, der Leiter dieses Westkantons, seine bereits im Kriege vorteilhaft ausgenützten schweizer Beziehungen zu jener für das Land so lächerlich ausgegangenen Abfallsbewegung vom Bunde zu erweitern, in der festen Hoffnung, vor seinem appenzeller Schwiegervater als neuer schweizer Kantonmann Kotau machen zu können. Im neuen Österreich vernichtete ein derartiger klerikaler Defaitismus nicht; im Gegenteil hier freute man sich über den starken Mann, der den Mut aufbrachte, allen Bundesverordnungen Landesverordnungen entgegenzustellen; mit absichtlicher Strenge bauschte man den Witz der Eigenbrötelei

zur katholischen Machtfrage auf. Er verbot jeden russischen Film, versuchte sogar die Rocklängen der Frauenkleider zu bestimmen, wobei er aber die sonderbare Erfahrung machen mußte, daß der weibliche Anhang dieser diktatorischen Oberleitung ein wenig zu scharf außer der Tour tanzte. Er verbot selbst einen Vortrag des sicherlich zahmen Herrn Reichstagspräsidenten Löbe in Bregenz, verweigerte den Mädchen den in allen andern Bundesländern gestatteten Besuch der öffentlichen Mittelschulen — ein klarer Eingriff in die Staatsgrundgesetze. Die Industriellen erwärmen sich an einer weitherzigen Auslegung der Arbeitsschutzgesetze.

Aber Macht macht übermütig: das Land erbaut bereits das zweite riesige Wasserwerk, und auf der Rückfahrt nach Deutschland begegnet man den ersten Arbeiten an den großen Überlandleitungsbauten, die einmal den Strom aus dem Montafoner Stauwerk bis in die westdeutschen Industriezentren leiten sollen. Die Rechnung stimmt hier ganz und gar nicht; wenn in einem Bund, der unter den schwierigen Verhältnissen der Nachkriegszeit sich langsam wieder emporzuarbeiten beginnt, jeder Landeshäuptling mit einer Seelenzahl von Einwohnern, die etwa den kleinern berliner Bezirken gleichkommt, seine Extratour ausführen kann, um wenigstens seiner römischen Befehlsroute im Bewußtsein einer Tat, und mag sie noch so dumm und verderblich für das Ganze sein, nachzugehen, so ist jede Sanierung eine Unmöglichkeit. Nicht aus den immer und überall propagierten Ursachen der wirtschaftlichen Bedrängnisse sondern aus der klaren Erkenntnis, daß sich eine natürliche und aufbauende Entwicklung einfach nicht zu einem weltanschaulichen Spielplatz längst überholter und leerer Machtphrasen umbauen läßt. Eine Wirtschaftspolitik aber, die erst den Strom aus den eignen Wasserkräften nach Deutschland liefert, bevor noch die eignen Bahnleitungen und Industriewerke bis an die Grenzen des Bundes ihn voll ausgenützt haben, ist ein Vabanquespiel.

Diese Männer, Ender und Mittelberger, vorgeschobene fanatische Puppen hinterlistiger Drahtzieher, und ihre trockenen Methoden angestrengter Kleinarbeit, sind auch aus ihren Studien und Welterkenntnissen einfach deutbar: Feldkirch, Jesuiten, Universitäten in Freiburg, in der Schweiz und in Innsbruck, ihre praktischen Übungen: St. Pölten, Feldkirch, Bregenz, und der Weltverkehr noch in der faden Stickereistadt St. Gallen — wundert sich da ein Mensch, wenn ihnen wirklich Welt und Geist als des Teufels erscheint! Aber ihre dicken Hirnplatten stoßen ununterbrochen an die Mauern, hinter denen erst das Leben beginnt, das unbehindert über ihre kleinlichen krähwinklerischen Verbote hinaus auch dieses aufstrebende Land und diesen längst nicht so kranken österreichischen Bund ohne das stetige Stoßgebet nach einem übereilten Anschluß zu einer gesündern innern Entwicklung vorwärtstreiben wird. Die einzige Einsicht wird über kurz in Österreich durchdringen, und das freiheitliche Bauern- und Bürgertum und die österreichische Arbeiterschaft werden diese Einsicht erkennen müssen, daß es von Seiten Seipels und seiner Trabanten kein größeres Gift gegen die Gesundung geben konnte, als die klerikale Einschaltung ältester und schwärzester kulturreaktionärer Maßnahmen.

Provinz

Viele Leser haben auf Peter Panters Aufsatz „Provinz" in Nummer 22 geantwortet. Wir geben einige der Zuschriften auszugsweise wieder.

Leider sind in der Provinz zwei Dinge unmöglich: zu „siegen", wenn man eine vierzehntägige Gastrolle gibt, und Einfluß zu haben, wenn man „nichts vorstellt". Man findet nämlich bei Freunden sowohl als auch bei Gegnern kleine Gruppen vor, die den Neuankömmling erst einmal beriechen. Finden sie, daß er nichts weiter will als sich seinen Teil vom Brotlaib schneiden, so wird er geduldet und, nach seiner Unterwerfung unter die Sitten und Gebräuche, freundschaftlichen Verkehrs gewürdigt. Fällt es dem Zugereisten aber ein, durch bescheidene Anzeichen von großstädtischer Kultur, Bildung, kritischem Geist, die Häuptlinge der Klans in Verlegenheit zu bringen, so setzt die Gegenwehr ein — der Klatsch. Menschen mitzureißen zur Aktivität, sie loszulösen von traditioneller Gemütlichkeit, sie zu angespannter geistiger Tätigkeit zu bringen, die sich nicht nur zuhause sondern auch im Lärm des Tages behauptet, das ist eine Arbeit, die Jahre erfordert. Jahre der völligen Verbundenheit mit den Menschen und Gebräuchen der Provinz.

Am besten kann wohl noch der politisch aufgeweckte und geistig regsame Arbeiter wirken, weil er im Betriebe steht, nicht herausgehoben ist und mit seinen Klassengenossen strebt und leidet. Der Angestellte, der in die Provinz geht, weil Berlin von Arbeitslosen seiner Berufsklasse wimmelt, stößt fast immer auf Berufskollegen, die es ihm äußerst schwer machen, für Fortschritt und Kultur zu kämpfen. Er steht isoliert, wenn es ihm nicht gelingt, Anschluß an fortschrittliche Arbeiterkreise zu erhalten. Für den Intellektuellen ist die Arbeit in der Provinz schwer. Anschluß an das Bürgertum wird er kaum finden, es bleiben seine Klassengenossen in den linksgerichteten Organisationen und die Zeitungen.

Hermine Strey

*

Hundert Kilometer von Frankfurt am Main entfernt liegt eine Stadt von etwa dreißigtausend Einwohnern. Dort wohnen seit Jahren meine Eltern. Nach mehrjährigem Aufenthalt im Ausland wollte ich mich dort ein wenig ausruhen, und eines Tages stand ich auf dem verbauten Bahnhof, bestaunt von der Menge: ein Fremder.

Es dauerte nur wenige Tage, da hatte ich genug von den beiden Tageszeitungen, die dort erscheinen. Die eine katholisch, die andere deutschnational. Selbstverständlich hat die katholische den größeren Einfluß.

Auch einige Gesinnungsgenossen traf ich, die aber aus Geschäftsrücksichten ihre Meinung nicht öffentlich laut werden lassen dürfen. Freudig begrüßten sie daher, daß ich mich bereit erklärte, für uns zu wirken und zu werben. Da kein Blatt vorhanden war, in dem ich hätte Aufsätze usw. veröffentlichen können, blieb meine Propaganda auf mündliche Werbung in kleinstem Kreis und Verteilen von geeigneten Zeitschriften und Heften beschränkt. Zum größten Teil aus eignen Mitteln ließ ich mir die betreffenden Hefte, Broschüren undsoweiter kommen und gab sie gratis weiter an die Arbeiter. Mit Arbeitern habe ich mich unterhalten und manches Wertvolle von ihnen erfahren. Immer eifriger betrieb ich meine Agitation, und immer bekannter wurde ich in der Stadt als der Rote. Eines Tages geschah es dann. Irgendwer hatte bei der dort in Garnison stehenden Reichswehr einige Nummern der ‚Jungen Garde' verteilt. Endlich hatten die schläfrigen Kriminalbeamten einmal wieder etwas zu tun. Der

Fall war sofort gelöst: es konnte niemand anders gewesen sein als ich. In der ganzen Stadt gab es für die Polizei keinen andern, der dieses Verbrechens fähig war. Man holte mich zur Vernehmung ab und sagte mir die Täterschaft auf den Kopf zu. Dann mußte ich mir eine Leibesvisitation gefallen lassen. Haussuchung. Wieder erfolglos! Trotzdem blieb der Kriminalinspektor dabei, daß ich der Täter sei und mich nunmehr zur Verfügung der Polizeibehörden zu halten hätte. Als ich ziemlich energisch um einen andern Ton in unsrer Unterhaltung bat, bekam der Herr Kriminalinspektor einen Wutausbruch, vor dem mich nur schleunigste Flucht schützte. Am nächsten Tag kam dann wieder ein Kriminalbeamter zu mir und meinte, daß meine Tätigkeit schon längst „allergrößtes Mißfallen" erregt habe, und es sei doch besser, wenn ich ein Geständnis ablege. Wenn ich es selbst nicht gewesen wäre, so seien mir doch zum mindesten die Täter bekannt. Ich erwiderte ihm, daß ich zum Geständnis gar keine Veranlassung hätte, und wenn ich wüßte, wer der oder die Täter seien, dann würde ich es auch nicht sagen. Ja, dann müsse er eben den Bericht an das Wehrkreiskommando weitergeben, das bestimmt bei dem Oberreichsanwalt in Leipzig ein Ermittlungsverfahren beantragen werde. Und das sei doch sehr unangenehm für mich. Und damit behielt der Mann recht. Es war so unangenehm, daß ich mich überhaupt nicht mehr in dem kleinen Städtchen sehen lassen konnte. An eine Fortsetzung meiner Werbetätigkeit war gar nicht mehr zu denken. Ich zog fort nach Frankfurt am Main. Kaum drei Tage dort, kam ein Kriminalbeamter zu meinem Wirt, um sich zu erkundigen, was ich triebe und wovon ich lebe. So ging das bis zur Reichstagswahl. Die allgemeine Amnestie traf auch mich.

Heinz Bertram

*

Wie sieht es denn bei uns aus? In den kleinen Städten und Dörfern der Provinz? Ist da überhaupt etwas zu machen? Tonangebend in der großen Politik sind die Kriegervereine und Stahlhelmleute, der Jungdo. Wirtschaftsfragen werden von den Gewerkschaften und ähnlichen Organisationen gelöst. In kleiner Politik machen die tüchtigen Familienväter jeglicher Schattierung und der Personaletat des Rathauses. Man diskutiert zum Scheine ein wenig herum, denn hinter den Kulissen sind vorher sämtliche Schwierigkeiten gelöst. Hilfst du mir diesmal, dann helfe ich dir ein andermal. Die Lokalpresse übertrifft sich in ihren Lokalspitzen in schlechtem Deutsch, Phrasen und Inkonsequenz. Entscheidend ist hier die Geschaftlhuberei des Verlegers und die Brotfeigheit des Redakteurs bei zweihundertfünfzig Mark Monatsgehalt. Dieser macht alles: Kommunalpolitik, Kunst- und Theaterkritik und Geflügelzucht. Eine Hoffnung in dieser Trostlosigkeit ist das Theater. Auf den Brettern kann man auch in der Provinz schon allerhand sagen, was in Versammlungen und Vorträgen unmöglich ist. Hier kommt man auch an Leute heran, die sonst nicht zu fassen sind. Hier kann man ihnen neben Lessing auch Raynal vorsetzen. Die meisten nehmen es hin, einige regen sich auf, manche aber werden nachdenklich.

Franz Hall

*

Die Reaktion regt sich und siegt. Wir wollen keine Straußpolitik treiben, die Dinge liegen klar. Ich kenne die Verhältnisse in einer großen westdeutschen Industriestadt, ich kenne sie auch in andern Städten. In Krefeld feierte man am 2. Juni die Einweihung des Ehrenmales des Husaren-Regiments 11 und seiner Kriegsformationen. Aus allen Enden Westfalens und des Rheinlands waren die Husaren, die Kavallerievereine und was sonst zufällig zu Pferd gedient hatte, zu-

sammengeströmt. Die ganze Stadt ein Taumel. Auf den beiden Hauptstraßen, außer an zwei oder drei öffentlichen Gebäuden, nicht eine schwarzrotgoldene Fahne; aber an jedem zweiten Haus eine schwarzweißrote. Es sieht aus wie nach einer gewonnenen Schlacht anno 14—18. Und es ist eine Schlacht gewonnen. Dann zieht es vorbei, tscheng, bums und trara in blitzenden Uniformen, auf strammen Pferden, die Mädchenherzen schlagen, die Mütter sehen befriedigt auf die schneidigen Jungen, die Väter streichen sich den Bart. Die jungen Leute treten in die Reihen des schneidigen Stahlhelm und ziehen den Bauchriemen eng. Siegreich wollen wir Frankreich schlagen.

Wo bleiben die andern? Rotfront ist verboten. Das Reichsbanner führt ein ziemlich lichtscheues Dasein. Stahlhelm, Nationalsozialistentum blüht und gedeiht. Behaglich schmunzelnd ißt der Spießer sein Mittagessen.

Er hat gesiegt, die nächsten Wahlen werden es beweisen. Die Zeitungen sind lasch und faul. Die kommunistische und die sozialistische haben nichts zu sagen, die beiden Hauptzeitungen sind extrem rechts und stockkatholisch. Sonst höchstens die Werag, das Blatt des Westdeutschen Rundfunks, und der Rundfunk selbst, die dem Neuen, dem Fortschritt Raum bieten.

Die Kirche wirkt, man sieht sie, man glaubt an sie. Die Republik ist in Berlin, man sieht sie nicht, man glaubt nicht an sie. Es ist allerhöchste Zeit, hier einzugreifen. Helft uns.

Kurtius

Der verengte Gesichtskreis von Peter Panter

Je kleiner die Leute, je größer der Klamauk. Horchen Sie mal in die Tür — die Kneipe liegt dicht beim Gerichtsgebäude.

„Da hat er jesacht, eine Hebamme is noch keen Korkenzieher!" — „Wie der Richter mit den Kopp jewackelt hat, da wußt ick schon: nu is ocke!" — „Wenn du dämlicher Ochse man so jeschworn hättst, wie ich dir det jesacht habe, aber nee — du mußt ja imma nach dein Kopp machen ..." — „Ich ha die janze Sseit nachsimmelliert, woher daß diß kommt, daß die Jejenpachtei jeht niemals auf diesen Punkt ein ... nu weeß ick et; der Ssahlungsbefehl is nämlich ..." — „Un wenn ick soll bis nacht Reichsjericht jehn, ick will — mir nochn Bier — ick will mein Recht, diß wern wa ja mal sehn." — „Diß kann a jahnich! diß kann der Mann ja jahnich! Nach die Ssivilprozeßordnung muß erscht der Sachvaständje sein Jutachten abjehm, und denn wern wa ja mal sehn, wer hier hat schlechte Stiebeln abjeliefert!" — „Siehste, der Herr Rechtskonsulent sacht auch" — „Ein Augenblick mal: bessüchlich des Wertes des Streitjejenstandes is noch keine Entscheidung jetroffn worn, hier, lesen Se selbst inn Jesetz ..." — „da hat er jesacht, 'ne Hebamme is noch kein — —"

Die übrige Welt ist versunken; die Leute haben nur noch Ohren und Augen für „die Jejenpachtei", es ist derselbe Geist,

der aus der Anzeige einer kleinen Provinzzeitung spricht, in der zu lesen stand:

Bitte den Verleumdungen aus dem Keller kein Ohr zu schenken.

Hochachtungsvoll A. Grimkasch.

Der Mann hatte vergessen, daß es noch mehr als einen Keller in der Stadt gab, er sah nur den einen, seinen: den Keller. In diesem Lokal hier sehen alle nur den Keller.

Denn wenn der kleine deutsche Mann „vor Jericht" geht, dann ist er nach zwei Sitzungen romanistisch gefärbt, und das ist bei der sinnlos-scholastischen Art, in der diese Prozesse gegen den gesunden Menschenverstand, aber streng nach den Regeln eines eigentlich ganz und gar undeutschen Rechts abgehandelt werden, kein Wunder. Längst geht es nicht mehr um die Stiefel, längst nicht mehr um die angetane Beleidigung: der Gegner soll ausgerottet werden, dem Erdboden gleich gemacht, mit Stumpf und Stiel vernichtet — auf ihn mit Gebrüll! Das ganze Individuum ist in zitternde Schwingungen versetzt, Köpfe laufen rot an, und Tausende von Kohlhaasen treiben um die Gerichte ihr Wesen — denn Recht muß doch Recht bleiben! Es ist so viel Rechthaberei dabei.

Nicht nur das Gesetz ist halbirre, genügt nicht den wirtschaftlichen Erfordernissen, schützt nicht die Schwachen . . . die Leute erwarten auch zu viel vom Gesetz. Sie erwarten erst einmal ein Gesetz, das „genau auf ihren Fall paßt", und sie glauben immer — o, du holder deutscher Irrtum! — daß sie ganz und gar recht hätten und der andere ganz und gar unrecht habe . . . „Na, det is doch klar wie Kloßbrühe!" Und noch im Himmel, beim ewigen Gericht, werden sie bestimmt gegen das Verdikt des lieben Gottes Berufung einlegen, denn in nichts setzt der gesetzestreue kleine Mann so viel Hoffnung wie in die letzte Instanz.

Aus „Deutschland, Deutschland über Alles!" von Kurt Tucholsky, soeben im Neuen Deutschen Verlag, Berlin, erschienen.

Autofahren in Deutschland von Lisa Matthias

Was dem Wissenschaftler das Lexikon und der Hausfrau das Kochbuch, das ist dem Autofahrer der Autoatlas. Was wir in Deutschland an Kartenmaterial haben, ist unter aller Kritik.

Der beste deutsche Autoatlas ist angeblich der Contiatlas, der von der Reifenfirma Continental herausgebracht wird. Es ist völlig unverständlich, nach welchen Nichtrichtlinien dieser Atlas gemacht ist. Vorn ist eine mangelhafte Übersichtskarte mit der genauen Beschreibung, wohin man bei Gebrauch des Atlas den Daumen der rechten Hand zu legen hat, um die auf

der Karte angegebene Nummer zu finden. Das ist aber auch alles. Ein Inhaltsverzeichnis deutscher Ortschaften existiert überhaupt nicht. Daß es Ausländer geben kann, die diesen Atlas zu Rate ziehen, kann sich Herr Continental scheinbar nicht denken. Aber es soll auch gute deutsche Automobilisten geben, die nicht genau wissen, an welcher Ecke der Ostsee Swinemünde liegt und die infolgedessen ihren Daumen nicht auf die richtige Nummer legen können. Auf der Hauptkarte steht Swinemünde nämlich nicht verzeichnet. Herr Conti will nicht, daß man es erfährt, und so müssen die Fahrer wohl zu Hause bleiben oder woanders hinfahren. Dann gibts die B.Z.-Karten, die den Nachteil der Unhandlichkeit haben. Es ist unpraktisch, alle dreißig Kilometer eine neue Karte von etwa 60 cm Durchmesser vor sich auszubreiten. Außerdem ist auch auf diesen Karten die Orientierung für einen Ausländer unmöglich, denn es fehlen die Angaben, auf welchem Wege man am schnellsten zum Ziele gelangt. Die Karten der Firma Ravenstein sind nicht besser!

Man sehe sich den zweisprachigen Schweizer Touring-Atlas an. Es ist ein Kinderspiel, sich da zurechtzufinden. Ganz besonders lehrreich aber ist der Europa-Atlas des schweizer Touring-Clubs. Der ist dreisprachig, das Inhaltsverzeichnis mit der Zeichenerklärung sogar viersprachig. Er ist außerordentlich klar und übersichtlich angeordnet und enthält Kartenmaterial und Texte über achtzehn Länder.

Was sagt in diesem Führer Deutschland über sich? Da wird behauptet: Garagen und Reparaturwerkstätten gibt es in allen Orten. Das ist nicht wahr. Es gibt keineswegs überall Garagen und noch weniger Reparaturwerkstätten. Denn schmutzige Ställe sind keine Garagen sondern schmutzige Ställe. Da reden und propagieren sie nun: „Besuchet das schöne Deutschland!" — oder „Kennen Sie Rothenburg, das fränkische Jerusalem?" — oder „Aschaffenburg, das bayrische Nizza" — aber ehe man hinkommt! Diese Zufahrtsstraßen muß man am eignen Leibe gespürt haben. So etwas von miserablem Boden, so etwas von mangelhafter Wegemarkierung! Es ist nicht wahr, wenn der Führer von Württemberg und Baden behauptet: „Wie überall sind auch hier die Wege musterhaft, so daß es dem Automobilisten möglich ist, ohne Mühe überallhin zu gelangen." Die Wege sind furchtbar, die Bevölkerung in ihrem Betragen, den Autofahrern gegenüber, nicht minder. Es ist ein Irrtum, anzunehmen, daß die Süddeutschen freundlicher seien als die Norddeutschen. Sie sind grade im Süden von einer unbeschreiblichen Unfreundlichkeit. Das dem Deutschen häufig fehlende Gefühl für Kameradschaft macht sich dem Autofahrer, der in allernächste Berührung mit der Bevölkerung kommt, sehr stark bemerkbar. Wenn man dann noch eine autofahrende Frau ist, folgen einem ganz besonders scheele Blicke. Man ist, wenn man aus der Schweiz, aus Frankreich oder gar aus Italien kommt, an eine ruhige Gleichgültigkeit oder an eine überschwengliche Liebenswürdigkeit gewöhnt, kommt man aber über die deutsche Grenze, so fällt man in einen Topf mit Essig. Ganz unbekannt scheint das dem Ausland übrigens nicht zu sein,

denn ich bin, außer in Berlin, während der 4500 Kilometer, die ich gefahren bin, keinem ausländischen Wagen begegnet.

Das soziale Elend? Ich kann es mir nicht denken, daß es dem deutschen Grenzbewohner soviel schlechter geht als seinem schweizer Bruder. Ich will auch nicht behaupten, daß die Deutschschweizer alle freundlich lächelnde Engel sind, aber sie sind wenigstens gleichmütig. Genau wie ihre Haustiere. Weder in der Schweiz, noch in Italien, noch in Frankreich bin ich je so wütend kläffenden Dorfkötern oder so mißgünstig glotzenden Einwohnern begegnet wie allenthalben in Deutschland. Autos und Automobilisten sind dort keine „Sensation" oder Vorwand zu stets willkommenem Nepp, und wenn es nicht grade im Sommer die im Berner Oberland wimmelnden berliner Luxusautos sind, bläst sich auch drüben niemand als „Autobesitzer" so auf wie bei uns.

Diesseits der deutschen Grenze beginnt ein wahres Martyrium. Die Strecke Schaffhausen—Stuttgart—Oberhof—Naumburg—Berlin ist fast durchweg in einem schauderhaften Zustand. Die Wegmarkierung ist völlig unzulänglich. Vom vielgerühmten Autohilfsdienst sah ich nur in Jena einen Hanomag des A.D.A.C. War die Straße wirklich einige Kilometer erträglich, so folgte bestimmt die doppelte Anzahl miserabelsten Weges. Nach welchem System die Straßen gepflastert und repariert werden, weiß kein Mensch. Wir haben: Asphaltstraße, kleingepflasterte Straße, geteerte Straße, eins wechselt mit dem andern unregelmäßig ab. Vor jeder Gemeinde beginnt das niederträchtigste Kopfsteinpflaster. Die Dorfjugend ruft unflätige Bemerkungen hinter einem her, antwortet mürrisch auf Fragen und stellt sich mit Vorliebe rudelweise mitten auf den Weg, um einen am Weiterfahren zu hindern. Ist das Fremdenpropaganda?

Die Wegmarkierung ist mit wenigen Ausnahmen durchaus mangelhaft. Es gibt einige Strecken, an denen am Eingang des Ortes ein gelbes Schild den Namen angibt. Auf andern fehlt hundert Kilometer lang jede Ortsangabe. In der Schweiz, im Kanton Waadt, ist mir aufgefallen, daß an jedem Dorf oder Stadteingang der Name und ein freundliches „Veuillez rallentir" steht. Am Ausgang jeder Ortschaft steht dann noch „Merci".

Die deutschen Garagenverhältnisse sind trostlos. In größern Städten muß man straßenweit laufen, um vom Hotel zu seinem Wagen zu gelangen. In Köln hat das Domhotel keine Garage in der Nähe, und das Palacehotel in Hamburg schickt seine Gäste zehn Minuten weit in eine murksige, enge Gasse.

Obwohl die Hotels die überraschend schnelle Zunahme des Autoverkehrs weidlich ausnützen — eine Garage kostet soviel wie ein Dienerzimmer —, tun sie nichts, um dem im Wagen Reisenden die Fahrt zu erleichtern. Warum gibt es in den großen Hotels unter den unendlich vielen Angestellten nicht einen, der die Wagen zur Garage bringt oder sie auf Wunsch den zeitig Abreisenden sauber geputzt wieder vors Hotel stellt? Die Hoteliers verstehen es doch meisterhaft, jede Handreichung extra zu berechnen, weshalb sind sie nicht schon längst auf diese neue Einnahmequelle gekommen?

Hofmannsthals Zeitgenossen von Hans Flesch

Wir Dreißigjährigen, gestrandete Wiener, halb oder ganz wiedergeboren, die wir uns aus den sezessionistischen Landhäusern unsrer Mutterstadt auf Umwegen über Schlachtfelder und Bankkontors in die Hinterhäuser Berlins gerettet haben, wir wissen vielleicht am besten, was die Lebenden mit dem Tode dieses Toten verloren haben. Wien. Das ist weniger als ein Symbol, ein Traum oder eine Weltanschauung und doch mehr als die sentimentale Erinnerung an irgend eine Kinderkrankheit. Das ist geographische Musik. Historisches Gefühl. Mumie in Lavendel.

Es war die Zeit, die noch nicht Tempo hieß. Den wohlentworfenen Buchdeckel eines Lyrikbandes zu öffnen, war für uns noch ein Erlebnis voll zeitloser Bangigkeit und Spannung. Wir standen an der Schwelle eines mehr oder minder wohltapezierten Lebens und stahlen dem Herrgott unsern literarischen Tag. Unsre Väter saßen in Fabriken, und wir besuchten das humanistische Gymnasium. Unser Deutschlehrer war ein begeisterter Anhänger Roseggers, doch für unsre verwöhnten, mit Backhähndeln und Mehlspeisen aufgepäppelten Jünglingsseelen hatte Rosegger zu viel „Erdgeruch". Bei Schiller witterten wir Verlogenheit, und Hauptmann war uns zu realistisch. Da brachte einer von uns plötzlich jene schmalen Bände — hellgelb mit Silberrücken — mit ihrer rätselhaften, kaum lesbaren Typographie und ihren dunklen Versen. Alles durcheinander: Georges „Jahr der Seele", Vollmoeller „Die Gräfin von Armagnac"; vor allem aber Hofmannsthal „Die Gedichte". „Und Kinder wachsen auf mit tiefen Augen..." Wir verstanden nicht alles, aber wir alle kamen uns vor wie die „Kinder mit den tiefen Augen". Lüge? Es war mehr.

Wir ärgerten unsern Deutschprofessor, indem wir in unsre Hausarbeiten Sätze von Hofmannsthal einflochten. Es war revolutionär, für Hofmannsthal zu sein. Angesichts der Realität von mathematischen Versetzungsprüfungen und diversen Habsburgischen Kriegs- und Friedensjubiläen in die Irrealität dieser Verse zu fliehen, war Mut, Mut der Verzweiflung, anachoretische Abstinenz, Vogelstrauß-Mut. Es war die Zeit, da wir in den Villen unsrer Angebeteten in Grinzing oder in Ober-St. Veit eine Liebhaberaufführung von „Der Tor und der Tod" veranstalteten, im Hintergrund den wiener „Heurigen", vor einem Parkett sporenklimpernder Kavallerieoffiziere. Daß der Tod so schön und leicht und doch erhaben war, ein Wein- und Venus-Tod, war ein Trost für uns, die wir das Leben noch nicht kannten, aber fürchteten. Und in „Cristinas Heimreise" spielten Moissi und die Heims; ich weiß von der Komödie nur noch das champagnerfarbne entzückende Kleid der Heims und

die Szene des zweiten Aktes, wo Moissi in überschwenglichster, italienischester Liebessentimentalität vor der Kammer seiner Angebeteten, die einem andern zugedacht ist, das „Meer-Motiv" aus „Tristan" summt. Das war nicht einmal so anachronistisch, wie die damalige Kritik meinte.

Bei der „Elektra" drangen wir von den musikalischen Vordergründen in den Nervenhintergrund des Dichters vor. Eine Verwirrung ohne gleichen übertrug sich von diesem Werk der unselig-beseligenden Tat auf unsre Gymnasiastengemüter. Wie — die Realität tötet? Wahrheit mordet? Was tun, wenn man keinen Ausweg findet zwischen der „tragischen Gebärde" und dem ehrlichen Wollen, den Dingen auf den Grund zu gehen und dennoch weiterzuleben?

Damit begann die Abkehr, die Hinkehr zu dem stärksten Gegengeist der hofmannsthalschen Figurenwelt. Die Aktualität des Hasses und der Liebe gellte uns in den Ohren. Wir sahen noch die Vereinigung des farbenfrohen Magiers und Phantasten mit dem worteprunkenden Aesthetizismus, die Geburt Hofmannsthals aus dem Geiste Reinhardtscher Regie, wir hörten noch die Trompetenstöße des Schicksals im Zirkus Oedipus, wir verliebten uns noch in das Wien der Marschallin und des „Rosenkavaliers" — aber wir wußten, daß es eine Verliebtheit war, deren wir uns eigentlich zu schämen hatten, eine Anhänglichkeit an prachtvolle Ammenmärchen, die für die Zeit vor dem Abitur als eine Leidenschaft im Traumspiel der Jugend wohl paßte — wir aber hatten die Reifeprüfung bestanden. Juli 14.

Da war es aus. Da kam der Brief von Hermann Bahr an Hofmannsthal, dies lächerliche Dokument falschester Kriegsromantik, dessen Verlogenheit uns schon damals trotz Deutschmeistermarsch und Werfel-Rede am Deutschmeisterdenkmal aufging. „Ich sehe, wie der Poldi durchs Zimmer stapft und Baudelaire deklamiert..." Und Hofmannsthal am Lagerfeuer — mit einer einzigen Glosse hat Karl Kraus in unserm Herzen Hofmannsthal getötet. Auch wir wußten, schon damals, daß man bei Kriegsausbruch nicht durchs Zimmer stapft oder an Lagerfeuern sitzt. Die Realität war stärker, wahrer als die Irrealität unsrer entgötterten Träume.

Krieg, Galizien, Italien, Revolution, Inflation. Tote, Technik, Hunger. Auf der andern Seite: „Jedermann", „Die Frau ohne Schatten", „Der Turm". Das Leben ist nicht Gnade, Qual oder Geschenk mehr, das Leben ist nacktes Leben. Und nun, nach fünfzehn Jahren, ist die Realität plötzlich so stark geworden, daß sie schon wieder falscher Zauber wird. Maschine ist Spuk, Spuk ist Maschine, Maschine kann langsam gehen, Maschine kann rasen. Zehntausend Reporter gäben wir jetzt, im Zeitalter dieser verfluchten „neuen Sachlichkeit", für einen Hofmannsthal. Denn was wir bei ihm gehaßt und ver-

achtet haben, die hieratische, erstarrte Geste, die pseudopriesterliche Pose, die Lüge, die uns Phantasie und Atem benahm, die Lüge der Phantasielosigkeit, die haben wir genau so in den „radikalen", geistfernen Reportagen unsrer selbstbewußten Technoromantik, nur noch hundertmal erstarrter, phantasieloser. Nicht daß Hofmannsthals Schwäche zu schwach war, um es mit der Wirklichkeit aufzunehmen, hat ihn uns fern und kalt gemacht — daß nichts aus ihm und nach ihm kam als Spott, Blut und Dummheit, daß wir in zwangsläufiger Entwicklung von ihm fortwachsen mußten in unser elektrisches Nichts hinein, das beweist mir, daß wir mit dem Verrat an der Romantik Recht gehabt haben. Es war ein Gebot der schmerzhaftesten Selbsterhaltung.

Ich schlage vor, zu vergessen, daß sich Hofmannsthal von der Brudergemeinde der Franziskaner zu Rodaun zu Grabe tragen ließ. Ich schlage vor, ihn überhaupt zu vergessen. Aber zum Gedächtnis unsrer ersten großen Liebe, der deutschen Sprache, wollen wir uns heute vornehmen: „Die prosaischen Schriften" von Hugo von Hofmannsthal. Auch dies ist ein Gebot der Selbsterhaltung.

Einkehr von Theobald Tiger

Mit vierzig Jahren soll man sich besinnen...
Worauf?
Auf das, was außen und was innen —
und auf den Lauf
der Sterne, die im kalten Kosmos schweben,
sowie auch darauf:
Wovon mag eigentlich der Bornemann leben —?

Die Wiese summt und liegt grün eingesponnen —
ich mittendrin;
durch die geschlossenen Lider sagen tausend Sonnen,
daß ich lebendig bin.
Schreite die Straße der Einsamkeit empor,
Stimmen hörst du wie nie zuvor...
aus dem Äther kommen dir Einsicht und Stärke
Laßler platzt vor Neid. Ich werde ihn ärgern, indem ich es
nicht bemerke.

Wolken ziehn über die Sonne. Es rührt sich kein Blatt.
Stumm
liegt der See; der Weise, der einmal begriffen hat,
fragt nicht: Warum?
Er betrachtet nur noch das Wie; er sieht die Kristalle zergehn,
wenn es geschneit hat —
Warum schneidet man sich eigentlich immer die Nägel, wenn
man keine Zeit hat —?

So schwingst du dich in die obern Regionen —
mußt aber dennoch hier unten wohnen.
Ein Vers von Morgenstern tanzt querfeldein:
„Es zieht einen immer wieder hinein."

Mein Film von Dsiga Wertoff

Wenn ich nach den Zeitungskritiken urteilen soll, hat mein Film „Der Mann mit der Kamera" in Berlin wenig Verständnis gefunden. „Der Mann mit der Kamera" ist eine Dissertation über das Thema: Die hundertprozentige Sprache des Kinos. Das Dokumentenmaterial dieses Films liegt auf drei Ebenen, die einander schneiden: 1. das „wirkliche Leben" auf der Leinwand, 2. das „wirkliche Leben" auf dem Filmstreifen, 3. das „wirkliche Leben" selbst.

Das bedeutet nicht, daß das ganze „wirkliche Leben" darin gezeigt wird. Nur einzelne Momente werden gezeigt. Die Auswahl dieser Momente ist einer Grundaufgabe untergeordnet: Ich will das Muster der Arbeit eines Kino-Operateurs geben, der aus dem Käfig des Ateliers in das Leben hinausgegangen ist. Auch wird „das wirkliche Leben" nicht vom Standpunkt des unbewaffneten Menschenauges gezeigt sondern vom Standpunkt aller technischen Möglichkeiten des mit einem Kinoapparat versehenen Auges. Und dies in bezug auf den Raum wie auf die Zeit.

„Der Mann mit der Kamera" will die Überwindung des Raumes. Er gibt die visuelle Verbindung zwischen verschiedenen, räumlich voneinander entfernten Lebenspunkten, auf Grund von unaufhörlichem Austausch sehbarer Tatsachen, der „Kino-Dokumente".

„Der Mann mit der Kamera" will die Überwindung der Zeit, die visuelle Verbindung zwischen zeitlich weit voneinander getrennten Erscheinungen. Er gibt die Möglichkeit, Lebensprozesse in einem beliebigen, dem menschlichen Auge verschlossenen Tempo des Zeitablaufs zu sehen.

„Der Mann mit der Kamera" verwendet alle dem Kinoapparat erreichbaren Aufnahmemittel, wobei Zeit-Raffer, Zeit-Lupe, Rücklauf-Aufnahme, Aufnahme vom bewegten Standpunkt aus, Aufnahmen unerwarteter Verkürzungen undsoweiter nicht als „Tricks" aufgefaßt sind, sondern als normale, breit anwendbare Aufnahme-Methoden.

„Der Mann mit der Kamera" verwendet alle erdenklichen Montage-Mittel. Er stellt alle möglichen Lebenssituationen einander gegenüber und verkuppelt sie...

Mein Film bedeutet also

Kampf zwischen gewöhnlichem Sehen und Kino-Sehen,
Kampf zwischen Real-Raum und Kino-Raum,
Kampf zwischen Real-Zeit und Kino-Zeit.

Ein Teil der berliner Presse hat den Film „Der Mann mit der Kamera" hauptsächlich deshalb mißverstanden, weil irgendjemand in die deutsche Bearbeitung den Titel hineingedichtet hatte: „Die Szene zeigt einen Tag in Kiew und in Moskau." Und selbstverständlich wurde nun der ganze Film im Lichte dieser absurden Aufschrift gesehen. Daraus erklären sich auch Fragen wie, warum die Handlung des Films am Tag ende, wo doch mittendrin Abend sei...

Auch sollte man daran denken, daß die zeitliche Reihenfolge der berliner Uraufführungen nicht dem historischen Ab-

lauf entsprechen muß. Es ist nicht allgemein bekannt, daß „Der Mann mit der Kamera" 1926 und 1928, in zwei Varianten, gedreht worden ist. Ihm ging bereits voraus ein andrer „Kino-Auge"-Film, „Das überraschte Leben" (1923/1924), der auf der Internationalen Ausstellung in Paris einen Preis erhielt. Seit dem Jahre 1918 hat die Gruppe „Kino-Auge" mehr als hundert Versuche dokumentarischer Filme herausgebracht, die Leninfilme werden für Westeuropa noch eine große Sensation bedeuten. Über „Kino-Auge" gibt es bereits eine ganze Literatur von Büchern und Aufsätzen.

Nur bei gänzlicher Unkenntnis dieser Tatsachen kann es geschehen, daß in Deutschland der letzte Teil des „Kino-Auge"-Films „Das elfte Jahr" oder der fünfte Teil von „Zwenigora" ungestraft unter dem Titel „Im Schatten der Maschine" als die Arbeit eines Herrn Blum vorgeführt werden darf. Man wird noch nicht zum „Vorgänger Wertoffs", wenn man Teile seiner Arbeit unbefugt unterm eignen Namen herausbringt!

Stroheim von Harry Kahn

Man muß Hollywood doch allerhand abbitten. Wo sonst in der Welt sollte ein Maniak wie Erich von Stroheim seine Millionenfilme drehen? Wo sonst lächelte ihm, mit gezücktem Scheckbuch, eines Mediceers Güte? Three cheers for Carl Laemmle, den kalifornischen Mäzen aus Laupheim in Schwaben. Der scheint sich doch noch ein Eckchen seines Herzenskämmerleins bewahrt zu haben, wo nicht Business (mit großem B) angeschrieben steht. Oder ist Stroheim drüben ein Geschäft? Man kann sichs nicht denken. Wäre er eins, man müßte die von allen Amerikakennern, amerikanischen eingeschlossen, aufgestellte Theorie vom unentwegten Jugend-Optimismus der Yankeeseele einer Revision unterziehen, und die U.S.A. schienen beinahe reif für einen neuen Nietzsche, der die Sucht nach Happy Ending als Vordergrundromantik eines tragisch zerrissenen Menschenschlags und der hinterm Keep Smiling die schmerzliche Verzerrung eines Medusenhaupts entlarvte. Einstweilen wollen wir lieber an den guten Willen eines Filmmagnaten glauben, der sich, neben Privatyacht und Privatwüste, die Extravaganz leistet, der Besessenheit eines genialen Regisseurs seine unbeschränkten Mittel zur Verfügung zu stellen und der mit guter Miene zu bitterbösem Lichtspiel die zwei Millionen Dollars, die ein „Hochzeitsmarsch" kostet, auf Konto Rauchfang bucht.

In Deutschland ist Stroheim jedenfalls kein Geschäft. Vor seinem „Hochzeitsmarsch" hat sich Berlin wieder einmal ziemlich blamiert. Nicht ganz so arg wie bei „Gier nach Geld", das sofort abgesetzt werden mußte. „Hochzeitsmarsch" läuft, im Terrahaus am Nollendorfplatz, immerhin seit zwei Wochen; aber wie weit dabei das Interesse an der Novität des sogenannten Tonfilms mitspricht — der gar kein richtiger Tonfilm, sondern ein Film mit hinterher, allerdings ausgezeichnet, synchronisierter Schallplattenmusik nach dem Western Electric-System ist —, das ist schwer abzuschätzen. Vermutlich wäre

„Hochzeitsmarsch" als rein optischer Streifen unter üblicher Orchesterbegleitung bei der Première noch mehr angepfiffen, ausgelacht, bewitzelt worden, als es beschämender Weise schon geschah. Daß das bestellte Arbeit um ihr Brot bangender Kinomusiker gewesen ist, ist möglich, aber nicht wahrscheinlich. Die Pfeifer, Lacher, Witzler waren, wenn man genau hinsah, zum größten Teil Leute, die sich den Schauder vor den grausigen Partien des Films bei seinen lyrischen durch falsches Überlegenheitsgetue abreagieren wollten; und zu einem kleinern Teil waren es wohl Mitläufer der sattsam bekannten neuen Sachlichkeit, die nichts ist als die alte Herzensträgheit: die Angst vor Pathos und Passion; die Unfähigkeit sich erschüttern zu lassen.

Stroheim ist nicht bloß der Regisseur des Films: er ist auch Mitverfasser des Drehbuchs und Träger der Hauptrolle. (Und wie trägt er sie und ihre Uniform!) Das ursprüngliche Manuskript läßt sich nicht beurteilen. Stroheim soll die Kleinigkeit von 53 000 Metern (als fertigen Film!) abgeliefert haben. Das schwache Fünfzehntel dieser Zelluloidmasse, das jetzt läuft, ist von fremder Hand für den Horizont des „Man in the Main-Street" und nach den Bedürfnissen der musikalischen Synchronisten zurechtgestutzt und zwischenbetitelt worden. Die geistige Unausgewogenheit des Fragments, die Aufschwemmung der sentimentalen Partien zuungunsten der satirischen, Stroheim zur Last zu legen, ist eine Ungerechtigkeit. Ebensowenig darf man sich an den äußern Verlauf der Handlung halten. Die präsentiert sich als ein mit wiener Heurigem feingespritztes Alt-Heidelberg-Gebräu: Sproß dekadenten Hochadels muß Liebe zu süßem Mädel aus dem Volke aufgeben, weil ungeliebte reiche Braut ehelichen muß; süßes Mädel muß dagegen eifersüchtigen frühern Bräutigam ihres Standes heiraten, um Geliebten vor dessen Rache zu schützen. Doch das ist nichts als die „Headline". Aber wie ist dieses Gassenhauerthema zur Symphonie geweitet! Wie ist das instrumentiert! Man muß an Ibsen denken, der sich seine Stoffe ja auch nicht selten aus der Lokalchronik holte. Das symbolische Hauptmotiv gemahnt sogar so deutlich an „Klein-Eyolf", daß man eine zumindest unbewußte Anleihe Stroheims vermuten möchte. Denn Sinnbild, wörtlicher hier noch Sinn-Bild, Bild des Geschehnissinns, als im Bühnendrama, ist die Krücke. An ihr humpeln bei Stroheim die beiden Frauen, zwischen denen der Held steht: die ungeliebte Braut dauernd zufolge angeborenen Krüppeltums; das geliebte Verhältnis nur vorübergehend wegen eines ungefährlichen Knöchelbruchs, der wiederum das Schicksalsmoment ist, das sie mit dem Helden zusammenführt. Galeotto fù il cavallo, Kuppler ist das aufgeregte Pferd des Herrn Leibgardeleutnants, der bei der Fronleichnamsprozession den Absperrungsdienst vor der Stefanskirche kommandiert.

Eine grandios inszenierte, überflüssigerweise kolorierte Prozession, eine täuschend kopierte Stefanskirche samt halber Kärtnerstraße geben so monumental und charakteristisch wie nur möglich das Milieu: das stockkatholische Vorkriegs-Wien,

darin der apostolische Monarch, barhaupt, die geweihte Kerze in der Greisenhand, durch die sommerheißen Straßen der Großstadt stapft und seine gichtigen Knie vor dem Stellvertreter des Papstes beugt. Weihrauchdunst mischt sich mit Jasminduft wie Orgelmusik mit Banjoklang; vor dem Qualbild des Gekreuzigten vollzieht sich Fleischeslust und Seelenschacher. Vor keiner Kühnheit schreckt dieser Stroheim zurück: die noch jugendliche Mutter setzt sich auf des erwachsenen Sohnes Schoß, um ihm die Einwilligung zur Geldheirat abzugirren, die im Kirchenstuhl beim Glockenzeichen der Wandlung abgekartet wird. Der Haß auf die Heimat und die Kaste, die ihn ausgestoßen haben, schärft diesem oesterreichischen Aristokraten den Blick zu der beispiellos grandiosen Satire auf eine verkommene und verkommende Gesellschaft, in der es kein Oben und Unten gibt, in der sich der k. u. k. Kämmerer so tierisch gebärdet wie der blutbespritzte Metzgerslümmel und in der mitteninne der feige, feile, auftriebsgeile Bourgeois zwischen Altar und Bordell seine Geschäfte mit Waren und Menschen betreibt. Was Stroheim in diesem Film gibt, ist das grauenvoll wahrhaftige Bild jener Gesellschaft, aus der, von ihrem leichtfertigsten Mitglied verbrecherisch entfacht, vor jetzt grade fünfzehn Jahren der Funke zum furchtbarsten Weltbrand der Menschengeschichte auffuhr. „Hochzeitsmarsch" ist mehr als ein aufwühlendes Kunstwerk; es ist ein historisches Dokument. Die Fruchtbarkeit schöpferischen Hasses hat sich selten so schlagend erwiesen wie durch Erich von Stroheim.

Moskau baut auf von Morus

Wieder nehmen die Russen einen großen Anlauf. Das Fünfjahres-Programm, das sie auf dem Papier hinlegen, sieht so gigantisch aus, daß die westlichen Rechner, die immerhin an Milliardenbilanzen einzelner Gesellschaften und an die Zehnmilliardenbilanzen des Staatshaushaltes gewöhnt sind, ungläubig und doch frappiert über das Zahlenwerk verstummen. Die Russen, in Angst, Kritik könnte die Schwungkraft lähmen, sind gegen die Einwendungen, die man gegen diese neuste Sowjetbibel gemacht hat, besonders empfindlich. Aber da sie in immer neuen Druckschriften den Plan im Ausland propagieren, müssen sie schon freundlichst gestatten, daß man hier nachholt, was innerhalb der Sowjetgrenzen verboten ist.

Wenn man an den Fünfjahres-Plan mit reichlicher Skepsis herangeht, so ist das nicht bourgeoises Ressentiment sondern nur die Folge eines leidlichen Gedächtnisses. Denn es ist nicht das erste Mal, daß man in Moskau auf fünf Jahre Pläne macht. Noch als Lenin lebte, spielte man gern mit solchen Zeiträumen, versprach, in fünf Jahren ganz Rußland zu elektrifizieren und womöglich auch noch zu motorisieren. Aus den großen elektrischen Kraftquellen sollte sich der Strom bis in den dunkelsten

Winkel Rußlands ergießen und Fabriken aller Art in Gang setzen. An einzelnen Stellen legte man auch gewaltig los, baute viel zu große Kraftwerke, ohne daß die industriellen Abnehmer da waren, an anderen Stellen kam man über das Projektemachen nicht hinaus. Es fehlte an Geld und Facharbeitern. Schlechte Ernten kamen dazwischen. Der Fünfjahres-Plan blieb Makulatur. Als ich 1926 drüben war, sprach man selbst im Kreml sehr abfällig darüber. Von fünf Jahren wollte niemand etwas wissen, selbst ein Jahr schien schon zu lang, drei Monate: das war ungefähr die Zeit, auf die man planmäßig Vorsorge traf.

Durch die schärfere Verstaatlichung der Betriebe und den Zwang zur Subventionierung war man dann doch genötigt, regelmäßig Jahrespläne aufzustellen und der Industrie und der Landwirtschaft ihr Quantum zuzuteilen. Da der Volkskommissar für gutes Wetter sich nicht an die Abmachungen des Polit-Bureaus hielt, blieben auch die Einjahres-Pläne zum erheblichen Teil unausgeführt. Am genauesten nahm man es noch mit dem Außenhandel. Aber auch da mußte man, als die Getreideausfuhr unmöglich wurde, mit andern Waren Dumping treiben und den Naphthaexport aufs Höchste forcieren. Man kann das nachträglich als Zeichen großer Elastizität ansehen und entsprechend rühmen, aber im Grunde beweist es doch nur, daß in einem Lande, das zu fünfundachtzig Prozent auf Agrikultur steht, eine strenge Planwirtschaft unmöglich ist.

Vielleicht ist das mit die Ursache dafür, daß man jetzt energisch daran gehen will, Rußland zu industrialisieren. Der Aufbau und Ausbau der verschiedenen Industrien ist, wenigstens was die Ausgabenseite anbetrifft, bis ins Einzelne festgelegt. Im Stil romanischer Gesetzbücher sind die Soll-Vorschriften in einem kategorischen Futurum abgefaßt. „Die Papierproduktion wird gegen Ende des Jahrfünfts auf das Zweieinhalbfache steigen." „An Streuzucker werden gegenüber 1 340 000 Tonnen (1927—1928) 2 600 000 Tonnen (1932—1933) erzeugt werden." „Die chemische Düngemittel-Produktion wird in den nächsten fünf Jahren von 175 000 auf 8 Millionen Tonnen steigen." „Fünfundneunzig Prozent der Spinnereieinrichtungen und fünfundachtzig vom Hundert aller Webstühle werden im Dreischichtwechsel mit voller Belastung arbeiten." Und so fort.

Das Haupt- und Kernstück aber bildet das Programm der Schwerindustrie. Denn man will systematisch von unten nach oben aufbauen. Hier nun muten die Pläne einigermaßen phantastisch an. In fünf Jahren soll die Roheisenproduktion und ebenso die Kohlenförderung sich verdoppeln. Über hundert neue Hochöfen und Martin-Hüttenwerke sollen gebaut werden. Vier Milliarden Rubel will man allein in die Eisen-

industrie stecken und im ganzen zehn Milliarden in die Schwerindustrie. Dabei erwartet man noch, daß die Baupreise im Laufe der nächsten fünf Jahre durch den Massenbedarf um die Hälfte sich verbilligen werden. Der Gegenwartspreis wäre also noch wesentlich höher. Auch, wenn man den Rubel nur einer Mark gleichsetzt, kommen doch Summen heraus, in denen der Wert des größten europäischen Eisentrusts, der Vereinigten Stahlwerke, etliche Male aufgeht. Alles in allem, in Landwirtschaft, Industrie und Verkehr, sollen bis 1933 fünfundsechzig Milliarden Rubel investiert werden, also mehr, als in den letzten fünf Jahren in Deutschland bei starker Kapitalbildung und noch stärkeren Auslandsanleihen über den unmittelbaren Konsum hinaus zur Verfügung stand.

Natürlich wird daraufhin auch der Wohlstand phantastisch steigen. Das Volkseinkommen, das im Jahre 1927/28 fünfundzwanzig Milliarden Rubel betrug — im Sommer 1926 schätzen es die moskauer Offiziosi nur auf vierzehn bis sechzehn Milliarden; geht es der Bevölkerung seither soviel besser, oder ist die Kaufkraft des Geldes so gesunken? — das Volkseinkommen wird sich in fünf Jahren verdoppeln und auf fünfzig Milliarden steigen, viermal so schnell wie unter dem Zaren. Die Löhne werden um einundsiebzig Prozent in die Höhe klettern und das landwirtschaftliche Einkommen um siebenundsechzig Prozent. Und es wird eine große Freude sein.

Man braucht diese Ziffern, mit denen man die Arbeiter und Bauern von den Segnungen des Fünfjahr-Programms überzeugen will, nicht so wörtlich zu nehmen, und man braucht auch nicht an dem Verteilungsschlüssel des Industrieprogramms herumzukritisieren. Wichtiger als das Ziel ist fürs Erste die Marschroute. Und die allerdings läßt darauf schließen, daß die Sowjetregierung für die nächsten Jahre von außen her nichts erwartet und der Außenwelt nichts bietet. Man will mit unwahrscheinlicher Kraftanstrengung sich selbst finanzieren und durchschnittlich ein Drittel des dürftigen russischen Volkseinkommens für Kapitalinvestitionen abzweigen. Man will, im Vertrauen auf die Entbehrungsfähigkeit des Volkes, ein Kunststück fertig bringen, das seit hundert Jahren noch kein Land fertig gebracht hat; ohne fremde Hilfe die Industrialisierung durchzuführen.

Was in der Aufbauzeit vom Ausland hereingenommen werden soll, erscheint gegenüber den innerrussischen Expansionsplänen minimal. Man arbeitet zwar auch im Außenhandelsprogramm mit effektvollen Steigerungen, aber tatsächlich glaubt man doch nicht wesentlich über den Standard des Jahres 1927/28 hinausgehen zu können. Damals betrug die Einfuhr fast eine Milliarde Rubel, in den nächsten fünf Jahren hofft man auf 6,2 Milliarden, also im Jahresdurchschnitt auf

knapp einundeineviertel Milliarde zu kommen. Mehr ist, wenn die Handelsbilanz ausgeglichen und womöglich etwas aktiv sein soll, nicht zu erwarten. Intern scheint man freilich mit einer gewissen Vermehrung der Auslandskredite zu rechnen, und man wird sich, wie nun schon seit Jahren, durch prachtvolle Statistiken und liebenswürdige Empfänge kapitalkräftiger Ausländer bemühen, ein paar hundert Millionen an Warenkrediten hereinzubekommen.

Eben jetzt haben sich einige Dutzend amerikanischer Industrieller und Bankiers auf die Reise nach Rußland gemacht, und der Eine oder Andre mag hernach ein Lieferungsabkommen riskieren. Aber goldne Früchte sind von den Dollargästen ebensowenig zu erwarten wie von den englischen Industriellen, die im Frühjahr in Moskau mit den bolschewikischen Gastgebern Trinksprüche wechselten. Washington ist unter der Präsidentschaft Hoovers eher noch sowjetfeindlicher als unter Coolidge. Und das amerikanische Großkapital ist, im Gegensatz zum deutschen, gouvernemental bis zum letzten Mann. Es macht die Regierung, aber dann pariert es auch. Gewiß wird man in Amerika nichts dagegen haben, daß die Industrie so günstige Rußlandgeschäfte abschließt wie Mister Ford, der für seine Autos schon fünfundzwanzig Prozent des Preises bei der Bestellung, ein weiteres Viertel bei der Absendung, das dritte Viertel bei der Abnahme erhielt und den Rest, wenns sein muß, verschmerzen kann. Große Kredite, wie sie zum Aufbau der russischen Industrie notwendig sind, wird Rußland aber nicht ohne die politische Anerkennung erhalten, und die formelle Anerkennung wird es nicht ohne Konzessionen erreichen.

Die russisch-französischen Verhandlungen, bei denen eine Formel für die zaristischen Schulden und für Enteignung fast schon gefunden schien, liegen seit zwei Jahren brach. Bevor Poincaré geht und Tardieu kommt, wird sich daran nichts ändern. Die freundlichere Haltung der Labour-Regierung ist ein schlechtes Pfand für kapitalistische Verbindungen. So bleibt immer noch Deutschland der bereitwilligste Kreditgeber, obwohl vor Abschluß der Reparationsverhandlungen an neue Russenkredite nicht zu denken ist. Aber die Kreditgarantien des Reiches — und ohne die ist selbst deutsches Geld nicht zu haben — werden sich immer in so engem Rahmen halten müssen, daß Rußland damit grade ein paar Löcher stopfen kann. Zu einem Aufbau der russischen Wirtschaft, wie der Fünfjahres-Plan sie vorsieht, gehören Milliarden, nicht Millionen. Den Plan versuchen kann die Sowjetregierung auf eigne Faust. Aber wenn sie den Plan sichern will, muß sie noch einmal wagen, was Lenin bei der Einführung des Nep gewagt hat.

Bemerkungen

Aït Yacoub

Mitten in der Kolonialdebatte über die letzten marokkanischen Vorfälle in der pariser Kammer, die zum Teil vor leeren Bänken ausgetragen wurde, da Poincaré zur gleichen Zeit im Festsaal seine Sechstagerede abhielt, kam aus dem Süden die beglückende Depesche, daß die Toten von Aït Yacoub gefunden worden seien. Gottlob. Nichts steht nunmehr im Wege, daß sie ein schönes Massengrab bekommen und eine Fahne als Decke, wie es Kriegern zukommt.

Auch die Überlebenden bekommen ihren Lohn. Der General Vidalon hat einen Tagesbefehl erlassen, in dem genau der Geist von damals wiederzuerkennen ist. „Unter dem siegreichen Oberkommando des Generals Freydenberg", heißt es da, „ist es gelungen, Aït Yacoub zu befreien und den Feind in die Flucht zu schlagen. Er ließ ganze Berge von Kadavern und Gewehre zurück." Und der tüchtige General sagt, er blicke „mit Stolz auf die Soldaten, die in diesen harten Tagen einen glorreichen Tod gefunden haben". Den Verwundeten wünscht er gute Besserung.

Man fragt sich, wozu eigentlich noch das Parlament mit der Angelegenheit belästigt wird, da doch schon alles so glänzend in Ordnung gebracht ist. Der Kriegsminister Painlevé sitzt in der Regierungsbank neben einigen seiner Ministerkollegen und schaut mit trotziger Miene zur Rednertribüne hinüber. Seine Patschhände fahren von Zeit zu Zeit durch die Luft, ein bißchen böse, als hätten sie Insekten zu vertreiben. Aber wie zudringliche Pferdefliegen picken und stechen die Zahlen und Daten, die genannt werden, und kein Kriegsminister kann sie verscheuchen.

Der Riffkrieg gegen Abd'el Krim hat zwölftausend Menschenleben und eine Milliarde Francs gekostet. Er hat Frankreichs Prestige unerhört strapaziert. Dennoch gehen die ominösen Expeditionen da unten weiter. Im Jahre 1927 gab es in Marokko vierundfünfzig Zusammenstöße mit „Aufständischen", die 172 Tote kosteten; 1928 ging es weiter, und sechsundvierzig „Recontres" ließen an die dreihundert Leichen auf der Strecke. Das letzte Intermezzo bei Aït Yacoub hat allein fast hundert Opfer gefordert.

Auf wessen Befehl erfolgen diese gefährlichen Expeditionen?

Keine Antwort.

Die Militärs in Marokko arbeiten Hand in Hand mit den Exploiteuren. Die Militärs arbeiten Hand in Hand mit den Banken und ganz besonders mit der Banque de Paris et des Pays-Bas. Die Bergwerksherren und Minenbesitzer kennen nur das eine Ziel: eine militärische Okkupation herbeizuführen, um in aller Ruhe und Sicherheit an die Ausbeutung des Landes zu gehen. Sie würden sich das ein Stück Geld kosten lassen. Es wurde ausgerechnet, daß die „friedliche Durchdringung" Marokkos fünfhundert Millionen Francs, achtzig Bataillone und einen Zeitraum von vier Jahren beanspruchen würde. Die Regierung hat die Ausführung dieses fein ausgetüftelten Plans wohl abgelehnt, die „Pazifierung" Marokkos ist deshalb aber keineswegs unterbrochen worden. Im Gegenteil. Nun sind weit weniger befugte Kräfte am Werk, die Mission der „Zivilisation" in Afrika zu üben, als es selbst eine imperialistische Regierung wäre. Mit der Skrupellosigkeit echter Geldverdiener wird Munition auf Umwegen ins Land geschafft, mit Panzerautos und Maschinengewehren, die wie vom Teufel geschickt in den Gebirgsdörfern erscheinen, werden Aufstände provoziert, die systematisch zur Unterwerfung und Zwangsarbeit der „Dissidenten" führen. Diese Unternehmungen aber werden von den mit den Banken zusammenarbeitenden Militärs geleitet.

Wer hat, so wird bescheiden gefragt, den Befehl gegeben, Aït Yacoub zu besetzen? Kein aufrührerisches Körnchen Sand rollte in diesem Nest.

Der Kriegsminister sagt: die Regierung nicht.

Wenn die Regierung den Befehl nicht gegeben hat, dann ist es klar, daß die Militärs da unten auf eigne Faust auf Eroberungen ausgehen?

Der Kriegsminister sagt: Oh pardon, den Offizieren ist nichts vorzuwerfen. Sie haben richtig gehandelt, sie haben keinen Augenblick ihre Pflicht und die Direktiven der Regierung vergessen.

Nun, das wollen wir in einer strengen Enquete feststellen, meint die Linke.

Doch der Kriegsminister sagt: Eine Enquete halte ich für ganz überflüssig.

Und zum Beweis dafür, daß die Generale richtig gehandelt haben und zum Beweis dafür, daß Frankreich den ernsten Willen hat, Marokko „friedlich zu durchdringen" und heilbringend die Kultur abendländischer Banken in den heißen Boden des Tafilalet einzupflanzen, wurde noch in einer Nachtsitzung durch Abstimmung beschlossen, die von den Sozialisten geforderte Enquete abzuschlagen und den General Vidalon, den Sieger von Aït Yacoub, zum Avancement und für eine Extraehrung vorzumerken.

Ein schwarzer Abgeordneter saß still auf seinem Platz und hörte lächelnd dieses Urteil.

Ingeborg Seidler

Der Mann, der Coolidge kannte

Dies neue Buch von Sinclair Lewis ist der grimmige Versuch eines Pädagogen, dem die Geduld reißt, seinem Zögling alle Untugenden auf einmal entgegenzuhalten, vielleicht, daß das Schreckbild doch etwa vorhandene gute Instinkte mobilisiert. Dabei wird dieser höchst lebendige Satiriker plötzlich zum Pedanten. Er konstruiert eine allegorische Figur, an der alle Übel des amerikanischen Menschen aufgezeigt werden, wie an dem berühmten Lazarettgaul sämtliche Pferdekrankheiten. Das Demonstrationsobjekt ist Mr. Lowell Schmaltz, Bureauartikel, in Zenith (Winnimac), der Stadt, die auch den Grundstücksmakler George Babbitt und den Reverend Elmer Gantry zu ihren Mitbürgern zählt. Mr. Schmaltz ist, wie Schelmuffsky, wie der brave Schwejk, wie Herr Wendriner, Monologist, der immer einen Zuhörer braucht, wenn auch nur, um durch ein zugeworfenes Stichwort die Suada in Gang zu halten. Und er hat in der Tat eine unerschütterliche Suada, deren Strom der Übersetzer Franz Fein hingebend verfolgt hat. Eine Suada, die hier 220 Seiten füllt und, offen gestanden, 100 Seiten zu viel. Das Zuviel ist, wie so oft, entscheidend. Mr. Schmaltz redet über alles und jedes. Von seiner angeblichen Bekanntschaft mit Cal Coolidge, seinem Familienglück, seiner Tüchtigkeit, von Politik und Religion, von Radio, elektrischen Kühlschränken, von Bureauartikeln, von hundertprozentigem Amerikanertum und der Begehrlichkeit der Arbeiter. Es ist eine schreckliche Orgie von Selbstzufriedenheit und Überheblichkeit, eine ungeheure Parade von Unzulänglichkeiten und Torheiten, die der Verfasser als spezifisch amerikanisch notiert hat, und alles, was ihm jemals geärgert hat, das hat er auch hineingestopft. Das wirkt manchmal überwältigend komisch, manchmal fallen satirische Hiebe ersten Ranges, doch vieles bleibt auch monoton und von tendenziöser Billigkeit. Vielleicht ist für Amerika so handfeste Arbeit notwendig, wahrscheinlicher aber ist, daß diese happige Dosis nicht geschluckt wird und daß nichts bleibt als Material zur Nährung europäischer Vorurteile über Amerika. Lewis selbst mag das gefühlt haben, denn mit großartiger Vernachlässigung der eignen primi-

tiv pädagogischen Absichten reißt er deshalb in einem Kapitel die andre Seite der Sache auf und zeigt den ewig Großmäuligen plötzlich als kleinen geplagten Menschen, der an der Normalisierung des amerikanischen Lebens leidet und sich nach Unbefangenheit und Individualität zurücksehnt. Fort ist die Bekanntschaft mit Coolidge, fort das hundertprozentige Amerikanertum, denn noch im Vaterhaus wurde deutsch gesprochen; die glückliche Ehe löst sich in ein prosaisches Alltagsmartyrium auf, und der gewaltige Geschäftsmann bittet, ganz klein und manierlich geworden, um ein Darlehen, weil ihn der Luxus von Frau und Tochter kaputt zu machen droht. Diese überrumpelnde Wandlung von der Zivilisationspuppe zum Menschen, mit hartem Griff durchgeführt, bringt den großen Romancier Sinclair Lewis wieder in seine eignen Bezirke. Aber viel glücklicher als in dieser überladenen Skizze hat er seinen Krieg gegen das Kafferntum Amerikas in dem letzten großen Roman „Mantrap" geführt (wie dieser bei Rowohlt erschienen). Denn hier ist die Satire nicht starr und doktrinär, sondern in Bewegung umgesetzt, in eine wunderbare Fülle von Leben.

C. v. O.

In Barcelona

Man meint zuerst, irgend eine Festlichkeit sei im Gange, denn jeder bedeutende Straßenübergang ist von zwei Schutzleuten zu Fuß und einem zu Pferd bewacht, und zwischen zwei benachbarten Übergängen stehen wieder ein paar in einem Abstande von wenigen hundert Metern. Sie sind eine Miniaturnachahmung ihrer londoner Kollegen, aber weil sie viel kleiner sind, so sehen sie in dem hohen Helm nicht grade sehr imponierend aus. Er ist für die kleinen Beine zu lang und ähnelt manchmal verzweifelt einem umgestülpten Kochtopf. Zumal, wenn der betreffende Inhaber eine Brille trägt und sonst wie ein braver Bürger aussieht. Schauerlich schön sind die Verkehrspolizisten. In knallrotem Rock, weißen Handschuhen und weißem Helm, dazu eine weiße Schnur über der Brust, sind sie die wunderbarsten Operettenkrieger. Andre, nicht minder schön, bewachen die Pforten der Theater und der Staatsgebäude. Sie sind eine Kombination von blauen Ulanen und Schutzleuten. Die Brust ist himmelblau und auf dem Haupte thront unser guter preußischer Vorkriegshelm mit silberner Spitze. Außerdem sind sie im Besitze breiter glitzernder Epauletten. Die Herren Offiziere gehen Abends mit einem Stöckchen in der Hand spazieren, sehr stramm, sehr forsch und sehr vergnügt. Die Soldateska hat gute Tage.

Trotz dieser militärischen Aufmachung bietet die Stadt einen vorzüglichen Eindruck. Vergeblich wird der Reisende die bekannte glutäugige Spanierin mit der Rose im Haar, den zitternden Nasenflügeln und dem malerisch drapierten Schal suchen. Die Frauen sehen sehr brav, nüchtern und arbeitsam aus. Kaum eine ist geschminkt, viele sind blond und haben blaue Augen. Wenn am Abend der große Korso auf den Ramblas beginnt, der bis spät in die Nacht hinein dauert, so fehlt ihm jeder Charakter des Abenteuers, der gesuchten Gelegenheiten. Eine Atmosphäre der Ordnung und der Bürgerlichkeit herrscht. Um Hoffnungen betrogen wäre auch der, der in den paar dunklen und schmutzigen Seitenstraßen Abenteuer suchte. Zwar hat Francis Carco in seinem neuen Buch über Spanien vieles darüber erzählt, das sich unterhaltend liest, aber kein Wort ist von den angeblichen Gefahren wahr, die in der Calle del Arco del Teatro oder in der Calle del Cid auf den Fremden lauern. Das wäre ebenso, wie wenn man die rue de Lappe in Paris als besonders gefährlich bezeichnen wollte. Ge-

nau wie in Paris sind diese spanischen Gassen von Schutzleuten bewacht, und außerdem geht alles in breitester Öffentlichkeit vonstatten. Die Kneipen haben alle Türen und Fenster geöffnet, so daß man von der Straße jeden Winkel übersehen kann, und was drinnen vor sich geht, ist nicht weiter interessant. Matrosen, die miteinander tanzen, und hin und wieder ein Mädchen.

Wer in die Ausstellung geht, kann wieder militärische Strenge bewundern. Niemand darf etwa in dem großen Nationalpalast nach Belieben umherwandern und sich die Reihenfolge aussuchen. Diese Reihenfolge ist amtlich geregelt, und alle paar Meter steht ein prächtig geschmückter Beamter, der den Besucher in die amtlich festgesetzte Richtung zwingt. Einmal muß man eine weite runde Halle durchqueren, aber wehe dem ahnungslosen Fremden, der den kürzesten Weg, nämlich den graden zur nächsten Tür einschlagen will. In der Mitte und rechts und links stehen mehrere ernste Männer und nötigen ihn, wie um den Potsdamer Platz rund herum zu gehen. So kann man ein halbes Dutzend Personen schweigend und feierlich ein andres halbes Dutzend Besucher zu einem lächerlichen Rundgang zwingen sehen. Wehe demjenigen, der aus Mangel an Wegweisern etwa den richtigen Eingang zu einer Abteilung verfehlt. Es hilft ihm nichts, selbst wenn kein Mensch aus dem Ausgang tritt und er dem Beamten auseinandersetzt, daß er in der Glut den steilen Hang zum „spanischen Dorf" ohne böse Absicht hinaufgeklettert ist. Ordnung muß sein! Man muß wieder hinunter und auf der andern Seite wieder hinauf.

Dieser Militarismus steht aber in großem Gegensatz zu dieser Stadt, die auf Schritt und Tritt Energie und Lust zu Neuem und Modernem offenbart. Barcelona ist heute eine der schönsten europäischen Städte und von allen Mittelmeerhäfen zweifellos der modernste und interessanteste. Hochhäuser in jeder Straße, aber ohne sklavische Nachahmung amerikanischen Stils. Sehr oft glückliche Mischungen nationaler Architektur mit modernem Industriestil.

Die Plaza de Cataluna ist ein Meisterwerk moderner Konstruktion und Städtebaus mit Raum, Weite und Licht. Überall spürt man die Arbeitsfreudigkeit der katalonischen Bevölkerung, die von jeher das beste spanische Element war. Ein altes seefahrendes kühnes Volk haust seit jeher in Katalonien, das das erste Seerecht in Westeuropa kodifizierte, und heute ebenso wie vor vier Jahrhunderten gilt von Barcelona das Wort des Cervantes: „Eine große, berühmte, reiche und wohlgeordnete Stadt."

Rudolf Friedmann

Der Bär tanzt

Ihre wortkarge, verhaltene Leidenschaftlichkeit, in deren Durchbrüchen sie bisweilen ausrief, ich solle sie in Stücke reißen, fesselte mich immer mehr.

Autobiographie von Oskar A. H. Schmitz

Deutsche Musik

Polizeihauptmann Lutz Dierske in der Festschrift „Deutscher Sang":

Über die auch im chorischen Leben durch Schaffung einer Reihe groß und bedeutend angelegter Chorwerke sich ausdrükkende Hochstimmung bei Gründung des Deutschen Reiches führt der Weg zu den symphonischen Dichtungen von Richard Strauß zu Gustav Mahler und Max Reger.

Liebe Weltbühne!

Ein deutscher Universitätsprofessor für neuere Geschichte kommt in die Buchhandlung und läßt sich Neuerscheinungen vorlegen. Man zeigt ihm Remarque. Der Professor blättert interessiert und sagt dann: „. . . aber ich will es doch lieber in der Ursprache lesen."

Antworten

Inselbewohner. Es gibt und gab doch Brückenbauer, die von einer deutschen Gruppe zur andern Brücken schlagen wollen. Es gab: Felix Stössinger hat in der „Gesellschaft der Freunde der Sozialistischen Monatshefte" sowie im „Aufbau" dergleichen versucht, und er arbeitet noch heute daran. Immerhin haben solche Abende gezeigt, daß es wohl möglich ist, die Herren von rechts und links nacheinander sprechen zu lassen, nicht, damit sich das Publikum eine Meinung aussuche, sondern damit es die einzelnen Meinungen überhaupt einmal kennen lerne. Und es gibt noch weiterhin solche Versuche: Hugo Hoßner in Düsseldorf will unter dem Titel „Für und gegen" dergleichen ins Leben rufen und bittet Freunde seiner Bemühungen, ihm ihre Adresse mitzuteilen: Düsseldorf, Benrather Straße 10. Wenn diese neuen Veranstaltungen an den pariser Club du Faubourg denken, so mögen sie sich bemühen, das Niveau höher anzusetzen, als es dort meist ist. Meinungsaustausch darf nicht zu einem Tummelplatz von „Briefen alter Abonnenten" werden. Immerhin: Glückauf!

Hamborner. „Der Fuhrverkehr stand fünf Minuten still. Die Läden wurden für dieselbe Zeit geschlossen. Mehrere hundert Menschen sammelten sich auf den Straßen und beobachteten die Verkehrsstille. Auf den Schächten wehten die Flaggen halbmast, und die Friedrich-Thyssen-Hütte hatte schwarz geflaggt. Erst nach diesen fünf Minuten kam der Verkehr wieder in Betrieb." Was ist das? Der Jahrestag von Versailles? Nein, Protest gegen die Eingemeindung Hamborns in Duisburg.

Igor Strawinsky. Im Programmheft der Staatsoper steht zu lesen: „Die Geschichte vom Soldaten. Gelesen, gespielt und getanzt in zwei Teilen von Igor Strawinsky." Wirklich? So rackern Sie sich für die Berliner ab? Und in zwei Teilen?

Kassenarzt. Sie schreiben: „Seit der Inflationszeit haben die sogenannten reichsgesetzlichen Krankenkassen nach den Angaben des Statistischen Reichsamts ein Vermögen von 606 Millionen Mark gebildet; die für besondre Zwecke (Epidemien) vorgesehenen Rücklagen sind auf 282 Millionen Mark angewachsen, das macht zusammen 888 Millionen Reichsmark. Ein Bild, in welchem Tempo die Vermögensbildung erfolgt, erhält man, wenn man bedenkt, daß die Kassen jährlich einen durchschnittlichen Überschuß von 100 Millionen Mark ohne Rücklagen haben. Während die deutsche Volkswirtschaft notleidet, haben also die Krankenkassen als „soziale" Einrichtungen ihr Vermögen weit über den Vorkriegszustand ausbauen können. Hier sind gewaltige Kapitalanhäufungen, die der Wirtschaft entzogen wurden, Gelder, deren enorme Anhäufung nur durch zu hohe Beiträge der Mitglieder, zu geringe Leistung der Kassen möglich geworden ist. Mögen die verantwortlichen Ministerien dafür Sorge tragen, daß zwanzig Millionen Kassenmitglieder von übermäßigen Beiträgen befreit werden, daß fünfzigtausend deutsche Kassenärzte eine einigermaßen würdige Bezahlung erhalten und daß etwaige Überschüsse an die Reichskassen abgeführt werden." Das Krankenkassensystem ist an allen Ecken faul. Nicht nur, was die Geldverhältnisse anlangt. Es zwingt den Arzt zu einem skandalösen Schnellreparaturbetrieb à la Doktor Eisenbart und führt zur Vernachlässigung oder Verweichlichung des Patienten. Es soll hier nicht zum letzten Male von diesem Thema die Rede gewesen sein.

Hedwig Courths-Mahler. Ihnen ist großes Heil widerfahren: Ihre Werke sind ins Amerikanische übersetzt worden. Und was ist den Amerikanern widerfahren? Aber wir wollen nicht spotten — wenn die Amerikaner zu lesen verstehen, werden sie aus Ihren dürftigen Büchern mehr über Deutschland lernen als aus hundert wertvollen.

R. O., Halle. Sie schreiben: „Im ‚Kladderadatsch' wird der versailler Vertrag eingehend glossiert. Unter anderm findet sich eine Bilderfolge, in der „Marianne", Symbol Frankreichs, als Prostituierte gezeichnet ist, mit einem Zuhälter, der deutlich die Züge Clemenceaus trägt und Wilson als Kunden. Die Bilderfolge zeigt dann, daß Marianne ihren Lohn an den Zuhälter — alias Clemenceau — ausliefert und Wilson als infolge des Zusammenseins kranker Mann im Lehnstuhl davongefahren wird. Es finden sich an Clemenceau und Wilson für ein politisches Witzblatt sicher genügend Züge, die deren politische Übertreibungen und Fehlschläge charakterisieren können. Eine so ekelhafte und geistlose Darstellung kann aber kaum Anspruch machen, die Auffassung eines zivilisierten Menschen über diese Fragen irgendwie positiv zu ergänzen. Aber darauf scheint es ja den Herren, die das potenzierte Nationalgefühl in Erbpacht haben, nicht anzukommen. Und wo bleiben hier die sonst so eifrigen Herren Staatsanwälte mit dem Schmutz- und Schundgesetz? Das soll ja doch wohl Produkte unschädlich machen, die von ‚moralisch zersetzender' Wirkung sind!" Genau das hat Wolf Zucker gemeint, als er in Nummer 29 schrieb, die Deutschen verständen sich nicht auf politische Satire.

Berlinforscher. „Fast in allen Premieren wird jetzt gesungen" — schrieb neulich Bernhard Diebold in einem berliner Theaterbrief an die Leser der ‚Frankfurter Zeitung'. So hoch geht es in Berlin her. Fast in allen Premieren — man sagt „Premiere" und meint „Theater"; man spricht vom Theater, aber man meint nur die Premieren. Was nachkommt, wer nachkommt, zählt nicht. Dabei sein, ist alles; dabei sein und dazugehören. So ist Berlin. Der zugereiste Frankfurter hat es schnell begriffen.

Heinz Pol. In Ihrem Artikel über die Nationalsozialisten in Nummer 29 ist ein falscher Vorname unterlaufen: der Theorielehrer der Hitlerleute heißt nicht Arthur sondern Alfred Rosenberg. Der berliner Historiker Arthur Rosenberg trägt kein braunes Hemd.

Franzosenfreund. Neben den feinen Salonbestrebungen eines Rapprochements, das genau so im Jahre 1913 — mit bekanntem Erfolge — bestanden hat, gibt es in Frankreich denn doch auch anderes. So zum Beispiel die „Cahiers bleus". Da ist die Nr. 19 vom 15. Juni: „Wohin geht es mit Deutschland?" von Charles Reber, eine außerordentliche Leistung, mutig, sauber und von wirklichen Kenntnissen. Der Verfasser kriecht auf keinen Leim — ein schöner Spiegel des Landes, wie es wirklich ist. Sehr zu empfehlen. (Librairie Valois, Paris V, 7 Place du Panthéon.)

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

**Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.**

Wilhelms Schuld von Kurt Hiller

I.

Von allen nationalen Erinnerungstagen der wichtigste bleibt einstweilen der negative Feiertag des ersten August. Er besitzt für Deutschland in diesem Jahr eine besondre Bedeutung: Zum ersten Male taucht die Gefahr Wilhelm am Horizont wieder auf. Seit etwas über einer Woche hat jenes nach Walther Rathenaus Ermordung geschaffene Gesetz, das „zum Schutze der Republik", aufgehört zu gelten; mithin auch die Bestimmung seines § 23, wonach „Mitgliedern solcher Familien, von denen ein Angehöriger bis November 1918 in einem ehemaligen deutschen Bundesstaate regiert hat", „von der Reichsregierung das Betreten des Reichsgebiets untersagt werden kann", „wenn sie ihren Wohnsitz oder dauernden Aufenthalt im Ausland haben" und „falls die Besorgnis gerechtfertigt ist, daß andernfalls das Wohl der Republik gefährdet wird". Es existiert keine staatsrechtliche Möglichkeit mehr, Wilhelm dem Zweiten das Betreten Deutschlands zu verbieten. Wohl gibt es außenpolitische Bedenken gegen seine Rückkehr, selbst bei den Schwarzweißroten; ist doch die Auslieferungsforderung der Entente formell niemals zurückgezogen worden; aber eine juristische Handhabe gegen die Rückkehr gibt es nicht. Er darf hinein und uns erfreun. Er darf sich als Eiterherd auftun mitten im Körper der Republik. Er darf mit dem Reichtum, den sie ihm ließ, die monarchistischen Cliquen, die reaktionären Verbände befruchten; Verkehrszentrum bilden für die Wege aller Kriegs-, aller Mordparteien. Er darf. Wird er? Nur eines dürfte den Mann abhalten: die Angst. Für Jeden von uns kommt es darauf an, beizutragen, daß sie begründet wäre.

II.

Das Gedächtnis der Völker ist gemeinhin ein Hühnergedächtnis. Aber es ist trainierbar.

III.

„AN DAS DEUTSCHE VOLK.

... vor Gott und der Geschichte ist Mein Gewissen rein: Ich habe den Krieg nicht gewollt... Großes Hauptquartier, den 31. Juli 1915. Wilhelm I. R." (Plakat; Gleiches später.)

IV.

Und nun einige kaiserliche Randbemerkungen, exzerpiert aus den von Karl Kautsky zusammengestellten amtlichen Aktenstücken, die Graf Max Montgelas und Professor Walther Schücking im Auftrage des Auswärtigen Amts herausgegeben haben. („Die deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch", 4 Bände, Charlottenburg 1919, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H.) Vor zehn Jahren kannte diese

Marginalien fast jeder Erwachsene. Heute hat sie fast jeder vergessen. Die Erinnerung der Zeitgenossen muß aufgefrischt werden. Und vor allem müssen Die, die damals Kinder waren, erfahren, worüber Schule und Hochschule züchtig schweigen. Ich exzerpiere also ... ohne viel zu kommentieren.

V.

Am 30. Juni 1914, zwei Tage nach dem Attentat, berichtet v. Tschirschky, unser Botschafter in Wien, an den Reichskanzler: „Hier höre ich, auch bei ernsten Leuten, vielfach den Wunsch, es müsse einmal gründlich mit den Serben abgerechnet werden." Wilhelm schreibt an den Rand: „Jetzt oder nie". Tschirschky fährt fort: „Ich benutze jeden solchen Anlaß, um ruhig, aber sehr nachdrücklich und ernst, vor übereilten Schritten zu warnen." Wilhelm schreibt an den Rand: „Wer hat ihn dazu ermächtigt? das ist sehr dumm! geht ihn gar nichts an, da es lediglich Österreichs Sache ist, was es hierauf zu tun gedenkt ... Tschirschky soll den Unsinn gefälligst lassen! Mit den Serben muß aufgeräumt werden, und zwar bald."

Am 14. Juli berichtet Tschirschky über einen Besuch des Grafen Tisza. Der ungarische Premier habe bisher stets zur Vorsicht ermahnt, „aber jeder Tag habe ihn nach der Richtung hin mehr bestärkt, daß die Monarchie zu einem energischen Entschlusse kommen müsse, um ihre Lebenskraft zu beweisen." Wilhelm schreibt an den Rand: „unbedingt". Was das bevorstehende Ultimatum an Serbien anlange, so sei „in betreff des Zeitpunktes der Übergabe" beschlossen worden, „lieber bis nach der Abreise Poincarés aus Petersburg zu warten" — Wilhelm schreibt an den Rand: „wie schade". Die Note nach Belgrad werde so abgefaßt sein, daß deren Annahme so gut wie ausgeschlossen sei. Wilhelm zieht unter „ausgeschlossen" zwei Freudenstriche. Und schreibt hinter den Bericht über Tisza: „Na, doch mal ein Mann!" Übrigens erklärte dieser dem deutschen Botschafter im Laufe der Unterredung, „die bedingungslose Stellungnahme Deutschlands an der Seite der Monarchie sei entschieden für die feste Haltung des Kaisers (Franz Joseph) von großem Einfluß gewesen". Mit andern Worten: hätte Wilhelm in Wien nicht zum Kriege gehetzt, hätten dort die verständigeren Regungen, die versöhnlicheren Geister wahrscheinlich obgesiegt.

Am 21. Juli berichtet Graf Pourtalès, der deutsche Botschafter in Petersburg: Sasonow, der russische Außenminister, habe ihm erklärt, „Rußland würde es nicht dulden können, daß Österreich-Ungarn Serbien gegenüber eine drohende Sprache führe oder militärische Maßregeln treffe". Wilhelm schreibt an den Rand: „Qui vivra verra!"

Derselbe Bericht erwähnt die Befürchtung Sasonows, daß das oesterreichische „Ziel die Vernichtung Serbiens" sei. Wilhelm schreibt an den Rand: „Wäre auch das Beste!"

Am 23. Juli telegraphiert Lichnowsky aus London Bedenken und Warnungen Sir Edward Greys. Neben die Worte von der „nationalen Würde Serbiens", der Rechnung getragen werden müsse, schreibt Wilhelm: „Gibt es nicht!" Lichnowsky

berichtet: „Ich begegne (bei Grey) der Erwartung, daß es unserem Einfluß in Wien gelungen ist, unerfüllbare Forderungen zu unterdrücken." Wilhelm schreibt an den Rand: „Wie käme ich dazu! geht mich gar nichts an! was heißt unerfüllbar? die Kerls haben Agitation mit Mord getrieben und müssen geduckt werden." Lichnowsky fährt fort: „Man rechnet mit Bestimmtheit damit, daß wir mit Forderungen, die offenkundig den Zweck haben, den Krieg herbeizuführen, uns nicht identifizieren würden." Wilhelm schreibt an den Rand: „Das ist eine ungeheuerliche britische Unverschämtheit." Unter den Bericht schreibt er: „... Serbien ist eine Räuberbande, die für Verbrechen gefaßt werden muß! Ich werde mich in nichts einmischen, was der Kaiser (Franz Joseph) zu beurteilen allein befugt ist! ..."

Dabei mischte er sich ein auf Deibelkommraus. Nur statt in jenem mäßigenden Sinne, den der europäische Friedenswille von ihm verlangte, im hetzerischen, scharfmacherischen Sinne. Auch die folgenden Randglossen beweisen das.

Der Botschafter in Paris, Freiherr v. Schoen, berichtet in einem Telegramm vom 24. Juli über eine Äußerung des französischen Justizministers: „Französische Regierung teile aufrichtig Wunsch, daß Konflikt lokalisiert bleibe, und werde sich in diesem Sinne im Interesse der Erhaltung des europäischen Friedens bemühen." Wilhelm schreibt an den Rand: „Quatsch". Das Telegramm endet mit dem Hinweis auf den Wunsch Frankreichs, „falls etwa Serbien nicht alle Forderungen sofort erfülle, sondern über einzelne Punkte zu diskutieren wünsche, diese Wünsche nicht ohne weiteres abzuweisen". Wilhelm schreibt an den Rand: „Ultimata erfüllt man oder nicht! aber man diskutiert nicht mehr! Daher der Name!" Und unter den Bericht setzt er das zusammenfassende Urteil: „Verklausuliertes Blech!"

Österreich geht ihm noch zu „schwächlich" vor. Graf Berchtold hat dem russischen Geschäftsträger in Wien erklärt, „Österreich werde keinerlei serbisches Territorium beanspruchen". Wilhelm schreibt an den Rand: „Esel! Den Sandschak muß es wiedernehmen, sonst kommen die Serben an die Adria." Berchtold: Es liege Österreich fern, „eine Verschiebung der bestehenden Machtverhältnisse am Balkan und in Europa herbeiführen zu wollen". Wilhelm schreibt an den Rand: „Die kommt ganz von selbst und muß kommen. Österreich muß auf dem Balkan präponderant werden den Anderen kleineren gegenüber auf Kosten Rußlands."

Gleichfalls am 24. Juli berichtet Lichnowsky wieder über Grey. Dieser habe ihm erklärt: „Die Gefahr eines europäischen Krieges sei, falls Österreich serbischen Boden betrete, in nächste Nähe gerückt." Wilhelm schreibt an den Rand: „Das wird sicher kommen". Nämlich, daß Österreich serbischen Boden betritt. Er giepert förmlich danach! Die Folgen — bezieht er in seinen Wunsch mit ein. Täte ers nicht, er müßte seinem Wunsche den entgegengesetzten Inhalt geben. Grey erklärt seine Bereitschaft, mit Deutschland zusammen „im Sinne einer Fristverlängerung in Wien vorstellig zu werden, da sich

dann vielleicht ein Ausweg finden lasse". Neben die Worte „vielleicht ein Ausweg" haut Wilhelm ein Fragezeichen und zwei Ausrufungszeichen; er will halt keinen Ausweg. Grey regt an, „daß, für den Fall einer gefährlichen Spannung zwischen Rußland und Österreich, die vier nicht unmittelbar beteiligten Staaten England, Deutschland, Frankreich und Italien zwischen Rußland und Österreich-Ungarn die Vermittlung übernehmen sollen". Wilhelm schreibt an den Rand: „Ist überflüssig! ... Ich tue nicht mit, nur wenn Österreich mich ausdrücklich darum bittet, was nicht wahrscheinlich ist. In Ehren- und vitalen Fragen konsultiert man Andere nicht."

Unter ein Telegramm des Gesandten in Belgrad schreibt Wilhelm (24. Juli): „Wie hohl zeigt sich der ganze sog. Serbische Großstaat, so ist es mit allen slavischen Staaten beschaffen! Nur feste auf die Füße des Gesindels getreten!" („Mit allen slavischen Staaten"?) Einige Monate später war der slavische Staat Bulgarien Bundesgenosse!)

Am 25. Juli drahtet Pourtalès den Vorschlag Rußlands, den oesterreichisch-serbischen Konflikt „einem europäischen Areopag vorzulegen". Wilhelm schreibt an den Rand: „Blech!" Aber neben die Mitteilung des Herrn Pourtalès, er habe Sasonow erklärt, daß „jede Großmacht es ablehnen müsse, sich einem Schiedsgericht zu unterwerfen, wo ihre vitalen Interessen in Frage ständen", schmettert er an den Rand: „Bravo! gut gesagt."

Am 28. Juli berichtet der Militärbevollmächtigte am russischen Hofe, man hoffe dort, daß der deutsche Kaiser dem verbündeten Österreich den wohlmeinenden Rat geben werde, „die Mächte oder den Haager Schiedsspruch die strittigen Punkte entscheiden zu lassen". (Am nächsten Tage telegraphiert der Zar persönlich dasselbe.) Wilhelm unterstreicht die Worte „Haager Schiedsspruch" zweimal und schreibt an den Rand: „Blödsinn."

Niemand auf Erden kann irgendetwas leidenschaftlicher wollen, als Wilhelm II. den Krieg Österreich-Ungarns gegen Serbien gewollt hat. Genau einen Monat lang gewollt hat. Bis zum 28. Juli.

Wir dienen hier der Wahrheit. Am 28. Juli, nach dem Durchlesen der serbischen Antwortnote, welche Wien äußerst weit entgegenkam, änderte sich sein Wille. Er schrieb unter den Text dieser Note: „Ein großer moralischer Erfolg für Wien; aber damit fällt jeder Kriegsgrund fort, und Giesl hätte ruhig in Belgrad bleiben sollen! Daraufhin hätte ich niemals Mobilmachung befohlen!"

Es war zu spät; Wien, einen Monat lang von Wilhelm wild gemacht, war nicht mehr zu bändigen; übrigens versuchte er gar nicht, es zu bändigen. Er riet jetzt zwar nicht mehr den Krieg im formellen Sinne an, nicht mehr die „Vernichtung", aber „die militärische vorübergehende Besetzung eines Teils von Serbien"; Belgrad als „Faustpfand für die Erzwingung und Durchführung der Versprechungen" (Handschreiben an den Staatssekretär des Auswärtigen, v. Jagow; 28. Juli). Das war nicht formell, aber materiell der Krieg.

VI.

Noch einmal: Niemand auf Erden kann irgendetwas leidenschaftlicher wollen, als Wilhelm II. (einen vollen Monat lang, den entscheidenden Monat lang) den Krieg Österreich-Ungarns gegen Serbien gewollt hat. Umschloß dies Wollen auch den europäischen Krieg? Wilhelms Verteidiger stellen das in Abrede. Sie stempeln ihn damit zum Kretin. Nur ein vollendeter Trottel war imstande, zu verkennen, daß Österreich-Ungarns Angriff auf Serbien den Angriff Rußlands auf Österreich-Ungarn zur Folge haben mußte oder doch mit größter Wahrscheinlichkeit zur Folge haben würde. Wilhelm war dieser Trottel nicht. Dieser Monarch zeigte vielleicht psychopathische Züge, aber er besaß eine durchaus durchschnittliche Intelligenz. Die Akten beweisens.

Bereits am Rande des Pourtalès-Berichts vom 13. Juli, wo von dem „unversöhnlichen Haß" der Russen gegen Österreich-Ungarn die Rede ist, einer Erscheinung, „die auch notwendig auf unsere Beziehungen zu Rußland zurückwirken muß" und mit der wir „noch auf Jahre hinaus zu rechnen haben" werden, vermerkt Wilhelm: „Natürlich, habe ich schon."

Die Notiz „Qui vivra verra" (21. Juli) spricht Bände. Aber es gibt noch klarere Beweise.

An ein Telegramm des Reichskanzlers vom 25. Juli schreibt Wilhelm: „... Mobilmachung in Belgrad! Diese kann Mobilmachung Rußlands nach sich ziehen..." Deshalb müsse er seine „Streitmacht zu Lande und zu Wasser beisammen haben". (Bethmann-Hollweg hatte es gewagt, „alleruntertänigst zu befürworten, daß Ew. M. vorläufig keine verfrühte Heimreise der Flotte befehlen".)

Am gleichen Tage berichtet Pourtalès: „Im Laufe des Gesprächs rief Sasonow aus: ‚Wenn Österreich-Ungarn Serbien verschlingt, werden wir mit ihm den Krieg führen'." Wilhelm schreibt an den Rand: „Na, denn zu!"

Am 26. Juli schlägt der Reichskanzler dem Kaiser abermals vor, „die Hochseeflotte anzuweisen, vorläufig in Norwegen zu bleiben, da dies England seine geplante Vermittlungsaktion in Petersburg... wesentlich erleichtern würde". Wilhelm schreibt an den Rand: „Es gibt eine Russ. Flotte! In der Ostsee sind jetzt auf Übungsfahrten begriffen 5 Russ. Torpedobootsflottillen, welche ganz oder teilweise in 16 Stunden vor den Belten stehen und dieselben sperren können. Port Arthur sollte eine Lehre sein! Meine Flotte hat Marschordre nach Kiel und dahin fährt sie!"

Bereits am 22. Juli rechnet der Admiralstab sogar mit einer Kriegserklärung Englands (Konteradmiral Behncke an das Auswärtige Amt; Dokument 111).

Der Kaiser hat also die Folgen der Politik, zu der er seinen Bundesgenossen anstachelte, durchaus gekannt. Wollte er diese Politik, dann wollte er die Folgen mit; er wollte sie zwar nicht unbedingt, aber er wollte sie unter der Bedingung, daß sie einträten.

Wie sehr er sie gewollt hat, geht am deutlichsten aus der hartnäckigen Weigerung hervor, sie in zwölfter Stunde ab-

zuwenden: durch eine Mächtekonferenz oder durch das Haager Schiedsgericht.

VII.

Mein Lehrer Franz v. Liszt, unter Wilhelms Zeitgenossen der größte deutsche Strafrechtler, hat den Dolus eventualis als einen Vorsatz definiert, der dann gegeben sei, wenn der Täter den Eintritt des Erfolges zwar nicht „für sicher (notwendig)", sondern „nur für möglich hielt", aber wenn vorausgesetzt werden muß, „daß die Überzeugung von dem sicheren Eintritt des Erfolges den Täter von der Begehung der Handlung nicht abgehalten hätte, wenn also . . . der Täter den Erfolg gebilligt hat".

Wilhelm II. hat den grauenhaften Erfolg seines Handelns gebilligt. Er hielt ihn für möglich; für mehr als möglich. Hätte er den Eintritt dieses Erfolges für sicher, für notwendig gehalten, so würde auch das ihn nicht abgehalten haben, zu handeln, wie er gehandelt hat. Ein Schulfall von Dolus eventualis. Er hat den Weltkrieg mit „Na, denn zu!" angerufen. Er hat ihn gewollt.

Mario Pomarici von Hans Flesch

Das Konkordat mit Preußen, die Versöhnung der Kurie mit Mexiko, die Rezeption der Todesstrafe seitens des neuen Kirchenstaates, die Generaloffensiven der schwarzen Armeen auf kulturellem Gebiete, wie auf dem münchner katholischen Filmkongreß, all diese antirevolutionären und asozialen Erscheinungen, Maßnahmen und Greuel sind Symptome einer temporären Auferstehung des lebenden Leichnams des Katholizismus. Immer und immer wieder muß in einer solchen Situation erklärt und bewiesen werden: die Kirche ist nur stark, wenn und insoweit der starke Staat sie stark macht. Jeder Staat aber, der die Kirche stark macht, schwächt sich auf die Dauer selbst dadurch, daß er das denkende, fühlende und darum revolutionäre Individuum der gedankenlosesten, formalistischsten und darum reaktionärsten Idee opfert. Der Mensch, der zwischen diese beiden Mühlsteine kommt, wird unbarmherzig zermalmt.

Als Napoleon III. den republikanischen Freischaren Garibaldis nördlich des Volturno entgegentrat und seine schützende Hand über den heiligen Kirchenstaat hielt, war mit dieser einzigen diplomatischen und strategischen Geste das Schicksal des jungen, freien Italien besiegelt. Und bis zum Ausbruch des Weltkrieges müssen wir zurückgehen, um das Leben des Mannes zu verstehen, der uns hier interessiert, nicht so sehr um seiner selbst willen als vielmehr als ein Repräsentant aller jener überparteilichen Freunde der Freiheit und der Menschenrechte, der als Sündenbock sämtliche Fehler, Gewissenlosigkeiten, Dummheiten und Schiebungen seiner Volks- und Glaubensgenossen zu büßen hat.

Bei Kriegsbeginn sitzt Pius X. auf dem Stuhl Petri. Er ist ein sanfter Papst, ein Feind Rampollas und dessen austrophober, irredentistischer Politik, er hat Angst vor Serbiens Herrschaft auf dem Balkan, Angst vor dem Panslawismus in Europa, und wir wissen seit dem Prozeß Faehrenbach, daß er

schon im Juli 1914 dem bayrischen Gesandten Ritter drahtet, er billige ein scharfes Vorgehen Oesterreichs gegen Serbien. Aber dieser Papst stirbt bald, und wenn auch nicht mehr Rampolla, der seit einem Jahr tot ist, gewählt werden kann, so geht doch aus dem Konklave wenigstens ein gelehriger Schüler der dreibundfeindlichen Politik des großen Oesterreichhassers hervor, was sich ja schon in der Namenswahl ausspricht: Benedikt XV., in Erinnerung an den Jesuitenfeind Benedikt XIV., von dem das schöne Wort überliefert ist: „Kein Staat verursacht dem heiligen Stuhl mehr Sorge und Ärger als Oesterreich, weil es alle religiösen Fragen mit Machtfragen verquickt." Benedikt XV. erklärt dem belgischen Kardinal Mercier sehr rasch: „Votre cause est notre cause"; die Italiener spitzen die Ohren, und die Franzosen treten zögernd näher. Wenn aber etwas diesem Benedikt XV. seine Ententefreundlichkeit vergällen kann, so ist es die Stellung dieser Franzosen selbst — Frankreich unterhält offiziell noch keine diplomatischen Beziehungen zum Heiligen Stuhl, Viviani möchte nicht das Odium eines Weges nach Canossa auf sich nehmen, und so sucht man krampfhaft überall nach einer Gelegenheit, die Kurie bei der Nation und bei Italien und Belgien herabzusetzen und der Freundschaft mit den Mittelmächten zu verdächtigen. Die Person des Monsignore Rudolf von Gerlach, eines Freundes Benedikts XV. aus der Seminarzeit, der erst vor kurzem die allerheiligste Bekanntschaft in Venedig aufgefrischt hat, scheint trefflich geeignet zu sein, die öffentliche Meinung in Frankreich und in jenen interventionistischen Kreisen Italiens, die unter Salandras und Sonninos Führung schon damals zum Kriege mit Oesterreich drängen, zu Ungunsten des Vatikans als eines dreibundfreundlichen Spitzelherdes umzustimmen. Der kriegshetzerische Propagandadienst Frankreichs, unter Führung Barrères, mit dessen Geld erst vor kurzem unter Leitung des Herrn Chefredakteurs Mussolini in Mailand der interventionistische ‚Popolo d'Italia' gegründet worden ist, hängt dem riesenhaften bayrischen Prälaten ununterbrochen an den Hacken, läßt keinen Schritt unbeobachtet, den dieser Intimus des Papstes außerhalb des Vatikans tut, so daß der Arme bald beschließt, überhaupt nicht mehr die vatikanischen Paläste zu verlassen. Es wimmelt von Diplomaten, Kurieren, Inlands- und Auslandskorrespondenten an der Kurie, und im Dezember 1914 erscheint Erzberger persönlich in Rom, um nach dem rechten zu sehen.

Aber Benedikt ist auch ein Preußenfresser; Erzberger, das ginge noch an, aber den Bülow, der seit September wieder in der Villa Malta sitzt und den Mut der Neutralisten zu stärken sucht, den kann er wirklich nicht schmecken. Auch in dieser Beziehung ist der Kriegspapst ein treuer Schüler Leos XIII. und weiß, daß das siegreiche Preußen nach 1870 den Mut zum Kulturkampf gefunden hat — wie soll das erst nach einem Weltkrieg werden? So wird intrigiert, paktiert und negoziiert zwischen Vatikan und Quirinal und Bülow und dem Palazzo Venezia, daß Erzbergern Hören und Sehen vergeht und er schließlich, so hinten herum, mit Umgehung Bülows, im Februar 1915 an Bethmann-Hollweg schreiben muß: „Ohne Kon-

zessionen wird sich Italien vom Krieg wohl nicht zurückhalten lassen."

Doch die Konzessionen — sie sind ja da, sie werden gemacht, der wackere Giolitti ist zur Stelle. Giolitti deutet an, Oesterreich habe „allerhand" (parecchio — jenes berühmte „parecchio") versprochen und bald sickert durch, das sei Südtirol und das Westufer des Isonzo und Triest, ein Freistaat mit einer italienischen Universität, und Valona. Was vermag indes so ein schäbiges „parecchio" gegen das prachtvolle Ententeübereinkommen von London? Der Krieg mit Oesterreich bricht aus, und der Papst beginnt Blut zu schwitzen auf dem heiligen Stuhle Petri.

Der Zucker ist knapp in Italien, und Kohle hat man auch keine. Also zieht man vor, aus derartigen und ähnlichen Nahrungs- und Beheizungsgründen, mit Deutschland lieber im Friedenszustand zu verharren und auch ein Auge zuzudrücken, wenn einmal ein oder das andre deutsche U-Boot in einem sizilianischen Hafen einläuft, um dort zu verschnaufen. Die diplomatischen Beziehungen sind zwar abgebrochen, und Bülow lebt in der Schweiz mit seinem getreuen Adlatus, dem Baron Stockhammer — doch nur keinen Krieg, nur keinen Krieg mit Deutschland! Werden die Neutralisten wenigstens den Teilerfolg einer Neutralität gegen Deutschland aufweisen können?

Salandra hat vor ein paar Wochen von der Höhe des Kapitols herunter erklärt: „Krieg nur gegen Oesterreich! Krieg nur dem Erbfeind!" Ich selbst habe in Italien Medaillen noch aus dem Jahre 1917 gesehen, bloß mit der Inschrift: „Krieg Italien-Oesterreich." Ist Bülow energisch genug? Weiß er auch, wie weit die Macht der deutschfeindlichen Interventionisten schon reicht? Was ists mit Gerlach? Reist er, bleibt er und wackelt das goldene Stühlchen des preußenfeindlichen heiligen Vaters? Ach, Bülow wird leider von daheim nicht sehr unterstützt, es weht der frische Wind der Verzweiflung durchs Haus, und auf einen Feind mehr oder weniger kommt es auch nicht mehr an. Kriegserklärung Deutschland-Italien.

Die Stellung so eines päpstlichen Hausfaktotums bajuvarischen Ursprungs ist nun mehr als schwierig geworden. Der Papst rückt ab, die Patrioten laufen Sturm, eine Kampagne beginnt gegen den Busenfreund Benedikts. Ende 1916 fliegt im Hafen von Tarent der Panzerkreuzer „Benedetto Brin" in die Luft, man erinnert sich, daß im August 1915 dem „Leonardo da Vinci" etwas ähnliches passiert ist: Spione her! Die Kurie ist ein Spionennest! Il Gerlach ci tradisce! Was bleibt dem heiligen Vater übrig, als den Seminarkollegen zu opfern? Zwei Karabinieri begleiten ihn über die schweizer Grenze, und als man ein paar Monate später gegen ihn die Voruntersuchung wegen Hochverrats und Einverständnisses mit dem Feind eröffnet, spielt er längst Tennis in der Stadt des gastfreundlichen Erzbischofs von Chur, während die Behörden von Kirche und Staat, endlich im allerbesten Einvernehmen, darauf aus sind, sich aus der Schar der Neutralisten einen Sündenbock zu wählen in der Gestalt des neapolitanischen Journalisten Mario Pomarici.

*

Mario Pomarici hat den Fehler, eine andre Meinung zu haben als ein Großteil seines Landes. Mario Pomarici ist mit einer Deutschen verheiratet, Mario Pomarici schreibt Ansichtskarten aus der Schweiz nach Hause, auf denen „militärische Transporte" abgebildet sind. (Wennerberg, Zyklus XI „Des Kriegers Fahrt".) Machen wir ihm den Prozeß wegen Einverständnisses mit dem Feind.

Ich kenne Mario Pomarici aus seinen Arbeiten und seinen Worten als einen Sohn jenes Volkes, bei dem sich, wie bei dem russischen Volk, revolutionärer Geist und nationales Empfinden noch nicht oder nicht mehr auszuschließen brauchen; es ist das selbe Volk, das als erstes und einziges die Kriegskredite nicht bewilligt hat und über dessen Haustoren trotz Tyrannis und zehntausend Jahren Kerker für Kommunisten die Inschrift „Aufgang nur für Herrschaften" unbekannt ist, so tief sitzt in ihm auch unter dem Manganello Mussolinis das alte Gefühl der alten Freiheit. Ich kenne Mario Pomarici — er ist zwischen die Mühlsteine geraten. Er ist ein Opfer des Nationalismus, des Jesuitismus und der Angst seiner Freunde diesseits und jenseits der Alpen. Er führt hier unter Umständen, die nicht näher beschrieben werden dürfen, ein Leben, das sich von dem Leben in einem italienischen Kerker nur unwesentlich unterscheidet.

Mario Pomarici hat im Jahre 1910 beim ‚Mattino' in Neapel, dem führenden Blatt Unteritaliens, seine Laufbahn als Journalist begonnen; er stammt aus einer angesehenen, altadligen Beamtenfamilie. Er hat zwei Jahre Balkankrieg als Korrespondent seines Blattes mitgemacht, dabei ist er zur Überzeugung gekommen, daß Italiens Stellung in einem künftigen europäischen Konflikt, den er haargenau vorhergesagt, nur die bewaffnete Neutralität zu sein hat. Deutschland ist zu stark, und Rußland ist zu stark: Italien ist das Zünglein an der Wage. Die Brüder Scarfoglio leiten dazumals ihren ‚Mattino' als bemerkenswert liberales Blatt: es gibt da Artikel aus der Feder Pomaricis über die Ursachen der vielen Eisenbahnunglücke, die durch Arbeitsexzesse von fünfzehn bis achtzehn Stunden Arbeitszeit für das Manövrierpersonal — merks, Deutschland! — hervorgerufen werden, über den Tod Rampollas, über ein Interview mit Essad Pascha.

Bei Ausbruch des Weltkrieges lebt Pomarici in Berlin als Vertreter des ‚Mattino' sowie des triestiner ‚Piccolo' und der ‚Ora', Palermo. Namhafte, sehr namhafte deutsche Publizisten werden sich aus dieser Zeit sicherlich seiner erinnern. Er kommt Anfang September nach Rom und Mailand und erklärt seinen erstaunten Landsleuten, daß die Deutschen noch keineswegs auf dem Boden liegen, wie nach der Marneschlacht die ‚Agence Havas' das neutrale Ausland glauben machen will. Dabei wagt er es, dem Herrn Chef vom ‚Popolo d'Italia', dem Kollegen Mussolini, zu widersprechen. Und das wird einmal sein Verderben sein.

Als Neutralist schließt er sich an die neugegründete ‚Vittoria' des Francesco Nicolosi-Raspagliesi an und geht November 1914 wieder nach Berlin. Zu dieser Zeit schreibt er sei-

nem Blatt wörtlich: „Wir, die wir das Glück haben, durch einen Zufall in den ungeheuren Kampf nicht mitverwickelt zu sein . . ." Durch einen Zufall — man macht sich nicht beliebt beim interventionistischen Italien mit solchen Äußerungen. Und Barrère arbeitet. Vigliani, der Polizeipräsident Roms, ruhmvollerer Vorgänger eines ruhmlosen de Buono und persönlicher Freund Pomaricis, ein Polizeichef, dem eine nationalistische Presse noch den Vorwurf machen kann, er habe einen Korrespondenten des ‚Avanti' bei sich empfangen, bedeutet Pomarici bei dessen gelegentlichem Aufenthalt in Rom, er solle als Neutralist, der noch dazu eine Deutsche geheiratet hat, schauen, außer Landes zu kommen. Pomarici reist in die Schweiz.

Er vertritt noch immer die ‚Vittoria' und deren neutralistische Tendenzen. Man sucht zu retten, was noch zu retten ist. Man kennt von früher den Baron Stockhammer und Bülow, dessen hohe Herrn, man informiert sein Blatt, welche Stimmung in Deutschland gegen Italien herrscht — wird man den Krieg, den deutschen Krieg vermeiden? Einmal kommt dann auch ein andrer Neutralist über die Alpen, ein gewisser Valente, und berichtet, schlecht stehe die Sache der Neutralisten in Italien, es werde sich wohl ein bewaffneter Konflikt mit Deutschland nicht vermeiden lassen. Die Italiener haben Truppen an der albanischen Front, in Valona, und dort stehen doch auch Deutsche. „Italiener stehen in Valona" — darauf wird einmal ein Todesurteil mit aufgebaut sein, auf einer Gesprächswendung, deren faktischer Inhalt aus jedem italienischen Heeresbericht und aus jeder Zeitungsnachricht zu ersehen ist.

Deutschland hat kein Interesse mehr am Frieden. Italien ebensowenig. Was macht es aus, daß sich der Verkehr Pomaricis mit Stockhammer auf eine Zeit beschränkt, da Italien sich noch nicht im Kriegszustand mit Deutschland befand? Gerlach ist nun einmal da — die Stimmung im Lande verlangt eben nach einem Monstreprozeß mit allen Merkmalen und Ungerechtigkeiten des militärischen Hochgerichts. Verteidigerverweigerung, Ausschluß der Öffentlichkeit, Kammerinterpellationen, sechsundfünfzig Sitzungen, in denen nur das immer schon zugestandne Faktum des Verkehrs mit Stockhammer und Bülow von diversen Zeugen mehr oder minder suspekter Art erhärtet und beschworen wird. Es trifft Gerlach und Pomarici, und gemeint sind Neutralisten und Curie, Giolitti und Gasparri.

Die Schriftsachverständigen sind sich darüber einig, daß die Karten und Briefe, die zum Großteil aus dem Papierkorb des Baron Stockhammer, also an einer wenig diplomatischen Örtlichkeit, gestohlen wurden, nicht von Männerhand geschrieben sein können. Das Kriegsgericht findet Pomarici schuldig. Die Anklage produziert drei Hauptbelastungszeugen gegen Pomarici: einen gewissen Bremiero, Bruno Tedeschi und Antonio Celletti. Bremiero kann bei der Hauptverhandlung nicht erscheinen, weil er ein österreichischer Konfident ist, der sich an Italien verkauft hat — was von derartigen Janusgestalten zu halten ist, wissen wir. Das Kriegsgericht findet Pomarici

schuldig. Bruno Tedeschi wird im Jahre 1920 zu elf Monaten Kerker verurteilt, wegen falscher Aussage im Prozeß Gerlach-Pomarici. Krone und Stolz der Anklage ist jedoch die Anzeige und Aussage des Advokaten Celletti, ein Dokument niederster, servilster Gesinnung und heuchlerischer, falscher Vaterländerei, wie wir sie im Krieg, Nachkrieg und Frieden immer wieder und wieder antreffen: den Untertan S. M., der bewaffneten Macht. Die Protokolle liegen vor mir auf dem Tisch, und ich lese den Satz am Schluß der Denunziation: „Und für all das verlangte und verlange ich keinen andern Lohn als das Gefühl innerer Befriedigung, meinem Vaterland, wenn auch in bescheidener Weise, ebenfalls gedient zu haben." Doch selbst dieser Staatswurm sagt, was Pomarici betrifft, wörtlich: „Er hat eine Berlinerin geheiratet. Ich hatte Gelegenheit, ihn gründlich zu beobachten: es steht für mich fest, daß Pomarici sich nicht mit Spionage befaßt." Celletti hat es nämlich hauptsächlich auf einen dritten Angeklagten, auf Archita Valente, abgesehen, an dem er sich zu rächen wünscht, weil ihn dieser seinerzeit nicht zu den Hazardpartien zugezogen hat, an denen Celletti teilzunehmen begehrte. Aber das Kriegsgericht findet Pomarici schuldig und verurteilt ihn in contumaciam zum Tode durch Erschießen in den Rücken.

Schuldig — wessen? Schuldig des „indirekten Einverständnisses mit dem Feinde, wodurch Italien hätte Schaden erleiden können. Die Möglichkeit, daß die beiden deutschen Diplomaten mit einer präsumierten Zentralspionagestelle Oesterreich-Deutschland in der Schweiz in Verbindung stehen, soll als Tatbestand für ein Todesurteil genügen. Aber bereits zwei Jahre später entscheidet das Oberste Heeresgericht Italiens in dem analogen Fall Quattrini mit allgemeiner, bindender Rechtsgültigkeit, daß man die einschlägige Gesetzesbestimmung „dann nicht anwenden könne, wenn das inkriminierte Einverständnis durch ein Spionagebureau effektuiert wurde, das den beiden Zentralmächten gemeinsam ist, von welchen sich jedoch im Augenblick der Tat nur Oesterreich im Kriegszustand mit Italien befand!" Das geht also noch viel weiter.

Einige Monate nach Pomaricis Verurteilung ereignet sich der bekannte Einbruch ins österreichische Konsulat in Zürich, wobei in der eisernen Kasse die Listen mit den Namen sämtlicher österreichischer Spione den Italienern in die Hände fallen — der Name Pomarici ist nicht darunter. Und kurze Zeit nach dem Waffenstillstand sind Bülow und Stockhammer wieder in Rom.

Pomarici hat sich nach Friedensschluß sofort um die Wiederaufnahme seines Prozesses bemüht. Gerlach ist längst kein Priester mehr, ist längst zu Hause, die Kriegsamnestien kommen und befreien sämtliche Mitangeklagten, Giolitti übernimmt noch einmal die Regierung. Und unter der Regierung Giolitti gelingt es auch endlich, einen formellen Wiederaufnahmegrund zu produzieren: selbst ein Kriegsgericht kann sich gewissen Tatbeständen gegenüber nicht blind und taub stellen und verurteilt den einen der Zeugen, Bruno Tedeschi, wegen falscher Zeugenaussage. Da vollzieht sich die verhängnisvolle

Wendung: Mussolini, Pomaricis persönlicher Gegner, kommt an die Macht und mit einem Schlag ist die Lage Pomaricis schlechter als die sämtlicher sogenannter „Kriegsverurteilter" zwischen Jütland und Sizilien. Revision? Zuerst zurückkommen, die Pfote geleckt und in den faszistischen Kerker marschiert. Pomarici wird sich hüten. Der eine Mitangeklagte, Archita Valente, hat angeblich im Gefängnis durch Selbstmord geendet; man weiß, was solche Selbstmorde hinter dikken Kerkermauern zu bedeuten haben.

Pomarici versucht es noch einmal. Er hat einen alten Vater zu Hause, den er vor dessen Tod noch einmal sehen will. Er wagt etwas Tollkühnes: er will sich in die Höhle des Löwen begeben, er bittet im Wege der Gesandtschaft bloß um vierzehn Tage Freigeleit (Salvocondotto). Das Außenministerium lehnt ab. Außenminister: on. Mussolini, il Duce. Im März dieses Jahres stirbt der Vater Pomaricis. Pomarici pfeift auf das Freigeleit und auf die Revision seines Prozesses vor den faszistischen Sondertribunalen. Aber er begehrt eine Wiederaufnahme vor dem Tribunal der öffentlichen Meinung Europas.

Bülow lebt. Stockhammer lebt. Gasparri lebt und schließt Konkordate, Gasparri, der damalige Führer der dreibundfeindlichen Partei in der Kurie. Sie alle kennen Pomarici ganz genau, den Fall und den Menschen. Nichts geschieht — man hat Angst rings im Lande vor Mussolini. Keiner Partei und keiner Liga der Welt fällt es ein, für Pomarici auch nur einen Finger zu rühren. „Er gehört nicht zu uns." — „Er hat nie zu uns gehört." — So läßt man ihn verrecken.

Was vermöchten auch die kleinen Kieselsteine der Parteien, wenn einer zwischen die großen Mühlsteine geraten ist, Staat und Kirche, Papst und Mussolini?

Die Zukunft der Kriege von Emile Zola

Ich hoffe, daß wir in unsrer Zeit eine allmähliche Wandlung des kriegerischen Ideals erleben werden. In den Anfängen der Menschheit, im heroischen Zeitalter, war der Krieg hauptsächlich ein Offensivkrieg: man überrumpelte den Nachbarn, um ihm sein Land wegzunehmen und ihn zur Sklaverei zu verurteilen. Heutzutage geschieht das wohl auch noch mitunter, aber man gesteht es nicht mehr ein. Immer ist nur von einem Defensivkrieg die Rede, man behauptet stets, der Bedrohte zu sein, und will beweisen, daß man nur Krieg führt, um sich zu verteidigen. Ein Staat mag noch so militärisch sein, noch so stark und so ernsthaft für den Krieg gerüstet, er wird sich heutzutage immer deswegen entschuldigen, daß er in dieser schrecklichen Bereitschaft ist und bleibt, und wird sagen, daß das einzig und allein zur eventuellen Verteidigung des Landes geschehe. Kein Staat der Welt würde eingestehen, daß er davon träumt, beim Nachbar einzubrechen und an die Eroberung der Welt zu gehen. Es scheint mithin, daß das Ideal des Krieges an Virulenz einbüßt.

Der gegenwärtige Zustand Europas ist folgender: Seit 1870 sind alle großen europäischen Staaten in ungeheure Feldlager verwandelt. Ich glaube, daß das eine Folge unsrer Niederlage ist, ja es ist sicher, daß der Zustand enormer Kriegsbereitschaft, in dem sich Europa befindet, durch die Siege Deutschlands geschaffen worden ist und durch die Eroberung der beiden Provinzen, die es uns genommen hat. Da Deutschland die beiden Provinzen behalten wollte, war es gezwungen, kolossal gerüstet zu sein; und da andererseits wir sie wiedererobern wollten, mußten wir gleichfalls kolossal rüsten. Daraus folgte, daß Oesterreich, Italien, ja selbst Rußland gezwungen waren, unserm Beispiel zu folgen. So kommt es, daß alle großen Nationen Europas, wie ich eben sagte, über ungezählte Armeen verfügen und riesigen Feldlagern gleichen.

Eine solche Situation hat natürlich ernste Folgen nach sich gezogen. Zuerst die zwangsmäßige Militärpflicht, das ganze Volk in Waffen, was die verschiednen Länder enorme Summen kostet. Andrerseits kam die Frage der Ausrüstung: man gab immer mehr aus für die Befestigungen, für Waffen, für Munition, für das gesamte Kriegsmaterial. Eine weitere Steigerung der Ausgaben wurde durch die sukzessiven Verbesserungen verursacht, die auf dem Gebiete der Waffenindustrie gefunden wurden und die durch jede Neuerfindung die früheren Waffen altmodisch und unbrauchbar machten, so daß sie durch neue ersetzt werden mußten. So wurde eine Menge Kriegsmaterial unnütz, man kassierte es und ersetzte es durch neues. Seit 1870 haben die Militärbudgets der europäischen Nationen Milliarden verschlungen.

Das hat bei diesen Nationen einen ganz eigenartigen politischen und sozialen Zustand geschaffen, der den sichern Ruin bedeutet. Alle Geschäfte sind mehr oder weniger lahmgelegt, alles Geld der betreffenden Staaten wird für das Kriegsbudget beansprucht, dieses Budget steigert sich von Jahr zu Jahr, und es scheint sehr, daß alle Nationen, wenn sie es so weiter treiben, früher oder später mit dem Bankrott enden werden. Im Grunde genommen ist man lebhaft besorgt; man gesteht es sich vielleicht nicht ein, aber ich bin überzeugt, daß man in den armen Ländern, wie zum Beispiel Italien, wo man in bezug auf Rüstung große Dummheiten gemacht hat, sich vollständig darüber klar ist, daß der Wahnsinn der militärischen Ausgaben in der Aussicht auf einen möglichen Krieg die Nation endlich in den Abgrund treiben wird.

*

Ich meine, aus diesen unnütz verschwendeten Milliarden, aus diesen Völkern, die sich nutzlos verbluten, um in Kriegsbereitschaft zu bleiben, aus diesen unaufhörlichen Verbesserungen der Bewaffnung, die die Kriegsmaschinen immer mörderischer machen, auf ein bevorstehendes Ende des Krieges

schließen zu können, weil es ja evident ist, daß ein solcher Zustand nicht andauern kann. Die Nationen können nicht in alle Ewigkeit lahmgelegt bleiben, das muß ein Ende haben, weil sonst endlich die ganze nationale Produktion, das ganze soziale Leben unterbrochen würde. Dazu kommt noch die Frage der Waffen, die von Tag zu Tag todbringender werden. Mit den weittragenden Kanonen, den Haubitzen, die immer mehr Unheil anrichten, mit all den andern Erfindungen, die uns in Aussicht gestellt werden, den Höllenmaschinen, die auf Entfernung von Kilometern ganze Regimenter vernichten sollen, ist es klar, daß der Charakter des Krieges vollständig verändert werden wird; er ist kein mutiger Nahkampf mehr, kein Degen- oder Bajonettgefecht, sondern er wird zu einer Art Wissenschaft, die den Feind zerstört, ohne daß man sich ihm zu nähern braucht. Das wird so fürchterlich werden, daß in Zukunft ein Volk es sich zweimal überlegen wird, bevor es einem andern den Krieg erklären wird. Es handelt sich nicht mehr um Söldner, die sich irgendwo in einem Winkel schlagen, die eine Art Duell austragen, wobei die beiden Nationen Zuschauer sind. Nein, die beiden Nationen selbst gehen aufeinander los, mit so entsetzlichen Zerstörungsmöglichkeiten, daß eine der beiden Nationen vollständig vernichtet sein muß, damit der Streit ein Ende habe.

Unter solchen Bedingungen wird ein Krieg eine so verabscheuungswürdige Sache, ein solches Attentat gegen die Menschheit, daß diese Schlächtereien immer seltener werden müssen. Bevor man sich zu einem Krieg entschließt, wird man alle Möglichkeiten einer friedlichen Lösung versuchen, um so mehr, als heutzutage, wo ganz Europa kriegsbereit ist, ein Krieg zweifellos nicht auf zwei Nationen beschränkt bliebe sondern alle benachbarten Nationen ergreifen würde, so daß bald ganz Europa in Flammen stünde. Das erklärt, weshalb seit dreißig Jahren trotz der Kriegsdrohungen, trotz des Hasses, der so lange Zeit zwischen Frankreich und Deutschland bestanden hat, trotz all unsrer Befürchtungen kein Krieg ausgebrochen ist. Je weiter wir fortschreiten, desto unmöglicher scheint der Krieg zu werden, desto mehr wird er ein Verrat an der Menschheit, für den keine Nation mehr die Verantwortung tragen kann.

Wenn aber dennoch die gegenwärtigen Schwierigkeiten zu einem Punkt gelangen würden, wo eine Abrüstung nicht mehr möglich wäre, wenn dennoch in der nächsten Zukunft eine Art Weltbrand entstehen würde, dann wäre das eine grauenhafte Katastrophe, so grauenhaft, daß sie — so glaube ich — den Krieg für alle Zeiten beenden würde. Ich glaube, nach diesem Massenmorden wären alle Nationen so erschöpft, so erfüllt von Grauen und Mitleid, daß sie nie wieder einen Krieg beginnen würden und ewiger Völkerfriede herrschen würde! Es

wäre der letzte Greuel, und die ganze Welt würde davon einen solchen Abscheu und solche Gewissensbisse behalten, daß der Krieg für alle Zeiten tot wäre.

*

Ich glaube, daß der Krieg in einer nicht mehr allzufernen Zukunft unnötig werden wird. Ich denke dabei an die demokratische Bewegung, an die große sozialistische Bewegung, die in den letzten hundert Jahren so mächtige Fortschritte gemacht hat. Für mich spielt sich der wahre Kampf der Menschheit nicht mehr auf den Schlachtfeldern sondern, wenn ich mich so ausdrücken darf, auf den Arbeitsfeldern ab, in der Industrie, in der Agrikultur, mit einem Wort, überall dort, wo die Menschen Anstrengungen für die Produktion und das Glück machen. Die große Schlacht, die heutzutage geschlagen wird, ist die der Arbeiterschaft gegen das Kapital. Ich bin davon durchdrungen, daß wir in diesem Augenblick Zeitgenossen einer sozialen Umwälzung sind, die ebenso wichtig, ebenso entscheidend ist, wie diejenige war, die im Altertum entstand, als man vom Zustand der Sklaverei in den Zustand der bezahlten Arbeiterschaft überging. Heute ist die Situation ungefähr die gleiche. Man sagt: „Wie kann eine Nation ohne bezahlte Arbeiter bestehen? Wie sollte die Arbeit geleistet werden, wenn man den Arbeiter nicht bezahlen würde? Und wodurch wollen Sie ihn ersetzen?" Es gab Vorläufer, Apostel, wie Saint-Simon, wie Proudhon, Auguste Comte und vor allem Fourier, die von den zukünftigen Gesellschaften sprachen, in denen der Lohn nicht mehr die Bedingung für den Arbeiter sei, wo es Zusammenwirken gäbe, Solidarität, mit einem Wort, einen ganz neuen Stand der Dinge, der schließlich die ganze gegenwärtige Lohnarbeiterschaft verdrängen werde. Und es ist evident, daß wir dorthin steuern. Die Kämpfe zwischen Arbeiterschaft und Kapital, die wir jetzt miterleben, führen uns zu diesem neuen Zustand, den wir noch nicht vollständig begreifen, der aber sicherlich die zukünftige Gesellschaft sein wird. Diese wird eine vollständige Reorganisation der Arbeit mit sich bringen und damit eine neue Verteilung des Reichtums schaffen. Und ich sage, daß diese zukünftige Gesellschaft, mit der wir schwanger gehen, von der man die Völker entbinden wird, die morgen aus ihnen geboren werden wird und deren Geburtswehen wir jetzt verspüren, ich sage, daß dies neue Ideal, dem wir zustreben, der absolute Gegensatz zu dem kriegerischen Ideal ist, das so lange die Völker begeistert hat.

Es ist ganz sicher, daß es in dieser zukünftigen Gesellschaft keinen Krieg mehr geben wird, denn die Reorganisation der Arbeit wird in jedem Volk größere Solidarität bewirken und zwischen den verschiedenen Nationen immer engere Bande knüpfen, sei es durch Schiedsspruch, sei es durch Mittel, die

man noch nicht begreift. Der Krieg wird aufhören, ein sozialer Faktor in dieser zukünftigen Gesellschaft zu sein. Der soziale Kampf des zu Ende gehenden Jahrhunderts wird dem beginnenden Jahrhundert als Erbe vermacht werden. Der Krieg wird verschwinden müssen, weil er mit dem neuen Stand der Dinge nicht mehr vereinbar sein wird.

Primaner in Uniform von Erich Kästner

Der Rektor trat, zum Abendbrot,
bekümmert in den Saal.
Der Klassenbruder Kern sei tot.
Das war das erste Mal.

Wir saßen bis zur Nacht im Park
und dachten lange nach.
Kurt Kern, gefallen bei Langemarck,
saß zwischen uns und sprach.

Dann lasen wir wieder Daudet und Vergil
und wurden zu Ostern versetzt.
Dann sagte man uns, daß Heimhold fiel.
Und Rochlitz sei schwer verletzt.

Herr Rektor Jobst war Theolog
für Gott und Vaterland.
Und jedem, der in den Weltkrieg zog,
gab er zuvor die Hand.

Kerns Mutter machte ihm Besuch.
Sie ging vor Kummer krumm.
Und weinte in ihr Taschentuch
vorm Lehrerkollegium.

Der Rochlitz starb im Lazarett.
Und wir begruben ihn dann.
Im Klassenzimmer hing ein Brett,
mit den Namen der Toten daran.

Wir saßen oft im Park am Zaun.
Nie wurde mehr gespaßt.
Inzwischen fiel der kleine Braun.
Und Koßmann wurde vergast.

Der Rektor dankte Gott pro Sieg.
Die Lehrer trieben Latein.
Wir hatten Angst vor diesem Krieg.
Und dann zog man uns ein.

Wir hatten Angst. Und hofften gar,
es spräche einer Halt!
Wir waren damals achtzehn Jahr,
und das ist nicht sehr alt.

Wir dachten an Rochlitz, Braun und Kern.
Der Rektor wünschte uns Glück.
Und blieb mit Gott und den andern Herrn
gefaßt in der Heimat zurück.

Wiederaufnahme von Kaspar Hauser

Herrn Ehrendoktor Bumke dargewidmet

Erster Verhandlungstag

Der Vorsitzende: Na und ——?

Die Zeugin: Und — da ist er eben ...

Der Vorsitzende: Was?

Die Zeugin (schweigt).

Der Vorsitzende: Aber sprechen Sie doch ... es tut Ihnen hier niemand etwas! Außerdem stehen Sie unter Ihrem Eid!

Die Zeugin (ganz leise): Da ist er eben die Nacht bei mir geblieben ...!

Ein Geschworener: Das war also die Mordnacht? Die Nacht vom 16. auf den 17. November?

Die Zeugin: Ja ...

Der Vorsitzende: Ja, um Gotteswillen! Hat Sie das denn niemand in der damaligen Verhandlung gefragt?

Die Zeugin: Der Herr Rat war so streng mit mir ... und es ging auch alles so schnell —

Der Vorsitzende: Und da lassen Sie einen unschuldigen ... da lassen Sie also einen Mann zum Tode verurteilen und dann später lebenslänglich ins Zuchthaus gehen, ohne zu sagen — also das verstehe ich nicht!

Die Zeugin (schluchzend): Meine Eltern sind sehr fromm ... die Schande — —

Zweiter Verhandlungstag

Der Zeuge: Das habe ich auch alles ausgesagt. Aber der Herr Untersuchungsrichter wollte davon nichts hören.

Der Vorsitzende: Herr Landrichter Doktor Pechat?

Der Zeuge: Ja. Ich habe ihn immer wieder darauf hingewiesen, daß der Schrei in der Nacht gar nicht deutlich zu hören war — es regnete sehr stark, und das Haus war auch weit entfernt ...

Der Vorsitzende: In Ihrer Aussage — also hier im Protokoll kann ich davon nichts finden.

Der Zeuge: Der Herr Untersuchungsrichter hat gesagt: wenn ich nicht unterschreibe, dann behält er mich gleich da.

Der Staatsanwalt: Das ist doch wohl nicht möglich! Herr Landrichter Pechat — bitte?

Der Landrichter: Ich kann mich nicht mehr besinnen.

Dritter Verhandlungstag

Der Sachverständige: Das erste, was jeder Fachmann sofort zu tun hatte, war: den zweiten Revolver zu untersuchen. Das ist damals nicht geschehen.

Der Staatsanwalt: Warum haben Sie denn das in der Verhandlung nicht angegeben?

Der Sachverständige: Herr Staatsanwalt! Ich bin jetzt dreiundzwanzig Jahre Sachverständiger ... aber so was wie diese Verhandlung damals ... ich durfte überhaupt nichts sagen. Der Staatsanwalt, Herr Staatsanwalt Pochhammer, und der Herr Vorsitzende, Herr Landgerichtsdirektor Brausewetter,

haben immer wieder gesagt, das seien meine persönlichen Ansichten, und auf die käme es nicht...

Der Vorsitzende: Ist es Ihrer Meinung nach möglich, mit dem ersten Revolver auf die Entfernung, die das damalige Urteil annimmt, zu zielen oder gar zu treffen?

Der Sachverständige: Nein. Das ist ganz unmöglich.

Vierter Verhandlungstag

Der Staatsanwalt: ...wenn auch nicht mit absoluter Gewißheit, so doch mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, daß der Angeklagte nicht der Täter ist. Ich sage nicht: nicht gewesen sein kann; denn wenn auch sein Alibi durch die Zeugin, Fräulein Koschitzki, nunmehr bewiesen ist; wenn auch die Zeugenaussagen, wonach man einen Schrei gehört habe, erschüttert worden sind; wenn auch, fahre ich fort, die versäumte Untersuchung des Armeerevolvers ein fehlendes Glied in der Beweiskette ist, so bleibt doch immer noch die Frage: Wo ist August Jenuschkat geblieben? Der Leichnam des Ermordeten ist niemals aufgefunden worden.

Daher können wir auch nicht sagen, daß in der ersten Verhandlung etwa schuldhaft irgendein Umstand außer Acht gelassen worden sei. Das wäre eine ungerechtfertigte Übertreibung. Die Umstände, wie ich sie Ihnen hier...

(Rumor)

Der Vorsitzende: Ich bitte doch aber um Ruhe! Justizwachtmeister, schließen Sie die —

Der Justizwachtmeister: Wollen Sie hier raus! Wollen Sie hier wohl —

Eine Stimme: Äi, Franz, was machst du denn auf der Anklagebank —?

Der Angeklagte (reißt die Augen auf und fällt in Ohnmacht).

Der Justizwachtmeister: Wistu ... Wistu...

Der Vorsitzende: Ruhe! Was ist das? Was wollen Sie hier? Wer sind Sie?

Der fremde Mann: I, ich bin der Jenuschkat!

Der Vorsitzende: Wenn Sie hier Ansprüche wegen Ihres ermordeten Angehörigen stellen wollen...

Der fremde Mann: Äi näi! Ich bin der August Jenuschkat!

Der Vorsitzende: Ruhe! Sie sind August Jenuschkat? Gibt es zwei Augusts in Ihrer Familie?

Der fremde Mann: Näi. Ich hab jeheert, se haben mir ermordet; aber ich jlaub, es is nich wahr!

Der Vorsitzende: Treten Sie mal vor! Haben Sie Papiere, mit denen Sie sich ausweisen können? Ja... Da sind Sie also der ... da sind Sie also —

Der fremde Mann: Jaa. Wie ich an den Morjen bin nach Hause jekomm, da standen da all die Schendarm. Und da bin ich jläich wechjemacht, weil ich jedacht hab, se wolln mir holen. Ich hatt da noch n Stückchen mits Finanzamt. Und da bin ich riber mit die Pferde — ins Litausche. Und da hab ich mich denn in eine Försterstochter verliebt und hab se all jehäirat. Un jeschrieben hat mir käiner, weil se meine Adreß

nich jehabt habn. Und wie ich nu heite morjn rieber komm ausn Litauschen, mit die Pferde, da heer ich diß hier. Nee, saren Se mal — —!

Der Vorsitzende: Die Verhandlung wird vertagt.

* * *

Personalnachrichten

Befördert wurden:

Herr Landrichter Doktor Pechat zum Landgerichtsdirektor;
Herr Staatsanwalt Doktor Pochhammer zum Ersten Staatsanwalt;
Herr Landgerichtsdirektor Brausewetter zum Senatspräsidenten in Königsberg.

Selbstkostendichtung von Hans Natonek

Hundert Zugänge und Pforten zum Lebendigen gibt es. Es ist vielleicht ein Fehler, daß wir in der Literatur und in sonstigen Kunstübungen ausschließlich das Gelungene betrachten und zergliedern, um Erkenntnisse und Anschauungen zu schöpfen. Wir lesen Bücher, sehen Bilder und Theateraufführungen, die schon ein Mindestmaß von Ansprüchen garantieren. Wir wollen hier eine künstlerische Produktion, die völlig abseits aller Kritik, die also unter aller Kritik ist, unkritisch, wenn möglich liebevoll betrachten. Was unter aller Kritik ist, wollen wir über alle Kritik stellen.

Vor mir liegt ein Stoß seltsamer Bücher — Bücher ist vielleicht ein wenig zu viel gesagt. Es sind als Buch gebundene und edierte Heftchen — kennt ihr sie, diese liniierten Schulheftchen im blauen Umschlag, die sich wie durch ein Versehen aus der privaten Aufzeichnung in den öffentlichen Druck verirrt haben? Öffentlicher Druck, das ist wiederum beinah zuviel gesagt. Denn diese rührend schmalen Bücherchen, die alle dem Xenien-Verlag in Leipzig, dem größten Selbstkostenverlag Deutschlands, entstammen, haben, wiewohl sie erschienen sind, nie das Licht der Öffentlichkeit erblickt. Es sind gewissermaßen heimliche Geburten des Schrifttums, nur von der deutschen Bücherei, der nichts entgeht, registriert, von niemand gelesen als vom Autor, von niemand besprochen als jetzt von mir, von niemand gekauft, bei keinem Sortimenter erhältlich. Es sind Privatdrucke und doch Bücher.

Das blaue Schulheftchen verwandelt sich beim Verleger gegen Entrichtung der sogenannten Herstellungskosten, die gar nicht gering sind, in ein Buch. Im Grunde verwandelt sich gar nichts. Schulheftchen bleibt Schulheftchen, der Horizont der Schublade ist nur scheinbar erweitert, nur die äußere Form der Niederschrift hat sich verändert. Es ist ein Als-ob-Buch. Die Öffentlichkeit ist nur vorgetäuscht. Aber der Autor ist befriedigt. Da der Selbstkostenverlag für eine Bedürfnisbefriedigung sorgt, nämlich: dem Dilettanten die Freude des Gedrucktwerdens zu verschaffen — was wäre da groß gegen ihn vorzubringen, moralisch oder sonstwie? Der Dilettantismus ist nun einmal da, und der Selbstkostenverleger nimmt sich der Leute an, deren sich keiner annimmt. Das kostet natürlich Geld; das

hat seine festen Taxen wie ein Begräbnis. Der Selbstkostenverleger verschafft dem Dilettanten ein Druckbegräbnis erster Klasse. Welch eine Tragikomödie! Der Kaufmann verkauft Kaffee und Heringsware, der Selbstkostenverleger Illusionen. Wenn er den Druck des Werkes verweigerte, weil es nichts taugt, würde er dem Dichter keinen Dienst erweisen. Der Selbstkostenverlag ist eine — nicht gerade moralische — Anstalt zur Befriedigung armseligen Ehrgeizes und kleiner Einbildungen und Eitelkeiten. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob die Taxe, die der Selbstkostenverleger dem dilettierenden Neuling abnimmt, zu teuer ist oder nicht. Seine Eitelkeit und Selbsttäuschung bezahlt man immer zu teuer.

In der Literatur versammeln sich Squenz, der Zimmermann, Schnock, der Schreiner, und Zettel, der Weber, beim Selbstkostenverleger. Glücklicher Mann, der eine solche Plättanstalt für verknitterte Dichterlinge sein eigen nennt! Er benötigt keine Lektoren, er braucht keine Honorare zu zahlen — im Gegenteil bei Aushändigung des Einheitsvertrages erhält er ein hübsches Sümmchen. Er braucht keine Waschzettel abzufassen; er könnte es nicht einmal, denn er liest die Werke kaum, die er verlegt; er läßt sie in einer Auflage von soundso vielen Tausenden drucken, schenkt sich dabei eine Null, und wenn die Auflage gedruckt ist, übergibt er dem glücklichen Verfasser ein paar hundert Exemplare für die Verwandt- und Bekanntschaft, und damit ist seine verlegerische Aufgabe erledigt. Unkosten des Vertriebs, der Propaganda gibt es nicht, und die kleine Restauflage endet in der Makulatur.

Da liegt ein Buch von ganzen acht Seiten und heißt „Vom Sturme geknickt"; ein Lebensbild von Anna Maria ... hier stocke ich. Noch nie fühlte ich mich bei Besprechung eines Buches geniert, den Namen des Autors zu nennen; so tief ist man bei dieser Literatur in der privaten Sphäre. Das Motto des Büchleins lautet: „Die Liebe ohne Treue gleicht einer Blume ohne Stengel." Es erzählt die Geschichte eines jungen Mädchens, das, von einem Manne verführt und sitzengelassen, an gebrochenem Herzen stirbt.

> So lag die Mädchenblüte, welche im Anfang des Glückes so rein und makellos der Liebessonne entgegenleuchtete, am Wege des Lebens zerbrochen — verwelkt — zertreten. Der Schleier der Unschuld zerrissen, die bloße Tatsache dem kalten Urteil der Menge preisgegeben. Wer kann die Seelenqual der verführten Unschuld ermessen?

Wir. Aus den Phrasen wächst eine Gestalt; nicht dank der Sätze sondern ihnen zum Trotz. Ich sehe das kleine Dienstmädchen, oder die kleine Schneiderin, oder die kleine Verkäuferin, die diese Zeilen geschrieben hat, um ihr enttäuschtes Herz von einer trüben Liebeserfahrung zu befreien. Um weiterleben zu können, mußte sie in der Phantasie sterben. Und das geschieht so:

> Ausgelöscht war das Leuchten in ihren schönen Augen und hatte einem tieftraurigen Blick, in welchem Leid, Schmerz und Enttäuschung zu lesen waren, Platz gemacht ... Zu schmerzhaft hatte des Frevlers Dolch die Unschuld verwundet ... Angetan mit dem weißen Sterbekleid, weiße, sterbende Blumen in den erstarrten Händen, die Wangen gleich weißen

Wachsrosen — so lag sie in ihrem Totenschrein. Es schien fast, als wollte ihr der Tod als Versöhner das Unschuldskleid wieder anlegen, das ihr ein Frevler geraubt und die rohe Welt zerrissen hatte.

Hier träumt ein sitzengebliebenes altes Mädchen ihre eigene Himmelfahrt, halb Hannele, halb Schneewittchen. Die Verfasserin ist um einige hundert Mark leichter und besitzt dafür schwarz auf weiß das stille Andenken an eine unglückliche Liebe. Andere machen daraus eine große Dichtung, andere schweigen — diese trägt ihr Leid auf ungeschickten Händen auf den Markt und bezahlt noch dafür, daß sie sich ein wenig lächerlich macht.

Die reine Autobiographie ist dem Dilettanten noch am gemäßesten; sie hat als intimes Tagebuch ihre Existenzberechtigung. Wenn aber das Private öffentlich wird, kann der Leser in die schlimme Lage kommen, das Lachen verbeißen zu müssen, wo sich menschliches und soziales Elend enthüllt. Da schreibt einer die unzweifelhaft erlebten „Memoiren eines Entehrten" unter dem Titel: „Sünden der Zeit":

> Wir waren fünf Geschwister, vier Gebrüder und eine Schwester. Meine Schicksalsschläge waren mir auch nicht an der Wiege vorgesungen worden. Die Eltern hatten arm mit Schulden geheiratet, und dann kamen die Kinder. Jetzt entpuppte sich die Armut noch stilvoller, wie sie ohnedies schon war. Der Vater war strenger Katholik. Einige Schattenseiten von ihm bringe ich hier zum Ausdruck. Von der Kirche ging er ins Wirtshaus. Die Kinder mußten machtlos zusehen, wie er die Mutter öfters an den Ohren emporhob und mit ihrem Kopfe gegen die Türfüllung trommelte, bis dieselbe sogar einmal zerbarst.

Dann kommt der Verfasser ins Feld.

> In diesem Wirrwarr von Strapazen und Höllenspektakel glückte es mir soweit doch auf Horchposten, auch noch bei Mondenschein, einen regelrechten Liebesbrief an meine zukünftige Frau zu schreiben. Selbiges war ja nicht so kurz vor dem Feinde erlaubt, aber Liebe kennt bekanntlich keine Triebe.

Und da graust es dem Krieg, und er ist zu Ende.

> Außer einigen Verwundungen, linke Hand, Steckschuß in der Achselhöhle und linkes Trommelfell entzwei, kehrte ich nach Frau und Kind zurück.

Der Mann wird nach kurzer Ehe Witwer, und da geschiehts: Er sieht, wie seine fünfzehnjährige Stieftochter sich für junge Männer interessiert, er wird eifersüchtig.

> Da ich selbst keine Kinder hatte, übertrug sich mein ganzer Lebenszweck auf sie, wo die Mutter tot war. Nun sollte ich sie auf diese Art und Weise verlieren? — Ich klärte sie nun auf und — — wir bezahlten beide dem Naturtrieb seinen Tribut.

Lange grübelte er über die Frage: „Was ist der Mensch?" und kommt zu diesem Ergebnis:

> Der Mensch ist Selbstzweck und Pflicht. Dabei ein Wärmegebilde von 37 Grad Celsius.

Vom entfesselten Dilettantismus bis zum leichten Irresein ist nur ein Schritt. Auch der Psychiater fände beim Selbstkostenverleger interessantes Material.

Das Feuilleton mit einem Knacks von Peter Panter

> „Man muß über alles schreiben können."
> *Alter Journalistengrundsatz*

In dem winzigen Berzeliipark zu Stockholm gurren die Tauben. Ein ganzer Schwarm ist „dorthin zuständig", wie die Oesterreicher sagen, deren Provinzialismen man auf Schritt und Tritt in den deutschen Zeitungen finden kann. Augenblicklich ist große Ratsversammlung auf einem grünen Rasenstück; es ist wie eine Börse — die ältern Tauben gehen umher und erzählen sich Witze, teilen sich die neusten Gerüchte mit und beurteilen die Weltlage; die Damen achten mehr auf das Futter, das man ihnen von den umstehenden Bänken zuwirft... dann gibt es jedesmal ein großes Flügelschlagen, Zusammenballung und Freßkonkurrenz... wer hat nur aufgebracht, daß Tauben sanft seien —? Richtig, die Bibel. Stimmt aber nicht — sie häkeln sich ununterbrochen, sind fuchtig aufeinander, futterneidisch, unverträglich und bösartig um der Bösartigkeit willen...

Da geht zum Beispiel ein schwedischer Taubenmann immer hinter seiner Taube her, sie wackelt voran, kokett mit dem Steiß zwitschernd — er geschäftig hinterdrein; faßt er sie, dann hackt er; dann flieht sie, und er läßt nicht nach, er läßt nicht nach — das ist eine vergnügte Ehe. Zwei andere stehen da, schnäbeln sich, plötzlich bricht eine vehemente Diskussion zwischen ihnen aus, nun fangen auch sie das Laufen an, wie die beiden andern... nein, sie sind gar nicht sanft und verträglich, die Tauben; sie —

*

Möchten Sie das eigentlich lesen —? Ich möchte das gar nicht mehr lesen.

Ich weiß doch von Tauben nichts; habe nie welche besessen, nie welche genau beobachtet; ich weiß nicht einmal die verschiedenen Rassen auseinanderzuhalten, geschweige denn kenne ich ihre Namen — ich weiß nicht, wie sich Wildtauben von den zahmen Tauben unterscheiden... was erzähle ich da —?

Ich lüge um.

Ich mache die Tierwelt menschlich. Ich betrachte alles vom anthropozentrischen Standpunkt aus; sage „Ehe" — Tauben führen gar keine Ehe, es ist ganz anders. Woher will ich denn wissen, daß diese oder jene Bewegung der Vögel das ausdrückt, was sie mir zu sein scheint —? Das ist doch nur die simple Übertragung menschlicher Beziehungen auf Tiere — und die ist fast immer falsch. Tiere kann man nur vom Tier her verstehen. Warum tue ich das nicht —?

Weil ichs nicht kann. Weil mir die Kenntnisse fehlen. Weil ich von Tauben nichts weiß. Dann sollte ich auch nichts über Tauben aussagen — es ist eine Fälschung, ein Spiel, jeder kann das, der nur einigermaßen auf der Schreibmaschine Literaturklavier spielen kann. Witzchen hat er gemacht; über Tauben hat er nichts ausgesagt. „Es ist bei den Tieren wie..." geschenkt. Man soll eben nicht über alles schreiben können

und nicht über alles plaudern. Wer also soll von den Tauben sprechen —?

Der Taubenzüchter. Und der ist in den meisten Fällen ein Esel, wie jeder Fachmann.

Da liegt vor mir die Nummer einer Zeitschrift ‚Der Sportfischer'. Nun ist das ein etwas geschwollener Titel — die Leute wollen sich als Herrenreiter geben ... wir fischen nicht, um der Nahrung willen, das brauchen wir Gott sei dank nicht — wir fischen nur zu unserm Vergnügen, und das ist eben Sport. Gut.

Nun müßte man doch denken: wenn einer alle Sonntage auf dem Wasser liegt, sich mit Lust und Liebe seine Angelgeräte und Netze zurecht macht, mit unendlicher Geduld wartend, bis er den Fisch soweit hat, daß er ihn hat —: dann sollte er doch etwas vom Wesen und von der Natur der Fische verstehen. Ja, Hechtsuppe.

Geht in die Staatsbibliothek und laßt euch dreiundzwanzig verschiedene Fachzeitschriften geben ... ihr werdet in zweiundzwanzig dasselbe finden, nämlich dieses:

Zunächst einen unbändigen Stolz auf die Terminologie. Ein Jäger würde ja eher seine Flinte fressen, ehe er von einem Hasen sagte, er habe vier Beine und einen Schwanz. Gott weiß, wie das auf jägerisch heißt. Sie sind alle furchtbar stolz, daß sie zunächst einmal anders sprechen als du — denn daran erkennt man den Fachmann, meinen sie.

Des weiteren sind sie fast alle leicht patriotisch; dieser kleine und große Mittelstand verbindet stets auf das Anmutigste Karpfenfang und die Treue zu irgendeinem angestammten Herrscherhaus — meine Sportfischer, zum Beispiel, berichten über die Fischfänge eines bayrischen Prinzen während des Krieges, wo andre Leute noch ganz andre Sachen gefischt haben, und eine Reihe Photos begleiten das schöne Idyll.

Und sonst geht es eben in diesem Blatt sehr „fischereilich" zu; denn jedes Fach hat heute irgendein schauerliches Eigenschaftswort, um sich mausig zu machen: anders als „tänzerisch" und „sängerisch" tun wirs nicht mehr. Und dann kommen noch ein paar Albernheiten; die Fortsetzung eines Romans, der sicherlich in fischereilichen Kreisen spielt ..

Natur —? Echte Liebe zum Tier, denn selbst zum Jagdtier kann man eine Art Liebe empfinden — Verständnis für das Lebende, das man da unter den Händen hat? An keinem Ort der Welt könnte ich weniger über das wahre Wesen der Fische erfahren als hier — hier höre ich nur vom Mechanismus ihrer Tötung, und ich höre die mäßig stilisierten Äußerungen eines umgeschlagenen Geltungsdranges sowie jene fatale Ausschließlichkeit, wie sie eben nur Fachleute hervorzubringen verstehen. „Es ist vielleicht unsern Mitgliedern nicht bekannt", schrieb einmal der Starnberger Seglerverein, „daß unser Mitglied Gustav Meyrink auch ein recht begabter Schriftsteller ist ..." Auf Inseln leben sie.

Am allerschrecklichsten ist — bei Jägern und Ingenieuren, bei Förstern und Gärtnern — der völlige Mangel an Demut, ohne die man nun einmal nichts begreifen kann. Sie sind widerwärtig unfromm, was mit Dogma nichts zu tun hat. Sie mei-

stern die Natur, diese Spießer. Sie wissen alles; haben für alles irgendein ausgekochtes Fachwort parat; können alles; lieben nichts. Man betrachte sich die kitschige Lyrik, wie sie in Ski- und Jagdzeitschriften zu Hause ist; es dreht sich einem der Magen um. Man sollte doch glauben, grade diese, die mit den Geschöpfen der Natur und in der Natur ihre spielerische Arbeit haben, müßten Gott näher sein als einer, der mit seinen Stadtbeinen den Asphalt tritt. Die Städter aber versaufen in verzückten Gefühlen, wenn sie eine Katze auf dem Dach sehen, und beten vor einem Blumentopf, wenn sie nicht grade telephonieren müssen — die Fachleute puffen die Natur in die Seite und sind zu ihr frech. Die Natur schweigt.

Es ist ein Jammer. So wird über die Tauben geplaudert von solchen, die nichts von ihnen wissen — und es wird über sie Fachliches geschrieben von solchen, die lediglich den Mechanismus der Taubenzucht begreifen. Wie weit ist das von der liebevollen Versenkung entfernt, wie wir sie bei dem großen Franzosen Henri Fabre finden!

Die Tiere und die Pflanzen sind für die Fachleute Objekt geworden, gradlinig auszurichten — am liebsten denken sie sich die Hunde geschoren wie die Taxushecken; auch dann, wenn sie der Natur einen freien Auslauf lassen, der von dem Stacheldraht ihres Willens begrenzt ist, wie viel Herrscherdrang ist hier, wieviel Machttrieb — und der stumpf und laut, dreist und mechanisch. Von der Seele wirst du nicht viel zu hören bekommen, wohl aber reichliche Sentimentalitäten, wenn der gesellige Bierabend der Fachvereinigung dazu Veranlassung gibt.

Der Laie möchte gern sehen — aber er hat kein Augenglas. Der Fachmann hat eine Brille und ist blind. Schauen können beide nicht. Die Tauben gurren noch immer, und ich gehe leise davon, als alter Fachmann einen schwedischen Grog zu trinken.

Tonfilm

I.

Zum Thema: Tonfilm von Alfred Polgar

Es ist große Freude darüber, daß der Film seine Stummheit verloren hat. Aber wer, der ihn liebte, trauerte nicht um sie? Falsche Zungen reden ihr nach, daß sie der Mangel des Films gewesen sei, daß er an ihr gekrankt und gelitten habe und nun erst, befreit von der fatalen, sein rechtes schönes Leben begänne. Wie bald wird dieser Trost als eitel entlarvt sein, wie bald werdet ihr euch zurücksehnen nach der süßen Hingegangenen, die nicht, wie Unverständige schmähen, eine Schwäche des Films war, sondern dessen eigentlichste Stärke, seine magische Stütze, die Wolke gewissermaßen, die ihn trug und hochhob in ungemeinere Sphäre und erlöste vom Übel der Schwerkraft. Dahin nun die wundervollen Texte, die wir von lautlosem Munde ablasen, die leidenschaftlichen Schweigereden der Liebenden, die strahlende Witzigkeit, die den Komikern von stummen Lippen floß! Nicht mehr haben die schönen Frauen im Film die schönen, die edlen Männer die

edlen Stimmen, die wir, sie nicht vernehmend, vernahmen, nicht mehr geht das Gesprochene (dank seiner Sublimierung durch die Unhörbarkeit der Sprechenden) gradezu ins Herz, allen höchsten Sinnes voll, den die Phantasie der Hörer ihm zu schenken vermochte, sondern jetzt geht es, arm, dumm, gering, wie Gesprochenes in hundertundein Fällen von hunderten eben ist, ins Ohr, jetzt werden wir exakt das Gezwitscher der Liebenden hören und den Humor der Komiker, und dieser wie jenes werden zum Kotzen sein. Vorbei mit der vollkommenen Melodie, die wir den holden Frauen des Films auf die Lippen legten, denn jetzt, wenn sie den Mund aufmachen, kommt leider was heraus; vorbei auch mit der Musik der Elemente, mit dem Heulen des Sturms, dem Geprassel des Feuers, dem Donner der Meereswoge (die wir so groß hinzu imaginieren durften, wenn wir Sturm, Feuer, Meer im bewegten Bilde sahen), denn die Elementargeräusche, mit denen der Tonfilm die Arbeit unserer Einbildungskraft zunichte macht, sind zwiefach vorgetäuscht: die echten Stimmen der Natur kann er nämlich gar nicht wiedergeben, weil sie sich in seiner Apparatur kläglichst verwandeln, er muß sie, um halbwegs glaubwürdige Farben auf seine Geräusch-Palette zu bekommen, erst nachahmen, mit Wind- und Regenmaschinen arbeiten, ganz wie das hilflose Theater. Also diesen Traum, daß ihr nun im Film das Rollen des wahrhaftigen Donners hören werdet und das Harfen des Sturms in Baumwipfeln, den Atem des Meeres und das himmlische Konzert der tausend winzigen animalischen Geschäftigkeiten im sommerlichen Grase, diesen Traum gebt auf. Ebenso den, daß im Film alle Dinge den Ton-Schatten werfen werden, der ihnen zukommt. Das tun sie keineswegs, sondern wenn eines von ihnen Laut gibt, müssen alle andern schweigen, isoliert springen die Geräusche im Tonfilm aus dem Geräuschekomplex, der, ginge es richtig zu, mit hörbar sein müßte: es macht auf das Ohr den gleichen quälend unternatürlichen Eindruck, den auf das Auge etwa ein vielgliedriger Körper machen würde, von dem nur ein Glied sich bewegte, indes die andern, die logisch an der Bewegung teilhaben müßten, gelähmt blieben, also etwa wie ein Eisenbahnzug in voller Fahrt, dessen Räder sich nicht drehten und dessen Rauchfahne starr in die Luft stünde.

In der Stummheit des Films lag sein wirkender unerschöpflicher Zauber, da waren die Wurzeln seiner Kraft, die Ratio für das Irrationale der bewegten Schattenbilder, die Rechtfertigung für das Fehlen einer dritten Dimension. Im Tonfilm wird dieses Fehlen unerträglich. Nicht einen Augenblick, trotz allem Synchronismus, glaubt man, daß die Stimme von dem Schatten-Munde kommt, den der Schatten-Mensch auf der Wandfläche da bewegt, niemals verschmelzen restlos Gesichts- und Gehörs-Eindrücke, niemals schwindet das Plus-Zeichen zwischen ihnen. Die beispiellose Beredsamkeit des Films verstummt, wenn seine Stummheit endet, Schallwelle, die hier sich dreinmengt, verstärkt nicht, sondern bricht die Kraft der Lichtwelle. Der eilige Fluß der Bilder, der sekundenrasche Wechsel von Hier und Dort, Nah und Fern, Schlagkraft der Kontraste, Freiheit und Kühnheit der Visionen ... alles wird lahm, wenn sich

an die Schwingen der optischen Phantasie das Gewicht der Klang-Realität hängt.

Gewonnen wird (und wenn schon) „Natürlichkeit". Weiter: Annäherung an das Theater; von dem sich zu entfernen der Weg des Kinos ist, wenn es zu seinen höchsten Möglichkeiten kommen will.

Einigen Vorteil vom Tonfilm haben die Blinden, die nun auch ins Kino gehen können. Dafür aber sind die Tauben wieder schlechter dran. Am Schlechtesten freilich die Vollsinnigen. Die Vorstellung, daß der Kretinismus, der bisher stumm an Kino-Wänden sich austobte, nun auch zu klingen und zu sagen anheben soll, hat etwas Apokalyptisches.

II.

Schlechte Akustik von Morus

Wer nicht will, soll nicht. Aber wer der Ansicht ist, daß die Menschen gar nicht so verschieden sind, wie die Reiseschriftsteller uns einreden wollen, kann nicht gut daran zweifeln, daß der Tonfilm auch in Deutschland seinen Weg machen wird. Deshalb ist das, was hier vorgeht, schon ein bißchen toll.

Die preußischen Kammergerichtsräte, die den Tonfilm bis auf weiteres in Deutschland inhibiert haben, waren sicherlich davon überzeugt, daß sie mit ihrem Patent-Urteil nicht nur der ewigen Gerechtigkeit Genüge getan, sondern die deutsche Wirtschaft vom Feinde befreit haben. Denn als Kläger trat die Deutsche Telefunken-Gesellschaft auf, als Patent-Schädling aber die Western Electric Company. Tatsächlich heißt die deutsche Wirtschaft, die von den Yankees geplündert werden sollte und zu deren Schutz die berliner Patent-Justiz ihr Schwert gezogen hat, N. V. Küchenmeisters Internationale Mij. voor Accoustiek, hat ihren Sitz in Amsterdam und gehört den Holländern. Die Deutsche Telefunken-Gesellschaft trat vor Gericht nur als Mandatar für die Klangfilm G. m. b. H. auf, und die Klangfilm-Patente unterstehen der Tobis, der Deutschen Tonbild-Syndikat A.-G., und die Tobis ist in der Hand der holländischen Accoustiek.

Bisher war die Kette noch komplizierter, denn bei der Tobis hielt sich deutsches, holländisches und schweizer Kapital ungefähr die Wage. Inzwischen haben sich die Besitzverhältnisse geklärt. Die Holländer haben das Aktienpaket der schweizer Bankengruppe Iklé übernommen und damit sechzig, vielleicht sogar siebzig Prozent des kerndeutschen Tonbild-Syndikats. Der neue Accoustiek-Konzern, in dessen Bereich außer den Prozeßakten des Kammergerichts auch einige weiter fortgeschrittene Erfindungen gehören, brachte schon bei seiner Gründung die Börse aus dem Häuschen. Man riß den Tonküchenmeistern die fünf Millionen Gulden, die auf den Markt kamen, förmlich aus der Hand, und im Nu bewertete man das Unternehmen mit 170 Millionen Mark. Dann ging es ebenso schnell rückwärts, auf knapp die Hälfte.

Wer den deutschen Tonfilm nicht an der Börse, sondern auf der Leinwand sucht, wird im Augenblick allerdings weniger optimistisch gestimmt. Die Tobis als Produktionsgesell-

schaft hat, wie man so sagt, ein weites Feld vor sich. Sie liegt nämlich in Tempelhof und führt in den leeren Ateliers der Ufa auf hoch achtbare Art den Nachweis, daß Hindemith bessere Musik macht als der Komponist des ‚Sonny Boy'. Mit Tonfilm hat das nicht eben viel zu tun; man würde es auch so glauben. Aber ein schwaches Lebenszeichen ist besser als gar keines — wohingegen gar kein General-Direktor manchmal besser ist als ein schwacher. Im übrigen ist die Tobis eigentlich nur dazu da, die Lizenzen zu verwalten, und das tut sie denn auch gründlich und erfolgreich.

Die Produktion des deutschen Tonfilms ist wieder in die bewährten Hände der Ufa gelegt. Die Ufa hat ihre Produktion zunächst mit einem Bauprogramm von sechs Millionen Mark begonnen. In Neu-Babelsberg steigen trutzige Festungen auf — Sing Sing ist ein Kartenhaus dagegen. Nur wenn die Eisenbahn vorbeifährt, soll das dem Tonfilm nicht zuträglich sein. Aber auch dieser kleinen Störung werden die Festungsbaumeister schon noch Herr werden. Im wunderschönen Monat Mai waren die architektonischen Vorbereitungen schon soweit gediehen, daß der Einzug des Tonfilm-Generalissimus Pommer unmittelbar bevorstand. Indessen ist der Juli vorüber, und Herr Pommer ist noch nicht eingezogen. Die großen deutschen Tonfilmschöpfungen, mit denen im Oktober die Saison eröffnet werden sollte, werden also wohl auch nicht rechtzeitig zur Stelle sein. Anscheinend gibt es bei den Aufnahmeapparaten noch Schwierigkeiten. Dafür hat die Ufa aber bereits mit ihren amerikanischen Partnern alles Notwendige vereinbart. Man sieht, der deutsche Tonfilm steht vor der Tür, obwohl doch kaum zwei Jahre seit den ersten amerikanischen Tonfilmerfolgen vergangen sind.

Anders steht es mit den Vorführapparaten, über die jetzt der Streit vor den Gerichten ging. Vor einigen Monaten noch war man auch auf diesem Gebiet außerordentlich forsch. Wenn die Amerikaner nur fair play geben und amerikanische Tonfilme auf deutschen Apparaten zulassen würden, so war der Sieg der deutschen Industrie nicht zweifelhaft. Denn die AEG. und Siemens kündigten an, ihre Klangfilmapparate für zwölftausend Mark herzustellen, während die amerikanischen zwanzigtausend Dollar kosteten. Leider hat sich auch darin die deutsche Industrie etwas verrechnet. Die Klangfilm-Gesellschaft fordert für ihre Vorführapparate dreißig- bis sechzigtausend Mark, aber dafür werden die Kinobesitzer noch nicht einmal Eigentümer, sondern sie erhalten den Klangfilmapparat nur auf zehn Jahre in Miete. Die Miete für die ganzen zehn Jahre müssen sie aber im ersten Jahr bezahlen. Es ist nicht sehr verwunderlich, daß die Theaterbesitzer dieses menschenfreundliche Vorgehen der Industrie ablehnen und die Organisation der Kinobesitzer ihre Mitglieder davor warnt, unter solchen Bedingungen sich auf das Tonfilmgeschäft einzulassen. Inzwischen bieten die Amerikaner ihre Apparate zu günstigen Abzahlungsbedingungen an, aber dem stehen wieder die Kammergerichtsräte mit gezücktem Schwert entgegen.

So wird von allen Seiten getan, was man nur tun kann,

um Deutschland gegen den Tonfilm zu verbarrikadieren. Auf lange Sicht wird das selbst den vereinten Kräften von Ufa und Accoustiek, Klangfilm und Kammergericht nicht gelingen. Denn wie schon Heinrich Küchenmeister in seiner vor-akustischen Epoche sang:

„Das Leid ist eine Feile,
Die von Weile zu Weile
Dir am Edelsten nagt —
Doch zum Trost sei gesagt:
Sie ist eine Feile von Gott,
Die nur benagt,
Was Gott gewollt."

So ist es.

In aller Eile von Theobald Tiger

— „Hallo! Hier Eisner und Ehrmann, wer dort —? Jawohl ... Man kann Sie nicht verstehen; Sie müssen etwas lauter sprechen! ... Dann werden wir Ihnen also die Faktur morgen zugehen lassen! Schluß!"

Telephongespräch 1895

— „Also ich telephoniere hier von der Post —
vor der Zelle stehn schon Leute —
ich fahre nach Lichterfelde-Ost
und erledige die Sache noch heute.
Was ich sagen wollte ... Warum warn Sie gestern nicht da?
auf der Modenschau?
Ich war mit der Putti ... wissen Sie ... na ...
Hände hat die Frau —!
Fabelhaft.

Wiesner —? Erzählen Sie mir doch nichts —
das nehm ich auf mein' Eid —!
Bitte! Nach Ansicht des Gerichts
hab ich dazu immer noch Zeit!
Was ich sagen wollte ... Wir gehn Sonnabend aus —
Mit ihrem Freund? Na, so blau!
Die nehm ich glatt mit mir nach Haus —
Augen hat die Frau —!
Fabelhaft.

Die Wechsel sind ... na, wie finden Sie das?
Die klopfen ans Fenster, weil ich
hier spreche — ich erzähl Ihnen persönlich noch was,
ich bin nämlich furchtbar eilig.
Was ich sagen wollte ... ich bin derartig scharf ..
Natürlich! Weiß ich genau,
was ein Schentelmän sich erlauben darf ...
Einen Rücken hat die Frau —!
Fabelhaft.

Wir legen die Schecks ... hallo? ... unterbrochen ...
Ich habe doch noch gar nicht gesprochen ...!
Na, denn nicht.
Nur keine falsche Hast!
Ich spreche hier, solange 's mir paßt!
Lümmel.
Ja —! Nein —!
Na, da gehn Sie doch rein!
Eine Luft wie in einem Schwitzkastenbad ...
Was der schon zu telephonieren hat —
Lümmel."

Bemerkungen

Delbrück

Es war ein interessanter Tisch, an dem sich vor etwa zwanzig Jahren die Gäste Professor Hans Delbrücks in seiner damaligen Wohnung in der Knesebeckstraße zum Abendessen zu versammeln pflegten. Nur neun Plätze waren an dem Tisch, und so wurden immer sieben Personen eingeladen. Ein kleiner, aber gewählter und politisch meist gemischter Kreis. Der Hausherr haßte die Eintönigkeit des Zusammenseins von Gesinnungsgenossen. Besondres Vergnügen machte es ihm, mir, dem damaligen Freisinnigen, seinen Bruder vom Gärungsgewerbe oder sonst einen Stockkonservativen gegenüber oder an die Seite zu setzen. Diskutiert sollte werden. Wozu war man denn sonst bei Delbrücks?

Man muß den gesellschaftlichen und politischen Kastengeist im kaiserlichen Deutschland durchlebt und durchlitten haben, um zu ermessen, was ein Haus wie das Delbrücksche in den damaligen Zeiten zu bedeuten hatte. Dieser freikonservative Professor freute sich nicht nur, unter seinen Gästen halbe Revolutionäre wie Naumann und mich zu sehen. Sogar vor Sozialdemokraten schreckte er nicht zurück.

Einmal kam das Gespräch zufällig auf Paul Göhre, den er früher im Evangelisch-sozialen Kongreß gekannt hatte. Ich erzählte, daß ich mit Göhre nach wie vor in den nächsten Beziehungen stünde. Er wohne in Zehlendorf, wisse jedoch, seitdem er Sozialdemokrat geworden sei, nicht, ob er Delbrück noch willkommen sei. Worauf dieser lebendigst einfiel: „Erst recht! Doppelt willkommen! Solche Entwicklung ist doch interessant. Solche Leute bringen Leben in die Gesellschaft. Sagen Sie ihm, ich würde mich besonders freuen, wenn er herkäme."

Seit elf Jahren sind die Sozialdemokraten gesellschaftsfähig. Sogar Hindenburg verkehrt mit einzelnen von ihnen wie mit seinesgleichen. Aber damals waren sie noch geächtet. Ein königlich preußischer Professor, der sie in sein Haus ließ, galt bei der Mehrzahl seiner Kollegen bestenfalls als leicht verrückt.

Was mich mit Delbrück in Berührung gebracht hatte, war unsre Kampfgemeinschaft in den beiden großen Fragen der Ostmarkenpolitik und des preußischen Klassenwahlrechts.

Er war unter den Politikern der Rechten der einzige, der die Ausnahmegesetze gegen die Polen grundsätzlich bekämpfte. Nicht aus Erwägungen über Ethik sondern lediglich aus denen des Verstandes. Er hielt den Versuch der Zwangsgermanisierung für die größte Dummheit und sagte mir einmal: „Statt den polnischen Kindern deutschen Unterricht aufzunötigen, sollte man sie grundsätzlich nur polnisch unterrichten; dann würden die Eltern im Interesse des bessern Fortkommens ihrer Kinder um deutschen Unterricht petitionieren." Sein Kampf gegen den Hakatismus erbitterte die leitenden Kreise Preußens derart, daß ein Disziplinarverfahren mit dem Ziel seiner Entfernung aus dem Amt des Universitätsprofessors nur im letzten Augenblick verhindert werden konnte.

Ebenso tapfer war sein Kampf gegen die Dreiklassenwahl. Er war so entsetzt über die Einsichtslosigkeit seiner Parteigenossen, die sich jeder Wahlreform widersetzten, daß er einmal bei einer Landtagswahl öffentlich zur Wahl von Sozialdemokraten aufforderte. Allerdings trat er bald darauf bei den Reichstagswahlen für die Konservativen ein. Seiner Ansicht nach waren nämlich die Konservativen im Reichstag zu schwach, im Landtag dagegen

übermäßig stark vertreten. Ihm, der alles andre eher als ein Doktrinär war, kam es innenpolitisch in erster Linie auf die „balance of power" an.

Er war eben kein Konservativer im altpreußischen Sinne sondern viel eher ein Tory im englischen Sinne. Seine Gefühle tendierten durchaus nach rechts, aber sein Verstand lehrte ihn, daß nur politische Evolution der Herrschenden einer Revolution vorbeugen könne.

Seine überragende Einsicht trat besonders während des Weltkrieges zutage. Schon im Herbst 1914 schrieb er in seinen Preußischen Jahrbüchern, daß man nunmehr zweckmäßigerweise eigentlich den Krieg liquidieren könne, da die Kräfte auf beiden Seiten sich ungefähr als gleich herausgestellt hätten.

Diese für die damalige Zeit phänomenale Klugheit und Tapferkeit veranlaßten Lehmann-Russbüldt als Sekretär des Bundes Neues Vaterland, zu ihm nach dem Grunewald hinauszufahren. Die ‚Tägliche Rundschau' hatte Delbrück einen Landesverräter genannt. Als Lehmann-Russbüldt dies erwähnte, lachte Delbrück hell auf und zeigte auf einen Stoß Briefe: „Die habe ich alle in den letzten Tagen bekommen. Die einen behaupten, ich sei von England, die andern, ich sei von Frankreich bestochen."

Ein Berliner Professor, Mitglied der Freikonservativen Partei und ehemaliger Prinzenerzieher, der mit Lachen den Vorwurf des Landesverrats und der Bestechung durch den Feind aufnahm, das war schon etwas.

Delbrück ist dann, ohne dem Bunde Neues Vaterland als Mitglied beizutreten, dauernd mit ihm in Beziehung geblieben und hat einer Reihe entscheidender Sitzungen beigewohnt. Als er einmal davon sprach, daß er eigentlich auch einen Geldbeitrag beisteuern müsse, wurde ihm erwidert, er möge das doch in der Form tun, daß er seine monatlichen militärpolitischen Betrachtungen aus den Preußischen Jahrbüchern dem Bunde als Sonderdruck zur Verfügung stelle. Das tat er und sandte von da an regelmäßig ein paar Hundert dieser Sonderdrucke für die Mitglieder des Bundes.

Es kam der Zusammenbruch. Er hat ihn vorausgesehen, vorausgesagt. Und doch, ihm brach dabei fast das Herz.

Nach wenigen Wochen ging er, dank seiner herrlichen Elastizität, wieder an die Arbeit. Als ich ihn zum ersten Mal in der Republik sah, sagte er, bekümmert und doch offenbar kampfbereit: „Es gibt zwei Dinge, die mir in tiefster Seele unsympathisch sind, Pazifismus und Sozialismus. Aber ich sehe, daß nur mit ihnen und durch sie Deutschland wieder in die Höhe kommen kann. Darum stelle ich mich auf ihre Seite."

Er wurde Vernunftrepublikaner und Vernunftpazifist oder, wie er es nannte, Realpazifist. Politische Theorien und Schemata hat er immer sehr gering geachtet. In dem Punkte war er ganz aus der Schule Bismarcks.

Es kam die Inflation. Sie fraß ihm, der sich in sehr behaglichen Verhältnissen befunden hatte, fast alles weg, was er hatte. Als ich mit einem Bekannnten wieder einmal in seine Grunewaldvilla kam, zeigte er bekümmert auf einige Zimmer: „Da habe ich all die Jahre mit meiner Frau geschlafen. Jetzt haben wir diese Zimmer abvermieten müssen." Der Mann, der immer auf den Höhen des Lebens gewandelt war, mußte zum Schluß nicht bloß abgrundtiefen politischen Schmerz erdulden sondern auch mit den kleinlichsten Nöten des täglichen Lebens ringen. Mit seiner bis zu seinem Tode unverminderten Vitalität ist er auch darüber hinweggekommen. Glücklicherweise besserten sich zuletzt auch die äußern Umstände ein wenig.

In den letzten Lebensjahren beschäftigte ihn die Kriegsschuldfrage in erster Linie. In diesem Punkte sind wir nie zusammengekommen. Wir gingen von zu verschiedenen Gesichtspunkten

aus: er von historischen, ich von juristischen. Als der 28. Juni sich näherte, telephonierte er mir wieder einmal: „Für meine Einheitsfront in der Schuldfrage werde ich Sie wohl nicht gewinnen. Aber, bitte, kommen Sie trotzdem wegen einiger praktischer Punkte. Mit Ihnen kann man wenigstens reden." Ich kam natürlich. Da ich grade vor einer Reise nach Paris stand, besprachen wir, was ich dort zweckmäßigerweise anregen könne. In vielen Einzelheiten konnten wir uns einigen, da er einen überaus starken Sinn für politische Realitäten hatte.

Das letzte Mal sahen wir uns auf der amerikanischen Botschaft. Mit sorgenvoller Miene, aber geistig völlig frisch, kam er auf mich zu und sagte: „Eben habe ich zugesagt, die akademische Rede für den 28. Juni zu halten. Es ist mir scheußlich. Aber wenn ich es nicht tue, besteht die Gefahr, daß entweder ein Alldeutscher oder einer von der Richtung Georg Bernhards die Rede bekommt. Das gibt dann entweder Kriegshetze oder Verbeugung vor Frankreich. Von mir wird wenigstens die mittlere Linie gewahrt."

Die Rede, die er nicht halten sondern nur drucken lassen durfte, ist in ihrer Art ein Meisterstück. Das muß auch anerkennen, wer, wie ich, die stärksten sachlichen Bedenken dagegen hat.

Als Kämpfer, als Kämpfer bis zum letzten Tage, ist Hans Delbrück von uns gegangen. Und ein ehrlicher Kämpfer ist er sein Lebtag gewesen.

Hellmut v. Gerlach

Die Karikatur Preußens

Frau Margarete Ludendorff hat ihre Memoiren geschrieben, obgleich sie doch keinen Krieg verloren hat, und es ist etwas peinlich, dies Buch zu besprechen. („Als ich Ludendorffs Frau war", erschienen im Drei-Masken-Verlag, München.)

Peinlich deshalb, weil es schrecklich ist, einen Krebskranken die Symptome seiner Krankheit erzählen zu hören, die er für Gott weiß was hält — nur nicht für tödlich. Es ist bitter, was hier zu lesen steht.

Historisch Neues ist wenig zu finden — das Meiste ist bekannt. Wichtig an diesem Buch ist ganz etwas andres als das geschichtliche Material: wichtig ist die Ahnungslosigkeit dieser Frau, die eine typische Vertreterin ihrer Kaste ist, als Erscheinung nicht einmal unsympathisch — aber das waren sie? Das hat Deutschland beherrscht? Und beherrscht es zum Teil heute noch? Und davor kuschen die demokratischen Bürger? Du lieber Gott.

Kindlich ihre Beurteilung des Auslands, wo die Soldaten nicht so „stramm" sind wie ihre, die nachher voller Strammheit den Krieg verloren; blind solche Berichte aus dem Kadettenkorps: „Welche Würde, welche Machtbefugnisse in dem Wort Stubenältester liegt, kann man nur verstehen, wenn man das frühere Kadettenleben kennt ... Mein Junge war sehr klein und hatte lange Buben unter sich. Er erzählte schmunzelnd: Ein paar sind darunter, da muß ich mich auf einen Tritt stellen, wenn ich ihnen Ohrfeigen geben will." Diese Ohrfeigen sind nachher beim Kommiß fürchterlich weitergegeben worden — aber was weiß diese Mutter davon! Nichts. Man lese in den Erinnerungen Leopold von Wieses nach, was das preußische Kadettenkorps für eine Schweinerei gewesen ist. Ja, der Stubenälteste hatte die Buben wohl auch unter sich ...

Manchmal rutscht eine unangenehme historische Wahrheit durch. „Selbst ein Mann wie Rathenau hatte in einem Brief an Ober-Ost ungeheure Annexionen, Belgien, Polen, Kurland, einen Streifen von Rußland gefordert ..." Nun, das wird dem Absatz seiner Bücher kaum etwas schaden; wissen Sie, es ist so das rein Geistige, das mich an diesem Mann ... Und noch ein schönes, historisches Wort Ludendorffs, das man gerahmt über die

Betten hängen sollte: „Die größte Dummheit der Revolutionäre war es, daß sie uns alle leben ließen. Na, komme ich einmal wieder zur Macht, da gibts kein Pardon. Mit ruhigem Gewissen würde ich Ebert, Scheidemann und Genossen aufknüpfen lassen und baumeln sehen!" Was ebenso für den politischen Instinkt des Generals wie für die feine Objektivität jener Wilden spricht, die denn doch bessere Menschen gewesen sind.

Diese Frau ist ahnungslos durch ihre Welt gegangen — und so ist sie geblieben. Wenn man liest, was für sie den Gipfel der Leiden bedeutet (eine beschwerliche Fahrt von Schweden herunter nach Berlin); wie völlig von Gott geschlagen sie alles nachplappert, was ihr Herr Hussong vorplappert: „Die Spartakisten hatten die Einrichtung getroffen, Frauen und Kinder in die vorderste Linie zu stellen, damit die Soldaten sich scheuen sollten, zu schießen"; wie sie so ein Idyll erzählt, in dem der treue Bursche (der später neben Ludendorff auf dem Münchener Pflaster gefallen ist) in der Inflationszeit ein Schwein mästet und vor dem Stall gegen die Diebe eine Handgranate anbringt ... wie sie das erzählt, aber gar nichts dabei fühlt, nicht das Grausige der Allegorie, nichts; wie sie auf der Reise zu dem geflohenen Lindström an der schwedischen Grenze selbstverständlich vom Zoll kontrolliert wird ... „Ich war enttäuscht: war das die schwedische Gastfreundlichkeit ...?" — hier wirds symptomatisch.

Es ist jene Kaste, für die das alles nicht gilt. Sie haben keine Wohnungsschwierigkeiten zu haben wie alle Welt — wenn sie sie haben, gibts ein erschröckliches Geschrei. Sie brauchen nicht zu hungern. Nicht zu frieren. Nicht ruhmlos zu sterben — denn es ist ein Unterschied, ob die Söhne Ludendorffs im Leutnantsrang die Erfüllung ihrer Lebenssehnsucht und ihres Berufs sehen oder ob ein Gemüsehändler eingezogen wird, dem sie nachher zwei gekreuzte Latten aufs Grab gesteckt haben ... es ist ein Unterschied. Für die da gibts das alles nicht. Unverzeihlicher, nie wieder gutzumachender Fehler jener „Revolution", jene nicht ein für alle Mal erledigt zu haben.

Die Liebesbriefe Ludendorffs soll man nicht kommentieren — hier ist auch der politische Gegner tabu.

Aber etwas andres darf man kommentieren. Das ist die Stelle, wo Frau Ludendorff vom alten Hindenburg erzählt, wie der jeden Schlachtplan — o schönes Wort! — mit den Worten: „Na, denn mit Gott!" unterzeichnet habe — wohl die schrecklichste Blasphemie, die ich seit langem gehört habe. Daß er es nicht so gemeint hat, ist gleichgültig; es bleibt eine. Wie ja denn überhaupt die mutigen Angriffe auf den zerstörten Ludendorff langsam beginnen, eine Feigheit zu werden — da ist ja nichts mehr. Aber ist denn Hindenburg ein Gran besser gewesen? Mitnichten. Beider Anschauungen, Welt, Herkommen, Dienstauffassung und Menschenunkenntnis sind die gleichen. Man kann nicht den einen ehren und den andern verdammen. Immerhin sind der Herr Präsident noch heute Ehrenmitglied des Stahlhelm ...

Ein peinliches Buch. Ein beschämendes Buch. Die Karikatur Preußens.

Ignaz Wrobel

Ein neuer Studienzweig

Ungarn sucht einen neuen Henker. Was braucht auch ein modernes Land Dringenderes? Die Justiz, die ohnehin blind ist, ist ohne Henker wie ohne Hand. Nein, ohne Henker geht es nun einmal nicht. Und gründlich, wie man in Ungarn ist, und auf Grund einer umfangreichen Praxis geht man systematisch zu Werk. Der Glückliche, der aus dem Wettbewerb der dreizehn Henkersknechte, Fleischergehilfen und Totengräber hervorgeht, wird nämlich nicht so ohne weiteres auf seine Opfer

losgelassen. Da man zwar grausam, aber modern ist, hat man einen raffinierten Umweg gewählt: der neue Henker wird nach den Vorschriften beim Leiter des gerichtsärztlichen Instituts, einem Universitätsprofessor, einen sechswöchigen anatomischen Kurs absolvieren müssen. Ungarn wird also in der Lage sein, über den ersten wissenschaftlich ausgebildeten Henker zu verfügen, eine Errungenschaft, die wohl andre Staaten nicht ruhen lassen wird, so daß mit einem scharfen nationalen Wettbewerb im Scharfrichtergewerbe zu rechnen ist. Denn die einzelnen Länder werden einander in der Vollendung des Hinrichtens den Rang abzulaufen suchen. Und der Möglichkeiten sind ja so viele: Warum nur Anatomie, warum nicht auch Jurisprudenz, Psychologie und besonders auch Theologie? Das Wissen eines Scharfrichters kann nie groß genug sein. Wenn wir schon unsern Kopf in die Hände des Henkers legen müssen, wollen wir wenigstens das Bewußtsein haben, daß er in gute Hände fällt.

K. L. Reiner

Literatur-Lexikon

Von Sainte-Beuve, glaube ich, erzählt man, er habe Aspiranten der Literatur gern mit der Frage in Verlegenheit gesetzt, wie es mit ihrer Meinung über Wörterbücher bestellt sei. Womit, im französischen Sprachgebrauch, wie man weiß, nicht nur so profunde Dinge wie der Du Cange oder das Grimmsche Wörterbuch sondern auch die bei uns Konversationslexika genannten Universalauskunfteien zu verstehen sind. Diese stehen auch heute noch nicht allzu hoch im Kurs der bessern Literatur, und man pflegt sie nicht im Bücherschrank sondern lieber an weniger sichtbaren Orten aufzustellen. Über Gründe und mögliche Gegengründe dieser Tatsache wäre auch einmal ausführlicher zu sprechen. Sie liegen nicht zuletzt auf politischem Gebiet. Sodann aber wollen sie natürlich, in ihrem immer beschränkten Rahmen, mehr, als sie geben können, nachdem der einzige Versuch einer wirklichen Encyklopädie des neunzehnten Jahrhunderts, Erschs und Grubers prachtvolles Unternehmen, nach etwa dem hundertundachtzigsten Band im zweiten Drittel der Vollendung stecken geblieben ist. So versucht man heute mit Recht und Glück, das Versäumte und Erreichbare für die Teilgebiete einzuholen. Hier ist die Arbeit des Verlags Walter de Gruyter zu rühmen, der das wissenschaftliche Buch in einem guten Sinne industrialisiert hat und gleich mit einer ganzen Reihe spezieller „Realencyklopädien" hervorgetreten ist. Selbst wenn man hier Einzelnes kritisieren wollte, was bei derartigen Sammelunternehmen, die Hunderte von Mitarbeitern beschäftigen, ein billiges Vergnügen gegenüber der Riesenarbeit der Herausgeber ist, so muß auch der skeptischste Leser zugeben, daß ihm hier für unendlich viele, täglich in seine Arbeit einschlagende Themen die Mühe, einen eignen umfangreichen Zettelapparat anzulegen, abgenommen ist. Diese Lexika sind wie

Schreibmaschine, Kartothek und Registratur eins der unentbehrlichsten Hilfsmittel des modernen Geistesarbeiters. Hier liegen die ersten Lieferungen des „Reallexikons der Deutschen Literaturgeschichte", herausgegeben von Merker und Stammler vor, in dem zwischen gotischer Literatur und Expressionismus bereits mancherlei Wichtiges vermerkt ist. Über das Ganze soll nach Vollendung (die für die nächsten Monate versprochen wird) ausführlicher berichtet werden.

J. M. Lange

Wo kommen die roten Adlerorden hin?

Knapp zwei Wochen nach dem Tode des bekannten Geheimrats klingelt es. Ein Grüner steht vor der Tür. „Was wünschen Sie?" — „Ich komme nur wegen des Ordens", sagt er schlicht. „Es ist ein Roter Adlerorden, der seinerzeit vom preußischen König verliehen worden ist. Nach dem Tode des Besitzers fallen Rote Adlerorden an den Staat zurück. Wenn sie ihn als Andenken behalten wollen, können Sie ihn uns natürlich abkaufen. Das kostet Sie neun Mark fünfzig."

Die Republik verleiht keine Orden, aber sie nimmt sie zurück. Nämlich: Der preußische Staat ist Rechtsnachfolger des preußischen Königs. Die Folge dieser Rechtsnachfolge ist eine „Abwicklungsstelle der früheren Generalordenskommission." Diese Abwicklungsstelle wickelt ab, indem sie aufpaßt, daß kein Besitzer ehemalig königlicher Orden ohne ihr Wissen stirbt. Unmittelbar auf den Sensenmann folgt der Exekutiv-Sipo und zieht die Orden ein.

Den Steuerzahler ergreift Besorgnis um die finanzielle Zukunft des preußischen Staates. Er stellt sich riesige Amtsgebäude vor, in denen ein Stab schnauzbärtiger Beamter mit endlosen Listen und Statistiken den Ordensnachlaß des Kaisertums abwickelt, einen Betrieb, der nur hin und wieder einmal durch die pietätvollen Nachkommen eines Ordensinhabers mit neun Mark fünfzig saniert wird. Aber es ist nicht so schlimm. Die „Abwicklungsstelle der früheren Generalordenskommission" führt keine Statistik. Sie beschäftigt lediglich einen einzigen Beamten mäßiger Gehaltsstufe. Dieser Herr sitzt wahrscheinlich in einem freundlichen Zimmer und studiert die Todesanzeigen des ‚Lokalanzeigers' und der ‚Kreuzzeitung': „Friedrich Wilhelm Krax von Kraxenstein, Inhaber des Gelben Katzenordens, wurde uns . . .". Die paar hundert Mark, die er bekommt, trägt das Geschäft noch immer. Denn es gibt ja schließlich noch andre als Rote Adlerorden. Kostbare Stücke mit Silber und Gold und Brillanten. Auch zeigt das Beispiel des Roten Adlerordens, dessen Realwert wohl kaum neun Mark fünfzig betragen dürfte, daß bei der Preisberechnung gewisse ideelle Werte durchaus einkalkuliert werden. Der Steuerzahler darf sich also in bezug auf die Abwicklung der Ordensangelegenheiten ohne Besorgnis seinem Vergnügen hingeben.

Wilma Papst

Das Ei des Kolumbus

Gegen den Kaiser kennt ihr Leute noch kein wuchtigeres Schimpfwort als „gekrönter Deserteur". Das ist schon deshalb hirnverbrannt, weil dieser sich doch selber natürlich niemals einen Fahneneid geschworen hat.

Der Türmer

Astrale Prophylaxe

Regen auf der Reise und ein schlechtes Gewissen dazu werden Sie haben, wenn Sie nicht, bevor Sie in Urlaub gehen, an Ihre Organisation denken und für den „Hilfsfond des liberalen Judentums" zehn Mark überweisen.

Jüdisch-liberale Zeitung

Antworten

O. R., Halle. Sie schreiben: „In den ‚Dresdner Neusten Nachrichten' schreibt ein Herr Henry W. Willner, ein „Deutschamerikaner, der sich studienhalber in den Fordwerken betätigt", über die amerikanische Schutzzollpolitik und beginnt seine Auslassungen über den Begriff der Prosperität mit folgendem Satz: ‚Abgesehen von den paar Millionen Arbeitslosen, die das heitere Bild ein wenig trüben . . .' Diesem beschwingten Optimismus gegenüber sieht das flügellahme Europa ziemlich kläglich aus. In England wird die Beseitigung der Arbeitslosigkeit zur Wahlparole gemacht, war einer der wichtigsten Gründe, derentwegen das alte Kabinett stürzte und von dem das Schicksal des neuen Kabinetts abhängt. In Deutschland droht die Regierung auseinanderzufliegen wegen der Frage der Arbeitslosenversorgung und das Parlament vielleicht ebenfalls. In Amerika wird, nach Herrn Willners Meinung, durch so ein paar Millionen das heitere Bild nur wenig getrübt."

Otto Thomas. Sie schreiben: „Erich Mühsam hat den Beruf zum Geschichtsschreiber in sich entdeckt. Ein paar Artikel von mir über die Vorgänge vor zehn Jahren in München, wobei ich auch Kritisches über Gustav Landauer gesagt habe, geben ihm Veranlassung, in Nr. 23 der ‚Weltbühne' grobes Geschütz gegen mich aufzufahren. Ich will auf die Räterepublik nicht mehr eingehen, aber nur ein Geschichtsschreiber wie Erich Mühsam bringt es fertig zu behaupten, daß außer Landauer niemand für das Kultusministerium vorgeschlagen gewesen sei. Es leben noch genug Teilnehmer, die wissen, daß die Behauptung Mühsams falsch ist. Erich Mühsam schreibt: ‚Er (Thomas) hatte den ganzen Krieg hindurch dieser Partei als Arbeitersekretär angehört, hielt aber bis zuletzt patriotisch durch, stand gegen Eisners Versuche, den Widerstand der Arbeiter zu wecken, und gegen den Munitionsarbeiterstreik im Januar 1918 stramm an der Seite Erhard Auers.' Wozu ich in aller Bescheidenheit bemerken möchte, daß ich außerdem seit Mitte 1916 Vorstandsmitglied der Deutschen Friedensgesellschaft und der Zentralstelle Völkerrecht in München war, daß wir verboten waren, daß wir unter der Zensur des Generalkommandos standen, daß ich mit Eisner und einem noch lebenden bekannten Pazifisten während des Januarstreiks über dessen Verbreiterung und Unterstützung durch das pazifistische Bürgertum Verhandlungen pflog usw. Ich bemerke das nur, damit Erich Mühsam bei seiner Geschichtsschreibung keine allzu groben Fehler macht. Erich Mühsam schreibt: ‚(Thomas) bekämpfte im provisorischen Nationalrat innerhalb der sozialdemokratischen Fraktion alle Bestrebungen, die Novemberrevolution im Geiste des Sozialismus vorwärtszutreiben.' Dem provisorischen Nationalrat habe ich gar nicht als Mitglied der sozialdemokratischen Fraktion angehört sondern als Vertreter der Kriegsbeschädigten, deren Vertrauensmann ich als Arbeitersekretär war. Ich habe dort nur einmal gesprochen und zwar ausschließlich zu sozialpolitischen Fragen, die die Kriegsbeschädigten betrafen. Erich Mühsam schreibt: ‚ . . . in einer Versammlung im Zirkus Krone haben Otto Graf und Otto Thomas begeisterte Kriegsfanfaren geblasen, die nationalen Studenten zur Bildung einer gemeinsamen Front gegen das Ententekapital aufgerufen usw. Ja, als Gareis (USP.) sehr vernünftig den Klassenstandpunkt vertrat, wurde er niedergeschrieen und ihm während der Rede das Wort entzogen.' So schrieb Erich Mühsam in sein Tagebuch. Woher stammt das? Es stammt aus der ‚Münchener Post', dem Organ des Herrn Auer. Der Zentralausschuß der KPD. hat seinerzeit einstimmig anerkannt, daß wir nichts von dem taten, was man über uns behauptete. Das Urteil der Partei ist mir immer maßgeblicher gewesen als das der ‚Münchener Post', auch dann, wenn die ‚Münchener Post' Eingang in das Tagebuch Erich Mühsams

gefunden hat. Erich Mühsam schreibt: ‚... in Jena wird vor den versammelten Völkischen neben Artur Dinter unser ehrenwerter Otto Thomas angehört und angejubelt.' Steht auch im Tagebuch von Erich Mühsam! Stammt aus der bürgerlichen Presse. Wir hatten 1923 in Jena zwei Versammlungen der Völkischen durch den Aufmarsch von Hundertschaften unmöglich gemacht. 2400 Mann schlossen einen Kordon um das Volkshaus und ließen keinen hinein. Bei der dritten Versammlung drohte uns der sozialdemokratische Innenminister Herrmann mit einem Landfriedensbruch-Prozeß. Da haben wir die Versammlung nicht abgesperrt sondern sind hineingegangen. Von uns haben etwa acht oder zehn Personen in der Diskussion gesprochen, darunter auch ich. Natürlich bekamen wir Beifall. Erich Mühsam aber schreibt aus der bürgerlichen Presse ab, dort habe eine Verbrüderung stattgefunden. Das nennt sich Geschichtsschreibung! Erich Mühsam schreibt: ‚Wie weit die Behauptung begründet ist, die Redaktion der ‚Neuen Zeitung' (München) habe damals unter dem materiellen Einfluß des Bundes Oberland gestanden, soll in diesem Zusammenhang unerörtert bleiben.' So schreibt Erich Mühsam in der ‚Weltbühne'. Eine solche Verdächtigung hat bisher nur die ‚Münchner Post', das Organ Erhard Auers, ausgesprochen. Mühsam blieb es vorbehalten, eine solche Andeutung aufzugreifen. Nicht einmal die ‚Münchner Post' hat die Behauptung aufrechterhalten, und weder in München noch sonstwo glaubt ein Arbeiter daran, daß ich mich materiell von jemand bestechen lassen könnte." Es hat mich einige Überwindung gekostet, die langatmige und nichtssagende Darstellung des Herrn Thomas abzudrucken. Nichts bewog mich schließlich dazu als das Gefühl, daß auch die andre Seite gehört werden müsse, selbst wenn sie so miserabel argumentiert wie hier. Herr Thomas überschätzt seine eigne Wichtigkeit erheblich. Erich Mühsam hat nicht Herrn Thomas attackiert, sondern das Andenken Gustav Landauers verteidigt, über den Herr Thomas einige blamabel subalterne Äußerungen veröffentlicht hat. Über die Ereignisse in der Rätezeit wird Erich Mühsam gewiß nochmals das Wort nehmen, hier will ich nicht vorgreifen, aber das Zusammenspiel zwischen der ‚Neuen Zeitung' und den Rechtsradikalen ist doch authentisch, ebenso die Versuche bestimmter kommunistischer Gruppen, mit den Völkischen Fühlung zu gewinnen. Weiß Herr Thomas nichts mehr von dem Artikel Radeks „Wandern ins Nichts", nichts mehr von den Reden Remmeles in dieser Zeit —? Es war keine Episode, an die die Beteiligten heute noch mit Stolz zurückdenken, und ich selbst hätte diese Peinlichkeit nicht berührt, wenn nicht Herr Thomas in seiner Ahnungslosigkeit das häßliche Thema selbst auf den Tisch geworfen hätte. Herr Thomas ist ein höchst unerfreulicher Polemiker. Den Plumpheiten gegen Gustav Landauer fügt er jetzt andre gegen Erich Mühsam hinzu. Erich Mühsam hat Herrn Thomas nicht Bestechung vorgeworfen, er überschätzt das wie die andern Vorwürfe gegen ihn. Wahrscheinlich hätte Mühsam kein Wort über Otto Thomas verloren, wenn der nicht den toten Märtyrer der Revolution verunglimpft hätte. Auch in dieser mißlungenen Berichtigung gibt Herr Thomas nichts, was unsre Meinung über Gustav Landauer ändern könnte, wohl aber nennt er, nicht grade geschickt, die verschiedenen Stationen seiner eignen schnellen Entwicklung und bestätigt damit nur Erich Mühsams hartes Urteil.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Zum Geburtstag der Verfassung

von Carl v. Ossietzky

Als vor ein paar Wochen das berliner Demonstrationsverbot aufgehoben wurde, nahmen einige republikanische Blätter die Gelegenheit wahr, um der Einsicht des Herrn Polizeipräsidenten zu huldigen. Die Entzückten hatten dabei nicht in Betracht gezogen, daß Herrn Zörgiebel wohl nichts andres übrigblieb: denn es gibt nicht nur einen 1. Mai, sondern auch einen 11. August. Es gibt Tage, an denen auch die behutsamsten Staatslenker das Volk gern auf der Straße sehen und die dadurch entstehenden Verkehrsstörungen gern in den Kauf nehmen. Und würde sich selbst Künstlers Biervision: die Baugrube am Alexanderplatz von zweihundert Toten gefüllt, nochmals wiederholen, keine apokalyptische Schrecknis könnte den Herrn Polizeipräsidenten zwingen, dem republikanischen Volk, das sich freuen will, die Straße zu verwehren. Nun, allzu gigantische Formen dürfte der Jubel nicht annehmen. Das Reichsbanner wird seine wohlorganisierte Begeisterung vorführen, die offiziellen Festreden werden überschwanglos vorübersäuseln, der schlichten Tatsache bewußt, daß der gegenwärtige Präsident der demokratischen Republik weder Demokrat ist noch Republikaner. Die zahlreichen kritischen Köpfe aber, die es in allen Parteien der Linken gibt und die, allen verzweifelten Bemühungen der Parteivorstände zum Trotz, noch immer nicht völlig ausgemerzt sind, werden sich erinnern, daß voriges Jahr, grade am Verfassungsgeburtstag, die Bewilligung des Panzerkreuzers durch das Kabinett der linksradikalen Maiwahlen bekanntgegeben wurde. Ein sehr geschmackvoller Einfall, in der Tat, ein überwältigendes Zeugnis dafür, wie hoch die Herren Minister der Linken die republikanischen Massen einschätzen, die sie an jedem 11. August zum Freuen auffordern. Die köstliche Festgabe des Vorjahrs ist noch unvergessen, und mit Zagen nur fragt man sich, was für eine schöne, mit Steuergeldern rundgemästete Kröte es wohl in diesem Jahre zu schlucken geben wird. Eigentlich sind solche Anstrengungen gar nicht mehr nötig, denn das in diesen Monaten servierte Menü war überladen mit Gerichten, die auch dem Geduldigsten die Republik verekeln können. Es gehört schon eine faustdicke Ahnungslosigkeit dazu, nach einem Jahre der Niederlagen zur Feier der Verfassung aufzufordern. Erwartet man am Wedding und in Neukölln, wo die Erinnerung an die Toten der ersten vier Maitage noch frisch ist, schwarzrotgoldene Fahnen? Wenn die Feiern einen Sinn haben sollen, so kann er nur der sein, in Erinnerung zu rufen, daß die Konstitution von Weimar besser ist als ihre Hüter, die sie dilettantisch handhaben und, wenn es ihnen so paßt, in kühner Schwenkung umgehen.

Doch selbst diese Verfassungsfeiern, deren lederner Amtsstil heute abstößt und einschläfert, haben einen radikalen Ursprung. Sie sind spontan entstanden in den Zeiten von 1920

bis 23, als Republikaner abgeschossen wurden, ohne daß man sich viel Mühe gegeben hätte, die Mordtaten zu sühnen, und als es überhaupt noch nicht zum guten Ton gehörte, sich öffentlich zur Republik zu bekennen. Die schnell improvisierten Meetings von damals hatten einen großen Impuls; sie dienten auch gar nicht dem Zweck, zum tausendsten Male zu wiederholen, wie gut man es in Weimar gemacht habe und was für ein freiheitliches und demokratisches Land wir infolgedessen geworden seien, nein, sie wollten mobilisieren, zur Verteidigung der bedrohten Republik auffordern. Seitdem hat Vater Staat die Sache selbst in die Hand genommen, und aus der leidenschaftlich emporschießenden Flamme ist in seiner Regie eine nach schrecklich viel Eigenlob duftende kleine Tranfunzel geworden. So erfahren wir an jedem 11. August, daß die erwählten Lenker des Staates mit ihrer Arbeit zufrieden sind. Sie ermahnen uns, hübsch ruhig zu sein, dann werde es noch viel besser werden. Was ein Bundesfest aller freiheitgewillten Bürger hätte werden können, das ist in Wahrheit ein Paradetag für republikanischen Byzantinismus aller Art geworden, in seinem vorsichtig dosierten Temperament und seinem Mangel an eigenwüchsigen Formen ein in den Hochsommer versetzter 27. Januar. Die selbstgestellte Apotheose zufriedener Bratenröcke bedeutet keine politische Erhebung und noch viel weniger den staatsbürgerlichen Augenblick, der zum Verweilen einladet, weil er so schön ist.

Grade in diesem Jahre bietet der Verfassungstag bitterernsten Stoff zum Nachdenken, das in viel dunklere Bereiche führt als in die sanfte Rosabeleuchtung der offiziellen Festesstimmung. Denn stand in frühern Jahren das republikanische System durch Stöße von außen manchmal in Frage, so ist es jetzt durch seine eigne Schwäche, durch seine eigne Planlosigkeit zweifelhaft geworden. Es ist ein trauriger Gedanke, dem dennoch kein Wahrheitliebender feige ausweichen darf: in diesen zehn Jahren, die seit der Annahme der Verfassung von Weimar vergangen sind, hat die Republik die Gesetze ihrer Funktion noch nicht halbwegs begriffen. Die Instrumentation wird falsch und stümperhaft gehandhabt, ohne ersichtliche Ursachen fällt der Staat aus einer Krankheit in die andre, und jede einzelne wird mit Mitteln kuriert, die mit dem Geist der Republik nichts zu tun haben. Wenn es gar nicht mehr weitergeht, wird die Krankheit jedesmal mit einer Verfassungsverletzung kuriert. Die Geschichte der neuen Verfassung ist nicht eine Geschichte ihrer Erfüllung, sondern ihrer Verletzungen. Man hält das für staatsmännisch, für realpolitisch oder sonstwas. Deutschland fehlt noch immer jener Respekt vor dem Verfassungsbuchstaben, der alle gut funktionierenden Demokratien auszeichnet. Kein englisches oder französisches Kabinett könnte sich einen Tag halten, das so weitherzig mit den konstitutionellen Garantien umgeht, wie es unsre verschiedenen Regierungen getan haben. „Irgendwie muß doch regiert werden!" rief Reichskanzler Luther einmal, in die Enge getrieben, aus, und verkündete damit den eigentlichen Staatsgrundsatz, mit dem sich jede, aber auch jede Regierung seit

1919 bisher aus ihren Klemmen gezogen hat. Unser ganzes parlamentarisches Leben steht noch ganz und gar in der Erinnerung an den wilhelminischen Absolutismus, wo der Reichstag zwar viel zu reden aber nichts zu beschließen hatte und jede noch so arge Kalamität endlich durch ein allerhöchstes Machtwort beschlossen wurde. Dadurch ist ein Zustand von Unsicherheit geschaffen worden, der den Glauben an die Möglichkeiten der Republik lähmt, um die Bezirke der Politik die Zone einer kühlen, etwas verächtlichen Skepsis legt und vor allen Dingen den heute Zwanzigjährigen das triste Bild eines Systems zeigt, das nicht klappen will. Das ist viel schlimmer als akute Bedrohung, die es gar nicht mehr gibt. Dafür ist die Zukunft eine einzige Drohung geworden, und so wenig sich eine ins Einzelne gehende Prognose stellen läßt, so gewiß fühlt man überall hinter dem selbstgefälligen Kulissenkult dieses Parlamentarismus eine kommende Wirklichkeit voll dunkler und erschütternder Abenteuer. Der Deutsche ist noch immer so bar aller Staatsgefühle wie in der kaiserlichen Zeit. Nur ist der Staat noch viel unbeliebter als damals, denn er ist dem Einzelnen als Polizist oder als Steuereintreiber viel näher gerückt. „Wir müssen den Staat wieder so lieben lernen, wie wir im Kriege unsre Kompagnie geliebt haben", verkündete neulich der ewig irrende Ritter Arthur Mahraun durch den berliner Rundfunk. Lieber guter Ritter, so ist es schon lange.

Mandschurei

I.

China und Sowjetrußland von Asiaticus

Diese Arbeit, die schon einige Zeit vor dem Ausbruch des chinesisch-russischen Konflikts geschrieben ist, scheint geeignet, in die Vorgeschichte des Falles hineinzuleuchten, zumal die darin gestellte pessimistische Diagnose durch die jüngsten Ereignisse nachdrücklich bestätigt wird.

Als kürzlich die Leiche Sunyatsens von Peiping nach Nanking überführt und dort im neuerrichteten Mausoleum in den sogenannten Purpurbergen aufgebahrt wurde, marschierten die Vertreter der Mächte zu Ehren des Tages in Gala auf. Eine sehr festliche Gesellschaft war zusammengekommen: die Generalität der chinesischen Regierung mit Tschiangkaischek, der gleichzeitig Oberhaupt der Regierung ist, an der Spitze, die auswärtigen Diplomaten und schließlich die Admiräle und Generäle der ausländischen Flotten und Besatzungsarmeen in China. Es fehlte nur eine Großmacht — die Sowjetunion.

Als im Frühjahr 1925 Sunyatsen in dem damaligen Peking starb und unzählige Menschenmassen dem Sarge folgten, war die ausländische Diplomatie weniger zahlreich vertreten. Der russische Botschafter sprach an der Bahre den trauernden Nationalrevolutionären Mut und Hoffnung zu. Er verwies auf das Beispiel des vierzigjährigen Kampfes Suns für die nationale Revolution und appellierte an die eigne Kraft der Massen, deren Passivität ihn solange vergeblich auf Erfolg warten gelassen habe. Der Name Sunyatsen war damals für die Vertreter der „interessierten Mächte" der verhaßteste und gefürchtetste. In der Sowjetunion fand er den einzigen Verbündeten, und deren Vertreter in Kanton und Peking gehörten zu seinen vertrautesten Freunden und Mitarbeitern.

Diesmal aber hat die Sowjetunion gefehlt. Fast zur selben Zeit, als in Nanking Sunyatsen feierlich ins Mausoleum gebracht wurde, ließ der Diktator der Mandschurei, Tschangshueliang, der Sohn Tschangtsolins, seine Soldaten im Sowjetkonsulat in Charbin einbrechen, sämtliche Dokumente beschlagnahmen, den Sowjetkonsul nebst siebzig Andern verhaften. Kurz darauf wurden auch der Sowjetkonsul in Mukden und Mandschurien im gleichen Auftrage verhaftet. Die russische Regierung beantwortete diese Provokationen mit der Entziehung der Exterritorialitätsrechte für die chinesischen Vertretungen in der Sowjetunion.

Diese Tatsachen charakterisieren den gegenwärtigen Stand der Beziehungen zwischen der Sowjetunion und der chinesischen Regierung gleichermaßen wie die Wandlung, die in der inzwischen zur Macht gelangten Partei Sunyatsens vor sich gegangen ist. Die Entwicklung, die sich hier manifestiert, ist ein trauriges und sehr wichtiges Kapitel der chinesischen Geschichte. Sunyatsen wollte die chinesische Revolution durch eine Politik für die Arbeiter und Bauern zum Siege bringen. Die Vertreter der interessierten Mächte, die sich in Nanking vor dem Mausoleum in Gala aufstellten, haben nach einigem Schrecken in dem inzwischen herausgebildeten „revolutionären" Regime eine folgsame Regierung gefunden, mit der sich ganz gut verhandeln läßt. Diese Regierung hat auf Grund ihrer eignen Wandlungen — von einer revolutionären Partei zur konterrevolutionären Macht — ihnen einen andern, ebenfalls sehr zivilisierten Sunyatsen präsentiert. Die Arbeiter und Bauern sind zu Tausenden und Abertausenden im abgekürzten Verfahren von der gegenwärtigen Regierung dem einstigen Sunyatsen nachgeschickt worden. Die Vertreter der Mächte haben in Gala ihren Dank dafür erstattet.

Die Tragik dieser Entwicklung ist von weittragender internationaler Bedeutung. Sie kommt auch in jenen Maßnahmen zum Ausdruck, die die Sowjetregierung auf die neuesten Provokationen in der Mandschurei hat folgen lassen. Jede andre der „interessierten Mächte" hätte auf dieses Banditentum gegen auswärtige diplomatische Vertreter mit einem Feuerwerk ihrer Kriegsflotte geantwortet. Auch die Sowjetunion gefällt sich nicht freiwillig in der Stellung der passiven Dulderin. Eine andre Antwort an den mandschurischen Diktator hätte Krieg bedeutet. Der wäre zwar auf den Feldern der Mandschurei ausgefochten worden, hätte aber doch, wie jedermann weiß, kaum ein Krieg zwischen Rußland und China bleiben können. Die Japaner hätten zweifellos ihre Interessen in der Mandschurei bedroht gefühlt und sich auch ohne jede weitere Appellation zur Schaffung der Ruhe und Ordnung in der Mandschurei berufen gefühlt. Ein solcher Krieg im Fernen Osten würde auch nicht auf Rußland und Japan beschränkt bleiben. Die Sowjetunion mußte sich daher diese Provokation gefallen lassen. Der mandschurische Diktator konnte sich auch nur auf Grund dieser Lage diese Provokation leisten: er ist wie sein Vater in seinem Tatendrang durch japanische Kontrolle nur nach dieser einen Seite frei. Das bedeutet, daß die gegenwärtige Lage der chinesisch-russischen Beziehungen dem japanischen Imperialismus die Schlüsselposition zur Frage über Krieg und Frieden im Fernen Osten gibt. Die Sowjetunion befindet sich hierbei in einer ebenso ungünstigen wie unwürdigen Position. Es ist dem Gegner überlassen, wann er die Zeit für gekommen erachtet, aus der ihm demonstrierten Schwäche weitgehende Schlüsse zu ziehen.

Die Sowjetunion kann stolz darauf sein, daß sie im akuten Verlauf der chinesischen Revolution Partei ergriffen hat. Grade Sunyatsen hat sie dazu aufgefordert. Es ist daher nur eine nichtswürdige Demagogie, wenn die Nanking-Regierung den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zur Sowjetunion mit einer Einmischung in die innern Angelegenheiten Chinas begründet. Hinter dieser Demagogie

steht aber die Tatsache, daß der vorläufige Ausgang der Auseinandersetzung zwischen Revolution und Konterrevolution in China der Nanking-Regierung die Möglichkeit gegeben hat, der Einmischung Einhalt zu gebieten. Die Sowjetunion kann auch kein Interesse daran haben, China eine solche Einmischung aufzuzwingen, und denkt auch tatsächlich nicht daran. Ihr Einfluß auf die politische Entwicklung ist gegenwärtig in China ebenso minimal wie in andern Ländern, wenn nicht noch geringer, während die „interessierten Mächte" nicht aufgehört haben, sich sehr aktiv um die innern Angelegenheiten Chinas zu kümmern. Die ihr zum Vorwurf gemachten Beziehungen zum Marschall Fengyuhsiang sind nichts mehr als eine Erfindung für die Zwecke des chinesischen Bürgerkrieges, um Feng durch die Anklage dieser Verbindung in weiten Kreisen Chinas zu diskreditieren. Feng selbst hat in einer öffentlichen Erklärung empört zurückgewiesen, daß er noch mit dem „bekannten Feind Chinas" — wie er sich ausdrückt — geheime Beziehungen unterhalte. Die Anklage wie die Zurückweisung dieser Anklage beweisen, daß die Sowjetunion auch gegenwärtig in ihrem Prestige darunter leidet, das sie sich offiziell und inoffiziell von den chinesischen Machthabern insultieren lassen muß, ohne darauf entsprechend antworten zu können.

Der gegenwärtige Stand der chinesisch-russischen Beziehungen ist aber auch für die Nanking-Regierung keinesfalls von Vorteil. Sie ist bisher in der Außenpolitik gegenüber den Mächten außer in unwesentlichen Konzessionen nicht viel weiter gekommen. An einer weitern japanischen Expansion in der Mandschurei kann sie bestimmt kein Interesse haben. Ihre Beziehungen zum Diktator der Mandschurei sind die zu einer militaristischen Clique, die in bewaffneter Neutralität Gewehr bei Fuß steht. Ferner liegt es auch nicht im Interesse des amerikanischen Imperialismus, daß Japan sich weiter in der Mandschurei und mit immer schärferm Appetit auf die Mongolei und den russischen Fernen Osten ausdehnt. Nur England hat bisher Japan zu einer aggressivern Politik gegenüber der Sowjetunion animiert, um in diesem Vorgehen Japans einen Grund zu gleichfalls aggressiverm Vorgehen in Südchina — zur Erhaltung der „balance of power" — zu haben. Bei der entscheidenden Position der amerikanischen Diplomatie in Nanking ist es auch unerfindlich, welches Interesse die Nanking-Regierung mit der weitern Verschärfung der Beziehungen zur Sowjetunion verfolgen könnte. Der ehemalige Außenminister der Nanking-Regierung, C. C. Wu, der sich gegenwärtig in diplomatischer Mission in Amerika befindet, hat kürzlich in einer chinesischen Zeitschrift im Rahmen eines Artikels über die auswärtigen Beziehungen der Nanking-Regierung das sowjetrussische Problem gestreift. Er sagte dort, nachdem er diese Frage in Zusammenhang mit den Beziehungen zu Japan gebracht hat, folgendes:

„Die Beziehungen mit Rußland sind abgebrochen worden, weil Rußland sein Programm der Einmischung in Chinas innere Angelegenheiten durchführen wollte. Als Sowjetrußland freiwillig die vom zaristischen Regime überlieferten Vertragsrechte aufgab und seine Sympathie für die nationale Sache demonstrierte, entwickelte sich natürlicherweise ein Band der Freundschaft zwischen dem nationalen China und Sowjetrußland ... Es sind Beweise gefunden worden, daß das russische Konsulat in Kanton an dem Dezemberaufstand beteiligt war. Aus diesem Grunde sind die russischen Konsulate auf dem Territorium der Nationalisten geschlossen worden, ebenso auch die Tätigkeit der russischen Staatsunternehmungen. Aber es ist kein Grund dafür vorhanden, daß der Abbruch der Beziehungen endlos fortdauern soll. Sobald Sowjetrußland den Beweis erbringt, daß es in die internen Angelegenheiten Chinas sich nicht einmengen wird, ist die nationale Regierung bereit, die Beziehungen mit ihrem engsten Nachbarn wieder aufzunehmen."

Diese Äußerung ist deshalb von Wichtigkeit, weil sie anzeigt, daß eine geschickte sowjetrussische Politik und Diplomatie ungeachtet aller Provokationen so operieren könnte, daß auch die Nanking-Regierung wieder die geordneten diplomatischen Beziehungen mit ihr aufnehmen müßte. Die sowjetrussische Diplomatie könnte im Interesse der Stellung der Sowjetunion im Fernen Osten den Weg finden, um weder dem mandschurischen Diktator noch Japan die Entscheidung über ihre Beziehungen zu China und zur Nanking-Regierung zu überlassen. Die Diplomatie der Sowjetunion hat oft bewiesen, daß sie, allen Provokationen und Intriguen der imperialistischen Mächte zum Trotz, an der Friedenspolitik festhalten kann. Das ist aber um so mehr notwendig in einem Falle, wo jede Verschlechterung der Beziehungen die Kriegsgefahr in einem Gebiet erhöht, auf dem die Sowjetunion politisch wie auch militärisch sehr ungünstig dastünde.

Es ist zweifellos, daß die chinesische Revolution im Verlaufe einer bestimmten geschichtlichen Entwicklung erneut an die Aufgabe der nationalen und sozialen Befreiung Chinas herangehen wird. Die Außenpolitik eines revolutionären Staates wie der Sowjetunion kann ebenso wenig wie eine revolutionäre Partei auf den „großen Tag" warten, der selbst Produkt einer geschichtlichen Entwicklung unter der aktivsten Mitwirkung der revolutionären Kräfte ist. Die internationale Lage Chinas ist für ein solches Wirken, das mit den neuen Tatsachen rechnet, günstig, und zwar im Interesse beider Länder. Dazu gehört Weitsicht und Geschick und Verantwortung im besten revolutionären Sinne — Vorzüge, wie sie der so unglücklich verstorbene Joffe als erster Vertreter der Sowjetunion in China auch praktisch vorgezeichnet hat.

II.

Reise durch die Mandschurei von Richard Hülsenbeck

Daß hier drei Völker, die Chinesen, die Russen und die Japaner, um die Herrschaft kämpfen, ist bekannt, nur, wie sie miteinander kämpfen und was für Motive dabei maßgebend sind, kann man in Europa schwer beurteilen. In der letzten Zeit beginnt die Lage durch den wachsenden chinesischen Nationalismus ein verändertes Gesicht zu bekommen. Im vorigen Jahre wurde der alte Räuberhauptmann Tschangtsolin von den Japanern in die Luft gesprengt, weil er ihnen keine genügende Garantien geben wollte. Seine Siege über Wupeifu und die Einnahme Pekings durch seine Truppen hatten ihm den Kopf verdreht. Tschangtsolin hinterließ einen Sohn, Tschangshueliang, Opiumraucher, Kokainist und Gambler, ferner zwei tüchtige alte Generäle, frühere Miträuber. Zwischen diesen alten Generälen und Tschangshueliang entbrannte die übliche Rivalität, bis der Sohn sich mit erstaunlicher Energiesteigerung auf die Methoden seines Banditenvaters besann. Er ließ die beiden Weißhaarigen nach Mukden zu einer Besprechung kommen, und als sie den Mund auftun wollten, schoß er ihnen mit überlegener Ruhe einige Kugeln hinein. Eigenhändig. Jedes mukdener Kind weiß das, niemand findet etwas Besondres dabei, man meint, daß das Machtkämpfe sind, die so ausgetragen werden müssen. Denn wenn Tschangshueliang nicht die Generäle ... hätten sie natürlich ihn. Der Marschall ist zudem ein witziger Mann. Als die Opfer gefallen waren, begann er sie laut der furchtbarsten Verbrechen zu beschuldigen und setzte unter großem Pomp eine Hochverratskommission ein, die natürlich bis heute den Mund nicht aufgetan hat. Um die Sache aber nicht auf die Spitze zu treiben, ließ der junge Marschall — so nennt man ihn allgemein — die Erschossenen auf Staatskosten beerdigen und den Witwen eine Entschädigung überweisen.

Jetzt herrscht Tschangshueliang allein, sitzt in Mukden in seinem Yamen und versucht, besser mit den Japanern auszukommen, als es

seinem Vater gelungen ist. Ich sah ihn, als er sich zur Feier des Kaisergeburtstagsfests in das japanische Konsulat begab. Er sieht nicht schlecht aus, ist übermittelgroß, schlank und hat ein intelligentes, etwas heimtückisches Gesicht.

Aus welchen Gründen sich Tschangshueliang entschlossen hat, Anhänger von Sunyatsen zu werden, weiß kein Mensch. Jedenfalls hängen überall die Flaggen der Kuomintangpartei und die rote Fahne der nationalen Republik. Das Verhältnis zu Nanking ist natürlich ein abgekartetes Theaterspiel, wie alles hier in China. Die ganze Sache kann nur auf pekuniären Abmachungen beruhen; offenbar fürchtete Tschangshueliang, daß der amerikanische Kapitalssegen an ihm vorbeigehen könnte, wenn er nicht rechtzeitig mit Nanking paktiere. Außer einigen Beamten, Generälen und Studenten weiß kein Mensch, wer Sunyatsen gewesen ist und was er gewollt hat. Die große Masse des mandschurischen Volkes kann nicht lesen und schreiben, lebt in dumpfer Armut und ist froh, wenn ihr nicht marodierende Soldaten das Letzte nehmen.

Hin und wieder empfängt der junge Marschall einen amerikanischen Journalisten und sagt einige pathetische Worte, die die Runde durch alle aus- und inländischen Zeitungen machen: „Ich werde dafür sorgen, daß der Frieden erhalten bleibt. Nur im Frieden können die noch ungehobenen Reichtümer unseres Landes ..." Dieser junge Mensch hat nicht die Aktivität seines Räubervaters, er scheint auch zu wissen, daß er am längsten weitergambeln, opiumrauchen und huren kann, wenn er sich möglichst still verhält. Deshalb ist er aber noch kein Friedensfreund. Das Interesse dieser Feudalherren für den Frieden und für das Volk ist gleich null, aber sie haben für festliche Gelegenheiten einige Phrasen parat, die von den in Amerika graduierten Studenten importiert sind.

Ich sagte, daß die Lage sich durch den chinesischen Nationalismus geändert hat. Was mit China eigentlich vor sich gegangen ist, kann man schwer sagen, das Programm und der Ideensieg Sunyatsens sind Ausdruck einer Entwicklung, deren psychologische Hintergründe noch niemand richtig beschrieben hat. Der europäische Zusammenbruch nach dem Weltkrieg und die im Versailler Frieden aufgezogene Nationalitätenparole haben China einen entscheidenden Stoß nach vorn versetzt. Die eigentliche chinesische Macht ist heute kaum größer als sie vor Jahren gewesen ist, aber die Chinesen haben ein moralisches Übergewicht bekommen. Amerika hat hauptsächlich darauf gedrungen, daß die alte Kolonistenmethode aufgegeben worden ist, man hat China zuletzt unter feierlichen Umständen auf der Konferenz von Washington Rechte bestätigt, die man ihm praktisch noch nicht eingeräumt hat. Niemand kann sich hier der Entwicklung entziehen, die auf ein national geeinigtes und modernes China gerichtet ist. Auch Tschangshueliang hat den Lauf der Dinge verstanden. Was Tschangshueliang über Sunyatsen denkt, ist gleichgültig — wahrscheinlich denkt er gar nichts —, aber er möchte unter allen Umständen an den Vorteilen partizipieren, die die neue Tarifautonomie dem Lande gibt. Dieser Marschall, Großgrundbesitzer, Grubeninhaber, Gambler, Opiumraucher und Liebhaber französischer Kokotten ist Patriot aus krassem Eigennutz.

Den Japanern gegenüber, die die Mächtigsten im Lande sind, muß er vorsichtig sein. Er duldet keine antijapanischen Demonstrationen, obgleich sie schwer zu unterdrücken sind, denn das Volk fühlt seinen Feind. Tschangshueliang sucht Japan durch eine besondre Methode klein zu kriegen: Er fördert die Einwanderung, jährlich kommt etwa eine Million chinesischer Bauern aus dem von Räubern gequälten Schantung und dem von Hunger ausgesogenen Kansu. Die Leute reisen mit Frauen und Kindern in größter Armut, man weist ihnen ein Stück Land an. Tschangshueliang hofft, daß die Chinesen durch

ihre Zahl die Japaner eines Tages verdrängen werden. In der chinesischen Geschichte hat es so etwas schon öfter gegeben, nur dauerte die Entwicklung immer sehr lange. Tschangshueliang wird den Erfolg seines Raffinements nicht mehr erleben. Die Bauern kommen in die Mandschurei, weil die drei östlichen Provinzen als die ruhigsten und sichersten gelten. Das mag richtig sein, Räuber gibt es nur in der Umgebung von Harbin. Ruhig ist sie schon, die Mandschurei, aber es ist die Ruhe einer tödlichen Reaktion. Es wird hier alles ohne das Volk gemacht, das Volk existiert für die regierenden Feudalherren überhaupt nicht. Dinge, die für das Volk da sind, etwa Schulen, stehen beinahe nur auf dem Papier. Die Herrschaft des Marschalls und seiner Clique ist diktatorisch, die Todesstrafe, brutales Kopfabschlagen, wird ununterbrochen vollzogen, an allen, die andrer Meinung sind. Die chinesische Presse steht unter strenger Zensur, es gibt kein Arbeitsrecht, kein Koalitionsrecht, die kapitalistische Ausbeutung hat alle Chancen in der Hand.

Der neue Nationalismus, der nach Betätigung und Bestätigung sucht, richtet sich auf den Punkt des geringsten Widerstandes. Genau so vorsichtig wie man den Japanern gegenüber ist, so brutal benimmt man sich gegen die Russen. Die Weißrussen, die Flüchtlinge der Revolution, die in großer Anzahl in den mandschurischen Städten sitzen, sind dem Haß der Chinesen wehrlos preisgegeben. Ich habe oft gesehen, wie sie verhaftet und geprügelt wurden. Der Chinese ist in solchen Dingen absolut rücksichtslos, kennt nur brutale Machtkämpfe. Die Russen sind wehrlos, deshalb drangsaliert man sie, wo es geht. Auf das Haupt dieser Unglücklichen, die die russische Nationalität verloren haben und die chinesische nicht bekommen, entlädt sich ein großer Teil des chinesischen allgemeinen Fremdenhasses. Die Wut gegen die Sowjetrussen ist nicht viel geringer als die gegen deren sowjetfeindliche Landsleute. Warum? Das hat seine weiten geschichtlichen Hintergründe: die Ursache für die Schwenkung Chinas gegen den Bolschewismus, für die Abneigung Tschangkaischeks gegen Rußland suche man in den amerikanischen Geldschränken. Wichtig erscheint mir, daß die freiwillige Aufgabe der Exterritorialität, die feierlich zugesagte und anerkannte Gleichberechtigung den Sowjetrussen keinerlei bessere Behandlung verschafft hat. Im Gegenteil. Es liegt mir fern, für die Exterritorialität zu sprechen, die Chinesen müssen ihr Land und die Rechte ihres Landes haben. Ich meine nur, die feudale Raubgier der jetzigen Herrscher — besonders der Herrscher der Mandschurei — hat sich gegen die Russen gerichtet, weil sie sich ihrer exterritorialen Rechte begeben haben. Diese Leute haben einfach nach alter asiatischer Methode die Anständigkeit der Russen ausgenutzt. Wenn Sowjetrußland heute reale Machtmittel in der Mandschurei hätte, würde Herr Tschangshueliang, der keine moralischen Argumente kennt, sich hüten. Die Russen werden natürlich die Ostbahn verlieren und zwar entschädigungslos, denn die Chinesen haben kein Geld. Ich fürchte, die Amerikaner und Engländer werden nach solchen Erfahrungen ihre Exterritorialität noch ein halbes Jahrhundert aufrechterhalten, und die Lage im Osten wird daraufhin noch komplizierter und brenzlicher werden.

Man muß den Chinesen zugute halten, daß sie lange von den Ausländern gequält und ausgesogen worden sind. Die Methoden, die die feudalen Herren heute gegen die Ausländer anwenden, unterscheiden sich aber in nichts von der Brutalität, die sie umgekehrt früher von diesen zu erdulden hatten. Wenn es den Chinesen auch gelingen mag, die Russen hinauszuwerfen, so werden sie erst recht die Japaner vor sich haben, für die die Mandschurei lebenswichtig ist. Die Japaner werden unter allen Umständen für ihre Rechte, wenn diese auch nur eingebildet sind, kämpfen. Das gibt noch böse Dinge in der Mandschurei.

Hermann Müllers pariser Sendung 1914

von Georg Ledebour

Zum fünfzehnten Male jährt sich der Ausbruch des Weltkriegs. Das maßlose Unheil, das er über uns gebracht hat, ist noch nicht verschwunden. Und auch heute noch bemühen sich die Helfershelfer der wilhelminischen Reichsregierung, ihre Mitschuld zu beschönigen. Wir können nicht umhin, allen solchen Geschichtsfälschungen immer wieder entgegenzutreten. So hat vor einiger Zeit Eduard Bernstein eine solche Richtigstellung herausgefordert. Durch eine Bemängelung des Verhaltens Hermann Müllers bei Kriegsausbruch in dem pazifistischen Wochenblatt ‚Die Menschheit' wurde Bernstein zu einem Artikel in der ‚Sozialdemokratischen Korrespondenz' angestachelt, der in dem Satze gipfelt:

> Von einer Irreführung der französischen Sozialisten und der sozialdemokratischen deutschen Reichstagsfraktion durch Hermann Müller kann absolut nicht die Rede sein.

In Begründung dieser apodiktischen Behauptung gibt Bernstein dann von der Entstehung der Müllerschen Mission folgende Darstellung:

> Zunächst sei festgestellt, daß, als Hermann Müller am 31. Juli 1914 im Auftrage des Vorstandes der SPD über Brüssel nach Paris gereist war, um mit führenden französischen Sozialisten die Frage der Möglichkeit eines einheitlichen Verhaltens im Falle des Kriegsausbruchs zu erörtern, im Vorstand selbst eine erschöpfende Besprechung über die von der Partei zu gewärtigende Regierungsvorlage und über die Bewilligung von Kriegskrediten überhaupt noch nicht stattgefunden hatte. Lediglich Hugo Haase, der damalige erste Vorsitzende des Vorstandes, hatte das Wort genommen und erklärt, die Partei müsse selbstverständlich gegen die Kredite stimmen, und Georg Ledebour hatte ihm zugestimmt. Dann aber war die Fortführung der Besprechung vertagt worden, bis der in Eile zusammenberufene Vorstand erst einigermaßen vollständig beisammen sei.

Dieser Bericht Bernsteins ist durchaus wahrheitswidrig. Zunächst ist zu bemerken, daß er durch die Form, die er seiner Darstellung gibt, den Glauben zu erwecken sucht, als ob er ein autoritativer Zeuge für die geschilderten Vorgänge sei. „Feststellen" kann man aber nur, was man selbst gehört oder gesehen hat. Bernstein war indes nicht Teilnehmer an der Sitzung, da er keinem der beiden Vorstände angehörte. Offenbar hat er sich irreführen lassen durch Andre, die ihren hastigen Umfall zur Kreditbewilligung verschleiern und beschönigen wollten.

In Wirklichkeit war in jener Sitzung nach meiner Erinnerung der Parteivorstand vollzählig erschienen. Es herrschte auch volle Einmütigkeit darüber, daß die Kriegskredite nicht angenommen werden dürften. Die Mehrzahl war für Ablehnung, nur zwei für Enthaltung. Entscheidend für die Stimmung jener Versammlung ist aber doch, daß mein Antrag, einer von uns solle nach Paris fahren, um dort, wenn irgend möglich, mit Jaurès eine Ablehnungsbegründung zu vereinbaren, die nach ihrer vorauszusetzenden Annahme durch die beiden Fraktionen im französischen Parlament in französischer,

im deutschen in deutscher Sprache verlesen werden solle, einstimmig angenommen wurde. Wäre diese, vom Geiste des internationalen Sozialismus beseelte Aktion zustande gekommen, so hätte sie, obgleich wir den Ausbruch des Krieges nicht mehr hindern konnten, doch zweifellos erheblich zu dessen Abkürzung beigetragen. Bernstein kennt meinen damaligen Antrag ganz genau, denn wir haben oft genug darüber gesprochen, als er sich später vorübergehend der kriegsgegnerischen USPD angeschlossen hatte. Jetzt schweigt er ihn tot, weil jene internationale Aktion heute der im Koalitionskabinett mitregierenden Sozialdemokratie nicht in den Kram paßt.

Für den Verlauf jener Mission nach Paris war es von vornherein ein Mißgeschick, daß wir keine geeignetere Kraft dafür zur Verfügung hatten als Hermann Müller. Ausschlaggebend dafür war, daß er nicht dem Reichstag angehörte. Es mangelte ihm aber leider an genügender Kenntnis der französischen Sprache und vor Allem an Charakterfestigkeit. Daß er den belgischen Genossen Hendrik de Man von Brüssel aus als Dolmetsch mit nach Paris nehmen mußte, hat sich übrigens auch insofern als ein Glücksumstand erwiesen, als wir bald darauf aus der Feder de Mans eine einwandfreie Bekundung über die Verhandlungen in Paris erhalten haben. Das ist aber so gekommen:

Einige Zeit nach Kriegsausbruch hatte der deutsche sozialdemokratische Parteivorstand den Doktor Albert Südekum nach Italien geschickt, um die italienischen Sozialisten zugunsten Deutschlands zu beeinflussen. Südekum hatte nun, um die italienischen gegen die französischen Sozialisten aufzuhetzen, ihnen vorgelogen, Müller sei in Paris von den dortigen Sozialisten „in einer unerhörten Weise behandelt worden". Als durch einen Bericht des ‚Secolo' in Mailand vom 9. Februar 1915 diese südekümmerliche Verleumdung in Paris bekannt geworden war, protestierte zunächst Renaudel dagegen in der ‚Humanité', was dann Hendrik de Man veranlaßte, in einem an Renaudel gerichteten Briefe vom 28. Februar 1915 den ganzen Verlauf der Mission Müllers ausführlich zu schildern. In bezug auf Südekums Verdächtigung der französischen Genossen sagte de Man in dem Briefe:

> Müller wurde nicht „in einer unerhörten Art", wie Südekum behauptet, empfangen, sondern mit einer äußersten Herzlichkeit, die durch die tragischen Umstände des Augenblicks besonders ergreifend gemacht wurde.

Was dann Müllers Auskunft über die Stimmung der deutschen Genossen vor Kriegsausbruch anbetrifft, so sagt de Man weiter:

> Müller erklärte dann in der förmlichsten Art und Weise und zu wiederholten Malen, daß ein Votum der sozialdemokratischen Fraktion zugunsten der Kriegskredite sicher nicht abgegeben würde. „Daß man für die Kriegskredite stimmt, das halte ich für ausgeschlossen", waren seine eignen Worte. Es kamen unter den Mitgliedern des Parteivorstandes und des Fraktionsvorstandes nur zwei Auffassungen zum Ausdruck: die eine zugunsten der Abstimmung gegen die Kriegskredite, die andre, Enthaltung befürwortend. Die Anhänger der Ablehnung schienen übrigens, fügte er hinzu, zahlreicher zu sein, als die der Enthaltung.

Ich bemerke noch ausdrücklich, daß die in dem vorstehenden Zitat zwischen Gänsefüßchen gesetzten Worte in dem sonst französisch geschriebenen Briefe de Mans deutsch geschrieben waren und auch so in der Humanité vom 4. März 1915 abgedruckt sind.

Wie verhält es sich nun mit Müllers Berichterstattung in Berlin über seine Sendung nach Paris?

In meinem Artikel vom 15. November 1927 habe ich bereits erwähnt, daß Müller erst am 3. August 1914 nachmittags in der Fraktionssitzung erschien, als die Diskussion über die Kriegskredite bereits mehrere Stunden gedauert hatte. Seine Mitteilung, daß die französischen Sozialisten unbedingt geschlossen für die Kredite stimmen würden, beeinflußte jedenfalls auch die deutsche Reichstagsfraktion zugunsten der Kreditbewilligung. Über diese den Tatsachen entsprechende Darlegung ist ihm natürlich kein Vorwurf zu machen. Wohl aber hat er sich in andrer Weise gegen seine Berichterstatterpflicht schwer vergangen.

Müller hat uns völlig verschwiegen, daß er selbst zu wiederholten Malen den französischen Genossen beteuert hat, die deutschen Sozialdemokraten würden sicher nicht ein Votum für die Kriegskredite abgeben. Daß er sich tatsächlich so ausgedrückt hat, geht aber aus der einwandfreien, vorhin zitierten Darlegung de Mans hervor. Im Gegensatz dazu kam Müllers Schilderung der pariser Verhandlungen in unsrer Fraktionssitzung am 3. August 1914 darauf hinaus, daß er den Franzosen die Ablehnung der Kredite durch die deutsche Sozialdemokratie nur als wahrscheinlich, nicht als sicher hingestellt hätte.

Nun mag daraufhin eingewendet werden: Was hat das denn auf sich? Die Mehrheit der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion hätte dennoch die Kreditbewilligung beschlossen.

Das mag schon richtig sein. Aber auf die kriegsgegnerische Minderheit der deutschen Fraktion hätte doch Müller mit der wahrheitsgemäßen Wiedergabe seiner Erklärungen in Paris einen andern Einfluß ausgeübt. Ich bin überzeugt, die Vierzehn, die für meine Ablehnungsresolution in der Fraktion gestimmt haben, oder doch ein großer Teil von uns, würde dann der eignen Ehre halber, um nicht in den Augen der französischen Genossen als Lügner zu erscheinen, entgegen dem Fraktionsbeschluß im Plenum gegen die Kredite gestimmt haben. Der an sich schon in einer solch entscheidenden Frage falsche Appell an die Fraktionsdisziplin hätte dann bei uns sicher nichts gefruchtet.

Hätte aber damals am 4. August 1914 bei der ersten Abstimmung über die Kredite sofort ein, wenn auch noch so kleiner Teil der SPD-Fraktion im Plenum des Reichstags gegen die Kredite gestimmt, so würde das sicher im Lande durchschlagend gezündet haben. Die antiimperialistische Opposition wäre von vornherein in einheitlicher Geschlossenheit hervorgetreten. Das hätte wieder auf den Anschauungsumschwung in der Bevölkerung beschleunigend eingewirkt und somit auch zur frühern Beendigung des Krieges beigetragen.

Daß Müller aber bewußt nachher seiner Mission nach Paris eine wahrheitswidrige Deutung zu geben, sowie seine eigenen Erklärungen in Paris umzudeuteln bemüht war, dafür als Beweis hier eine solche Deutelung aus seiner eignen Feder im ‚Vorwärts' vom 28. März 1915:

Der Zweck meines pariser Besuches war, den französischen Genossen mitzuteilen, daß es nach Auffassung des deutschen Parteivorstandes angesichts der außerordentlich gespannten internationalen Lage unmöglich sei, den in der Sitzung des Internationalen Sozialist. Bureaus vom 29. Juli beschlossenen und auf den 9. August nach Paris einberufenen außerordentlichen Internationalen Sozialisten-Kongreß abzuhalten.

Daß Müller auch diese Ansicht der SPD nebenbei in Paris zum Ausdruck zu bringen hatte, war selbstverständlich. Es war aber eine starke Zumutung an die Leichtgläubigkeit der Vorwärtsleser, wenn er ihnen einzureden versuchte, eine derartige Mitteilung sei der Hauptzweck seiner Mission nach Paris gewesen. Als ob es nötig gewesen wäre, unter den in jenen Tagen besonders schwierigen Umständen einen eignen Vertrauensmann dorthin zu senden zur Übermittlung einer Botschaft, die wir weit schneller und zuverlässiger durch ein Telegramm übersenden konnten.

Um kurz zusammenzufassen, Müllers Verfehlungen bei seiner Mission nach Paris kommen darauf hinaus: Er hat zunächst seinen Auftrag, mit Jaurès eine gleichlautende Begründung für die Ablehnung der Kriegskredite zu vereinbaren, nachdem er die Ermordung von Jaurès erfahren hatte, nicht sinngemäß in einen allgemeinen Vorschlag der Ausarbeitung einer gemeinsamen Erklärung umgewandelt, die nachher den beiden Fraktionen zur Beschlußfassung zu unterbreiten gewesen wäre. Dieser Versager ist jedoch wohl eher auf die Unfähigkeit Müllers, jene bestimmte Aufgabe den veränderten Umständen anzupassen, als auf Böswilligkeit zurückzuführen. Er hat dann, was anzuerkennen ist, den französischen Sozialisten durchaus richtig die Stimmung im deutschen Partei- und Fraktions-Vorstand dahingehend geschildert, daß unter keinen Umständen die deutsche Sozialdemokratie für die Kriegskredite stimmen würde. Er hat ferner auch, nach Berlin zurückgekehrt, sinngemäß richtig der SPD-Fraktion über die französischen Genossen berichtet, daß sie, trotz der Ermordung von Jaurès, die Kriegskredite annehmen würden. Schließlich aber hat er, offenbar beeinflußt durch sozialistische Bewilligungsfreunde, uns verschwiegen, daß er in Paris bestimmt erklärt hatte, wir würden gegen die Kredite stimmen.

Es ist das einer jener markanten Fälle, in denen klar zutage tritt, wie das Verschweigen der Wahrheit in seinen Wirkungen tatsächlich der krassen Lüge gleichkommt.

Das verlegene Gerede Müllers in der Fraktionssitzung am 3. August 1914 wurde darauf zurückgeführt, daß er auf der Reise von Köln nach Berlin Südekum in die Hände gefallen sei. Die Rolle Südekums in jener Zeit bedarf überhaupt noch sehr der Aufklärung. Daß er durch eine völlig falsche Darstellung von dem Verhalten der französischen Sozialisten ge-

genüber Müller die italienischen Sozialisten gegen die Franzosen aufzuhetzen versucht hat, erwähnte ich schon. In dieser Hinsicht hat auch Müller selbst ihn später desavouiert. Aber etwas mehr Licht fällt noch auf Südekums Intrigenspiel durch eine Mitteilung, die Bernstein jetzt in dem erwähnten Korrespondenz-Artikel macht. Er erzählt da nämlich als eignes Erlebnis: Am Mittag des 2. August 1914 hätte ihn Südekum telephonisch ersucht, „zum Zweck einer Besprechung zu ihm nach Zehlendorf zu kommen". Er hätte dort bei ihm Richard Fischer, Paul Göhre, Hermann Molkenbuhr und Robert Schmidt getroffen, „die mit ihm schon dabei waren, eine Erklärung auszuarbeiten, aus welchen Gründen und unter welchen Voraussetzungen die Fraktion die Kriegskredite bewillige". Bernstein erwähnt dann, später seien auch Eduard David, Georg Schöpflin und Otto Wels noch dazugekommen. Er selbst habe sich mehrere Stunden an der Beratung beteiligt, hätte dann aber vor deren Abschluß fortgehen müssen.

Aus diesen Bekenntnissen erfahren wir wenigstens, wer denn die Urheber der Resolution für die Kreditbewilligung waren. Wie aber grade Südekum dazu kam, die Sache von vornherein in die Hand zu nehmen, darauf wirft eine gleichzeitige Mitteilung im ‚Kleinen Journal' ein helles Licht. In diesem nationalistischen Wochenblatt wird nämlich in einem Artikel über „Hof und Hauptquartier Wilhelms II." dem letzten Hausminister Wilhelms, dem Grafen August Eulenburg, ein begeistertes Loblied gesungen. Unter anderem wird da erzählt:

Der Graf war einer der bestorientierten Männer Berlins. Er suchte und fand seine Informationen ganz unauffällig und ließ sich nicht düpieren. So bat er während des Krieges häufig den Reichstagsabgeordneten Südekum zu sich, um über die Kriegslage nicht nur durch die offiziellen Mitteilungen der Obersten Heeresleitung unterrichtet zu sein... Graf Eulenburg hat nach der Staatsumwälzung als Hausminister die Auseinandersetzungsverhandlungen zwischen der preußischen Krone und dem preußischen Staat geführt. Unnötig zu sagen, daß ihm hierbei seine obenerwähnten Beziehungen zu Südekum, dem ersten preußischen Finanzminister nach der Revolution, zugute kamen.

Gewiß, das ist unnötig zu sagen. Diese Enthüllungen vervollständigen das Bild, das wir von der fortschreitenden Entartung der Sozialdemokratie seit Kriegsbeginn gewonnen haben. Mit Müller und Südekum hats angefangen. Es steigerte sich dann bis zu Ebert, Landsberg, Scheidemann und Noske. Doch alle jene sozialdemokratischen Entgleisungen wirken auch heute noch nach auf unsre Tageskämpfe. Denn es ist von mehr als symptomatischer Bedeutung, daß die Sozialdemokratische Partei Herrn Hermann Müller für den Reichskanzlerposten präsentiert hat und daß Herr Doktor Albert Südekum, der gleichzeitige Vertrauensmann des sozialdemokratischen Parteivorstandes und des wilhelminischen Hausministers Graf August Eulenburg, sein otium cum dignitate auf dem zur hohenzollernschen Konkursmasse gehörigen Schloß Sakrow an der Havel genießt.

Merkblatt für Geschworene von Ignaz Wrobel

Nachdruck erbeten

Wenn du Geschworener bist, dann glaube nicht, du seist der liebe Gott. Daß du neben dem Richter sitzst und der Angeklagte vor euch steht, ist Zufall — es könnte ebensogut umgekehrt sein.

*

Wenn du Geschworener bist, gib dir darüber Rechenschaft, daß jeder Mensch von Äußerlichkeiten gefangen genommen wird — du auch. Ein Angeklagter mit brandroten Haaren, der beim Sprechen sabbert, ist keine angenehme Erscheinung; laß ihn das nicht entgelten.

*

Wenn du Geschworener bist, denk immer daran, daß dieser Angeklagte dort nicht der erste und einzige seiner Art ist, tagtäglich stehen solche Fälle vor andern Geschworenen; fall also nicht aus den Wolken, daß jemand etwas Schändliches begangen hat, auch wenn du in deiner Bekanntschaft solchen Fall noch nicht erlebt hast.

*

Jedes Verbrechen hat zwei Grundlagen: die biologische Veranlagung eines Menschen und das soziale Milieu, in dem er lebt. Wo die moralische Schuld anfängt, kannst du fast niemals beurteilen — niemand von uns kann das, es sei denn ein geübter Psychoanalytiker oder ein sehr weiser Beicht-Priester. Du bist nur Geschworener: strafe nicht — sondern schütze die Gesellschaft vor Rechtsbrechern.

*

Bevor du als Geschworener fungierst, versuche mit allen Mitteln, ein Gefängnis oder ein Zuchthaus zu besichtigen; die Erlaubnis ist nicht leicht zu erlangen, aber man bekommt sie. Gib dir genau Rechenschaft, wie die Strafe aussieht, die du verhängst — versuche, mit ehemaligen Strafgefangenen zu sprechen, und lies: Max Hölz, Karl Plättner und sonstige Gefängnis- und Zuchthauserinnerungen. Dann erst sage deinen Spruch.

*

Wenn du Geschworener bist, laß nicht die Anschauung deiner Klasse und deiner Kreise als die allein mögliche gelten. Es gibt auch andre — vielleicht schlechtere, vielleicht bessere, jedenfalls andre.

*

Glaub nicht an die abschreckende Wirkung eures Spruchs; eine solche Abschreckung gibt es nicht. Noch niemals hat sich ein Täter durch angedrohte Strafen abhalten lassen, etwas auszufressen. Glaub ja nicht, daß du oder die Richter die Aufgabe hätten, eine Untat zu sühnen — das überlaß den himmlischen Instanzen. Du hast nur, nur, nur die Gesellschaft zu schützen. Die Absperrung des Täters von der Gesellschaft ist ein zeitlicher Schutz.

*

Wenn du Geschworener bist, vergewissere dich vor der Sitzung über die Rechte, die du hast: Fragerechte an den Zeugen und so fort.

*

Die Beweisaufnahme reißt oft das Privatleben fremder Menschen vor dir auf. Bedenke —: wenn man deine Briefe, deine Gespräche, deine kleinen Liebesabenteuer und deine Ehezerwürfnisse vor fremden Menschen ausbreitete, sähen sie ganz, ganz anders aus, als sie in Wirklichkeit sind. Nimm nicht jedes Wort gleich tragisch — wir reden alle mehr daher, als wir unter Eid verantworten können. Sieh nicht in jeder Frau, die einmal einen Schwips gehabt hat, eine Hure; nicht in jedem Arbeitslosen einen Einbrecher; nicht in jedem allzuschlauen Kaufmann einen Betrüger. Denk an dich.

*

Wenn du Geschworener bist, vergiß dies nicht —: echte Geschworenengerichte gibt es nicht mehr. Der Herr Emminger aus Bayern hat sie zerstört, um den Einfluß der „Laien" zu brechen. Nun sitzt ihr also mit den Berufsrichtern zusammen im Beratungszimmer. Sieh im Richter zweierlei: den Mann, der in der Maschinerie der juristischen Logik mehr Erfahrung hat als du — und den Fehlenden aus Routine. Der Richter kennt die Schliche und das Bild der Verbrechen besser als du — das ist sein Vorteil; er ist abgestumpft und meist in den engen Anschauungen seiner kleinen Beamtenkaste gefangen — das ist sein Nachteil. Du bist dazu da, um diesen Nachteil zu korrigieren.

*

Laß dir vom Richter nicht imponieren. Ihr habt für diesen Tag genau die gleichen Rechte; er ist nicht dein Vorgesetzter; denke dir den Talar und die runde Mütze weg, er ist ein Mensch wie du. Laß dir von ihm nicht dumm kommen. Gib deiner Meinung auch dann Ausdruck, wenn der Richter mit Gesetzesstellen und Reichsgerichtsentscheidungen zu beweisen versucht, daß du unrecht hast — die Entscheidungen des Reichsgerichts taugen nicht viel. Du bist nicht verpflichtet, dich nach ihnen zu richten. Versuche, deine Kollegen in deinem Sinne zu beeinflussen, das ist dein Recht. Sprich knapp, klar und sage, was du willst — langweile die Geschworenen und die Richter während der Beratung nicht mit langen Reden.

*

Du sollst nur über die Tat des Angeklagten dein Urteil abgeben — nicht etwa über sein Verhalten vor Gericht. Eine Strafe darf lediglich auf Grund eines im Strafgesetzbuch angeführten Paragraphen verhängt werden; es gibt aber kein Delikt, das da heißt „Freches Verhalten vor Gericht." Der Angeklagte hat folgende Rechte, die ihm die Richter, meistens aus Bequemlichkeit, gern zu nehmen pflegen: der Angeklagte darf leugnen; der Angeklagte darf jede Aussage verweigern; der Angeklagte darf „verstockt" sein. Ein Geständnis ist niemals ein Strafmilderungsgrund —: das haben die Richter erfunden, um sich Arbeit zu sparen. Das Geständnis ist auch kein Zeichen von Reue, man kann von außen kaum beurteilen,

wann ein Mensch reuig ist, und ihr sollt das auch gar nicht beurteilen. Du kennst die menschliche Seele höchstens gefühlsmäßig, das mag genügen; du würdest dich auch nicht getrauen, eine Blinddarmoperation auszuführen — laß also ab von Seelenoperationen.

*

Wenn du Geschworener bist, sieh nicht im Staatsanwalt eine über dir stehende Persönlichkeit. Es hat sich in der Praxis eingebürgert, daß die meisten Staatsanwälte ein Interesse daran haben, den Angeklagten „hineinzulegen" — sie machen damit Karriere. Laß den Staatsanwalt reden. Und denk dir dein Teil.

*

Vergewissere dich vorher, welche Folgen die Bejahung oder Verneinung der an euch gerichteten Fragen nach sich zieht.

*

Hab Erbarmen. Das Leben ist schwer genug.

Zwischen den Menschen von Rudolf Arnheim

Die äußerlich so scharfe Trennung der Menschen in männliche und weibliche Wesen führt leicht zu der Täuschung, als ob es sich hier um eine so grundsätzliche und bis ins einzelne gehende Abgrenzung wie etwa die zwischen Messer und Gabel handle. Messer und Gabel, künstliche Fabrikate des Menschen, können bis ins letzte Detail ihrem Bestimmungszweck angepaßt, auf eine säuberliche Norm gebracht sein. Allenthalben dort aber, wo nicht eine Maschine sondern die Natur arbeitet, bleibt die Ausprägung des Typus unrein, die Idealform wird nirgendwo erreicht sondern lediglich in Millionen von einander ungleichen Individuen umschrieben. Die Diskrepanz zwischen dem unschematischen Produzieren der Naturkräfte und der uniformierenden Exaktheit, die der menschliche Geist benötigt, um stabile Lebensformen organisieren zu können, bildet die Hauptschwierigkeit für die Lösung der ewigen Frage, wie eine Vielzahl von Menschen sich am zweckmäßigsten zu einer Gemeinschaft zusammenfassen läßt, in der den Bedürfnissen der Einzelnen auf ideale Weise Rechnung getragen wird. Der Versuch, eine vollkommene Staatsform und vollkommene Gesetze zu schaffen, scheitert immer wieder an der irrationalen, unberechenbaren Struktur des Individuums. Von den Bestimmungen über die Lehrpläne der Schulen bis zu den Gesetzen über Form und Dauer der Ehe, leidet jede über eine Vielheit von Menschen verhängte Institution darunter, daß sie auf einen Menschentypus und nicht auf den einzelnen Menschen gemünzt ist. Vom extremen Anarchismus, der die Kapitulation vor dem Problem des Gruppenlebens bedeutet, bis zum extremen Kommunismus, der die schematischste und der Vielfältigkeit des Individuellen am wenigsten gerechtwerdende Gemeinschaftsform darstellt, reichen die Gedankenexperimente der Staatslehrer, aber so lange die Menschen nicht von Ford fabriziert

werden, ist eine befriedigende Lösung unmöglich. Was im besten Fall erreicht werden kann, ist Wahrung der Kollektivinteressen unter möglichster Schonung des Einzelnen, und die Einsicht in die naturgegebene Unvollkommenheit jeder allgemeinen Bestimmung sollte als schönste Blüte zeitigen: weitherzige, unschematische Handhabung der Gesetze, Ehrfurcht vor der Einmaligkeit jedes Mitmenschen. Statt dessen trifft man allenthalben auf die bürokratische Angst, der Einzelfall könne zum Präzedenzfall werden, und drangsaliert damit einzelne unglückselige Menschen, die das Schicksal zu rubrizieren vergessen und zwischen zwei Nationen, zwei Geschlechter oder zwei Berufe gesetzt hat, im Namen eines Interesses der Allgemeinheit, das in Wirklichkeit gar nicht gefährdet ist.

Daß der Staat das Geschlecht jedes Bürgers bei der Geburt standesamtlich festlegen läßt, ist gut und richtig, denn es könnte sonst beispielsweise geschehen, daß Eltern, die sich einen Knaben gewünscht hatten, ihre Tochter als Knaben erzögen und ihren Lebenslauf dadurch in eine ihrer Natur höchstwahrscheinlich nicht angepaßte Bahn brächten. Nun gibt es aber durchaus Fälle, in denen das Geschlecht eines Menschen nicht leicht und nicht eindeutig festzustellen ist. Beim normalen Kind genügt ein flüchtiger Blick der Hebamme, einer Frau, die viel im Leben gesehen hat und nicht darauf angewiesen ist, zu sagen, was, bösen Zungen zufolge, Adele Sandrock einmal als Taufpatin gesagt haben soll: „Wenn ich mich recht erinnere, ein Knabe!" Kommt ein Kind zur Welt, dessen äußere Geschlechtsteile männliche und weibliche Elemente kombiniert zeigen, so hat ein Arzt zu bestimmen, welches Geschlecht „überwiegt" und wie demnach die standesamtliche Eintragung zu lauten hat. Denn im Bürgerlichen Gesetzbuch sind keine Sonderbestimmungen für Zwitter vorgesehen: bei der Geburt muß eine Entscheidung getroffen, ein Vorname bestimmt werden. Es ist kein Wunder, daß vernünftige Ärzte gegen diese Regelung protestieren. Der Begriff des „Überwiegens" ist nicht nur außerordentlich subjektiv, sondern vor allem ist bei einem Zwitter die Geschlechtszuteilung auf Grund körperlicher Untersuchung zumeist eine künstliche, sinnlose und dabei gefährliche Rubrizierung. Am gefährlichsten, wenn äußerlich eindeutige Geschlechtsmerkmale vorzuliegen scheinen, so beim reinen Hermaphroditismus, wo etwa das Kind als zweifelsfrei männlich eingetragen wird und sich nachher zu einem Zwitterwesen entwickelt, weil innerlich rudimentäre Ovarien angelegt sind. Ist der Körper eines solchen Geschöpfes männlich, ist er weiblich?

Im alten preußischen Landrecht gab es eine weise Bestimmung: Wurde ein Zwitter geboren, so verfügten die Eltern, zu welchem Geschlecht das Kind erzogen werden sollte; wurde aber das Kind achtzehn Jahre alt, so durfte es bestimmen, welchem Geschlecht es von nun ab angehören wolle. Einem eingefleischten Juristen stehen bei einer solchen Regelung die Haare zu Berge, denn es wird hier eine Entscheidung, die für jeden Menschen getroffen werden muß und daher von höchster allgemeiner Bedeutung ist, nicht generell festgelegt sondern

für gewisse Fälle dem subjektiven Belieben des Einzelnen anheimgestellt; wobei, um die Verwirrung voll zu machen, hinzukommt, daß es nach unserm heutigen Wissen Zwittertypen gibt, die nur äußerst schwer exakt körperlich zu diagnostizieren sind und nur psychisch deutliche Symptome der Abnormität zeigen; so daß es also prinzipiell durchaus denkbar ist, daß Menschen sich — horribile dictu — mit Hilfe dieses Gesetzes in ein Geschlecht einschmuggeln, das ihnen durch keine Anlage bestimmt ist.

Die Furcht vor dem Mißbrauch zunächst entspringt einer alteingesessenen, falschen Vorstellung vom Funktionieren der menschlichen Seele. Es spukt hier nämlich der Aberglaube von der Willensfreiheit, die Meinung, der Mensch könne jederzeit wollen, was er wolle. Aber genau so wenig wie irgend ein Durchschnittsmensch plötzlich ernsthaft morden wollen kann, sondern Anlagen, die seinem Willen nicht unterstellt sind, dazu als Voraussetzung gehören, ebenso unwahrscheinlich ist es, daß ein Mann mit männlicher Konstitution plötzlich Vergnügen daran finden könne, Frauenkleider zu tragen. Und die Fälle, wo jemand aus unlauteren Absichten, etwa um andre Menschen zu täuschen oder zu schädigen, die Kleider des andern Geschlechts anlegte, würden ja sowieso unter strafrechtliche Tatbestände, wie Betrug usw., fallen.

Die Gefahr eines Mißbrauchs, der juristisch nicht zu belangen wäre, liegt also nicht vor, wohl aber ein aus gedankenloser Pedanterie entspringendes Unbehagen, Ausnahmen von einer allgemeinen Vorschrift gestattet zu sehen. Denn wenn der Staat zwar ein wichtiges Interesse hat, darauf zu achten, daß Männer als Männer und Frauen als Frauen erzogen werden, so hat er dieses Interesse selbstverständlich dort nicht, wo die Natur selbst sich nicht hat deutlich entscheiden können. Das Gesetzbuch aber kennt keine Zwitter: hat die Natur unsauber gearbeitet, so muß sie es büßen — in unsern Büchern herrscht Ordnung.

Und dabei ist die fridericianische Haltung des Laissez faire, die sich in jenen Landrechtparagraphen ausdrückt, im Grunde durchaus nicht eine Konzession an die Willkür. Sie beruht zuletzt auf der Meinung, daß jeder Mensch das Recht habe, sein Geschlecht zu bestimmen. Gewiß, die psychische Situation eines Menschen läßt sich in bezug auf die Geschlechtsbestimmung nicht mit ähnlicher Sicherheit objektiv festlegen wie die körperliche: ob ein Mensch männliche oder weibliche Körperbehaarung hat, ist einwandfrei zu konstatieren; ob ihm aber die Konstitution seines Gefühlslebens zu bestimmten Wünschen drängt oder ob diese Wünsche nur Laune, Verderbtheit oder Selbstbetrug sind — läßt sich schwer beweisen. Ist es aber eigentlich notwendig, diesen Nachweis exakt zu führen, lohnt es sich, nach raffinierten Untersuchungsmethoden zu suchen, die durch einen körperlichen Befund den psychischen legitimieren können?

Beobachtet man, wie in einem konkreten Einzelfall ein Mensch jahrelang gequält wird, ut fiat justitia, wie man nach exakten Belegen aus ist, wo Großzügigkeit selbstverständlich wäre, so schaudert es einem vor soviel Gedankenlosigkeit und

Grausamkeit. In einer kleinen deutschen Stadt wird einem Bahnhofswirt ein Kind äußerlich männlichen Geschlechts geboren, das als männlich und mit männlichen Vornamen in das Standesregister eingetragen wird. Das Kind, von Anbeginn durch Vorliebe für weibliche Lebensart gekennzeichnet, wächst als Knabe heran, kommt auf die Kunstschule und tut sogar im Felde bei der Fliegertruppe Dienst. Nach dem Kriege heiratet er, die Ehe wird aber nach zwei Jahren wegen Verweigerung der ehemännlichen Pflichten geschieden. Drei Jahre später darf er bereits mit polizeilicher Genehmigung Frauenkleidung tragen, und eine Verfügung des Justizministers gestattet ihm die Annahme eines neutralen Vornamens. Sie lebt also jetzt als Frau, aber damit hebt der Leidensweg erst an. Denn die standesamtliche Eintragung ist nicht korrigiert, und so figuriert sie in jeder polizeilichen Anmeldung, auf jedem offiziellen Papier als Mann. Sie kann kein berufliches Dienstverhältnis eingehen, kein Zimmer mieten, ohne daß ihr Geheimnis offenbar wird und ohne daß daraufhin eine Lawine von Abscheu, Spott und Niedertracht sich über sie ergießt. Eine betrügerische Firma benützt die Unstimmigkeit zwischen Augenschein und polizeilichen Ausweispapieren, um ihr Gehaltszahlungen zu unterschlagen; skrupellose Untermieter betrügen, quälen, ja mißhandeln sie, ohne daß es ihr, deren Artung von vornherein mit soviel Vorurteilen betrachtet wird, gelingt, sich den Schutz von Polizei, Gerichtsbarkeit oder sonst wem zu verschaffen.

Dabei gehört sie — und das ist das Skandalöse dieses Einzelfalls, den wir hier ja bewußt herausstellen, um zu demonstrieren, wie entsetzlich sich geistlose juristische Konsequenz dort auswirkt, wo eben ein allgemeines Interesse weder berührt noch verletzt wird! — nicht zu dem verkommenen Typus von Transvestiten, der sich mit üblen Genossen in üblen Lokalen herumtreibt, sondern ist begabt, strebsam, pflichtbewußt, unbescholten, erstrebt ein bescheidenes bürgerliches Dasein, eine befriedigende Arbeit und eine Frau, der sie vertrauen kann und bei der sie Anteil findet. Denn der Geschlechtstrieb — und auch das trägt dazu bei, diesen Einzelfall besonders eindrucksvoll zu machen — ist verkümmert, er richtet sich nicht auf Männer, aber auch nicht körperlich-sexuell auf Frauen: es ist, als wenn die Natur darauf verzichtet habe, ein Wesen von so verzerrter Struktur außerdem mit irgendeiner Aktivität gegenüber dem Nebenmenschen auszustatten. Es besteht eine ganz unsexuelle Vorliebe für die weiblichen Körperformen, eine unerfüllbare Sehnsucht, diese Formen am eignen Körper zu besitzen (— aufregendes Schauspiel, wie die in diesem Organismus verborgenen Disharmonien des Baus Stimme gewinnen im Seelenleben und aufschreien!). Sie will ihre Ruhe und eine Kameradin. Es bestände für sie durchaus die Möglichkeit, unauffällig zwischen den Menschen zu leben: jedermann wird sie ihrer Kleidung, ihren Gebärden, ihrer Stimme nach für eine normale Frau halten.

Im Juni 1927 beantragt sie beim Amtsgericht der Heimatstadt Abänderung der standesamtlichen Urkunde. Ein halbes Jahr Pause. Ende Oktober wird der Antrag abgelehnt mit der Begründung, die Betroffene sei ja doch äußerlich ein Mann und

das Standesregister habe „nur äußere Vorgänge zu bestätigen". Diese Auffassung ist völlig sinnlos. Äußerlich oder innerlich — die Aufgabe des Standesbeamten kann allein sein, jedem Menschen die Zugehörigkeit zu demjenigen Geschlecht zu bescheinigen, dem dieser seiner ganzen Konstitution nach angehört. Eine Beschwerde beim Landgericht wird kostenpflichtig abgewiesen. Dieser Beschluß jedoch wird durch Kammergerichtsentscheidung vom 9. November 1928 aufgehoben. Das Landgericht nämlich hatte, obwohl durch eine Blutuntersuchung nach der Abbaumethode von Professor Abderhalden erwiesen worden war, daß ein Eierstockabbau stattfände, also offenbar Ovarien in der Tat vorhanden seien, darauf bestanden, daß „dies alles aber nicht dazu führen könne, ihn jetzt als eine Person weiblichen Geschlechts anzusehen. Wenn er auch vorwiegend ein weibliches Wesen zeige, so sei er damit noch kein Weib. Dagegen spreche seine völlige äußere Körperbildung und insbesondre, daß seine männlichen Geschlechtsorgane funktionierten." Es hilft nichts, Mann ist Mann, und was das Landgericht sieht, das sieht es. Eierstöcke sind interne, private Angelegenheiten.

Das Kammergericht aber läßt es nicht dabei sondern entscheidet, daß, wenn eine Zwitteranlage tatsächlich vorhanden sei, nach dem Gesetz entschieden werden müsse, welches Geschlecht überwiege. Es liegen die Gutachten dreier berühmter Spezialärzte — Hirschfeld, Placzek, Hodann — vor, wonach es sich um einen Menschen mit vorwiegend weiblicher Artung handle. Nun stützen sich aber diese Gutachten zum Teil auf die Abderhaldensche Reaktion, die zwar in zwanzig Jahren an Tausenden von Fällen ausprobiert ist, für deren ausnahmslose Geltung aber immerhin ein hundertprozentiger Beweis noch nicht geführt wurde. Also verlangt das Landgericht nunmehr ein weiteres Gutachten von einem ehrwürdigen Universitätsprofessor, zu dem es Vertrauen hat: „Darf die Abderhaldensche Blutprobe als geltend angesehen werden, und sind die in den drei vorliegenden Gutachten vertretenen Ansichten als die in der heutigen Medizin herrschenden anzusehen?" Es ist zu hoffen, daß dieser als oberste Instanz angesehene Geheimrat ein einsichtiger Mann ist . . . aber es gibt viele verdiente Ärzte alten Schlages, die dem Körper jederzeit zu Gesundheit und Recht verhelfen, für die aber Psychologie und Nervenheilkunde (soweit sich diese nicht mit handgreiflich Verrückten befaßt) Aberglaube und Romantik ist und die sich unter einer sexuellen Komplikation nur Impotenz oder Scheidenverengung vorstellen können, wohingegen Hirschfeld, Placzek und Hodann sich ihr Leben lang mit Sexualpsychologie befaßt und ungezählte Anerkennungen erhalten haben. Und Abderhalden ist auf seinem Gebiet eine berühmte Autorität.

Es genügt nicht, wenn ein Mensch trotz entsetzlicher Quälereien jahrelang darauf beharrt, als Frau leben zu wollen, es genügt nicht, wenn ein handgreiflicher körperlicher Beleg, dessen wissenschaftliche Geltung außerordentlich wahrscheinlich ist, für das Vorhandensein weiblicher Organe beigebracht wird, es genügt nicht, wenn drei bekannte Spezialisten sowie

ein Nervenarzt, der den Fall seit Jahren verfolgt, erklären, die psychophysische Konstitution der Betroffenen rechtfertige ihre Forderung nach legitimer Weiblichkeit — der Staat gibt sich nicht zufrieden, verlangt todsichere Belege, die niemals zu erbringen sind. Es geht nicht an, daß in einem Einzelfall auf Grund der Meinung einiger vernünftiger, erfahrener Männer eine Regelung getroffen wird, die niemand gefährdet, niemanden interssiert und einzig der Betroffenen die Hölle zum Leben macht. Nein, da könnte ja dann jeder ... und es wäre zu befürchten, daß von morgen ab alle Männer in Weiberröcken herumliefen! Und inzwischen lebt seit vielen Jahren ein armer Mensch als Geächteter, als ein Leprakranker, der durch einen Federstrich zu heilen wäre, stündlich den mittelalterlich-muffigen Antipathien normalgeschlechtlicher Kleinbürger ausgesetzt, durch die dauernden Erregungen völlig zerrüttet, arbeitsunfähig, auf Erwerbslosenfürsorge angewiesen, dem Verfolgungswahn und dem Selbstmord nahe. Und könnte doch trotz seiner unglückseligen Veranlagung ein leidlich zufriedener und nützlicher Staatsbürger sein — aber es muß eben alles seine Richtigkeit haben.

Kurt Schmidt, statt einer Ballade

von Erich Kästner

Der Mann, von dem im weiteren Verlauf
die Rede ist, hieß Schmidt (Kurt Schm., komplett).
Er stand, nur Sonntags nicht, früh 6 Uhr auf
und ging allabendlich Punkt 8 zu Bett.

10 Stunden lag er stumm und ohne Blick.
4 Stunden brauchte er für Fahrt und Essen.
9 Stunden stand er in der Glasfabrik.
1 Stündchen blieb für höhere Interessen.

Nur Sonn- und Feiertags schlief er sich satt.
Danach rasierte er sich, bis es brannte.
Dann tanzte er. In Sälen vor der Stadt.
Und fremde Fräuleins wurden rasch Bekannte.

Am Montag fing die nächste Strophe an.
Und war doch immerzu dasselbe Lied!
Ein Jahr starb ab. Ein andres Jahr begann.
Und was auch kam, nie kam ein Unterschied.

Um diese Zeit war Schmidt noch gut verpackt.
Er träumte nachts manchmal von fernen Ländern.
Um diese Zeit hielt Schmidt noch halbwegs Takt.
Und dachte: Morgen kann sich alles ändern.

Da schnitt er sich den Daumen von der Hand.
Ein Frl. Brandt gebar ihm einen Sohn.
Das Kind ging ein. Trotz Pflege auf dem Land.
(Schmidt hatte 40 Mark als Wochenlohn.)

Die Zeit marschierte wie ein Grenadier.
In gleichem Schritt und Tritt. Und Schmidt lief mit.
Die Zeit verging. Und Schmidt verging mit ihr.
Er merkte eines Tages, daß er litt.

Er merkte, daß er nicht alleine stand.
Und daß er doch allein stand, bei Gefahren.
Und auf dem Globus, sah er, lag kein Land,
in dem die Schmidts nicht in der Mehrzahl waren.

So wars. Er hatte sich bis jetzt geirrt.
So wars, und es stand fest, daß es so blieb.
Und er begriff, daß es nie anders wird.
Und was er hoffte, rann ihm durch ein Sieb.

Der Mensch war auch bloß eine Art Gemüse,
das sich und dadurch andere ernährt.
Die Seele saß nicht in der Zirbeldrüse.
Falls sie vorhanden war, war sie nichts wert.

9 Stunden stand Schmidt schwitzend im Betrieb.
4 Stunden fuhr und aß er, müd und dumm.
10 Stunden lag er, ohne Blick und stumm.
Und in dem Stündchen, das ihm übrigblieb,
bracht er sich um.

Auf dem Nachttisch von Peter Panter

„Bitte geben Sie mir zwölf Neuerscheinungen — ich möchte damit nach der Scheibe schmeißen!" — Das sagt leider keiner; der törichte Wettlauf mit den Schatten geht munter fort, als ob ein Buch dadurch besser wird, daß es eine Bauchbinde: „Soeben erschienen!" ziert! Um das Neue soll man sich stets kümmern; das Neuste ist halb so interessant, wie seine Verbreiter glauben. Und das dauerhafte Alte steht.

Diesmal habe ich mir einige Bücher auf den Nachttisch gelegt, von denen nur eines „vient de paraître" — die andern liegen wohl schon eine ganze Weile vor. Die sind von der älteren Generation verfaßt, und in ihnen fällt mir etwas Gemeinsames auf. Kinder des neunzehnten Jahrhunderts haben sie geschrieben: und mechanistisch sind sie ausgefallen und daher unzureichend. Nun möchte ich beileibe nicht jene törichte Mode mitmachen, jenes Jahrhundert wüst zu beschimpfen, da ich ja nicht aus Darmstadt stamme; diese boeufs à la mode vergessen, daß das Neunzehnte nicht nur „noch" mechanistisch war, sondern es auch einmal „schon wieder" gewesen ist — als gesunde Reaktion auf eine Romantik, die in ihrer Karikatur verblasen auslief. Aber zugegeben: wir danken ihm viel, diesem Jahrhundert — doch nun ist es zu Ende. Und wie historische Bildsäulen ragen seine Vertreter in eine neue Zeit, die was tut? Die, soweit sie sich erkennt, demütig sucht, bescheiden tastet und weiß, daß und was sie nicht weiß. Ihr Bestreben, Unbewußtes bewußt zu machen, heißt oben Freud; ist es das, was jene älteren Herren sofort — aber automatisch — ausrufen, wenn von diesen Dingen die Rede ist: Okkultismus. Weißenberg, Spiritismus, Tischrücken und, etwas höher: Theosophie und Anthroposophie. Wollen sehen.

„Phantastica, Die betäubenden und erregenden Genußmittel" von L. Lewin (im Verlag Georg Stilke zu Berlin). Das ist eines der schönsten Märchenbücher, das ich jemals gelesen habe. Es handelt von den Rauschgiften.

Als Materialsammlung scheint mir das Buch ganz unschätzbar; es gibt wohl nichts von dem, was in dieses Fach schlägt, das hier fehlte —: nicht nur die „großen" Genußmittel wie Alkohol, Tabak und Kaffee werden zergliedert — sondern vor allem jene wenig bekannten, wie das unheimliche Mescalin, enthalten in der nach dem Verfasser benannten Pflanze „Anhalonium Lewinii", jenes Gift, das seltsame Visionen erzeugt und eine völlige Änderung des Seelenlebens hervorbringt; es wird in Mexiko gefunden und gebraucht. Auch die Erscheinungen, die bei Gebrauch der kleineren Gifte vorkommen, sind genau geschildert — ohne Überschwang, sehr klar und sehr aufregend. Es ist eine ganz merkwürdige Lektüre.

Die soziale Seite der Sache wird von Lewin vernünftig abgehandelt — ein Vorzug des Buches. (Die Stelle gegen die tabakrauchenden Frauen muß mit dem Alter des Verfassers entschuldigt werden; hier ist er meines Erachtens schwer im Unrecht.) Aber ganz besonders gut hat mir gefallen, was er über — nicht: gegen — die Abstinenten sagt. „Es ist eine unbegreifliche, durch nichts gerechtfertigte Überheblichkeit, deren sich so oft Abstinente schuldig machen, einen Menschen, der Freude am Wein hat, als minderwertige Kreatur anzusprechen." Hip, hip! Es ist auch in dieser Bewegung, die natürlich das Ideal der Abstinenz braucht, um die Realität der Temperenz zu erreichen, jener Umschlag erfolgt, den einmal ein leider zu jung verstorbener Autor mit dem guten Schlagwort der „Verkappten Religionen" umrissen hat — um eine neue Stenographie durchzudrücken, errichten sie eine Weltanschauung. (Und wenn ihr platzt: Stenographie ist nun einmal keine Weltanschauung. Sie ist es nur in Deutschland, wo die Vereine wild wachsen.) Lewin steht zu diesen Fragen in gesunder Mäßigung — scharf ist er nur an einer Stelle, und an der mit Recht: in der Frage des Morphium-Mißbrauchs. Hier unten im Garten blüht grade der Mohn; als ich heute morgen in eine rote Blüte hineinsah, darin ein blauschwarzer Kern seltsam schlief, wurde mir leicht lyrisch zu Mute. Wohl nur wenige unter uns wissen, welch fürchterliche Verwüstungen das Morphium angerichtet hat und in immer steigendem Maße anrichtet — kein Appell an den Völkerbund hilft; Lewin setzt auch auseinander, warum keiner helfen kann. „Die Seuche wütet heimlich — viel, viel heimlicher als jede andere, und er, ein Arzt, glaubt überhaupt nicht an die dauernde Wirkung von Entziehungskuren, ich kann nicht beurteilen, ob mit Recht. Aber lest das — es wird euch sehr kühl ums Herz werden und wieder heiß — in schöner Abwechslung.

Soweit gut.

Sobald nun aber jenes Gebiet beginnt, das dahinter liegt — hinter den Giften und ihren Wirkungen, hinter den Räuschen: da versagen Buch und Verfasser. Mit Darwin ist der Sache eben nicht mehr beizukommen, Gott strafe die Monisten, (sobald sie den politischen Kampfplan verlassen, wo ich immer auf ihrer Seite zu finden sein werde, so es gegen die verweltlichte Kirche geht). Nein, hier hört es auf. „Haben Halluzinationen und Visionen . . . eine stoffliche Ursache? Meiner Überzeugung nach: ja!" Hm. Ursache? wirklich: Ursache? Und wie wäre es mit einer nur gleichzeitigen Erscheinung, die seelisch das ist, was jene Räusche physisch sind? Hier steht Lewin vor einer selbst errichteten Holzplanke — klettern kann er nicht, und nun glaubt er, dahinter käme nun nichts mehr. Da fängts aber erst an. Warum benutzen Menschen diese Gifte? (Wenn jetzt einer von diesen Anatomieklempnern „neurasthenisch" sagt, dann

wollen wir mit Neuerscheinungen werfen!) Ist der Rausch die Fortsetzung des Ichs, oder gibt es überhaupt „fremde" Bahnen, in die man geworfen werden kann? Was ist eine Vision? Ignorabimus, sagt der vorsichtige Mann. Schon viel, daß es einer sagt. Aber es hilft uns nicht weiter. Ade, Neunzehntes. Wo ein Auto herrschen will. Es hat zu dienen.

Man kann aber nicht überall mit ihm hinfahren. Zum Beispiel nutzt es einem auf der Osterinsel gar nichts — da hindert es nur, besonders, wenn man von ihm besessen ist. Da hätten wir: „Die Osterinsel" von Friedrich Schulze-Maizier (erschienen im Insel-Verlag zu Leipzig). Kein Ruhmesbuch des Verlages; ich weise auf das Werk nur hin, weil es eines der eigentümlichsten und schönsten Rätsel schildert, die uns die Völkerkunde aufgibt.

Wäre ich ein echter, rechter Buchbesprecher, so hätte ich mit „unerhört" und „fabelhaft", mit „genialisch" und „Sensation" um mich zu werfen, denn so muß eine richtige Buchkritik sein. Es erscheint ein Buch über Dschingiskan, und Leute, die dieses Wort noch drei Wochen vorher nicht glatt buchstabieren konnten, machen dir einen hin, daß dir ganz mongolisch um die Nase wird. In Frankreich wüßte man: aha! — bei uns tun sie das gratis. Bei uns tun sie überhaupt das Böse gratis. Ja, also die Osterinsel.

Sie liegt — ich sehe eben einmal nach — auf dem 110. Längen- und dem 25. Breitengrad im Großen Ozean. Bis Südamerika kommt dann nicht mehr viel; die Insel ist ganz isoliert. Auf ihr wimmelt es von den traumhaftesten Bildwerken, die man sich denken kann, aus dem leicht porösen, vulkanischen Felsen herausgehauen — wann, weiß man nicht genau; wozu, kann man nur erahnen; es sind riesige Steingeschöpfe, wie von Ensor, sicherlich gehen sie nachts umher und erscheinen den andern Bildwerken aus Blut und Eiweiß im Traum. Von diesen Gespenstern erzählt das Buch.

Und hier kann man nun einmal einen Zivilisierten nackt sehen — es ist kein sehr erfreulicher Anblick. Zunächst ist an Originalarbeit wenig zu spüren; das Werk vermittelt nur die Kenntnis alter und neuerer Literatur, ohne sie übrigens exakt anzugeben, neben den mäßigen Bildern ein Hauptmanko des Buches. Hatte der vermögende Insel-Verlag keinen bessern Autor zu versenden?

Der steckt in seiner Zeit bis zum Halse — kaum einen Fingerbreit sieht er über ihren Rand. Ganz abgesehen davon, daß wir diesen etwas gönnerischen, schelmischen Ton nicht mögen, mit dem von dem „Völkchen" der Insulaner gesprochen wird, vermutlich, weil sie Sonnabends nicht auf dem Wiehk-End fahren — es ist einfach unzureichend, an eine fremde Volksseele so heranzugehen. „Sie sind passionierte Menschenfresser — und lassen sich von metaphysischen Motiven aufs Stärkste inspirieren." Hier wollte ich aufhören, zu lesen, gewann es aber über mich, fortzufahren, und entdeckte: „Wir stünden also vor der seltsamen Tatsache, daß das Ältere uns durch das Jüngere erklärt wird und daß das Ältere das Stilisierte, das Jüngere das Naturalistische ist, während man doch annehmen muß ..." Nur, wenn man zu einem Wasserklosett betet und nicht weiß, wo Gott wohnt. Die Methode, mit der Religion und Magie auseinandergehalten werden, ist rührend; einmal, bei Schilderung eines religiös entfachten kleinen Aufstandes gegen die Weißen, wo die Kanaken einen Ausbeuter ins Meer geworfen haben: „So bitter real waren die Beziehungen zwischen Magie und Politik." Bei denen da! bei uns gibts dergleichen nicht. Und auf Seite 201 haben wir denn auch prompt den Ausruf, auf den ich zweihundert Seiten lang gewartet habe: „So ist denn ... die Osterinsel trotz mancher Dunkelheiten und Rätsel doch kein für sich abgesondertes Geheimnis mehr, wir brauchen uns nicht mehr in losen Vermutungen zu ergehen oder gar zu okkulter, nur dem Spiritistenblick vergönnter Schau unsere Zuflucht zu nehmen ...", denn

wohin kämen wir da! Vielleicht am Ende an das Wesen der Welt ... Ein Mikroskop hustet; das Mittel will regieren — es ist nichts damit.

Dabei finden sich ein paar sehr gescheite Stellen; so die, wo das Walten der katholischen Missionare geschildert wird, die auf der Insel unendliches Kulturgut zerstört haben, wie sie das oft getan haben; die auch in ihren ersten, so wichtigen Schilderungen aus Interesse zur Firma die vorhandenen Religionsspuren herabsetzen, umfälschen, nicht verstehen ... spendet den Missionsgesellschaften! Ein einziges Mal (auf Seite 154) dämmerts: „Die moderne Völkerkunde betont mit berechtigtem Nachdruck die naive Einheit, in der bei primitiven Menschen „Homo divanans" und „Homo faber", Magisches und Technisches, zusammengehen, die bei uns Zivilisierten quälend auseinanderklaffen." Aber davon ist in diesem Buch dann nichts mehr zu spüren. Und es ist ungemein bezeichnend, daß das Verständnis des Verfassers für die Traumfiguren in ästhetischer Beziehung ausreicht; er würdigt sie als Kunstgegenstände ganz richtig. Darin also ist er viel weiter als etwa die französischen Reisenden, die im achtzehnten Jahrhundert die Insel besuchten und sich sicherlich über die Figuren herrlich amüsiert haben. Ästhetik: ja. Magie: nein. Ade, Neunzehntes!

Es ist eben nicht möglich, über Rauschgifte und über die Osterinsel zu arbeiten, wenn man nur Rauschgifte und nur die Osterinsel sieht. So geht das nicht. Ein Fachmann, der nichts ist als ein Fachmann, ist ein Esel. Wie kann man bei solchen Gelegenheiten an der Psychoanalyse vorbeigehn! Man kann eben nicht. Es gibt nichts, aber auch nichts auf der Welt, was zur Zeit ohne die Hilfsmittel des Marxismus und der Freudschen Lehre erkundet werden könnte — wohl verstanden: Hilfsmittel. Auf ihnen kann man dann aufbauen. Ohne das wird belanglose Schlosserarbeit, was da geleistet wird. Was ebenso für die „reinen" Marxisten und die „reinen" Psychoanalytiker gilt. Ade, Neunzehntes!

Ein beinah Zeitloser aber ist in diesen Tagen siebzig Jahre alt geworden: Knut Hamsun. Da wollen wir erst einmal vor Respekt einen Absatz machen.

Hier ist ein Wunder, glaubet nur. (Auch wenn Thomas, der Mann, gesagt hat, er sei der „größte Lebende" — er ist es wirklich. In eckigen Klammern: wann verfaßt eigentlich Herr Verfasser Mann diese lobenden Buchkritiken, die man allenthalben plakatiert sieht? Eine immer gestelzter als die andere, gekünstelt, voller falscher Klassizität — welch Gehrock schmiegt sich über dieser eingefallenen Brust! Es muß gar nicht leicht sein, mit so viel Pompom derart steril ... Habeat.) Da ist Hamsun ein anderer Kerl. Der ist heute siebzig — aber wie werden sie bei uns alt, und wie wird der alt! Er wird immer lebendiger, immer reifer, immer erdnäher, dabei diese völlige Abwesenheit von Würde, deren starre Panzerplatten die erloschenen Herde unserer Sechzigjährigen umschließen, von Richard Strauß gar nicht zu reden. Je töter sie bei uns sind —: desto goethehafter kommen sie sich vor. Ehre dem da oben im Norden!

Über ihn hat sein deutscher Verlag (Albert Langen in München) einen biographischen Band erscheinen lassen: „Knut Hamsun, Das unbändige Ich und die menschliche Gemeinschaft" von Walter A. Berendsohn. Ja ...

Dies ist nun nicht das neunzehnte Jahrhundert — das kann man nicht sagen. Es ist etwas andres. Es ist das germanistische Seminar. Nein, meine Herren.

Wunderschön die Bilder — es wird einem immer wieder warm ums Herz, wenn man das sieht — anständig und reinlich die philologische Arbeit, die sich an keiner Stelle mausig macht; mit unendlichem Fleiß ist da für die Hamsun-Freunde neues Material zusam-

mengetragen, das wohl keinem von uns vorher bekannt gewesen ist. Alles schön und gut.

Aber von unserm Hamsun; von seiner Seele; von seinem Wesen; von der Welt dieses Mannes — davon kann ich in diesem Band beim besten Willen nichts entdecken. Das Merkwürdigste ist, daß der Verfasser genau gefühlt hat, worauf es ankommt; alle Fragen sind sorgfältigst angeschnitten, aber keine ist auch nur andeutungsweise beantwortet. Er fühlt — aber er weiß nicht. Auch hier: es geht nicht ohne Freud, ohne Marx geht es, wenn man Hamsun ganz isoliert betrachtet — da, wo seine tiefe Wirkung untersucht werden soll, brauchen wir ihn. Da ist ein mäßiger Ausfall gegen die Psychoanalyse in der Literatur — ihre Überschreitungen durch Kleinbürger der Seelenforschung zugegeben, als Methodik wird sie sich ausbilden müssen — aber so, ohne sie? Nichts finde ich von dieser zunächst rätselhaft anmutenden Wirkung, die Hamsun hervorgerufen hat. Das Wort „Neuromantik" genügt eben nicht; natürlich ist es richtig, zu sagen, daß seine Leser, die ihn mit ihrem Herzblut lieben, Enttäuschte sind, Zerrissene, Harfensaiten, die er zum Klingen gebracht hat; es ist richtig, daß er, aus dem Getriebe fliehend, mit vagen Bauernidealen im Kopf, uns niemals eine Lösung geben kann, was nur ein eingeschriebener Marxist „bedauern" kann, den wiederum wir bedauern — davon steht manches da. Aber es fehlt der Kern. Es fehlt die Musik. Es fehlt die innere Schau. Auch hier wieder die abweisende Gebärde: mit einem Hymnus sei es nicht getan ... Das kommt auf den Hymnus an. Die Methoden des germanistischen Seminars sind hier ganz und gar unzureichend — das Heil kommt heute nicht mehr von den Universitäten. So kann nur der norwegische Literat erkundet werden, der Hamsun nebenbei auch ist. Es ist etwas Abstinentes in diesem Buch — Hamsun, der in seiner Jugend ordentlich einen gesoffen hat, weil ein Bauernjunge, ist damit nicht zu erklären. Berendsohn hat ganz recht, wenn er sagt, die nordischen Erzähler jener Kneipnächte möchten damit Knut Hamsun auf ihr Niveau herunterziehen ... nein, das wollen wir gewiß nicht. Aber ohne den Rausch ist diese Blume nun einmal nicht zu erfühlen — ich will verrecken, wenn ich hier das Wort „Dionysos" hinsetze.

Schade. Nicht nur, weil das Seminar mitunter daneben haut. In einer ernsthaften literarischen Untersuchung Herrn Edschmid zu zitieren, deucht mich leicht komisch, und ihn gar „feurig" zu nennen ... deutsches Haarwasser ist doch nicht feurig. Grade über das, was uns alle bewegt: über den Zerfall des Ich mit der Gemeinschaft — grade darüber finde ich nichts, was ich nach Hause nehmen könnte. Sehr schade.

Und so bleibt denn die schönste Biographie dieses seltenen Mannes, dem wir unsern Gruß entbieten: sein Werk. Sein Werk — das ihr bei Langen in Einzelausgaben oder in einer sehr hübschen Gesamtausgabe erstehen mögt, wo einmal alles beieinander ist: unsere Zeit und ihre Aufhebung; Märchen und der Geruch von nassem Holz, Tang und dampfenden Pferden; das Meer und die Berge; die letzte Verfeinerung der Gefühle und die größte Kraft, aber eine Kraft, die flieht und die auf der Flucht immer stärker wird — wie dünn der Text und wie unendlich stark das Bild des kleinen Arbeitshäuschens, das sich Hamsun auf seiner Besitzung in Nörholmen gebaut hat — noch heute flieht er vor den Seinen, wenn er zur Arbeit geht ... wie manche Tiere sich verstecken, wenn sie eingehen oder sich begatten, sie fühlen sich dann so wehrlos. Da liegt das Haus, ein kleiner weißer Bau, an einem Hang, Freikorps pflegen an solchen Hängen gern Leute zu erschießen, weil sich die Kugeln so schön fangen ... da liegt es. Die Wolken gehen darüber hin, ein kleiner mooriger Teich liegt davor, da sitzt er und schreibt. Ganz allein. Ein Bauer mit Nerven.

Zum siebzigsten Geburtstag Knut Hamsuns

Knut Hamsun wird siebzig Jahre alt.

Glückwunsch? Würdigung? Uns haben wir zu beglückwünschen, und ihm haben wir zu huldigen. Denn es ist ein Glück, zu wissen, daß unter den zwei Milliarden aufrechtgehender Lebewesen, die diese Spottgeburt aus Dreck und Feuer, Erde geheißen, überwimmeln, dieser Mensch ist. Wir dürfen dieses Stück Sternsplitter lieben, weil Hamsun da ist und weil Hamsun es liebt. Weil Knut Hamsun es nicht nur gesprochen, sondern gelebt hat, und vorgelebt hat, das ebenso bescheidene wie stolze Wort, den Ruf des Jubels und des Jammers: „Ich bin von der Erde!" Wir, die wir es nicht sind, die, wie immer wir sein mögen, es nicht so sind, wie er es ist, uns ist es ein Trost, ein Elixier, ein Stimulans. Wie es ein Trost, ein Elixier, ein Stimulans ist, den Blick nach Norden zu richten und dabei zu denken: Dort wohnt Knut Hamsun.

Blinde kaufen Filme von Max Magnus

Der traurige Widersinn, der darin liegt, daß die Filmkunst für ihre Existenz auf eine Industrie angewiesen ist, für die sie — vom Standpunkt des Kaufmanns durchaus mit Recht — nichts als eine Ware darstellt, ist bei unsrer heutigen Wirtschaftsform nicht aus der Welt zu schaffen. Aber so schlimm, wie es heute ist, brauchte es dennoch nicht zu sein. Es gibt Mißstände, die sehr wesentlich zu der Verwüstung unsrer Filmproduktion beitragen und dabei schon heute abgestellt werden könnten.

Es sollte eine Selbstverständlichkeit sein, daß beim Abschluß eines Kaufgeschäfts die Beschaffenheit der Ware genau beschrieben und festgelegt ist. Entspricht die Qualität der Ware nachher nicht den Abmachungen, so hat der Käufer das Recht, von seinem Kontrakt zurückzutreten und etwaige Differenzen vor einem Branchenschiedsgericht zu klären. Diesen kaufmännischen Grundsätzen unterwerfen sich alle Industrien — mit Ausnahme der Filmindustrie. Hier hat sich die Gewohnheit herausgebildet, daß der Käufer, also der Theaterbesitzer, in den meisten Fällen gar nicht weiß, was er kauft. Er erfährt bestenfalls den Titel des Films, die Namen des Regisseurs und der Hauptdarsteller, etwa noch, wieviel Millionen die Herstellung gekostet habe, aber zu sehen bekommt er den Film nicht.

Diese Methode nennt man sehr sinnvoll das „Blindbuchen". Schon oft haben die Theaterbesitzer, zusammen mit einigen vernünftigen Filmverleihern, gegen diese Geschäftspraxis protestiert, aber es wird immer weiter blindgebucht.

Oft genug macht der Theaterbesitzer, der auf Grund des Titels und der Besetzung abgeschlossen hat, nachher die traurige Erfahrung, daß der betreffende Film grade für sein Theater nicht geeignet ist, das Geschäft geht für ihn und den Verleiher, der meist an der Einnahmesumme prozentual beteiligt ist, schlecht aus, und zudem hat der Verleiher noch den Schaden, daß er den Film nicht mehr in einem geeigneten Kino derselben Stadt oder Stadtgegend spielen lassen kann.

Ein nicht weniger gefährlicher Geschäftsgebrauch der Filmindustrien aller Länder ist das sogenannte En bloc-buchen: Will der Theaterbesitzer einen „Spitzenfilm" kaufen, so muß er soundsovie andre Filme mittleren und kleineren Genres gleichzeitig abnehmen. In den Bezugsbedingungen des Zentralverbands der Filmverleiher

Deutschlands und des Reichsverbandes Deutscher Lichtspieltheaterbesitzer steht: „Die bestellten Filme können nur zusammen bestätigt werden, doch gilt jeder Film als besonders abgeschlossen." Auch hier haben der Verleiher wie der Theaterbesitzer den gleichen Schaden, denn beide wissen bei prozentuellen Abschlüssen zu gleichen Garantiepreisen nicht, welcher Film das große Geschäft machte und welche Filme nur mitgeschleppt wurden. Verleiher und Theaterbesitzer, ja im Grunde die ganze Filmindustrie, leiden unter diesen unsichern Abmachungen. Differenzen, Spiel- und Zahlungs-Verweigerungen sind an der Tagesordnung.

Und vor allem leidet darunter das künstlerische Niveau der Filmproduktion. Denn der Theaterbesitzer stellt dem Verleiher und der Verleiher dem Produzenten und der Produzent dem Regisseur und dem Autor im voraus Bedingungen, wie nach ihrer Ansicht ein erfolgreicher Film aussehen muß. Hat einmal ein Film eingeschlagen, so verlangt der Theaterbesitzer für die Zukunft die gleiche Ware, er will wieder „einen" Militärfilm, ein Ghettodrama, eine Grinzingoperette: Die Qualität eines individuellen Films kann er für den Ankauf nicht berücksichtigen, weil er ihn bei Kaufabschluß noch gar nicht kennt, er ist also gezwungen, auf Grund solcher sinnloser Kategorien zu bestellen, obwohl andrerseits natürlich auch die Kassenwirkung eines Films dadurch geschwächt wird, daß ihm viele andre der gleichen Serie vorausgegangen sind. Und der Filmautor muß immer wieder das gleiche Klischee-Manuskript liefern. Robert Liebmann, einem der bekanntesten deutschen Filmschriftsteller, passierte es, daß an einem Montag ein Verleiher, der gleichzeitig auch Produzent ist, bei ihm anrief und ihm folgende Aufgabe stellte: „Wir haben das Schlagerlied „Zwei rote Rosen" erworben und einen Film dieses Titels, mit unserm Star Liane Haid in der Hauptrolle, bereits verkauft. Am Montag nächster Woche müssen wir ins Atelier gehen — bitte, schreiben Sie uns das Manuskript!"

Im ‚Filmkurier' stand neulich etwa folgende Betrachtung: „Trotzdem ziehen die Geldleute im Film Verluste vor, die auf der Basis der größten rechnerischen Gewinnchance eintreten, statt den Versuch zu wagen, einen Künstler mit eignen schöpferischen Ideen ganz selbständig arbeiten zu lassen. Bei einer Statistik würde sich herausstellen, daß der größere Prozentsatz der Mißerfolge nicht durch begabte, unabhängig arbeitende Regisseure sondern durch die Wahrscheinlichkeitsrechnung überkluger Kaufleute erreicht worden ist."

Dies ist wahr und richtig und zeigt zugleich, wie von seiten der Filmindustrie auch die künstlerische Leistung rein vom geschäftlichen Standpunkt her beurteilt wird. Dieser Standpunkt ist selbstverständlich, aber auch so gesehen ist die Gepflogenheit des Blind- und En bloc-buchens ein verhängnisvolles Kompromiß, das dazu beiträgt, die Pioniere der Filmkunst zu hemmen und zu unterdrücken.

Die haager Konferenz von Morus

Die Herren haben ein bißchen lange gebraucht, bis sie sich darüber einig waren, daß London zu englisch, Brüssel zu belgisch, Luzern zu heiß und Scheveningen mit dem Haag als Hinterland für den August grade das Richtige ist. Der Ordnungssinn und die Moral der Holländer werden zwar dafür sorgen, daß die Konferenzteilnehmer sich nicht zu ungehemmt des Meeres und der Liebe Wellen hingeben. Das Wasser wird in Scheveningen polizeilich geöffnet und geschlossen, und die Dünen sind mit Draht verhauen, damit nicht leichtfertige Naturfreunde sich darauf ansiedeln und eines Tages Holland wegschwimmt. Aber da die Staatsmänner es diesmal ganz be-

sonders auf das Atmosphärische abgesehen hatten, kann man sie zu ihrer Wahl nur beglückwünschen. Der Haag und Scheveningen ist der gegebene Platz für eine gestrige Sache. Herren mit weißen Bärten nehmen sich dort besonders gut aus.

In den Winkeln des Haager Binnenhofs, wo man früher den Aufrührern die Köpfe abschlug und wo jetzt das holländische Parlament seine geruhsamen Sitzungen abhält, wird es vielleicht etwas eng werden. Aber Carnegies Friedenspalast war leider unentbehrlich. Die Richter, die dort einige internationale Bagatellen zu entscheiden haben, waren nicht in der Lage, ihre Akten für ein paar Wochen beiseite zu räumen. Auch durften die Hochschulkurse für Völkerrecht nicht unterbrochen werden; denn es war ja nur die größte und wichtigste internationale Friedenskonferenz seit vielen Jahren, für die ein Unterkommen gesucht wurde. Die Schlüsselhalter des Friedenspalastes, die sich dieses Stückchen geleistet haben, verdienten ein dauerhaftes Denkmal. Sie haben der Welt wieder einmal vor Augen geführt, was, selbst an friedlichstem Ort, die internationale Bureaukratie vermag.

Eine Konferenz, die unter solchen Auspizien ihre Arbeit beginnt, verspricht nicht grade Bestes. Es sei rühmend vermerkt, daß die Deutschen sich von den kindischen Spielen und Intrigen, die dem haager Treffen vorangingen, nach Möglichkeit ferngehalten haben. Die Urlaubszeit hat besänftigend auf das deutsche Gemüt gewirkt, zum Zanken war die Wilhelmstraße zu dünn bevölkert. Und wenn die Zentrumsaspiranten vor Stresemanns Tür nicht einen kleinen Nationaltanz aufgeführt hätten, wäre die Ruhe vollkommen gewesen. In der Zusammensetzung der Delegation hält man, wie immer, den Rekord. Auf ein Dutzend mehr kommt es nicht an. Die Hauptsache ist, daß sich niemand übergangen fühlt. Während man sich aber anfangs mit Regierungsleuten und der üblichen parlamentarischen Rückendeckung begnügen wollte, hat man im letzten Augenblick doch noch Herrn Schacht und Herrn Kastl gebeten, den Politikern das Geleit zu geben. Als Grund dafür wird angegeben, daß doch auch die Franzosen Herrn Moreau und die Italiener Herrn Pirelli mitbringen, da dürften auch die deutschen Delegierten der pariser Expertenkonferenz nicht fehlen.

Was für ein schiefer und unpassender Vergleich. Herr Moreau, der Gouverneur der Bank von Frankreich, ist der Form und dem Wesen nach unmittelbarer Staatsbeamter, er war seiner Regierung auf der Sachverständigenkonferenz ein treuer Fridolin und wird auch auf der Politikerkonferenz nichts anderes sein als ein kluger und zuverlässiger Gehilfe. Herr Pirelli ist ein Allerweltsmann von vorzüglichen Manieren, der im Ausland vergessen macht, wie der Fascismus in Wirklichkeit aussieht. Aber in politicis ist er doch auch nur ein zweiter Geiger, keiner, der den Ton angibt. Herr Schacht aber ist, wie jedermann weiß, ein Staatsmann ersten Ranges. Und wenn die Regierung ihn nach dem Haag beruft, so hat sie nur die Wahl, sich mit ihm zu verkrachen oder sich ihm zu fügen. Es wäre verfehlt, daraus, daß Schacht auf der pariser Konferenz nach dem Revelstoke-Debacle klein beigegeben hat,

auf eine große innere Wandlung zu schließen. In Paris riskierte Schacht bei einem Auffliegen der Konferenz seine internationale Reputation. Als er, nach seiner verfehlten Kolonialattacke, dessen gewahr wurde, schwenkte er um. Im Haag riskiert er für seine Person überhaupt nichts. Das Risiko trägt allein die Regierung, wenn sie einen so anspruchsvollen und herrischen Berater mit auf die Reise nimmt.

Selbstverständlich wird man bei den Beratungen über die Internationale Bank und über die künftige Gestaltung der Reichsbank, über die — auf wessen Betreiben? — Ausländer wieder mit zu bestimmen haben, Schacht nicht ausschalten. Aber auch dabei wird es notwendig sein, von der Regierung aus genaue Richtlinien für die Reform der Notenbank mitzugeben, denn es darf nicht wieder dahin kommen wie beim Dawes-Plan, wo Regierung und Reichstag vor ein fait accompli gestellt wurden und einfach das Bankgesetz schlucken mußten, das Schacht gemeinsam mit dem Engländer Kindersley ausgearbeitet hatte. Das Reichsbankgesetz und, stärker noch, seine Durchführung haben in den letzten Wochen bei allen Kundigen scharfe Kritik gefunden, und der Enquêteausschuß hat über die Reichsbankpolitik der letzten Jahre, die durch das bisherige Gesetz ermöglicht wurde, ein vernichtendes Urteil gesprochen. Die Reichsbank muß aus einer Nebenregierung wieder ein Hilfsinstitut des Reiches werden.

Nicht viel anders ist es mit der Reichsbahn, bei deren Umgestaltung merkwürdigerweise auch wieder Ausländer mitzuwirken haben. Privatkapitalistisch gesehen, liegt es da sogar noch um einen Grad schlimmer, denn die Reichsbahn ist wohl die einzige Aktiengesellschaft der Welt, bei der der Hauptaktionär, das Reich, überhaupt nicht mitzureden hat, nicht einmal die üblichen, sozialpolitischen Sicherungen durchsetzen kann. Praktisch regieren die Bahn heut ein paar Großindustrielle, die besitzmäßig nichts mit ihr zu tun haben. Wenn man bei der Reichsbank noch einige gute Gründe dafür anführen kann, daß sie als autonomes Institut, mit einem vom Reich zu ernennenden Präsidenten, bestehen bleibt, so spricht heute nichts mehr dagegen, daß die Reichsbahn wieder, wie früher, ein unmittelbares Staatsinstitut wird. Die gegenteiligen Bestimmungen, die man in den Young-Plan hineingebracht hat, müssen im Haag beseitigt werden.

Wenn man in dieser Beziehung an die Reparationskonferenz eigentlich nur die negative Forderung zu stellen hat, daß nicht in Bausch und Bogen Dinge scheinbar international erledigt werden, die vor den Reichstag gehören, so bleiben noch genug Aufgaben, die im Haag international gelöst werden müssen. Der Young-Plan hat so viel Lücken gelassen, daß es an Beschäftigung für die nächsten Wochen nicht fehlen wird. Da sind die Sachlieferungen, über die, außer ein paar schematischen Zahlenreihen, die Sachverständigen überhaupt nichts zustande gebracht haben. Da sind die Besatzungskosten und die Kosten der Gläubigerkommissionen, über die in Paris eine Einigung ebenfalls nicht zustande gekommen ist. Die belgische Markforderung, über die man sich im Young-Comité auch nicht einigen konnte, ist inzwischen durch direkte deutsch-belgische

Verhandlungen in der Weise abgelöst worden, daß Deutschland, über den Young-Plan hinaus, noch jährlich über zwanzig Millionen, später an die zehn Millionen und im ganzen sechshundert Millionen zu zahlen hat.

Noch eine andre Reihe von Fragen, auf die das Young-Comité in vier Monaten keine Antwort gefunden hat, bleibt für die Gläubiger offen. Der Hautpstreitpunkt wird da die Einführung des neuen Verteilungsschlüssels sein, der Italien wesentlich besser und England schlechter stellt als bisher. Mussolini hat dementsprechend bereits angekündigt, daß die italienische Regierung den Young-Plan nur als ein unteilbares Ganzes annehmen kann, denn Änderungen können Italien nur Geld kosten. England wiederum will den Young-Plan unbedingt abändern, um für sich und die Dominions eine bessere Quote zu erzielen. Frankreich hat sich bisher der italienischen Auffassung angeschlossen und tritt ebenfalls für die Unabänderlichkeit des Planes ein. Aber wahrscheinlich ist das nur ein taktisches Manöver, um in den rein politischen Fragen gegenüber England eine bessere Position zu haben.

Die Vorverhandlungen über die Konferenz haben in beiden Ländern eine so gereizte Stimmung geschaffen, daß es auch auf der Konferenz noch zu heftigen Auseinandersetzungen kommen kann. MacDonald, der diesmal außenpolitisch so forsch und erfolgreich begonnen hat, ist verschnupft darüber, daß man seiner dringlichen Einladung nach London nicht nachgekommen ist, und sieht darin eine Mißachtung der Labour-Regierung durch das bourgeoise Frankreich. Die Franzosen wieder trauen der Labour nicht und sehnen sich nach ihrem Chamberlain zurück. Als besonderer Franzosenfeind gilt in Paris der Schatzkanzler Snowden. Nach seinen ersten, unvorsichtigen Äußerungen im Unterhaus hat er sich rasch den Beinamen „le Gallophage" geholt. Die pariser Blätter zeichnen ihn, wie er die Trikolore mit Füßen tritt und aus der britischen und der schwarz-weiß-roten Fahne eine neue Entente cordiale errichtet. Man kolportiert ein Wort Shaws über ihn: Snowdens Lieblingsbeschäftigung ist die Suche nach dem Ursprung der Welt. Diese Passion, sagt Shaw, ist darauf zurückzuführen, daß jemand Snowden eingeredet hat, Adam sei ein Franzose gewesen.

Die freundlichen Auseinandersetzungen diesseits und jenseits des Kanals könnten uns bis auf weiteres einigermaßen gleichgültig sein, wenn nicht die Gefahr bestände, daß die deutsche Delegation im Haag darauf ihre Räumungspolitik begründete. Kann es etwas Bequemeres geben, als mit einem passionierten Franzosenfresser und dazu noch mit einem Parteigenossen Hermann Müllers und Hilferdings Arm in Arm die Franzosen aus dem Rheinland zu vertreiben? Wenn MacDonald 1924 auf der Londoner Reparationskonferenz sich allzu sehr mit Herriot eingelassen hatte: diesmal müssen wir es schaffen und ihn zu uns herüberziehn. Die Rechnung mag, für den Haag und für August, gar nicht einmal so falsch sein. Das Peinliche daran ist nur, daß die Weltgeschichte auch nach dem Haag noch weitergeht und daß man vorläufig der Richtung Briand in Frankreich immer noch eine längere Lebensdauer geben muß als der Richtung MacDonald in England.

Bemerkungen

Warum —?

Ja, warum . . . warum haben wir bei den Heidelberger Festspielberichten einen merkwürdigen Geschmack auf der Zunge?

Da werden nun Dichter geehrt. Da ist Thomas Mann als Redner beim Festakt aufgetreten. Gerhart Hauptmann wird durch Beflaggung der Stadt gefeiert. Preise sind ausgesetzt. Es geht hochkünstlerisch her; begrüßenswert; ist ein Ziel erreicht? Nein, es ist gar kein Ziel erreicht.

Nicht etwa, weil an dieser Stelle etwas gegen Thomas Mann oder Hauptmann vorzubringen wäre — deren Qualitäten stehen in jeder Hinsicht fest. Es ist etwas anderes.

Die Ehrung ist unverbindlich.

Es ist nicht etwa so, daß die sittlichen Ideen der „Führer" ein Gemeinwesen bekehrt haben, das nun etwa besser wird, anders, geläutert, geformt, veredelt — es ist leider so, daß die Herren Führer sich den Kommunalidealen des Gemeinwesens anpassen und nie mehr fragen, wer sie feiert und ob der Feiernde auch die Aktivlegitimation habe, zu feiern. Sie nehmen dankbar an, höflichst, voller guter Formen. Es ist, um mit Larissa Reißner zu sprechen, die Venus von Milo, die sich der wuchernde Bankier ins Wartezimmer stellt. Aber in seinen Geschäftsbüchern milot es sich gar nicht . . .

Man muß ja wohl schon froh sein, daß sich eine deutsche Stadt überhaupt um Schriftsteller kümmert, das ist wahr. Berlin tuts fast nie. Aber es bleibt ein Erdenrest zu tragen peinlich, hier ist etwas nicht in Ordnung. Feiern ist schön. Folgen ist schöner. Es sind Führer, die sich nicht umdrehen dürfen —: denn da stehen sie, wenns gefährlich wird, ganz allein.

Kaspar Hauser

Weltkongreß

„Das Bündnis der unterdrückten Klassen und der unterdrückten Rassen wird den Imperialismus zerschmettern und die Sklaven von ihren Ketten befreien!" Dieser Quintessenz-Satz, mehrsprachig auf rotem Riesenband, umwindet die ungeheure Versammlung im frankfurter Hippodrom, vor der Willi Münzenberg den Zweiten Antiimperialistischen Weltkongreß eröffnet.

Der Imperialismus, dieser organisierte Raubtrieb der Menschenbestie, hebt sich nicht freiwillig auf. Er kann nur aufgehoben werden. Er kann auf zwei Weisen aufgehoben werden: durch Nationalrevolutionen und durch Sozialrevolution. Durch Erhebungen der unterdrückten Nationen und durch die Erhebung des Proletariats in den Unterdrückernationen. Es scheint, daß der Imperialismus einstweilen stark genug ist, die Befreiungsbestrebungen der unterdrückten und ausgesaugten Kolonialvölker und Halbkolonialvölker in Blut und Gift zu ersticken; er ist ihnen bis auf weiteres technisch überlegen Ob er auch stark genug wäre, den Klassengegner im eignen Lande, wenn der aufsteht, niederzuzwingen, ist eine andre Frage. Jedenfalls bleibt vor der Hand eine Erschütterung des Kolonialimperialismus nur durch die Erstarkung der proletarisch-revolutionären Bewegung in den imperialistischen Ländern selbst möglich (und in den Ländern mit verhindertem Imperialismus — Deutschland).

Die imperialistische Ausbeutung der an sich schon anspruchsloseren farbigen Arbeiter bedeutet Lohndrückerei für die Arbeit der weißen Arbeiter. Nicht nur aus allproletarischer Solidarität, auch im eignen ökonomischen Interesse muß daher die europäische Arbeiterschaft den Kolonialimperialismus bekämpfen.

Und die Kriegsgegner müssen ihn im Interesse des Völkerfriedens bekämpfen. Es gibt keinen Völkerfrieden ohne die Abrüstung. Es gibt keine Abrüstung ohne die Aufhebung des Kolonialimperialismus. Und keine Aufhebung des Kolonialimperialismus ohne Revolution.

Dies der Sinn des „Bündnisses der unterdrückten Klassen und der unterdrückten Rassen", wie Moskau ihn längst erfaßt hat und wie er in Frankfurt zum Ausdruck kam.

„Weltkongreß" — solche Worte lügen meist. Hier deckte die Bezeichnung den Tatbestand. Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die zu gemeinsamer Beratschlagung, zu gemeinsamem Kampf hier zusammenkamen? Chinesen, Koreaner, Japaner, Annamiten, Indonesier, Inder und Inderinnen in prächtigen Gewändern, Araber, Zionsjuden, Berber, Neger aus Afrika, aus Haiti, aus den USA, Kreolen aus Lateinamerika, Russen slavischer und mongolischer Rasse, Balkanslaven, Albanier, Italiener, Franzosen, Holländer, Briten, Skandinavier, Deutsche — der Garten der Menschheit fast vollzählig in seinen Arten. Der klagende Garten. Der anklagende Garten.

Diese bunte Fülle in einen Saal zu bringen, sie in das Bewußtsein des sie alle einenden Schicksals, der sie alle einenden Aufgabe zu zwingen —: die Tat eines Organisators, dessen Erkenntniskraft, dessen Willenskraft ans Geniale grenzt.

Fehler haben wir alle; auch bin ich Münzenbergs Parteigenosse nicht; aber ich bekenne mich zu diesem Könner; rings um ihn das giftige Gelispel ebertinischer und ultralinker Impotenzler, diese substanzlose Verleumderei des Neides, ekelt mich an. Ob Münzenberg, innerhalb seiner Partei, aus Taktik manchmal Typen stützt, die gestürzt zu werden verdienten, und umgekehrt — das steht auf einem andern Blatt. Man lerne in Deutschland endlich, als partieller Gegner eines Mannes von Rang dessen Rang gleichwohl erkennen und anerkennen. Anderwärts ist man längst soweit. Von einem wenig weisen KP.-Kopf aus der Tschechoslowakei wurde ich auf dem Kongresse ohne Anlaß katerhaft angefaucht, weil ich 1927 in der ‚Weltbühne' den Präsidenten Masaryk, obwohl in seinem Lande die Revolutionäre aufs äußerste drangsaliert würden (ich glaubs), mit Lorbeer bekränzt hätte. Ach, der Kranz enthielt auch Stacheln und Nesseln. Vermutlich haben Kominternleute gegen den Schöpfer des tschechischen Staats nie so Scharfes gesagt, wie ich damals schrieb . . . zwischen Enthusiasmen. Der polemische Kleingeist, der politische Unteroffizier, ob reaktionär ob revolutionär, sieht immer nur Teufel und Engel, Schurken und Heilande, pechschwarz und schneeweiß; für die Stufungen und Schattierungen dazwischen hat er kein Auge; und er verketzert Den, der es hat.

Münzenberg, in seiner fulminanten jungbebelhaften Hauptrede, zeigte, daß ihm, seinerseits, der Sinn für Nuance keineswegs abgeht. Ein ehemaliger Schuhfabrikarbeiter und Hausbursche kann nicht nur intelligenter, sondern auch zehnmal intellektueller sein als der bebrillteste Akademikus. Volksredner Münzenberg schimpfte nicht, wie gang und gäbe, auf die Philosophen, sondern (mit Recht) auf jene „philosophischen Spekulanten", die nicht begriffen hätten, daß es darauf ankomme, statt die Welt dauernd zu interpretieren, sie zu verändern. Er verspottete nicht, wie üblich, „die Pazifisten" (alle in einen Topf), sondern zutreffend die Tolstojaner. Und als er erklärte, die Kommunisten sollten keine Sonderrechte in der ‚Liga gegen Imperialismus' genießen, freilich auch nicht geringere Rechte als sonstwer, da schnitt er eine Frage an, deren Lösung der Kongreß um ein Haar verpatzt hätte.

Präsident der Liga ist James Maxton, der energisch-liebenswürdige Chairman der britischen

Independent Labour Party, zugleich der Führer ihres linken Flügels. Chinesische, indische, europäische Ultras griffen diesen vorzüglichen Kopf und Kämpfer an, weil seine Partei dem Imperialismus der Labour-Regierung keinen genügenden Widerstand entgegensetze. Was kann Maxton für MacDonald? Sie griffen ihn an, der bravuröse junge Pamphletist Huang Ping sogar mit deutlicher Absicht des Hinausekelns, — statt für den Mut dankbar zu sein, den ein Mann der Zweiten Internationale betätigt, wenn er dieser Liga und diesem Kongresse vorsteht. Auch Edo Fimmen wurde (von dem Franzosen Herclet) gerammt — wegen des Opportunismus der amsterdamer Gewerkschaftsinternationale, deren tapferer linker Flügelmann er ist. Nach drei Tagen Krise war die Verständigung erzielt. Linkssozialisten, revolutionäre Pazifisten, auch Anarchisten (welche bockig wie immer, doch hier besonders deplaciert, ihre Hörnerchen gegen die Sowjetunion meckernd stießen) werden, fortan wie bisher, gleichberechtigt mit den Kommunisten an der antiimperialistischen Liga mitarbeiten können. Diesmal noch hatten der holländische Antimilitarist de Ligt und unser Ledebour wie Löwen um ihr Rederecht zu kämpfen; in der politischen Kommission wurde die Debatte gedrosselt (man kam sich wie eine Abstimmpuppe vor) — das nächste Mal muß das anders sein.

Das nächste Mal muß auch das Problematische dieser wundervollen Bewegung mutig angepackt werden: Wie verträgt sich — ideologisch und psychologisch — der internationale soziale Revolutionarismus mit dem nationalen der unterdrückten Rassen? Und ist der nationale Befreiungskampf nur farbigen Völkern erlaubt? Die Grenzlinie gegen den revolutionären Nationalismus Europas wird nicht ganz leicht zu ziehen sein; umso schärfer muß sie herausgearbeitet werden.

Kurt Hiller

Harry Domelas Schicksal

Harry Domela hat seinen Bewundrern eine kleine Enttäuschung bereitet. Nicht etwa, weil er zu wenig prinzlich aussieht, sondern weil er eine schöne, festgebackene Legende um seine Person zerstört. Er hatte da einem Freund, seinem „Privatsekretär" aus den Tagen des großen Bucherfolges, eine Forderung an einen leipziger Theaterunternehmer zediert, die vor dem Arbeitsgericht in Berlin eingeklagt wurde. Er selbst erschien als Zeuge, um zu beweisen, daß man ihm 1450 Mark schuldig sei. Beim ersten Termin erfährt man voll bereitwilligster Empörung, daß Domela unter glänzenden Honorarversprechungen für eine Tournee von drei Monaten als Schauspieler engagiert worden war, um als große Attraktion in einem Sketsch „Als ich noch Prinz war" sich selbst darzustellen. Andre, solidere Angebote hatte er dafür ausgeschlagen. Nach drei Wochen sei das Geschäft in die Brüche gegangen, und die garantierten 150 Mark pro Abend seien nicht annähernd bezahlt worden. Der arme Domela mußte, um wenigstens etwas zu retten, die Tournee auf eigne Rechnung fortsetzen, und hat dabei weder Lorbeeren noch gefüllte Abendkassen geerntet. Der Unternehmer erscheint mit erheblichen Vorschußquittungen, doch Domela behauptet, die Zahlen seien nachträglich geändert. Zum nächsten Termin werden Zeugen geladen, auf Domelas Wunsch zwei bekannte Anwälte; ein Schriftsachverständiger wird über die Echtheit der Quittungen befragt. Niemand erscheint, außer dem Beklagten. Die Anwälte erinnern sich nicht mehr an die Einzelheiten des Vertragsabschlusses, die Adresse einer andern Zeugin versäumte Domela dem Gericht mitzuteilen, er selbst und der Kläger bleiben unentschuldigt aus. Nach dem Urteil des Sachverständigen ist eine Fälschung bei den Quittungen nicht zu erkennen. Inzwi-

schen hat der Unternehmer die Richtigkeit von Domelas Vorschußquittungen bewiesen, die eine weit höhere Summe ergeben, als die gesamte Honorarforderung betrug. Das Gericht entscheidet auf Abweisung der Klage, verurteilt Domela zu dreißig Mark Strafe wegen unentschuldigten Ausbleibens; über den Freund wurde schon im ersten Termin die gleiche Buße für fortgesetzte Ungebühr vor Gericht verhängt. Dies geschah vor einem humorvollen und unvoreingenommenen Richter, der alle Nuancen zur Erhärtung von Domelas Angaben berücksichtigt hat.

Domelas persönliches Auftreten beim Termin ist meisterhaft. Der Zuhörer produziert sofort ein fertiges Vorurteil gegen den Unternehmer, der aus dem abenteuerlichen und schwierigen Lebenslauf des jungen Menschen Kapital schlagen will, ihn zu einem ungeeigneten und hoffnungslosen Beruf verleitet, ihn, der bessere Chancen ausschlug, zum Schluß sitzen läßt. Der redselige und wenig sympathische Freund wird von Domela als quantité négligeable behandelt, als jemand, dem er aus Mitleid Arbeit verschafft hat und dem er wiederum mit der Zession eine Einnahme zukommen läßt. Es ist wohl das Geheimnis aller genialen Hochstapler, zu spüren, was die Umwelt erwartet. Die Potsdamer wollten den vertriebenen baltischen Aristokraten, die heidelberger Stundenten den prinzlichen Volontär der Reichswehr, die thüringer Gutsbesitzer einen echten Hohenzollern. Und wir erwarten Einen, dem Unrecht geschehen, und auch diese Rolle spielt er mit bewährter Geschicklichkeit. Er ist heute vierundzwanzig Jahre alt und schreibt sein zweites Buch, die Geschichte eines entgleisten Grafen, seines ehemaligen Wanderbruders, der sich im Gefängnis das Leben genommen hat.

Man tut ihm nichts Gutes mit der Bestätigung seiner jetzigen Rolle als Rebell und revolutionärer Schriftsteller. Nicht lange mehr kann ihm die bühnenmäßige und literarische Auswertung des einzigartigen Geniestreichs ein Existenzminimum bieten, auch von der größten Sensation kann man nicht ewig leben. Er hat einen Anspruch auf ehrliche Förderung, sein Lebensstart war ungünstig, seine seelische und physische Konstitution gefährdet. Es darf nicht vergessen werden, daß der unsterbliche Spaß aus bitterster Not entstand, aus Hunger, Obdachlosigkeit und Verzweiflung, daß das Zufallsergebnis die Nutznießer der Enthüllungen verpflichtet. Nur die schmerzlichste Liebe zu dem verspotteten Milieu konnte die vollkommene Nachahmung fremder Lebensformen erreichen, nur Sehnsucht schafft den Boden für solche Identifizierung. Harry Domela wollte im tiefsten Grunde niemanden anführen, das wäre ihm nicht geglückt. Er wollte dazu gehören mit der krankhaften Sucht ständig verletzten Geltungsstrebens, es ist ihm auf dem groteskesten Umweg gelungen. Dann kamen Ruhm und Geltung von der andern Seite der Welt, einer Welt, die er bewußt niemals umworben hat. Die neuen Freunde sollten ihm zeigen, daß echte Kameradschaft, die er sein Leben lang inbrünstig suchte, sich nicht im Jasagen erschöpft. Sie sollten ihm helfen, sich einzureihen, die falschen Zielsetzungen abzubauen, und ihn lehren, daß es zwischen Landstraße, Gefängnis und Herrensitz eine schmucklose Wirklichkeit gibt.

Hilde Walter

Russische Raritäten

I.

Uelem ist eine Bezirkshauptstadt der Kamtschatka-Halbinsel. In der Stadt wohnen Russen, Eskimos, Tschuktschen und andre merkwürdige Eingeborene des roten Nordens.

Vor kurzem tagte in der Stadt der Kongreß des Polar-Sowjets; das Oktober-Jubiläum wurde

festlich begangen und die Führer hielten lange Reden über die kulturelle Entwicklung Sibiriens.

Vor einiger Zeit bekam aber der Vorsitzende des Stadt-Sowjets von einem eingebornen freien Bürger der Stadt Uelem folgende Bittschrift vorgelegt:

An den Vorsitzenden des Revolutions-Komitees von Kamtschatka.

Ich bitte um Erlaubnis, meine Tante namens Etyngeut zu töten. Die Tante ist alt, und wir pflegen immer alte Verwandte umzubringen, denn arbeiten können sie sowieso nicht. Die Tante weint schon eine ganze Woche ... Drei Unterschriften.

Der Vorsitzende des Revolutions-Komitees von Kamtschatka schrieb mit einem roten Bleistift an den Rand der Bittschrift die Resolution: „Die Tante darf getötet werden."

‚Rote Zeitung' Nr. 331, 1928.

II.

In der Stadt Eupathoria in der Krim wurde in einer öffentlichen Versammlung an den Vorsitzenden des Magistrats folgende Frage gestellt: „Darf ein Bürger, der 200 Hektar Land besitzt und außerdem im Privatleben ein Dieb ist, sein Wahlrecht ausüben?" Die Antwort lautete: „Wenn der Beruf eines Diebes nur eine Nebenbeschäftigung darstellt und kein Grundstein der Existenz ist, darf das Wahlrecht ausgeübt werden." Die zweite Frage lautete: „Besitzen die Prostituierten, Wahrsager, Sozialverräter und Halunken ein Wahlrecht?" Darauf die Antwort: „Wenn diese Berufe die Hauptbeschäftigung der Bürger sind, so ist damit der Verlust des Wahlrechts verbunden." Die Zeitung, die diese Geschichte wiedergab, brachte sie mit der Überschrift: „Sowjet-Narren".

‚Moskau am Abend', Oktober 1928

III.

Rußland ist bekanntlich das Land der Fragebogen. Jeder Einwohner Moskaus hat im Jahre mindestens einige Dutzend Fragebogen auszufüllen, die von den Behörden aus irgend welchen statistischen Gründen verschickt werden. Kürzlich wurde wiederum ein Fragebogen verschickt: „An die Genossen Selbstmörder." Jeder Einwohner der Stadt erhält eine Nummer, die er im Falle eines Selbstmordes den Behörden überweisen muß. In den beigefügten Fragebogen sind vollbrachte Selbstmorde sowie Selbstmordversuche berücksichtigt. Im Falle eines Massenselbstmordes wird ein Extra-Fragebogen ausgestellt. Der gewöhnliche Fragebogen enthält unter anderm folgende Fragen: 1. Sind Sie de facto verheiratet? 2. Pflegen Sie einen außerehelichen Geschlechtsverkehr? 3. Auf welche Weise befriedigen Sie überhaupt Ihren Geschlechtstrieb? 4. Sind Sie impotent? 5. Auf welche Weise begehen Sie Ihren Selbstmord bzw. Selbstmordversuch? a) Erschießen, b) Erhängen, c) Ertrinken, d) Erdolchen, e) Überfahren, f) Verschiedenes. 6. Aus welchem Grunde begehen Sie den Selbstmord? a) Schlechte Stellung, b) Angst vor einer Strafe, c) Liebeskummer, d) Körperliche oder geistige Häßlichkeit, e) das Fehlen der Begeisterung für die Weltrevolution, f) das Fehlen von festen Grundsätzen und Weltanschauung usw.

Und zum Schluß: „Zutreffendes bitte zu unterstreichen."

‚Der Arbeiter', 17. November 1928

IV.

Der Gouvernements-Sowjet in der Stadt Pensa hat anläßlich der bevorstehenden Wahlen beschlossen, sämtlichen Frauen, die über zwanzig Jahre alt sind und ihr Jungfrauentum noch nicht verloren haben, das Wahlrecht zu entziehen. In der Begründung heißt es: „Eine Frau, die zwanzig Jahre alt ist und an ihrer Unschuld festhält, ist eine Nonne, Nonnen sind aber laut der Verfassung im Sowjetstaate nicht wahlberechtigt."

Prawda, Januar 1929

Mitgeteilt von Essad-Bey

Antworten

Pressestelle des Reichsjustizministeriums. Wenn sich ein Justizkritiker in einem nebensächlichen Punkt irrt, seid Ihr bestimmt zur Stelle. Nun wollen wir einmal in einem Hauptpunkt etwas fragen: Bei Tübingen unterschlägt ein Bahnhofsvorsteher in Gemeinschaft mit einem Bahnarbeiter durch Fälschung von Gepäckscheinen zwei Mark um ein Defizit in der Schalterkasse zu decken. Die Reichsbahn stellt vernünftigerweise keinen Strafantrag, weil auf dieses Verbrechen Zuchthausstrafe steht. Ein Denunziant zeigt an. Der Staatsanwalt eröffnet das Verfahren, obwohl er weiß, daß der Geschädigte — die Reichsbahnverwaltung — die Sache mit einer Disziplinarstrafe für abgetan ansieht. Das Schöffengericht verurteilt stramm jeden Angeklagten zu einem Jahr Zuchthaus. Die Berufungsinstanz bestätigt das; damit der Hohn nicht fehle: ein Jahr Zuchthaus und drei Mark Geldstrafe — dieser Irrsinn ist eine Folge Eurer Scholastik, über die sich nur der wundert, der sie nicht kennt. (Ihr nennt das: Rechtssicherheit.) Nun fragen wir: Wer kommt dem Staatsanwalt auf den Kopf, der das Unheil angerichtet hat? Er hat — und wenn Ihr Euch auf den Kopf stellt — er hat nicht einwandfrei gehandelt; denn er ist nicht dazu da, um wie ein Automat abzuschnurren, trotz des Legitimitätsprinzips nicht — er hat sinngemäß zu handeln. Dies aber ist Unsinn. Wann werdet Ihr begnadigen? Denn es gibt wiederum keinen vollsinnigen Menschen, der hier nicht die Begnadigungspflicht sieht! Werdet Ihr antworten?

Standesbeamter. Nein, unser Mitarbeiter Hans Flesch ist nicht mit dem berliner Rundfunkintendanten identisch.

Jeanne Mammen. Die zarten, duftigen Aquarelle, die Sie in Magazinen und Witzblättern veröffentlichen, überragen das undisziplinierte Geschmier der meisten Ihrer Zunftkollegen derart, daß man Ihnen eine kleine Liebeserklärung schuldig ist. Ihre Figuren fassen sich sauber an, sie sind anmutig und dabei herb, und sie springen mit Haut und Haaren aus dem Papier. In dem Delikatessenladen, den uns Ihre Brotherren wöchentlich oder monatlich aufsperren, sind Sie so ziemlich die einzige Delikatesse.

C. Rehling. Sie schreiben: „Es ist immer verdienstlich zu klagen. Man kann immer noch etwas verbessern. So muß man auch Lisa Matthias dankbar sein für ihre Unzufriedenheit im Autodienst. Tatsächlich, wir haben in Deutschland noch viel zu leisten für die Autotouristik. Aber ideal ist es nirgends. Die Hotelgaragenverhältnisse sind hier trostlos, aber in den andern Ländern ist es nicht durchweg besser. Und was die Straßen betrifft, so ist man in Deutschland grade in den letzten Jahren sehr energisch an den Ausbau herangegangen. Für die Wegemarkierung ist nach einem mustergültigen einheitlichen Plan die völlige Erneuerung im Gange, und schon heute ist es möglich, auf den großen Straßenzügen lediglich nach den Wegweisern sich zurechtzufinden. Schlechte Straßen gibt es in allen Ländern, und selbst in Frankreich sind nicht alle Straßen gut. Beim „Conti-Atlas" und den „B.Z.-Karten" muß Frau Matthias irgendeinem sonderbaren Irrtum verfallen sein. Grade Handlichkeit und Übersichtlichkeit zeichnen diese Karten aus. Weshalb Frau Matthias alle 30 Kilometer eine neue B.Z.-Karte braucht, wo jedes Blatt ein Gebiet von 100 : 130 Kilometern umfaßt, ist ebensowenig verständlich wie die Behauptung, daß ein Ausländer nicht die günstigste Verbindung zwischen großen Orten feststellen könne, denn diese Verbindungen sind auf dem Kartenbild durch Rotdruck hervorgehoben. Das Kartenwerk des Schweizer Touring Clubs ist gut, seine mehrsprachige Beschriftung für die Schweiz als Dreisprachenland eine Selbstverständlichkeit. Daß wegen einiger hundert Ausländer, die im Jahr mit ihren Wagen nach Deutschland kommen,

das Bedürfnis nach mehrsprachigen Autokarten auch bei uns vorliegt, davon werden Sie keinen Verleger überzeugen können. Auch würden solche Karten nicht einen Ausländer mehr nach Deutschland locken. Das Verhältnis des Kraftfahrers zur Landbevölkerung ist nicht immer das beste. Die Schuld liegt allzu oft auf Seiten der Automobilisten. In Frankreich, in der Schweiz ist es in dieser Hinsicht nicht viel besser."

Bärenschenke Dresden. Du legst deinen Gästen einen Zettel hin, in dem es heißt: „Wir bitten die verehrten Gäste, die es ernst und ehrlich mit uns meinen, uns davon sofortige Mitteilung zu machen, wenn sich zweifelhafte Frauenspersonen in irgendeiner Weise verdächtig machen, was über den Rahmen eines Speisen oder Getränke genießenden Gastes hinausgeht." Wir meinen es gewiß ernst und ehrlich, aber wenn zum Beispiel eine Dame mit dem Messer ißt, ist das noch im Rahmen des Genusses oder ist das schon Perversion?

Albrecht Viktor Blum. Sie haben gelesen, wessen Dsiga Wertoff Sie hier neulich beschuldigt hat, und wünschen mitzuteilen, daß Ihnen die russische Handelsvertretung das von Ihnen für Ihren Film „Im Schatten der Maschine" verwendete Material überlassen hat, daß Sie — leider vergeblich — versucht haben, einen Artikel ins Programmheft des Uraufführungstheaters zu bringen, in dem vom Ursprung der betreffenden Szenen die Rede war, daß Sie Herrn Wertoff gleich bei seiner Ankunft in Berlin von dem Tatbestand Mitteilung gemacht haben. Was Sie sagen, zeigt, daß Sie nicht aus bösem Willen gehandelt haben, ändert aber leider gar nichts an dem Tatbestand, daß in dem Film, der unter Ihrem und Leo Lanias Namen vorgeführt wird, eine ganze, fertig montierte Partie von Wertoff stammt. Hoffentlich gelingt es Ihnen bald, an neuen eignen Filmen zu zeigen, daß Sie in der Lage sind, auch ohne Anleihen Wertvolles zu leisten.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 77 57. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Die Internationale der Angst

von Carl v. Ossietzky

Die Furcht vor dem Kommunismus hat sich mehr und mehr zu einer internationalen Psychose entwickelt. Daß die Länder ihre Grenzen noch immer wie chinesische Mauern aufziehen, den Reisenden mit Kontrollen quälen und ihn überhaupt als rechtloses Individuum auffassen, ist heute zum großen Teil auf die törichte Bolschewistenfurcht zurückzuführen. Denn es gibt keine vernünftigen Gründe mehr, um ein System aufrechtzuerhalten, daß in so krassem Gegensatz zu den einfachsten Geboten des modernen Verkehrs steht. Wie in den Tagen Metternichs die Einfuhr von demagogischen Ideen verboten war, so soll jetzt die rote Gefahr von der Grenzpolizei erkannt und abgefangen werden. Wo sie sich aber dennoch ins Land schleicht, muß zu ihrer Bekämpfung die höchste Energie entfaltet werden. Diese Energie hat in allen Hauptstädten der Welt am 1. August eine ungewöhnlich blamable Niederlage erlebt.

Überall schien plötzlich die proletarische Revolution vor der Tür zu stehen. Die Polizeiminister machten märchenhafte Anstrengungen. Belagerungszustand, Schutzhaft, Zeitungsverbote. André Tardieu, der französische Innenminister, verwandelte Paris in ein Heerlager. Eine solche Aufregung gab es nicht, seit Gallieni mit den letzten Reserven an die Marne rückte. Natürlich hat Herr Tardieu etwas blinden Lärm gemacht. Denn er fühlt sich als Erbe der poincaristisch-briandistischen Epoche und möchte sich gern der Bourgeoisie als zuverlässiger Rettungsengel vorstellen.

Mögen also die Motive des militärischen, polizeilichen und juristischen Aufwands ziemlich verschieden und manchmal nicht sehr echt sein, die Angst der guten Bürger vor dem Bolschewismus ist jedenfalls durchaus echt. Selbst in Deutschland, wo man doch immerhin noch die am wenigsten abenteuerlichen Begriffe vom neuen Rußland hat. Am finstersten ist es darin vielleicht in der Schweiz und in andern kleinen Ländern. Aber auch in den riesengroßen U.S.A. wird heute ernsthaft das Verbot der Werke von Karl Marx erwogen.

In einem komischen Gegensatz zu solchen furchtgeborenen Exzessen stehen die Bemühungen der meisten Staaten, mit Moskau, dem roten Pontifikat, in einen wohlgeregelten politischen und wirtschaftlichen Verkehr zu kommen. In England wünscht auch der härteste Tory den Anstrengungen MacDonalds, die Beziehungen zu Rußland wiederaufzunehmen und gedeihlich zu gestalten, den besten Erfolg. In Rom werden russische Flieger stürmisch gefeiert, ohne daß Mussolinis Garden aufmarschieren. Und schließlich die Vereinigten Staaten selbst... nun, alle nach Moskau gesandten Unfreundlichkeiten können doch den romantischen Kitzel nicht beseitigen, den Amerikaner empfinden, wenn von Rußland die Rede ist. Sie möchten das nicht gern zu Hause haben, gewiß. Aber die Sache ist so ungeheuer interessant, so nervenerregend diese

Vorstellung von dem Treiben der roten Teufel. Die amerikanische Sensationslust wird immer wieder davon aufgerührt. Und außerdem winkt dahinter ein großes Zukunftsgeschäft.

Im übrigen können wir ganz sicher sein: um 1790 hat man im alten Europa die junge amerikanische Republik der Farmer und Handelsleute nicht viel anders betrachtet als heute die meisten Amerikaner und Europäer die Sowjetrepublik betrachten. Denn nichts vermag die Menschheit schwerer zu begreifen als die Traditionslosigkeit.

Es bleibt ziemlich unerfindlich, was denkende und unterrichtete Politiker an den kommunistischen Parteien außerhalb Rußlands denn fürchten. Es ist richtig, daß diese Parteien ihre Direktiven von Moskau empfangen. Aber grade in der Behandlung der Sektionen der Dritten Internationale hat Moskau oft und oft gezeigt, daß seine Kunst hier ihre Grenzen findet. Die kommunistischen Parteien leiden stark unter Fraktionsstreitigkeiten, sie sind zum Teil nicht sehr groß und verdanken ihr Anwachsen — wie in Deutschland — manchmal vornehmlich dem Versagen der Sozialdemokratie. Die programmatischen Anforderungen der Kommunistenpartei sind überall sehr rigoros, man will auch gefühlsmäßig und theoretisch größtmögliche Einheitlichkeit erreichen. Das führt naturgemäß zu harten Gesinnungsproben. Der Widerstrebende, auch der ehrlich Widerstrebende, wird unbarmherzig ausgemerzt, und die Parteien kommen aus der Unruhe und dem Zustand des Fließens nicht heraus. So sind sie weniger Mächte der Gegenwart als vielmehr Zellen der Gärung und Unzufriedenheit, dazu bestimmt, vielleicht in ferner Zukunft als festgewordene Form in die Entscheidung geführt zu werden. Warum zittert die bürgerliche Gesellschaft eigentlich, die doch sonst die glückliche Begabung hat, akute Gefahren zu übersehen und leichtherzig der Sintflut entgegenzuleben, die vielleicht die Kinder verschlingen wird? Der Fascismus, zum Beispiel, rückt den demokratischen Staaten heute viel näher an die Gurgel als der Kommunismus.

Es bebt eine tiefe Unruhe in der kapitalistischen Welt, die niemals wieder aufhören wird. Der Begriff des Besitzes ist fragwürdig und unpersönlich geworden. Die Expropriation hat innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft lange begonnen. Der große Mammonismus hat die vielen kleinen Geldschränke und Truhen lange konfisziert und lange den letzten Sparstrumpf ausgeleert. Der Kapitalismus hat sich selbst isoliert, seine eignen Glieder abgestoßen und sich in eine raumenge, wenn auch gewaltig armierte Festung zurückgezogen. Er ist nervös und fürchtet Überrumpelung.

Wahrscheinlich wird es bis dahin noch recht lange dauern. Und die Dauer wird nicht zum wenigsten davon abhängen, ob der Kapitalismus den Verstand wieder der Furcht gegenüber zu seinem Recht kommen läßt. Geschieht das nicht, so wird die zahlenmäßig nicht große kommunistische Bewegung allein durch den Respekt, der ihr gezollt wird, gewaltig wachsen, und das Märchen vom kleinen und vom großen Klaus wird sich in schlimmer Wirklichkeit wiederholen.

Offene Antwort an Kurt Hiller

von R. N. Coudenhove-Kalergi

Lieber, verehrter Doktor Kurt Hiller!

Die ritterliche Gesinnung, die aus Ihrem Offenen Brief in der ‚Weltbühne' spricht, hat mich stärker berührt als dessen Kritik und Polemik. In der Stickluft heutiger Politik ist es eine große Freude, auf einen Gegner zu stoßen, der einen achtet und den man achten darf. Und zugleich eine Seltenheit: die europäische Politik ist so gemein geworden, daß es heute üblich ist, politische Gegner zu diffamieren statt zu respektieren. Sie aber finden als Gegner für mein Werk so schöne Worte wie kaum einer meiner Anhänger. Ich danke Ihnen.

Sie erinnern mich an unsern gemeinsamen Ausgangspunkt, den Aktivismus. Als Aktivist teilte und teile ich Ihre Überzeugung, daß in dieser geist- und richtungslosen Zeit die geistigen Menschen kein Recht haben, die Weltentwicklung aus der Loge ihrer Beschaulichkeit ästhetisch zu genießen, sondern die Pflicht, selbst in die politische Arena herabzusteigen, um dort gegen Verbrecher, Idioten und Narren um eine bessere Zukunft der Menschheit zu ringen.

Die Fackelträger der Phantasie müssen die Energie aufbringen, in einer Epoche, deren alte Ideale verblaßt und deren neue verfälscht sind, die Geschichte vorwärtszustoßen und das Heute aus der Perspektive des Morgen umzugestalten.

Wir stehen uns heute als Gegner gegenüber, weil uns dieser große Glaube eint: weil wir, trotz allem, auf einer höhern Ebene Kampfgenossen sind und bleiben.

Ich will Sie und mich nicht mit der Interpretation von Vereinsstatuten aufhalten sondern gleich Ihren wesentlichen Vorwürfen begegnen, ich hätte meinen sozialen Aristokratismus von einst preisgegeben, um für Paneuropa einen Pakt mit der kapitalistischen Demokratie zu schließen.

Der zweite Teil dieses Vorwurfes ist richtig, der erste falsch. Mein Glaube an die Notwendigkeit und die Zukunft einer geistigen Aristokratie hat sich nicht geändert, von jenem ersten Artikel über „Platons Staat und die Gegenwart" bis zu meinem letzten Buch „Held oder Heiliger". Ebenso wenig hat sich meine soziale Einstellung geändert: mein politisches Denken, Wollen und Handeln ist und bleibt gegen Elend und Unrecht gerichtet. Falls Sie aber Sozialismus und Marxismus identifizieren, was ich nicht tue und nie tat, konnte ich vom Marxismus schon darum nicht abfallen, weil ich diese Wirtschaftstheorie nie für die alleinseligmachende gehalten habe. Das Jahrzehnt des russischen Kommunismus konnte mich in diesem Zweifel nur bestärken.

Dagegen ist es wahr, daß ich mit der kapitalistischen Demokratie, die heute Europa beherrscht, zusammenarbeite.

Zwei Wege standen Paneuropa offen: Entweder durch einen sehr blutigen und sehr grausamen Bürgerkrieg Europa gegen Kapitalismus und Demokratie zusammenzuschließen — oder gemeinsam mit diesen beiden Mächten den unblutigen Zusammenschluß Europas zu versuchen. Ich habe mich un-

bedenklich für den zweiten Weg entschieden. Sie hätten den ersten gewählt. Hier liegt der Abgrund, der uns trennt.

Sie, lieber Kurt Hiller, sehen im sozialen Bürgerkrieg, in der blutigen Auseinandersetzung zwischen Arbeitern, Bürgern und Bauern eine unabwendbare Notwendigkeit, eine politische Forderung und ein Ideal. Sie sind der Überzeugung, daß dieser Bürgerkrieg, und nur dieser, der Menschheit ewigen Frieden, ausreichende Nahrung, Kleidung, Heizung, Wohnung und Erziehung schaffen kann. Alle unblutigen Wege einer sozialen Evolution scheinen Ihnen hoffnungslos verschüttet. Die außerrussische Staatenwelt erscheint Ihnen als organisiertes Verbrechertum, die Sowjets dagegen als Weltpolizei, berufen, diesem Unfug ein Ende zu setzen. Trotz Ihres radikalen Pazifismus nehmen Sie gern das Blut und die Qualen der ermordeten und gemarterten Arbeiter, Bürger und Bauern, ihrer Frauen und Kinder dafür in Kauf, daß dieses verbrecherische System durch eine soziale Revolution erledigt wird. Und weil Paneuropa dieses soziale Blutvergießen ablehnt, lehnen Sie Paneuropa ab.

Sie schildern mir das Elend und die Schrecken der kapitalistischen Welt. Ich will nicht versuchen, Ihnen die Schrecken und das Elend in Sowjetrußland entgegenzuhalten. Ich weiß wie Sie, daß die Menschheit in kapitalistischen wie in kommunistischen Staaten ein schweres Los trägt. Und arbeite darum wie Sie daran, es ihr zu erleichtern.

Nur aus diesem Grunde habe ich die Paneuropa-Bewegung begonnen. Nur aus diesem Grunde habe ich das freie Leben eines philosophischen Schriftstellers gegen eine endlose Serie langweiliger und gleichförmiger Besprechungen mit ungeistigen Menschen, gegen unerfreuliche Vereinstätigkeit und öde Organisationsarbeit eingetauscht. Diese Dinge machen mir keine Freude, sie liegen mir nicht und befriedigen mich nicht. Sie zwingen mich, mein philosophisches Werk, das dem Aufbau einer neuen Sittlichkeit dient, zu unterbrechen und zu vernachlässigen.

Aber durfte ich mich selbst der ethischen Forderung, die ich andern gestellt hatte, entziehen? Durfte ich die besten Jahre meines Lebens mit Büchern verbringen, während Europa an allen Ecken brannte? Ich konnte nicht untätig zusehen, wie Europa einen neuen Weltkrieg vorbereitet. Darum dachte ich so lange über den besten Weg, ihn zu verhindern, nach, bis ich ihn in Paneuropa fand.

Ich stimme Ihnen auch darin zu, daß „Paneuropa" weder mein bestes Buch noch meine wichtigste Idee ist: aber es war der Auftakt zu einer Bewegung, die mir notwendig schien.

Weil ich mit dieser Bewegung dem Frieden dienen will, will ich nicht auf halbem Wege stehenbleiben und warten, bis kontinentale und soziale Kriege die nationalen Kriege ablösen. Während die Paneuropa-Union sich auf den Zusammenschluß Europas beschränkt, versuche ich persönlich heute schon, jene Kriege von morgen abzuwenden. Diesem Gedanken dient der Plan einer kontinentalen Gliederung und Organisation der Welt, der ihre begeisterte Zustimmung fand. Ich glaube, daß er sich nach der Gründung Paneuropas durchsetzen wird, und

hoffe, daß, entgegen Ihrer Prognose, nicht nur Amerika sondern auch die Sowjetunion bald den Weg finden wird, sich dieser Gemeinschaft anzuschließen.

Um den drohenden interkontinentalen Konflikten zu begegnen, bekämpfe ich innerhalb der Union nicht nur alle antiamerikanischen Tendenzen sondern auch alle antirussischen. Eine paneuropäische Intervention in Sowjetrußland erscheint mir absurd. Eine Gegenrevolution in Rußland halte ich für ein Unglück, nicht nur für Rußland sondern auch für die Menschheit. Abgesehen von den unausdenkbaren Greueltaten und Leiden, die damit verbunden wären, würde der Menschheit der Ausgang dieses grandiosen sozialen Experiments vorenthalten bleiben, das kommenden Jahrhunderten zum Ansporn oder zur Warnung werden kann. Darum ist Ihr Vorwurf, ich hätte mich der internationalen Verschwörung gegen die Sowjetunion angeschlossen, ungerecht.

Mit Recht stellen Sie dagegen die Behauptung auf, ich sei Gegner der Revolution. Um dies ganz klarzustellen, will ich das klangvolle Wort Revolution, das eigentlich Umwälzung bedeutet, durch das sachlichere Wort Bürgerkrieg ersetzen. Denn eine Revolution, eine Umwälzung, ist auch Paneuropa. In diesem Sinne bin ich nicht gegen Revolutionen sondern nur gegen Bürgerkriege.

Ich halte den sozialen Bürgerkrieg, der Ihre höchste Hoffnung und Sehnsucht ist, neben dem Völkerkrieg für das furchtbarste Unglück, das Europa treffen könnte. Ich sehe keinen Fortschritt darin, daß die Europäer einander statt wegen theologischer und nationaler Dogmen wegen nationalökonomischer erschießen, erstechen und erwürgen. Erscheint es Ihnen selbst nicht absurd, daß in einem solchen Bürgerkrieg Sie eines Tages gezwungen sein könnten, mich, trotz aller Ideen und Sympathien, die uns verbinden, zu erschlagen, bloß weil ich nicht an die gleichen nationalökonomischen Dogmen glauben kann wie Sie?

Kaum hatten die Europäer aufgehört, einander wegen religiöser Dogmen zu ermorden, begannen sie dies wegen nationaler Ideale zu tun. Soll nun das nationale Morden durch ein soziales Morden abgelöst werden?

Wozu Paneuropa, wenn es nur dazu führen soll, daß von nun an in den kommenden Bürgerkriegen Deutsche auf Deutsche schießen und Franzosen auf Franzosen, statt wie bisher Deutsche auf Franzosen und Franzosen auf Deutsche?

Sie erhoffen von diesem Bürger-Blutvergießen das Ende des Blutvergießens überhaupt. Aber die Geschichte lehrt, daß Revolutionen ebenso von Gegenrevolutionen abgelöst wurden wie Kriege von Revanchekriegen. Nichts bürgt dafür, daß Ihre Revolution die letzte ist, nichts, daß sie die Kriege ausrottet.

Für mich kann ein soziales Bekenntnis ebensowenig den Massenmord entschuldigen wie ein religiöses oder nationales. Ein Mord im Namen von Marx ist nicht besser als ein Mord im Namen Christi oder Napoleons. Ich sehe keinen sittlichen Unterschied zwischen weißen Pogromen an wehrlosen Juden und roten Pogromen an wehrlosen Aristokraten. Oder zwischen

Sibirien und den Liparischen Inseln. Ich sehe keinen Unterschied zwischen rotem und weißem Terror, zwischen roten und weißen Folterkammern. Hier bin ich farbenblind: ich sehe nur gequälte, verhetzte und mißbrauchte Menschen in den Händen von Fanatikern und von Schurken.

In den letzten zwanzig Jahren ist in Europa mehr als genug gemordet und gefoltert worden. Es ist Zeit, damit Schluß zu machen! Ich will, daß die Europäer aufhören, einander totzuschießen und zu verstümmeln. Daß sie endlich Mittel suchen und finden, ihre nationalen und sozialen Gegensätze ebenso unblutig auszutragen, wie sie dies bei ihren religiösen Gegensätzen bereits gelernt haben. Darum bin ich nicht nur ein Gegner der Völkerkriege sondern auch der Bürgerkriege.

Um Völkerkriege zu vermeiden, ist Paneuropa nötig. Um interkontinentale Kriege zu vermeiden, ist eine interkontinentale Organisation durch Völkerbundsreform nötig.

Um Bürgerkriege zu vermeiden, sind großzügige soziale Reformen, Rationalisierung und Steigerung der Produktion und Stärkung der Staatsautorität nötig.

Dies ist mein Friedensprogramm. Erscheint es Ihnen revolutionär — dann nennen Sie mich Revolutionär. Erscheint es Ihnen aber gegenrevolutionär — dann nennen Sie mich einen Gegenrevolutionär. Was liegt da an Namen!

Ich weiß, lieber Kurt Hiller, daß alles, was ich Ihnen hier sage, Sie sich selbst tausend Mal gesagt haben. Und daß es tragisch sein muß für Sie, der Sie stets für die Heiligung des Lebens, gegen Mord, Krieg und Todesstrafe eingetreten sind, mir gegenüber als Anwalt des Bürgerkrieges, des Massenmordes an unschuldigen Kindern, Frauen und Männern auftreten zu müssen.

Auch Sie sind in den Konflikt geraten, dem kein geistiger Mensch entgehen kann, der handelnd die Arena der Politik betritt: es ist die Tragik des Aktivismus. Der einzige Weg, diesem Konflikt auszuweichen, ist das Martyrium. Nur der Märtyrer, nur der Leidende, kann in der politischen Ebene auf Kompromisse mit der Wirklichkeit verzichten, nicht der Handelnde. Selbst Lenin mußte die Hilfe Ludendorffs in Anspruch nehmen, um sein Werk durchzuführen, und noch vor seinem Tod mit dem Kapitalismus paktieren. Sie selbst, ein Erzfeind aller Kompromisse, müssen Ihrer Idee des radikalen Pazifismus entsagen, wo sie sich in Widerspruch stellt zur Idee der sozialen Revolution.

Sie sind ein großer Idealist, Kurt Hiller. Es ist dies das größte Lob, das ich spenden kann. Sie lieben alle großen Ideale und möchten sie am liebsten alle zugleich umarmen: Kommunismus, Pazifismus, Paneuropa und vielleicht sogar, in der Idee, den Fascismus. Aber diese Ideale widersprechen sich. Außerdem sind sie, als politische Strömungen, gezwungen, mit den Realitäten Kompromisse zu schließen. Darum müssen Sie alle, eins nach dem andern, enttäuschen. Die aktivistische Bewegung hat Sie sicherlich enttäuscht; ebenso die pazifistische. Nun enttäuscht Sie Paneuropa. Die schwerste und letzte Enttäuschung werden Sie aber mit dem Kommunismus erleben, wenn

sich eines Tages der Sowjetbund in eine nationalsozialistische Diktatur verwandelt. Vielleicht werden Sie dann an mich denken. Und an Paneuropa.

Ich denke oft an Sie und an Ihre Tragik. An Ihren unbefriedigten Idealismus und Aktivismus. An Ihre Träume einer vernünftigeren Weltordnung und einer höheren Menschheit. An Ihren Drang nach politischem Wirken und Ihren Ekel vor allen Parteien und ihren Vertretern. An die Tantalusqual, das Schicksal der Welt ringsum in den Händen von Männern zu sehen, mit denen Ihnen auch nur ein geistiges Gespräch unmöglich wäre — während Sie selbst nach politischen Taten hungern und dürsten.

Es ist schwer, auf zwei Ebenen zugleich zu wirken, auf der politischen und der geistigen: hier kompromißlos seine Überzeugungen auszusprechen und dort mit der Tagespolitik Kompromisse zu schließen. Mit einem Auge Zeitung zu lesen und mit dem andern in die Ferne zu schauen. Die Sonne so stark zu lieben, daß man auch den Schatten liebt, den sie wirft: denn der Schatten ist das Kompromiß der Sonne mit der Erde.

Heinrich der Vierte war ein großer Staatsmann, weil er fand, daß Paris eine Messe wert sei. Sie, lieber Kurt Hiller, sind kein Staatsmann; denn Sie wären an seiner Stelle als treuer Hugenotte vor den Toren von Paris gestorben. Das ehrt Ihren Charakter und Ihre Gesinnung — aber sperrt Ihnen die politische Wirksamkeit. Ihr Reich ist nicht von dieser Zeit: So wenig wie es einst Platon gelang, seine Staatsideen in Syrakus durchzuführen.

Aber Ihre große unzeitgemäße Idee der geistigen Aristokratie wird kommende Jahrhunderte beherrschen.

Für Joseph Matthes von Ignaz Wrobel

Am 31. August 1924 hat die Deutsche Reichsregierung in London ein Abkommen unterzeichnet, das im Artikel 7 der Anlage III folgende Stelle aufweist:

> Um eine gegenseitige Befriedung herbeizuführen und um möglichst weit tabula rasa mit der Vergangenheit zu machen...
>
> 1. Niemand darf unter irgendeinem Vorwand verfolgt, beunruhigt, belästigt oder einem materiellen oder moralischen Nachteil unterworfen werden, sei es wegen einer Tat, die in der Zeit zwischen dem 1. Januar 1923 und dem Inkrafttreten des gegenwärtigen Abkommens in den besetzten Gebieten ausschließlich oder überwiegend aus politischen Gründen begangen worden ist, sei es wegen seines politischen Verhaltens in jenen Gebieten während der angegebenen Zeit, sei es wegen seines Gehorsams oder Nichtgehorsams gegenüber den Befehlen, Ordonnanzen, Verordnungen oder Anordnungen, die von den Besatzungsbehörden oder den deutschen Behörden mit Beziehung auf die Ereignisse während des bezeichneten Zeitraumes erlassen worden sind, sei es endlich wegen seiner Beziehungen zu jenen Behörden.

Die Deutschen haben dieses Abkommen nicht gehalten.

*

Am 30. Dezember 1921 wurde der Schriftsteller Joseph Matthes vom Schwurgericht in Würzburg wegen übler Nachrede und Beleidigung, begangen durch die Presse, zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Er hatte als sozialdemokratischer Redakteur und Vorsitzender der Ortsgruppe dem aschaffenburger Bürgermeister Doktor Matt Lebensmittelschiebungen vorgeworfen. Im aschaffenburger Lebensmittelamt waren tatsächlich solche Schiebungen vorgekommen; die beiden geschäftsführenden Obersekretäre wurden zu Gefängnisstrafen verurteilt.

Im Jahre 1922 sollte Matthes seine Strafe antreten. Er war damals, wie die Atteste eines berliner Gerichtsarztes und des wiesbadener Polizeiarztes dartun, nicht haftfähig; trotzdem sollte er seine Strafe im Gefängnis Sankt Georgen bei Bayreuth verbüßen. Er floh.

Matthes ging nach dem damals besetzten Wiesbaden und versuchte dort, journalistisch weiterzuarbeiten. Das gelang ihm nicht. Im Jahre 1923 ging er nach Düsseldorf, woher seine Frau stammte. Inzwischen hatte er versucht, in seiner Sache etwas bei Ebert zu erreichen, der sich grade in Bad Mergentheim aufhielt; der versagte ebenso wie Radbruch, an den sich Matthes gewandt hatte.

Es war die Zeit des Ruhrkampfes. Die Regierung warf Milliarden zum Fenster hinaus, der Schwerindustrie in den Rachen, das Rheinland war korrumpiert bis tief in die sozialdemokratischen Gewerkschaften hinein, die für den „passiven Widerstand" bezahlt wurden. Matthes bekämpfte diese Ruhrpolitik, wo er nur konnte. Als bekannt wurde, daß er — wie alle internationalen Journalisten — einen französischen Presseausweis besaß, wurde er von den Beamten als „Französling" gestempelt. Wer je mit Franzosen zu tun gehabt hat, weiß, wie unendlich wichtig diese Ausweise sind, über die wir zu lachen gewohnt sind; drüben ist jede praktische journalistische Arbeit ohne coup-fil ausgeschlossen.

Im Juli 1923 bekam Matthes Einsicht in die Pläne des Severingschen „Mitarbeiters", des Generals Watter, worauf er sich einer düsseldorfer Separatistengruppe der zerfallenden Smeets-Partei anschloß. Die Antwort waren Haftbefehle aus der Heimat. Lawinenartig wuchs inzwischen die separatistische Bewegung, proportional der Inflation.

Das Rheinland stand damals, geschlossen wie ein Mann, zu dem, der besser zahlte. Die Beamten, die Großbanken, die Geistlichen warteten auf ihren Augenblick. Zu Frankreich hinüber wollte keiner, bei Preußen bleiben wenige. Was sie wollten und wozu sie damals auch ein Recht hatten, war Befreiung aus der Hölle der Inflation und Schaffung einer eignen Währung, einer eignen autonomen Republik.

Erst im August 1923 lernte Matthes Dorten kennen. Smeets war inzwischen von Interessenten, die heute noch straflos herumlaufen, ermordet worden. Die rheinländische Bewegung brach, nicht zuletzt infolge der Dummheit französischer Militärs, zusammen.

Ein Jahr darauf, als in London über die rheinischen „Verbrecher" verhandelt wurde, verlangte Stresemann ausdrücklich die Köpfe von Dorten und Matthes. Sie sollten von der Amnestie ausgeschlossen werden. Der menschenfreundliche Antrag fiel; die Reichsregierung unterzeichnete die völlige Amnestie. Und bricht ihre Zusage.

*

Joseph Matthes lebt heute in Paris. Er will nach Deutschland zurückkehren, seine Frau will die Grenze überschreiten, man verweigert beiden die Papiere. Wer ist „man"? Man ist die pariser deutsche Botschaft.

Man könnte annehmen, daß sich die Botschaft — um das londoner Abkommen zu umgehen — auf jenen alten würzburger Prozeß aus dem Jahre 1921 stützte, wozu sie ein formales Recht hätte, denn bis zum vorigen Jahr ist gegen Matthes ein Steckbrief auf Grund des würzburger Urteils immer wieder erneuert worden. Nein, darauf stützt sich die Botschaft nicht. Denn das kann sie nicht.

Am 29. Oktober 1928 hat das Oberste Landesgericht in München in der Sache Matthes beschlossen: Aufhebung der die Amnestie abweisenden Beschlüsse des Landgerichts Würzburg; Aufhebung der vom Schwurgericht Würzburg im Jahre 1921 ausgesprochenen Gefängnisstrafe auf Grund der Reichsamnestie vom 14. Juli 1928. In der Begründung heißt es unter anderm: „... so zeigt sich deutlich die Unhaltbarkeit des von der Strafkammer eingenommenen Standpunktes." und: „... daß die politischen Gegensätze nicht nur Einfluß auf die Tatbegehung übten, sondern gradezu bestimmend und ursächlich für das Tun des Matthes in dieser Sache gewesen sind." Womit er also unter die Reichsamnestie fiel. (Oberstes Landesgericht vom 29. Oktober 1928 Beschwerde-Reg. I A Nr. 69/1928 Seite 3.)

Was also will die deutsche Botschaft, wenn sie Matthes die Papiere verweigert? Sie verlangt einen Heimatschein; der preußische und der bayrische Staatsangehörigkeitsausweis genügen weder für Matthes noch für seine Frau. „Für Sie ist unsre Botschaft nicht da."

Und wegen dieses Wortes verdient die Botschaft einen auf die Finger. Wer spricht? Wer ist „unsre" Botschaft? Hat Herr von Hoesch sich mit einem kleinen Laden selbständig gemacht? Matthes ist Deutscher; ob seine Politik damals gut oder richtig gewesen ist, hat Herr von Hoesch nicht zu beurteilen, denn niemand hat ihn danach gefragt. Er ist auch moralisch im Unrecht.

Wenn hundert Deutsche in einer fremden Stadt leben, so zerfallen sie in dreiundvierzig Vereine sowie in hundertundeine Klatscherei. „Matthes wird von der pariser Polizei bezahlt." Ich kenne die pariser Polizei ein wenig und Matthes ganz gut; wer von Poincaré bis zur kleinen französischen Amtsstelle herunter so empfangen wird wie er — der ist nicht bezahlt. So spricht man nicht mit und so spricht man nicht von bezahlten Leuten. Im Gegenteil: Matthes sitzt, wie viele anständige Menschen, genau zwischen zwei Stühlen. Es ist in

Frankreich vieles korrupt, und wer dort in der Presse nicht nimmt, der gilt eine Zeitlang als originell, später als Trottel. Dann ist Joseph Matthes ein Trottel. Aber ein anständiger Mann.

Die Sache ist um so erstaunlicher, als Herr von Hoesch keinen scharfen Rechtskurs in Paris steuert. Was ich von seinen diplomatischen Fähigkeiten gesehen habe, war nicht grade herzzerreißend, aber wenn der Mann, was nicht zu bezweifeln ist, reaktionäre Neigungen hat: er plakatiert sie im allgemeinen nicht. Also müssen hier entweder berliner Einflüsse am Werk sein, oder es hat sich jemand auf der Botschaft ein kleines Privatvergnügen aufgetan. Die berliner Einflüsse werden von Matthes auf das Bestimmteste abgestritten; er, der stets sehr gut informiert ist, behauptet, nur die Deutschen in Paris seien diejenigen, welche.

Stumpf sind sie bei uns und illoyal, wenn es von rechts nach links geht — in der umgekehrten Richtung haben sie Hemmungen. Das Auswärtige Amt, der Reichsinnenminister ... werden sie schweigen? Wenn sie nicht schweigen: werden sie sich bei den Erklärungen der Botschaft beruhigen, deren Juristen sicherlich eine klein gedruckte Anmerkung finden werden, um das als „zulässig" darzustellen, was sie da treiben? Seid doch ehrlich. Geht doch auf den Grund.

In dieser Staatstollheit gilt der, der sich gegen den Staat vergeht, als Ketzer; gemieden wird er wie der in Kirchenbann Getane im Mittelalter. Aber gegen diesen Staat gehalten ist die Kirche immer eine hoch geistige Institution gewesen und wenigstens in ihrer Art sauberer. Wie! dieser von den Banken und den Winzern, von den Kohlenkaufleuten und den Kartoffelbauern abhängige Beamtenapparat wagt es, sich metaphysisch zu behängen? Was ist er denn schon groß? Ein verschuldetes Stückchen Unglück. Das dadurch um nichts besser wird, daß ihm junge Leute, die die Worte „reaktionär" und „revolutionär" nicht richtig buchstabieren können und eine eingeschlagene Fensterscheibe in Itzehoe für Revolution halten — daß die ihm seine nationale Mystik bescheinigen, worauf er übrigens pfeift. Er ist eine Versorgungsanstalt, die verantwortungslos und breitspurig Unrecht tut.

Es laufen Fememörder in der Freiheit herum. Herr von Arco ist begnadigt und badet am Lido. Die Lohmann-Affäre ist in den Akten verlaufen. Herr Matthes wird verbrannt.

Es muß aber den Staatskulis gesagt werden, daß ihr Staat halb so wichtig ist, wie sie sich einbilden.

Es ist wichtiger, daß in Deutschland das Rechtsgefühl wieder wachgerufen wird, als daß die Rheinprovinz deutsch bleibt. Das Reich und der Staatsbegriff stehen nicht über allen Dingen dieser Welt.

Die Sozialdemokratie hat keine Zeit, sich hiermit zu befassen; sie erfüllt die Rolle der alten Liberalen, die sich ihrerseits Demokraten nennen, die es wiederum nicht gibt. Ob einer, auch nur ein einziger von diesen allen so viel Anstandsgefühl in den Knochen hat, Joseph Matthes die Rückkehr in die Heimat zu ermöglichen —?

Freiheitskampf in Mörs von Arthur Seehof

Natürlich muß es mit „Deutschland, wache auf!" anfangen. Und nachdem die Weckuhr abgelaufen ist, heißt es im ‚Zentralblatt für das Deutsche Gastwirtsgewerbe' weiter:

> Schütze jeder Deutsche Bier, Wein und Schnaps! Die einzig echte Freude, die uns seit alters beschieden, soll uns von Idioten, Abstinenzlern und Wassermenschen genommen werden. Was ist unser Leben ohne Bier, Wein und Alkohol? Ein Rindvieh ohne Geist. Kein Fest ist möglich ohne Bier und Wein. Diese bringen erst die Seele in den Körper. Die Existenz des Deutschen Reiches ist ohne Bier, Wein und Alkohol erledigt. Wo wird das Geschäft, die Politik, die Freundschaft, die Heirat, der Kauf, der Handel geschaffen und betrieben? Nur im Gasthaus beim deutschen Trunk.

Wer jemals versucht hat, eine giftige Satire auf das Deutsche Reich und seine Politik zu schreiben, er muß voll Scham erkennen, daß er „ein Rindvieh ohne Geist" ist. So kann das keiner wie es dieses „Zentralblatt" hier gekonnt hat.

Und nun ein Beispiel für die „Politik", die „ohne Bier, Wein und Alkohol" erledigt wäre.

Irgendwo kam mir die ‚Kölnische Volkszeitung' vom 1. Juni 1929 in die Hände. Und es ist wirklich nicht aus dem ‚Simplizissimus', was ich hier berichte, es ist tatsächlich in der ‚Kölnischen Volkszeitung' vom 1. Juni 1929 Wort für Wort nachzulesen. Was? Dieses hier: „Gegen die Zerreißung des Kreises Mörs". Nun soll keineswegs ein Teil des Kreises Mörs an Belgien oder Frankreich fallen, sondern die Stadt Duisburg möchte gern ein Stückchen Mörs haben. Warum, wieso, weswegen — das war aus der Zeitung nicht zu erfahren. Es interessiert auch hier nicht. Jedenfalls wollen die braven Mörser nicht eine Handbreit mörser Boden an den duisburger Erzfeind abtreten, und darum haben sie schnell eine „Notgemeinschaft der politischen Parteien und wirtschaftlichen Verbände des Kreises Mörs" gebildet, und die hat am 30. Mai 1929 eine öffentliche Sitzung abgehalten, in der es — Motto: Ich kenne keine Parteien mehr! — hoch herging. Mit Hurra und mit vielen schönen Reden wurden die „Machtgelüste der Großstädte" zurückgewiesen. „Schütze jeder Deutsche ...", das war der Tenor aller Reden, die — doch hier muß die ‚Kölnische Volkszeitung' zitiert werden:

> Die Vertreter sämtlicher Parteien mit Ausnahme der Kommunisten, die auf höhern Parteibefehl an dem Abwehrkampfe nicht teilnehmen dürfen, sowie die Vertreter sämtlicher wirtschaftlicher Verbände sprachen sich einhellig gegen die Machtansprüche Duisburgs aus ... Die Versammelten verweisen auf die ausgezeichnete, knappe, mit reichem statistischen und graphischen Material versehene Denkschrift der Notgemeinschaft. Bemerkenswerterweise erklärte der Vertreter der Sozialdemokratie, daß die gesamten sozialistischen Kommunalvertreter des Regierungsbezirks Düsseldorf sich gegen die Vorlage des Innenministers und für die Erhaltung des Kreises Mörs ausgesprochen hätten ... Der Vertreter der freien Gewerkschaften erklärte, daß sich das gesamte werktätige Volk, sowohl freie wie auch christlich organisierte Arbeitnehmer und

Angestellte, für die ungeschmälerte Erhaltung des Kreises Mörs in einer machtvollen Kundgebung in Homberg ausgesprochen hätten.

Also: Mit Gott für Mörs und den Sozialismus!

Der Vorsitzende der Deutschen Volkspartei des Kreises Mörs führte aus, daß er den größten Wert darauf lege, in aller Öffentlichkeit und mit Deutlichkeit darauf hinzuweisen, daß die Deutsche Volkspartei aufs schärfste gegen eine Zerreißung des Kreis-Mörser-Wirtschaftsgebietes protestiere, die sie für ein Verbrechen halte.

Deutschland, wache auf! Von roten Ketten macht euch frei ... Einen Schnaps!

Tiefen Eindruck hinterließ auch die Erklärung des Generaldirektors Dorffs von der Kruppschen Friedrich-Alfredhütte in Rheinhausen: ... Die Zerreißung des Kreises Mörs sei ein Verbrechen aus wirtschaftlichen, staatspolitischen und kulturellen Gründen.

War es denn wirklich so heiß?

Wie eine Bombe schlug die Mitteilung des Rechtsanwalts Giese aus Mörs ein, der eine Unterredung mit Herrn Doktor Jarres hatte, worin dieser ihm sagte, daß Duisburg sich wehren müsse gegen die Überflügelung und Erdrückung von Düsseldorf und Essen. Duisburg könne nicht als Stadt zweiter Ordnung dastehen und müsse sich Gebietserweiterung holen, wo es solche nur finde. Mit Entrüstung nahm man von dieser Mitteilung, die die nackte Großmannssucht Duisburgs offenbarte, Kenntnis.

Wann wird nun die Gendarmerie von Mörs gegen das imperialistische Duisburg mobilisiert werden? Wann wird sie „in aufgedrungener Notwehr, mit reinem Gewissen und reiner Hand das Schwert ergreifen"??
Amen ...

Der Kreisparteichef der Zentrumspartei, Studienrat Doktor Durben, wies auf die machtvolle Kundgebung seiner Partei am 5. Mai gegen jede Zerreißung des Kreises Mörs hin. Das Zentrum habe im Abwehrkampfe gegen die Machtgelüste der Großstädte von Anfang an in vorderster Linie gestanden und werde diesen Kampf im Vertrauen auf die Einsicht seiner Abgeordneten zum siegreichen Ende weiterführen.

Und das will die Landesparlamente abschaffen, das redet von einem einigen Deutschen Reich, das macht in Frieden und Verständigung und benutzt jede Gelegenheit, um „im Gasthaus beim deutschen Trunk" sein „Heldentum" und sein Urra! Urra!! Urra!! zu beweisen.

Keiner kann das erfinden, was ein mörser Patriotenherz und eine ‚Kölnische Volkszeitung' fühlen und wünschen, wenn es um die „höchsten Güter" des Kreises Mörs geht. Hoch Mörs! Nieder mit Duisburg! Der Stammtisch seis Pannier!

Warum, lieber mörser Gott, können wir nicht auch einmal, nur einen Tag, zwölf Stunden lang, so selig-verbohrt sein wie deine braven Schäfchen. Wir würden dann gewiß Kriegs- oder Außenminister von Mörs werden.

Waldenburg von Emil Baumann-Dittersbach

I.

„Das niederschlesische Industrierevier beschäftigte in den letzten Jahren öfter und nachhaltig die deutsche Öffentlichkeit!“ Diese herkömmliche Leitartikelwendung sieht in der Wirklichkeit also aus: Unzählige Aufsätze sind erschienen, die, oft kenntnislos und immer parteiverdummt, Wehklagen über diese „schrecklichen Folgen der zerrütteten Nachkriegswirtschaft“ anstimmten. Ein paar sachliche Broschüren, ein wertvolles Buch (von Dr. Karl Ohle) und ein guter Film (von Leo Lania) fielen in das Wasser der allgemeinen Interesselosigkeit.

Zudem dürfte das vorliegende Material, in mancher Einzelheit vielleicht Diesem oder Jenem bekannt, als Gesamtheit den niederschmetternden Eindruck bestätigen: 150 000 Menschen werden in den sichern Tod getrieben, und keiner hilft! Wem angesichts dieses Elendes nicht die gängigen Phrasen von deutschem Wiederaufbau und innerm Frieden in der Kehle stecken bleiben, der ist geist- und herzlos und reif dafür, in den deutschen Reichstag gewählt zu werden. Gewisse „Arbeiterführer“ unsres Bezirks glauben offenbar, selbst bald diesen tristen und nahrhaften Zustand erreicht zu haben. Denn sie vertreten die Ansicht, über Waldenburgs Not sei endlich genug publiziert. Nur die bekannten Taten könnten noch helfen, meinen sie und — tun selbst gar nichts. So erwächst dem Outsider, der diesen Bezirk seine Heimat nennt, die Pflicht zur Rede, da seine Wundergläubigkeit nicht groß genug ist, den biblischen Brotregen zu erwarten, und sein Herz nicht zerstört, um durch Schweigen mitschuldig zu werden.

*

Das niederschlesische Industrierevier, das vornehmlich der Kreis Waldenburg bezirkt, ist eine landschaftlich reizvolle Gegend. Sanfte Hügelketten mit Feldern, Wiesen und prächtigen alten Wäldern durchziehen das Land. „Waldenburger Gebirge“ heißen diese Ausläufer des Riesengebirges, die achthundert Meter Höhe kaum überschreiten. Durch die schmalen Täler, zwischen einzelnen Höhenrücken, windet sich eine braune Schlange mit mannigfach schillernder Haut. Ein Fremder, in dessen Hirn die Ahnungslosigkeit lieblich sproßt, könnte — von einem dieser Hügel talwärts schauend — das oft geschilderte Gefühl der Erhabenheit spüren: Herrliche Synthese aus Gotteswunder und Menschengeist, erhabenstes Symbol dieses an sich schon recht erhabenen Jahrhunderts. Denn bei näherm Blick entpuppt sich die braune, schillernde Schlange, die mit ihrem Leibe vielgestaltige Täler füllt, als der typische Wirrwarr verzweigter Industrie-Anlagen, die uns wohl nur deshalb großartig vorkommen, weil unserm Auge noch immer die Tradition dieser Schau fehlt: Fördertürme, Abraumhalden, Seilbahnen, Schlote, Fabrikhallen, Bahnanlagen und die exakt ausgerichteten Kompagnien der Mietskasernen. Das ist der Schauplatz der Tragödie.

Wenig erfreulich ist schon ein flüchtiger Blick auf die Geschichte dieses deutschen Winkels. Denn der Kreis Wal-

denburg ist der exorbitante historische Fall einer Massenausplünderung durch die Jahrhunderte. Während andre Gebiete, mit Naturschätzen begnadet wie dieses, nach Krisen und Rückschlägen schließlich doch einen gewissen Ertrag aus Naturwert und Menschenarbeit für sich erzielen konnten — daß er nur in einzelne Taschen und immer in die falschen floß, steht auf einem andern Blatte — blieb dieses Gebiet im Dunkel eines kollektiven Elends. Oberschlesien hat es doch verstanden, den erzeugten Reichtum wenigstens teilweise im Lande zu behalten. Waldenburg hat seit Jahrhunderten unübersehbare Werte produziert und ist bis heute „der Hungerkreis" geblieben, in dem keiner etwas besitzt. Denn die wenigen großen Nutznießer haben ihr Kontor auf der berliner Burgstraße und ihren Sommersitz im schönen Niedersalzbrunn aufgeschlagen.

Die Geschichte dieses Landes beginnt mit der sogenannten Weberzeit. Was Gerhart Hauptmanns hinreißende Dichtung „Die Weber" behandelt, waren die Weberaufstände um 1843, also bereits das Ende der eigentlichen Weberzeit. Ihr Beginn fällt mit dem dreißigjährigen Kriege zusammen. Dokumentarisch verbürgt ist jedenfalls die Tatsache, daß der Abt des nahen Klosters Grüssau bereits 1685 über 1800 Damastweber aus seinem Gebiete verjagte. Diese Art der Handweberei muß also schon vorher hoch entwickelt gewesen sein. Die Weber bekehrten sich, da sie arm waren, also nichts zu verlieren hatten, früher zu der „neuen Heilslehre", dem Protestantismus, als die herrschende Klasse, die zunächst katholisch blieb. Daraus wuchsen geistige Spannungen, die schließlich Vorwand für die materielle Ausplünderung wurden. Zwar beherrschte das schlesische Leinen, das vornehmlich hier erzeugt wurde, bereits die damaligen Märkte, die Wabersleut' aber kannten kaum das Gefühl körperlicher Sättigung. Denn die Webe wurde lächerlich unterzahlt und Gesindedienst von jedem verlangt, der in herrschaftlichem Bezirke wohnte. War ein Weber „Häusler", also Eigentümer einer kleinen Strohhütte an steinigem Gebirgshange, mußte er außerdem Grundzins zahlen — für einen Grund, der völlig wertlos war. War er „Einlieger", also das, was wir heute poetisch „Aftermieter" nennen, zählte er zu den „Schutzuntertanen", was „Schutzgeld" kostete und keinen Schutz gewährte. Wen wundert es noch, daß schon die erste und die zweite Generation dieser Menschen an Entkräftung litt? Der Staatsminister von Schön notierte bereits vor hundertfünfzig Jahren, daß ein waldenburger Gut 32 Prozent mehr Menschen benötige, als die gleiche Wirtschaft in andern Bezirken Preußens. Wer europäische Sklaverei im Zeitalter der Aufklärung finden will, der durchblättere die Akten des damaligen Kreises Schweidnitz, dem unser Gebiet zugeteilt war. Der kölner Historiker Ziekursch hat eine Liste sämtlicher Leistungen und Werte zusammengestellt, die dem Weber auferlegt waren. Das ist Sklaverei in des Wortes reinster Bedeutung.

Als Friedrich Schlesien annektierte, war er entschlossen und imstande, die Ausplünderung der Weber durch neue, scheinbar liberale Formen zu erhöhen. Mancher kleine Zins,

der die arbeitenden Menschen verbittert hatte, wurde abgeschafft und Militärdienstfreiheit gewährt. Damit verschaffte sich Friedrich — neben der Gloriole des gütigen Landesvaters — den Sold für seine kostspieligen Militäraktionen. Denn die Berechnung zeigt, daß eine „fleißige Webersfamilie" den Sold für drei Soldaten zusammenwerkelte. Auf Befehl des humanitären Preußenkönigs wurden auch Spinnschulen eingeführt, deren Besuch für Kinder vom achten Lebensjahre an obligatorisch war, und die berüchtigten Heiratsatteste, die einen „Herzensbund" nur sanktionierten, wenn beide Teile den Nachweis der „Spinnfähigkeit" erbrachten. Die kleinen Unternehmer, die — noch kirchenfromm — Geldverdienen als Selbstzweck ablehnten, wurden mit dem Zuckerbrote der Staatskredite und der Peitsche einer militärischen Zwangseinquartierung den Plänen der Krone gefügig gemacht. Für Friedrich ging es um das „preußische Peru", also um die Silbermine seines Reiches, für Waldenburgs Arbeiter um die Existenz. Gesiegt hat ja bekanntlich der König. Also lebte auch die dritte Generation im Elend, ja sie wurde — dank des friderizianischen Merkantilsystems — auf das Niveau des eigentlichen Proletariats herabgedrückt.

Die französische Revolution verschloß die Auslandsmärkte. Damit entwuchs dem chronischen Elend die akute Not. Damals kam es zum ersten Weberaufstande. Am waldenburger Rathaus hing am Ostersonnabend 1793 ein Aufruf: „Wir Weber wollen in Frieden leben, wenn dieses uns Weber verwillfertigt wird, so aber dies nicht, so gehts immerfort, so geht es wie in Frankreich!" Aus der Hungerrevolte, die den Marktplatz sinnlos demolierte, wuchs die militärische Gegenaktion: Belagerungszustand, Verhaftungen, Gefängnisstrafen. (Erschossen wurde niemand, Herr Zörgiebel!) Die Verhafteten wurden ärztlich untersucht. Und es ergab sich — nach Doktor Ohle — der reizende Befund, daß von 38 Männern, die man zum Spießrutenlauf verurteilt hatte, 20 schwerkrank waren und von ihrer Strafe — wegen Lebensgefahr — dispensiert werden mußten. Das waren die Urgroßväter der heutigen Industrieproleten im niederschlesischen Revier.

Dann kam der Einbruch der Maschine und das Ende der eigentlichen Weberzeit. Aufstände gab es noch während der napoleonischen Kriege und um 1843. Auch sie waren undurchdachte Hungertumulte, die schließlich nur die Not und den Zwang vergrößerten. Das Ende der Handweberei im Großen war gekommen, nicht aber das Ende des ererbten Elends. Da in England bereits 1861 zehnmal soviel Spindeln liefen als im Gebiete des gesamten preußischen Zollvereins, mußte die Regierung sich bemühen, die Industrialisierung mit allen Mitteln zu forcieren. Aus dem armseligen, aber selbständigen Webermeister wurde ein noch armseligerer, dabei kommandierter Lohnweber. Ein damaliger Regierungsassessor berichtete an seine Behörde, daß „nicht eine kleine Zahl der Bewohner der Provinz ... bei weitem schlechter lebt als die Sträflinge in den Zuchthäusern".

Die Industrie, die das erledigte Handwebertum aufsaugte,

begann sich in unserm Bezirke — wie überall in Deutschland — um die Mitte des vorigen Jahrhundert zu entwickeln. 1852 beschäftigte der Bergbau 3200 Arbeiter, die jährlich 455 000 Tonnen förderten. (1928: durchschnittlich 28 000 Arbeiter mit insgesamt 6 000 000 Tonnen Förderung.) In dieser Zeit begann man — zum ersten und bislang einzigen Male — der unglücklichen Bevölkerung wirkliche, also praktische Hilfe zu bringen. Textilfabriken, die Glasindustrie, Porzellanmanufaktur, Eisenindustrie, Papierfabriken: Alle diese neuen Industriezweige, die — dank der allgemeinen Wirtschaftslage und des Eisenbahnanschlusses, der 1854 unser Gebiet erreichte — guten Absatz hatten, zahlten zunächst verhältnismäßig hohe Löhne. Zum ersten Male atmete ein gequältes Land auf. Eine gewisse Regeneration der Menschen setzte ein. Krankheiten gingen zurück, Revolten waren vergessen. Noch lebte die Erinnerung an die frühere Not — das beweist das unverhältnismäßig schnelle Anwachsen der sozialdemokratischen Bewegung gerade in diesem Gebiete, aber die Söhne waren doch wohl froh, trotz schwerer Arbeit und knapper Küche, nicht das erbärmliche Leben ihrer Vorfahren zu teilen.

Den ersten Rückschlag brachte die große Krise nach den Gründerjahren. Elend und Not hielten wieder Einzug in ihrem alten Heimatbezirke. Durch Besserungen und schärfere Krisen und neue Besserungen, durch die Exploitation des Weltkrieges und die Expropriation der Inflationsjahre, schlidderte das arbeitende Deutschland und unser Gebiet in die jüngste Gegenwart.

*

Im Kreise Waldenburg leben augenblicklich 180 000 Menschen (auf 377 Quadratkilometern). Zieht man die naturgemäß dünn besiedelten Gutsbezirke (116 Quadratkilometer) ab, die insgesamt nur 1200 Einwohner haben, so bleibt die erstaunliche Ziffer: 685 Menschen auf einen Quadratkilometer! Die entsprechenden Ziffern der Bevölkerungsdichte (nach der Volkszählung von 1925) sind für das Reich: 133, für Westfalen: 283, für die Rheinprovinz: 294. Waldenburg hat also weit über die doppelte Bevölkerungsdichte als die westlichen Industriebezirke und ist damit der am dichtesten besiedelte Industrie-Großkreis Preußens.

Obwohl ein knappes Drittel seiner Fläche dem Ackerbau dient, betreiben nur 5 Prozent der Bevölkerung Landwirtschaft als ausschließlichen Erwerb. Der Rest (also 80 Prozent bei Abzug von 15 Prozent auf Beamte, freie Berufe etcetera) steht in direkter oder indirekter Erwerbsabhängigkeit zur Industrie. Die ungesunde Bevölkerungsdichte und die unvergleichliche Vormachtstellung der Industrie im Erwerbsleben: Das sind die Quellen, aus denen der Strom des Elends fließt. Denn die allzu dichte Besiedlung im begrenzten Raum findet ihren Ausdruck in beispiellosen Wohnungsverhältnissen. Die industrielle Abhängigkeit bedingt — bei den Wirtschaftskrisen der Gegenwart — das Kollektivelend des Bezirkes. Denn Kaufmann, Gastwirt, Handwerker, Hausbesitzer: Sie alle leben fast ausschließlich vom Industriearbeiter.

Die soziologische Struktur unsres Gebietes und seine sozialen Verhältnisse bleiben unverständlich ohne Kenntnis seiner heutigen industriellen Gliederung. Die stärkste Wirtschaftsmacht ist die Steinkohlen-Industrie. Sie ist in sechs Trusts gegliedert, je zwei große, mittlere, kleine. Die Gliederung ist folgende:

1. die Kokswerke und Chemische Fabriken A.-G., Berlin, mit folgenden Gruben: Fuchs-, David-, Gottes-Segen-, Victor- und Gustav-Grube (rund 33 Prozent der niederschlesischen Förderung);
2. Gruben des Fürsten von Pleß mit folgenden Gruben: Fürstensteiner-, Cäsar- und Sophiengrube (23 Prozent der Förderung);
3. Steinkohlenwerk Vereinigte Glückhilf-Friedenshoffnung (rund 14½ Prozent der Förderung);
4. die Rütgers-Grube A.-G. mit der Kulmiz- und der Abendröte-Grube (rund 13½ Prozent der Förderung);
5. die Gewerkschaft cons. Wenceslausgrube (rund 8 Prozent der Förderung);
6. die Neuroder Kohlen- und Tonwerke mit den Ruben-Wolf und Johann-Baptista-Gruben (rund 7 Prozent der Förderung).

Die Gesamtförderung betrug 1928 rund 6 000 000 Tonnen verwertbare Steinkohle. Durchschnittlich waren 28 000 Arbeiter beschäftigt.

An zweiter Stelle steht die Textilindustrie. Sie beschäftigt in 43 Betrieben ungefähr 7000 Arbeiter, von denen fast 4000 (rund 60 Prozent) Frauen sind. Die Porzellanfabrikation gibt in fünf Fabriken 3400 Menschen Beschäftigung, die übrige „Industrie mit Steinen und Erden" (zum Beispiel Glas) 1100 Menschen. Die Eisenindustrie zählt rund 1600 und das Baugewerbe rund 4600 Beschäftigte. Die Statistik des Gewerbeaufsichtsamtes in Waldenburg zählt insgesamt 42 000 beschäftigte Arbeiter. Rechnet man die außerhalb der Kreisgrenze gelegenen Gebiete unsres Industriebezirkes und die Familienangehörigen der einzelnen Arbeiter dazu, so kommt man — nach Doktor Ohle — auf die stattliche Ziffer: 150 000 Arbeiter bei (höchstens) 230 000 Gesamtbewohnern.

*

Der niederschlesische Bergbau liegt darnieder. Geologische Schwierigkeiten, Unfähigkeit der Grubendirektionen und die Verzopftheit der Behörden tragen die Hauptschuld. Dazu kommt die Konkurrenz der billigern Braunkohle, deren Förderziffern rapide hochgeschnellt sind (seit 1913 verdoppelt). Die Förderung der niederschlesischen Steinkohle, die hohe Qualität besitzt, ist schwierig, da die einzelnen Adern unergiebig sind und oft sehr tief gelagert. Porphyrdurchbrüche erleichtern den Abbau keineswegs. Das Damoklesschwert der Kohlensäureausbrüche, ein einzigartiges Phänomen im europäischen Bergbau, bedingt kostspielige Vorsichtsmaßregeln, Gebirgsdruck und Nebengestein der Flötze einen sorgfältigen Ausbau der Stollen, der auch Geld verschlingt. Zum Überfluß müssen zwei Drittel der Förderung — wegen des vielen Kohlenstaubes — gewaschen werden. Dadurch liegen die Gestehungskosten der niederschlesischen Kohle von vornherein rund 50 Prozent höher als die der oberschlesischen.

Die Unfähigkeit der Grubendirektionen und die Borniertheit der Reichsbehörden wettstreiten um die Siegespalme. Zu-

nächst versagten die Industriellen, als es hieß, neue Märkte zu finden. Schließlich hat ja nicht unser Revier allein seine Friedenskunden zum Teil verloren. Während Oberschlesien und die Ruhr jedoch schon wenige Jahre nach dem Kriege normalen Absatz erreicht oder wenigstens große Konjunkturen geschickt ausgenutzt hatten, kennt die jüngste Wirtschaftsgeschichte nur eine große Hausse für Waldenburg — den englischen Bergarbeiterstreik. Wie peinlich für die „genialen Wirtschaftsführer" unterm Ochsenberg! Als die Frage des Ferngases auftauchte — nach meiner Ansicht die Hauptfrage für Waldenburgs Bergbau — verstanden die Ruhrindustriellen in Berlin und die oberschlesischen Kohlenkönige in Breslau willfährige Ohren zu finden. Waldenburg, das halb so weit von Berlin und Breslau liegt wie Ruhr oder Oberschlesien, beschränkte sich auf mittlere und kleine Provinzstädte der Nachbarschaft (Reichenbach, Schweidnitz, Freiburg und andre), deren spätere Gasabnahme in keinem Verhältnis zu den Förderziffern der Industrieprovinz stehen kann.

Wer zahlt die Zeche? Natürlich — wie überall — die tüchtigen, dennoch bettelarmen Unternehmer! Das sieht für Waldenburg so aus:

Lohntabelle
die seit April 1929 gültig und durch Streik um 8 Prozent verbessert ist:

Hauerdurchschnittslohn pro Mann und Schicht	7,00 Mark,
Zimmerhauserlohn pro Mann und Schicht . . .	5,94 Mark,
Handwerkerlohn pro Mann und Schicht . . .	5,84 Mark.

Demnach hat ein niederschlesischer Kumpel bei voller Beschäftigung das fürstliche Jahreseinkommen von rund 1800 Reichsmark. 1924 sah es noch viel ungünstiger aus. Da verdiente ein Mann, der das ganze Jahr schwer gearbeitet hatte, insgesamt 1059,55 Reichsmark netto (der Januar 1924 „brachte" den hanebüchenen Durchschnittsmonatslohn von 74 Mark netto!). Zum Vergleiche seien die Lohnziffern von Ruhr und Oberschlesien genannt. Im dritten Quartal 1926 verdienten:

	Niederrhein	Oberschlesien	Waldenburg
Hauer:	9,03	7,60	6,00 Mark,
Zimmerhauser:	8,92	6,56	4,80 Mark,
Handwerker:	7,77	5,29	4,55 Mark.

Demnach verdient ein Ruhrkumpel jährlich insgesamt 2400 Reichsmark, also 30 Prozent mehr als ein Bergmann unseres Gebietes. Da die Leistung eines Mannes in einer Schicht bei uns 1913: 669 Kilogramm und November 1928: 882 Kilogramm betrug, also um 32 Prozent gestiegen ist, dürfte ein Vergleich der Löhne mit der Vorkriegszeit interessieren. In unserm Revier verdiente der Bergmann durchschnittlich:

im Jahre 1913: 1100 Mark,
im Jahre 1928: 1800 Mark.

also 63,6 Prozent mehr. Die Lohnleistung der Gruben ist demnach um 31,6 Prozent größer geworden, ohne das Existenzminimum für Familienväter annähernd zu erreichen. Denn die Kleinhandelspreise der Lebensmittel sind in Waldenburg um 73,8 Prozent höher als 1913.

Ebenholzland von Johannes Bückler

Vor kurzer Zeit brachte ein französischer Sozialist in der Kammer eine Interpellation über bestimmte schlimme Zustände in Französisch-Afrika ein. Er stützte sich dabei in der Hauptsache auf Veröffentlichungen von Albert Londres und André Gide. Poincaré beantwortete die Anfrage damit, daß er kurzerhand erklärte: „Es ist unerheblich, was ‚Romanciers' über politische Zustände erzählen!" Nachdem sich bereits André Gide vor zwei Jahren über die Verhältnisse im französischen Kongogebiet sehr pessimistisch geäußert hatte, läßt jetzt der andre „Romancier" seinen Bericht in Buchform erscheinen: Albert Londres, „Terre d'Ebène" mit dem Untertitel „Die Behandlung der Schwarzen" (Albin Michel, Paris). Diese Schilderungen sind durchaus nicht romanhaft gesehen. Sie sind ganz sachliche Reportage, und die Schlußfolgerungen gelten nicht nur für französische Kolonien.

Zwanzig Millionen schwarze Untertanen hat Frankreich in Afrika: In Westafrika dreizehn Millionen, in Zentralafrika vier Millionen, die restlichen drei Millionen in den ehemals deutschen Kolonien Togo und Kamerun. „Die Deutschen haben diese beiden Länder während des Kriegs verloren. Zufällig, nicht aus Schamhaftigkeit, haben die Engländer sie nicht verschluckt", sagt Londres. Acht Kolonien gehören zu Französisch-West-, vier zu Französisch-Zentralafrika. „West" reicht vom Atlantischen Ozean bis zum Tschadsee in der Breite und von der Sahara bis zum Golf von Guinea in der Höhe. Es umfaßt ein Gebiet von fünf Millionen Quadratkilometern. „Zentral" fängt am Äquator an und geht bis tief ins Herz von Afrika. Ein ungeheures Gebiet. „Männer und Frauen gehen mit unendlich zartem Schamgefühl ganz nackt. Manchmal kreuzen die Frauen die Arme über der Brust, wenn man ihnen begegnet, aber das sind die alten!"

Dieses ungeheure Gebiet hat Londres kreuz und quer durchreist. Er hat in Dakar afrikanischen Boden betreten, war in Timbuktu, ist auf dem Niger gefahren, hat die Elfenbeinküste besucht, war in Dahomey und schließlich in Französisch-Kongo. Was ihn besonders interessiert hat, ist der Wegebau, die Bahnlinien, die Baumwollzucht und die Verwendung und Behandlung der Schwarzen hierbei. Im Zeitalter der Automobile und der Maschinen verwendet man in Afrika beides nicht, sondern arbeitet mit der viel billigern Menschenkraft. Alles, alles wird auf dem Rücken der armen Eingeborenen befördert. Die Sterblichkeit unter ihnen ist daher erschreckend. Über drei Millionen sind, um diesem Schicksal zu entgehen, nach Britisch- und Belgisch-Afrika ausgewandert.

Ein Kapitel für sich: die Mestizen, Mischlinge mit weißen Vätern und Negermüttern. Der Vater ist nur vorübergehend da. Das Kind wird vom Dorf als Paria betrachtet. Die Mutter heiratet einen Schwarzen, die Kinder gehören einer Rasse, einem Land an. Das Halbblut nicht. Es hat nur einen Vornamen. Mit sieben Jahren wird es seiner Mutter fort-

genommen und in die Mestizenschule gesteckt. Es gilt dort als Waisenkind. Eine merkwürdige Sorte von Waisen mit Vater und Mutter! Später findet man sie im Dorf wieder. Die Mutter ist inzwischen alt geworden. Wenn das Halbblut ein Mädel ist, macht es die Runde unter den Weißen. Es bekommt fünf Franken dafür. Später werden die männlichen Mestizen Lehrer und die weiblichen Hebammen. Der Lehrer und die Hebamme heiraten sich. Die Hochzeitsfeier ist oft großartig, zum Beispiel, wenn die Hebamme die Tochter des Gouverneurs ist... Aber dieses Happy end kommt nur selten vor. Meist sind die Halbblütler tief unglücklich. Die Schule macht sie zu Franzosen, das Gesetz zu Eingeborenen. Es verbietet ihnen, den Namen ihres Vaters zu tragen. Haben sie etwas verbrochen, werden sie als Neger abgeurteilt. Nehmen sie Arbeit an, werden sie als Neger bezahlt. Mit zwanzig Jahren werden sie in die schwarze Armee gesteckt. Ein Neger gilt dort als französischer Bürger. Der Sohn des General X..., des Gouverneurs, des Ingenieurs gilt dagegen als Neger. Der Neger schickt einen Deputierten an die Seine, der Mestize hat keinen Vertreter. Er ist weder weiß noch schwarz, weder Franzose noch Afrikaner. Unglücklicherweise ist er trotzdem da.

Londres hat natürlich auch Humor genug, die komischen Seiten des Zusammenlebens von weißen Eroberern und schwarzen Eingeborenen zu sehen. Wenn er die Geschichte der Besitzergreifung des Landes durch die Franzosen streift, kommt er darauf zu sprechen, wie in den Jahren 1888 bis 1900 der französische Kommandant Brière de l'Isle öfters Abgesandte zu Verhandlungen mit Negerhäuptlingen schicken mußte, die als Menschenfresser gefürchtet waren. Da schickte er denn am liebsten den Hauptmann Gallieni (der als General 1914 der Retter von Paris wurde). „Um ihn brauchte man nicht bange zu sein; es ist ja allgemein bekannt, daß der berühmte Marschall schon immer ziemlich mager gewesen ist." Die Gerichtstage sind voll von bizarren Episoden. Zum Beispiel: „Noch ein Alter. Dieser hat keinen Dolmetscher nötig. ‚Heil! meine Kommandant. Heil auch der Frau Kommandant. Ich komme, um dir zu sagen, daß mein Frau sie läuft im ganzen Dorf herum.' ‚Wie alt bist du?' ‚Sechzig Jahre.' ‚Und deine Frau?' ‚Achtzehn Jahre.' ‚Dann muß man ihr vergeben, das mußt du doch verstehen, du bist doch intelligent.' ‚Ich sehr intelligent und ich verstehen. Aber sie warum kommen in meine Hütte mit ihren Liebhabern? Du verstehen, Kommandant? Bei ihnen, nicht bei mir. Das ist doch leicht.' ‚Dann wärst du also einverstanden?' ‚Ja. Aber ich verlange auch noch, daß sie mein Essen kocht. Sie, sehr stark, sie kann den Andern Vergnügen machen und mir auch, ohne je zu ermüden.' ‚Sag ihr, sie soll dir gehorchen oder ich sperre sie ein.' ‚Gut Kommandant. Wiedersehn! Danke! Heil!' — Ein andrer Fall: ‚Was will er?' fragte der Kommandant. Der Mann begann eine längere Rede. Nachdem der Kommandant fand, er hätte jetzt lang genug geredet, unterbrach er ihn. Der Dolmetscher übersetzte: ‚Er sagt, daß er zwei Frauen von seinem Vater ge-

erbt hat, eine davon war seine Mutter. Er hat sie mit einem seiner Freunde verheiratet, der ihm als Tausch eine Kuh versprochen hatte. Nun hat er ihm nach zwei Monaten die Mutter zurückgebracht und gesagt, daß er lieber die Kuh behalten will. Er verlangt, daß der Freund die Mutter behalte und ihm einen Hammel dafür bezahle, denn er findet jetzt selbst, daß seine Mutter keine Kuh wert ist.' ,Wie denken die Notabeln darüber,' fragte der Kommandant. Die (schwarzen) Notabeln schliefen. ,Schmutzfinken', schrie der Kommandant und schlug mit der Faust auf den Tisch. Sie fuhren erschreckt auf. Nachdem sie im Bilde waren, wollten sie das Alter der Mutter wissen. ,Ungefähr doppelt so alt wie ich,' sagte der Sohn. Die Notabeln fanden, daß sie dann auch nicht den kleinsten Hammel wert sei. Der Wachthabende nahm also den unglücklichen Sohn und warf ihn auf den Hof."

Aber die erheiternden Gerichtszenen sind nur kleine Einlagen in der Schilderung der grauenhaften Ausbeutung des Landes und der Menschen. Londres vergleicht afrikanischen Boden mit einem Fußballterrain, auf dem die Schwarzen die Bälle sind, beide Mannschaften aber Weiße. Die eine Mannschaft trägt die Farben der Verwaltung, die andre die der Geschäftsleute. Am schlimmsten ist es an der Elfenbeinküste beim Holzfällen. Bei Eisenbahn- und andern Staatsarbeiten ist die zwangsweise Arbeitseinstellung ganz offiziell. Bei den Holzfällerarbeiten wird sie geduldet. „Dieser Zustand zerreißt mir das Herz," sagt ein Kommandant. Er kann sich nicht entschließen, die Neger zum Holzfällen zu zwingen. „Es ist Sklaverei," sagt er, „nicht mehr und nicht weniger. Ich weigere mich, Menschenhändler zu sein." Das ist aber eine Ausnahme. Gewöhnlich geht die Sache so vor sich: Der Gouverneur benachrichtigt telegraphisch den Bezirksverwalter, daß der Waldbesitzer X berechtigt ist, dreihundert Mann zum Holzfällen zu „rekrutieren". Der Verwalter schickt einen Dolmetscher in die Dörfer, der dort dreihundert Leute verlangt. Die Einwohner, die genau wissen, was passiert, wenn sie nicht gehorchen, schicken dreihundert Sklaven. Londres hat solchen Verhandlungen beigewohnt. Er wagte die Frage, ob man nicht die Menschenkraft durch Traktoren ersetzen könne. „Woher soll ich denn das Geld nehmen, um Traktoren zu kaufen?" wird er gefragt. Und Londres sagt hierzu: „Frankreich ist reich. Die Kolonien sind reich, aber es fehlt uns an der zeitgemäßen geistigen Behandlung der kolonisatorischen Dinge. Die Kapitalisten haben scheinbar auch kein Vertrauen zu Kolonialgeschäften." Offiziell gibt es aber natürlich keinen Sklavenhandel mehr.

Furchtbar hat der Bahnbau im Kongo die Bevölkerung dezimiert. Französisch-Kongo hat bis vor kurzem nicht nur geschlafen, es hat sogar laut geschnarcht. Bis der französische Konsul fand, man müsse es durch den Bahnbau zum Leben erwecken. Die üblichen Rekrutierungsmethoden begannen. Achttausend Neger wurden zusammengetrieben. Als sie am Ziel ankamen, waren nur 1700 Hunger und Lungenkrankheiten entgangen. Die Toten mußten ersetzt werden. Aber nun

flohen ganze Dörfer vor der Rekrutierung ins Innere und nach Belgisch-Kongo. Die noch gepackt wurden, waren die Schwächsten. 65 Prozent starben an einer Baustelle. Von einer andern kamen von 1250 noch 429 zurück. In Uesso wurden 174 auf den Weg gebracht, 80 kamen in Brazzaville an, 59 auf der Baustelle, drei Monate später waren es noch 36! „Sechs- bis achttausend Menschen muß man schon opfern", sagt der Konsul, „oder auf den Bahnbau verzichten." Das Opfer war größer. Bis heute sind es siebzehntausend, und dreihundert Kilometer sind noch zu bauen!

Glaubt jemand, daß es in deutschen Kolonien anders aussähe?

Die geschiedene Frau von Theobald Tiger

Ja . . . da wär nun also wieder einer . . .
das ist komisch!
Vor fünf Jahren, da war meiner;
dann war eine ganze Weile keiner . . .
Und jetzt geht ein Mann in meiner Wohnung um,
findet manches, was ich sage, dumm —
lobt und tadelt, spricht vom Daseinszwecke
und macht auf das Tischtuch Kaffeeflecke —
Ist das alles nötig —?

Ja . . . er sorgt. Und liebt. Und ists ein trüber
Morgen, reich ich meine Hand hinüber . . .
Das ist komisch:
Männer . . so in allen ihren Posen . . .
und frühmorgens, in den Unterhosen . . .
Plötzlich wohnt da einer auch in meiner Seele —
quält mich; liebt mich; will, daß ich ihn quäle;
dreht mein Leben anders — lastet — läßt mich fliegen —
siegt, und weil ich klug bin, laß ich mich besiegen . . .
Habe ich das nötig —?

Ich war ausgeglichen. Bleiben wir allein,
. . . komisch . . .
sind wir stolz — so sollt es immer sein!
Flackerts aber, knistern kleine Flammen,
fällt das alles jäh in sich zusammen.
Er braucht uns. Und wir, wir brauchen ihn.
Liebe ist: Erfüllung, Last und Medizin.
Denn ein Mann ist Mann und Gott und Kind,
weil wir so sehr Hälfte sind.
Aber das ist schließlich überall:
der erste Mann ist stets ein Unglücksfall.
Die wahre Erkenntnis liegt unbestritten
etwa zwischen dem zweiten und dem dritten.
Dann weißt du. Vom Wissen wird man nicht satt,
aber notdürftig zufrieden, mit dem, was man hat.
Amen.

Moabit oder Der Kotau von Christian Thomasius

Sling, der Unvergeßliche, hat in einem Artikel „Die Atmosphäre von Moabit" anläßlich der Straffälligkeit eines allgemein beliebten, eines besonders bescheidenen und fleißigen Anwalts die tiefe Problematik der Stellung des Strafverteidigers erleuchtet. Er schrieb von einer „Gefahrenstellung", trotzdem er, wie wir alle, wußte, daß es eine große Anzahl von Anwälten gibt, die entweder schon saturiert sind, oder die aus ihrer ganzen Persönlichkeit heraus mit Recht das Wort „Gefahrenstellung" für sich ablehnen.

Der Arbeitgeber des Strafanwalts ist der Rechtsbrecher, der sozial, geistig und moralisch tief unter ihm steht. Um ihn muß er sich bemühen. A. H. Zeiz hat einmal beschrieben, wie Anwälte in eleganten Autos vor dem Hause der Mutter eines Schwerverbrechers vorfuhren und versuchten, das aufsehenerregende Mandat zu erwischen. Alle, die es lasen, haben geschmunzelt. Warum eigentlich? Ist es nicht Pflicht und Notwendigkeit für jeden Kaufmann, für jeden, der einen freien Beruf hat, um Kundschaft zu werben? Denn wie — das ist das Problem — kommt der Strafverteidiger zu seiner Praxis?

Einige sind Spezialisten geworden. Sie haben sich auf das Verkehrswesen geworfen, verteidigen die fahrlässigen Körperverletzungen der Automobilisten oder der Eisenbahner. Einige sind besondere Fachkenner auf dem Gebiet des Konkurses und der Steuern. Ein paar sind bekannt geworden durch ihre wissenschaftlichen Arbeiten. Aber der Weg zum Verbrecher als Kunden ist schwierig. Jahrzehnte kann es dauern, bis der Name des Strafverteidigers so weit bekannt wurde, daß er dem Mann, der eine Vorladung erhält oder gar verhaftet wird, automatisch einfällt. Es gibt den dunklen Weg durch das Gefängnis. Der Gefangene bekommt die Visitenkarten der Verteidiger zugesteckt. Die untern Organe, Wachtmeister, Justizbeamte bahnen manchmal heimlich den Weg. Es gibt den nicht weniger gefährlichen und dunklen Weg der Reklame. Ist der erste Weg gefährlich für die Integrität des Anwalts, so ist der zweite Weg gefährlich für die Öffentlichkeit. Früher wurde jeder Anwalt, der irgendwo auftrat, genau wie Richter und Staatsanwalt genannt. Diese Praxis hatte zu Unzuträglichkeiten geführt. Die Zeitungen nennen nicht mehr die Namen. Die Anwaltskammer greift ein, wo immer einer auftaucht. Ein öffentliches allgemein interessierendes Ereignis kann aber nur schwer unter Anonymität der handelnden Personen geschrieben werden. So wird immer die Namensnennung zumindest in den großen Prozessen unumgänglich notwendig sein. Durch das Verbot der Anwaltskammer wird aber gerade der Vornehme getroffen, während der Geschickte triumphiert, denn er findet trotz aller Verbote hundert Wege, um sich gedruckt zu sehen. Was kommt dabei heraus? Der Triumph der Geschicklichkeit und die Irreführung der öffentlichen Meinung.

Der Triumph der Geschicklichkeit! Der große Anwalt muß, will er seinem Namen nützen, das Interesse an seinem Fall

wachhalten, also das Gegenteil dessen tun, was seinem Mandanten frommt. Er gibt in jedem Stadium der Untersuchung Bulletins an die Presse. Kommt es zur Verhandlung, so liegt wieder bei einer oft wochenlangen Dauer ein großer Teil der Berichterstattung in den Händen des Verteidigers. Keine Zeitung kann wochenlang täglich über einen langweiligen aber grundsätzlich wichtigen Prozeß berichten. Kein Journalist kann wochenlang den Prozeß verfolgen, um zuletzt einen einzigen Artikel daraus zu schmieden. So ist er auf Informationen aus dem Gerichtssaal angewiesen. Der geschickte Verteidiger stürzt um zwölf Uhr heraus. „Schnell, schnell", sagt er, „eine Sensation. Zusammenstoß zwischen Verteidiger Dr. Meyer 17 und dem Vorsitzenden" und er diktiert. Wer es nicht bringt, oder den Namen Meyer verschweigt, kriegt das nächste Mal keine Information. Welcher Journalist kann sich das leisten? Gibt es irgend eine Redaktion, die sagt: Bravo, gerietest nicht in die Klauen des falschen Verführers! Sie sagt: „Die Großberliner Woche hats, Du hast es nicht." Triumph der Geschicklichkeit! Irreführung der öffentlichen Meinung? Nehmen Sie an, der geschickte Verteidiger verteidigt den Direktor eines Werkes, die Angestellten, deren Interessen nicht mit denen des Direktors zusammengehen, werden von Leuten verteidigt, die die Wissenschaft der Jurisprudenz, aber nicht die der Presseregie beherrschen. Was geschieht? Nur das, was zugunsten des Direktors in der Verhandlung zur Erscheinung kommt, hört die Öffentlichkeit, alles Andre fällt unter den Tisch. Die wahrhafte Geschicklichkeit aber feiert ihren höchsten Triumph im Sensationsprozeß. Ist der Tag der Plaidoyers gekommen, so gibt der große Verteidiger den Durchschlag seines noch zu haltenden Plaidoyers am Morgen um neun Uhr an die Presse. „Leidenschaftlich", heißt es, „brach er zuletzt in die Worte aus ..." Um zwölf Uhr teilt er mit, man möchte die Leidenschaft erst zum nächsten Morgenblatt bringen, da er zum Abendblatt nicht soweit kommen wird. „Haben Sie auch nicht vergessen durchzugeben, welch gewaltigen Eindruck meine Ausführungen auf das Gericht machten", fügt er hinzu. Nein, keiner wird es vergessen zu erwähnen, denn der, der es vergißt, — das ist der grauenvolle Kreislauf der Dinge — er steht ja morgen ohne den Informator da, der ihm für den nächsten Sensationsprozeß das Material liefern soll, die Nachricht, für die er bezahlt wird. Und die Erwähnung in Gazetten, welchen gewaltigen Eindruck die Ausführungen auf das Gericht machten, verfehlt vielleicht wirklich nicht ihren Eindruck auf das Gericht. Geborgen ist der, der den geschickten Verteidiger bezahlen kann. Denn so vieles ist von den Plaidoyers bei einem großen Fall an die Öffentlichkeit gedrungen, daß selbst eine Verurteilung nicht mehr die Wirkung der entlastenden Momente aufheben kann. Es gibt über die Jagd nach der Erwähnung in der Presse eine alte Geschichte, die sich in einem Spielbankprozeß begeben haben soll. Rechtsanwalt Schulze 12 geht auf Lehmann von der berliner Postzeitung zu und sagt: „Können Sie mich nicht auch nennen?" „Aber", sagt Lehmann, „ich kann doch nicht einfach schreiben, Rechtsanwalt Schulze 12 saß auch

da. Ein paar hübsche Beweisanträge wissen Sie." Am nächsten Tag steht Schulze 12 auf und sagt: „Ich stelle den Antrag, Herrn Enrico Caruso, wohnhaft New York, Adresse folgt, darüber zu vernehmen, ob er nicht, wenn er eingeladen worden wäre, auch im Kasino der Spielbank gewohnt hätte." Am nächsten Tage dicke Überschrift in der Berliner Postzeitung. „Enrico Caruso als Zeuge im Spielbankprozeß." Schulze 12 steht wieder auf: „Ich stelle den Antrag, Benjamino Gigli und Frau Artôt de Padilla als Zeugin darüber zu vernehmen, ob sie nicht, wenn sie eingeladen worden wären, auch im Kasino der Spielbank gewohnt hätten." Das Gericht zieht sich zur Beratung zurück. Es lehnt die Anträge ab, weil es das Beweisthema als wahr unterstellt. Daß Gericht fügt hinzu, daß es ferner als wahr unterstellt, daß auch alle übrigen von dem Herrn Verteidiger noch fernerhin zu benennenden Sänger und Sängerinnen der Einladung der Spielbank gefolgt wären. So armselig, so beschämend ist das Rennen um den Antrag, den sensationellen Zwischenfall, der die Presse zwingt, den Namen zu nennen.

Die Atmosphäre wird veräußerlicht. Die Gerichtsverhandlung das schlechte alberne Theater, das sie in „Chikago" der famosen Satire ist. Der Journalist, dem auf Schritt und Tritt ein lächelnder Anwalt entgegentritt mit der Bitte um Namensnennung wird selber degradiert. Es geht nicht um die Kleinen, die mühselig um ihre Existenz ringen, es geht um die Bedeutenden, die Allerbedeutendsten, die Moabit als nichts Andres sehen als einen Rahmen für ihre Eitelkeit, die diese Atmosphäre der Hintenherumwege zur Erlangung des Ruhmes geschaffen haben, die die Jungen, Neuen verhindern mit reinen Händen nur durch die Leistung den Weg zur Anerkennung zu finden wie in allen andern freien Berufen. Der vornehme Jurist spricht von Moabit nur mit Naserümpfen. Der alte Strafanwalt sagt: „Sello, Leonhard Friedmann, Bernstein und seufzt: ‚Das waren andre Zeiten'." Die begabte Jugend, die ernsten Herzens ist, meidet Moabit, verhindert so, daß das Niveau sich hebt.

Der große Anwalt und seine Methoden machten Schule. Drüben im kleinen Saal sitzen seit Wochen Einbrecher. Hier seit Wochen ein paar große Leute. Die Einbrecher, böse Brüder, arme Schelme stehen allein. Es ist ein dauerndes Hin und Her der Verteidiger, ein Journalist beobachtet mit der Stoppuhr, wie lange jeder Rechtsanwalt im Saale bei seinem Mandanten ausharrt. Die großen Leute aber werden behütet, betreut und beschützt. Keine Ungeduld, keine Hast, kein Beendigungs-, kein Hinausgehfieber. Bei den Einbrechern ein paar Zufallshörer, Bräute und durch Regen Hereingetriebene. Keine Journalisten. Bei den feinen Herren elegante Frauen im Zuhörerraum. Köpfe aus dem Justizministerium, aus der Verwaltung, der Industrie. Bettel beim Türhüter, dem Wachtmeister, um Einlaß. Die ganze Presse. Echo und Widerhall locken. Eine Primadonna, ein Star, ist der große Verteidiger. Echolos und einsam spricht drüben der letzte Idealist.

Der Dichter und das Faktum von Josef Kastein

Im Anfang war das Ereignis.

Als der erste Mensch ein Ereignis so stark, so unmittelbar erfuhr, daß dieses Erfahren zu einem Eindruck wurde, und als dieser Eindruck der Wiedergabe fähig war — als Umrißzeichnung an der Steinwand der Höhle oder als Wort — entstanden in dem gleichen Augenblick die feindlichen Brüder: Historie und Dichtung.

Sie tragen den Keim der Feindseligkeit in sich, obgleich sie aus demselben Schöpfungsakt entstehen. Sie kämpfen um das Recht der Erstgeburt.

Nicht jedes Ereignis wird Historie. Der Mensch wählt aus. Er läßt Dinge und Geschehnisse versinken, aus Achtlosigkeit, aus Dummheit, aus tiefer, instinktiver Abwehr. Die Gründe sind gleichgültig. Was der Mensch vergißt oder verwirft, ist nicht existent.

Aber es geschieht auch das Gegenteil: Ereignisse, die nirgends ein tragfähiges „historisches" Fundament haben, werden erzeugt, weil der Mensch sie will. Er schafft sich die Tatsachen, die er erleben will. Dann sind sie existent, eine lebendige, fortwirkende Macht. Die Gestalt Jesu ist das klassische Beispiel.

Je älter die Menschheit wird und je mehr Erfahrung und Erinnerung sie folglich anhäufen kann, desto sichtbarer wird das tragische Geschick der feindlichen Brüder. Sie begnügen sich nicht mit dem Streit um die Priorität. Sie kämpfen um die Vorherrschaft. Ihre Generale sind der Wissenschaftler — der „Zünftige", und der Künstler — „der Dilettant". Es ist eine katalaunische Schlacht ohne Sieger.

Der Wissenschaftler ordnet alle Tatsachen, die ihm erreichbar sind. Vor ihm gibt es nur den Rangunterschied, den seine private Auffassung von der Materie bedingt. Als Materialist wird er anders ordnen und auswerten denn als Soziologe. Aber immer wird für ihn entscheidend sein, daß die Dinge einmal geschehen sind.

An dieses Gebäude von Dingen, die einmal geschehen sind, tritt der Dichter mit der ihm eigentümlichen Kraft, die Dinge wahrnehmbar zu machen, das heißt: sie durch das Medium seines Wortes von neuem zu gestalten, derart, daß der Mensch sie von neuem erfahren und wissen kann. Indem er das Bewußtsein von den Geschehnissen vermittelt, macht er sie gegenwärtig.

Der Dichter tut also nichts andres, als was das Kollektivum Menschheit von je getan hat. Aber er tut es spontan, mit schöpferischem Elan, mit dem Willen zur Wirkung, der aus der Verantwortlichkeit für Mitwelt und Umwelt entsteht. Da er durch diese Verantwortlichkeit an die Welt gebunden ist, erfüllt er — ob er will oder nicht — eine Funktion im geistigen Haushalt der Welt. Der Dichter, besser: die Dichtung ist das Regulativ des Erinnerns aus besondrer Begnadung.

Hier setzt von neuem ein Kampf ein: um den Unterschied von Faktum und Erfindung. Es glaubt so mancher, seine Kunst dürfe nur, wenn sie schon Vorgänge und Geschehnisse spielen

läßt, sich solcher bedienen, die seinem Gehirn entstiegen sind wie Venus aus dem Schaum des Meeres. Wer hingegen nicht an die Heiligkeit der Erfindung glaubt, wird darum nicht verlassen sein. Er darf sich in die Gesellschaft des größten Dramatikers aller Zeiten begeben: Shakespeare.

Shakespeare hat keine Stoffe „erfunden". Er hat alle „historischen" Quellen, die ihm nur erreichbar waren, mit souveräner Selbstverständlichkeit geplündert. Er hat unentwegt gestohlen. Er hat das Gestohlene zudem gefälscht. (Jedem Schulbuben haben die Lehrer eingetrommelt, daß Hamlet kein Prinz von Dänemark war.) Aber was hat er aus den Stoffen gemacht! Lebte ohne ihn Richard III.? Lebte ohne ihn Macbeth? Welcher simple Mensch würde ohne ihn Brutus und Marc Anton kennen? Indem er sich eines Stoffes bemächtigte und ihn anhauchte, gab er ihm Leben.

Es gibt eine Probe auf die Lebensfähigkeit eines so gezeugten Wesens oder Faktums: ob die Menschen es zur Kenntnis genommen haben oder nicht. Sie haben es getan. Anders gesagt: sie wissen jetzt um den Vorgang. Und woher haben die Menschen seit je das gewußt, was über die bescheidne persönliche Erfahrung hinausging? Nur vom Dichter, vom Dichtenden her, begonnen am Lagerfeuer einer Steppe, wo Hirten Legenden und Mythen bilden, bis zum Erzähler, der rhythmische Strophen von Ort zu Ort trägt wie ein anvertrautes Gut, und endlich hin bis zu dem, der in sich den Beruf fühlt, als Schreibender zwischen dem Ereignis und dem Erlebnis, zwischen Vorgang und menschlichem Verstehen zu vermitteln.

Aber nichts, fast nichts haben die Menschen aus den Sachberichten und Aufzeichnungen der Zünftler erfahren. Sie warten alle auf den Ton. Nicht auf das Wort.

Es ist also noch nicht das Historie, was der Historiker erforscht und vermerkt. Das Ergebnis dieser wichtigen Arbeit, die keinen Augenblick gering geachtet werden soll, besteht darin, das Rohmaterial zu geben, aus dem die Dichtung wahrhaftige Historie machen kann. So ist es seit je gewesen. Nur die Ausdrucksformen sind Wandlungen unterworfen. Jede Zeit ringt so gut um ihren endgültigen Ausdruck wie jeder Dichter. Und keine Zeit verzichtet darauf, sich vom Gestern die Schlüssel geben zu lassen, die ihm die Tore zum Morgen öffnen.

Mehr noch: es können Zeiten kommen, wo nicht einmal das Tor zum Heute, zu unsern eignen Wohnungen sich freiwillig öffnen will. In solcher Zeit leben wir. Wir sind ausgesperrt und laufen durch die Straßen. Ein Teil unsrer Gegenwart spielt sich hinter geschlossnen Türen ab. Wenn wir sie endlich einrennen, sehen wir, daß die Räume sich mit vielen neuen Dingen gefüllt haben, nach denen wir nie verlangt und nach denen wir nie gerufen haben: Technik, Sozialismus, Revolution, Krieg, Not, Politik, neue Wissenschaft und neue Kunst.

Es ist das Vorrecht des Dummkopfs und des Genies, einen gegebnen Zustand zu verneinen. Jener darf es, weil er Angst hat; dieser, weil er schon die nächste Wirklichkeit konzipiert. Was dazwischen liegt, will leben, will in und mit der Gegen-

wart leben, weil es ganz naiv das Dasein bejaht. Aber die Dinge, mit denen wir leben wollen, müssen benannt werden, damit sie überhaupt bestehen. Das ist ein geheimnisvoller Vorgang von Urzeiten her. Und solche Benennung, solcher Anruf kommt nie aus der Spekulation, sondern aus der Intuition, und wo es sich nicht um das Erstmalige und Einmalige handelt, wo es nur um die Fortsetzung geht, kommt die Benennung aus der Erfahrung und dem Vergleich, also aus dem Kernmaterial der Historie.

Und es geht bei uns um die Fortsetzung des Daseins mit seinen neuen Inhalten und Möglichkeiten. Wo wir das Gefühl für die Fortsetzung verlieren, stirbt auch das Gefühl für das Einbezogensein. Gegenwart hat ihre Verankerung nach rückwärts und ihre Stoßkraft nach vorwärts. Zwischen diesem Gehaltenwerden und Bewegtsein verläuft die Kurve des Lebens.

Gewollt oder nicht, bewußt oder nicht, haben die Menschen immer so gelebt. Sie haben immer in ihr persönlichstes Erlebnis aufgenommen, was die Historie als Dichtung oder die Dichtung als Historie ihnen gegeben hat. Oft haben sie nur ein schmückendes Beiwort aufgenommen, um es in ihrem Handeln und Denken zu verwenden. Oder sie haben einen Typ akzeptiert, um danach ihr Verhalten zu andern Menschen zu bestimmen, oder ein abschreckendes Beispiel, dem sie in ihrem eignen Leben ausweichen möchten. Judas ist der Verräter um Lohn, mag dies auch historisch falsch sein. Shylock ist der hassende Wucherer, mag dies auch schief gesehen sein. Ein Mensch ist treu wie Eckehart, unglücklich wie Hiob, weise wie Salomo, von Verhängnis überladen wie Ödipus, eisern wie Bismarck, schweigsam wie Moltke. Historie und Dichtung ohne Ende gemischt, darum lebendig und nicht auszurotten.

Aber dann haben die Ereignisse eines Tages eine brutale Massenhaftigkeit entfaltet, und jedes von ihnen schien ohne Vorbild und Beispiel. Erfindungen, Techniken, Kriege, Revolutionen, soziale Umschichtungen, das Faktum Amerika, die Tatsache Asien haben das Weltbild getrübt und das Gefühl für die Fortsetzung verkümmert. In zwei große Lager ist die Menschheit gespalten. Die einen kennen nur noch die Bindung in die Vergangenheit. Man nennt sie mit einem unvollkommenen Wort Reaktionäre. Die andern kennen nur noch einen Wettlauf mit dem Morgen. Man nennt sie mit einem unvollkommenen Wort Ideologen.

Beide vergehen sich an der Wirklichkeit. Beide hätten sich die harmonische Form des Daseins zurückzuerobern, die zwischen Verankerung und Stoßkraft liegt, zwischen Historie und Dichtung. Der schöpferische Mensch, der sich verantwortlich fühlt und diese Notwendigkeit erkennt, wird seine Kräfte prüfen, ob sie für solche Rückeroberung ausreichen. Bejaht er sie, wird er den Menschen die Historie als Dichtung geben.

Das geschieht in unsern Tagen. Wenn solches Beginnen einer Rechtfertigung bedürfte, so ist sie aus dem Erfolg der Werke zu entnehmen, die sich um solche Gestaltung bemühen. Die Erfolge von Shaw, Ludwig, Maurois, Friedell, Wells sind keine Zufälligkeiten. Sie sind Notwendigkeiten.

Prolog zu Troilus und Cressida

von Walter Mehring

Walter Mehring hat für die Heidelberger Festspiele Shakespeares „Troilus und Cressida" bearbeitet. Doch dieser Prolog ist gestrichen worden . . .

Aufgewacht! Aufgewacht!
Seit sieben Jahren
Zerreißen unsre Nacht die Blutfanfaren!
Wenn es den Herren paßt — droht uns Verderben,
Bis sie den Sieg von unsern Knochen erben.
Seit sieben Jahren pariern wir ihnen stumm!
Und warum? Und warum?
Nur weil ein Weib gehurt
Von adliger Geburt,
Hat uns das Vaterland hierher verfrachtet —
Für Sold am fremden Strand
Verdreckt man ungenannt,
Weil eine Fürstlichkeit nach Kriegsruhm trachtet.

Tretet an! Tretet an!
Seit sieben Jahren
Vermehrn sich Mann für Mann die Totenscharen!
Seit sieben Jahren füllen wir die Reihen
Mit frischem Leben, das wir von uns speien.
Seit sieben Jahren schinden wir uns krumm!
Und warum? Und warum?
Weil es Soldaten gibt,
Die bei den Fraun beliebt,
Wenn sie sich morden, einer Frau zu Ehren!
Wenn einer von uns fällt,
Dann kommt der nächste Held —
Weil Frauen stets nach neuem Trost begehren!

Abmarschiert! Abmarschiert!
Zu wieviel Jahren
Hat sich der Tod verschworn, uns aufzusparen?
Seit sieben Jahren ziehn wir, die Stadt berennen,
Von deren Fraun und Freuden wir nichts kennen!
Wenn wir einziehen, wird sie untergehn!
Und für wen? Und für wen?
Denn eine Helena
Ist für die Herren da —
Und was von ihren Taten zu vermelden,
Erzählt der Schlachtbericht —
Wir aber zählen nicht!
Auf unsern Gräbern betten sich die Helden!

Zweieinviertel Milliarden von Morus

Pariser Rechenmethode

Man will es uns so leicht machen, aber manche wollen nicht. Da hat nun das Young-Komitee in Paris eine lange, kniffige Zahlenreihe aufgestellt, nach der Deutschland künftig seine Reparationsverpflichtungen erfüllen soll. Damit man sich nicht erst mühsam auszurechnen braucht, wieviel wohl bei der Klimax von 1707,9 bis 2428,8 Millionen Mark im Durchschnitt herauskämen, haben die Experten gleich selbst in den Young-Plan hineingeschrieben: „Durchschnittsannuität für die 37 Jahre beträgt 1988,8 Millionen Reichsmark ohne die Dawes-Anleihe."

Daß man die Dawes-Anleihe, deren Zinsendienst zur Zeit gegen 90 Millionen Mark beträgt und im Laufe von zwanzig Jahren auf etwa 70 Millionen sinkt, aus dem allgemeinen Zahlungsplan herausgenommen hatte, war auch schon ein kleiner, unnötiger Dreh. Denn bisher, nach dem Dawes-Plan, waren die Zinsen in der allgemeinen Annuität einbegriffen, also von den Gläubigern zu tragen. Immerhin stand groß und deutlich da, wie es gemeint war, und in den ersten amtlichen deutschen Kommentaren wurde auch gleich hinzugefügt, daß die Gesamtannuität einschließlich der auf 37 Jahre umgerechneten Anleihezinsen im Durchschnitt 2050,6 Millionen Mark beträgt. Dazu ist nun noch die Sonderabrechnung mit Belgien gekommen, die es bisher auch nicht gab und die Deutschland in den nächsten 37 Jahren eine Durchschnittsannuität von 16,4 Millionen Mark auferlegt. Alles in allem sollten also 2067 Millionen Mark im Durchschnitt zu zahlen sein, vorausgesetzt, daß nicht aus den Besatzungs- und Verwaltungskosten, über die jetzt im Haag verhandelt wird, noch weitere, zusätzliche Zahlungen entstehen.

Aber da hat sich nun einer den Young-Plan hergenommen und auf eigne Faust die Annuitäten addiert. Und siehe da, es kommt etwas ganz andres heraus. Tatsächlich beträgt der Durchschnitt der ersten 37 Jahre, ohne die Dawes-Anleihe und den andern Zubehör, nicht 1988,8, sondern 2172,6 Millionen Mark und mit den zusätzlichen Zahlungen folglich 2250,8 Millionen Mark. Die Regierung hat die Richtigkeit der neuen Ziffer bereits bestätigt. Die liebevolle perspektivische Verkürzung des Young-Komitees ist so zustande gekommen, daß man alle Annuitäten unter Zugrundelegung von fünfeinhalb Prozent Zinsen auf den Gegenwartswert umgerechnet und den dann wieder auf eine gleichmäßige Annuität für 37 Jahre zurückrevidiert hat. Das Rechenkunststück ist sicher hochinteressant und sollte in alle Lehrbücher für mittlere Bankangestellte aufgenommen werden. Aber für die Steuerzahler und für die Parlamente, die sich jetzt zu dem Young-Plan schlüssig werden müssen, ist es höchst gleichgültig. Wichtig dagegen ist, auch für das Publikum, zu wissen, daß wir im Durchschnitt nicht, wies bisher hieß, 2 Milliarden, sondern genau 2¼ Milliarden zu zahlen haben.

Der Ruhm der deutschen Unterhändler, die uns in Paris gegenüber dem Dawes-Plan scheinbar eine halbe Milliarde pro

Jahr erspart hatten, schmilzt damit um weitere 200 Millionen zusammen. An ihrem Strahlenkranz wird das natürlich nichts ändern, aber wie konnten sie aus lauter Bescheidenheit nur zugeben, daß so irreführende Zahlen in den Young-Plan hineinkamen.

Schacht bei den Gewerkschaften

Doktor Schacht ist unter die Arbeiter gegangen. Er hat seinen ersten freien Tag im Haag zu einem Ausflug nach Essen benutzt. Aber seine Reise galt diesmal nicht der Villa Hügel. Er wollte auch nicht Reusch oder Kirdorf oder die andern Potentaten der Schwerindustrie von den Vorzügen des Young-Plans überzeugen. Er hat nicht einmal seinen abtrünnigen pariser Sozius Vögler aufgesucht, der unterdessen gemeinsam mit Hitler den Volksentscheid gegen die Versklavung Deutschlands vorbereitet. Schacht hat sich nach den häßlichen Erfahrungen, die er das letzte Mal in Essen machen mußte, diesmal in das andre Lager begeben und vor den christlichen Gewerkschaften seine Ansicht über den Young-Plan entwickelt. Die Christen hatten ihm zu Ehren ein erlesenes Auditorium zusammengebracht. Doktor Brüning, der Steuerspezialist und künftige Finanzminister des Zentrums, hielt das Referat, und wenn die Öffentlichkeit auch ausgeschlossen war, so war doch der preußische Wohlfahrtsminister Hirtsiefer nach Essen geeilt, um der denkwürdigen Tagung beizuwohnen. Oberbürgermeister und Reichsbankdirektoren der Umgegend rundeten den Kreis der Notabeln.

Trotzdem war das Milljöh für Doktor Schacht schon ungewöhnlich, denn grade im Ruhrbezirk sind die christlichen Arbeiter, die Leute um Imbusch, etwas wilde Männer, gegen die sich die Sozis vom Alten Bergarbeiterverband häufig recht zahm ausnehmen. Aber zwischen den christlichen Gewerkschaftern und dem Reichsbankpräsidenten gibt es zur Zeit einen merkwürdigen Berührungspunkt. Die katholischen Arbeiter führen unter der Aegide Stegerwalds einen heftigen Kampf gegen den Beamtenflügel im Zentrum, dessen Obmann der frühere Finanzminister Köhler ist. Die Beamten mit ihren hohen Gehältern, lautet die Parole, sind an allem Schuld, und die ganze Misere der Reichsfinanzen soll von der Besoldungsreform herrühren, die der brave Zollinspektor Köhler in seiner Ministerzeit durchgeführt hat.

Hier nun treffen sich Schacht und die Bergarbeiter. Der Reichsbankpräsident hat vor einiger Zeit seiner Besorgnis um das Anwachsen der Beamtengehälter in einem Brief an die Regierung Ausdruck gegeben, und die Beamtenorganisationen drängen in periodischen Abständen darauf, daß dieser Brief veröffentlicht wird. Einmal war es wohl auch schon zugesagt, aber dann hielt man es in der Wilhelmstraße doch für ratsamer, keinen neuen Staub um Schacht aufzuwirbeln, und die Publizierung unterblieb. Die Anschauungen Doktor Schachts über die öffentliche Finanzverwaltung sind ohnehin bekannt. In seiner münchner Rede vor dem Industrie- und Handelstag hat er sie erst kürzlich wieder präzisiert:

> Die Notwendigkeit stärkerer Überwachung und Drosselung der Ausgaben aller öffentlichen Körperschaften drängt sich gebieterisch auf... Eine Verstärkung der finanzpolitischen kommunalen Aufsicht ist dringend geboten. Man kann nicht die Sorge um die Aufbringung und Transferierung von zwei Milliarden Reparationstribute jährlich der Reichsregierung überlassen und gleichzeitig allen nachgeordneten öffentlichen Stellen regionaler und lokaler Art beliebige Ausgabefreiheit gewähren. Hier muß das höhere nationale Gesamtinteresse den regionalen und lokalen Interessen unter allen Umständen vorgehen.

Dieses schneidige Finanzprogramm bezieht sich aber nicht nur auf Sachausgaben, auf städtische Festhallen und Spielplätze, denen der Reichspräsident — „Ich bin sportlos und daher wortlos. Hjalmar Schacht." — seit langem die Fehde angesagt hat, sondern auch bezüglich der Personalausgaben hat er sehr bestimmte Grundsätze. Als es vor einigen Wochen in den Kassen des Reiches besonders öde und leer aussah, setzte Doktor Schacht dem Finanzminister Hilferding auseinander, daß es jetzt nur zwei Möglichkeiten gebe: entweder die Beamtengehälter nicht mehr auszuzahlen oder einen neuen Kredit aufzunehmen. Für ihn bestände kein Zweifel darüber, daß das Reich den ersten Weg, die Nichtauszahlung der Beamtengehälter, wählen müßte. Erst als Doktor Hilferding den Reichsbankpräsidenten darauf aufmerksam machte, daß dies doch wohl den Staatsbankrott bedeuten würde, besann sich Doktor Schacht eines bessern und erklärte sich bereit, an der Beschaffung eines neuen Kredits mitzuwirken.

Seitdem haben sich die Finanzen des Reiches ein wenig gebessert, und Radikalkuren im Sinne Schachts sind nicht mehr zu befürchten. Vielleicht erwächst dem Reich sogar eine neue Einnahmequelle aus den großen Gewinnen der Reichsbank, die Doktor Schacht bisher unter dem Zwang der Dawes-Gesetze zu seinem Bedauern nicht der Allgemeinheit zur Verfügung stellen konnte, sondern thesaurieren mußte. Sicherlich werden, nachdem sich herausgestellt hat, daß Deutschland sogar mit zweieinviertel, nicht nur mit zwei Milliarden Tribut jährlich belastet ist, auch die kostspieligen Bauprojekte fallen gelassen, die die Reichsbank am Hausvogteiplatz vorhatte. Denn die Drosselung der Ausgaben aller öffentlichen Körperschaften, die jedermann wünscht, darf selbstverständlich auch vor der Zentralnotenbank und ihren Monopolgewinnen nicht Halt machen. Die Reichsbank könnte auch auf anderm Gebiet mit gutem Beispiel vorangehen, indem sie, beispielsweise innerhalb des Direktoriums, die Personalausgaben drosselt. Sie ist dazu um so leichter in der Lage, als es ja fast ausnahmslos noch dieselben Herren sind, die früher für einen winzigen Bruchteil ihrer heutigen Gehälter die gleichen Aufgaben mit ebensoviel Scharfsinn erfüllt haben. So kann in der Tat bei den öffentlichen Körperschaften in Deutschland noch an allen Ecken und Enden gespart werden. **Glückauf!**

Bemerkungen

Annoncen-Kleider

Berlin ist Zeuge eines erbitterten Kampfes der drei Warenhäuser Wertheim, Tietz und Karstadt. Es besteht zwar kein sonderlicher Grund zu diesem Kampf, denn in der täglich wachsenden Stadt, wo Wertheim und Tietz ihre Geschäfte machen konnten, mag auch ein Karstadt gedeihen. Berechtigt wird der Kampf erst sein, wenn noch Lafayette sein Warenhaus eröffnet, aber man hat der französischen Gesellschaft schon jetzt so viel Hindernisse bereitet, daß deren Pläne vielleicht gar nicht verwirklicht werden.

Der Kampf, der heute geführt wird, geht nicht um die Existenz der drei Warenhauskonzerne, es ist mehr ein Kampf um das Ansehen, das Wertheim und Tietz nicht verlieren wollen. Dieser Kampf, so geringfügig er erscheinen mag, wird mit aller Erbitterung geführt, die Karstadt dazu zwingt, schon nach vier Wochen unter dem Vorwand der Lagerräumung an dem Saison-Ausverkauf teilzunehmen, der in diesem Jahr besonders tobt.

Eine der Sensationen dieses Ausverkaufs sind die Hauskleider, die für 1,85 Mark angeboten werden. Der zweite Schlager sind Damenmäntel für 6,90 Mark. Wem sind diese Preise ganz geheuer? Auch das einfachste Kleid muß angefertigt sein. Der Schnitt des Kleides mag ganz schlicht sein, aber ein Kleid muß immerhin genäht werden. Fachleute, die befragt wurden, haben eine Auskunft erteilt, die Beachtung verdient.

Die Näherin, die solche Kleider anfertigt, erhält schätzungsweise 25 Pfennige für ein Kleid und näht wenigstens eine Stunde an jedem. Zehn Stunden ununterbrochener Arbeit bringen eine Einnahme von 2,50 Mark, dauernde Arbeit ohne Sonntagsruhe bringt 75 Mark im Monat. Die Zahl der Frauen und Mädchen, die diese Arbeit ungeachtet der schamlosen Bezahlung suchen, ist höchstwahrscheinlich sechsstellig. Es gibt zwar einen Verband der Heimarbeiterinnen, der aber bei weitem nicht alle verheirateten Frauen und stellungslosen Töchter erfaßt, die sich um Zuteilung so schlecht bezahlter Arbeit dringend bemühen.

Verwunderlich ist nur, daß die Behörden schweigen, oder diese Verhältnisse fördern, wie die Nähstuben des Arbeitsnachweises, wo stellungslose Stenotypistinnen ganz oberflächlich im Maschinennähen unterrichtet werden, als könnte man einen Kellner in einem Zwei-Wochen-Kursus zum fertigen Handsetzer ausbilden. Solche Auswege mag der Tüchtige sich allein suchen, sie können aber nicht von den Behörden gewiesen werden, die sonst auf Einhaltung aller strengen Lehrbestimmungen bestehen. Fürsorgeanstalten, wie das St. Afra-Stift, gehören besonders zu den Lieferanten solcher billigen Kleider. Für jeden Zögling dieses Mädchenstiftes zahlt der Magistrat einen ausreichenden Versorgungszuschuß von täglich 2,50 Mark an die Stiftsleitung. Der Unterhalt der Mädchen ist sichergestellt und es liegt nur an einer verständnislosen Stiftsleitung, die durch ihre Zöglinge sich auf diese Weise besondere Einnahmen schafft.

Die Kostenaufstellung für Hauskleider, die für 1,85 Mark verkauft werden können, ist ein ganz interessanter Beitrag zur Zeit. Das Kleid, das für 1,85 Mark verkauft wird, ist beispielsweise aus bedrucktem Baumwollstoff, der nur eine Mark gekostet haben mag. 75 Pfennige sind für den sogenannten Zwischenmeister, der den Stoff zugewiesen erhält und die Anfertigung der Kleider derart übernimmt, daß er Lieferung, Zuschnitt und Bügeln besorgt und die Näharbeit von Heimarbeiterinnen ausführen läßt, die von seinem Lohn die 25 Pfennige pro Kleid erhalten. Mindestens 10

Pfennig Spesen und Steuern zahlt für jedes Kleid das Warenhaus, dem kein Verdienst bleibt, das ist zuzugeben. Darum nennt man Kleider, auch solche besserer Qualität, an denen nichts verdient wird, „Annoncenkleider". Der Preis lockt die Kunden.

Das „Annoncenkleid" ist werbend, der Preis ist ein Kampfpreis. Das geht niemand etwas an, aber das öffentliche Interesse wird wach, wenn dieser Kampf von denen mitausgefochten werden muß, die an den Nähmaschinen hocken und ein Kleid für zwei bis drei Groschen und einen Mantel für eine Mark anfertigen müssen.

Sartorius

Sintflut

Vor einigen Wochen veröffentlichte im Literaturblatt der ‚Frankfurter Zeitung' Bernard von Brentano einen viel beachteten und in der Folge eifrig diskutierten Aufsatz „Über die Darstellung von Zuständen", dessen Quintessenz eine völlige Abkehr vom psychologischen Roman und die leidenschaftliche Forderung dessen bildete, was im Titel des Essays stand. Unter den bemerkenswerten oder aber bemerkten jüngsten deutschen Neuerscheinungen, die der Brentanoschen Forderung diametral entgegengesetzt seien, war Robert Neumanns Roman „Sintflut" genannt (erschienen bei Engelhorn in Stuttgart).

Es ist nicht die Aufgabe der folgenden Buchanzeige, sich mit Brentanos Behauptung auseinanderzusetzen, der Mensch sei ein Produkt der Zustände, und darum sei nicht dieses oder jenes Individuum der Schilderung wert, sondern nur oder doch vorwiegend die Zustände, die es so und nicht anders hätten werden lassen. (Ihre praktische Anwendung würde die Umwandlung der Belletristik in soziologische Abhandlungen bedeuten, de facto also das Ende der Kunstgattung, die wir heute Roman nennen.) Hier handelt es sich nur darum, etwas über das Neumannsche Buch zu sagen, das mir persönlich als ein ziemlich unglückliches Beispiel der Brentanoschen These erscheint, indem es eben die Forderung, einen Zustand darzustellen, in weitgehendem Maß erfüllt: es schildert nämlich den Zustand der Inflation, der nach den vielen Kriegs- und Putschbüchern nunmehr dringend darstellungsbedürftig geworden ist. Wobei ohne weiteres zugegeben sei, daß Neumann sich mit der Darstellung der Erscheinungen begnügt, ohne die Wurzeln bloßzulegen. Das, was bei ihm Wurzel sein soll, ist tatsächlich geeignet, Stimmung zu machen gegen die Technik des psychologischen Romans, wie sie dreißig Jahre lang gut war und zur Gegenwart nicht immer und überall mehr paßt; die gänzlich private und übertrieben breit erzählte Jugendgeschichte des Ich-Helden, eine wiener jüdische Angelegenheit, in einem preziösen und uneignen Stil geschrieben, der für das fast unheimliche Nachahmungstalent des Autors der „Fremden Federn" einen neuerlichen aber weniger amüsanten Beweis liefert. (Im Hauptteil wird der Stil, von kleinen Schönheitsfehlern wie der fragwürdigen Verwendung des Wörtchens „sehr" abgesehen, dem Gegenstand adaequat.) Dann, nach 105 Seiten, wird der große Sprung von Kriegsanfang zu Kriegsende gewagt, der Held kommt nach Hause, und es beginnt das erste Buch, „Der Sturz nach oben".

Was nun erzählt wird, ist phantastisch, grade weil es um keinen Papierheller phantastischer ist als die Wirklichkeit der Jahre von 1919 bis 1923. Ein Teilausschnitt, gewiß. Es wird nichts von den Bauern erzählt, die ihre Hypotheken los wurden, und nichts von den Industriekapitänen, die ihre Kriegsverluste überkompensierten und von manchem andern auch nicht. Es werden keine Wurzeln gezeigt, nur Erscheinungen. (Aber hat schon jemand bei Renn oder Remarque eine Abhandlung über die Ge-

heimpolitik der europäischen Kabinette oder die Petroleuminteressen von U.S.A. vermißt!) Erscheinung der Großstadt, der jahrelang fieberkranken und dennoch nicht sterbenden Großstadt, die in diesen paar Jahren mehr Existenzen verschlang und wieder ausspie, mehr Geldsubstanz umsetzte, vernichtete und erraffte als früher in einem Jahrhundert, die Geld- und andre Fürsten zu Bettlern, Hausierer zu Plutokraten machte, die alle Begriffe von Anstand und Ethos in weitem Umkreis zerstörte, alle Bindungen lockerte, und in der auf einem bestimmten Gebiet, dem wirtschaftlichen, die Gesetzlosigkeit mit einer Selbstverständlichkeit zum gültigen Gesetz wurde wie nie zuvor, auch nicht um 1789.

Ist das privat? Es wird die Geschichte eines großen Börsenschiebers gegeben, es werden Tricks und Coups mit einer aufpeitschenden und rasenden Spannung erzählt (die Börsenszene, die von einem aktualisierten Zola sein könnte; der Bluff mit den Holzlieferungen und der Lebensversicherung gegen die adligen Gutsbesitzer, wie sie tausendmal geschahen und niemals gedichtet wurden); es wirbelt die danse macabre der Jeu- und Sektorgien, der anständigen Frauen, die sich für Essen und Seidenstrümpfe verkaufen; es wird die rohe geldgierige Gemeinheit eines Erpresserjournalisten gezeichnet; es werden die Methoden kommunistischer Agenten, die Reinheit der Idee und die stumpfe Herzlosigkeit der Praxis beleuchtet; es wird die trübe Kelleratmosphäre, in der Homosexuelle, agents provocateurs, Dirnen, Lebensmittelschieber, Fememörder in unbekannten Bindungen versumpfen, für Augenblicke vom Blitzlicht mitleidender Dichtung erhellt; ein paar Seelen werden zerstampft, versinken oder retten sich in eine neue Form; es wird gestohlen, es wird gemordet (zerreißend die Szene in der Morgue!); das Haus, von dem die Hauptfiguren ihren Ausgang nahmen, geht zum Schluß in Feuer auf, und der Ich-Held, der kleine Mitläufer und Sekretär des großen Inflationsbörsianers, der Chronist der grausen Zeit, er versinkt wieder still in die Anonymität, aus der er für wenige Jahre herausgeschleudert worden war.

Eine Handvoll privater Schicksale, nicht wahr? Aber an ihnen konnte, mußte der Zustand demonstriert werden, ein erstmaliger Zustand und zugleich der sonderbarste, spannungsweiteste und umwälzendste der neuern Geschichte: das Jahrfünft der deutschen Inflation.

M. M. Gehrke

Was sagt eigentlich . . .

die preußische Justiz zu Max Hölzens Buch? Dazu ein kleines Geschichtchen: Ich besuchte gestern mit einer Anzahl von Studenten verschiedner Fakultäten das Kletschkauer Gefängnis in Breslau, in dem auch Max Hölz gesessen hat und gequält worden ist. Wir bekamen — wie das so üblich ist — eine ziemlich inhaltlose, alles Wesentliche tapfer vermeidende Einführungsrede des Direktors vorgesetzt, der am Schluß um Fragen bat. Darauf dieser Dialog:

Ein Student: „Ich habe neulich einen Vortrag von Max Hölz gehört, in dem er erzählte, daß hier, in diesem Gefängnis, Gefangene dauernd gegen das Schienbein geschlagen und andre halbtot geprügelt worden seien. Wie steht es denn damit?"

Raunende Bewegung, aber zunächst betretenes Schweigen. Schließlich der Direktor: „Ja — also — ich war zu dieser Zeit noch nicht hier, ich kenne nur das Buch von Hölz — also — ja — Sie können sicher sein, daß ein Teil der Geschichten — also glatt aus den Fingern gesogen ist — ich weiß das sogar — im übrigen sollen diese Geschichten ja dem Hölz von andern nur erzählt worden sein und das ist doch sehr unzuverlässig."

Student: „Ja, man müßte dann aber gegen den Mann doch strafrechtlich vorgehen. Es liegt doch in solchen Behauptungen eine schwere Schädigung der Justiz!"

Direktor: „Hm — ich weiß nicht, wie sich das Ministerium dazu stellt und was es vorhat."

Wie stellt sich wirklich das Justizministerium dazu?

Arthur Wagner

Friedrich der Große und der berliner Stadtbaurat

Max Liebermann und die angesehensten Bauleute Deutschlands, einschließlich der Akademie des Bauwesens, haben sich mit seltener Einstimmigkeit für die Erhaltung der Spittelmarkt-Kolonnaden ausgesprochen, die Friedrich der Große 1776 durch von Gontard erbauen ließ und die der berliner Stadtbaurat heute abreißen möchte. Der einstimmige Widerspruch der Fachleute scheint den berliner Stadtbaurat noch nicht überzeugt zu haben. Wenigstens veröffentlicht er im Juniheft seiner Zeitschrift ‚Das Neue Berlin' eine sehr witzige Antwort auf den Protest der „Akademie des Bauwesens"; er zitiert den Satz Friedrichs des Großen, des Bauherrn der Spittelkolonnaden: „Ich will nicht wie die Römer bauen —, es soll nur bei meinen Lebzeiten dauern!"

Die Berufung auf den Despoten Friedrich den Großen, den „Schinder der Völker" (wie Winckelmann ihn nannte), ist bei der politischen Stellung des sonst sozial denkenden berliner Stadtbaurats nicht sehr überzeugend. Es gibt bekanntlich keine Perversität, deren Friedrich der Große nicht angeklagt wird. Tatsache ist, daß er seine Baumeister meist schlecht behandelte und oft beschimpfte. Er schurigelte sie gern mit Befehlen, billiger zu bauen, als sie verantworten konnten, und begründete seine Zumutungen mit höhnischen Äußerungen der vom berliner Stadtbaurat zitierten Art. Friedrich II. hat auch den Erbauer der Spittelkolonnaden Gontard 43 Tage lang in Arrest gesteckt. Beim Bau der Türme auf dem Gendarmenmarkt wurde Gontard durch Friedrichs falsche Sparsamkeit zu solchen offenkundigen Unvorsichtigkeiten gezwungen, daß Friedrich selbst seinen stets auf Nebenverdienst angewiesenen Soldaten verbot, bei diesen Bauarbeiten mitzuhelfen. Wenn Friedrich auch die Baumeister und ihre Gehilfen verachtete, so waren ihm doch wenigstens seine Soldaten etwas wert. Einer der Türme des Gendarmenmarktes ist dann auch richtig während des Baues eingestürzt; ein Beispiel, das hoffentlich der Friedrich zitierende Stadtbaurat des heutigen Berlin nicht allzu oft nachahmen wird. Im 32. Kapitel seiner „Gedanken und Erinnerungen" schreibt Bismarck: „Ob die Eitelkeit Friedrichs des Großen gegen das Ende seiner Regierung, wie man sagt, degenerierte, ob er dem Wunsche innerlich Gehör gab, daß die Nachwelt den Unterschied zwischen seiner und der folgenden Regierung merken möge, lasse ich unerörtert."

Wird der berliner Stadtbaurat, nachdem er sich über diese Zusammenhänge unterrichtet hat, sich noch länger auf die Seite des despotischen Bauherrn stellen oder wird er für die Erhaltung des schönen Werkes des mißhandelten Architekten Gontard eintreten?

Werner Hegemann

Dichterische Einfühlung in die weibliche Psyche

Walter von Molo, der Präsident der Dichter-Akademie, hielt im Auftrage der Preußischen Akademie der Künste Vorträge an der berliner Universität darüber, wie man dichtet. Im Jahrbuch der Akademie sind diese Vorträge jetzt veröffentlicht. Da ist also auch zu lesen:

„Als ich meinen Roman ‚Luise' schrieb und so weit war, daß das erste Gespräch der Königin Luise

mit dem Minister Hardenberg vor sich gehen mußte, ließ mein Einfühlen in die weibliche Psyche mit einem Male völlig aus. Der Luise gerieten, und daher meiner Feder, keine weiblichen Antworten. Da kam mir eine sonderbare denkende Entschließung; ich überlegte: die wertige Frau denkt mit dem Schoß, eine Frau wie Luise sprach aus dem Instinkt heraus, sie war wahrhaft kein Kopf-Genie. So zu sein ist Naturgesetz, ist zum mindesten die psychologische Form der Frau von damals gewesen, gewissermaßen ihr Formproblem. Ich sagte mir: Inhalt und Form sind eines, die verschiedene Kleidung der Geschlechter ist kein Zufall. Wir Männer arbeiten vornehmlich mit dem Hirn, das unser Schoß ist, in dem Gott zeugt. Die Frau schafft mehr als der Mann aus dem Kreislauf ihres Blutes heraus, aus ihrem Körperschluß. Wenn wir zum Beispiel ein Bein über das andre geschlagen haben und sitzend reden, dann ist bei uns so viel Kleidungszeug dazwischen, daß der geheimnisvolle magnetische Kreislauf des Körpers bei uns Männern geringer ist als bei der Frau, deren Kleidung in gleicher Situation ihr die Körperwärme weniger unterbricht, sie in stärkerm Kontakt als bei uns kreisen läßt.

Es scheint Ihnen vielleicht lächerlich — hoffentlich nicht —, denn ich meine, es hat doch tiefere Bedeutung, daß ich damals mein Zimmer absperrte, mich einiger Kleidungsstücke entledigte, mir meine Bettdecke wie ein Frauenkleid umlegte und nun mit übereinandergeschlagenen Beinen wie Luise vor Hardenberg saß. Hatte ich recht gehabt mit meinen allgemeinen Überlegungen, war es Einbildung, die Hilfe bot — ach wer weiß denn überhaupt, ob wir die Welt sehen, wie sie ist, und darum schaffen, oder ob wir schaffen, weil wir die Welt ganz ‚falsch' sehen? Wer weiß das? Jedenfalls gab damals der tatsächlich oder von mir eingebildete größere Wärmeaustausch meiner übereinandergelegten Beine a tempo der Luise in mir die richtigen Antworten aus meinem eingebildeten Frauenkleid und Frauenschoß heraus.

Was ich hier erzähle, scheint äußerlich? Oh nein: alles ist Einheit, außen und innen sind zwei leere Worte, sie sind ein Ding, der Mensch ist dessen Pforte. Dichterische Konzeption geschieht für mich aus dem Blut heraus, das voll Geist ist, aus dem Geschlecht, führt an den Urmythos einheitlicher Geschlechtlichkeit."

Man muß gestehen, diese Ausführungen sind höchst seltsam und geeignet, den Leser in tiefe Nachdenklichkeit zu versetzen. Mir selbst wollte solche Weisheit weder in den Kopf noch in den Schoß eingehen; obwohl ich es mit und ohne Bettdecke geduldig und gewissenhaft versuchte. Aber immerhin — auch bei den Franzosen galt ja von jeher das Wort: „Sous la couverture tout s'arrange."

Franz Mottek

Eros für heiße Tage

Der Zeitungshändler rezensiert das Buch „Zirkus der Geschlechter", sexualpsychologische Stichflammen von Käte Kongsbak, folgendermaßen:

Hier ist von einem geilen Sexualismus nichts zu spüren. Eine auf Sahne gekühlte Erotik knistert in diesem Buche elektrisch.

Liebe Weltbühne!

Arthur Holitscher erzählt: Albert Langen fährt mit Thomas Theodor Heine und Thöny nach Paris; sie sind sehr vergnügt und sprechen über das Ziel ihrer Reise. Im selben Abteil sitzt ein älterer Herr, der hört dem Gespräch interessiert zu, räuspert sich dann und sagt: „Meine Herren, ich höre, daß Sie nach Paris fahren. Sagen Sie mal, ist das wahr ... mit den Kokotten?"

Antworten

Schmock. Du machst deine dummen Witze darüber, daß die Böttcher den Polizeipräsidenten Zörgiebel aus ihrer Gewerkschaft ausgeschlossen haben. Sie haben richtig und sauber gehandelt. Deine Witze sind albern und perfide und zeugen nur von dem Verfall der Zeit. Als der Selige von Doorn seinerzeit seine Uniformträger aufforderte, auf Vater und Mutter zu schießen, brannte ganz Deutschland vor Entrüstung. Heute kann jeder kleine Bonze, den der Zufall auf einen hohen Amtsstuhl wirft, das vierte Gebot außer Kraft setzen. Und Schmock applaudiert dazu und hat sich scherzhaft.

Kriegsteilnehmer. Der Malik-Verlag, Berlin W 50, Passauer Straße 3, plant die Herausgabe eines dokumentarischen Bandes „Kriegsbriefe gefallener Proleten". Diese Publikation soll die Wahrheit über den Krieg verbreiten helfen und seiner romantischen Verklärung entgegenwirken. Die Leser unsres Blattes werden aufgefordert, soweit sie im Besitz solcher Briefe sind und soweit diese Briefe Wesentliches über die Gedanken und Empfindungen der im Felde gefallenen Absender enthalten, eine Abschrift an den Verlag zu senden. Man bittet, keine Originale zu schicken, da, im Falle zu zahlreicher Eingänge, es dem Verlag nicht möglich sein wird, auf alle Einsendungen zu antworten. Die Briefe, welche für den Band geeignet erscheinen, werden selbstverständlich nur nach vorangegangenem Einvernehmen mit den Einsendern aufgenommen. Die Einsender werden gebeten, nur originalgetreue Briefabschriften an den Verlag zu senden.

Der Sozialistische Schülerbund veranstaltet über das Thema „Schule — Verfassung — Sozialismus" am Mittwoch, dem 21. August, 19.30 Uhr, in der Aula der Fürstin Bismarck-Schule, Charlottenburg, Sybelstraße 2, eine Versammlung. Referent ist Stadtrat Doktor Fritz Ausländer.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

**Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 77 57. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.**

Die Gefesselten von Carl v. Ossietzky

Das deutsche kunstliebende Publikum, das sich sonst gern von Edgar Wallace fesseln läßt, fühlt sich seit vierzehn Tagen von Philip Snowden gefesselt. Edgar Wallace hat schon seine lustigen Parodisten gefunden. Wer travestiert nun Philip Snowden?

Unnötige Sorge, das tut er selbst. Wirklich, es ist eine unendlich witzige Parodie, als Kreuzritter der londoner Commerz hier diesen alten Labour-Abgeordneten zu sehn, der durch viele Jahre als Budgetkritiker der Schrecken seiner kapitalistischen Amtsvorgänger gewesen ist, wenn er, auf zwei Krückstöcke gestützt, ihnen mit leiser, eindringlicher Stimme nachwies, daß sie erbarmenswürdige Idioten seien, die täglichen Frühstückseier nicht wert. Und nun sieht man diesen alten sozialistischen Unterhaustiger zum erstenmal zu einer im Sinne aller Engländer besonders gemeinnützigen Tätigkeit angespannt. Er muß den nationalen Geldsack verteidigen und, wenn möglich, sogar neu füttern.

Auf viele hat die Schroffheit Snowdens im Haag überraschend gewirkt. In Paris jedenfalls kannte man den Gegner und wußte man, warum man ihm lieber an einem neutralen Konferenzort als grade in London begegnen wollte, wo dieser Härteste aller Widersacher, der die Trockenheit von Finanzreden gern mit persönlichen Invektiven belebt, noch dazu unter die erlauchten Gastgeber gehört hätte, denen man Komplimente sagen muß. Es ist in Paris noch in schwarzer Erinnerung, wie er vor ein paar Monaten im Unterhaus, noch als Abgeordneter, die Zahlungswilligkeit der Franzosen bezweifelte und sie „bilkers" nannte: — Drückeberger. Das war grade während der Krise des Young-Komitees. Es ist gar nicht auszudenken, was etwa bei einer Begegnung Snowden—Poincaré herausgekommen wäre, bei einem Match zwischen Lothringen und Yorkshire.

Auf dem Kontinent ist man leicht geneigt, Philip Snowden einfach für einen schmähenden Thersites zu halten. In England wird dieser Auffassung lebhaft widersprochen. Er gilt dort als unbeugsamer Charakter, als ein Politiker von ungewöhnlicher dialektischer Schärfe und einem profunden Sachwissen, das von einem fast übernatürlichen Gedächtnis glänzend bedient wird. Er wird von seinen Freunden geliebt und verehrt. Sie wissen, daß sein oft höchst ungemütlicher Sarkasmus nur ein gutes und menschenliebendes Herz schützt. Sie wissen, daß dieser Autodidakt, der als Schreiber in einem Postamt begonnen hat und dem vor Jahrzehnten ein Verkehrsunfall die gesunden Glieder raubte, das wahre Haupt der Arbeiterpartei ist. Er ist früher der leidenschaftlichste Widersacher der Bündnispolitik Greys gewesen. Er hat 1914 zu jener ehrenvollen Minorität gehört, die Kriegskredite ver-

weigerte, und er hat gegenüber dem chauvinistischen Überschwang der ersten Nachkriegsjahre Mut und Haltung gezeigt, ein Independent in des Wortes bester Bedeutung. Erinnerungen an diese Zeit mögen seine Gefühle für die französische Delegation noch unliebenswürdiger stimmen. Der geschmeidige MacDonald kann eine Vergangenheit vergessen. Der Typus Snowden vergißt nicht.

Die deutschen Nationalisten in ihrer abgrundtiefen Verbohrtheit aber sind vor Wonne ganz aus dem Häuschen, daß es mal Einer den Franzosen wieder richtig sagt. So müßten die Unsern auch reden, dann wäre es zu Ende mit der Tributschmach. Sehen wir ganz davon ab, daß der englische Schatzkanzler trotz seiner Erbittrung gegen Frankreich eine der Siegernationen vertritt, weshalb er sich eine Sprache leisten kann, die die deutsche Sache in zehn Minuten erledigen würde — wo hätte denn die deutsche Rechte einen solchen Kopf produziert, so temperamentvoll und perlklar zugleich, um tiefste wirtschaftliche Zusammenhänge wissend und schon durch seine immer bereiten Sachkenntnisse erdrückend? Wer ist denn dieser nationale Finanzpolitiker, der fähig wäre, das ganze System der Reparationen zu kassieren? Etwa Hugenbergs Doktor Bang? Mahlzeit.

Es sollte sogar in Deutschland einleuchten, daß Snowden kein Feuerwerk für unsre patriotischen Stammtische abbrennt, sondern ausschließlich englische Interessen vertritt. In Wahrheit hängt dieser Polemiker, der so redet, als ob er mühelos mit Tod und Teufel fertig werden könnte, an verdammt kurzer Leine. Seine Regierung, die sich im Parlament von Fall zu Fall ihre Mehrheit suchen muß, braucht einen von der ganzen Nation anerkannten Erfolg. Snowden muß etwas nach Hause bringen, ein Faktum oder auch nur eine Illusion, jedenfalls etwas, das wie ein Mittel gegen die allgemeine würgende Sorge, gegen die Arbeitslosigkeit aussieht. Denn das Britische Reich ist nicht mehr das alte. Seine politische und wirtschaftliche Vormacht ist still an Amerika übergegangen, seine Dominien stehen gleichberechtigt neben der Mutter, seine koloniale Welt bebt. England steht wieder in einem nackten Existenzkampf und scheint gegen den robust anrückenden Generalmarsch der Rätsel und Schwierigkeiten geistig besser gerüstet als materiell. Fast wird Philip Snowden, dieser feine alte Intellektuellenkopf mit den lahmen Füßen, zum Symbol des Imperiums, das er im Haag repräsentiert.

Aber er ist nicht der einzige Gebundene. Da ist Herr Doktor Stresemann, der die baldige Rheinlandräumung mitbringen muß, wenn ihn nicht die Hugenbergwelle fortschwemmen soll, und da ist, schweigsam und pessimistisch, wie noch niemals, Aristide Briand, an eine reaktionäre Mischmaschregierung gekettet. So sind die wichtigsten Spieler ohne Bewegungsfreiheit, sie sind alle in falsche Rollen gedrängt, sie fühlen sich darin nicht wohl und recht unsicher in der neuen Gruppierung. England möchte am liebsten den ganzen Youngplan torpedieren, auch die Sachlieferungen, die auf seine Koh-

lenindustrie ungünstig wirken, beschränkt sich aber darauf, einen andern Verteilungsschlüssel zu fordern, weil es sich im Youngplan zu schlecht fortgekommen fühlt. In diesem Quotenstreit hat es die kleinern Mächte zur Seite, die sonst gewöhnlich hinter Frankreich stehen. Politisch wünscht es die sofortige Rheinlandräumung, ohne irgend ein Kontrollorgan für die Zukunft; läßt aber darüber mit sich reden. Frankreich verteidigt den Youngplan und die Sachlieferungen. Der Termin der Rheinlandräumung aber wird von dem abhängen, was Briand seinen Kollegen zuzumuten wagt. Frankreich erscheint diesmal allein, nur von Italien etwas dünn und nicht ohne Ironie akkompagniert, denn der Duce mag die Labourists nicht. Es ist unter diesen Umständen nicht ohne Witz, daß man sich einstweilen geeinigt hat, das Kompensationsobjekt für England von Italien beschaffen zu lassen.

Alles in allem: ein Bild von Verwirrung, von falschen Fronten und trügerischen Augenblicksallianzen. Daraus mag die eine oder andre der beteiligten Mächte ein Geschäft ziehen — die erhoffte letzte Bereinigung der Reparationsfragen ist das nicht. Es läßt sich schwer vorstellen, was aus diesem Durcheinander Gutes kommen soll. Das Günstigste wäre noch ein Kompromiß, das nicht für lange vorhalten wird.

Doch bei näherm Zusehen fällt eines auf: Deutschland und Frankreich stehen im Haag gleichermaßen isoliert. Und daraus sollten sich keine fruchtbaren Möglichkeiten ergeben? Solche glückhafte Konstellation kommt nicht oft in einem Jahrhundert vor. Pariser Pressestimmen beweisen, daß man es drüben erfaßt hat. In Deutschland wird kaum, und dann nur von höhnischen Glossierungen begleitet, davon Notiz genommen. Die wunderbare Gelegenheit zu einer Generalreinigung der deutsch-französischen Beziehungen vergeht ungenützt. Hier könnte die Grundlage geschaffen werden für eine ganz neue innere Gestaltung des Kontinents. Herr Stresemann hat in seiner Begrüßungsrede im Haag so schön von dem echten Führer gesprochen, der oft gegen die öffentliche Meinung seines Landes handeln muß, der aber den Mut zum Vorangehen in unbekannte Bereiche haben muß. Hic Rhodus, hic salta!

Denn wie diese Konferenz auch enden mag, man wird weder Briand noch Stresemann nachher bei der Heimkehr ein gemästetes Kalb schlachten, sondern ihnen nur vorwerfen, daß sie sich auf Halbheiten eingelassen hätten, die niemand nützen. Nur der englische Schatzkanzler, der die stark an ökonomische Dinge gebundene Phantasie der City entzündet hat, kann auf einen begeisterten Empfang rechnen, ob er nun auf ein paar ergatterte Millionen pochen kann oder ob er schließlich doch die Verhandlungen mit einem schrillen Nein beendet. Honoratioren von Handel und Industrie werden ihn emphatisch begrüßen, seinem Wagen die Pferdekräfte ausspannen und den Gefeierten unter dem Abgesang des Huldigungsliedes „He is an awfully nice fellow" von Victoria Station ins Treasury ziehen.

Der Hochverrat der „Hahnenschwänzler“

von Manfred Georg

Keine Feiern und Reden können verdecken, was nüchterne Wahlresultate der letzten Zeit offenbaren: das Anwachsen der weißen Terrorparteien in ganz Europa. In Oesterreich scheint die Lage am bedrohlichsten. Dort haben die sogenannten „Heimwehren“ ihren Putsch ganz offiziell für den Herbst angesetzt. Vorläufig will man sich den Fremdenverkehr nicht verderben und noch rasch Geld in die Kassen bekommen. Aber der auswärtige Reisende merkt überall auf dem Lande eine wachsende Unruhe, die fatal an die Atmosphäre erinnert, wie sie in Holstein gegenwärtig herrscht oder 1923 in Ostpreußen war.

Was ist mit diesen Heimwehren, diesen „Hahnenschwänzlern“, wie sie der Volksmund nach dem Gockelzeichen am Hut nennt? Sie sind, kurz gesagt, die Vertreter der latenten Revolte derer, die 1918 überrannt worden sind. Die ungeheure organisatorische Verwaltungsarbeit, die die oesterreichische, in ihrem Klassenbewußtsein viel weniger als die deutsche geschwächte Sozialdemokratie geleistet hat, ist jetzt soweit gediehen, daß das verstümmelte und finanziell schwer gebundene Land wieder aufzuatmen beginnt. Und da die oesterreichischen Sozialdemokraten denselben Fehler gemacht haben wie die deutschen, nämlich nicht ihren Gegner vom Vermögensgrund aus jeder Machtquelle zu berauben, atmen auch alle auf, die sich feige und getarnt bisher duckten. Die Heimwehr ist der Aufstand übermütiger großagrarischer Aristokraten und stellungsloser Offiziere in Verbindung mit dem ausgesprochenen Trustkapital und einem beschränkten pfäffisch beherrschten Spießertum.

Es gibt eine ganze Anzahl Heimwehrgruppen, die nur eines gemeinsam haben: sie werden nicht von einer Idee, sondern von dem Ehrgeiz und der Selbstsucht einzelner Führer zusammengehalten. Da sind zuerst zwei monarchistische Gruppen, die „Heimwehr Oesterreich“ unter dem Oberst Reiß, und die „Frontkämpfer“. Dann gibt es den christlich-sozialen Selbstschutzverband des Doktor Steidle und den besonders in Wien auftretenden großdeutsch-landbündlerisch gefärbten Verband des Doktor Pfrimer. Ferner eine Anzahl völkischer hakenkreuzlerischer Wehrverbände, die wie die übrigen Gruppen alle zusammen eine einzige Putscharmee bilden. Der Pressechef, der die in- und ausländische Propaganda für diese stark antisemitisch gefärbte Bewegung leitet, ist der ehemalige Chefredakteur des wiener ‚Abend‘, der ungarisch-galizische Jude Alexander Weiß, der vor gar nicht langer Zeit wegen seiner Inseraten- und Börsengeschäfte aus dem Journalistenstande ausgestoßen und von den Gerichten wegen Erpressung zu fünf Monaten Gefängnis verurteilt worden war. Der überraschenden Phantasie dieses Menschen ist es zu verdanken, daß in seinem Blatt ‚Die Freiheit‘, zum Beispiel dauernd zu lesen steht, daß in Wien Arbeiter der Hände oder des Kopfes mit fliegenden Fahnen zur Heimwehrbewegung übergehen. Was wirklich da-

von in den Versammlungen auftritt und den Bekehrten spielt, ist dabei nichts weiter als bezahltes Gesindel.

Zahlen kann freilich die Heimwehr viel. Eine sehr üble Rolle hat hier bis vor einigen Monaten der stark jüdisch durchsetzte Industriellenverband gespielt, der seiner Zeit auch den Wahlfonds des allerhöchsten Protektors der Heimwehr, des hinterlistigen und skrupellosen Demagogen, Prälaten und Bundeskanzlers Seipel, füllte. Neuerdings wird dieser bürgerkrieghetzerische Verband seine Gelder nicht mehr los, da der neue Bundeskanzler Streeruwitz reine Hände haben will und auch die kleinen Industriellen, die ausgezeichnet mit ihren Arbeitern stehen, opponierten. Aber die Geldquelle fließt deshalb nicht dünner. Die Großgrundbesitzer haben für ihre Revolutionsarmee eine eigne Steuer unter einander ausgeschrieben, deren Höhe sich nach der Größe des Besitzes richtet. Eine Anzahl von ihnen besitzt bereits eigne, gutausgerüstete Bataillone. So hat der junge Graf Starhemberg ein Bataillon von sechshundert Mann mit eignem Geschütz. Und über ähnliche Truppen verfügen die Czernin, Cumberland etcetera. Das gefährlichste und verbrecherischste Spiel aber treibt, unter Leitung des aus der Metallbranche hervorgegangenen Doktor Apold, die große, in ihrem gesamten finanziellen Gebahren vom Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikat abhängige Transalpine Montan. Als stärkster Industriefaktor des Landes hat sie die Herrschaft über viele Täler und Dörfer und übt nicht nur gegen alle ihre Angestellten und Arbeiter, sondern auch gegen die Bewohner der ihr gehörigen Ländereien einen brutalen Gesinnungsterror aus. Es wiederholt sich der alte Witz: eine deutschlandfeindliche Bewegung wird mit der Unterstützung einer von Deutschland abhängigen Industrie gefördert. Denn darin kann kein Zweifel sein, daß Seipels Heimwehraktionen nicht nur gegen den Anschluß, sondern mit ihrem Rückhalt bei Horthy und Mussolini antideutsch schlechtweg sind. Daß aber auch reaktionäre deutsche, namentlich bayrische Verbände die Heimwehr finanziell fördern, ist selbstverständlich. Deutsche Reaktionäre haben immer nur einen Instinkt, den des verbohrten Hasses, gehabt. Und wie es die große Transalpine Montan in Donnerwitz oder Eisenerz treibt, versuchen es die andern auch zu treiben, etwa die Gußstahlwerke Boehler in Kapfenberg und manche sonstigen Fabriken. Wie hoch die Geldzuwendungen übrigens sein müssen, erhellt der Umstand, daß die „Hahnenschwänzler" beim Ausrücken pro Mann fünf Schilling den Tag nebst Fahrtspesen etcetera beziehen.

Die heutigen österreichischen Behörden verhalten sich gegenüber den Heimwehrvorbereitungen ziemlich tatenlos. Der Heeresminister Vaugouin, aus einer wiener Fiakerbesitzersfamilie stammend und Inkarnation des der schwarzgelben Moderherrlichkeit nachträumenden Spießbürgers, ist ein Lakai Seipels, rühmt sich Republikaner und Sozialdemokraten aus dem Bundesheer entfernt zu haben und möchte à la Geßler die Heimwehr als eine Art „Schwarze Reichswehr" aufziehen. Statt die Starhemberg, Apold und Konsorten, die mit ihren Truppenbildungen gegen Verfassung und Wehrgesetz verstoßen,

wegen Hochverrats ins Gefängnis zu stecken, sieht er ihrem Treiben müßig zu. Sieht zu, wie Seipel seinen blutigen Traum träumt von der Eroberung Wiens und von dem Block der schwarzen mitteleuropäischen Reaktion, bestehend aus Bayern, Oesterreich, Ungarn und Italien.

Es gibt nur ein Hindernis: das ist der republikanische Schutzbund. Geschaffen von Julius Deutsch, Nationalrat und Parlamentskommissär für Heeresangelegenheiten (ein vom Parlament besetzter Vertrauensposten zur Kontrolle aller Armeeangelegenheiten), als 1918 die jugoslawische und ungarische Grenze zu brennen begann. Seine Arbeiterbataillone können das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, Oesterreich mit ihrem Leben vor dem Einbruch der auswärtigen Reaktion geschützt zu haben. Der Schutzbund verfügt über folgende Formationen: seine Infanterie (sie bildet das Gros) und die Spezialformationen Eisenbahner, lebenswichtige Betriebe, Sanität und Nachwuchs. In unmittelbarer Verbindung mit dem Schutzbund stehen die Arbeiter-Jagd- und Schützenvereine und eine Anzahl Körpersport-Bünde. Mit seinen Mannschaften beherrscht er vor allem Wien, sowie die sozialdemokratischen Industrieorte und in technischer Beziehung die Bahnknotenpunkte. Stimmenmäßig haben die Sozialdemokraten auch die Herrschaft in Salzburg und Innsbruck. Rote Bürgermeister findet man weiterhin in Graz und einer großen Anzahl bedeutender Kurorte wie Gastein, Semmering etcetera. Die stärksten Stützpunkte der Reaktion liegen dagegen in der oberoesterreichischen und tiroler Gegend.

Bei der Einschätzung der Aufruhrdrohung der Heimwehren müssen zwei Faktoren berücksichtigt werden. Der erste ist die Haltung des Bundeskanzlers Streeruwitz, der aus der Wirtschaft kommend weiß, daß das Ausland (mit Recht) verrückt gewordenen Aristokratenjüngels und ebenso ehrgeizigen, wie hirnlosen Industriedirektoren jede Anleihe sofort annullieren wird. Der zweite Faktor ist der, daß die Heimwehrmannschaften keineswegs so sichere Kantonisten sind wie die Führer, die sie preßten, meinen. Sicher ist vielleicht das auf Sold angestellte, nicht bodenständige Gesindel (Gesindel ist der absolut richtige Ausdruck, wie die Gerichtsverhandlungen der letzten Woche beweisen, in denen nicht weniger als drei Heimwehrkommandanten, also höhere Heimwehrführer, wegen Unterschlagung, Einbruch und Mord angeklagt waren.) Aber nicht sicher ist der unter dem Gesinnungsterror äußerlich zur Heimwehr sich bekennende Arbeiter und Bauer. Selbst unter der Knute der Alpinen Montan fallen geheime Abstimmungen gegen das Apoldsche Terrorregiment aus.

Aber was nutzt das alles schließlich und letzten Endes gegen die Gewalt der Gewehre und des Geldes, gegen das Schnellfeuer der bleiernen und goldenen Kugeln, das zum Herbst vorbereitet wird?! Helfen kann hier nur die Wachsamkeit der antireaktionären Schichten ganz Europas, besonders Deutschlands, gegen das der innere und äußere Hochverrat der Heimwehren ebenso gerichtet ist wie ihr beabsichtigtes Verbrechen am oesterreichischen Volke.

Das Nachschlagewerk als politische Waffe

von Ignaz Wrobel

> „Das Handbuch des öffentlichen Lebens ist parteifrei. Es bringt Tatsachen und Ziffern, aber es vermeidet jede Stellungnahme."
>
> *Müller-Jabusch*

Parteifreie politische Nachschlagewerke gibt es nicht und kann es nicht geben. Bereits die Tatsache, daß ein bestimmter Name überhaupt Aufnahme gefunden hat, entspricht in den meisten Fällen einem politischen Weltbild, und das ist gut so und in der Ordnung. Immerhin kann man von einem großen Nachschlagewerk, wie es zum Beispiel der Brockhaus ist, eine gewisse Neutralität verlangen. Brockhaus hat sie. Das sonst vortreffliche und praktische „Handbuch des öffentlichen Lebens", herausgegeben von Maximilian Müller-Jabusch, und erschienen in dem kaiserlichen Verlag Koehler zu Leipzig, hat sie nicht.

Es ist wohl die hinterhältigste, die am meisten vergiftete Waffe: aus der Statistik, aus den Ziffern, aus den sogenannten „parteilosen" Nachschlagewerken heraus zu schießen und sich solcher Bücher als Propagandamittel zu bedienen. Es ist nicht ehrlich.

*

Das „Handbuch des öffentlichen Lebens" bringt allerhand Wissenswertes, gut geordnet und einigermaßen übersichtlich gedruckt. Es ist bei der Schilderung der deutschen politischen Parteien von vorbildlicher Neutralität; jede Partei hat ihr Programm selbst dargestellt, an keiner Stelle hat man den Eindruck, als sei die eine auf Kosten der andern im Raum benachteiligt ... bravo. Es geht also. Aber es geht nicht immer.

Abgesehen von einigen Einzelheiten weist das Handbuch vor allem drei Stellen auf, wo es auf das gröblichste von der angekündigten Pflicht zur Neutralität abweicht, dabei an einer Stelle mit objektiven Unrichtigkeiten operierend.

Die Einzelheiten bestehen in einer merkwürdigen Einordnung des Deutschtums in der Welt. Da gibt es also: „I. Deutschland. II. Die deutschen Lande außerhalb Deutschlands. III. Das Ausland." Die „deutschen Lande" sind Österreich und Danzig. Das mag noch angehen. Wenn aber die „Statistik des Deutschtums in der Welt" aufzählt, daß in Lettland 70 000 Deutsche wohnen und in der Schweiz 2 700 000, so ist das falsch. Die „Deutschen" in Lettland sind keine Deutschen, sondern Balten, und die Menschen, die in der Schweiz leben, sind Schweizer, und beides sind keine Deutschen. Sie sprechen dieselbe Sprache wie wir — also können die Schweizer mit Fug behaupten, in Deutschland lebten 60 000 000 Schweizer. Die Statistik ist — ebenso wie die über Belgien — politisch gefärbt und nicht neutral.

Die drei großen Kapitel aber, in denen das Handbuch sein eigentliches Feld verläßt, um klare politische Propaganda zu machen, sind: „Der Versailler Vertrag"; der „Biographische Teil" und die Angaben über die Armeen der einzelnen Länder.

Das Kapitel „Der Versailler Vertrag" ist ein einziger deutschnationaler Leitartikel. Das Handbuch nimmt da nicht nur Stellung, es straft also nicht nur das Versprechen, das es im Vorwort gegeben hat, Lügen — es wimmelt auch von unbewiesenen Behauptungen und Ansichten, Beleidigungen Frankreichs ... kurz: Politik. Da wird zunächst dem Abschnitt „Entwaffnung" ein Anhang hinzugefügt, in dem die Bewaffnungen der siegreichen Mächte angegeben sind, zu dem klar erkennbaren Zweck, das „arme entwaffnete Deutschland" in Schutz zu nehmen. Im Abschnitt „Ruhrbesetzung" regnet es Ausdrücke wie „erpreßt", „Ausbeutung", „Ausschreitungen der Besatzungsangehörigen" — es folgt eine schiefe Darstellung des Separatismus, mit einem Lob auf die „mustergültige Reichstreue der Bevölkerung", die den Kenner belustigt, den arglosen Leser aber täuscht — es ist da dauernd von „widerrechtlicher Besetzung" die Rede ... hier wird also politisch tendenziös gearbeitet.

Bedeutend schlimmer geht es im „Biographischen Teil" zu. Darin sind eine Reihe französischer Politiker aufgeführt; es ist kaum einer, dem nicht irgend eine gehässige Bemerkung angehängt wird. Poincaré: „Mitschuldig am Kriegsausbruch." Bumm. Das wird hier, auf Seite 810, entschieden, aber nicht belegt. Es erinnert das an die größenwahnsinnigen Urteile kleiner Landgerichtsdirektoren, die vor ihren Kammern die Weltgeschichte antreten lassen und dann in Urteilsbegründungen „feststellen", was gewesen ist. Von Victor Basch: „Versuchte 1924 in Berlin und Potsdam für seinen Standpunkt zu werben, fand aber nicht die richtige Art." Das darf diesem Pazifisten jeder sagen, jeder — nur nicht ein Lexikon, von dem wir Tatsachen haben wollen und keine Ansichten. Von François-Marsal: „Nach einer Laufbahn als Infanterieoffizier mit Hilfe familiärer Beziehungen Bankdirektor ..." Das ist eine durch nichts gerechtfertigte Ungezogenheit. Cuno, der Inflations-Cuno hingegen, ist nach diesem Handbuch erst Generalreferent für Kriegswirtschaftsfragen im Reichsschatzamt (wo er, was verschwiegen wird, die Reichsentschädigungen der Reedereien bearbeitet), und er wird dann — ohne Hilfe familiärer Beziehungen — in die Direktion der Hapag übernommen. So verschieden ist es im menschlichen Leben. Bei Radek steht fürsorglich angemerkt: „eigentlich Sobelsohn", denn was wäre das Lexikon, wenn wir das nicht wüßten — bei Seldte aber steht nicht „Likörfabrikant", sondern „Fabrikbesitzer" ... es ist der Ton, der den Parademarsch macht. Dieser biographische Teil ist politisch gefärbt, unsachlich und nicht neutral.

Wären nun diese Entgleisungen, diese Peinlichkeiten heterogen, hätten diese Fehler nicht alle dieselbe Grundmelodie —: man könnte an Zufall glauben. Es kann aber kein Zufall sein, wenn in der Aufzählung der fremden Staaten, fünfmal, jedesmal im Abschnitt „Heer und Flotte" eine schwere Unrichtigkeit steht.

„Dänemark. Allgemeine Wehrpflicht." Falsch: in Dänemark gibt es keine allgemeine Wehrpflicht, sondern nur eine allgemeine Dienstpflicht, was ein gewaltiger Unterschied ist. Denn:

In Dänemark ist durch das Gesetz vom 13. Dezember 1917 die Kriegsdienstverweigerung anerkannt. Es besteht also keine allgemeine Wehrpflicht; wohl aber eine Dienstpflicht: der sich Weigernde muß dem Staat einen Zivildienst als Ersatz leisten; dieser Zivildienst ist übrigens über dreimal so lang wie der Militärdienst; auch wird dem sich Weigernden zunächst ein waffenloser Militärdienst angeboten: aber das Recht, sich dem Heeresdienst zu entziehen, ist gesetzlich vorhanden. Davon steht im Handbuch nichts.

„Schweden. Allgemeine Wehrpflicht." Falsch: in Schweden ist das Recht auf Kriegsdienstverweigerung seit dem 21. Mai 1920 gesetzlich anerkannt. Das galt zunächst nur für diejenigen, die den Heeresdienst aus religiösen Gründen verweigerten; seit dem 1. Januar 1926 dürfen auch areligiöse Pazifisten den Zivil-Alternativdienst tun. Davon steht im Handbuch nichts.

„Norwegen. Allgemeine Wehrpflicht." Falsch: die Regelung ist dort die gleiche wie in Schweden. Davon weiß das Handbuch nichts.

„Holland. Allgemeine Wehrpflicht." Falsch: nach dem Gesetz vom August 1923 besteht dort nur allgemeine Dienstpflicht, keine Wehrpflicht. Das Handbuch verschweigt es.

„Finnland. Allgemeine Wehrpflicht." Falsch: es gibt dort einen Alternativdienst — es besteht also keine allgemeine Wehrpflicht. Das Handbuch verschweigt es.

Warum verschweigt das Handbuch diese Fakten —?

Man vergegenwärtige sich die Situation: irgend ein Redner, ein Politiker, ein alter Militär, will vor seinem Publikum Eindruck machen. Er unterrichtet sich in diesem Handbuch — für einen öffentlichen Vortrag kann man nicht von jedem Menschen Quellenstudium in fremden Sprachen verlangen. Das „Handbuch des öffentlichen Lebens" unterrichtet ihn falsch, und er unterrichtet seine Hörer falsch. Er kann durchaus gutgläubig und mit Emphase sagen: „Selbst die kleinen Staaten haben ihre Wehrpflicht nicht aufgehoben — nicht einmal Dänemark, Schweden, Norwegen, Finnland und Holland haben es getan — und wir Deutschen sollten..." solcherart also sagt er seinen Leuten eine dicke Unrichtigkeit. Daran ist dieses Handbuch schuld.

Der Herausgeber ist mir als sauberer Journalist bekannt — vielleicht ist er in einem Teil der Fälle von seinen Mitarbeitern unsorgfältig bedient oder getäuscht worden. Er merze diese Fehler aus — das Kapitel „Der Vertrag von Versailles" ist Politik und keine Tatsachenübermittlung; der Rest ist schlimmer.

Wir werden immer wieder aufzeigen, wie in Schulbüchern, in Atlanten, in Nachschlagewerken, dort, wo man die Propaganda am wenigsten vermutet, wo sie also um so tiefer trifft, Politik gemacht wird — und zwar stets Rechtspolitik. Es gibt auf der ganzen Welt ein Gesetz, wonach die herrschende Klasse uns wissen machen will (und es vielleicht auch glaubt), daß ihre Anschauungen keine Politik seien. Wahrscheinlich sind sie ihr vom Himmel heruntergefallen. Wo man dergleichen trifft, soll

man es austreten: so ist der vorige Krieg vorbereitet worden. So wird der nächste vorbereitet werden.

Das „Handbuch des öffentlichen Lebens" aber hat nicht die Berechtigung, für Deutschland zu sprechen, wenn es so spricht. Es spricht für einen Teil Deutschlands. Nicht für seinen besten.

Kriegskunst von Erich Mühsam

Sind Sie mit der ‚Kriegskunst' zufrieden? Dann unterstützen Sie uns durch Werbung neuer Bezieher! Sind Sie unzufrieden? Dann teilen Sie uns den Grund mit!

Verlag ‚Offene Worte', Berlin W 10, Bendlerstraße 8. Verantwortlich für die Schriftleitung: Major a. D. Bodo Zimmermann, Berlin W 10.

Ich bin hochzufrieden mit der „Kriegskunst" und werbe ihr hiermit neue Bezieher. Ich teile auch den Grund mit. Dazu fühle ich mich imstande, obwohl mir nur eine einzige Nummer von ‚Kriegskunst in Wort und Bild' vorliegt, — ein guter Mensch hat sie mir zugeschickt. Es ist das Heft 9 des Jahrgangs IV vom Juni 1928, aber es genügt mir, um genau zu wissen, wie die sechsundfünfzig früher erschienenen und das Dutzend seither hoffentlich geförderten Hefte dieser ‚Zeitschrift für die deutsche Wehrmacht' aussehen, welche „zugleich IX. (inzwischen also wohl X.) Jahrgang der ‚Militärwissenschaftlichen Mitteilungen" ist.

Es darf gleich mit Befriedigung vorweg bemerkt werden, daß sich das Blatt schon äußerlich und beim ersten Hinschauen als ein Organ der Kunst ausweist, welches sich von den ungesunden Einflüssen sogenannten modernen Geistes mit soldatischer Strenge fernhält. Schon die Typen auf dem mattgelben Umschlag weisen auf den soliden Geschmack etwa des ‚Lahrer Boten' hin, darunter aber ist das Titelblatt vom Bilde eines Helden geschmückt, des Leutnants d. R. Heinrich Hansen, der forsch und deutsch aus dem, offenbar in jeder Nummer ein andres Vorbild des deutschen Soldaten umschließenden, Rahmen herausschaut. Der besteht aus einem von einem Bande durchwirkten Kranz aus undefinierbarem, aber sorgfältig gepreßtem Material, oben gehalten von den Klauen eines gefiedersträubenden Aars, wie man ihn in der Zeit vor Ausbruch der deutschen Schmach gern als Zierat auf messinggetriebene Tintenfässer setzte. Heinrich Hansen jedoch hat es wohl verdient, als Kopfbild in der schlichten Dienstmütze auf dem Umschlag zu prangen. Von ihm handelt auch der erste Artikel, und der beginnt so: „Fern der Heimat, in Kanada, weilte 1914 ein kerndeutscher junger Mann. Wissensdurst und Wanderlust hatten ihn, wie so viele andre, hinaus in die weite Welt getrieben. Das meerumschlungene Schleswig war seine Heimat." Wir dürfen Heinrichs ganze Entwicklung noch einmal mit ihm erleben und sehen sogar die Fahne des Regimentes der 84er, bei denen unser Held dereinst sein Einjähriges in Hadersleben abgedient hat. Ein Soldat hält auf dem Bilde die flatternde Fahne, in alte bunte Uniform gekleidet, mit so vielen Schärpen, Futteralen, Blechschildern, Adlern und Schnüren angetan,

daß unser Herz lacht. Als wir Kinder waren, bekamen wir diese Fahnenträger zum Ausschneiden oder als Abziehbilder geschenkt. Doch Heinrich Hansen hörte drüben, daß der Feindbund sein deutsches Vaterland überfallen habe, und „da vermochte ihn nichts mehr in dem fremden Lande zu halten". Allen Fährnissen entrann er. „Wie schlug das Herz des stämmigen, blonden Mannes, als er sich am 5. September 1914 beim Bezirkskommando in Flensburg meldete: ‚Unteroffizier Heinrich Hansen aus Kanada zurück!'" Hei! Nun beginnen seine Kriegserlebnisse. Eine Karte, die den Save-Übergang am 7. Oktober 1915 mit dicken Pfeilen vergegenwärtigt, nebst Abbildungen heroischer Szenen von eben diesem Save-Übergang, von Beschießungen und Erstürmungen serbischer Ruhmesstätten und dem Konterfei des Oberstleutnants Bloch von Blottnitz, des „tapfern Kommandeurs des R.-I.-R. 208". Der steht, sechs Auszeichnungen unterm Kragen und an der Brust, blitzäugig unter blondem Schnurrbart lächelnd, die Daumen links und rechts aus den Taschen gebogen, im überzogenen Spitzhelm, feldgrau und bieder da und fordert sein Jahrhundert in die Schranken. Oh, lest es selber, was er mit seinem Regiment, was sein herrlicher, unterdessen zum Leutnant avancierter Führer mit hundertfünfzig freiwilligen Stürmern vollbrachte. „Die furchtbare Spannung scheint die Leute gelähmt zu haben. Da schnellt Leutnant Hansen mit seinem Burschen empor, springt ans Ufer, schreit: ‚Mir nach!' Der Bann ist gebrochen." Wir erfahren dann noch von einer Verwundung, nach der Hansen trotzdem „den Krieg in Frankreich bis zu seinem traurigen Ende mit hoher Auszeichnung durchgekämpft" hat. Gott sei Dank ist nur das traurige Ende des Krieges gemeint; denn Hansen lebt heute wieder „oben in seiner schleswigschen Heimat in Niebüll nahe der neuen dänischen Grenze". Hoffentlich als Stahlhelmführer. „Möchte seine Tapferkeit der heranwachsenden deutschen Jugend als leuchtendes Vorbild dienen." So schließt die Beschreibung dieses Kriegskünstlers, und darunter erblicken wir das Arminiusdenkmal im Oval, umzuckt von Blitzen, umwogt von Tannen, umschwirrt von Raben und umworben vom deutschen Aar, der sich bemüht, den Sockel emporzuklettern.

Es folgt unter dem Titel „Taktik", mit weitern Abziehbildern und Uniformproben des Reichsheeres verziert, einiges Fachliche für Infanterie und Kavallerie mit der 29. Aufgabe: „Wie gedenkt Unteroffizier Richter seinen Auftrag (‚Feind ist in den Polenz- beziehungsweise Lachsgrund zu werfen') auszuführen und welche Befehle gibt er?" Wir lernen, wie wir als Flieger Tiefangriffe gegen Erdziele zu richten haben und wie es um die Anlage eines Maschinengewehrstandes beschaffen ist, alles mit schönen Illustrationen verdeutlicht; wir sehen den General der Infanterie Heye, den Chef der Heeresleitung mit zwei Adjutanten hinter sich und einem Stück Tiergarten hinter den Adjutanten. Wir erfahren, was es mit dem Dienst im Kampfwagen und mit dem Nachschub auf sich hat, und eine sinnige Photographie erheitert unser Gemüt: ein Held im Stahlhelm schaut, die Zigarette zwischen den Fin-

gern, aus der Mündung einer 38-Zentimeter-Kanone hervor, und nach einem Sinnspruch über „die Macht des Gedankens" folgen vier Seiten „Verhalten als Verwundeter" in vierundzwanzig Bildern mit Unterschriften. Links erfährt man, welches Verhalten falsch, rechts welches richtig ist.

Hier ein paar Proben: „Wenn ein leicht Verwundeter im entscheidenden Gefechtsmoment zurückgeht, so handelt er treulos gegen seine Kameraden." Da kriecht denn der Pflichtvergessene auf allen Vieren aus der Reihe der Welschen, die unentwegt auf die anrückenden Deutschen knallen. Dagegen: „Ein deutscher Soldat kämpft in gespannter Gefechtslage auch dann mutig weiter, wenn er verwundet ist." Und siehe, da sitzt der Tapfere blutend am Boden, aber die linke Hand umschließt das Seitengewehr, während die rechte eben im Begriffe ist, die abgezogene Handgranate dem anstürmenden Feinde entgegenzuschleudern. Die feigen Feinde lassen sich als Verwundete gefangen nehmen. Der deutsche verwundete Soldat aber kniet im wildesten Gemetzel barhaupt mit zerschossener Schulter und feuert aus seiner Pistole zwischen die Gegner, daß es eine Lust ist. „Wenn zurückfahrende Verwundete den zum Gefechte vormarschierenden Truppen entmutigende Worte zurufen (‚Vorn ist die Hölle!' ist auf der Papierwurst zu lesen, die der Elende auf dem Bilde aus seinem Munde bläst), so üben sie Verrat am Vaterlande." Jedoch: „Deutsche Verwundete werden ihre zur Schlacht vormarschierenden Kameraden stets anzufeuern suchen." Und dem Munde des braven Mannes entflattert in Trichterform der Ruf: „Es lebe Deutschland!" Und so auch im Lazarett, so auch daheim. „Wer als Verwundeter aus der Heimat Klagebriefe an seine kämpfenden Kameraden schreibt, ist ein jämmerlicher Kerl." Schon lesen wir die Jämmerlichkeit auf dem Briefpapier: „In der Heimat sieht es jetzt schlimm aus!" Auch der, der es schreibt, sieht schlimm aus. Einen wahren Bösewicht mit finsterm Verbrecherausdruck und dunkeln Haaren hat der Zeichner da porträtiert, der die Pflichtvergessenen, die Feiglinge und Franzosen alle mit tiefschürfender Charakteristik schon äußerlich abscheuerregend vor unser Auge stellt. Wie edel und blond sieht dagegen der brave deutsche Soldat aus, der tapfere Verwundete, der nur daran denkt, aus der Heimat seine Kameraden zum Durchhalten anzuspornen! Auf seinem Papier ist zu lesen: „Hier ist jeder von unserm Endsieg überzeugt!"

Doch noch schöner als der ganze Inhalt des Heftes ist die Sonderbeilage für die Bezieher der ‚Kriegskunst in Wort und Bild'. Das ist ein auf Karton gedrucktes Bild, in dessen umrahmender Zierleiste der Name eines Helden zu lesen ist: Füsilier Paul Hintermeyer. Die Geschichte Paul Hintermeyers ist aus einer frühern Nummer der Zeitschrift zu erfahren, auf die verwiesen wird. Aber das Bild gibt alle Auskunft auch ohne Text. Da steht Füsilier Hintermeyer über einem Berge von Leichen, deren Herkunft an dem im Vordergrunde liegenden Franzosentschako erkennbar ist. Ein Baumstumpf zeugt von der Wucht der Granate, welche man eben neben Paul

Hintermeyer explodieren sieht. Eine Fontäne von Tinte spritzt sie Tod und Verderben um sich. Paul Hintermeyer aber schreckt das nicht. In seinem Heldenantlitz spiegelt sich nichts als Kampfeslust. Sein Gürtel ist im Kampfgewühl zerrissen und der Riemen mit den Patronenhülsen schlenkert ihm lose um den Hals. Vorn die Franzosen weichen schon vor seinem Todesmut zurück, und hinter ihm drängen die tapfern Deutschen mit schußbereiten Gewehren. Ein Kamerad reicht dem Helden eine neue Bombe, während Füsilier Hintermeyer eben im Begriffe ist, die seine in die Reihen der Feinde zu werfen. Am Siege Paul Hintermeyers kann kein Zweifel mehr sein. Das Bild aber, das uns den Geschmack besserer Zeiten der Vergangenheit, den Geschmack der Gartenlaubenkunst aus den achtziger Jahren gegenwärtig macht, danken wir dem begnadeten Künstler Knötel dem Jüngern, und wir ahnen ergriffen, daß es auch einen ältern Knötel gegeben haben mag und daß sich also solches Talent vererben kann.

Das ist ein großer Trost in unsern trüben Tagen, wie denn das Heft der ‚Kriegskunst in Wort und Bild' im ganzen zeigt, daß sich alles vererbt hat auf unser Geschlecht, was nur der Geist der Zersetzung für tot halten konnte. Die Soldaten der deutschen Reichswehr werden gottlob auch in der Republik im Geist einer Kultur und eines Geschmackes belehrt und erzogen, der das Heer der Hohenzollern den herrlichen Tagen von 1914 entgegengeführt hat.

Waldenburg von Emil Baumann-Dittersbach

II.

Ebenso unerfreulich wie die Wirtschaftslage des Kohlenbergbaus ist die der Textilindustrie. Einmal macht dieser Industriezweig seit je und überall die schärfsten Krisen durch, die denkbar sind. Eine geringe politische Erschütterung in einem entfernten Winkel — die Textilindustrie ist ihr Seismograph. Auch ist die Bezahlung nirgendwo gut. Für den Wetterwinkel Waldenburg aber gelten noch besonders traurige Gesetze: Seit Jahrzehnten ist das Überangebot billigster Arbeitskräfte groß, da es durch die Hungerlöhne der Bergarbeiter bedingt ist. Wenn des Familienvaters Wochenlohn nicht ausreicht, müssen Frau und Töchter „Zuschuß" schaffen. Das Resultat heißt: Maximal 17 Mark Wochenlohn bei achtundvierzig Arbeitsstunden und — die Tuberkulose. Denn die Textilfabriken sind seit alters durch ihre überheizten, dunstigen Räume die Brutstätten der Lungenschwindsucht.

Außer der Glasindustrie, die verhältnismäßig hohe Löhne zahlt, aber nur 1100 Leute zu beschäftigen vermag, sind alle Industriezweige unsres Gebietes die denkbar schlechtesten Lohnzahler. Auch hier wirken das Überangebot der Arbeitskraft — der Bergbau beschäftigte 1924: 40 000, 1928: 28 000 Arbeiter —, eine gewisse provinzielle Vertrottelung der Betriebsleitungen, die fast ausnahmelos den großen kaufmännischen Ansprüchen dieser Krisenjahre nicht gewachsen sind, und das Fehlen aller größern Konjunkturen in Deutschland, als

diabolische „Drei-Einheit" zur langsamen Vernichtung unzähliger Menschenleben.

*

Wie also lebt eine Arbeiterfamilie unsres Bezirkes? Nehmen wir einen Normalfall: der Mann ist Zimmerhauer in der Grube, die neunzehnjährige Tochter Arbeiterin in einer Textilfabrik, der sechzehnjährige Sohn „Übertagarbeiter" beim Bergbau, außerdem sind noch die Ehefrau, die die Wirtschaft besorgt, und zwei schulpflichtige Kinder vorhanden. Setzen wir nunmehr den schon anormal günstigen Fall: Die drei arbeitenden Mitglieder der sechsköpfigen Familie sind das ganze Jahr voll beschäftigt, und niemand ist krank. Dann verdienen monatlich: der Mann 150 Mark, die Tochter 41 Mark, der Sohn 28 Mark. Die ganze sechsköpfige Familie hat also — besten Falles — 219 Mark monatlich zu verleben, das heißt, es kommen auf den Kopf nach Abzug der gemeinsamen Unkosten für Miete, Gas etcetera (die Heizung ist in unserm Falle gratis, da der Vater Bergarbeiter ist) und bei der günstigen Annahme, zwei schulpflichtige Kinder brauchen zusammen so viel wie ein Erwachsener, ein monatlicher Verbrauchsstandard von 34 Reichsmark pro Kopf. Davon müssen Nahrung, Kleidung, Fahrspesen (in unserm Gebiete meistens unvermeidlich) für dreißig Tage bestritten werden. Wer wird dabei satt? Wo bleiben Kulturbedürfnisse und die Beiträge für Gewerkschaft und Partei? Was wird, wenn ein Familienmitglied krank wird oder arbeitslos? Die Fragen werden täglich durch die Tatsachen brutal, aber präzise beantwortet: Die Familie verkommt. Hier haben Sie eine amtliche Statistik der Gesundheitsverhältnisse in den Gemeindeschulen von Waldenburg-Stadt und Altwasser (Kreis Waldenburg):

Schule	Bei wieviel Kindern ist die Frage beantwortet?	Anzahl der kranken Kinder	Prozent	Rachitis	Tuberkulose	Skrofulose	Sonstige Krankheiten
Evangelische Knabenschule, Waldenburg	603	140	23,2	6	29	9	96
„ Mädchenschule, „	857	227	26,5	11	16	69	131
Katholische Knabenschule, „	510	350	68,2	8	12	33	297
„ Mädchenschule, „	458	210	45,8	1	17	33	159
Stadtparkschule, „	314	96	30,7	10	27	50	9
Hilfsschule, „	108	81	7,5	8	1	11	61
Evangelisch-lutherische Schule, „	72	6	8,3	—	—	—	6
Evangelische Knabenschule, Altwasser	338	33	9,9	2	3	4	24
„ Mädchenschule, „	350	78	22,3	3	33	33	9
Katholische Niederschule, „	395	61	15,4	4	12	32	13
Evangelische Oberschule, „	544	105	19,3	13	22	28	42
Katholische Oberschule, „	491	180	36,6	17	22	19	122
Weltliche Schule, „	256	55	21,5	2	9	44	—
Zusammen:	5 296	1 622	30,6	85	203	102	969

Demnach sind also ein Drittel aller schulpflichtigen Kinder krank, darunter der achte Teil mit Tuberkulose und der fünfte Teil mit Skrofulose behaftet. Und was heißt „Sonstige Krankheiten", die 969, also rund 65 Prozent aller kranken Kinder, haben? Es werden weder hohle Zähne noch vulgäre Bauchschmerzen sein. Um das zu glauben, kennen wir amtliche Statistiken leider aus allzulanger Erfahrung.

Eine andre Statistik birgt folgende erschütternde Bilanz:

Wieviel Kinder sind ohne erstes Frühstück?	8,8	Prozent
Wieviel Kinder sind ohne zweites Frühstück?	9	„
Wieviel Kinder sind ohne warmes Mittagessen?	6,2	„
Wieviel Kinder sind ohne Vesper?	35	„
Wieviel Kinder sind ohne Abendbrot?	4,9	„
Bei wieviel Kindern sind keine Schuhe vorhanden?	3,2	„
Bei wieviel Kindern ist ein Paar Schuhe vorhanden?	38,1	„
Bei wieviel Kindern sind 0 Paar Strümpfe vorhanden?	3,3	„
Bei wieviel Kindern ist nur 1 Paar Strümpfe vorhanden?	24,2	„
Bei wieviel Kindern ist Bettwäsche nur einmal da?	20,7	„
Bei wieviel Kindern ist keine Bettwäsche vorhanden?	5,5	„
Bei wieviel Kindern ist kein Hemd vorhanden?	2,1	„
Bei wieviel Kindern ist nur ein Hemd vorhanden?	7,4	„
Bei wieviel Kindern ist ein Mantel nicht vorhanden?	21,4	„
Wieviel Kinder müssen verdienen helfen?	9,8	„
Und wie alt sind diese? 65 Prozent unter und 35 Prozent über 12 Jahre		
Bei wieviel Kindern arbeitet die Mutter außerhalb des Hauses?	10,9	„
Bei wieviel Kindern kommen 5 und mehr Personen auf einen Wohnraum?	16	„
Wieviel Kinder teilen das Bett mit andern Kindern?	38,6	„
Wieviel Kinder schlafen mit Erwachsenen zusammen?	18,2	„
Wieviel Kinder schlafen überhaupt nicht im Bett?	7	„
Wieviel Kinder sind auffallend unterernährt?	21,1	„

Das also ist der soziale und gesundheitliche Befund der Generation, die in zehn Jahren körperliche Schwerarbeit leisten soll.

*

Und noch nicht das grauenhafteste Problem unsres Reviers ist der niedrige Verdienststandard mit diesen katastrophalen Folgen, sondern das Wohnungswesen. Bei uns gibt es Wohnhöhlen und -höllen, die Emile Zolas Elendsquartiere der Industriearbeiter als paradiesische Lustpaläste erscheinen lassen.

Nach einer Erhebung, die der fähige Regierungsassessor Doktor Karl Ohle angestellt hat, wohnen im Landkreise Waldenburg:

in einem Raum	43 658 Personen	oder 32,78	Prozent
in einem Zimmer und Küche	50 610 Personen	oder 38	Prozent
in zwei Zimmern und Küche	26 597 Personen	oder 20	Prozent
d. h. in Kleinwohnungen	120 865 Personen	oder 90,78	Prozent

der Bevölkerung.

Also nur 9,22 Prozent aller Bewohner unsres Kreises haben größere Wohnungen inne. Die Stadt Waldenburg hat sich — wohl aus triftigen Gründen — den Erhebungen Ohles entzogen. Denn vermutlich würden ihre Ziffern die Verhältniszahlen noch weiter verschlechtern. Den Gipfelpunkt bildet ein Industrieort Zedlitzheide, in dem 78 Prozent aller Ein-

wohner in einem Raume hausen. 5258 Familien haben überhaupt keine oder eine — amtlich erklärte — unzureichende Wohnung.

Wohnungselend aber bedeutet Krankheit und Verbrechen, zumal wenn noch die materielle Not im Bunde ist. Voilà: die Säuglingssterblichkeit betrug 7,7 Prozent (von 2377 Geborenen starben 1926 im ersten Lebensjahr 307), die Geburtenzahl ist von 1922 bis 1926 um 30 Prozent zurückgegangen (von 3402 auf 2377 Geborene). Der Prozentsatz der allgemeinen Sterblichkeit ist um ein Drittel höher als in Preußen. An Tuberkulose erkrankt sind — nach amtlicher Statistik! — 15,6 Prozent. (Im deutschen Reiche rund 10 Prozent.)

Umfangreich ist auch die Liste der ausgesprochenen Wohnverbrechen, also: Sittlichkeitsverbrechen, Unzucht, Kuppelei, Notzucht, Blutschande und — außerdem — Ehebruch und Abtreibung. Die hiesige Staatsanwaltschaft beschäftigte sich — nach Doktor Ohle — 1924: mit 116, 1925: mit 145, 1926: mit 183 und 1927: mit rund 190 Fällen. Ihre Akten zeigen, daß rund 10 Prozent aller Delikte im hiesigen Bezirk ausgesprochene Wohnverbrechen sind. Die Ziffer der Wohnverbrechen hat sich seit 1913 verdoppelt, die der Abtreibungen verzehnfacht!

Das Reichsschiedsgericht bezeichnete — in einem Urteil von 1924 — den waldenburger Kreis als „eines der unruhigsten und schwierigsten Gebiete Preußens", entzog sich offenbar aber der Mühe, die Gründe hierfür zu untersuchen. Ja, mancher wird sich vielleicht wundern, daß es bei dieser unvergleichlichen Not noch so relativ ruhig geblieben ist. Zwar haben die Gewerkschaften erfreulich und — bei der Geldmisere — erstaunlich hohe Mitgliederziffern. Allein der „Verband der Bergbau-Industrie-Arbeiter Deutschlands" zählte im Bezirk Waldenburg Ende 1928: 13 690 Mitglieder, dazu kommen etwa 11 000 Hirsch-Dunckersche und christliche Gewerkschaftler. Es sind also von 28 000 Bergarbeitern über 24 000 gewerkschaftlich organisiert. Die SPD operiert mit geschicktem Schein-Radikalismus und hat guten Zulauf. Die KPD ist — ausgerechnet auf diesem Humusboden der Revolutionierung — fast ohne Einfluß.

*

Ziekursch sagt einmal „Man kann nicht scharf genug betonen, daß in der Gegenwart die Bergleute und Industriearbeiter des waldenburger Reviers die Nachkommen von Webern sind, was man ihrer Körperbeschaffenheit heute noch anmerkt." Nun, mehr noch als ihrer körperlichen Beschaffenheit merkt man es ihrer psychischen an, daß sie die Nachfahren dieses getretenen, gottergebenen, schwer geprüften Menschenschlages sind. Die moderne Psychologie hat festgestellt, daß die psychische Substanz genau so vererbt wird wie die physische, also durch mehrere Generationen. Und daraus resultiert auch nach meiner Ansicht die traurige Tatsache, daß seit einem Jahrzehnt das gleiche Elend herrscht, ohne daß etwas Durchgreifendes geschehen wäre. Sammlungen des Magistrats und des ‚Berliner Tageblattes': Ausgezeichnete Ge-

sten der Humanität, aber für 150 000 Menschen kann keine Sammelbüchse aufgestellt werden, es muß planmäßig und mit diktatorischen Regierungsmaßnahmen gearbeitet werden. Wäre der Bergbau 1919 sozialisiert worden, es herrschte Planwirtschaft und damit wahrscheinlich ein erträglicher Zustand in Waldenburg. Die Gelegenheit ist verpaßt und verpatzt worden. Nun helfen Hypothesen gar nichts mehr.

Der Regierungsassessor Ohle, ein weißer Rabe im Kral der verzopften preußischen Verwaltung, hat ein gutes Buch geschrieben „Der Kreis Waldenburg" (W. G. Korn, Verlag, Breslau), in dem er die Gründe und Hintergründe für das niederschlesische Elendsquartier einleuchtend darstellt. Ohle appelliert an die Machthaber des Reiches und an das Gewissen der Öffentlichkeit:

„Es sind nicht allein die Kriegsnöte, die wir zu bekämpfen haben, das Übel liegt leider viel tiefer. Wenn irgendwo, so sind wir das Gebiet, für das die sozialen Nachkriegsgesetze gradezu auf den Leib zugeschnitten sind. Ja, man möchte sagen, wenn es eine Dringlichkeitsliste gäbe, nach der die öffentlichen Mittel zum Hausbau oder zu Wohlfahrtszwecken verteilt werden, so müßte der Gerechtigkeit halber unser Gebiet unter den ersten Bewerbern dieser Liste geführt werden. Wir verlangen keine Bevorzugung, wir wollen nur Luft, Licht und Raum zum Leben und zur Arbeit. Videant consules!"

Consules videbant und versetzten — soweit meine Information reicht — den Doktor Ohle von Waldenburg, wo er wichtig war, wahrscheinlich nach dem ländlichen Ostpreußen oder Hinterpommern, wo er unschädlich ist. Voraussichtlich wurde er auch zum Land- oder Regierungsrat vorzeitig ernannt. Nach diesem Rezept macht man von altersher Beamte tot, die Fähigkeiten und zivilen Mut besitzen und anzuwenden wissen.

Reichs- und Landesregierung feiern, die Stadt ist pleite und der Landkreis ohnmächtig, die Parteien, Verbände, Organisationen, die Unternehmer und die Gewerkschaftsführer: der Einzelne ist zu schwach oder zu feige, die Gesamtheit zu schwach und zu feige. Und doch muß dieses beispiellose Massenelend schleunigst liquidiert werden!

Zum Wesen der Republiken gehört das Gewissen des Volkes. Frankreich kennt eine ruhmreiche Geschichte der empörten Herzen: Von Voltaire über Hugo bis Emile Zola und Anatole France. Auch Deutschland hat im letzten Jahrzehnt ein paar schüchterne Versuche gemacht, den Geist gegen die Macht zu stellen und das Herz über das — „Prestige". Daß diese Versuche zudem noch erfolgreich waren, sollte uns nur Ansporn sein, fortzufahren.

Waldenburg ist kein Laboratorium für „Wirtschaftsführer" und Heilsapostel, Sozialhygieniker und Pneumokokkenforscher, kein Dorado romantischer Elendsbarden und christlicher Caritasvereine. Es ist ein Land mit lebendigen Menschen, 150 000 an der Zahl. Die wollen leben wie alle Kreaturen. Und darauf haben sie ein Recht erworben — allein durch ihre Geburt.

Holitscher und Dreiser von Alfons Goldschmidt

Arthur Holitscher läßt bei S. Fischer einen Roman: „Es geschah in Moskau" erscheinen, den ersten einer Romantrilogie: Moskau—Berlin—New York. Die beiden Weltpole also und dazwischen das Wenn und Aber. „Es geschah in Moskau" geht auch mich an. Denn auch ich lebte eine Zeitlang in dem Haus, das Zentrum dieses Romans ist. Eigentlich ist es gar kein Roman, sondern eine Zusammenführung von höchst bemerkenswerten Typen der brodelnden Atmosphäre Moskaus nach Abschluß der ersten, heroischen Phase der Revolution. Die Skeptiker, die Fiebernden, die Zögernden, die Galoppierenden, die Mystischen und die Politischen, alle treffen sich in diesem Buch und werden zu einem Gewirbel der Meinungen und Gefühle am Eingang zu einer neuen Periode der Revolution. Ich kenne kein Buch, das so stark wie dieses die Saugekraft der russischen Revolution zum Ausdruck bringt. Tatsächlich war die Luft in den Jahren 1920 und 1921 so in Moskau, wie Holitscher sie malt. Nicht alle seine Gestalten habe ich damals getroffen, aber doch viele von ihnen. Noch zischt das rasende Tempo des Kriegskommunismus in dem Roman. Aber schon beginnt das Einrichten, und mit ihm das Ringen um die Probleme. Anfangs war alles eindeutig, nun werden Menschen schwach an den Tatsachen, andre rennen gegen sie, andre fallen von ihnen ab, weil sie den Zusammenhang in der scheinbaren Wirrnis nicht mehr erkennen. Vor dem brausenden Koloß sitzen Professoren, denen die Analyse nicht mehr gelingt, weil sie die Synthese nicht in sich haben. Die Libertinisten, die Metaphysischen, die Aesthetischen, die Epheben, die in dem ungeheuren Geschehen schäbig mit Vergangenheiten Glitzernden, erscheinen in diesem Buch. Der furchtbare Hunger droht, aber unten, im gesunden Grunde der Revolution, bebt doch die Zukunft. In Versammlungen, in Märschen, in Sturmliedern, in großgütigen Herzen wahrhaft edler Frauen, aus der erkennenden Milde und dem wetternden Brausen dieser sonderbaren Menschen, leuchtet schon die wirkliche Gemeinschaft.

Ich bewundere das Auge Holitschers, das zwischen die Dinge dringt, die Oberflächen und die Tiefen zugleich sieht. Das auch die Formen sieht der Türme, Glieder und Gesichter. Er liebt wie ich den Schmerz der russischen Seele, der immer wieder Kraft und Gesang wird. Noch der entsetzlichen Not voraus schreitet dieser Gesang eines zukunftsträchtigen Volkes. In dieser schönen Stelle des Buches ist die ganze Kraft der Revolution:

„Der Gesang der Kinder übertönte das Geräusch der über den Schnee polternden Wagen. Der Gesang übertönte alles, den Schmerz der aufsteigenden Vision der Not, des furchtbaren Schicksals, dessen Vorboten sich hier meldeten, im stumpfen, stumm dahinrollenden Zug . . . Der Gesang! Eine einzige Stimme erhob sich über die hellen singenden Kinderstimmen. Eine einzige, jubelnde, wie aus der Kehle eines Singvogels zart und doch überirdisch entströmender Laut — da ging es mit den

andern Kindern dahin, dieses Kind, das sang, eine einzige Stimme erhob sich über den hellen Gesang der andern, verkündete Hoffnung, unbeirrbare Freude, Mut und Jugend, Glück des Singenkönnens, des mit den andern, den Kindern, den Freundinnen, im Land der Kinder, der Zukunft, der befreiten Jugend der Menschheit Hinwandelkönnens."

*

Herr Theodore Dreiser wurde im Jahre 1927 zur Zehnjahrfeier der Revolution nach Rußland eingeladen. Er hat über seine Reise, die ihn weit durch das Land führte, eine Reihe Artikel in der newyorker ,World' geschrieben und ein Buch „Sowjet-Rußland" veröffentlicht, das nun der Verlag Paul Zsolnay in einer brauchbaren Übersetzung herausgibt. Dreiser sucht möglichst unbeschwert an Sowjetrußland heranzukommen und quält sich redlich ab. Ich will nicht mit ihm hadern, weil seine Nase nicht befriedigt wurde. Immer wieder schimpft er über den russischen oder „asiatischen Geruch"; in Hotels, Eisenbahnen und an andern Orten fühlt er sich nicht wohl. Auch mit dem Essen war er wenig einverstanden. Er war also doch beschwert. Ein eben noch stumpfes Volk ist noch nicht so sauber gewaschen, wie es die amerikanische Zivilisation verlangt, wobei ich sagen möchte, daß die Verbreitung von Olive Soap noch nicht gleichbedeutend mit Kultur ist, und daß ich in den Vereinigten Staaten auch nicht alles sauber gefunden habe. Schmutz und Unsauberkeit sind nicht immer eins. Schmutzige Leute können sauber sein und saubere unsauber.

Sonst aber müht sich Dreiser redlich ab und gibt eine sehr interessante Antithese U. S. A. — Sowjet-Rußland, oft mit überraschenden Klugblitzen. Er dringt nicht bis zu den Tiefen vor, aber die Erscheinungen und die jedem aufmerksamen Beobachter erkennbaren Motive der Revolution und des ganzen russischen Lebens sieht er mit einer freundlichen und gescheiten Unbefangenheit. Er ist Bürger und betont das auch. Aber als einem wägenden Bürger und Analytiker erscheinen ihm die Dinge keineswegs vor einer Haß- oder Abneigungsbrille. Er lobt das Arbeitsprinzip, die Reinheit der Ziele, die Uneigennützigkeit auch der leitenden Menschen, die Aufwärtsbewegung zu einem allgemeinen Wohlstand hin, den Impuls zum Lernen, die neue Kameradschaft von Mann und Frau, die wachsende, echte Freiheit der Geschlechter. Er ist nicht immer logisch dabei, wie mir scheint. Einmal begeistert er sich für die Gemeinschaft, dann für die Individualität, deren Steigerung durch die proletarische Revolution er meines Erachtens nicht sieht. Die Propaganda ist ihm etwas zu massenhaft, die Kontrolle zu scharf. Das Buch enthält ein sehr aufschlußreiches Kapitel über die Entwicklung der Kirche in Rußland, Seiten mit guten Beobachtungen der technischen und idealistischen Erziehungsarbeit, und oft Sätze, über die man sich wirklich freuen darf. „Etwas lernte ich in Rußland, und zwar etwas, wovon in Amerika kaum auch nur die Rede ist, daß es nämlich irrig sei, sich vorzustellen, daß des Menschen wahre Bedeutung von materiellen Besitztümern abzuleiten ist." Oder (bei dem Versuch, sich das Glücksgefühl einer russischen Frau zu erklä-

ren): „Es kommt dies vom Fehlen nationaler Sorge um die eigne Zukunft oder um die Mittel zum Lebensunterhalt. Die Zukunft und der Lebensunterhalt des Einzelnen sind in Rußland in Wahrheit mit dem Schicksal der ganzen Nation verbunden." Ganz einverstanden bin ich mit den Sätzen über die Advokaten, die Quacksalber, die Grundstücksspekulanten, die Inseratenposauner, kurz, alle die Typen, die für die kapitalistische Zivilisation unentbehrlich sind und die in Rußland verschwunden sind oder verschwinden.

Das Buch eines ehrlichen und klugen Amerikaners, dem das alles äußerst fremd war und der sich nun hindurchzuwinden trachtet durch eine andre Welt, die ihm oft nicht behagt, die ihn aber doch erschüttert und eine bessere Menschheit erhoffen läßt. Ich wünschte nur, mancher deutscher Organisationsbureaukrat, der auch in Rußland inmitten heimatlichen Parteinebels gewandelt ist, hätte diese Lernintensität besessen. Und vor allen Dingen wünschte ich, daß alle Sowjetgegner so anständig vorgingen, wie Theodore Dreiser, der auch nach diesem Erlebnis ein amerikanischer Bürger bleibt, aber seine Augen und seinen Mund nicht verschlossen hält.

Schmiede und Schmiedegesellen

von Kurt Tucholsky

Berliner Handelsregister Nr. 34 970: „Verlag Die Schmiede A.-G. Gegründet und eingetragen 1924. Sitz: Berlin. Vorstandsmitglied Dr. Fritz Wurm und Julius B. Salter. Kapital: 250 000 Mark. Domizil: Magdeburger Straße 7. Jedes Vorstandsmitglied ist berechtigt, die A.-G. selbständig zu vertreten." Lasset uns die Nasen zuhalten und eintreten.

Dieser Verlag hat dem Schutzverband Deutscher Schriftsteller mehr zu schaffen gemacht als acht große Verlage zusammen. Ich habe mir das Material vom Verband ausgeliehen und einige Tage lang, statt Bücher, Akten gelesen. Ich habe folgendes Bild gewonnen:

Der rechtens zugrunde gegangene Verlag „Die Schmiede" in Berlin ist ein Typus gewesen, und zwar der Typus des schlechten neu-deutschen Verlages.

Was uns hier interessiert, ist nicht, ob und inwieweit sich die Besitzer der Schmiede strafbar gemacht haben; nicht, ob im einzelnen die Abrechnungen richtig gewesen sind, wie die beiden Verleger behaupten, oder unrichtig, wie die Schriftsteller behaupten; ist nicht, wie lange diese Pseudo-Kaufleute mit ihren Zahlungen im Rückstand gewesen sind ... es ist etwas andres.

Hinter diesen Akten mit ihren Zahlungsbefehlen, Schriftsätzen, Buchprüfungen, Zustellungen, Kostenfestsetzungen, Gegenschriftsätzen und Vollmachten schimmert ein Gesicht: das Gesicht des berliner und neudeutschen Geschäftemachers. Und den wollen wir wenigstens aus dem Literaturgeschäft hinauswerfen, wo wir nur können.

*

Der Künstler mit der Samtjacke hat abgewirtschaftet. In dem Augenblick, wo ein Kunstwerk die Werkstatt verläßt, um auf dem Markt angepriesen zu werden, ist es Ware geworden, und es ist das Verdienst des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller, diese Erkenntnis in alle Kreise der Schriftsteller verbreitet zu haben. Es schämt sich niemand mehr, von seiner künstlerischen Arbeit zu leben, sie auszunutzen, Abrechnung zu fordern... ein Schriftsteller, der diese einfachsten marxistischen Grundbedingungen seines Schaffens hochmütig ignorieren wollte, wäre ein Lügner oder ein sehr wohlhabender Amateur. Die Pflichten des Schriftstellers liegen klar zutage:

Der Schriftsteller darf nicht verlangen, daß sein Verleger nur ein Maezen sei. Er hat sich nicht allein auf den Verleger zu verlassen; er muß selber das Urheberrecht kennen, daher hat er die Pflicht, die ihm vorgelegten Abrechnungen sauber zu prüfen, und wenn er das nicht kann, muß er einen geschäftskundigen Mann damit beauftragen; der Schriftsteller darf nichts Unmögliches vom Verleger verlangen, er muß also die Marktlage zu beurteilen wissen und die Möglichkeiten seiner geschäftlichen Erfolge erkennen; der Schriftsteller muß organisiert sein; der Schriftsteller sei kein lyrisches Mondkalb.

Das ist er auch nicht mehr. Es gibt — im Gegenteil — eher eine Sorte, die schon wieder zu resch ist; die der falschen Smartness gewisser Verleger eine ebenso falsche Smartness gegenübersetzt; es sind jene, von denen unsre Verleger oft genug betrogen werden, jene, die nach empfangenen Vorschüssen nichts tun oder doch zu wenig; die, haben sie einmal Erfolg, den Verlegern die Hälse abschneiden — das gibts auch. Im allgemeinen aber ist, wie es nicht anders sein kann, der Autor dem Verleger an geschäftlicher Tüchtigkeit und Erfahrung unterlegen. Ist der Verleger ein Schwein, dann ist der Autor geliefert.

Was mich bei der Lektüre der Schmiede-Akten so empört hat, ist die Gewissenlosigkeit, mit der hier Kaufleute die Interessen der Autoren mit Füßen getreten haben. Wer ist Herr Doktor Wurm? Wer ist Herr Salter? Da kommen also zwei junge Herren zusammen, die ein vages Interesse für die „Kunst" haben, nicht mehr als jeder gebildete Getreidekaufmann auch, Papa gibt etwas Geld, und sie gründen eine Aktien-Gesellschaft. Nun ist für den Kenner des Handelsrechts kein Zweifel, daß nichts grotesker ist als die Art, mit der alte, längst anachronistisch gewordene Formen der Handelsgesellschaften von Geschäftemachern zu Zwecken ausgebeutet werden, die mit den im Handelsregister niedergelegten auch nicht mehr das Leiseste zu tun haben. Die im Handels-Gesetzbuch aufgeführten Gesellschaftsformen sind längst zur Farce herabgesunken; findige Juristen spielen mit diesen Formen, der Schutz der Aktionäre ist ein Witz, aber kein guter, der Gläubigerschutz steht auf dem Papier, und alle diese Gesellschaftsformen dienen in Wahrheit nur einem einzigen Zweck: die Haftung der Unternehmer auf ein Minimum herabzudrücken.

Diese beiden also, durch nichts zum Verlegerberuf qualifiziert, gründen eine Aktiengesellschaft. Vielleicht haben sie zu

Beginn gute Absichten gehabt; bei Gott ist kein Ding unmöglich. Sie nahmen alles Mögliche auf, Gutes und minder Gutes und dummes Zeug, ein Gesicht hat dieser Verlag jedenfalls nicht gehabt; man hätte niemals sagen können: „Dieses Buch kann nur die Schmiede herausgebracht haben", es hat eben so ziemlich alles dort erscheinen können.

Auch die Propaganda des Verlages ist nicht gut gewesen. Hier setzt bereits eine starke Beschwerde ein, die viele Autoren, denen der Verlag geschadet hat, immer wieder anführen. „Er hat nichts für mich getan." Nun ist das mit der Propaganda ein eigen Ding: ich glaube, daß sich in diesem Punkte die meisten von uns Illusionen machen: Illusionen über die Möglichkeit, ihre Bücher zu propagieren, und vor allem über die Wirkung einer solchen Propaganda. Man gehe mit seinem Verleger die Kalkulation eines Buches durch, und man wird finden, daß die Grenzen, innerhalb deren er eine gute Propaganda machen kann, ziemlich beschränkt sind. Wieviel Bücher auf Grund von Anzeigen und Prospekten überhaupt gekauft werden, wird man niemals genau errechnen — ich halte den Prozentsatz für klein. Immerhin: Propaganda muß sein, und die Besitzer der Schmiede waren darin nicht sehr stark.

Sie fingen Serien an und ließen sie wieder fallen; sie hatten Manuskripte in ihren Schubladen liegen, die um die entscheidenden Monate zu spät herauskamen; sie waren, mit einem Wort, von jener typischen, wilden Betriebsseligkeit der Berliner erfaßt, die heute einen Vergnügungspark „ganz groß aufziehen", um ihn übermorgen in ein Theater zu verwandeln und nach einer Woche gänzlich zu vergessen. Trafic must be. Das Grausige an diesem ganzen Rummel ist die fürchterliche Unsicherheit seiner Veranstalter; „sie haben", wie ein witziger Autor gesagt hat, „nicht einmal die Sicherheit ihres schlechten Geschmacks". Heute Georg Kaiser und morgen Albert Daudistel, und wenn das nicht sofort einschlägt, und wenn das nicht gleich „der" große Erfolg ist, dann grapschen sie nach etwas Neuem. Treue ist nicht. Beständigkeit ist nicht. Linie ist nicht.

Sie hatten zwei Verläge: eben die Aktiengesellschaft, den Buchverlag — und eine G. m. b. H., den Bühnenvertrieb. Den Buchverlag ließen sie in Wahrheit schon sehr bald links liegen — aber sie haben niemals die Anständigkeit aufgebracht, die Autoren die wahre Lage wissen zu lassen. Gab es im Buchverlag einmal ein Defizit, dann mußte der Bühnenvertrieb herhalten, um es auszugleichen. Das schädigte wieder die Bühnenautoren.

Das mochte noch angehen; aber nun war da die Frage der Tantiemen.

Die eingehende Tantieme gehört dem Schriftsteller nicht, sie begründet nur eine Forderung des Schriftstellers an den, der seine Kunst erst in gängige Ware verwandelt hat, an den Verleger. So hat, wie mir scheint zu Recht, die deutsche Judikatur entschieden; es sind Versuche im Gange, die Tantieme von vornherein als Eigentum des Autors gelten zu lassen (so daß also eine nicht pünktliche Auszahlung eine Unterschla-

gung wäre), ich halte das für nicht richtig. Immerhin: Geschützt sind wir nicht sehr gut.

Wir sind, infolge unsrer Uneinigkeit, unsres mangelnden Interesses, infolge der kurzen Zeit, da wir uns überhaupt zusammengetan haben, lange nicht so geschützt wie etwa die französischen Theater-Autoren, die, zum Teil unter viel elenderen Bedingungen arbeitend, durch die Hilfe der Société des Gens de Lettres wenigstens von den Theaterdirektoren nicht so ausgebeutet werden können, wie das bei uns zu Lande der Fall ist. Die Kontrolle ist dort schärfer. Bei den Buchverlagen ist die Kontrolle schwieriger; wenn sie kommt, kommt sie meist zu spät. In dieser Lücke der Gesetzgebung war die Schmiede verankert.

Und hier nun ist das Gesicht jenes Kaufmannstypus, von dem ich gesprochen habe, ganz deutlich — hier ist er ganz. Was bei der Aktendurchsicht zu allererst auffällt, ist die grenzenlose Dreistigkeit des Verlages, auf Klagen, Anfragen, Mahnungen, Zustellungen, Schriftsätze überhaupt nicht zu reagieren.

Und um dieser Todsünde willen verdient nicht „der Verlag" die Geißelung, denn „den Verlag" gibt es nicht, er ist eine Fiktion. Angeprangert werden müssen dafür die Inhaber: die Herren Wurm und Salter, und es muß ihnen so heimgeleuchtet werden, daß ihnen die Lust vergeht, noch einmal Geschäfte in den Gefilden der Literatur zu machen, wo sie nichts mehr zu suchen haben.

„Die Herren sind in einer wichtigen Konferenz". — „Im Augenblick ist niemand von den Herren da." — Briefe: keine Antwort. Postkarten: keine Antwort. Telegramme: keine Antwort. „Was in diesem Laden versaut worden ist", sagte mir der langjährige Lektor der Schmiede, Rudolf Leonhard, „das ist geschehen durch die eine Postkarte, die im entscheidenden Augenblick nicht geschrieben worden ist."

So waren sie: nachlässig. Gaben sich aber resch, clever, o, so amerikanisch! „Da chartern wir eben ein Flugzeug —", vielleicht ist dieser Satz in den Verlagsräumen der „Schmiede" nie gesprochen worden, aber er paßt schön dorthin. Es ist die kindische Freude am Betrieb, am Rummel, am Tempo um jeden Preis, besonders da, wo Stille und Bedenklichkeit hingehörten — es ist Berlin im Licht, wo es am dunkelsten ist. Dieses Gebahren hat in der Tat zwei Wurzeln: eine naive Freude am Apparat, am Herumregieren, am Organisieren (was keinesfalls identisch mit Arbeit ist) und an der Sucht, die Verantwortung zu verschieben, zu verdunkeln, nichtig zu machen. „Ja, das hat mein Sozius . . ." — „Leider ist unser Herr, der das bearbeitet, grade nicht . . ."

Es gibt ein berliner Theater, an dem dies zur Virtuosität ausgebildet ist; als man Carl Rößler einmal fragte, was denn Herr X. in diesem Betriebe eigentlich mache, antwortete er: „Der ist für den Meineid da." Einer hat immer nichts gewußt, und der andre ist es nicht gewesen. Auf dieser Basis hat die Schmiede gearbeitet.

Nun wäre dieses Gemisch aus Unfähigkeit, Unsauberkeit,

Fahrigkeit und der parvenuhaften Prätention, einen „literarischen Salon" aufzumachen, wo noch nicht einmal eine gute Stube gewesen ist, höchstens ein unerquicklicher Anblick und ein Fressen für den Satiriker, wenn uns alle diese Geschäftsführung nicht viel Geld und noch mehr Ärger, Nerven und Zeit kostete. Die Literaturkaufleute können einwenden: „Wir haben es stets mit Halbverrückten zu tun; wenn Sie ahnten . . ." Ich ahne. Und entgegne: „Zugegeben. Die Künstler sind meist etwas neurasthenisch, sehr reizbar und monoman; aber es gibt da eine ausgleichende Gerechtigkeit: die andern sind heute nicht minder verrückt, und wir werden eigentlich immer vernünftiger." Unter meinen engern Freunden in der Literatur habe ich keinen, dem die Haare gar zu wild in die Stirn fallen. Nein, das ist es nicht. Die Schuld liegt in diesem Falle auf Seiten der Verleger Wurm und Salter.

Wo blieb unser Rechtsschutz —?

Der Schutzverband Deutscher Schriftsteller, der sich erfreulicherweise eine Gewerkschaft nennt, ist von Anfang an hilfreich eingesprungen. Seine Mittel sind begrenzt, und durch die Geschicklichkeit der beiden Schmiedelehrlinge wurde der Streit meist dahin geschoben, wohin sie ihn haben wollten —: nämlich in jene falsche und durch nichts gerechtfertigte Verwickeltheit, in jenes Halbdunkel, wo sich heute die Geschäfte abspielen, die das nötig haben. Wenn man sich vor Paragraphen gar nicht mehr herausfindet —: erst dann kann man Steuern hinterziehn, Arreste aufheben, Gläubiger schädigen, erst dann. Es sind jene Geschäfte, die mit einem Telegramm anfangen und mit einem Zahlungsbefehl aufhören — das Tempo verlangsamt sich im Lauf der Zeit zusehends.

Der SDS hat, soweit ich das übersehen kann, einen Fehler begangen. Er hat den Verlag nicht früh genug auf die „Schwarze Liste" gesetzt. Mit dieser „Schwarzen Liste", die fortlaufend im „Schriftsteller" erscheint, ist es nun nicht einfach. Die Rechtsprechung macht uns da allerhand Schwierigkeiten — ehe wir vor einem Unternehmen warnen dürfen, müssen schon zwanzig von uns auf der Strecke geblieben sein, während große Trusts munter boykottieren, sie machen das nur geschickter. Von den Gerichten ist hier nicht sehr viel zu hoffen. Ich hätte die Aufnahme in die Liste riskiert; es hätte doch einen oder den andern gewarnt. Immerhin: der Verband hat sonst getan, was in seinen Kräften stand — das ist viel und wenig.

Denn Wurm und Salter stehen nicht allein. Da gibt es kleine Verlage in der Provinz, deren Phantasie grade noch ausreicht, fremden Literaturpreisen nachzulaufen — die können geschäftlich so schön berlinern, daß es eine Freude ist. Dieselbe Fahrigkeit; dasselbe Herumtaumeln im Irrgarten der Literatur; dieselbe falsche Eile im Anbahnen der Beziehungen und dieselbe unziemliche Schläfrigkeit bei der Erfüllung ihrer Verpflichtungen — sie richten Hunderte von uns zugrunde. Durch unsere Schuld.

Die Unsitte, Autoren-Tantiemen zu allerletzt zu berücksichtigen, wenn gar keine andre Forderung mehr übrig bleibt,

ist bei vielen mindern Betrieben gang und gäbe, von den Theatern schon gar nicht zu reden. Was die Zeitungskorrespondenzen angeht, so steht es damit ähnlich: es gibt ganze Heerscharen von Parasiten, die von uns leben, schlecht abrechnen, noch unpünktlicher bezahlen und sich überhaupt an fremde Arbeit anzecken. Wie sie sich bei den elenden Honoraren, die von fast allen Provinzzeitungen und besonders von den Arbeiterblättern gezahlt werden, noch zwischen Produzent und Verbraucher schieben, ist heiter mitanzusehen. Der Raum, den die Anzeigen der von ihnen belieferten Presse freilassen, wird von uns so ziemlich kostenlos ausgefüllt: noch niemals hat bei diesen Blättern der Posten „Honorar" irgend eine Rolle in der Gesamtkalkulation gespielt. Durch unsre Schuld.

Es ist mir bewußt, daß die Herren Wurm und Salter diese Beachtung nicht verdienen. Aber sie verdienen sie: es gibt sie schockweise, und zu Hunderten in unserm Beruf. Aus irgend einem Grunde ist der Kommissionär von Künstlern häufig nicht ganz stubenrein, und da gibt es alle Arten. Am verächtlichsten erscheint mir die neu-berliner Nummer: dieser „fixe" Junge, der in Wahrheit faul ist und nachlässig; ein Yankee aus Posen oder Prag — mit den Händen in dreizehn Geschäften zugleich, maßlos überlastet, überdreht, nichts macht er zu Ende, aber er ist allemal dabei. Wurm und Salter waren Vertreter dieser Spezies; wenn die James Klein heißt, sind sich alle Leute in der Verurteilung einig. Hat der Typus aber ein wenig mehr gelesen, ist er nicht so abgeschmackt aufdringlich und ungarisch gepfeffert, dann wird er ernst genommen. Man solle diese Leute mit Peitschenhieben verjagen, wo immer man sie trifft.

Die „Schmiede" ist dahin. Was nun —?

Erstens: der Vorfall soll uns allen zur Lehre dienen. Es muß jeder in einen der Verbände hinein, die uns schützen. Ich habe mit dem SDS gute Erfahrungen gemacht und kann nur zu ihm raten. Das Geld, das wir ihm geben, ist nicht vertan. Damit ist keine Vereinsmeierei verbunden; es ist wie ein Abonnement, und es lohnt sich. Geht zu ihm.

Zweitens: Die Herren Wurm und Salter können den Versuch machen, sich sanieren zu lassen, was ihnen schon ein paar Mal geglückt ist — aber immer nur auf kurze Zeit. Die Leute, die an ihnen Geld verloren haben, sind mitnichten zu bedauern; so etwas unterstützt man nicht, wenn man nicht dazu gehört. Friede ihrer Pleite. Die Herren Salter und Wurm sind aber nicht um ein Haar besser, wenn sie sich übermorgen „Der Klappschrank" oder „Die Töpferei" nennen — es sind dieselben Leute, es sind dieselben Unarten, es sind dieselben Inkorrektheiten. Das muß verhindert werden.

Wenn sich diese edlen Beiden noch einmal in die Literatur oder in den Theatervertrieb begeben, so entziehe man ihnen das Vertrauen. Sie mögen ihre Geschäfte mit andern Bedarfsgegenständen machen. Bei uns haben sie nichts mehr zu suchen. Man versehe sie mit jenem Vermerk, mit dem eine erledigte Sache zu schließen pflegt:

„Zu den Akten."

Roda Roda von Walther Rode

„Dieses alte Oesterreich, das heute eine geschichtliche Erinnerung geworden, dieses alte Oesterreich, Erschafferin einer eigentümlichen Menschenart, der echt oesterreichischen Leute, eigentümlicher westöstlicher Anschauungen und Weisheiten, eines eigentümlichen Adels, einer eigentümlichen Gesellschaft und einer eigentümlichen Reichsromantik, hat es auch seine eigne, die Unverlierbarkeit von soviel historisch wertvoller Artung verbürgende Literatur besessen? Es kommt mir vor, daß all das, was in den Bureaus, in den Offiziersmessen und an Biertischen an Witz und Beobachtungen über echt österreichische Menschen und Dinge im Laufe der Jahrhunderte produziert worden, daß die theoretische Analyse des Oesterreichertums und Oesterreichs, an der sich die besten Köpfe aller Provinzen abmühten, in der vorhandenen schönen Literatur keinen Niederschlag gefunden haben, der in der Nachwelt noch den Geist des dahingegangenen Imperiums ausströmen wird. Nur Karikaturisten und Anekdotisten haben, ohne bis zur Idee vorzudringen, das lebendige Oesterreich ausgeschrottet. Disjecta membra, die kein Gewaltiger mit Geist erfüllte. Mehr oder weniger gelungene Skizzen und Einzelzüge, mühseliges Lokalkolorit, die sowohl den Humor als die Tragik der Sache schuldig blieben. Man vermißt im Roman, in der Novelle die prachtvollen Typen, welche die Totengräber des Reichs geworden sind. Wo in der Literatur ist General Brdlicek von Drahtverhau, der Schlachtenlenker, wo Simonic, der Oberofficial, wo die Ilias der schwarzgelben Staatskarriere, wo die Tragödien der Völker des Hauses Habsburg?"

Diese Stelle finde ich in dem kleinen Büchlein: Wien und die Republik, das ich im Jahre 1919 geschrieben habe. Zehn Jahre sind seither verflossen. Aber außer den unvergeßlichen Bildern in der Geschichte vom braven Soldaten Schwejk und in „den letzten Tagen der Menschheit" lassen die literarischen Wiederbelebungsversuche des alten Oesterreich noch immer auf sich warten. Was hat die tragische Geschichte eines salzburger Mädchens, das von ihrem außerehelichen Sohn erdrosselt wird, was hat das letale Erlebnis der Tochter eines wiener Advokaten in einem Alpenhotel, was hat das Libretto der ägyptischen Helena mit dem alten Oesterreich zu tun? Alle diese Werke schöner Literatur sollten auch nichts mit dem alten Oesterreich zu tun haben, denn die wiener Meister des Theaters, der Novelle und des Romans sind von dem Phänomen des Lebens und Sterbens des alten Oesterreich, des letzten Ablegers des römischen Reichs, „des römischen Reichs böhmisch-deutscher Nation", ungerührt geblieben.

„Sie leben in den Präsentationen der Ewigkeit." So wenig wie dem wiener Menschen überhaupt ist seinem Dichter je der Knopf für die Atmosphäre, für Größe und Gestalt der schwarzgelben Welt aufgegangen, in der sie lebten. Inmitten größten romantischesten Geschehns, von weltbewegenden Stoffen umdrängt, in den Zeiten von Luck und Vittoria Veneto, von St. Germain und Castiglioni, haben die wiener

Balzacs und Zolas die Lebensgeschichte von Fräulein Therese und von Fräulein Else geschrieben.

Den Anekdotisten aber habe ich schweres Unrecht getan, ihm vor allem, dem unerschöpflichen Imitator aller Stimmen des Reichs: Roda Roda. Auf ihn wird man zurückgreifen müssen. Er hat den Geist seines Landes erfaßt, er hat ihn vergoldet, er wird ihn der Vergessenheit entrissen haben. Wie der blinde Sänger den Krieg um Troja, Helden und Heldenleben, so hat der Kabarettist Roda Roda Glanz und Sturz und Natur der Donaumonarchie gesungen und gesagt: Wien und die Wiener, Ungarn und die Ungarn, Polenklub und die Polen, Kavalleriekaserne, Huzulen, Morlaken, die Bukowina, den Sandschak Novibazar, den böhmischen Hofrat, die slovakische Amme.

Fürwahr das alte Oesterreich war eine bunte, war eine tolle Sage, und Roda Roda ist ihr Prophet.

Das Oeuvre dieses Kabarettisten ist das Kompendium aller grotesken, aller feinen, aller menschlichen Züge dieses Staatswesens; ein intimer Führer durch das Labyrinth von Land und Leuten; eine Anthropologie des homo austriacus; eine Biologie der österreichischen Verwaltung.

In Personen und Sachen ist Roda hineingekrochen, ihre Charaktere in seinem Panoptikum auszustellen: in den serbischen Postbeamten und in das Institut der Delegation, in den wiener Polizeikommissär und in die Manipulation des Rechnungsfeldwebels.

Die einzelne Geschichte, die er erzählt, mag bloß treffend, bloß hübsch sein; die Gesamtsumme seiner Geschichten ist Oesterreich-Ungarn wie es leibte und lebte, das österreichische Universum. Von Warasdin bis Reichenberg, von Kirlibaba bis Buchs hat er die Geister aufgefangen, die aus seinem Kasten springen.

Auf Roda Roda, diesen Lustigmacher, diesen Brettlmenschen, hat Macht und Art des Reiches einen stärkern Eindruck gemacht als auf die Schnitzler und Hofmannsthal. Die historisch-politischen Individualitäten, so benannte man die Kronländer im alten Oesterreich, haben ihn gepackt: sie wollten von ihm verkündigt sein. Niemand hat dieses Reich so auf den Tisch des Hauses gelegt, so anschaulich gemacht, so kommentiert wie er. Roda verhält sich zu den großen Pamphletisten des alten Oesterreich, zu Kürnberger und Hermann Bahr, wie ein Landschaftsmaler zu einem Geometer.

Das Wort Daumiers: il faut être de son temps, bezieht sich nicht auf die Stunde, die man durchlebt. Wie die Flut der Memoirenliteratur und das ihr gewidmete Interesse der Zeitgenossen beweist, ist die Periode vor dem Krieg noch immer die große Angelegenheit unsrer geschichtslosen Zeit. Wie es war, und warum es gekommen ist, wie es kam. Die ungeheure Tatsache des alten Oesterreich ist nicht von heute auf morgen bloß in den historischen Atlas der Welt geschlüpft. Das ist alles noch, solange die Jahrgänge 1860 bis 1900 leben.

Und wenn Roda Roda im Gedränge journalistischer Pflichten auch Amerika schreibt und Deutschland, seine Mission ist:

die causa Oesterreich-Ungarn in der Anekdote zu verewigen, und in die traurige politische Gegenwart des österreichischen Menschen in den Nachfolgestaaten die Sonnenstrahlen der großen Vergangenheit zu weben.

Ich schreibe dies zum Jubiläum der fünftausendsten kleinen Geschichte Roda Rodas.

Wackrer Roda Roda, sprudle deine Geschichten weiter: Wir können nicht genug davon bekommen.

Weltreklame von Morus

Heiliger Sombart, Du wirst Dich gewiß gewundert haben, daß man zur Feier eines modernen Reklamekongresses aus Pappmaché eine herztrautfeinliebste altdeutsche Stadt aufbaut, mit Butzenscheiben und verschnörkelten Giebeln und mittelalterlichem Muff. Denn die Pappmachébaumeister haben natürlich Deine sämtlichen Werke gelesen und wissen ganz genau, daß zur Zeit der Butzenscheiben und der Zünfte die Reklame grade verpönt war.

Aber alle Dinge auf der Welt haben ihre guten und ihre weniger guten Gründe. Irgend ein wohlmeinender Schutzverband hatte nämlich angeregt, man sollte doch auf der Reklameschau auch demonstrieren, wie alte Stadtbilder durch moderne Reklame verschandelt werden können. Die Ausstellungsmänner, die sich besser auf die Reklame verstehen, sagten sich: Verschandeln durch Reklame können wir doch einem Reklamekongreß nicht zumuten. Aber lassen wir das Verschandeln weg — bleibt die alte Stadt übrig. Und um das traute Bild noch lebfrischer zu machen, wurde in einem gar dunklen Torweg ein verkleidetes Gretchen mit Puffärmeln und blondseligem falschem Wilhelm aufgestellt, das unter die neuzeitlichen Besucher der alten Stadt Reklamekarten verteilte mit der Aufschrift: „Das Brandenburger Tor, erbaut hundert Jahre vor dem Berliner Welt-Reklame-Kongreß". Die lieben Gäste aus Cincinnati und Milwaukee zogen sichtlich erfreut durch die pappernen Markttore, die man für sie am Kaiserdamm in Berlin aufgebaut hat, ließen sich von der Werbekraft des deutschen Rheinweins überzeugen und waren auch sonst guter Dinge.

Doch außerhalb dieses neckischen Idylls war der Welt-Reklame-Kongreß vorbildlich unromantisch. Auf den internationalen Kongressen hat sich allmählich so ein pikfeiner Ton herausgebildet, alle sind sie kleine Diplomaten, alle spielen sie Genf in der Westentasche, gleichviel, ob sie über die Zukunft des höhern Lehrerausbildungswesens oder über ein Weltschuhknopfkartell beraten. Aber die Reklameleute machen solche Faxen nicht mit. Denn bei ihnen haben die Amerikaner die Führung, und deshalb herrscht neue Sachlichkeit. Nachdem der Rheinweinteil erledigt war, löste sich der Kongreß in Fachgruppen auf: eine Fachgruppe für Annoncenexpedition und eine für Einzelhandelsreklame und eine für Gebrauchs-

graphik und eine für kirchliche Propaganda. Denn auch der liebe Gott braucht heutzutage Reklame — da gibts gar nichts zu lachen.

Der Papst macht sie auf seine Art und mit Monstre-Prozessionen und Schweizer Garde. Er hat halt immer noch den größern Reklamefonds, auch wenn die Einnahmen nicht mehr so reichlich fließen, wie früher, und die deutschen Bischöfe sich manchmal genieren, wenn sie aus ihren Diözesen den Peterspfennig in Rom überbringen. Aber die andern Kirchen müssen sich verdammt quälen; und nun erst in Amerika, wo die Konkurrenz so groß ist. Ist es da nicht recht und billig, daß sich die Pastoren und die Laienprediger zusammenfinden und beratschlagen, mit welchen Mitteln man am leichtesten volle Gotteshäuser erzielt? Der Mister Schermerhorn aus Detroit, unter dessen Oberpräsidium fünfhundert kirchliche Reklameklubs arbeiten, will es den Ungläubigen durch die Blume sagen. In die Zeitungsfeuilletons und in die Radiovorträge, in den Film und, wenns geht, auch noch auf die Grammophonplatten sollen mehr religiöse Themen eingeschmuggelt werden. Der Pastor Rowsey aus Toledo in Ohio ist aber für den graden Weg. Wenn die Kirche neue Kundschaft werben will, muß sie sich auch anstrengen wie ein tüchtiger Geschäftsmann: ohne falsche Scham inserieren, was es bei ihr zu sehen und hören gibt, worüber gepredigt wird und was für Lieder man singt. Denn schließlich will man doch nicht die Katze im Sack kaufen, wenn am Sonntag die Seele Ausgang hat.

Während die geistlichen Herren bereits die Zeichen der Zeit erkannt haben und Paulus durch den Inseratenteil ersetzen wollen, fahren die Politiker noch immer mit der Postkutsche. Wie nett wäre es gewesen, wenn neben der Gebrauchsgraphik und der kirchlichen Propaganda auch die politische Propaganda auf dem Kongreß vertreten gewesen wäre und die Moskauer, ebenso wie in Köln auf der Pressa, den anderen einmal gezeigt hätten, wie man es macht. Erst ganz zum Schluß hat der Direktor der London Press Exchange, der englische Oberst Percy C. Burton, ein Thema angeschnitten, das ein bißchen komisch klingt, aber sehr ernst zu nehmen ist.

Der Colonel Burton meint, daß der Friede international ganz anders propagiert werden müßte, als das bisher geschehen ist. Als große politische Institution, die der Aufrechterhaltung des Friedens dienen soll, ist der Völkerbund da; darum wäre der Völkerbund auch die geeignete Stelle, die Friedenspropaganda in der Welt zu betreiben. Ein andrer Engländer, Mister Murray Allison, hat als gewiegter Reklamefachmann die Sache bereits durchkalkuliert und einen genauen Kostenanschlag gemacht. Wenn der Völkerbund in allen Ländern, die ihm angehören, täglich in jeder Zeitung eine Spalte und in allen andern Publikationsorganen eine Seite für die Friedenspropaganda mieten würde, so kostete die Geschichte in England und auf dem europäischen Kontinent je 800 000 Pfund, in den Dominions noch einmal 200 000 und in Südamerika 150 000 Pfund.

Alles in allem käme der Reklamefeldzug jährlich auf knapp zwei Millionen Pfund zu stehen. Das wäre nicht viel mehr, als die Lever Brothers als Reklame für ihre Sunlight-Seife ausgeben. Es wäre noch nicht die Hälfte dessen, was ein Kriegsschiff kostet und ein Zehntel dessen, was an einem Tage Weltkrieg verpulvert wurde.

Mister Allison und sein Freund Burton schlagen vor, daß der Völkerbund zunächst für sich selbst Reklame macht, und als Männer von politischem Takt wollen sie deshalb Amerika einstweilen von der Völkerbundsreklame ausnehmen. Warum eigentlich? Der Völkerbund würde wahrscheinlich besser für den Frieden werben, wenn er möglichst wenig von sich selbst spricht und den Friedensgedanken auf andre Weise in die Köpfe der Zeitungsleser einhämmert. Wie das geschehen soll, kann man ruhig geübten Propagandafachleuten überlassen. Keine Idee ist dumm und keine gescheit genug, daß man sie nicht erfolgreich propagieren kann. Warum sollte das mit dem Weltfrieden anders sein? Wenn man sich aber nicht darauf versteift, den Völkerbund als Hausapotheke zu empfehlen, sondern den Frieden überall auf die Art propagiert, an die das Publikum gewöhnt ist, so brauchte auch Amerika keineswegs aus der Propaganda ausgenommen zu werden. Solange man dort noch ohne jeden Widerspruch, gleichzeitig mit dem Kellogg-Pakt, den Bau von fünfzehn neuen Kreuzern beschließt, kann etwas Friedenspropaganda von New York bis Sanct Francisco nichts schaden. Und wenn schon die Italiener und Russen die systematische Friedenspropaganda in der Presse nicht zulassen sollten, die Amerikaner werden sicherlich keine Bedenken haben, für Geld ein Stück weißes Papier zu vermieten.

Der Gedanke, mit Hilfe des Völkerbundes eine Werbekampagne für den Frieden zu eröffnen, ist deshalb so richtig und so wichtig, weil es wahrscheinlich auf keinem andern Weg möglich wäre, die nötigen Gelder zusammen zu bekommen. Pazifismus ist die Gesinnung der armen Leute, die auch im Kriege nichts zu gewinnen haben. Die Kriegsgewinnler in spe aber lassen sich in allen Ländern die Verhetzung etwas kosten. Sie beherrschen allenthalben die Presse, einen weit größern Teil jedenfalls, als es der wirklichen Zahl ihrer Anhänger entspricht. Und hinter ihnen stehen die Regierungen und blasen in dasselbe Horn. Die zweiundzwanzig Millionen, die selbst nach Stresemanns Kurzrechnung von der deutschen Republik für Propagandazwecke ausgegeben werden, die entsprechenden Summen in Frankreich und in den übrigen Ländern dienen fast ausnahmslos der Störung des Friedens. Denn sie sind dazu bestimmt, den Nationalismus aufzupeitschen, gleichgültig, ob sie im Etat als Grenzunterstützung, als kulturelle Fürsorge oder als Forderung des Nachrichtenwesens aufgezogen sind. An dieser chauvinistischen Propaganda kleben tausende von Kostgängern, und sobald in den Parlamenten oder sonstwo jemand daran rührt, wird der Propagandaapparat in Bewegung gesetzt, den der Staat seinen Parasiten gratis zur Verfügung stellt. Alle Versuche, diese vom Fiskus ausgehaltene Hetzpropaganda zu

beseitigen, sind bisher gescheitert. Und es sieht nicht danach aus, als ob es künftig anders werden würde.

Daher wäre es schon ein großer Gewinn, wenn die Regierungen dazu angehalten würden, auf dem Wege über den Völkerbund wenigstens eine Gegenpropaganda zu finanzieren. Auch wenn die erste Anregung dazu auf einem Reklamekongreß gefallen ist und vielleicht aus Kreisen kommt, die damit ihre Inseratenplantagen erweitern wollen — der Oberst Burton hat schon recht: „Wenn man ein Prozent des Betrages, der von den Regierungen für Rüstungen veranschlagt wird, für die Friedenführung anlegte, könnte man Dividenden herausholen, von denen sich die habgierigsten Finanzleute nichts träumen lassen."

Diskretion von Theobald Tiger

Daß Josefine eine schiefe Nase hat;
daß Karlchen eine schwache Blase hat;
daß Doktor O., was sicher stimmt,
aus einem dunkeln Fonds sich Gelder nimmt;
daß Zempels Briefchen nur zum Spaß ein Spaß ist,
und daß er selbst ein falsches Aas ist
in allen sieben Lebenslagen —:
das kann man einem Menschen doch nicht sagen!
Na, ich weiß nicht —

Daß Willy mit der Schwester Rudolfs muddelt;
daß Walter mehr als nötig sich beschmuddelt;
daß Eugen eine überschätzte Charge;
daß das Theater . . . dieser Reim wird large . . .
daß Kloschs Talent, mit allem, was er macht,
nicht weiter reicht als bis Berlin W 8;
daß die Frau Doktor eine Blähung hat im Magen —:
das kann man einem Menschen doch nicht sagen!
Na, ich weiß nicht —

Man muß nicht. Doch man kann.
Die Basis unsres Lebens
ist: Schweigen und Verschweigen — manchmal ganz vergebens.
Denn manchmal läuft die Wahrheit ihre Bahn —
dann werden alle wild. Dann geht es: Zahn um Zahn!
Und sind sie zu dir selber offen,
dann nimmst du übel und stehst tief betroffen.
Die Wahrheit ist ein Ding: hart und beschwerlich,
sowie in höchstem Maße feuergefährlich.
Brenn mit ihr nieder, was da morsch ist —
und wenns dein eigner Bruder Schorsch ist!
Beliebt wird man so nicht. Nach einem Menschenalter
läßt man vom Doktor O. und Klosch und Walter
und läßt gewähren, wie das Leben will . . .
Und brennt sich selber aus. Und wird ganz still.
Na, ich weiß nicht —.

Bemerkungen

Minister der Republik

Man soll den Stresemann nicht fressen, und selbst den Groener nicht; denn es gibt Ärgere. Aber wie sie am Elften die Republik angehocht haben, das ist schon allerhand. Stresemann im Haag, auf der Gesandtschaft: „Das in der Republik geeinigte deutsche Vaterland, es lebe hoch!" Groener im Reichstag: „Das in der Republik geeinigte deutsche Volk, es lebe hoch!" Hoch lebe beileibe nicht etwa die Republik; da sei Gott vor! Hoch lebe Vaterland und Volk (am Verfassungstag). Als ob der elfte August der Geburtstag des deutschen Vaterlands oder der Geburtstag des deutschen Volks wäre. Zwar auch der Geburtstag der deutschen Republik ist er nicht — eher ihr Tauftag; ihr Geburtstag ist und bleibt der neunte November; unser neunter November; allein in der amtlichen Genealogie figuriert doch einmal der elfte August als der Tag ihrer Geburt, und als das feiert das schwarzrotgoldne Bureau ihn. Aber es weigert sich, am Geburtstag das Geburtstagskind hochleben zu lassen. Man stelle sich vor, ehedem, am 27. Januar, hätte ein Minister ausgerufen: „Das unter dem Kaiser geeinigte deutsche Vaterland, es lebe hoch!" (statt: „Unser allerdurchlauchtigster, allergnädigster Kaiser, König und Herr, unser allerhuldvollster Friedensfürst, Seine Majestät hurra, hurra, hurra!"); wie lange noch wäre der Mann wohl Minister geblieben? Daß an Kaisers Geburtstag kaiserliche Staatssekretäre, königliche Minister die Gefühle der republikanischen Opposition taktvoll schonen — wer das gefordert hätte, hätte rechts und links als irrenhausreif gegolten; am offiziellen Geburtstag der Republik schonen Minister der Republik taktvoll die Gefühle der monarchistischen Opposition (welche ja freilich das oberste Amt der Republik innehat)! Sie lassen leben, was gar nicht sterben kann: das deutsche Vaterland, das deutsche Volk. Die Republik kann sterben; sie leben zu lassen, läge also ein Anlaß vor; sie benutzen ihn nicht. Aber sie tun, als ob sie täten. Das ist das Peinlichste an dieser (offenbar abgekarteten) Feierformel: daß der Harmlose denken darf, Stresemann und Groener lassen die Republik leben — während sie, genau besehen, lediglich feststellen, daß sie vorhanden ist. Diese Formel erkennt die Republik de facto an, aber sie bekennt sich nicht zu ihr — unter dem Vorwande, es zu tun. Eine unehrliche Formel — so unehrlich wie die deutsche Flaggenordnung: dieser republikano-monarchische Salat. Wir, unsrerseits gewohnt, einen Staatszustand weniger nach seiner verfassungsrechtlichen Form als nach seinem sozial-kulturellen Inhalt zu bewerten, stehn zu dieser Republik kühl bis ans Herz hinan und rufen doch (wenn auch nicht just am elften August): Es lebe die Republik!

Kurt Hiller

Es geht auch anders!

Nach jahrzehntelangen systematischen Bemühungen gelang es einer in allen Ländern gleichen Kaste, die Menschen — die Deutschen in Deutschland, die Russen in Rußland, die Franzosen in Frankreich — davon zu überzeugen, daß ganz allein ihr Volk vom Nachbar bedroht wäre, daß es gälte, die heiligsten, überlieferten, historischen, kulturellen Güter der Nation vor der Barbarei — (der Deutschen, Franzosen, Russen, Engländer etcetera — zur gefälligen Auswahl!) — zu verteidigen. Die Überzeugung wurzelte dann so tief, daß bis auf wenige kümmerliche Versuche niemand — nicht wir und nicht die andern — einen direkten Versuch zur Verständigung mit dem vermeintlichen Feind unternahm — von Volk zu Volk, über die Köpfe

der Diplomaten und Politiker hinweg. Und bevor wir uns versahen, waren wir mitten drin im frisch-fröhlichen Krieg.

Heute, elf Jahre nach dem blutigen Intermezzo, sind wieder Kräfte an der Arbeit, um das Spiel von Neuem zu arrangieren. Mit Getöse werden Konferenzen einberufen, die mit einem Knall zerplatzen, Diplomaten schürzen mit großer Kunstfertigkeit Knoten, um dann mit Bedauern festzustellen, daß sie nicht mehr lösbar sind, wofür sie mit dem zu nichts verpflichtenden Nobel-Friedens-Preis bekränzt werden; die Zeitungen aller Schattierungen und Richtungen geben die Untermalung ab. Vor jeder Konferenz, die eine Verständigung herbeizuführen droht, setzt eine Flut der hanebüchensten Meldungen ein, die wie Blasen aus dem Sumpf emportauchen. (So zum Beispiel am Tage der Eröffnung der haager Konferenz, die auch von demokratischen Blättern wiedergegebene Nachricht „Polnische Luftausflüge ... Erregung in der Bevölkerung ... Flugzeug überflog in einer Höhe von siebzig Metern ... wahrscheinlich Luftbildaufnahmen ... es dürfte an der Zeit sein, nunmehr in der schärfsten Weise ...")

Einige solcher Meldungen auf der „Frontseite", geschickt aufgemacht, und die Atmosphäre ist mit Haß, Mißgunst, Verdächtigung durchtränkt — für eine internationale Konferenz grade geeignet.

Muß es so sein? Geht es wirklich nicht anders?!

Es geht! Und, o Graus! Der Erbfeind im Osten zeigt den Weg! Es ist der Weg internationaler Höflichkeit und nachbarlicher Achtung, die sich nicht in Diplomaten-Diners erschöpft.

Der posener Rundfunk — Posen gilt als Hochburg des polnischen Chauvinismus! — kündigt an, daß er den Tag der deutschen Verfassung festlich begehen werde. Deutsche Musikstücke (Wagner, Beethoven, Schubert und so weiter), eine Rezitation aus dem „Faust", Lieder von Cornelius und Brahms sind für diesen Tag angesetzt. Die Veranstaltung, die wie die Meldung besagt, „bewußt den Gedanken des Völkerfriedens betonen" soll, wird mit dem von einem Militär-Orchester gespielten Deutschland-Lied eingeleitet.

Wie wärs, wenn sich der Deutschland-Sender bei passender Gelegenheit — etwa am 3. Mai, am Tage der ersten polnischen Konstitution — entsprechend revanchieren würde?!

Johemi

Grammophonplatten

Mit allen meinen Buntstiften lese ich, was uns Hans Reimann hier an Platten empfiehlt, und vieles kaufe ich davon. Und dann muß ich mich wundern. Nicht über Reimannen, — nein, über ganz etwas andres.

Die ungeheure Komik an diesen Platten steckt darin, daß jeder eine Lieblingsnummer hat, die fast niemals auf andre zu übertragen ist. „Also das müssen Sie sich kaufen —!" Gehst hin, kaufst. Drehst auf, spielst.

Mirjam, mein Leben, mein Kind, schlaf ein ... wie fern Menschen doch voneinander sind. — Was hat jener nur mit dieser Platte? Ein langsames Gebember, schrille Frauenstimmen — nehmen Sies mir auch nicht übel ... Der andre, tief beleidigt, ab. Altenberg: „Jeder versteht nur seine eigne Poesie."

Man muß wohl selber die Platten kaufen, was ja bekanntlich kein Vergnügen ist. Aber man muß. Und so habe ich langsam herausgefunden, was mir frommt.

Es ist vor allem der Rhythmus, der mich musikalischen Hornochsen reizt — wenn er so erbarmungslos abschnurrt, das ist schön, und da habe ich einen großen Kollegen bei der Zunft, das ist Stravinsky. „Dies Orchester", soll er einmal gesagt haben, „ist sehr gut; es läuft wie eine Nähmaschine." Komm an mein Herz! Da ist, zum Beispiel, in Jonnys Triumphlied bei Krenek ein Mittelteil; wie da ein nach

Saxophon schmeckendes Cello über dem Plam-Plam singend schwebt, das ist, um in den Apparat zu kriechen. Die Bläser sind eine Kleinigkeit zu laut. (Wahrscheinlich sind sie nicht bei jenem Kapellmeister in die Schule gegangen, der auf jeder Probe bat und flehte: „Leiser! leiser die Bläser! Mein Gott! Noch leiser! Noch viel leiser!" Und da haben sie denn auf der Generalprobe überhaupt nicht mehr geblasen. Und da hat er gesagt: „Sehr gut, meine Herren. Nur ... morgen noch eine winzige Nuance leiser . . .!")

Ja, es ist der Rhythmus und das Piano, blau muß eine Platte sein, und ein Bariton muß sie singen, Cello und klagendes Saxophon — aber nur ja nicht die gelben Trompeten und die hellspitzen Damenschreie ... nichts wie raus.

Und was den „speed" angeht, die Umdrehungsgeschwindigkeit, so hat der Erfinder dieses Apparats zu Emil Ludwig etwas Wunderschönes gesagt, was mir gleich eingegangen ist. Der alte Edison sagte: „Wir stellen instinktiv den Apparat so, daß die Geschwindigkeit etwa dem Rhythmus unsres Herzschlages entspricht ...", eine sonderbare und sehr einleuchtende Bemerkung. Der Herzschlag geht seinen Gang; aber die Neuerwerbungen mißbrauche ich, indem ich sie mir immerzu vortrudele. Das soll man nicht tun: nach dem vierundsechzigsten Mal macht sich eine leichte Abspannung bemerkbar.

Wenn Sie meine Lieblingsplatten hören, dann schlagen Sie die Beine über dem Kopf zusammen. Mir aber erfreuen sie das Herz, und wenn ich meine Lieblinge in der Literatur verarzten muß, dann stehe ich ab und zu auf, kurbele den Kasten an, und dann singen sie:

„A room with a view —"

plim — plam — und beruhigt kehre ich zurück zu den feinen Gedankengängen des Kulturdichters Binding oder zu andern Büchern, die wir lieb haben.

Peter Panter

Heinrich Zille

Mißtrauische Äuglein, die über die Gläser der billigen Krankenhausbrille lugen, ein Kindernäschen, ein buschiger Stummel-Vollbart — so sah er aus, so zeichnete er sich, und in diesem Spiegelbild spiegelte sich ihm seine Heimatstadt. Denn den Tausenden von Zilletypen, die, schmuddlig anzusehen und salopp bekleidet, über das weiße Papier seiner Skizzenbücher krabbeln wie über den weißen Sand des Freibads Wannsee, entsprach in der Wirklichkeit nur ein einziges Wesen, das war Heinrich Zille selbst. Und weil Zilles Kinder Vatern so ähnlich sehen, deswegen sehen sie auch einander so ähnlich. All die rotznäsigen Weddingputtos mit dem Hemdenlatz zwischen den Beinchen, die dekolletierten Familienväter mit Hosenträgern und Pantoffeln und mit dem obligaten Rauchkringel vor der Nase, die opulenten Hüninnen mit den gewaltigen Brüsten und den Ballongesäßen — sie alle trugen das Himmelfahrtsnäschen im Zilleprofil, als Schutzmarke, als Zeichen, daß sie nicht von Gott, sondern aus einer irdischen Manufaktur stammten. Diese Monotonie der Form kennzeichnete Zilles Arbeit vom ersten bis zum letzten Tag. Ungleiche Mittel führten stets zum gleichen Ziel: Zu Beginn übte er ein feines Gestrichel im Stil der Friseurwitzblätter alten Stils, zuletzt erarbeitete er sich eine gewisse Einfachheit der Linie, aber immer, ob sein Stift ziselierte oder in kräftiger Kurve über das Papier fuhr, immer strebte die Zeichnung zur Verwirklichung jenes einen Bildes, das zwischen ihm und der Welt stand, nie enthielt sie mehr als die eine stenographische Kürzung, die er nach seinem Bilde sich ausgedacht.

Er war ein meggendorfer Blatt am Baume der Kunst, und die graphische Darstellung hatte für ihn keinen Eigenwert; sie war ihm nur ein willkommenes Mittel, um die Menschen anschaulich auf die Beine zu stellen, deren wunderlicher Jargon um ihn herum

und in seinem Herzen klang und für dessen Schnoddrigkeit, Nüchternheit und barocke Wortkunst er ein feineres Organ besaß als die meisten Mitbewohner der großen Mietskaserne Berlin. Seine Botanisiertrommel enthielt wenig Bilder, aber sie wimmelte von Worten, und wenn er als Zeichner immer der Handwerker mit der Schablone geblieben ist, so hat er sich in seinen Texten nie wiederholt. Das Stückchen Leben, das er unter den Rand seiner Zeichnung bannte, war stets frisch geschlachtet, schmeckte nach warmem Blut und zappelte noch, wenn es längst zu Druckerschwärze geworden war. „Mein Mann ist ja sehr für sexuelle Aufklärung, er kanns die Kinder bloß nicht so beibringen, er wird immer gleich zu jemein!" und „Mutter, schmeiß Stulle runter!" und „Laß det Fenster nochn bißchen uff, es riecht so scheen fettig nachs Krematorium!" und „Wat kieken Se denn so, junger Mann? Det ick hier nich forn Cäcilienverein Wache stehe, det sehn Se doch!" Das war auch schon ohne Bild schön, das war in den Filmen schön, die man nach Zilles Einfällen gedreht, das hatte die freche Prägnanz, die ein gewitzter Menschenschlag in seinen Dialekt gelegt, darin klang die Poesie der Armut und die schweinische Derbheit des Umgangs mit Menschen ohne Knigge.

Zille in die Akademie der Künste zu verpflanzen und ihm den Professortitel zu verleihen, war einer der hilflosen und instinktlosen Versuche der staatlichen Kulturverwalter, für einen unpopulär gewordenen Kunstzweig um die Gunst der Masse zu werben. Er hatte zum repräsentativen Künstler weder den Horizont noch die Begabung der Hand und des Auges. Er hat der Muse immer nur die nackte Hinterbacke getätschelt, und der Pokal, an dem er genippt hat, war eine Weiße mit Schuß. Aber er war ein repräsentativer Berliner. Die Kähne auf der Spree tragen seinen Namen, und seine witzigen Formulierungen sind als Würze in das Alltagsrepertoire des Jargons eingegangen, dem sie entstammen. Auf Kosten seiner Mitbürger hat Heinrich Zille viele Jahre lang gelebt und Vergnügen verbreitet, es ist nur schön und billig, daß er auch auf ihre Kosten beerdigt worden ist.

Rudolf Arnheim

Was die Presse nicht kommentiert

Beinahe täglich passiert es, daß die große demokratische Tagespresse Nachrichten von beachtlicher Tragweite verbreitet, ohne es für nötig zu halten, irgend einen Kommentar daran zu knüpfen oder durch die sonst so beliebte Methode der Schlagzeile auf die Bedeutung einer Nachricht aufmerksam zu machen. Ja, wenn es sich um den Schnupfen eines Meisterboxers handelte oder um die neue Modelinie! Aber so? Mein Gott, wenn es zum Beispiel nur um das Leben eines Menschen geht oder um eine Nachricht, die imstande ist, ganze Völker oder ganze Klassen aufeinanderzuhetzen, das wird doch wohl nicht so wichtig sein! Nur ein paar Proben aus der letzten Zeit:

Die liberalen und demokratischen Parteien haben in Stockholm getagt. Für Deutschland referierte der demokratische Abgeordnete und Beamtenvertreter im Reichstag Gustav Schneider. Er ist mitverantwortlich für eine einstimmig angenommene Resolution, die also anhebt: „Die Arbeitslosigkeit ist ein Unglück, für das die betroffenen Arbeiter nicht allein verantwortlich sind." Wie bitte? „Nicht allein verantwortlich?" Sollte es nicht vielleicht doch heißen: „nicht verantwortlich sind"? Nein, es steht da wirklich „nicht allein verantwortlich". Wie gütig! Wahrscheinlich bilden sich die Kongreßteilnehmer noch ein, besonders liberal zu sein, indem sie vage andeuten, es könnte auch noch jemand anders dafür verantwortlich sein. Dieser Jemand wird übrigens im weitern Wortlaut der Entschließung nicht genannt.

Wohingegen als ein Mittel der Behebung der Arbeitslosigkeit „die Ermutigung der Privatwirtschaft" vorgeschlagen wird. Die Armut scheint doch tatsächlich von der Powerteh zu kommen. Was sagen denn die von der Demopartei vertretenen Arbeitnehmerverbände dazu? Was sagt ein kluger Mann wie Herr Erkelenz zu diesem Mumpitz?

Ein Landgerichtsdirektor wird vermißt. Wahrscheinlich ist er tot. Es kann aber auch sein, er liegt irgendwo schwerverwundet oder besinnungslos und kann noch gerettet werden. Ganze Kompagnien Gendarmerie werden auf den Marsch gebracht, Berlins bester Kriminalkommissar macht sich auf die Suche. Auf einmal gehts nicht weiter. Ist man vielleicht an die sowjetrussische Grenze geraten oder verweigern die verwünschten Polen das Visum? O nein! Nur an der mecklenburgisch-preußischen Grenze steht Herr Busdorf und äugt mit einem Krimstecher vom Feldherrnhügel hinüber in Feindesland. Ungefähr an der gleichen Stelle, wo Fritz Reuter auf der Flucht aus der Feste Spandau die rettende mecklenburgische Grenze überschritt. Ja, dem eenen sin Uhl ist dem annern sin Nachtigall.

Zionistenkongreß in Zürich. Der Präsident der zionistischen Exekutive, der gewaltige Weizmann, scheint sich einzubilden, Sowjetrußland sei immer noch von einer chinesischen Mauer umgeben und niemand wisse, was dort wirklich vorgeht. Sonst könnte er doch wohl nicht zu behaupten wagen, „es gäbe nur einen Weg, den verfolgten Juden in Sowjetrußland zu helfen: möglichst viele Menschen aus der sowjetrussischen Hölle herauszuholen. Die Verhältnisse seien jetzt schlimmer als unter dem Zarismus." Diese Behauptung ist zum mindesten originell, nachdem von allen Feinden der Sowjets immer behauptet wird, die Herrschaft läge dort in den Händen von Juden. (Über die wirkliche Lage der Juden in Rußland unterrichtet ein Artikel von Morus „Sowjetpogrome", ‚Weltbühne' 1928, Nr. 40.)

Der Über-Duce. Auf eine Rundfrage über geistige Veranlagung und Charakter schreibt Geheimrat Doktor Karl Duisberg über sich selbst: „Gestaltungs-, Tat- und Entschlußkraft in hervorragendem Maße ausgeprägt, dazu Zielsicherheit, eiserner Fleiß und zähe Energie. Außergewöhnlich starkes Organisationstalent, Denkweise anschaulich-naturalistisch, sehr lebhaft, optimistisch und lebensbejahend. Tief soziales Empfinden, fabelhaftes Gedächtnis. Musik- und kunstliebend, aber nicht selbst ausübend. Kenner und sicherer Beurteiler von Kunstwerken der Malerei und Plastik ..." Was ist Mussolini neben Dem?

Johannes Bückler

Herzensbildung

München, Maximilianstraße, Aushängekasten mit Photos. Harmlos und anständig zeigt eine Baronesse ihre entblößten Schultern und Schulterblätter. Eines Tages klebt über diesem Bilde mit Maschinenschrift:

Baronesse nennst Du Dich und Du bildest Dir ein, daß Du gebildet bist, ich sage Dir, daß Dein Herz verdorben ist. Eine anständige Frau zeigt sich nicht in aller Öffentlichkeit in solchem Verzuge. Wie tief bist Du gesunken, wenn Du aller Welt zeigst, daß Du jedes Gefühl für öffentlichen Anstand und Sitte verloren hast. Schäme Dich, wenn Du Dich noch schämen kannst. Anständige Männer interessiert Dein nackter Leib nicht, aber reine Frauen mit Herzensbildung machen uns Freude.

Liebe Weltbühne!

Die ‚Salzburger Chronik' setzt sich von der hohen Warte ihrer sittlichen Weltauffassung entrüstet mit Lindseys „Kameradschaftsehe" auseinander. Leider stört der Druckfehlerteufel die Feierlichkeit: „Die Ehe ist physische Gemeinschaft und ökonomische Verbundenheit, und als solche gibt sie dem Menschen sein Dasein und sichert dessen Erkaltung."

Antworten

Sozialistischer Arzt. Sie teilen uns einen Beschluß mit, den die Ärztekammer für die Provinz Hessen-Nassau am 10. Februar 1929 gefaßt und kürzlich in ihren Mitteilungen veröffentlicht hat: „Die Ärztekammer der Provinz Hessen-Nassau sieht in der Erhaltung des keimenden Lebens eine der vornehmsten Pflichten des Arztes. Die Preisgabe des keimenden Lebens zu irgendeinem Zeitpunkte der Schwangerschaft seitens des Arztes darf daher nur unter dem Zwange ernstester ärztlicher Gründe erfolgen, d. h. also, nur wenn ernste Gefahr für die Gesundheit der Schwangern auf andre Weise nicht verhütet werden kann. Die Kammer hält es deshalb für Standespflicht, daß im Interesse einer einheitlichen Haltung der Ärzteschaft Deutschlands die von dem Ärztetag zu Leipzig 1925 beschlossenen Leitsätze betreffs der ärztlichen Unterbrechung der Schwangerschaft von jedem Arzte der Provinz befolgt werden. Sie ist zur Mitwirkung bei dieser Aufgabe gewillt und erklärt sich bereit, daß die im § 6 b, Abs. 2 geforderten gemeinsamen Protokolle — die auch einzureichen sind, wenn das Konsilium zu einem ablehnenden Beschlusse kommt — von dem Vorsitzenden der Kammer in Verwahr genommen werden. Die Kammer muß jedoch im Interesse ihres eignen Ansehens verlangen, daß der Vorsitzende das Recht erhält, gemeinsam mit einem Mitglied der Kammer in ein Protokoll Einsicht zu nehmen. Über die erfolgte Eröffnung ist ein Vermerk dem nach Einsichtnahme wieder zu verschließenden Protokoll beizufügen. Die Kammer fordert jeden Arzt der Provinz auf, sich auf die Einhaltung der Leitsätze und besonders die Einreichung der gemeinsamen Protokolle durch Unterschrift zu verpflichten, und wird die Namen der Ärzte, die diese Verpflichtung durch Unterschrift bekundet haben, den Standesvereinen mitteilen, da sie nur in diesen Ärzten Beratungsärzte im Sinne des § 6 b der Leitsätze erblicken kann . . ." Die Erklärung, die die Ärzte zu unterschreiben haben, hat folgenden Wortlaut: „Ich habe von dem Beschlusse der Ärztekammer der Provinz Hessen-Nassau über das Verhalten des Arztes im Falle einer ärztlichen Schwangerschaftsunterbrechung und von den beigefügten Leitsätzen des leipziger Ärztetages Kenntnis genommen und erkläre mich bereit: 1. die Grundsätze des Ärztetages im Falle einer Schwangerschaftsunterbrechung einzuhalten; 2. nach diesen Grundsätzen als beratender Arzt mitzuwirken, wenn ein solcher Fall in meiner (Fach-) ärztlichen Tätigkeit vorkommt; 3. die geforderte Niederschrift an die Kammer einzusenden." — — Sie bemerken dazu mit Recht: „Es scheint mir außerordentlich fraglich zu sein, ob die Ausführung dieses Ärztekammerbeschlusses durch die Ärzte rechtlich überhaupt zulässig ist. Der Zwang, den die Ärztekammer der Provinz Hessen-Nassau auf ihre Ärzte auszuüben sucht und durch ihre Drohung, die Zulassung sich nicht verpflichtender Ärzte als ‚Beratungsärzte' zu inhibieren, auch ausüben wird, wird ohne Zweifel die Folge haben, daß viele Ärzte auch dann, wenn eine medizinische Indikation zur Schwangerschaftsunterbrechung vorliegt, vielfach zögern werden, die Operation auszuführen. Besonders gefährlich ist der Umstand, daß durch diese Maßnahmen immer wieder mehr Frauen den Abtreiberinnen in die Hände geführt werden; denn jeder Fall von ärztlicher Schwangerschaftsunterbrechung soll ja nunmehr alsbald zur Kenntnis der Ärztekammer gebracht werden. Daß die Protokolle zunächst verschlossen sind und daß der Vorsitzende der Ärztekammer nur in besondern Fällen Einsicht in sie nehmen darf, ist völlig belanglos. Denn selbstverständlich müssen die Couverts äußerlich mit dem Namen der betreffenden Patientinnen gekennzeichnet sein (die in den ‚Leitsätzen' geforderte Kennzeichnung der Umschläge mit dem Namen der beteiligten Ärzte ist natürlich alsbald unzulänglich, wenn es

sich bei ein und demselben Arzt um mehr als eine Patientin handelt), so daß also jeder Schreiber usw., der mit diesen Aktenstößen zu tun haben wird, sofort weiß, wenn Frau M. N. oder Frau X. Y. aus A . . . bach oder B . . . dorf sich einer Graviditätsunterbrechung hat unterziehen müssen. Rechtlich könnte die Angelegenheit meines Erachtens sehr einfach geklärt werden, wenn eine Patientin den Arzt, der ein Protokoll über die Operation an die Ärztekammer gibt, wegen Verletzung der ärztlichen Schweigepflicht verklagt. Es darf doch auf keinen Fall vergessen werden, daß die Ärztekammer nichts andres ist, als eine Standesorganisation, wenn sie als solche auch einen gewissen staatlichen Charakter trägt. Aber diesen Kammern kann doch in keiner Weise das Recht zugestanden werden, durch Manipulationen nach Art des Beschlusses dieser Ärztekammer die Gesetzgebung zu ergänzen."

Arthur Holitscher. Am 22. August werden Sie drüben in den Vereinigten Staaten sechzig Jahre alt. Sie sind damit Ihren Freunden entzogen, Ihren Gegnern auch, und wenn Sie die vielen liebenswürdigen Würdigungen lesen werden, die bei solchem Anlaß üblich sind, dann wird schon eine geraume Zeit vergangen sein, und das wird Sie trösten. Als Sie zuletzt Rückschau hielten, war ihr Wort gallenbitter, Verwünschungen gingen zurück, Sorgen in die Zukunft. Dann kam, überraschend und beglückend, Ihr letztes Buch, jenes Rußlandbuch, von dem Alfons Goldschmidt an andrer Stelle spricht. Sie haben in diesen zwanzig Jahren unsre Augen geschärft. Sie fuhren nicht durch die Welt, um deren Schönheiten und Spannungen zu erleben, sondern der Menschen wegen. Glanz und Irrsinn der kapitalistischen Produktion, die Elendsquartiere der Hafenstädte, das Grollen der kolonialen Völker, das haben Sie gesehen und vermittelt zu einer Zeit, die sich noch ganz anders trug als die heutige. Deshalb wird Ihr Werk bleiben als das eines Verkünders. Nein, Sie haben die Zukunft nicht zu fürchten, nicht die Vergänglichkeit des Erfolgs . . .

Dresdner Weltbühnenleser treffen sich Donnerstag, 29. August, abends 8 Uhr, in den „Radeberger Bierhallen", Neustädtische Hauptstraße 11. Diskussion über die „Rolle der Intellektuellen".

Diesem Heft liegt ein Aufruf der Deutschen Liga für Menschenrechte vor, den wir der besonderen Beachtung unserer Leser empfehlen.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 77 57. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Wir im Haag von Carl v. Ossietzky

Wie Kenner meinten, sollte die größere Aktivität der österreichischen Heimwehren ursprünglich Mitte September einsetzen, mit dem Abflauen des Fremdenverkehrs. Nun hat der Tatendrang steierischer Dorfhelden den Vorhang zu früh aufgezogen, und die Histrionen stehen verwirrt. Statt des Signals zum Marsch auf Wien ist der ungenierte Disput gekommen, was ein Rechtsputsch für das österreichische Staatswesen bedeuten würde. Daß die benachbarten Diktaturstaaten nicht ruhig bleiben würden, ist gewiß, aber auch die Tschechen würden, etwa durch den Einmarsch der Ungarn ins Burgenland, auf die Beine gebracht werden. Und englische Zeitungen richteten in den letzten Tagen sehr präzisierte Warnungen an den österreichischen Bundeskanzler, aus denen sich ergibt, daß das Kabinett MacDonald über das Komplott der Weißen informiert ist und dem Unternehmen nicht wohl will. Natürlich heizt die deutsche Rechtspresse gehörig ein. Diese Sorge, Oesterreich nicht zur inneren Abrüstung kommen zu lassen, ist wohl verständlich, denn es ist ja das Experimentierland des deutschen Fascismus. Dort soll die Orchesterprobe für das größere Spiel vor sich gehen.

Jedenfalls fühlt sich unsre sogenannte nationale Opposition durch die österreichischen Ereignisse recht gekräftigt. Es geht ihr übrigens auch sonst nicht schlecht, denn sie hat durch den kläglichen Verlauf der haager Konferenz neues Futter erhalten. Selbstverständlich würde auch Hugenberg als deutscher Machthaber nicht gleich mit geschwungenem Schirm in die Hermannsschlacht ziehen. Hugenberg ist ein Straßenkämpfer, kein Grabensoldat. Seine Ziele liegen im Innern, aber seinen besten Agitationsstoff hat er sich immer von der Außenpolitik geholt.

Was geschieht eigentlich im Haag? Die deutsche Presse pendelt unvermittelt zwischen Verzagtheit und Hoffnung, aber ein rundes Bild gelingt ihr nirgends. Vornehmlich beschränkt man sich darauf, den Schuldigen zu suchen. Aber auch hier klaffen die Meinungen auseinander. Die ‚Frankfurter Zeitung', zum Beispiel, belastet allein Briand und feiert Snowden als guten Patron der deutschen Sache: „Er (Snowden) wollte erstens für England Vorteile gegenüber der Regelung der pariser Experten mit nach Hause bringen; das war das erstrebte Geschäft. Aber er wollte zweifellos außerdem — und das war wieder die gute Politik — mit der Energie seiner finanziellen Forderungen einen Druck auf Frankreich ausüben, daß es sich in der Räumungsfrage nun endlich entschließe." Also

Frankreich will à tout prix die Okkupation so lange wie möglich ausdehnen, aber Labourman will Deutschland seinen freien Rhein zurückgeben. Doch in den ‚Sozialistischen Monatsheften' schreibt der Abgeordnete Quessel: „Überhaupt scheint es notwendig, darauf hinzuweisen, daß die Rheinlandsräumung für Frankreich nach Annahme des Youngplans eine Selbstverständlichkeit ist. Ja, noch mehr. Es scheint in Paris auch keine Neigung vorhanden zu sein, Englands starkes Interesse an einer dauernden Rheinlandkontrolle verschleiern zu lassen. Man weiß, daß die Neutralisierung des Rheins von Rotterdam bis Basel ein Lieblingsgedanke der britischen Generalität ist. England will sich mit seinen Truppen gewiß nicht dauernd am Rhein festsetzen, aber es will auch nicht deutsche oder französische Truppen am Rhein sehen... An der Neutralisierung der Rheinlande durch eine Dauerkontrolle ist London stark interessiert, weil es den Rhein als den kontinentalen Grenzgraben des britischen Weltreiches ansieht... Natürlich wird England im Haag bestrebt sein, seine grundsätzliche Zustimmung zu einer Dauerkontrolle des Rheins so hinzustellen, als ob es damit lediglich einen Wunsch Frankreichs erfülle. Dieses Spiel will man aber dies Mal von Paris nicht mitmachen." Die Verschiedenheit dieser beiden Auffassungen ist unverkennbar. Ist Briand weiß, ist Snowden schwarz? Oder umgekehrt? Wenn aber hier zwei Stellen, wo immer Konstruktiv und denkend gearbeitet wird, so differieren, was kann man dann von andern verlangen, die ihre hochwichtigen Verdikte auf Grund der letzten Zufallsinformation durchs Telephon tuten? Hat dies Diabolospiel aber einen Sinn?

Keine der großen Konferenzen bisher war so unbehelligt von nationalistischen Hetzteufeleien wie diese. Es geht auch nicht wie früher der Kampf um große Grundprinzipien, nicht Bellizisten und Pazifisten stehen sich gegenüber, keine der großen Mächte vertritt ein offensichtliches Unrecht oder eine Anmaßung, mindestens drei der Mächte pochen auf die Erfüllung von gleich gut begründeten Forderungen. Deutschlands Räumungsverlangen ist nicht weniger berechtigt als Englands Wunsch nach einer bessern Quote, aber auch Frankreich ist zu begreifen, wenn es sich sträubt, England finanzielle Zugeständnisse zu machen und zugleich in der Räumungsfrage Deutschland bedingungslos nachzugeben. Wenn die ‚Frankfurter Zeitung' meinte, Snowden handle zugleich als Deutschlands Sachwalter, so kann mit gleichem Fug gesagt werden, daß seine Aggressivität auch auf Frankreichs Verständigungswillen nicht günstig einwirkt. Denn eins ist doch wohl unbestreitbar: die deutsche Frage an die Konferenz kann nicht eher spruchreif werden, ehe sich nicht die Andern einig geworden sind. Wenn sich aber der englische Schatzkanzler jeden einzelnen Verhandlungspartner vornimmt und ihn zunächst mit

einem seiner schrecklichen Hiebe in zwei Teile spaltet, dann in tagelangen Einzelverhandlungen die Stücke gewissenhaft zu Kleinholz verarbeitet, dann wieder tagelang verschnauft, um in Muße zu überlegen, wer jetzt an die Reihe kommt, so mag ein solches Verfahren All Britain auf ihren Champion stolz machen, aber es sollte auch außerhalb Englands einleuchten, daß diese methodische Destruktion der Gegner der Tod der Konferenz ist. Als die deutsche Delegation jedoch wirklich einmal auf Snowdens Unterstützung rechnete, als nämlich Herr Stresemann fragte, was denn nun nach dem 1. September werden solle, da antwortete Snowden nicht anders als Briand, daß der Dawesplan eben in Kraft bleiben müsse. Mit diesem Schutzengel ist es also nichts Rechtes.

Ganz richtig jedoch meint die ‚Frankfurter Zeitung', Briand habe Angst vor der innern Politik. Das stimmt. Aber es stimmt auch, daß das Gleiche für Stresemann gilt. Wenn nicht alles trügt, steht der seit Locarno verfolgte Kurs vor einer Schicksalswende. Die von Hugenberg ausgehende Oppositionsstimmung frißt sich weiter, der Mitte zu. Stresemanns eigne Partei ist niemals besonders kapitelfest gewesen, wenn von rechts unwirsch gefragt wurde: Wie lange noch? Und im Zentrum wartet der begabte Herr Prälat Kaas, der vielleicht nicht grade mit der Nachfolge Stresemanns, aber doch mit einer Position rechnet, von der aus er das Auswärtige Amt maßgeblich beeinflussen kann, und der auf seiner reichen Klaviatur auch die grollenden Töne des unterdrückten Rheinlandes zur Verfügung hat und gewiß seine eigne Musik machen wird, wenn die Hand, die heute noch den Taktstock der Außenpolitik führt, müde wird. Und diese Hand ist zur Zeit mindestens sehr nervös.

Stresemann ist der Gefangene seiner frühern Erfolge. Man erwartet mehr von ihm als er schaffen kann, es hat sich gleichsam eine Erfolgspsychose um ihn verbreitet. Er ist aber auch nur ein Stückchen der schwierigen und unglücklichen haager Konstellation und nicht ihr Meister. Weil er aber fürchten mußte, daß seine notgedrungene Untätigkeit während des endlosen Quotenstreits zu Hause als Laschheit ausgelegt werden würde, brachte er schließlich die deutschen Schmerzen aufs Tapet, erzwang er Diskussion darüber, was zu tun sei, wenn der Youngplan am 1. September noch nicht gültig wäre. In unsrer republikanischen Presse herrscht viel Genugtuung darüber, daß „endlich etwas geschehen sei" und „Stresemanns Initiative die Konferenz endlich in Fluß gebracht habe". Es soll nicht verschwiegen werden, daß außerhalb der demokratischen Redaktionen Stresemanns Schritt ganz anders beurteilt wird, der Eindruck sogar ein katastrophaler ist. Nicht verstanden wird, daß der Schuldner es sein muß, der

die Gläubiger, die ihn scheren sollen, zum Frieden mahnt. Gewiß sind mit dem Inkrafttreten des Youngplans zunächst Erleichterungen verbunden, aber im deutschen Publikum fehlt der in England so verbreitete Sinn für finanzpolitische Dinge. Jetzt kann man wieder überall hören, daß die Erfüllungspolitiker in einem gradezu masochistischen Rausch Deutschland gebunden den Shylocks ausgeliefert haben. Die psychologische Wirkung der deutschen Initiative auf Die zu Hause hätte besser berechnet werden müssen. Der Ball, den Stresemann zwischen die zankenden Verhandlungspartner werfen wollte, ist fehlgegangen und in Hugenbergs Hauptquartier gerollt.

Ein Erfolg mußte mitgebracht werden, man konnte nicht mehr warten, denn man war der Innenpolitik verpflichtet. Es wäre wohl auch noch möglich gewesen, von vornherein mit Briand in Verbindung zu kommen; der Friedensfürst Aristides ist schließlich die Kreation der Wilhelm-Straße. Man darf auch nicht vergessen, daß die tapfern Gladiatoren im Haag alle an den Seilen des Gläubigers Amerika zappeln. Dafür hat man nirgends mehr Verständnis als in Paris, während man in England grade jetzt neue freundschaftliche Bindung an Amerika sucht. Doch die deutsche Delegation stellte sich drei Wochen ruhig in den Schatten Snowdens, vertrauensvoll annehmend, der Schatzkanzler vertrete auch ihre Sache. Damit wurde Deutschland aber zum stillen Satelliten Englands, grade als die Auseinandersetzungen am wildesten waren. Während die französische Presse England nachsagte, es wolle den Youngplan ruinieren, konnte man im ‚New Statesman', der Revue der Labourelite, eine wahre Freudenkundgebung über das Ende der englisch-französischen Freundschaft lesen. Es wäre höchst unwahrscheinlich, hieß es da, daß sich im Falle eines kommenden Krieges Frankreich und England im selben Lager befinden würden ... Angesichts solcher Maßlosigkeit war es lebensgefährlich, in der deutschen Presse die Version verbreiten zu lassen, Snowden verfechte auch die deutschen Interessen, eine Version, die, wie sich gezeigt hat, nicht einmal stimmt. Deshalb darf man sich auch nicht wundern, wenn Briand jetzt verschnupft ist und nicht mehr leicht mit sich handeln läßt. Und deshalb muß man jetzt mit der Möglichkeit rechnen, daß Deutschland, das sich in Englands Hände begeben hat, schließlich noch dessen Kompensationsobjekt wird und die Differenzen der Andern aus seiner Tasche begleichen muß. Das ist eine sehr böse Entwicklung. Briand, so sagt man, fürchtet die Erinnerung an Cannes 1922. Und ein zweites Cannes werde ihm bereitet werden, wenn er sich nicht durchzusetzen vermag. Aber Stresemann riskiert ein Cannae.

Stalins Programm von Karl Enderzin

Die letzte Reichskonferenz der russischen kommunistischen Partei hat nach außen mit einem Siege Stalins geendet. Seine Gegner waren dies Mal vor allem Rykow und Bucharin. Rykow ist in seinen Funktionen geblieben, Bucharin dagegen ist zurzeit politisch ziemlich ausgeschaltet. Um was ging der Kampf? Er ging um das alte Problem des Bolschewismus: um das Verhältnis des Staates, und damit der herrschenden Partei, zur Bauernschaft. Diese Frage ist so alt wie der Bolschewismus selbst. Als die sozialistische Revolution in Rußland siegte, wurde von vielen gefragt: Ist sie nicht zu früh gekommen? Und auch heute wird von mancher Seite auf die Mißerfolge in der Durchführung der sozialistischen Produktionsweise unter dem Sowjetregime in Rußland verwiesen. Gewiß, die sozialistische Produktionsweise ist in Rußland noch nicht die herrschende, in der russischen Landwirtschaft ist der Großgrundbesitz bisher nicht durch genossenschaftliche oder staatliche Großbetriebe ersetzt worden, sondern die Zerschlagung des Großgrundbesitzes diente zur Erweiterung des Areals der Kleinbauern, in zahlreichen Fällen zur Erweiterung des Areals der Mittel- und Großbauern. Auch unter dem bolschewistischen Regime gibt es den Klassenkampf auf dem Dorf, wenn auch die krassesten Gegensätze beseitigt sind. Was besagt dies? In der Zeit des Bürgerkrieges hätte die Zerschlagung des Großgrundbesitzes unter Durchführung der Sozialisierungsdekrete mit mathematischer Sicherheit zum Siege der Konterrevolution geführt. Es ist sehr billig, das in der Revolution wirklich Erreichte an der „Idee" der sozialistischen Produktionsweise zu messen und dann als ungenügend zu bezeichnen. Aber der Bolschewismus hatte nicht die Wahl zwischen der Erhaltung des Kleinbauernbetriebes und der Sozialisierung der Landwirtschaft, sondern jeder ernsthafte Versuch in dieser Richtung hätte damals die Konterrevolution gestärkt.

Mehr als zehn Jahre sind seit der Revolution verstrichen. Sowjetrußland hat trotz Bürgerkrieg und Blockade, trotz des Fehlens ausländischer Kapitalien seine Industrie wieder aufgebaut, sie hat das Vorkriegsniveau überschritten. Und in dieser Industrie, die zum überwiegenden Teil in staatlichen Händen, ist eine Arbeiterschaft beschäftigt, deren Lohnniveau das der Vorkriegszeit überschreitet bei verringerter Arbeitszeit. Aber das Verhältnis der Stadt zum Land hat man noch nicht zu regulieren vermocht.

Das Resultat der Zerschlagung des Großgrundbesitzes ergab keine Besitzgleichheit, die Bauernschaft konnte zwar ihr Areal erweitern, aber die Besitzungleichheit blieb trotz der Nationalisierung bestehen. Dem Kleinbauern, der „Dorfarmut", standen nach wie vor der Mittelbauer und der Großbauer („Kulak") gegenüber. Wenn auch anfangs der Kleinbauer als natürlicher Verbündeter des Proletariats betrachtet wurde („Komitees der Dorfarmut", Klassenkampf im Dorfe), und deshalb mit der Unterstützung durch die Sowjetregierung rechnen konnte, so hat sich dennoch die Entwicklung in den letzten

Jahren auf dem Lande immer mehr zugunsten der Groß- und Mittelbauern, zuungunsten der Kleinbauern verschoben. Dies ist die Folge einmal des Rückganges der landwirtschaftlichen Produktivität, der natürlich die ärmsten Bauern am stärksten betraf, und sie vielfach zwang, ihr Land zu verpachten, und zweitens der lange Jahre andauernden „Schere", des Preisrückganges agrarischer gegen industrielle Produkte. Das wohlhabende Bauerntum sabotiert versteckt und offen die staatlichen Maßnahmen, und die Bolschewiki können darauf zur Zeit nicht mit offenem Klassenkampf antworten. Wenn sie zum Beispiel ein Dekret erlassen würden, daß der Boden über ein bestimmtes Areal den Großbauern genommen und unter die Kleinbauern verteilt würde, und wenn sie mit militärischen Machtmitteln dies Dekret durchführen könnten, so wäre die erste Folge ein rapides Sinken der landwirtschaftlichen Produktion. Ein solches Sinken wäre gleichbedeutend mit einer Verringerung der Konsumtivkraft der Bauernschaft; dies aber brächte für die Industrie Absatzstockung in einem kaum überschätzbaren Umfang, weiter Arbeitslosigkeit, Herabsetzung des Lohnes, den die bolschewistische Regierung in diesem Falle nicht durch besondere Zuwendungen ausgleichen kann, da die Steuereingänge rapid sinken würden. Um die Staatsindustrie aufrechtzuerhalten, müssen daher die Bolschewisten vom schärfsten Klassenkampf gegen die Dorfaristokratie Abstand nehmen. Es liegen hier entscheidende funktionale Verkettungen vor. Die Revolution konnte sich gegen die Konterrevolution behaupten, weil mit dem Proletariat die ganze landhungrige Bauernschaft kämpfte, die Revolution konnte den furchtbaren Rückgang der industriellen Produktivität aushalten, weil die gesamte industrielle Produktion im Vergleich zu Westeuropa einen sehr bescheidenen Umfang hatte. Nachdem die Bauern zu Land gekommen sind, nachdem also der eherne Reifen gesprengt ist, der Proletariat und Bauernschaft verband, wird die geringe Ausdehnung der Industrie und ihre Zurückgebliebenheit gegenüber der Westeuropas zu einem der entscheidensten Gefahrenpunkte für die sozialistische Produktionsweise. Denn abhängig in ihrem industriellen Absatz von der Bauernschaft, mußte der entscheidende Kampf gegen den Kulaken zunächst vertagt werden.

Wie soll er heute geführt werden? In der Beantwortung dieser Frage scheiden sich die Geister. Es ist bekannt, daß Rußland, das vor dem Kriege eines der größten Getreideexportländer war, zur Zeit kaum mehr Getreide ausführt; ein schwerer Schaden für den russischen Außenhandel, der nur mit stärkster Anspannung aller Kräfte diesen Ausfallposten wieder ausgleichen kann. Die Gründe für diesen fehlenden Getreideexport ergeben sich einmal daraus, daß der Bauer heute mehr ißt als früher, als er an den Großgrundbesitzer die Pachtzinsen zahlen mußte, ergeben sich weiterhin aus der außerordentlich starken Bevölkerungsvermehrung in Rußland, die man jährlich auf etwa drei Millionen schätzt. Aber das sind nicht die einzigen Faktoren. Wichtig ist vielmehr weiterhin, daß im Gegensatz zur Industrie die Produktivität der russischen Landwirt-

schaft nur sehr langsam wächst, und dies unter anderm darum, weil die scharfe Politik gegen das Kulakentum natürlich für die wohlhabende Schicht im Dorfe kein Anreiz ist, die landwirtschaftliche Produktivität zu erhöhen und zu verbessern. Natürlich ergeben sich daraus Gefahrenmomente. Die Versorgung der Städte klappt bisweilen nicht vollständig und so waren die Vertreter der Rechten: Rykow, Bucharin und Tomski dafür, die Kämpfe gegen das Kulakentum in der nächsten Zeit etwas abzuschwächen, weiterhin stärker die Konsumindustrie aufzubauen, um dem Lande sofort mehr Produkte zu liefern und die landwirtschaftliche Produktion damit stärker anzukurbeln. Die Mehrheit mit Stalin ist ihnen hierbei nicht gefolgt. Sie ist sich der Gefahr bewußt, die der verschärfte Kampf gegen den Kulaken mit sich führen muß. Und doch ist sie für einen weitern Ausbau der Schwerindustrie und glaubt, den Kampf gegen den Kulaken heute bereits mit andern Methoden führen zu können. Sie will die starken Positionen, die die Staatsindustrie bereits erworben hat, dazu benutzen, um im großen Umfange vom Staate bewirtschaftete landwirtschaftliche Kollektivwirtschaften zu errichten. In der Resolution, die zum Referat Kalinins angenommen wurde, heißt es darüber:

Die Schaffung einer landwirtschaftlichen Großproduktion, die die entscheidende Methode der Überwindung der Rückständigkeit in der landwirtschaftlichen Arbeit darstellt, kann nur auf zwei Wegen erreicht werden. Entweder durch die Schaffung großer kapitalistischer oder Kulakenwirtschaften, oder aber durch die Schaffung einer sozialistischen Großwirtschaft (Sowjetgüter, Vereinigung der Kleinwirtschaften in Kollektivwirtschaften, Kommunen, Produktionsgenossenschaften und Gesellschaften usw.). Die Entscheidung der Frage, ob die Bauernmassen treue Verbündete der Arbeiterschaft bleiben, oder sich durch die Bourgeoisie von der Arbeiterschaft trennen lassen, hängt davon ab, welchen Weg die Entwicklung der Landwirtschaft einschlagen wird: den sozialistischen oder kapitalistischen, und dementsprechend davon, wer die Entwicklung der Landwirtschaft führen wird: der Kulak oder der sozialistische Staat. Der kapitalistische Entwicklungsweg des Dorfes bedeutet — wie das Beispiel der kapitalistischen Länder zeigt —, daß im Dorfe eine mächtige, kapitalistische Klasse (Kulaken) gebildet wird, die auf Grund einer rücksichtslosen Ausbeutung von Millionen kleiner Zwergwirtschaften, durch die Zerstörung und Verschlingung dieser Wirtschaften die Hauptmasse der Produktionsmittel, den Hauptteil der landwirtschaftlichen Produktion in ihren Händen konzentrieren.

Diesem kapitalistischen Wege der Schaffung einer großen Individualwirtschaft setzt die Sowjetmacht die proletarische Methode der Schaffung einer großen vergesellschafteten Wirtschaft entgegen, die geschaffen wird durch die Vergenossenschaftung der Produktion, durch eine Kollektivisierung, die der kleinen und Zwergwirtschaft unter Mithilfe und Führung der Sowjetmacht ermöglicht, sich auf Grund der kollektiven Arbeit zu größern Einheiten zusammenzuschließen und sich auf ein höheres Niveau der Technik und Kultur emporzuheben.... Die wichtigsten Methoden zur Lösung dieser Aufgabe, die wichtigsten neuen Formen des Zusammenschlusses, deren Bedeutung von Jahr zu Jahr wachsen wird, sind (wir erwähnen nur einige):

a) Organisierung neuer Sowjetgüter und Verbesserung der Arbeit der alten Sowjetgüter, als große landwirtschaftliche Fabriken und als Zentren einer allseitigen Unterstützung der Einzelwirtschaften der mittlern und armen Bauernschaft;

b) Schaffung neuer und Entwicklung der alten Kollektivwirtschaften als der höchsten Formen der produktiven Vergenossenschaftung und der Vereinigung der zersplitterten Bauernwirtschaften zu vergesellschafteten Wirtschaften;

c) Entwicklung eines breiten Netzes staatlicher und genossenschaftlicher Maschinen- und Traktorenstationen, als einer der Methoden für die Vergesellschaftung der wichtigsten Produktionsprozesse der gesamten Masse der individuellen Wirtschaften;

d) allseitige Entwicklung der Produktionsgenossenschaften bei stets größerer Verstärkung der Elemente der vergesellschafteten Wirtschaften in ihnen.

Bucharin und Rykow sind der Ansicht, daß von Stalin und der Mehrheit die Aussichten dieser Kollektivwirtschaften für absehbare Zeit stark überschätzt werden und daß daher die an sich notwendigen Spannungen zwischen Stadt und Land noch verschärft werden würden. Unabhängig aber davon, wie weit sich die Hoffnungen Stalins auf diese staatlichen landwirtschaftlichen Großbetriebe erfüllen werden, ist das eine gewiß, daß in der nächsten Zeit ihre Wirkungen nur minimal sein werden, daß Rußland daher als Getreide-Exportland zunächst ausfällt (wenn nicht eine ganz überragend gute Ernte einmal eintritt) und daß die Beziehungen von Stadt zu Land zunächst an Schärfe nichts verlieren werden.

Pariser Presse von Simson Carasco

VI.

Der Welttrust

Die großen Zeitungen der ganzen Welt haben im Ausland Privatberichterstatter, um über die Ereignisse eines Landes auf dem Laufenden gehalten zu werden und nicht nur auf die Nachrichtenbureaus angewiesen zu sein, die von der Regierung ihres Landes ausgehalten werden. Die Rolle dieser ausländischen Berichterstatter wäre es also, nicht nur in die Psychologie des fremden Landes, in dem sie leben, einzudringen, sie zu verstehen und sich ihr anzupassen; sie müßten auch bestrebt sein, die Quelle der Informationen, die sie ihrem Blatt weitergeben, ausfindig zu machen. Gibt es aber einen einzigen französischen Journalisten in Berlin oder einen deutschen in Paris, der die Kehrseite der Presse kennt, aus der er seine Nachrichten schöpft, und der die Interessen kennt, die sich hinter den einzelnen Blättern verbergen? Wieviele ausländische Journalisten lesen die Informationen des fremden Landes richtig und im Sinne dieses Landes? Welche Absurditäten werden täglich zwischen Berlin und Paris hin- und hertelephoniert!

Eines Tags kündigte ein pariser Zeitungsdirektor einem seiner Mitarbeiter seine Versetzung nach Berlin auf folgende treffende Art an: „Lieber Freund, Sie werden nach Berlin fahren, sich dort mit Ihren Kollegen von der französischen Presse in Verbindung setzen und mit ihnen zusammen Ihre wunderbare lateinische Verständnislosigkeit im Reich spazieren führen."

Ebenso kann man von den deutschen Korrespondenten in Paris sagen, daß sie ein Stück Deutschland in Paris spazieren führen.

Unbewußt fälschen sie den Geist der Informationen, die sie weitergeben. Doch da beginnt das Paradoxon: ohne es zu wissen, sind sie die Sklaven der Korruption der Presse und ahnungslose Werkzeuge maskierter Interessen. „Le Journal schreibt...", „Paris-Soir sagt...", „L'Oeuvre meint...", telephoniert der deutsche Korrespondent aus Paris nach Berlin. Dann folgen Auszüge aus der Presse, die auf den deutschen Leser den Eindruck machen, daß ganz Frankreich, von der Rechten bis zur Linken, gegen Deutschland sei. Man hat den deutschen Zeitungslesern einfach zu sagen vergessen, daß die linksstehenden ‚Paris-Soir' und ‚L'Oeuvre' von ‚Le Journal' überwacht und kommanditiert werden, von ‚Le Journal', dem Hauptstützpunkt von Havas und dem Konsortium und hinter dem die Banque de France et des Pays Bas steht. Aber haben davon die deutschen Journalisten, die in Paris leben, nur eine Ahnung? Ihre ganze Kraft ist auf das Ansammeln von Nachrichten und das pünktliche Einhalten ihres Telephonats gerichtet, und es bleibt ihnen keine Zeit übrig, die Richtigkeit der Nachrichten, die sie weitergeben, zu prüfen. Sie opfern die Richtigkeit ihrer Nachrichten den Nachrichten selbst.

Die ausländischen Journalisten in Paris beziehen ihre Informationen von zwei Stellen, die beide die gleiche Quelle haben. Da sind erstens die Havasmeldungen, die sie entweder direkt oder einige Stunden später aus den Blättern bekommen. Zweitens gibt es unter den französischen Journalisten, die sehr schlecht bezahlt sind, sehr viele, die dem deutschen Kollegen gegen ein kleines monatliches Entgelt die Informationen des Blattes, in welchem sie arbeiten, zukommen lassen und ihm auch sonst bei seiner Arbeit behilflich sind. In beiden Fällen, Havasmeldungen oder Mitarbeit eines französischen Kollegen, sind die Nachrichten jedenfalls schon von Havas oder einem Zeitungsdirektor filtriert, ehe sie in die Hände des Auslandskorrespondenten gelangen. Es sind unvollständige oder tendenziöse, niemals aber objektive Informationen.

Man konnte dies während der großen Skandalaffäre der ‚Gazette du Franc' genau beobachten, bei welcher Gelegenheit die ausländischen Korrespondenten in Paris verwirrt herumtappten und die widersprechendsten Nachrichten weitergaben. Es war klar, daß sie von der ganzen Sache, von den Hintergründen des Falls, nichts verstanden hatten.

Die ausländische Privatkorrespondenz der großen Blätter, die ursprünglich dazu eingerichtet wurde, um mögliche Willkür der Berichterstattung zu vermeiden oder um gewissen direkten Interessen zu dienen, hat ihre Daseinsberechtigung verloren. So wie sie heute aufgefaßt und ausgeübt wird, ist sie bloß eine von allen Beteiligten ernst genommene Komödie.

*

Wenn nach alldem, was wir hier angeführt haben, noch ein Zweifel besteht über die Bestechlichkeit der französischen Presse und der Presse im allgemeinen, so genügt es vielleicht

zu erzählen, was sich kürzlich in London ereignet hat, um allen linksgerichteten Elementen in Europa klar zu machen, welchen ungeheuren Einfluß die Presse allein auf den Weltfrieden hat.

Ende vorigen Jahres ist in London eine Gesellschaft mit einem Betriebskapital von 3 150 000 Pfund Sterling gegründet worden, die den Namen „Anglo-Foreign Newspapers". führt. der Zweck dieser Gesellschaft ist absichtlich unklar definiert. Ihr Präsident hat erklärt: „Die Gesellschaft hat sich zur Aufgabe gestellt, in England oder im Ausland Unternehmungen, die irgendwie mit der Industrie der Presse (der Ausdruck ist treffend gewählt!) zusammenhängen, zu gründen, zu kaufen oder auszubauen."

Was bedeutet diese Gesellschaft? Wo will sie hinaus? Handelt es sich nur darum, den Profit des internationalen Reklamewesens von Hotels und Reiseagenturen und vielleicht den der großen Welttrusts an sich zu ziehen? Ein so unklares kommerzielles Programm verbirgt politische Ziele — es ist klar, daß es sich darum handelt, die Hand auf die leitende französische und deutsche Presse zu legen. Tatsächlich steht irgendwo in den Statuten dieses neuen Trusts geschrieben, daß er vorhat, nicht nur das gesamte Reklamewesen sondern auch den Informationsdienst auf einer internationalen Plattform zu vereinen. Und die politische Schattierung dieses Unternehmens tritt sofort klar zutage, wenn man weiß, daß der Präsident des Verwaltungsrats dieses internationalen Pressetrusts Herr Henry Spence Horne ist, Präsident des „Carmelite-Trusts", der die Zeitungen des aktiven Fascistenfreundes Lord Rothermere umfaßt.

Mit einem Wort, die „Anglo-Foreign Newspapers" will auf dem ganzen Kontinent und besonders in Deutschland und Frankreich das organisieren, was Havas unter der Initiative von Rénier in Frankreich organisiert hat, nämlich einen Trust aller großen Zeitungen Europas, der die öffentliche Meinung lenken soll im Sinne der Interessen des Großkapitals, das den Trust kommanditiert. Und es besteht gar kein Zweifel darüber, daß die Politik dieses Trusts die leibhaftige Reaktion sein wird.

Diejenigen, die Gelegenheit haben, hinter die Kulissen der Presse zu blicken, haben die Gefahr rasch erkannt. Doch woher kommt es, daß die Direktoren der großen europäischen Zeitungen und namentlich die der deutschen und französischen Presse, die doch am meisten gefährdet ist, über diese Gefahr schweigen? Die Erklärung dafür ist einfach: die ‚Financial News' schreibt in einem Rechenschaftsbericht über die erste Generalversammlung der Aktionäre der „Anglo-Foreign Newspapers", die Ende April in Manchester stattgefunden hatte, daß Herr Horne in seinem Referat folgendes berichtet hat: „Die Anzahl der Anträge, die wir von verschiedenen Zeitungen des Kontinents erhalten haben, sich unsrer Gesellschaft anzuschließen, ist sehr groß. Von der französischen Presse gab es sozusagen ein frenetisches Angebot; dieses Land allein hat uns mehr Zeitungen angeboten, als alle restlichen Länder zusammengenommen . . ."

Dies sind krasse Beweise. Unnütz zu betonen, daß die Mehrzahl der sich zum Verkauf anbietenden Blätter zu hundert Prozent patriotisch sind. Was die deutsche Presse anbelangt, sollen sich fünf große Blätter des Reiches, darunter drei berliner Zeitungen, der „Anglo-Foreign Newspapers" angeboten haben.

Amerika legt die Hand auf die englischen Zeitungen und England sichert sich die Presse des Kontinents. ‚The Star' ist dem Einfluß der Hearst-Presse anheimgefallen, der ‚Daily Expreß' steht unter der Kontrolle eines andern amerikanischen Trusts, und selbst die ‚Times' sind in den Besitz von Astor übergegangen. Und morgen werden fünfzig und hundert weitere Blätter des Kontinents in die Hände der „Anglo-Foreign Newspapers" fallen. Der Kampf, der sich zwischen London und Washington um die Hegemonie der Welt abspielt, hat einige seiner wichtigsten Trümpfe in der Presse.

Davon hängt die öffentliche Meinung und der Frieden der Welt ab! Solange sich die Pazifisten nicht mit der Presse beschäftigen, predigen sie in den Wind.

Kulisierung Europas! Oder . . . ?

von Walther von Hollander

Wenn man Zeit hätte, wenn man nicht wüßte, daß unterdes Millionen von Frauen unter den Druck von Angst gesetzt, Kurpfuschern in die Hände gespielt, um Leib und Leben gebracht werden, wenn man es nicht miterleben müßte, wie die denkenden, nach ihrem Gewissen entscheidenden Ärzte von der Mehrzahl der nicht denkenden und ihren Organisationen terrorisiert und zur Erhaltung von Leben gezwungen werden, die vom Leben nur das Dunkle und Trübe erfahren, weil sie sterben, ehe sie sich selbständig in die Hand nehmen können, wenn man nicht spürte (sofern man es nicht am eignen Leibe demonstriert bekommt) wie der Nahrungsraum Jahr für Jahr enger wird und langsam weder Zeit noch Platz bleibt für die Entwicklung der produktiven Eigenschaften des Menschen, während in der Engnis die Bakterien der Totschlägerei, der Unterdrückung, der Raffgier, der Diktatur und des Imperialismus wild wuchern ... wenn man also nicht wüßte, daß die Zeit drängt, so könnte man mit der Entscheidung unsres deutschen Strafrechtsausschusses in Sachen Abtreibung schon ganz zufrieden sein. Zwar bleibt der Paragraph (früher 218, künftig 254) in seiner ganzen Torheit bestehen. Aber nur vierzehn Mitglieder des Ausschusses waren für ihn, zwölf bereits gegen ihn. Das klingt doch schon gar nicht schlecht, besonders wenn man bedenkt, daß der ganze Strafrechtsentwurf ein Greisenwerk ist, ausgearbeitet von einem jetzt achtzigjährigen und angenommen von fast lauter übermannsalten Männern, so daß nach dem Gesetz der innern Logik das neue Strafrecht schon uralt zur Welt kommt und kein langes Leben vor sich hat.

Gewiß: es wird sich alles entwickeln. Die Geburtenkontrolle kommt, weil sie da ist und der Paragraph 254 fällt, weil

er nicht zu halten ist. Aber eine Fülle von Kämpfen steht uns bevor, eine unerträgliche Menge von Opfern müssen noch fallen und das alles nur, weil man nicht erkennen will, daß die Naturgesetze einer übervölkerten Erde andre sind als die der dünnbevölkerten und daß der Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts, der sich der Natur überläßt, darin umkommt. Er ist zu seinem Können verpflichtet: da er die Natur, da er sich selbst in der Natur beherrschen kann, muß er es tun.

2.

Der Mensch will die Natur beherrschen. Aber sich selbst nicht. Spontan, natürlich, nach Instinkt soll das Volk leben und sich vergrößern. Wer Vernunft predigt, hat angeblich Natur und Gott gegen sich, als welche sich nicht ins Handwerk der Kindermacherei pfuschen lassen, in Wirklichkeit aber hat er zu kämpfen gegen die harm- und zahllosen Volkstümler, Naturburschen und Kraftmeier, gegen die gefährlichen Staatler, Imperialisten, Kolonisatoren, die Großverdiener am kleinen Mann und die Männer vom Volk ohne Raum.

Wirklich: die Volk-ohne-Raum-Männer kämpfen für das schnelle Wachstum der Bevölkerung. „Da kein Raum da ist, müssen wir uns vermehren", ist ihre Logik, die nur absurd wäre, hätte sie nicht bellizistische Hintergründe.

„Wenn wir uns kräftig vermehren", so schließen sie nämlich, „dann können die Grenzen das Volk schließlich nicht mehr halten. Halten die Grenzen nicht, so ist das ein legitimer Anspruch auf ein größeres Land." Ein größeres Land aber ist, einerlei, was man damit macht, ein Besitz aller Opfer seiner Bewohner wert.

Das ist mittelalterlich, unsinnig, unvernünftig? Ganz gewiß! Pech nur, daß diese Betrachtungsweise nicht nur unter uns existiert, sondern auch über uns herrscht. Sie beherrscht die Weltpolitik und die Politik der Staaten gegen das Individuum. Sie bestimmt die Handlungen der Staatsmänner und wenn der Bevölkerungsstatistiker kommt und ihnen vorrechnet, daß es so unmöglich weitergehen kann, weil sonst in dreihundert Jahren „nur noch Stehplätze für Neuankömmlinge zu vergeben sind", so benebeln sie jede etwa aufkommende Einsicht entweder mit Erfinder- und Organisationsoptimismus oder mit der Angst vor der Zahl, vor der gelben, braunen, schwarzen Gefahr, vor dem Ansturm der barbarischen Völker und Klassen, die keine Geburtenregelung kennen oder der Nachbarn, deren Einwohnerzahl die ihres Landes einholt. Und wenn sie einsehen, daß die Geburtenregelung kommen muß: Sie wollen nicht anfangen. Die andern sollen anfangen, sollen sich einschränken, sollen Platz machen.

3.

Daß in ein paar Jahrhunderten buchstäblich „nur noch Stehplätze zu vergeben" sein werden, hat der amerikanische Nationalökonom E. A. Roß ausgerechnet und er gibt in seinem Buch „Raum für alle?" (Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart) einen fast unwiderlegbaren Beweis dieser Berechnung.

Das ist wieder einmal ein Buch, das zur richtigen Zeit das Nötige sagt. Unbekümmert, frisch, lebendig. Mit manchmal

(zugegeben) angreifbarer Basis, mit einem (zugegeben) Zivilisationsoptimismus, der uns reichlich flach erscheint. Aber das Problem, die Frage ist gestellt. Jetzt muß geantwortet werden.

(In Klammern: Merkwürdige Kerle diese Amerikaner. Man wird nicht klug aus ihnen. Wenn man nicht drüben war und sie nur bei uns in Europa herumlaufen sieht, wenn man seinen Upton Sinclair und Sinclair Lewis mit Vorteil gelesen hat und den Dayton-Prozeß verfolgt, zu schweigen von Sacco und Vanzetti... Aber dann kommt der Richter Lindsey aus Denver und rückt das Jugendproblem in die richtige Beleuchtung und hier kommt Herr E. A. Roß aus Madison und das worauf es ankommt ist gesagt, während wir mit all unsrer Tiefe und Genauigkeit im Sumpf des einerseits-andrerseits stecken bleiben und warten, bis die Tatsachen uns wegrollen oder über uns weggerollt sind.)

Also Herr Roß wartet nicht, sondern sagt, worauf es ankommt: daß durch die erfolgreiche Bekämpfung der Seuchen, der Hungersnöte, der Säuglingssterblichkeit die Ausgänge aus der Welt enger geworden sind und die Eingänge ebenso breit geblieben. Daß die Aufnahmefähigkeit der Welt durch Entdeckungen und Erfindungen zwar größer geworden ist, aber doch nicht so unbegrenzt, daß die beispiellose Vermehrung der letzten hundert Jahre progressiv fortgesetzt werden kann. Er berechnet, daß augenblicklich hunderttausend Menschen täglich die Welt verlassen und Hundertfünfzigtausend sie neu betreten und wann der Welttopf überfließen muß.

Er rechnet mit den Erfinderoptimisten ab, die meinen, es werde der Menschheit schon das Richtige einfallen, wenn sie nur ordentlich unter Druck steht und weist am Beispiel des rettungslos übervölkerten China nach, daß weder der Erfinder noch Gott selbst in der Not zur Stelle ist, sondern das Leben der Masse in Elend, Hungersnot, Kampf um nichts andres als das Dürftigste, kurz im Kulitum erstickt wird. Er nennt die Nutznießer der Kulisierung die Gründer, Finanziers, Kolonisatoren und Imperialisten ungescheut beim Namen und stellt das Wettgebären mit Recht auf gleiche Stufe mit dem Wettrüsten. Er beweist schlagend, daß alle Versuche der allgemeinen Not beizukommen, der Wechsel etwa des politischen Systems nur vorübergehend und indirekt helfen können. Der Kommunismus zum Beispiel — rechnet er unvoreingenommen vor — kann in dem Augenblick, in dem er die Produktionsmittel in die Hand bekommt, dem Massenelend steuern, aber er bleibt machtlos, wenn er den Bevölkerungsdruck nicht abschaffen kann, weil jeder Zuwachs an Nahrung von den Nachgeborenen aufgefressen wird und so schließlich die Nahrungsmenge pro Kopf immer weiter zurückgehen muß.

Er beweist endlich mit tausend Zahlen und Beispielen, daß die weiße Rasse nur dann der Kulisierung entgehen kann, wenn sie entschlossen ist, ihre Vermehrung nach ihrem Lebensraum einzurichten, er greift mit Recht und Heftigkeit die Religionsgemeinschaften an, die hier, wie so oft, die drohende Krisis ignorieren und verschlimmern oder Gott anheimstellen, was dem Menschen zu tun obliegt.

Endlich also ein Mann, der das Unabänderliche dahin setzt, wo es liegt, an den Rand nämlich des menschlichen Lebens, dorthin, wo es noch niemand erreicht hat. Der zeigt, daß beinahe alles, was als tragisches Geschick hingenommen wird, Folgen sind von menschlichen Taten und Meinungen, daß also die meisten Tragödien aufgehoben werden können, wenn man sich der Suggestion bestimmter Meinungen entzieht und bestimmte Taten unterläßt, von denen man wissen kann, daß sie immer ins Malheur führen.

4.

Da wir grade bei den Amerikanern sind und bei den Tragödien, die man vermeiden kann und muß, da ist noch ein Buch (gleichfalls in der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart erschienen) von Margaret Sanger, die seit vielen Jahren drüben tapfer und unter großen Schwierigkeiten den Kampf für die Geburtenregelung führt. Ihr Buch „Zwangsmutterschaft", das zunächst nur das begrenzte Ziel hat, den Müttern das Recht auf sichere Antikonzeptionsmittel zu sichern, ist eine Zusammenstellung von Briefen todunglücklicher Frauen, von Frauen, die gebäruntauglich, die zu alt, die zu kraftlos, zu krank sind, die zu viel Kinder, die kranke, krüpplige Kinder haben, die unter dummen, rücksichtslosen, oder unwissenden rücksichtsvollen, unter kranken oder schlechtverdienenden Männern leiden und die allesamt, vollkommen hilflos der Natur und ihren Folgen ausgesetzt, keine Spur von eignem Leben führen können. Es sind hunderte von Briefen, alle beinahe gleichlautend aus tausenden von gleichlautenden herausgesucht, eine Sammlung von Dokumenten infernalischen Elends, die man bestimmt unsern Ärzten (sie sind die Hauptangeklagten!) nicht vorenthalten wird und den Herren in unserm Strafrechtsausschuß auch nicht. Vielleicht hilft so ein Dokumentarium. Obwohl man sich nicht denken kann, daß die Gesetzgeber und Ärzte das auch für Deutschland vorliegende Material nicht kennen, daß ihnen das Elend der Mütter, das Elend der Arbeitslosigkeit, das Elend der schlechten Löhne und Gehälter und das Elend der Wohnungsnot unbekannt ist.

Wahrscheinlich wissen sie das alles und die Aufhellung der Tatbestände wie sie hier die Sanger erreicht und bei uns etwa Hodann, kann bei ihnen nichts nützen.

Sie wissen was sie tun, obwohl sie nicht wissen, was aus ihrem Tun folgt. Sie glauben ja wirklich ihr Volk geht unter, wenn es sich nicht vermehrt. Sie glauben, die Macht wird in alle Ewigkeit bei der großen Zahl sein. Sie wissen nichts von den Möglichkeiten des Menschen, die in jedem stecken und die nur bei den wenigsten herausgeholt werden, weil man (neben manchem anderm) auch Raum und Zeit dafür braucht. Sie wissen nicht, daß stets vermehrte Quantität schließlich Qualität tot macht.

So kommt es, daß sie Geburten verlangen, deren physische und ökonomische Kosten der Untertan zu tragen hat, oft nicht tragen kann, und mit sich selbst bezahlen muß. Sie greifen in das Privatleben ein, in die individuelle Sphäre des Einzelnen, ohne den Willen und die Möglichkeit dieses Leben des

Einzelnen nun auch ganz zu führen und zu garantieren und es ist niemand da, der sie, die Gesetzgeber, Wissenschaftler und die Regierungen aller Schattierungen (denn hier sind sie alle gleich) darauf aufmerksam macht, daß sie in einer Materie herumregieren, die ihnen nicht gefügig sein kann, über die sie keine Macht haben oder doch nur dann Macht, wenn sie den europäischen Menschen endgültig aus seiner Entwicklung hinauswerfen, wenn sie ihn zurückentwickeln, wenn sie ihn zum Kuli machen wollen.

5.

Zur Sangerschen Zwangsmutterschaft ist nur noch zu sagen, daß man diese Frau und ihre Bestrebungen, die auch in Deutschland da sind, unterstützen muß. Den Frauen, die nicht mehr gebären können (und denen, die nicht wollen) muß man sichere Antikonzeptionsmittel geben. Natürlich, das ist keine Frage. Aber damit ist noch wenig geschafft. Wichtiger ist, daß den Frauen die Kenntnis ihres Eigenwerts außerhalb der Fortpflanzung beigebracht wird.

Aber auch das ist nur ein Teil der großen Entscheidung die fallen muß, der Entscheidung, an der alle Frauen individuell und generell mitentscheiden müssen. Wir stehen vor der Entscheidung, ob wir der Kulisierung Europas zutreiben wollen, oder den Weg der Individualisierung gehen wollen. Wollen wir die Kulisierung, so brauchen wir eigentlich nur alles beim alten zu lassen. Unsre Staatsmänner werden weiter die Zahl feiern, den Geburtenrückgang bekämpfen, sie werden die Kinderreichen belohnen, als täten sie, wie vor hundert Jahren, ein gutes Werk (während sie eine Gedankenlosigkeit, wenn nichts Schlimmeres begehen) und sie werden — einerlei welchem Regierungssystem sie angehören — immer die imperialistische Form der Politik betreiben müssen. Kriege im Innern. Kriege nach Außen — daran ist in alle Ewigkeit nichts zu ändern, wenn man die Bevölkerung weiter wild wachsen läßt.

6.

Oder aber? Der andre Weg ist deshalb so schwer zu finden, weil man sich allerhand alte Ideen aus dem Kopf schlagen muß, ehe man ihn überhaupt sieht. Man muß zum Beispiel die (historisch ganz falsche) Idee fallen lassen, als ob die Masse nach ihrem Lebendgewicht immer in der Welt für sich entschieden habe, als ob eine Masse verhungerter Kulis wirklich mehr ausrichten kann als zehn wohlgebildete Europäer. Man muß ferner die Idee aus dem Kopf bekommen, als sei der Staat ein altmodisches Kinderfräulein, daß nicht nur für Nahrung und Kleidung seiner Zöglinge verantwortlich ist, sondern auch in ihre intimsten Verrichtungen dauernd hineinreden und hineinerziehen darf. Wir müssen vor allem wieder die individuelle Sphäre errichten, in welcher der Staat nichts zu suchen hat.

Das ist in diesem Rahmen nicht auszuführen. Klarerweise aber gehört das Gebiet des Geschlechtlichen in seiner ganzen Ausdehnung (ausgenommen die Gewalttat gegen andre) zur individuellen Sphäre, was sich immer darin gezeigt hat, daß letztlich alle Versuche der Reglementierung, der Bevormun-

dung und Gesetzgebung gescheitert sind, genau wie das Abtreibungsgesetz immer gescheitert ist.

Sieht man endlich ein, daß dieses Scheitern nicht an der Böswilligkeit der Menschen, an der zunehmenden Oberflächlichkeit und Verwahrlosung liegt, oder was sonst an Dummheiten darüber gesagt wird, sondern in der Natur der Sache, darin nämlich, daß ein Individuelles nicht staatlich geregelt werden kann, sieht man ferner ein, daß die spontan überall einsetzende Geburtenregelung nicht Selbstmord der Nation bedeutet, sondern gesunder Instinkt, sieht man also ein, daß Geburtenregelung sowohl individuell als auch staatlich etwas Notwendiges ist — dann wahrscheinlich und nicht eher wird man den unsinnigen Abtreibungsparagraphen aufheben.

7.

Man wird ihn aufheben und es ist sehr wahrscheinlich, daß zu dieser Zeit die Aufhebung überflüssig sein wird. Das wird gut sein. Denn natürlich ist es schädlich, wenn die Frau abtreibt. Es schädigt sie immer. Und es ist nur manchmal (heute) besser als ein Kind kriegen oder noch ein Kind kriegen.

Wie nun hierin jedes Tun seine Folgen für das Individuum hat, es kaput macht oder fördert, so ist es mit allen Dingen der individuellen Sphäre, als welche nicht gesetzlos ist, sondern ihre eignen Gesetze hat, mit Lohn, Strafe, Gefängnis, Todesstrafe — nur bestimmt sich das von selbst und kann nicht von Menschen andern Menschen auferlegt werden.

Über die öffentliche Erziehung (außerhalb des Unterrichts, der ja nur Wissensübermittlung ist) über die Erziehung, die aus der Respektierung der individuellen Sphäre folgt, an andrer Stelle. Hier nur andeutend: Der Staat hat nichts weiter zu geben als Anleitung, und wenn er das Glück hat, wirkliche Lehrer zu finden: Beispiel.

Grade in den sexuellen Dingen hat die Anleitung völlig gefehlt und zum Unglück der meisten sind die Allgemeinkenntnisse einseitig und unfertig. Die Frauen und Männer wissen nicht Bescheid. Es gibt für sie zum Beispiel nur Enthaltsamkeit oder mechanische Antikonzeptionsmittel oder Abtreibung oder Kinder und sie wissen weder, was Enthaltsamkeit für einen Sinn hat, nämlich den der Krafterneuerung durch innersekretorische Zuführung der Sexualsäfte, noch daß es eine natürliche Beherrschung des Beischlafes und im Beischlaf gibt. Das alles kann und soll gelehrt werden. Aber die Anwendung muß jeder für sich machen. Sie ist seine Sache, sein Vorteil, sein Untergang. Sie erzwingen wollen ist albern und absurd, so absurd wie der Aberglaube, etwas könne im Interesse des Staates sein, was gegen das Interesse des Individuums ist.

8.

Wenn wir die alten Wege gehen, wissen wir, wo wir landen: bei der Kulisierung Europas oder der weißen Rasse. Wenn wir die neuen Wege gehen, finden wir das Individuum. Aber wir kennen das Individuum nicht, dieses Individuum, das eine Entfaltung, die endliche Entfaltung der menschlichen Möglichkeiten bedeuten muß. Wird man die Anstrengung um das Unbekannte machen wollen?

Berolina ... Claire Waldoff von Theobald Tiger

Bei mir — bei mir —
da sind sie durchgezogen:
die Lektrischen, der Omnibus, der Willy mits Paket.
Und eh — se hier
schnell um de Ecke bogen,
da ham se 'n kleenen Blick riskiert, ob SIE noch oben steht.
Nu stelln die Hottentotten
mir in ein Lagerhaus;
ick seh mank die Klamotten
noch wie Brünhilde aus...
Ick stehe da und streck die Hand aus —
der Alexanderplatz, der is perdü!
Ick seh noch imma 'n Happen elejant aus,
Ick hab nur vorne hab ick zu viel Schüh...!
Ick laß se alle untern Arm durchziehn —:
ick bin det Wappen von die Stadt Berlin —!

Bei mir — bei mir —
da denk ick: Nu verzicht ich!
Mit meine Würde paß ick nich — in den modernen Schwoof.
Denn fier — Berlin
da war ick jrade richtich:
pompös, verdreckt un anjestoobt und hinten 'n bisken dof.
Nu blasen die Musieker,
geschieden, das muß sein...
sogar die Akademieker,
die setzen sich für mir ein...
Ich stehe da und streck die Hand aus;
der Alexanderplatz, der is perdü!
Ick seh noch alle Tage elejant aus —
ick hab nur vorne hab ick zu viel Schüh!
Nu muß ick jehn. Nu wert a balde lesen:
Mir hamse injeschmolzn. Laßt ma ziehn!
Ick hab euch jern. Es wah doch schön jewesen:
als Wappen von die olle Stadt Berlin —!

Friedensengel Zeppelin von Bruno Manuel

Die Zeitungsleute haben es jetzt mit dem Friedenswillen. Sie ziehen ihn dreimal täglich aus der Schachtel und rücken ihn prahlend in die Sonne, daß er nur so schillert. Denn Verständigung der Völker heißt die Parole.

Wenn beispielsweise Herr Eckener seinen Reklameballon steigen läßt, dann wird dieser aviatischen Angelegenheit gleich eine völkerverbindende Tat beigebogen, als ob der Friedensengel selber flöge. Eine völkerverbindende Tat war auch, als ein deutscher Dampfer zufällig schneller lief als ein britischer. Wohingegen keine vökerverbindende Tat ist, wenn der britische schneller läuft, was Neptun verhüten möge.

Auch in die Fausthandschuhe eines Boxers wird eine völkerverbindende Mission genäht. Völkerverbindung ist die stehende Redensart im publizistischen Wörterbuch.

Kamen ehemals amerikanische Bürgermeister nach Deutschland, dann hat kein Hahn nach ihnen gekräht. Heute werden sie wie Damen ohne Unterleib herumgezeigt. Man

hebt ihnen sanft das Röckchen, damit man auch ihre völkerverbindende Absicht schillern sieht. Denn ihr Erscheinen in der Reichshauptstadt bedeutet — wer hat daran gezweifelt — eine erfreuliche Stärkung des Weltfriedens. Alle naselang trudeln fremdstämmige Würdenträger ein, sintemalen solche Reise sie nichts kostet. Da darf man sich nicht wundern, wenn der Weltfrieden infolge permanenter Stärkung allmählich herkulische Formen annimmt.

Die von der pazifistischen Elefantiasis befallenen Journalisten machen aus jedem auswärtigen Floh, der am Bahnhof Friedrichstraße das Coupé verläßt, eine große friedensfreundliche Wichtigkeit. Wenn das der alte Mars erfährt, lacht er sich einen Pax.

Die Melodie ist uns bekannt. Was hat es nicht auch damals an Argumenten alles bezwingender Friedensliebe gegeben! Bis eines unverhofften Tages die völkerverbindende Tätigkeit den Stabsärzten und Sanitätern übertragen wurde. Und die hatten dann auch alle Hände voll damit zu tun.

Sergej Diaghilew von Ossip Dymow

Gebildete und ästhetisch empfindende Russen pflegten gern zu sagen: „Frankreich ist das gemeinsame Vaterland aller Gebildeten..."

Der russische „Intellektuelle" hatte seit jeher ein doppeltes Vaterland, — das eine, sozusagen das private Vaterland, Rußland, und das andre, das allen Gebildeten gemeinsame, Frankreich. Das war wohl so seit Turgenjew, der im behaglichen Salon der Madame Viardot in Paris sein Rußland prüfend betrachtete und beschrieb, prachtvoll beschrieb. Das Herz des russischen Intellektuellen schwankte stets zwischen zwei Städten: zwischen Moskau und Paris. Des Winters in Moskau, oder noch tiefer im Lande, auf den Gütern an der Wolga oder am Dnjepr, aber des Sommers in Paris! Und war das nicht tatsächlich durchzuführen, so suchte man es sich wenigstens symbolisch vorzustellen. Der russische Geist, auch der tiefst veranlagte, hat — mit ganz wenigen Ausnahmen — stets nach Paris geschaut. London oder gar Berlin kamen für ihn überhaupt nicht in Betracht.

Sergej Diaghilew war derjenige russische Intellektuelle, der es verstanden hat, diese doppelte Liebe — zur Gattin Moskau und zur Geliebten Paris — in seinem Herzen wirklich eins werden zu lassen. Sie war ihm kein tragischer Zwiespalt, kein Familiendrama. Die Doppelliebe lag in seiner Natur, jede dieser beiden verschiedenen Kulturen beglückte sein Wesen gleichermaßen.

Von seiner Tätigkeit in Frankreich und sonst im Auslande weiß man hier sehr viel mehr als über sein wertvolles, fruchtbares Wirken daheim in Rußland. Im Auslande erneuerte und pflegte er das Ballett. In Rußland erneuerte er die Malerei. Die russische Malerei der letzten drei Jahrzehnte verdankt ihm ihren Glanz und die neue belebende Kraft, die er ihr, wie ein erfahrener Arzt, einzuflößen wußte:

Vor Diaghilew herrschten in der russischen Malerei Repin, Schischkin, Ajwasowskij, Werestschagin, Bogdanow-Belskij. Die Malerei stand unter dem wachsamen Auge der Literatur. Sie sollte das Leben der Zeit widerspiegeln, und womöglich dessen Schäden bloßlegen, sie sollte die das Leben formenden und entstellenden politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse aufzeigen. Das gewaltige Genie eines Ilja Repin hat mit seinen „Barkenziehern an der Wolga" die moderne russische Malerei ungewollt auf diesen Pfad gedrängt. Schwächere Talente suchten dem Riesen nachzuahmen, aber Repin blieb immer der Lew Tolstoj der Malerei. Und um ihn scharten sich seine Gefährten, die „Peredwishniki", die Beschicker der Wanderausstellungen. Die literarischen Ideen und die guten Absichten, die in den Gemälden dieser Anhänger Repins Ausdruck fanden, standen bedeutend höher als das künstlerische Können der Maler. Aber das in malerischer Hinsicht wenig und mangelhaft gebildete Publikum folgte gern dieser Strömung, um so mehr, als sie zu der damaligen Haltung der Gesellschaft paßte, die mit der Regierung unzufrieden war und langsam aber beharrlich die Revolution vorbereitete. Gemälde wie „Zar Iwan der Schreckliche an der Leiche seines Sohnes" von Repin, oder „Am Schipkapaß ist alles ruhig!" von Werestschagin, oder Bogdanow-Belskijs Bilder aus dem Bauernleben wirkten auf das Publikum, namentlich auf die Jugend, nicht so sehr wie Gemälde als wie weckende Agitationsschriften.

Aber bereits war eine neue Generation hochbegabter Künstler im Heranwachsen, die andre Wege wandelten und sich neue, rein künstlerische Aufgaben stellten. Die „Peredwishniki" veralteten langsam, traten allmählich in den Hintergrund, aber sie waren immer noch stark. Diaghilew sammelte mit kühnem, scharfem Blick alle diejenigen jungen Maler um sich, deren Namen jetzt weit über die Grenzen Rußlands hinaus berühmt sind. Er begründete die Kunstzeitschrift ‚Mir Iskusstwa' (‚Die Welt der Kunst'), und stand an ihrer Spitze. Das nach dem Muster der besten pariser Vorbilder gestaltete, ausgezeichnet geleitete Blatt erwarb sich sofort eine geachtete Stellung und wurde zu einer Autorität in allen Fragen der schönen Literatur und der Malerei. ‚Mir Iskusstwa' bekämpfte die alten hausbackenen Prinzipien der russischen Malerei; der „Wolga-Ideologie" wurde eine neue westeuropäische, pariser Ideologie gegenübergestellt. Eine frische Welle neuer Kraft und Verfeinerung drang ein in den breiten wasserreichen Strom der russischen Kunst. Daß diese Welle den Geruch der Seine mitbrachte, galt in Moskau nicht als Sünde. Die Ausstellungen des ‚Mir Iskusstwa' vereinten Meister wie Röhrich, Serow, Bahkst, Benois, Golowin, Somow und viele andre.

Das war die junge Heerschar, die Sergej Diaghilew anführte. Der Sieg kam schneller als erwartet. Die jungen Künstler faßten rasch festen Fuß, sie kamen in Mode und wurden populär. Jedoch ‚Mir Iskusswa' begann bald zu kränkeln. Der teure Preis schädigte die Zeitschrift, und sie mußte schließlich eingehen. Die Künstler um Diaghilew zerstreuten sich auf mannigfaltige Lebenspfade.

Damit schloß das erste Kapitel von Diaghilews Leben, und es begann das zweite. Mit der Malerei war er fertig, — jetzt setzte er sich ein neues Ziel: das Ballett.

Wenn die alte Malerei daran gelitten hatte, daß sie zu literarisch gewesen war, daß sie zuviel wesensfremde Elemente aufgenommen hatte, so litt das alte Ballett daran, daß es schon seit langem nur noch Form war. Modergeruch ging aus von dem glänzenden Ballett der kaiserlichen Hoftheater, und ein andres Ballett gab es ja nicht. Dieser Kunstzweig war längst nur für einen kleinen Kreis von Großfürsten, kahlköpfigen Magnaten und Staatsbeamten der obersten Rangstufe da. Die breiten Massen standen dem Ballett entfremdet und fast interesselos gegenüber. Unter der hohen Protektion des kaiserlichen Hofes starb eine degenerierte Kunst langsam dahin. Glänzende Kräfte, ausgezeichnete Künstler und Künstlerinnen vergeudeten nutzlos ihr bestes Können. Hin und wieder trat ein Neuerer auf, und wurde von der Allgemeinheit laut begrüßt. Einer von ihnen war Fokin, der vortreffliche Tänzer und wunderbare Ballettmeister. Seine Vorführung der „Polowzer-Tänze" ist noch in jedermanns Erinnerung. Nicht das Ballett war tot, sondern seine bisherigen Formen waren überlebt: das war Diaghilews Überzeugung. Als Isadora Duncan auftrat, wurde sie vom gesamten gebildeten Publikum Rußlands begeistert aufgenommen.

Diaghilew konnte mit dem toten, aber mit unbegrenzten Mitteln ausgestatteten kaiserlichen Ballett natürlich in der Heimat nicht konkurrieren. So schuf er sein Ballett in Paris, wo er die besten Kräfte um sich sammelte: Jugend, Frische, Talent. Er erweckte den Leichnam wieder zum Leben: mit dem freudigen Glanze neuen Feuers, neuen Lebens, mit Grazie und Schönheit loderte die Flamme der alten Kunst wieder auf.

So erfüllte Diaghilew die Mission seines reichen, bunten Lebens: in Rußland impfte er der Malerei den Geist des Westens ein; im Westen pflegte er das russische Ballett; und er trat ein für die strahlendsten, herrlichsten Vertreter russischer Kunst wie Nijinskij, die Pawlowa, die Karsawina, Bahkst, Strawinskij. So wurde eine Brücke geschlagen zwischen Paris und Moskau, von der Seine zur Wolga.

Aber die Zeit schritt weiter. Die Welt änderte sich, ein neues Geschlecht wuchs heran, neue Bedürfnisse kamen mit ihm. Wie ein Ozean überschwemmte das Kino die Welt, nahm die Geister gefangen, setzte die lebende Photographie auf den Thron, machte sie fast zu einem lebensnotwendigen Bedarfsartikel und trieb die Malerei immer tiefer hinein in die Museen, in die Privatgalerien amerikanischer Millionäre. Die Ästhetik hat der Wirtschaftlichkeit Platz gemacht. Noch ein kurzes Aufflammen, bald hier, bald dort, London, Paris ... Und Diaghilew stirbt ...

Diaghilew ist tot! Tot mit seinem geliebten Kinde: verschwunden ist — wenigstens zeitweilig verschwunden — das Ballett.

Dafür haben wir jetzt den Sport.

Deutsch von Erich Boehme.

Neues Licht von Peter Panter

Dies ist die Vorrede zum „Deutschen Lichtbild 1929/30", das im Verlag Robert und Bruno Schultz, Berlin W. 9, Schellingstraße 12, erscheint. Diese schöne Jahresschau kommt, wie jedes Jahr, auch in diesem Oktober heraus: sie enthält die besten deutschen Photographien.

„Maler können bekanntlich nicht kieken."

Deutschland zerfällt in Fachleute und Laien — jene blicken auf diese voller Verachtung herunter, und da jeder ein Mal Fachmann, neunundneunzig Mal hingegen Laie ist, so ergibt sich ein heftig bewegtes Gesellschaftsspiel, dessen Fruchtbarkeit geringer ist, als seine Veranstalter glauben. Es kommt bei diesem Spiel nicht viel heraus.

Daß in diesem fachwütigen Deutschland der Herausgeber eines Fachbuches den Mut hat, einen † † † Laien damit zu betrauen, das Vorwort zu schreiben, darf dankbar angemerkt werden. Um so mehr, als die meisten Fachleute leicht vergessen, daß sie ja alle für den Laien arbeiten, der sich zwar niemals das Recht anmaßen darf, einen Arzt über die Entstehung eines Infektionsherdes zu belehren, der aber ein Recht, ein einziges, besitzt: zu erklären, er sei gesund geworden oder nicht.

Der Photograph arbeitet, damit der Laie sich seine Bilder ansehe, seine Freude an ihnen habe, sie immer wieder betrachte — erst in zweiter Linie ist die Fachkritik für ihn von Wichtigkeit, die ihn belehrt: er habe mit falscher Belichtung photographiert, er habe einen falschen Bildausschnitt gewählt, er habe nicht das richtige Papier genommen... Ich habe den höchsten Respekt vor anständiger handwerklicher Arbeit, die wir in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts auf allen Gebieten so sehr vernachlässigt haben — aber die handwerkliche Arbeit ist Voraussetzung, nicht Endzweck der Photographie. Was ist das, die Photographie?

Kunst — ?

Sie war Jahrzehnte hindurch Mitteilung und Gebrauchsgegenstand: Mitteilungsmittel für die illustrierten Blätter, die auf diesem Wege dem Leser kundtaten, daß der Herzog von Pleitonien einen gestutzten Schnurrbart trüge; Gebrauchsgegenstand für den Haushalt, auf dessen Salontisch das dicke leder- oder plüschgebundene Photographie-Album mit den Goldbeschlägen lag... das ist Tante Anna als junges Mädchen, ja, war ganz hübsch, damals... sieh mal, Onkel Emil als Einjähriger! zum Kullern... und dies ist Großmama, ihre letzte Aufnahme... den da werd ich mal rausnehmen, der Lümmel hat sich Lisa gegenüber derart benommen! ... — das ist die Photographie gewesen. Dann brach etwas andres herein.

Die Photographie bekam den malerischen Fimmel. Sie hat ihn noch nicht ganz überwunden.

Gepiekt von dem Ehrgeiz, auch als „Künstler" zu gelten, worunter viel Samtjacke zu verstehen ist, äfften die Photographen die Malerei: den Impressionismus, später den Expressionismus, gestilt, geballt und gezackt — und die ganze Zeit

hindurch die klassizistische Malerei mit schweren Brokatvorhängen und edler Haltung. Das war nicht schön. Ganz allmählich setzt sich etwas andres durch; die Photographie kehrte scheinbar zu ihren ersten Anfängen zurück, zu jener Zeit, wo unvollkommene Apparate und tastende Entwicklungsversuche eine Wiedergabe von Gewändern, von Fleischtönen und von Licht ergaben, wie man sie zu erreichen erst jetzt wieder in der Lage ist — der Kreis schloß sich, und hier begann etwas völlig Neues.

Die Karikatur dieses Neuen heißt „neue Sachlichkeit" — ein Ding, das insofern keinen ganz richtigen Namen trägt, als es weder neu noch sachlich ist. In ihm ist bei seinen ehrlichen Vertretern jenes „Indianerstaunen über die Zivilisation", wie Karl Kraus das genannt hat; in ihren unechten Vertretern viel Koketterie, Modelaune, Spielerei — und in allen die Ziellosigkeit dieser Epoche, die nicht mehr ganz mechanistisch ist und noch nicht wieder fromm. Sie parodiert beides.

Das ist in diesem Buche zu sehen.

Denn das Grundgefühl eines Photographen offenbart sich in seiner Stoffwahl, auch in seiner Stoffwahl — es ist nicht nur diese Auswahl, die den Typus eines Bildes bestimmt. Vielmehr wird der bestimmt von:

Dem Funken, der den Photographen durchzuckt hat: „Das hier mußt du photographieren!"; dem Gemisch aus handwerklichem Können und „Gefühl", welchen Bildausschnitt er macht; demselben Gemisch bei der Entwicklung und Bearbeitung des Lichtrohstoffes —: aus alledem kann man erkennen, wes Geistes Kind der Lichtbildner ist.

Also: „Weltanschauung"? Ja und Nein.

Nein: wenn es etwa jener schröckliche Versuch sein soll, vague Gefühlsregungen, Philosophieersatz und das Wesen eines Menschen mit diesem Sektierwort zu umkleistern, das so nach Pflanzenbutter schmeckt... ja: wenn es heißen soll, daß auch die Photographie nicht aus der Epoche springen kann, sondern daß auch sie ein Bestandteil des geistigen zwanzigsten Jahrhunderts ist. Auch sie.

Ein Lichtbild, losgelöst vom Hersteller, zu betrachten, ist ein handwerklich enges Unterfangen. Man kann dann sehen: wie hat er gearbeitet? welche Hilfsmittel hat er verwandt? wie macht er das? was hat er versäumt...? aber mehr auch nicht. Es gibt eine viel wichtigere Frage, die so selten gestellt wird:

Wer photographiert?

So, wie es auf der Welt nichts Unpolitisches gibt, so gibt es auch keine unpolitische Photographie. Unnötig zu sagen, daß hier nicht an Reichstagsfraktionen gedacht ist; ein linksdemokratisches Lichtbild... nein, das gibt es nicht. „Also wollen Sie sagen, daß es eine katholische Lichtbildnerei gibt?" Ja, das will ich sagen — und denken Sie: auf solchen Bildern brauchte kein Kreuz zu stehen, keine Monstranz und kein Priester, wie man ja überhaupt den Begriff „katholisch" meist viel zu äußerlich nimmt und statt seiner die Kulisse setzt. Doch haben die Russen recht, wenn sie den Klassenstandpunkt auch

noch in solchen der Politik scheinbar fernen Gebilden sehen — wir vergessen nämlich immer, daß die bürgerlichen Voraussetzungen Mitteleuropas, auf denen die Kultur des letzten Jahrhunderts gewachsen ist, nicht vom Himmel heruntergefallen sind; solche Voraussetzung ist kein naturhaftes Ding wie der Regen, das Meer und die Blume. Nur die interessierten Verteidiger behaupten, es gehe gar nicht anders ... Es geht anders.

Daher denn an den Bildern dieses Buches — wie an allen Lichtbildern — genau zu sehen ist, wer photographiert hat. Wer photographiert?

Sieht man von den jüngsten Versuchen der Arbeiterschaft ab, sich eine ihrer Klasse adäquate Photographie zu schaffen, Versuche, die noch im Stadium des Anfangs stecken, noch sehr stark am Stoff kleben... sieht man von diesen Versuchen ab, so ergibt sich, daß es der kleinere und gehobene Mittelstand ist, der photographiert. Der Mittelstand photographiert — die geistige Oberschicht knipst.

Und weil noch bis weit über 1900 hinaus der Mittelstand die Photographie diktatorisch beherrscht hat, lehnten es der Geistige, der Akademiker, der Professor, der Künstler ab, in diesem Treiben so etwas wie „Kunst" zu sehen — damals vielleicht nicht mit Unrecht. Diesen Standpunkt muß der Denkende heute verlassen. Photographie ist fixierte, künstlerische Gesinnung.

Wie steht es mit ihrem Niveau?

Die Gebrauchsphotographie des Professionals steht nicht, wie man denken sollte, an erster Stelle — aber gar nicht steht sie da. Das brave Bürgerportrait (1 Dutzend Visit) wankt weit hinter der Zeit, was wohl nach einem tiefen Wort Leo Trotzkis darauf beruht, daß die meisten Menschen Anachronismen ihrer eignen Epoche sind. Der einzige, der wirklich von 1929 ist, dürfte wohl der Kalender sein... Die Berufsphotographie also krankt daran, daß sie dem Kunden keine Vorschriften machen kann — er macht ihr welche, und so sehen diese Photographien auch aus. Man gehe durch irgendeine kleinere oder mittlere Stadt und betrachte die Aushängekästen der Photographen. Ein Lichtbildmann schildert das so: „Niveau Neustadt — Bahnhofstraße. Familienmuff; Einsegnung; Brautpaar mit Gehrock, weißem Binder und hoffentlich geschlossenem Kranz; der Nackedei mit Schafsfell auf dem Tischchen („Wie er schon das Köpfchen hebt ..."); Tantes Purzel beim Schönmachen und notfalls Denkmalseinweihung auf dem Markt". Ja, das wollen die Kunden so... faule Kunden!

Auch der feinere Bildnisphotograph muß, wie sein Kollege, der Portraitmaler, viel herunterschlucken, viel mildern, retouchieren, arrangieren, drapieren... die Wahrheit wird rechtens nackt abgebildet. So kommt es, daß der Berufsmann eigentlich von allen diesen am wenigsten Neues gibt — wenigstens nicht in seinem Atelier, wenigstens nicht für den Kunden. Manchmal darf auch er tun, was ihm beliebt — doch das in seiner freien Zeit, außerhalb des Berufs, so gewissermaßen: Immer mach du nur, aber der Ernst des Lebens, lieber Freund, sieht anders aus.

Das bezieht sich vor allem auf die Portraitphotographie, wo der niedere Geschmack des gehobenen Bürgers und auf der andern Seite der Snobismus hohe Wellen schlagen. Erst war der Kitsch süß, dann war er sauer — und heute tut er sich sachlich. Was allerdings diese Erscheinung nicht erschöpft.

Was also der Berufsphotograph wirklich nach seinem Willen, und nicht nach dem des Kunden machen möchte, das ist er gezwungen, in seiner freien Zeit zu machen. Und das kostet Geld. Hat er das: Zeit und Geld? In den meisten Fällen nicht — also bleibt er manchmal im Rennen auf den hinteren Plätzen.

So rückt der Liebhaberphotograph in die ersten Reihen: der, der die Photographie lieb hat; der das, was er macht, aus Liebe zur Sache macht, zunächst ohne Rücksicht auf Kunden, Wettbewerbe, Preise, Preis und Geld. Unter diesen Liebhabern sind es die Liebhaberinnen, die ihre männlichen Kollegen oft überflügeln — oft, nicht immer.

Unter ihnen allen aber dominiert noch sehr oft die brave Mitte; Leute, für die Ekstase mit einem x geschrieben wird, brave, nette Knaben und junge Damen, mit einem immer ansteigenden Niveau an handwerklichem Können. Über ihnen die Ausnahmen, die Spitzen, diejenigen, die aus dem Können zur Kunst gekommen sind. Kommt Kunst von Können? „Kunst kommt von Sein", hat Alfred Polgar gesagt.

*

29 000 Bilder hat der Herausgeber dieses Jahrbuches durchgesehen; diese hier scheinen ihm die besten zu sein. Blättern wir . . .

Um das einzig Negative vorwegzunehmen: was auffällt, ist der fast völlige Mangel an Humor. Wenn unsre Photographen lustig sein wollen, dann sind sie neckisch: ein Kind auf einem Nachttöpfchen zu photographieren, beweist noch keinen Humor, es ist nur eine Mischung von fataler Niedlichkeit und Unappetitlichkeit, das wollen wir gewiß nicht. Es gibt jedoch einen bildhaften Humor. Beispiel: die Tafel XXII der englischen „Photograms 1927", The Mask and the Man von B. Connell. An der Wand hängt eine freundlich grienende, etwas asiatisch anmutende Maske mit Schnurr- und Kinnbart. Schräg darunter steht ein Mann, der fast ebenso aussieht wie die Maske, sie ist nicht sein Portrait, er ist nicht ihr genaues Abbild, aber sie ähneln sich sehr. Und da freut sich der Mann. Und lacht. Die Maske lacht auch. Und auf einmal springt der Gedanke auf dich zu, was das ist: Nachbilden. Was das ist: ähnlich sein. Was das ist: Bewegtes und Starres, Lebendiges und Pappmaché. Eine merkwürdige Aufnahme, durchleuchtet von einem irdisch glühenden Humor.

Das kann ich hier nicht finden. Was ich finde, ist:

Eine wundervolle Technik, deren Ergebnisse auch dem Laien, grade dem Laien, eingehen. Wieviel habt ihr gelernt! Was könnt ihr nicht alles! Wie weit seid ihr —!

Ganz vorneweg Hugo Erfurth mit seinen meisterhaft einfachen Bildnissen; Moholy-Nagy, der Unerbittliche: es wird uns nichts geschenkt — kein Pickel, keine Zahnlücke, kein Fältchen; es wird uns viel geschenkt: die Erde. Gesehen durch ein

Gehirn. Ganz vorneweg: E. O. Hoppé, der Saubere. Wie blitzblank ist das gemacht, wie sitzt das, wie senkt das Auge sich in die Welt! Das ist ein Großer. Da ist der Bildreporter Erich Salomon, einer, der wirklich „heimbringt", was er gesehen hat — und er hat viel gesehen! Weiter Versuche; Neuland; vollendetes Altland — eine der merkwürdigsten Aufnahmen dieses Bandes ist das Blatt 53, auf dem Hannes Flach einen Frauenkörper fast schmerzhaft real in eine alltägliche Umgebung stellt, das Bild kippelt auf der Grenze — aber die Frau hat gesiegt. Gegenüber — auf dem Blatt 52 von Hinnrich Scheper — schwimmt die neue Zeit; selbstverständlich Bauhaus Dessau, eine zweidimensionale Frau ... Frau: Platz; Stil: Sieg. Dann das beste Frauenbildnis in diesem Band: das Blatt 63 von Walter Süßmann, ein Bild, das ohne Wissen des Objekts vom Objektiv erwischt worden ist — sieh ihr in die Augen, eine Welt leuchtet daraus, ihre, unsre, deine! Blättere ... Und du findest die Flucht des Menschen zu den Tieren; Rudolph Zimmermann und F. Schensky, der Einsame auf Helgoland, Albert Leon im Spessart, Paul Unger, Hedda Walther auf einsamer Höhe! Die ein wenig kühlere Bewunderung der Naturformen, die leicht frigide Feststellung, wie die Pflanzen und Fische aussehen, nur manche Bilder lassen etwas von dem glühenden Eifer ahnen, mit dem sie erjagt wurden — kaum eines von einer glühenden Liebe zur Natur. „Zu klug für die Erde — zu feige für den Himmel." Wir sind noch nicht fromm. Wir suchen.

*

In Paris habe ich mir mancherlei internationale Ausstellungen angesehen.

Die Franzosen: aber zu allerunterst. Die Engländer, die Amerikaner, die Kanadier, die Japaner — zum Teil herrlich, zum Teil böser Kitsch. Die Deutschen: von einer gleichmäßigen Sauberkeit, einem hohen Niveau — wie etwa in diesem Bande, der wohl ein guter Querschnitt durch das deutsche Lichtbild ist. Es geht aufwärts.

Parzellenweis rückt die Photographie nach vorn; sie erobert. Sieh in sie hinein: auch sie ist ein Spiegel deiner Zeit.

Die Knie der Bureaudame Elli

von Manfred Georg

Wer wagt es, zu behaupten, die Erotik des Mittelstandes, die Pikanterien des kleinen Kommis, die Wunschwelt des Nachbarspießers in der Straßenbahn wirklich zu kennen? Mit der Lektüre der paar bunten Zeitschriften ist es nicht getan. Mit den Erzählungen der paar armen, verführten Stenotypistinnen auch nicht. Selten tritt einem das Normalferkel im gebügelten Jackettanzug leibhaftig entgegen. Grosz und Dix zeichneten exzessiv seine Visage. Aber es sind fast überlebensgroße Karikaturen. In Reinkultur sieht der Kerl ganz anders aus. Wenn er ehrgeizig ist, schreibt er sich obendrein seine verhemmte Wollust ab.

Einer tat es in einem selbstverlegten Büchlein, betitelt

„Abenteuer eines Junggesellen". Man wird es in keiner Buchhandlung finden und der Name tut nichts zur Sache. Hier gilt der Satz: „Einer für alle, und alle für einen".

Aus der Lektüre geht die Person des Angeklagten einwandfrei hervor. Konfektionär, verheiratet, Freundinnen. Dagegen wäre nichts zu sagen. Aber nun schreibt er sechzehn Episoden. Und diese sechzehn Episoden schildern mit einer Schärfe, wie sie kein psychoanalytisches Protokoll zu geben vermag, das Tun und Tunwollen des Autors, der dir überall begegnet, hinter dem Ladentisch, im Omnibus, im Variété. Er ist der Typ, dem Tausende von kleinen abhängigen Mädchen täglich auf den Leim gehen, er ist der Fürst in der Hölle der Mittelstandssexualität, der Boccaccio des Kurfürstendamms mit der Melone auf dem Schädel und den dreckigen Daumennägeln.

Emil Boccaccio wird Novellist. Zu bemerken ist, daß in seinen Novellen selten etwas passiert. Meistens begnügt er sich damit, heftig an den Knien gekitzelt zu werden. Das ist sein Tick. Einmal ist er Direktor. (Direktortitel — Traum jedes Lehrlings, der Bier holt.) Er läßt sich also eine Bureaudame kommen. Sie muß sich zu ihm auf den Tisch setzen. Von einem Herrn im Nebenzimmer, der noch zu lange arbeitet, wird gesagt, daß er entlassungswürdig sei. Darauf beginnt der Herr Direktor die Knie der Bureaudame Elli zu bewundern. „Dabei streicht er leise die Waden und befühlt leicht tastend die Knie, Elli merkte, daß ihre Willenskraft ganz allmählich zu schwinden begann und sie in einen merkwürdigen Taumel von Berauschtheit geriet. Sie versuchte mit aller Energie, die ihr noch blieb, vom Schreibtisch herunterzuspringen. Der Direktor aber hielt sie zurück. „Nun seien Sie man nicht so ängstlich, Sie kleines Fräulein, Sie."

Schließlich wird aber Elli „unter dem väterlichen Streicheln des Direktors schwummrig", und sie fällt rückwärts zwischen die Tintenfässer. Dann kommt die Frau Direktor, und die Geschichte schließt ohne Pointe.

In einer Episode mit der Überschrift „Was hat Treue mit Liebe zu tun?" wird es schon schwüler. Zwei Damen treffen Emil und einen Freund im Séparée. Es passiert ihm wieder am Knie etwas, „während der anständige Herr sich anfänglich dagegen wehrte". Die mit der üppigen Fülle der Locken stiehlt dabei das Portemonnaie, während ihre Freundin, „die kühle Blonde", nur mit den Augen kitzelt. Nach zwei Stunden entsteht folgende prima sinnliche Luxussituation:

„Die kitzelnde Dame lag so lang wie möglich auf dem Fauteuil und schwieg voll des süßen Weines, während die kühle Blonde förmlich mit tausend Zungen redete. Alles war an ihr Mund. Bald saß sie auf seinem Schoß, bald auf der Erde, wo sie sich bemühte, seine Schuhriemen zu lösen. Dann klagten beide Mädchen über furchtbare Müdigkeit, legten sich rücksichtslos lang, wobei sie natürlich vergaßen, daß sie nicht im Bett lagen, was wieder zur Folge hatte, daß man allerlei schöne seidene Wäsche zu Gesicht bekam, was den männlichen Teil wiederum zu höchst verwerflichen Taten animierte."

Worauf die Kavaliere nach Hause wanken. „Sie befreiten sich noch vorsichtig vor dem letzten Rest der Umarmungen der beiden schlafenden Even, rückten hier und da noch etwas Kleidung zurecht, betrachteten noch einmal voller Wehmut und Liebe das rührende Bild der so nichtsahnend daliegenden Schläferinnen, deren formvollendete Körper durch die dünnen Kleider nichts an Deutlichkeit zu wünschen übrig ließen, rührten noch einmal unerlaubterweise an einigen Stellen, gaben reichlich Trinkgeld und verschwanden."

So ist das Leben!

„Huch, nein, wie ich das finde," quiekte eine melodische Mädchenstimme —, fängt das nächste Kapitel an. Und wie finden Sies, lieber Leser? Wo werden Sie Emil nächstens hinbegleiten? Wo er hingeht, auf den Presseball. Dort wird es ihm bald ziemlich ungemütlich. „Während er sich mit den Generaldirektoren und mit den prominentesten Künstlern unterhalten mußte, wurde seine Frau dauernd entführt." Von einem Herrn im eleganten Frack und Friedens-Pour-le-mérite. Aber lassen wir ihn auf dem Presseball. Begleiten wir Emil in die Revue.

Was sieht ein solcher Emil dort? „Zarte, weiche Mädchenkörper mit wundervollen schlanken Beinen. Ein Gedicht fast. Berauschende Rückenlinien, in denen das Auge schwelgte; vollerblühte Brüste, kleine niedliche Venushügel bis zur überreifen Frauenbrust; enge, unversehrte Hüften; breite, massige Lenden, die dem Kenner manches sagten; prächtige Halslinien, berückende Profile, entzückende Bubiköpfe, glatte und negerhaft wollige, lange, schmale, wohlgeformte Arme und Hände; Händchen, die ein Gedicht für sich darstellten; schlangenhaft bewegte Arme; lange, wohlgeformte, wohlgepflegte Finger, die den Körper zärtlich streiften."

Aber o weh, plötzlich kommen ein paar halbangezogene Tänzerinnen, „so daß man langsam aufwachte und sich in die rauhe Wirklichkeit zurückfand." Nach der Pause nehmen Emil und sein Begleiter „zwei schon etwas angejahrte, aber noch sehr gut erhaltene Mädchen" mit in die Loge, und es geht wieder die Geschichte mit den Knien los. Als dann Theater und alles fertig ist, verabschieden sich die beiden Herren von den erstaunten Fräuleins.

Denn Emil ist ein Liebesnepper. Ob er in der Verkleidung seiner Helden als Generaldirektor, Bankier oder Ehemann erscheint, immer kneift er in die Waden, weil er der Chef ist, immer besichtigt er die Dessous, weil er weiß, was eine Kündigung bedeutet; immer will er alles umsonst haben. Die Geschichte der angestellten Frauen, ihre Soziologie, ist noch nicht geschrieben worden. Dieses kleine Buch, das, ohne die Absicht zur Satire, Kurt Tucholskys Wendriner überwendrinert, ist ein unfreiwilliger Beitrag ersten Ranges dazu. „Ola lief die nächsten Tage mit träumenden Augen in der Bank umher und mußte wiederholt von Herrn Schwarz gebeten werden, nicht so verliebte und verzückte Augen zu machen. Aber sonst war Herr Schwarz ein sehr guter Familienvater, und es passierte weiter nichts."

Die Verantwortlichen von Morus

Am 18. Juni 1929 hatten die Aktionäre der Frankfurter Allgemeinen Versicherungsgesellschaft Generalversammlung. Es war das übliche Bild: am Vorstandstisch die Herren von der Verwaltung, ein Häuflein Bankleute und dazu ein paar kleine Aktionäre, die sich für die tausend Mark, die sie für die Aktie gezahlt hatten, die Sache einmal ansehen wollten. Der Vorsitzende fand ehrende Worte für den im letzten Jahr verstorbenen Generaldirektor und für die Vorzüglichkeit der Gesellschaft. Und dann ging es eins, zwei, drei mit der Annahme der Bilanz. Wer sollte etwas dagegen haben? Die Frankfurter hatte glänzend gearbeitet. Über drei Millionen Mark Reingewinn waren übrig geblieben, davon kamen fast zweieinhalb Millionen als Dividende zur Verteilung. Allerhand in dieser schweren Zeit, wo uns die Dawes-Last die Haare vom Fell wegfrißt.

„Zwölfeinhalb Prozent, eigentlich könnten sie uns noch mehr geben, bei dem Abschluß" — „Vorsicht ist besser als zuviel. Haben Sie nicht gelesen, was in der ‚Frankfurter Zeitung' stand?" — „Quatsch. Lesen Sie lieber den Geschäftsbericht, hier; was die Leute sagen, die das Unternehmen beurteilen können." Da stehts:

Bericht des Aufsichtsrats

Wir haben den vorgelegten Rechnungsabschluß für 1928, die Wertbestände und die Bücher der Gesellschaft einer Prüfung unterzogen und bekunden hierdurch, daß diese Prüfung zu Bemerkungen keinen Anlaß gegeben hat.

Wir schließen uns dem Vorschlage des Gesellschaftsvorstandes für die Gewinnverteilung an und bitten die Generalversammlung, die Verteilung zu genehmigen, wie auch die Entlastung für das Geschäftsjahr 1928 auszusprechen.

Frankfurt a. M., im Mai 1929.

Der Aufsichtsrat. Adolf Hoff, Vorsitzender.

Dem Aufsichtsrat, der diese Bescheinigung ausgestellt hat, gehören an: ein Geschäftsinhaber der Darmstädter und Nationalbank, ein ordentliches Vorstandsmitglied der Commerz- und Privatbank, ein Filialdirektor der Deutschen Bank, ein Filialdirektor der Disconto-Gesellschaft und ein Dutzend prominenter Bankiers aus Frankfurt und Berlin.

Zwei Monate später ist die Frankfurter Allgemeine mit Stumpf und Stiel verkracht. Die Verluste haben sich so gehäuft, daß die gesamten Reserven und das Aktienkapital knapp zur Deckung ausreichen. Wahrscheinlich war auch schon zur Zeit, als die letzte Bilanz aufgestellt wurde, die Hälfte des Aktienkapitals verloren, und, nach der Vorschrift des Handelsgesetzbuchs, hätte der Vorstand schleunigst eine

Generalversammlung einberufen müssen, um den Aktionären davon Kenntnis zu geben. Statt dessen verteilte er zwölfeinhalb Prozent Dividende, wovon ein nicht geringer Teil an einige Vorstandsmitglieder fiel. Und der Aufsichtsrat bestätigte die falsche Bilanz. Dies der Tatbestand.

Was geschieht? Zwei Vorstandsmitglieder, die an den Verlustgeschäften besonders eifrig mitgeholfen haben, müssen nach einigen Tagen gehen. Man sagt ihnen nach, daß sie jahrelang auf Kosten der Gesellschaft die großzügigsten Privatgeschäfte betrieben haben. Aber zu einer Untersuchung oder gar zu einer Strafanzeige ist jetzt nicht der geeignete Moment. Das könnte der ruhigen Abwicklung der laufenden Angelegenheiten schaden, und später, wenn der Chok vorüber ist, wird man doch erst recht nicht wagen, die Vorgänge bei einer so soliden Versicherungsgesellschaft vor Gericht zu zerren. Immerhin müssen die beiden würdigen Vorsteher des Instituts hergeben, was sie haben, oder, genauer, was man bei ihnen findet.

Der Aufsichtsrat hingegen, der die Bücher geprüft und alles in Ordnung gefunden hat, tut sein Bestes. Die Großbankdirektoren setzen sich bei ihren Banken, die selbst mit reingefallen sind, dafür ein, daß man die Schulden der Frankfurter Allgemeinen nicht gleich gewaltsam eintreibt und auch noch die Versicherten in Gefahr bringt. Die Banken, herzensgut, wie sie nun einmal sind, lassen sich überreden. Nach vierzigstündiger Beratung erklären sie sich bereit, drei Monate stille zu halten, das heißt, die Kredite, die die Frankfurter Allgemeine unter ihrer Oberaufsicht bei ihnen genommen hat, noch ein Vierteljahr zu stunden. Wenn sie es nicht tun würden, wäre es freilich noch so. Dann könnte nämlich das Reichsaufsichtsamt für Privatversicherungen eine Zahlungssperre erlassen. Aber die Banken wissen, was sich in der Stunde der Not gehört. Zwei Minuten, bevor sie gezwungen werden, tun sie freiwillig, was es auch sei. So springen sie auch diesmal wieder mannhaft in die Bresche und retten die deutsche Wirtschaft im allgemeinen und das Versicherungsgewerbe im besondern.

Wieviel die Rettungsaktion kosten wird, weiß man noch nicht. Nur soviel steht fest, daß die Kosten auch diesmal wieder den Aktionären und zuletzt den Kunden der Banken angeschrieben werden sollen. Aber eigentlich liegt dazu nicht der geringste Anlaß vor. Denn die Aufsichtratsliste der Frankfurter Allgemeinen weist so hervorragende Namen auf, daß es gradezu unbescheiden wäre, diesen Männern, die den gesamten Verlust der Frankfurter aus ihrem Privatvermögen tragen könnten, etwas zu schenken. Nach dem Handelsgesetzbuch haben die Mitglieder des Aufsichtsrats bei der Erfüllung ihrer Obliegenheiten die Sorgfalt eines ordentlichen Geschäftsmanns

anzuwenden. „Mitglieder, die ihre Obliegenheiten verletzen, haften der Gesellschaft mit den Vorstandsmitgliedern als Gesamtschuldner für den daraus entstehenden Schaden." Wenn diese Bestimmung überhaupt noch einen Sinn hat, so ist sie hier anzuwenden. Denn ein Aufsichtsrat kann wohl nicht gut einen weniger sorgfältigen, leichtfertigeren Bericht abgeben, als das in diesem Frühjahr bei der Frankfurter Allgemeinen geschehen ist. Bevor die Gläubiger und bevor auch nur die Aktionäre der Frankfurter etwas verlieren, muß der Aufsichtsrat für den Schaden aufkommen. Die Stundungsaktion der Banken ist dafür kein Ersatz.

Bisher will man aber auch nach dieser Richtung die Wirtschaft offenbar nicht beunruhigen. Es wäre allerdings auch ein Novum in der deutschen Wirtschaftsgeschichte, wenn man anfangen würde, mit der Haftpflicht des Aufsichtsrats Ernst zu machen. Was würde aus den sechzig- und neunzigfachen Aufsichtsräten werden, aus Louis Hagen und aus Jacob Goldschmidt und den andern Aufsichtsratskollektionären, wenn mit den Aufsichtsratsposten plötzlich nicht nur Tantiemen verbunden wären, sondern auch ein Risiko. Die Folgen wären nicht auszudenken. Eine Flucht aus den Aufsichtsräten würde einsetzen; bestenfalls würden sich noch Abteilungsdirektoren, die nicht viel zu verlieren haben, zu solch einem waghalsigen Beruf hergeben, und die Errichtung einer Aufsichtsratsversicherung wäre unumgänglich.

Der Vorgang würde, wie wir zugeben müssen, die Sitten und Gebräuche der deutschen Wirtschaft von Grund auf revolutionieren. Denn bisher gibt es, scharf getrennt, zwei Arten sogenannter verantwortungsvoller Posten. Bei den einen wird man für die große Verantwortung, die man trägt, besonders hoch bezahlt, braucht aber selbst nicht zu zahlen, wenns schief geht. Zu dieser Gruppe gehören Bankdirektoren, Aufsichtsräte, höhere Beamte, kurz, die bessern Menschen. In der andern Gruppe ist es grade umgekehrt. Da wird die Verantwortung nicht besonders gewertet, aber die Leute müssen selbst dran glauben, wenn etwas passiert. Hierzu gehören Maschinenheizer, Weichensteller, Straßenbahnschaffner, allenfalls auch noch Ingenieure von dreihundert Mark abwärts. Es ist eine ordentliche, saubere Scheidung: die einen reden über Verantwortung, und die andern tragen sie. Die einen entlassen, und die andern werden entlassen. Die einen wissen natürlich von nichts, und die andern wandern ins Gefängnis. Es wäre für manche peinlich, mit diesem gesunden Prinzip zu brechen.

Aber diesmal wird es sich doch wohl schwer vermeiden lassen. Oder will man zu dem Versicherungsskandal auch noch einen Bankskandal hinzufügen?

Bemerkungen

Blutrache in Leipzig

Es ist leider nicht lustig — es handelt sich um das Reichsgericht.

So etwas geht nun ganz still durch die Zeitungen; kein republikanischer Hahn kräht danach:

Im Jahre 1910 tritt ein Deutscher, namens Gies, in die französische Fremdenlegion. Im Jahre 1911 macht er seinen Fluchtversuch; Gefängnis. 1914: Algier, Marokko, Indochina. Im September 1918 ist seine Dienstzeit abgelaufen; er kommt nun als deutscher Gefangener in das Lager von Châlons. Dort bedrängen ihn die Franzosen: du kommst hier heraus, wenn du dich noch einmal bei uns anwerben läßt, du bekommst eine Pension! Nun stelle man sich die Lage des Mannes vor: acht Legionsjahre auf dem Buckel, seine Heimat hat er in der ganzen Zeit nicht gesehen, es bindet ihn wohl auch nichts, im Lager ist es grauenhaft . . . er sagt Topp, verdingt sich zunächst bis „zur Beendigung des Krieges", dann auf weitere fünfzehn Jahre. Er steht später merkwürdigerweise während der Ruhrbesetzung in Essen. Weihnachten 1928 lassen sie ihn los — der Hammel geht nach Deutschland zurück. Wird sofort verhaftet. Weil er in Essen . . .? Nein. Das Reichsgericht ist viel gerissener.

Sie nehmen diesen armen Burschen hopp, weil er — hör gut zu! — weil er durch seine Anwerbung nach Algier dort einen „Franzosen freigemacht habe"! Der also nun gegen die Deutschen kämpfen konnte . . . „Aus den Äußerungen des Vorsitzenden während der Verhandlung war zu entnehmen, daß noch eine größere Anzahl deutscher Fremdenlegionäre, denen es wie Gies ergangen ist, wegen Kriegsverrats belangt werden sollen."

Es steht ohne Beispiel in der Geschichte der Völker da, daß ein Regime die Debet-Konten der bankerotten Vorgänger zum Ausgleich bringt. Die ganze Untertanseligkeit Fritz Eberts und seiner Leute kann nicht besser zum Ausdruck gebracht werden als durch ihren immensen Fehler, damals nicht sofort durch Verordnungen einen dicken Strich zwischen sich und der Vergangenheit gezogen zu haben. Aber wie konnten sie das: sie waren ja selbst diese Vergangenheit!

So sind nun diese armen Hunde der Rache des Reichsgerichts ausgeliefert. Auf die Konstruktion des Urteils wird kein Jurist hineinfallen. Die Entscheidung besagt:

Wenn ihr den Krieg liquidiert habt — wir nicht. Wenn du, Republik, vielleicht glaubst, daß es damit sein Bewenden hat, daß du den Vertrag von Versailles unterzeichnest, dem Kaiser und den andern Kriegsmachern Pension zahlst — für uns ist die Sache noch lange nicht erledigt. Wir kommen noch elf Jahre hinterher angewackelt und rächen uns an unsern Landsleuten für den verlornen Krieg! Fünf Jahre Festung hat Gies bekommen.

So hat jeder seins: der seine Strafe und wir dieses Reichsgericht.

Ignaz Wrobel

Reklame! Reklame!

I.

Psychologie der Konsumentin.

Die klugen Leute aus Amerika haben uns erzählt, daß die teure Reklame auf jeden Fall ein glänzendes Geschäft ist, daß weit über den Kreis der direkten Interessenten hinaus die ganze Welt davon profitiert. Mrs. Christine Frederik erforschte die Gedankenwelt der Konsumentin und bewies, daß diejenigen Geschäftsleute die erfolgreichsten sind, die die Frau in ihrer Eigenschaft als Konsumentin am genausten studieren. Zur Erläuterung ihrer Theorie brachte sie eine herrlich amerikanische Einteilung von rührender Einfachheit, eine Frauenpsychologie zum Gebrauch

amerikanischer Fabrikanten, wie sie nur dort drüben erfunden werden konnte: „Von 16 bis 22 narzistisch und sich selbst genug, daher überwiegen die Ausgaben für persönlichen Schmuck, Vergnügen und Eitelkeit. 22 bis 28 romantisches Heimbauzeitalter, 28 bis 38 flotter Heimaufbau, Koch- und Haushaltungszeitalter, 38 und aufwärts Elternschaft und Erholungszeitalter", alles zwangsläufig verbunden mit Kaufbereitschaft für die entsprechenden Bedarfsartikel.

Auf dem bunten Jahrmarktsrummel in Witzleben werden zwar keine so gebrauchsfertigen Formulierungen tiefgründiger Seelenkenntnis verzapft, dafür liefert die wirklich vollkommene Zusammenstellung optischer Überredungskünste in den Ausstellungshallen den Beweis für die instinktsichere Menschenkenntnis der Interessenten. Da hämmert die Darstellung des genormten Menschentypus solange an den Minderwertigkeitskomplexen des Beschauers, bis er sich entschließt, durch Erwerb der angepriesenen Kleidungsstücke, Schönheitsmittel, Einrichtungsgegenstände die beschämende Fehlerhaftigkeit seiner äußern Erscheinung, seiner Häuslichkeit zu korrigieren. An dem zauberhaften Licht der modernen Geschäftsstraße, an den lockenden Inseraten, an den „billigen" Angeboten scheitern die besten Vorsätze, zerbrechen mühsam errichtete Widerstände und die wahren und heimlichsten Wünsche, gelöst durch die Analyse geschickter Reklametechnik fordern ihr Recht. Für stärkere Charaktere, denen durch einfache Lockung und Verführung nicht beizukommen ist, erfand man die sittliche Forderung auf dem Plakat. Das gesunde Kind, die blankgeputzte Küche, der nervöse Ehemann, das Haus in der Sonne rütteln an dem Gewissen der tüchtigen Hausfrau, die sich bekanntlich nichts gönnt, bieten ihr die beglückende Möglichkeit, ihr Geld im Dienste der Familie zu opfern. Unkomplizierte Naturen gewinnt man durch zirkusartige Trickfiguren, plastische volkstümliche Karikaturen mit klappernden Augen, riesengroße Kinderspielzeuge zum Lachen und Stehenbleiben. Die glänzendste Errungenschaft aber bleibt doch die kluge Abkehr vom unerreichbaren weiblichen Schönheitsideal, die geschickte Konzession an das halbwegs wirklichkeitsnahe. Die Spanne zwischen der erbarmungslosen Natur und der angeblich naturalistischen Abbildung reicht grade zur Anregung der Käuferinstinkte. Rücksicht auf das Geltungsbedürfnis minderbemittelter Schichten hat nicht nur in den Illustrationen, ja sogar in den Textteilen der Zeitungen und Magazine eine sinnvolle Charakteristik des jeweils möglichen Idealtypus geschaffen. Schaufensterpuppen haben Menschengesichter bekommen, für den Gasbadeofen wirbt statt eines Adonis der Junge von nebenan. Die Symbole sind echter geworden, ihre Verlogenheit ist nicht ohne weiteres erkennbar. Sie fressen sich in unser Unterbewußtsein als unverrückbares Weltbild, normieren den materiellen und geistigen Bedarf, normieren sogar das Wunschbild von der äußern Erscheinung des erotischen Partners; romantische Lebenserwartung gilt nicht mehr dem Erlebnis unzeitgemäßer lyrischer oder dramatischer Situationen aus der Unterhaltungsbeilage, sie gilt dem Besitz des lebendigen Klischees aus dem Anzeigenteil.

Die Weisen aus Amerika haben diesmal noch nicht gesagt, daß man Reklame generalisieren, die Kosten entsprechend der Größe der beteiligten Betriebe umlegen könnte. Am Ende des rationalisierten Kapitalismus käme dann eine von Allen gemeinsam finanzierte Attacke auf alle Arten menschlicher Sehnsüchte. Die mit den Mitteln der Musik, des Kinos, der Bildplakate und Zeitungsartikel geweckte Unzufriedenheit mit sich selbst, eine durch wissenschaftliche Argumente hervorgerufene Angstpsychose vor Krankheiten, künst-

liche Steigerung von Reiselust, Sportbedürfnis und was man sonst noch so braucht. Auf Handlungsunkosten kommt dann ein gelernter Psychologe ins Haus der Konsumentin, der die durch vernunftwidrige Geldausgaben entstandenen Schuldgefühle nach allen Regeln der Kunst weganalysiert.

Hilde Walter

II.

Der Schlüssel zum Weltfrieden

Reklame ist der Schlüssel zum Wohlstand der Welt. So lautete das Motto des berliner Weltreklamekongresses, von dem der frühere Reichskanzler Luther sagte, daß er der größte Kongreß war, der je hier stattgefunden. Das angesächsische, besonders das amerikanische Element war überwiegend, und diese amerikanische Note paßte wiederum ausgezeichnet in die heute bei uns und in allen andern europäischen Ländern verbreitete Meinung, daß die amerikanischen Reklame- und Geschäftsmethoden die allein erfolgreichen sind.

Hierbei ist nun zunächst einmal zu untersuchen, ob diese Methoden ohne weiteres auf Europa — und uns interessiert besonders Deutschland — zu übertragen und ob sie überhaupt besser sind. Wenn man die äußere Form, wie künstlerische Entwürfe, Photographie oder Drucktechnik miteinander vergleicht, wozu die Reklameausstellung am Kaiserdamm eine bequeme Möglichkeit gibt, so ist unbedingt zu sagen, daß sämtliche europäischen Länder, und Deutschland in erster Reihe, Amerika überlegen sind. Wobei es wiederum äußerst reizvoll ist, die charakteristischen Unterschiede zwischen den einzelnen europäischen Ländern festzustellen. Bei allen romanischen Ländern wiegt die klassische Form vor, in allen germanischen neue Ideen. Leider sind die Sowjets auf der Ausstellung schlechter vertreten als sonst.

Zwei Dinge hat aber Amerika unbedingt vor uns voraus, und ehe diese beiden Vorbedingungen in Deutschland nicht begriffen und nachgeahmt werden, hat die schönste Reklame keinen Zweck. Erstens: wird bei uns das Pferd am Schwanz aufgezäumt. Solange die breite Masse des deutschen Volkes, die Arbeiter und Angestellten, die 89 Prozent der Bevölkerung ausmacht, nicht ausreichend verdient, wie dies in Amerika der Fall ist, eher ist jede Massenreklame, die ja die Produktion steigern und die Preise senken soll, sinnlos.

Zweitens: In Amerika gilt Reklame, sowohl im kaufmännischen als auch im öffentlichen Leben als eine ebenso ehrenwerte Beschäftigung wie jede andre. Bei uns gilt sie immer noch als eine etwas anrüchige Sache. Im geschäftlichen Leben ist man soeben langsam auf dem Weg, von dieser Auffassung abzukommen. Im öffentlichen Leben aber ist dies durchaus nicht der Fall, vielleicht deshalb, weil bisher öffentliche Gelder, nämlich die der deutschen Steuerzahler, so oft in den Geheimfonds der verschiedenen Ministerien verschwanden und für Reklame oder Propaganda anrüchiger Dinge verwendet wurden. Wie zum Beispiel für Spionagezwecke! Den schönsten Propagandafeldzug einer offiziellen Behörde hat sicher der heutige erste Bürger der Vereinigten Staaten gemacht, als er unter dem Motto „Save the children!" die amerikanische Opferfreudigkeit so weit brachte, daß die Hoover-Commission tausenden von europäischen, durch den Krieg hungernden Kindern das Leben retten konnte. Diese amerikanische Auffassung von öffentlicher Reklame oder Propaganda hat dem Kongreß das Gepräge gegeben und praktische Vorschläge zur Diskussion gebracht.

„. . . verpflichten sich die internationalen Reklameverbände, alle Bewegungen zur Völkerverständigung zu fördern . . ." steht in einem der gefaßten Beschlüsse.

Dieser Beschluß wurde eingeleitet durch eine Rede des amerikanischen Industriellen Bennett H. Chapple. Bennett Chapple schlug einen internationalen Feldzug für die Friedensidee vor und verlangte zur Finanzierung dieses Feldzuges zehn Prozent der offiziellen Kriegsunterhaltungskosten der einzelnen Länder. Der Engländer Colonel Percy C. Burton hielt zum gleichen Thema einen ausführlichen Vortrag und schlug den Völkerbund zum Zentralorgan dieses Propagandafeldzuges vor. Er nannte Genf „eine Fabrik mit einem wundervollen Produkt und einem enormen Ertrag, aber mit schlechter Verkaufsorganisation." Er findet als Geschäftsmann, der in Reklame- und Propagandadingen routiniert ist, die Methoden des Völkerbundes ärmlich.

Burton ist nun gar nicht auf Vermutungen angewiesen. Schon am 14. Juli 1927 verlangte die Internationale Liga für Menschenrechte in Paris nach einem Vorschlag von Otto Lehmann-Rußbüldt ein Zehntausendstel des Heeres- und Flottenbudgets aller Staaten in Europa. Das ergäbe 950 000 Mark, nur für Europa. Ein Prozent ergäbe also nur für Europa 95 Millionen Mark, weit über das Doppelte der Summe, die Burton für die ganze Welt verlangt. Lehmann-Rußbüldt ist der Meinung, daß „diese Summe, umgesetzt in Vorträge, Zeitungen, Flugblättern, Radio, Kino, vor allem in einem internationalen Nachrichtenapparat, der die jeden Krieg einleitenden Täuschungen aufdeckt, vollauf genügen würde, um bei dreijähriger Wiederholung die geistige Luft in Europa vollständig keimfrei von der Kriegsseuche zu machen."

Angesteckt von der geistigen Luft des Kongresses und gefangen in der angelsächsischen Ideologie, des fernern auch schon geübt im heute modernen Völkerbundsjargon, hielten Stresemann und Luther anläßlich der internationalen Tagung Reden, für die vor noch nicht allzu langer Zeit Leute, die sich öffentlich zum Pazifismus bekannten, des Landesverrats verdächtigt wurden.

Heute kann man es ruhig laut sagen: Reklame ist der Schlüssel zum Weltfrieden.

Johannes Bückler

III.

Europa macht nicht mit!

... so Kinder, jetzt laßt mich auch mal zu Wort kommen! Von Zweien ist jetzt die Macht der Reklame in ihrem erschütternden Umfang festgestellt worden. Die Dame hat die Lockungen und Verführungen geschildert, wie sie tagtäglich die sparsamen Vorsätze langsam abmurksen, während der Herr Räuberhauptmann, wohl aus einem Gefühl von Brancheverwandtschaft, aus der richtig angewandten Reklame das Dritte Reich blühen läßt. Ich melde mich zum Wort für eine auch noch vorhandene Spezies, die die geschätzten Vorredner nicht berücksichtigt haben: nämlich für Die, denen Reklame wurst ist.

Daß auf dem Kongreß auch eine eigne Ethik entwickelt und auf letzte Menschheitsfragen angewandt wurde, versteht sich von selbst. Ebenso, daß dort Prominenzen der Politik erschienen sind — der Earl of Birkenhead und Lord Luther of Germany, Staatsmänner, deren innigen Zusammenhang mit der Reklame wir schon immer geahnt haben. Früher hatte jeder Beruf seine eigne — manchmal etwas verwinkelte — Moral, die den Einzelnen in schwierigen Fällen beriet. Heute hat jeder Beruf seine prima Ethik bereit — für die Andern. Besonders auf Kongressen, wo im allgemeinen ganz leidlich gelebt wird. Nennt mich einen Timon — ich habe ein schreckliches Mißtrauen gegen die Ethik von Leuten, die grade gut gegessen haben.

Ich habe keine Lust, gegen Windmühlen zu rennen, deshalb keine Verwahrung gegen das, was der Reklameagent zur Verwüstung des täglichen Lebens beigetragen hat. Aber nur eine

kleine Korrektur der gutmütigen Annahme, daß die wachsende Intensität der Reklame auch den wachsenden Bedarf eines sich der zivilisatorischen Güter bewußt werdenden Volkes bedeutet. So ästhetisch ansprechend auch das Bild der Reklame oft sein mag, es ist nur die optimistische Widerspiegelung entweder einer irrsinnig entfesselten Produktion, die bald mit dem Brecheisen zu ihrer Kundschaft dringen muß, oder eines heulenden Elends, das seinen Jammer mit den heitersten Farben des Lebens bemalt. Die Reklame ist der melodisch abgetönte Schrei nach Brot. Sie ist das Symbol der Wirtschaftsanarchie, in der nicht mehr die Leistung, sondern der Ellenbogen entscheidet. Wer für soziale Dinge nicht stockblind ist, der muß unter dem weichen Elidateint der Plakatgesichter die hektischen Flecken sehen, die Zeichen eines lange krank gewordenen Wettbewerbes, der sich für gesund hält, wenn er den Nachbarn, der das selbe Geschäft betreibt, noch umbringen kann. Es gibt eine unheimliche Geschichte von Maupassant: — nachts steht auf den Grabsteinen an Stelle der pietätvollen Lüge plötzlich die Wahrheit. Ach, wenn man einmal für Minuten der Reklame die schillernde Oberhaut abziehen könnte! Dann würde dir die blonde Dame, die dir freundlichst eine Zigarette offeriert, zurufen: „Kaufe mich, sonst muß ich ultimo zweihundert Arbeiter entlassen! In Dreiteufelsnamen, laß die Brünette nebenan verrecken — sie ist ja sowieso fast pleite . . ." Hier hat vor zwei Wochen gestanden, was ein berliner Warenhaus seinen Heimarbeiterinnen, die „Annoncenkleider" herstellen, für Löhne zahlt. Und hier endet auch das ganze Geschwätz von Werbepsychologie und Werbewissenschaft und Werbesittlichkeit und wie der ganze Krimskrams berauschter Managergehirne heißt. Hier braucht auch nicht einmal mehr groß inseriert zu werden; ein Mantel für 6,90 Mark, da braucht man bloß ein Stück ins Schaufenster zu hängen. Die Kosten dieses „Sonderangebots" tragen die Arbeiterinnen. Die geschätzte Firma sollte sich ihre Plakate von Käthe Kollwitz entwerfen lassen.

Nun wollen die Amerikaner mit Reklame nicht nur prosperity machen, sondern auch peace. Sehr schön. Mit guter Reklame läßt sich viel machen. Viele der wichtigsten hygienischen Fortschritte, zum Beispiel, sind ein Triumph der Reklame, aber man kann damit auch letzten Dreck wie Kaugummi über den ganzen Erdball werfen. In Amerika kann man vielleicht Ideen wie Schmierseife vertreiben, in Europa kann man es nicht. Wir haben ein klassisches Beispiel: die Heilsarmee, die Religion mit Rummelplatzmethoden propagiert, blüht üppig in den angelsächsischen Ländern, aber kommt bei uns auf dem Kontinent nicht aus der Zone unfreiwilliger Komik heraus. Die Friedensbewegung aber, die es ohnehin schwer genug hat, auf eine Seite mit Persil und Chlorodont gesetzt, würde in einem diskreditierenden Gelächter versinken. Der Europäer ist skeptisch und spottsüchtig. Ein Propagandafeldzug für die Friedensbewegung nach amerikanischem Muster, reichlichst finanziert, das würde die Sache als plutokratische Machination abstempeln. Keine geistige Bewegung aber wird in Europa populär, die von der Plutokratie gestartet wird. Die bewußte und oft auch nur instinktive Ablehnung der Geldmächte ist das deutlichste Kennzeichen des europäischen Geistes.

Was die Reden der Amerikaner auf dem Kongreß angeht, so sind sie nicht mal das Fixativ auf der Kehrseite der Affichen wert. Wie haben die Herren vor zehn Jahren gesprochen, wie werden sie in ?? Jahren sprechen? Liebe Pazifisten, der Krieg ist noch immer ein besseres Geschäft als der Friede. Der Friede mag das Gleichmaß anständigen Wohlstandes bringen, aber der Krieg, das ist die bren-

nende Konjunktur, der boom, ohne den der Kapitalismus nicht leben kann, denn er braucht immer wieder die große Ausschweifung, um seine Kraft bestätigt zu wissen. Der amerikanische Friede aber ruht auf dem geduldigen Ameisendasein von Millionen genormter Existenzen. Ihre Lebenshaltung, ihr Bedarf, ihr Denken und Fühlen, alles kommt aus der einen und nur der einen gültigen Form. Hier hat der Kapitalismus ein Friedensideal verwirklicht, das in seiner schrecklichen Trostlosigkeit mit den schlimmsten Kriegsvisionen konkurrieren kann. Springt Einer aus der Reihe, wird der Friede ungemütlich. Sacco und Vanzetti sind der aufgescheuchten Ruhe des amerikanischen Normmenschen geopfert worden. Vielleicht die tristeste Erinnerung an diese Tage vor zwei Jahren: während die ganze Welt ihre Erregung hinausschrie, blieb Amerika ganz ruhig, und kaum ein paar tausend Menschen fanden sich zu einer Protestkundgebung. Auf dem elektrischen Stuhl der beiden Märtyrer standen mit unsichtbarer Schrift die beiden Bekenntnisworte der amerikanischen Geschäftsreligion: Prosperity und Service.

Ich glaube, jede Sache kann ihre Ziele nur mit den ihr eignen Mitteln verfolgen. Und der Geist, mag ihn auch manchmal ein perverser Mäzen kapitalisieren, wird in der letzten Entscheidung immer auf sich allein angewiesen sein. Man kann Schopenhauer nicht wie einen Autoreifen propagieren, und man kann den Frieden nicht mit den Methoden der Rüstungsindustrie verbreiten. Die Ideologie Europas in allen ihren Nuancen hat sich den Geist immer arm und kämpferisch vorgestellt. Das wird sich nicht bald ändern. Was ist schließlich aus Andrew Carnegies reichdotiertem Friedensinstitut geworden? Wie lange Jahre hat die Nobelstiftung gebraucht, ehe der Friedenspreis endlich einmal an ein paar richtige Pazifisten gekommen ist —? Vestigia terrent.

Aber — weil ich eigentlich von Reklame reden wollte — die schönste hat doch seiner Zeit das ‚Oeuvre' gemacht, als es Paris mit Plakaten überschwemmte: „Die Dummen von Paris lesen das ‚Oeuvre' nicht!" Hier wird nicht nur geworben, sondern auch gehauen. Diese Reklame offeriert nicht devotest, sie knallt dem zögernden Kunden das Blatt um die Ohren. Und er empfängt die Maulschelle selig lächelnd, in erhobenem Gefühl, als wärs ein Ritterschlag. Hier ist Propaganda schlechtweg Geist geworden, ein Fall von seltener Köstlichkeit.

C. v. O.

Die Begeisterung

„Für die zweite Staffel des kölner Festzuges ist noch zu beachten: Die Zugteilnehmer werden gebeten, während des Marsches gute Marschordnung und -disziplin zu üben. Stöcke und Schirme dürfen nicht getragen werden. Hochrufe erfolgen nur auf Veranlassung des Staffelführers Herrn Baldauf, Polizeimeister und Gauvorstandsmitglied des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold."

Gottes Ratschluß

Gerhart Hauptmann, der an einer Fußerkrankung seit Wochen in Agnetendorf darniederliegt, wird Ende August gesund nach Berlin kommen, um den letzten Proben der Eröffnungspremiere seines „Armen Heinrich" unter Ostaus Regie beizuwohnen.

Theater-B.Z.

Freudige Ereignisse

Seit dem Krieg hat Japan keinen solchen Jubel mehr erlebt.

8-Uhr-Abendblatt
zur Ankunft Eckeners in Tokio

Allgemeiner Verkehr

Junggeselle sucht Gesellschaftsanschluß, mit dem er Vandeveldes berühmtes Werk theoretisch und praktisch studieren könnte.

Anfrage unter „Intelligent..."

Tagesbote, Brünn, in der
Rubrik „Allgemeiner Verkehr"

Antworten

Potsdamer. Deine ‚Potsdamer Tageszeitung' bespricht Emil Ludwigs „Juli 14". Wie man eben so etwas in Potsdam bespricht. „Man kann", spricht der Weise, „Bücher dazu benutzen, um einen wackelnden Tisch zu stützen; man kann sie kritisieren; man kann sie aber auch lesen." Die ‚Potsdamer Tageszeitung' hat das Buch Ludwigs nicht gelesen; sie hat es sicherlich noch nicht einmal gesehen. Denn sie nennt es beharrlich „August 14". Das ist eine Kleinigkeit: aber so werden die bedauernswerten Leser dieses Organs unterrichtet. Nun, es ist gut genug für sie.

L. Persius. Sie schreiben: „Hellmut v. Gerlach schrieb in der ‚Weltbühne' am 30. Juli: ‚Delbrück hat den Zusammenbruch (1918) vorausgesehen, vorausgesagt. Und doch, ihm brach dabei fast das Herz'. Hierzu: Ich trat zu Delbrück Ende 1917 in nähere Beziehungen, als er mich gebeten hatte, eine aufklärende Schrift über Tirpitz zu verfassen. (1918 unter dem Titel „Die Tirpitz-Legende" erschienen.) Bei verschiedenen Unterhaltungen erkannte ich, daß Delbrück wenig über die Ereignisse auf dem Seekriegsschauplatz unterrichtet war. Ich ließ ihn Einblick nehmen in Material, das mir von Werften, aktiven Seeoffizieren u. a. zugänglich gemacht war, und aus dem ich Delbrück beweisen konnte, daß unsre Flotte keine Aussicht mehr für irgend einen Erfolg habe. Er wollte es niemals glauben. Bald erhoffte er etwas von den U-Booten, bald von einer zweiten Skagerrakschlacht. Am 27. Februar 1918 telephonierte ich Delbrück, er könne bei mir Schriftstücke einsehen, die ihn wohl endlich überzeugen würden, daß unsre Flotte nie mehr zu einer Schlacht auslaufen würde. Als Delbrück am Nachmittag in meiner Wohnung erschien, begrüßte ich ihn etwa mit den Worten: „Nun, Herr Geheimrat, kann ich Ihnen mit Beweismaterial dienen, das Sie von der Richtigkeit meiner bisherigen Behauptungen überzeugen dürfte. Mit wenigen Worten: unsre Hochseeflotte hat aufgehört, zu existieren". Delbrück starrte mich verständnislos an. Ich überreichte ihm eine Liste der zum Abbruch bestimmten Linienschiffe und Panzerkreuzer. Das Material der Schiffe — Messing, Kupfer usw. — sollte zum Bau von Unterseebooten gebraucht werden. Ich zeigte Delbrück ferner mehrere Briefe, aus denen einwandfrei hervorging, daß tatsächlich bereits auf den Werften zu Kiel und Wilhelmshaven Teile aus Linienschiffen herausgerissen waren. Immer wieder nahm Delbrück ein Schriftstück nach dem andern in die Hand, stierte wie abwesend in die Luft. Endlich sagte er: „Das scheint freilich zu stimmen. Das hätte ich nie geglaubt. Dann ist alles verloren. Nur die Flotte konnte uns noch retten. Das ist ja furchtbar, furchtbar." Er saß ganz zusammengefallen da, und die Tränen stürzten ihm ununterbrochen aus den Augen. Ich habe diesen Anblick bis heut nicht vergessen. Einige Wochen später hatte er von andrer Seite hoffnungsfrohe Nachrichten erhalten. Er war wieder voller Zuversicht. Ich gab es auf, ihn aufzuklären. Er folgte immer nur seinem Herzen, ließ den Verstand zu wenig sprechen. Das war Delbrück. Er stellte einen nicht seltenen deutschen Durchschnittstyp dar."

Münchner. Das Buchhändler-Börsenblatt zeigt an „Bumke, Oswald: Die Grenze der geistigen Gesundheit. Rede, gehalten beim Stiftungsfest der Universität München am 22. Juni 1929." Endlich eine klare Diagnose.

Lichterfelder. Dein ‚Lichterfelder Lokalanzeiger', den es auch gibt, freut sich, daß der Kriegsroman von Remarque für die oesterreichischen Soldaten verboten worden ist. Er meint: „Das Buch von Remarque ist sehr realistisch und seine Lektüre nicht grade ein ästhetisches Vergnügen. Feinfühlige Naturen werden es nur abschnittweise lesen können." Bei der Feinfühligkeit in Lichterfelde wird man sich dort wohl nur silbenweise durcharbeiten können.

Richter. Ich lese in einem Zeitungsblatt zufällig zwei Notizen, die ganz unvermittelt nebeneinander stehen und deren innerer Zusammenhang der Redaktion nicht aufgegangen ist. I. Die Ferienstrafkammer Halle verurteilte drei frühere Mitglieder des Rotfrontkämpferbundes, die nach dessen Auflösung öffentlich die Abzeichen des Bundes getragen haben, wegen Vergehens gegen das Republikschutzgesetz zu drei Monaten Gefängnis. II. Ingenieur Palm, Mitglied des Stahlhelms, wurde vom Schnellrichter wegen Sachbeschädigung zu drei Wochen Gefängnis verurteilt, weil er am Verfassungstag die schwarzrotgoldene Fahne eines Polizeireviers heruntergeholt hatte. — Man beachte: Sachbeschädigung! Kein Vergehen gegen das Republikschutzgesetz, keine Beleidigung der Symbole des Staates grade am Festtag der Republik. Nur ein dreifarbiges Stück Tuch wurde beschädigt, mehr nicht. Schade, daß man nichts Näheres über diesen Vorgang weiß. Wie sich wohl die Ordnungsmacht dazu verhalten hat, der der Tapfere buchstäblich aufs Dach steigen mußte, um ihre Fahne herunterzuholen. Geschah das in aller Heimlichkeit oder hat die Polizei dazu Schmiere gestanden? Welch ein Gaudium muß es in der Gerichtsverhandlung gegeben haben, wie die Polizisten als Zeugen anrückten, um unter ihrem Diensteid auszusagen, daß sie dienstlich nichts wahrgenommen hätten! Haben diese Beamten eigentlich keine Vorgesetzten —? Das wird im Termin kaum zur Sprache gekommen sein. Der Mann vom Stahlhelm bekam seine milden drei Wochen, und es wäre seltsam, wenn er sie bald absitzen würde. Aber gegen die drei frühern Mitglieder von Rotfront, da klappte die Sache ganz anders. Da zeigte sich der Staat in der ganzen Schrecklichkeit seiner Majestät, da wurde er sich sogar seines republikanischen Charakters bewußt und wandte sein schärfstes Ausnahmegesetz an. Für das Tragen eines Abzeichens, das niemand wehe tut, das auf der Straße kaum sichtbar ist, drei Monate Gefängnis, die ganz bestimmt abgebrummt werden, oder man müßte den Glauben an Ihre Herren Kollegen und an die Zuverlässigkeit der Strafvollzugsbehörden verlieren. Sie, Verehrtester, werden die Diskrepanz zwischen diesen beiden Urteilen nicht kränkend finden. Es ist Ihnen ja auch sonst angenehmes widerfahren. Da hat es, zum Beispiel, am 11. August keine Amnestie gegeben. Weder für die politischen Gefangenen, noch für die Unglücklichen, die noch immer wegen irgendwelcher Kriegsvergehen im Kerker sitzen. Das war eigentlich allgemein erwartet worden. Sie haben also allen Grund zufrieden zu sein; Sie erhalten immer neue Opfer und die alten brauchen Sie nicht herzugeben. Schlafen Sie gut in der Nacht! Deutschland tut es auch.

Deutsche Allgemeine Zeitung. Du schreibst: „Zum sechzigsten Geburtstag des Herausgebers der ‚Süddeutschen Monatshefte' Paul Nicolaus Coßmann haben seine Mitarbeiter Karl Alexander von Müller und Josef Hofmiller eine Festschrift ... herausgegeben, die — grade weil sie auf eine Biographie verzichtet — den Charakter Coßmanns vorzüglich hervortreten läßt." Ein angenehmes Geburtstagsgeschenk.

Düsseldorfer Weltbühnenleser. Dienstag, 3. September, 8 Uhr, Metallarbeiterheim, Duisburger Straße 58. „Die gegenwärtigen Probleme des Strafvollzugs." Referent: Schriftsteller Hanns Weinberg.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Zion von Carl v. Ossietzky

Auf dem ältesten Märtyrerboden der Menschheit ist wieder Blut geflossen. Juden, die zurückgekehrt sind ins Land der Erzväter und mühsam aufbauen, was in jahrhundertelanger Türkenherrschaft verschlampt und verschüttet wurde, stehen im Kampf mit Arabern, die sich als die ältern Besitzer fühlen. Straßenkampf und scheußliche Metzeleien in Jerusalem, in Hebron, in Jaffa, in Haifa. Neuentstandene Kulturstätten, auf harter Erde mit verzweifelter Energie errichtet, hat das Feuer gefressen. Noch läßt sich nicht absehen, ob es sich dabei um einen Konflikt zweier Völker handelt, die auf einem Boden wohnen, auf dem sie sich schlecht vertragen und über dessen Verteilung sie sich nicht einig sind, oder ob hier gar die Einleitung zu einer gesamtarabischen Bewegung vor sich geht.

Es ist also eine Frage von internationalem Belang, und deshalb mag Wahres an dem Gerücht sein, daß England im Haag schließlich etwas sanfter wurde, weil an Palästina ja das französische Mandatsgebiet Syrien grenzt. Bei orientalischen Wirren gab es ja schon immer eine oft nicht grade delikate Wühlarbeit außenstehender Interessenten. Die Franzosen, zum Beispiel, wissen, daß der Drusenaufstand nicht weniger von englischen Hilfsquellen gespeist wurde als der nordafrikanische Krieg Abd el Krims.

Erschütternd ist das zahlenmäßige Übergewicht der Mohammedaner in Palästina. 600 000 stehen 150 000 jüdischen Einwanderern gegenüber; daneben gibt es noch etwa 80 000 Christen. Aber die Juden bilden die fleißige, die kulturell wichtige, die vorwärtstreibende Schicht. Die Immigration, merkwürdig gemischt aus armen verprügelten Existenzen der Pogromländer des Ostens und der jungen Intelligenz Westeuropas, die sich aus einer Zivilisation heraussehnt, wo alles fertig ist, gibt eine ebenso kräftige wie elastische Masse her. Der junge Rausch einer Volkwerdung beseelt die Arbeit. Die Entwicklung war bisher ungleichmäßig. Ein Geschlecht von aufopfernden Pionieren hat an vielen Stellen dem unerbittlichen Karstboden ihr Bestes erfolglos gegeben, während in den Küstenstädten zum Teil eine treibhausmäßige Blüte einsetzte; manche unerfreulichen Auswüchse dort hat Arthur Holitscher in seinem Palästinabuch rücksichtslos gebrandmarkt. Von Anbeginn war die Spannung zwischen den Eingewanderten und den eingesessenen Arabern stark. Hier die Pioniere, von sozialistischen oder wenigstens altruistischen Idealen getragen, in ihrem jungen Nationalbewußtsein unbändig und oft wohl auch nicht die Formen der Andern respektierend. Dort die Araber, Grundbesitzer mit Feudalbegriffen; uralte Sippenpolitik, gemengt mit moderner nationalistischer Demagogie. Sie haben nur ein Zipfelchen von Europa erwischt, und zwar nicht das beste. So waren die Dinge schon vor ein paar Jahren schwierig genug. Daß sie sich allerdings so abscheulich entwickelten, liegt an der Handhabung der englischen Man-

datspolitik, die wirklich die Kennzeichnung verdient, die der englische Schatzkanzler jüngst an einen viel geringern Gegenstand verschwendete: grotesc and ridiculous.

Dem Buchstaben nach hat das englische Mandat vornehmlich pädagogischen Zweck: es soll das Land „zur Selbstverwaltung und Selbstverantwortung erziehen". Doch diese Aufgabe hat die englische Administration zuletzt nicht nur vernachlässigt, sondern gröblichst verletzt. Mindestens Sir George Chancellor, der gegenwärtige Landpfleger von Judäa, hat noch weniger zum Ausgleich innerer Gegensätze beigetragen als sein berühmterer Vorgänger, und er hat noch dazu weit weniger Recht als dieser, seine Hände in Unschuld zu waschen. Bei dem Streit um die Klagemauer, zum Beispiel, der nicht nur politische, sondern auch religiöse Kontraste hart zusammenprallen ließ, hat die englische Verwaltung durch schikanöse Polizeiaktionen wahrhaft verhetzend eingegriffen. Die Störung des höchsten jüdischen Feiertages durch die Polizei im vorigen Jahre mußte für die kampflustigen Araber gradezu ein Signal bedeuten, während die jüdische Bevölkerung sich von der Mandatsgewalt verlassen und auf Selbsthilfe angewiesen fühlte. Hier wie so oft hat die englische Politik, obgleich sie die Macht besaß, nichts zur Abrüstung der beiden Gegner unternommen, sie hat von der Feindschaft zwischen Arabern und Juden profitiert wie in Indien von dem Zwiespalt zwischen Hindus und Muselmanen. Es ist das gleiche Rezept, das wir in Oberschlesien schaudernd erlebt haben, wo die englischen Kommandeure sich mit einer falschen Neutralitätsgeste salvierten, während sich Deutsche und Polen zerfleischten und die Franzosen dumm genug waren, durch offene Sympathie für die polnische Sache das Odium der Parteilichkeit auf sich zu nehmen. Ein altes Rezept. Doch hier in Palästina rutschten die Herren etwas aus der fahrigen Indifferenz. Sie wurden aktiv, wurden offen antijüdisch.

Das mag für viele im national-jüdischen Lager eine nützliche Lehre sein, wenn man sich auch den Anlaß weniger grausam wünscht. Die hauptsächlichen Schwierigkeiten liegen in der fragwürdigen Herkunft des Palästinamandats. Jene Deklaration, die Arthur Balfours Namen trägt, mag von ihm und seinen Beratern, zu denen auch Lord Reading gehörte, durchaus ehrlich gemeint gewesen sein, aber durch die Zeitumstände wurde sie alles in allem eine Kriegsmaßnahme, ein propagandistischer Akt, um zu beweisen, daß die wahre Befreiung der Nationen nur von den Alliierten mit Ernst betrieben würde. Die deutsche Politik hat in Irland, in Polen, in der Ukraine, im Baltikum und in Flandern gleichfalls an noch andre Nationalbewegungen anknüpfen wollen; sie scheiterte an der Ungeschicklichkeit der Militärbureaukratie. Die englische Spekulation war viel großartiger, indem sie der Millennarsehnsucht eines in alle Welt verstreuten Volkes plötzlich die Erfüllung in Aussicht stellte. Es war ein wahrhaft erhabenes Geschenk an die Juden des ganzen Erdkreises. Auch wo sie den Waffenrock der Mittelmächte trugen, mußten sie aufhorchen, im Innersten bewegt sein bei dem Klang des einen

Wortes: Zion! Von diesem Augenblick an wird es in der Judenschaft nicht mehr ruhig werden. Jetzt werden die stürmischen Auseinandersetzungen beginnen zwischen der jungen, von der Zionidee ergriffenen Generation, den Ältern, die sich dem Land verkettet fühlen, in dem sie leben, und jenen Dritten, die an eine weltbürgerliche Mission des Judentums glauben und in dem Zionismus nicht mehr sehen als einen neuen Nationalismus, und in den nächsten Jahren wird keine jüdische Familie Westeuropas mehr von dieser schmerzhaften Spaltung frei sein. Weizmann und seine Freunde nahmen den einmaligen historischen Augenblick wahr, sie fragten nicht, welche Mächte ihn herbeigeführt. Diese Entscheidung war ein ungeheures Wagnis und doch so gut zu verstehn. Welch ein schwindelerregender Gedanke, daß Wirklichkeit werden sollte, was eben noch Utopie gewesen war: unter Georg V. kehrt Israel in die Heimat zurück, aus der es unter Titus verstoßen! Damit war aber auch eine reine Ideologie in das System des ränkevollen britischen Kolonialimperialismus eingespannt. Denn darin war Palästina nicht mehr als ein Stein auf dem Brett, eine Etappe auf dem Wege nach Bagdad, nach Indien.

Doch zur größern Sicherheit hatte die londoner Kriegspolitik auch nach Arabien eine Verheißung gesandt. Der Gedanke, den Arabern für den Abfall von der Türkei das Kalifat zu versprechen, stammt von Winston Churchill, der in seinem Leben überhaupt viel versprochen hat. Von Kairo gingen englische Generalstabsoffiziere nach dem Hedschas und dem Yemen, um die dortigen Stammesfürsten, deren Abhängigkeit von Konstantinopel übrigens schon lange nur eine rein nominelle gewesen war, für die britischen Pläne zu gewinnen. Churchill wollte das unselige Gallipoliabenteuer zu Ende führen; England brauchte einen Stoß in den Rücken der Türkei. Der Erfolg jedoch stellte sich erst ein mit dem Erscheinen des blutjungen Orientalisten Lawrence, des genialsten Komplotteurs unsrer Zeit. Lawrence gelang das Wunder, in zwei Jahren ein Beduinenheer zu sammeln. Mit Feissal, dem Sohn des Emirs Hussein vom Hedschas, erschien er im Herbst 1918 an der Spitze einer arabischen Nationalarmee vor Damaskus, das die Hauptstadt des verheißenen geeinten Königreichs Arabien werden sollte. Lange Zeit hat Lawrence in vorderasiatischen Fragen auf die britische Kabinettspolitik entscheidend eingewirkt. Dennoch sind seine der Entwicklung voranfliegenden Projekte schließlich zerbrochen. Denn Lawrence, der eine einzigartige Begabung besitzt, sich in die Seele der primitiven Wüstenmenschen einzufühlen — ein Talent, das er eben noch aufs Neue in der Aufwiegelung der afghanischen Bergstämme gegen Aman Ullah ebenso virtuos wie moralisch bedenklich bestätigt hat —, ist trotzalledem kein Führer mit realen Zielen, sondern ein aufwühlender Bewegungsmann, der sich im Abenteuer des Moments restlos verliert. Es ist wohl heute kein Zweifel mehr, daß er in Feissal nicht den richtigen Mann gewählt hatte, und es ist auch bezeichnend für seine falsche Einschätzung von Machtfaktoren und ihren Möglichkeiten, daß er in seinem hinreißenden Buche „Aufstand in der Wüste" den

heutigen tatsächlichen Herrscher von Arabien, den Wahhabitensultan Ibn Saud nur ein einziges Mal als flüchtige Episode erwähnt. Der Intrigant von Beruf suchte den noblen, aber nicht sehr bedeutenden Feissal als große historische Gestalt zu inszenieren, für den ihm kongenialen Ibn Saud und für die dunklen irregulären Kräfte des fanatischen Wahhabitentums fehlte ihm jedes Organ. So zerflossen ihm die weiten Pläne von 1918 unter den Händen. Emir Feissal mußte aus Damaskus weichen, um Schattenkönig im Irak zu werden, dem sich in Transjordanien ein neuer, nicht sehr lebenstüchtiger Araberstaat zugesellte. Syrien wurde französisches Mandatsgebiet. Ungeschicklichkeiten der Verwaltung entfachten den Aufstand der Krieger vom Djebel Drus, der die französische Politik im Orient schwächte und kompromittierte. Ibn Saud verjagte den alten Hussein und nahm Besitz von den heiligen Stätten des Islam. Seine Banden plänkeln ständig an den Grenzen vom Irak und von Transjordanien, ohne sich von den Fliegerangriffen der Engländer groß stören zu lassen. Flüchtlinge aus diesen Gebieten dringen in Scharen in Palästina ein. Mit ihnen kommen vage Herrschaftsansprüche, großarabische Ehrgeize und Gehässigkeiten gegen die jüdischen Kolonisatoren. Die englische Mandatsverwaltung aber sah der Entwicklung zum Bürgerkrieg in diesen letzten Jahren mit gekreuzten Armen zu, und selbst der Ausbruch der Gewalttätigkeiten fand sie lässig.

Die Labourregierung hat sich allerdings beim Eintreffen der ersten Unglücksdepeschen schnell für entschlossene Abwehrmaßnahmen entschieden. Durch die Hinzuziehung Lord Readings zum Kabinettsrat hat sie gezeigt, daß sie auf das Urteil eines wirklichen Staatsmannes mehr Wert legt als auf das der bisherigen militaristischen Orientexperten vom Schlage des endlich abgesägten Lord Lloyd, der einer der ärgsten Unruhestifter in der vorderasiatischen Welt gewesen war. Aber man darf sich nicht täuschen: diese Maßnahmen sind nicht alles. Die Beruhigung Palästinas ist mehr als eine lokal zu regelnde Angelegenheit, sondern führt zur Aufrollung der gesamtarabischen Fragen. Denn die britische Kriegspolitik hat nicht nur Zion geschaffen, sie hat auch die Araber von Syrien bis zum Yemen in Unruhe gebracht und zwischen ahnungslose Nomaden, deren Sippe ihre Welt war, die nationale Idee geworfen. Bei England liegt die Verantwortung für die Wiedergutmachung und für die Verhinderung neuer Tragödien. Was in Palästina selbst zu geschehen hat, ist ziemlich klar: gründliche Überprüfung der bisherigen Prinzipien und Methoden in der Verwaltung, aber auch radikale Erneuerung des Beamtenkörpers, hauptsächlich bei der Polizei. Die augenblicklich angewandten Mittel sind nur durch den akuten Notzustand bedingt und entschuldbar und müssen mit dessen Ende schleunigst verschwinden. Denn sie zeigen nur in gradezu klassischer Form die Gefährlichkeit und Unzulänglichkeit des Ausnahmezustandes: Zeitungsverbote und unterdrückte Meinungsfreiheit, Patrouillen auf den Straßen, gelegentlich ein paar Schüsse, gelegentlich ein paar Tote und eine in die Katakomben geflüchtete Rebellion.

Für das arbeitende Palästina von Arnold Zweig

Seit zehn Jahren weiß die Welt etwas von Zionismus, das heißt von dem Versuch der Juden, mittels jüdischer Arbeit in Palästina eine Heimstätte zu errichten, in der die Töchter und Söhne einer wichtigen, in Kultur und Lebensordnung schöpferischen Rasse nicht als Sündenböcke, nicht als Dolchstoßträger, nicht als fremdblütige und mit Peinlichkeit behaftete Mitbürger, sondern in der Entfaltung ihres produktiven, Gesittung fördernden Grundwesens als Vollbürger auftreten und auch gelten können. Die geistige Grundlegung dieser Gesinnung geht zurück ins neunzehnte Jahrhundert; sie fand vor dem Kriege Ausprägungen, die einen eignen romantischen und doch ganz wirklichkeitsdurstigen Sozialismus ergaben — einen „Nationalsozialismus" im wahren Sinne des Wortes. Dem Ziel gemäß nämlich, erst einmal jüdischem Volkstum eine öffentlichrechtlich sichtbare Gestalt zu schaffen, wuchs von selbst ein nationales Moment, das legitime: jüdischer Arbeit auf jüdischem Boden durch jüdische Menschen, in ein sonst streng sozialistisches Lebensideal ein. Schon vor dem Kriege, in den achtziger Jahren, waren russisch-jüdische Studenten trotz unnennbarer Schwierigkeiten auch politischer Art nach Palästina aufgebrochen, um dort für ihr abstraktes und geistiges Leben den beglückenden, leidenschaftlich ersehnten Kontakt mit der Erde des Landes einzutauschen; sie verwandelten sich schließlich in Kolonisten und sind heute nebst ihren Nachkommen in Palästina längst bürgerlich eingewurzelt. Aber erst während des Krieges, als England rechtzeitig die Wucht erkannte, die in dem Begehren der jüdischen Massen nach einer eignen Heimstätte in Palästina liegt, bekam dieser Zionismus, vorher eine Inbrunst idealistischer Gruppen, weltpolitisches Gewicht. Im Vertrauen auf Englands begründendes Gesetz, die Balfour-Deklaration, wanderten nach und nach hundertfünfzigtausend Juden in Palästina ein — in ein Land, das schon vor 1914 durch die türkische Wirtschaft, dann erst recht durch den Krieg sehr verarmt und aufnahmeschwierig geworden war — von denen heute dreißigtausend Arbeiter sind, Landarbeiter, städtische Arbeiter, von geistigen Strömen durchzogene proletarische Gruppen, die nach Palästina gingen, um ihren Gemeinschaftswillen am jüdischen Menschen zu verwirklichen und ein vernachlässigtes Land für ein vernachlässigtes Stück Menschheit friedlich umzuschaffen.

Im Rausche des hohen idealistischen Aufschwungs der letzten beiden Einwanderungen wurden damals die Schwierigkeiten dieser Arbeit unterschätzt. Man fühlte sich, Sozialist durch und durch, zu sicher der moralischen und politischen Unterstützung durch eine ganze sozialistische Welt, die damals noch eine wirkliche Anbahnung neuer Lebensordnung zu wollen schien. Man unterschätzte die Macht, die der Großgrundbesitz wie in Deutschland so auch in Palästina in der innern Politik des Landes ausübte und womöglich noch zu steigern entschlossen war. Wie in Deutschland nimmt er auch in Palästina die Form des Hüters nationaler Güter an. Um seine geistig ungewandten, leicht erregbaren Landarbeiter und Pächter dauernd

in Abhängigkeit zu halten, braucht er ihre Gruppenaffekte nur gegen die neue jüdische Einwanderung anzustacheln und eine national-arabische Sache zu schaffen, die aufs Haar genau der national-preußischen Gemeinschaft von Gutsbesitzern und Landarbeitern in Pommern oder Ostpreußen gleicht. Wie leicht sind die Ideale des Islam bedroht, wenn durch den höhern Lebensstandard des jüdischen Arbeiters auch der arabische zum Nachdenken über seine Lage veranlaßt werden könnte! Dazu kommt die aufgeregte Tätigkeit von Konvertiten aller Art, die nach der Sitte von Neugläubigen überall auf der Erde besonders scharf gegen Andersgläubige auftreten; die katholische Kirche hat sich ihrer bedauerlicherweise in den letzten zehn Jahren des öftern bedient. Und nun, um die gefährdete Situation der jüdischen Arbeiterschaft ganz zu runden, droht auch innerhalb des bürgerlichen Zionismus ein Geist seine Ansprüche anzumelden, der überall auf der Erde zu finden ist, und der die nationalen Einrichtungen der Juden in Palästina nur nach ihrer Rentabilität erhalten wissen will. Dieser Geist, nur auf Zahlen blickend, vergißt allzu leicht, wie lange sich Kolonisationen nicht rentiert haben, in denen unter Vergewaltigung und Austreibung der rechtmäßigen (farbigen) Insassen große kapitalstarke Völker, zum Beispiel das deutsche, in viel weniger ungünstigem Boden, zum Beispiel in Süd-Afrika, angestrebt haben.

Im übrigen kann hier nicht der Ort sein, die ganze Statistik und Problematik aufzugraben, die mit dem Worte „Palästina 1929" verbunden ist. Es muß vielmehr genügen, auf ein Buch zu verweisen, das vor einiger Zeit erschienen ist und eine Fülle geprüften Materials in richtigen Zusammenhängen und mit guter geistiger Durchdringung darstellt: Gerhard Holdheim „Palästina, Idee, Probleme, Tatsachen" (C. A. Schwetschke & Sohn). In neunzehn konzentrierten Kapiteln wird man, von einem unterrichteten Zionisten dargestellt, in diesem Buche alle sachlich notwendigen Angaben finden, die zur genauern Einsicht in die einzelnen Fragen und Arbeitsmethoden des Zionismus notwendig sind, und einen Eindruck bekommen auch von der Ideologie, an der wir alle mitgeschaffen haben, und von deren Gesamtergebnis Holdheim aufs glücklichste profitiert. Bücher dieser Art sind jeder Bewegung zu wünschen, die zu gleicher Zeit ideologisch und praktisch lebt, die eine Gesinnung und Geistigkeit in Wirklichkeit zu verwandeln bestrebt ist. Dabei wird es wichtiger sein, wie Holdheim richtig verfährt, ausführlich über Rechtsverhältnisse oder industrielle Entwicklung des Landes unterrichtet zu werden als etwa die Wandlungen der zionistischen Theorie dargestellt zu finden. Man wird mehr Wert auf die Entwicklung der landwirtschaftlichen Siedlungsformen oder die Lebensmittelpreise legen als auf die Kämpfe zwischen den Richtungen innerhalb des Zionismus oder der modernen Judenschaft. Die Geschichte der städtischen Arbeiterschaften, ihrer Leiden und Hoffnungen, oder die der Emek-Kolonisation, von der Holdheims Buch einen kurz umrissenen Grund- und Abriß gibt, ist eigentlich das Thema eines großen modernen Romans, der Glück und Schwere des Daseins

von wachsenden kleinen Gemeinschaften darstellen will — von solchen Gemeinschaften, deren Glieder die technische und zivilisierte Gegenwart und ihre Lebensformen verlassen haben — jene zementierte Sackgasse des Vor- und Nachkriegskapitalismus, von der kaum ihre erfolgreichsten Nutznießer heute noch mit gutem Gewissen sagen, daß sie einen erträglichen und sinnvollen Lebenszweck darstelle. Diesen Zweifel müßten vor allen Dingen auch jene Gegenkräfte hegen, die durch ihren an sich richtigen ökonomischen Wirklichkeitsdrang die Grundlage der jüdischen Siedlung in Palästina gefährden: die jüdische Arbeit.

Die Arbeiterschaft Palästinas lebt zu einem Teil in kommunistischen Siedlungen von verschiedenen Typen, in denen Vorpostenarbeit für den Versuch der gesamten Menschheit geleistet wird, neuere und bessere Formen des Zusammenlebens und der gerechten Verteilung des Arbeitsertrages zu finden — in echten Kameradschaften, aller Reaktion zum Trotz. Um ihrer Idee willen haben sie Boden entsumpft und dem Berg die Steine entrissen, mit der sie durch diesen Sumpf ihre Straße führen konnten. Um dieser Idee eines neuen gerechtern Lebens willen haben sie jahrelang, viele Jahre, in Zelten und Baracken gelebt. Um dieser Idee willen versuchten und entwickelten sie in den Städten neue Formen der Genossenschaft, alle den besondern Bedürfnissen des Landes angepaßt, alle dem Aufbau des Landes dienstbar. Während die englische Militärverwaltung, antisemitisch beeinflußbar wie jede Militärverwaltung, die im geistigen Neuerer den Feind strammer Unterdrückung erkennt, die arabischen Großgrundbesitzer und selbst Beduinen begünstigte, und während die Zivilverwaltung, gleichgeartet den im nahen Osten geschaffenen deutschen Zivilverwaltungen gegen Ende des Krieges, nur verhüllter, den Geist des militärischen Regimes in Liebe zur romantischen Araber-Idylle übernahmen, in beständiger Angst selbstverständlich vor dem Gespenst des Bolschewismus, gingen die tapfern jüdischen Sozialisten leidenschaftlich daran, das Land aufnahmefähig zu machen für immer neue Einwandererscharen, Malaria zu beseitigen, Wälder zu pflanzen aus Eucalyptus, der schnell wächst, Kindergärten, für Pogromwaisen sogar ein Kinderdorf zu errichten und, die finanziell beständig gefährdete zionistische Organisation als einzige Stütze und Deckung hinter sich, das Vorwärtsweisendste zu leisten, das auf dieser Erde von kleinen Gruppen vollbracht wird. Diese „Bolshewiks" tragen keinen hetzerischen und imperialistischen Völkerhaß mit sich; wohl aber den Geist der zu jedem Opfer bereiten Pioniere einer bessern Gestaltung der Erde; und wenn sie als Juden und Sozialisten die Gewalttätigkeit jedes Militarismus doppelt verneinen, bejahen sie damit doch auch das Recht auf ihr eignes gesichertes Arbeiten und auf Schutz gegen Überfälle. Kein Sozialist, ja kein vorurteilsloser Mensch, der sie in Palästina gesehen hat, spricht anders von ihnen als mit höchster Achtung und Liebe.

Heute nun wenden sie sich an die europäische Öffentlichkeit, sie brauchen ihre moralische und finanzielle Unterstützung,

um im Kampfe mit all den Gegenkräften nicht zu unterliegen. Unsrer, der geistigen Arbeiter, sind sie gewiß. Das bißchen Einfluß, das man als Einzelner besitzt, wird zu ihrer Verfügung stehen. Aber ob das Kulturgewissen europäischer Massen und Organisationen in diesem zehnjährigen Niedergang noch so wach und geschärft ist, um Menschen zu Hilfe zu kommen, die für eine friedliche und aufbauende Vergrößerung des Ansehens europäischer Männer an der asiatischen Küste Fuß gefaßt haben? Es wird viel abhängen von der Antwort auf diesen Appell, den die Gründung einer „Liga für das arbeitende Palästina" darstellt, viel für Palästina, aber noch viel mehr für diejenigen, die diese letzten zehn Jahre hindurch bei jeder Gelegenheit die Macht der Reaktion gestärkt und die des Sozialismus geschwächt haben. Parteien sind die politische Aktion in Erstarrung. Jene Menschen aber arbeiten, sie leben in der Erfüllung einer Aufbaupflicht und dienen damit sich selbst, uns, den links gerichteten, noch immer hoffenden Menschen aller Völker und Rassen in einer bösen und trägen Zeit.

Das weltliche und das geistliche Schwert

von Hans Flesch

Niemand hat sich der Hoffnung hingegeben, es werde sich der durch die Gnade einer Prätorianermacht neu aufgerichtete Kirchenstaat in seiner innern Gesetzgebung etwa einer besondern christlichen Milde befleißigen. Der Glaube, daß da in Anhänglichkeit und in Erinnerung an das uralte Asylrecht der geweihten Stätten vielleicht gar inmitten der Diktatur der Sondergerichtshöfe ein friedliches Eiland liegen könne, wo das geistliche Schwert in seiner rostigen Scheide bleibt und Menschenleben nicht nur geschont, sondern gerettet werden — dieser Glaube gibt den ethischen und religiösen Grundlagen des Papsttums den Vorzug vor machtpolitischen und geographischen und war immer schon ein Irrglaube. Und doch kommt jetzt die offizielle Verleugnung des juristischen Merkwortes „Ecclesia non sitit sanguinem" selbst jenen überraschend, die schon seit langem an dem Katholizismus der christlichen Kirche zweifeln und in der römischen Kurie nichts als eine italienische Landeskirche sehen, deren letzte Beweise für Internationalismus die Herren Prälaten und Nuntii anno 1916 und 1917 in den gewissen versiegelten Diplomatenkoffern zwischen Rom und Berlin, zwischen Benedikt, Bülow und Erzberger spazieren führten. Der Papst hat für den Kirchenstaat die alte kirchliche Jurisdiktion und die Todesstrafe des neuen Attentatsgesetzes eingeführt — diese Rezeption weltlichen Rechtes ist ein Zeichen für die Abhängigkeit des Heiligen Stuhles von der sella curulis des Diktators.

Das kirchliche Strafrecht, besonders die Frage, inwieweit der Klerus an der Sühnung von Kapitalverbrechen mitwirken dürfe, war stets ein Gradmesser für die größere oder kleinere Freiheit des obersten Herren der Christenheit von weltlichen Kaisern und Königen. Der erhabene Stifter hat es in bewuß-

tem Verzicht auf alle irdischen Güter des Leibes und des Geistes, in jenem ergreifenden Zustand von Dämmerung, der mit dem Abend des Menschheitstages gläubig rechnen durfte, abgelehnt, die Menschen, denen das große Gericht so nahe bevorstand, überhaupt zu richten.

Aber schon die erste Niederlage, die Überwindung des Urchristentums durch den Paulinismus bringt mit der Verankerung in der sichtbaren Welt die ersten Disziplinaranordnungen und Strafdrohungen. Dunkel, aber deshalb nicht weniger furchtbar sagt der unsympathische Römerbrief des unsympathischen Apostaten Paulus: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit. Tust du aber Böses, so fürchte dich, denn sie trägt ihr Schwert nicht umsonst."

Die Kirche der ersten Jahrhunderte, zerrissen in ihrem Existenzkampfe mit der Staatsgewalt, zerrissen in dem innern Krieg zwischen Anachoretentum und ökumenischer Weltpropaganda, hat es trotzdem nicht über sich gebracht, auch in den Fragen des Strafrechts die Apparatur altjüdischer Grausamkeit, die sogar Beleidigung und Verletzung der Eltern unter Todessanktion stellte, voll zu übernehmen. Die Kirche ist bis zum Herrschaftskampf mit dem deutschen Kaisertum in der Theorie mit Zensuren und Besserungsstrafen ausgekommen, das heißt sie hat sich wie jeder Verein gegen unliebsame und störende Mitglieder durch deren zeitweisen oder immerwährenden Ausschluß geschützt (Exkommunikation und Interdikt). Das große Blutvergießen in den Heidenverfolgungen durch die neu christianisierten oströmischen Kaiser und später durch die Karolinger hat zwar die allgemeine und prinzipielle Frage effundendi sanguinis aufgeworfen — nun, die Kirche hat sich durch ihre eignen Kirchenväter getröstet, unter denen sie der heilige Augustinus mit der Erklärung beruhigte, daß der Vollzug der Todesstrafe nicht unter das allgemeine Verbot der Tötung von Menschen falle.

Man darf sich die damaligen Zensuren der Kirche allerdings nicht ausschließlich als sanfte Vermahnungen vorstellen. Gestern und heute war und ist es Ansicht der Gesetzgeber, daß der Mensch nur gebessert werden könne, wenn er recht gequält wird. Den Büßern an ihren verschiedenen Bußstationen, als Flentes, Audientes, Genuflectentes und Consistentes, stand immerhin nach Absolution das Ziel vor Augen, an dem gemeinsamen Opfermahl der Gemeinde wieder teilzuhaben; wie aber lagen die Aussichten, alle jene, die im Besuch des Sonntagsgottesdienstes lässig waren, zu dieser ihrer Pflicht anzuhalten, dadurch, daß man an ihnen die decalvatio vollzog, das Ausreißen des Haupthaares mitsamt der Kopfhaut? Die Prügelstrafe wurde zwar im Allgemeinen nur an Sklaven und an Personen geringern Standes vollzogen, doch die Verknechtung, der Verkauf in ebendieselbe Sklaverei, das Aufbinden an eine Leiter samt öffentlicher Schaustellung, die Brandmarkungen waren doch sicherlich bereits weit entfernt von dem ursprünglichen kirchlichen Grundsatz, daß man nur Kleriker strafen, Laien bloß erziehen dürfe.

Das Supremat des Papstes über die fränkischen Kaiser, die Zweischwertertheorie, wonach die Kirche beide Gewalten innehabe, von denen sie die weltliche bloß weiterverleihe, vor allem aber die Territorialmacht des Papstes und der Bischöfe bringt erst die eigentlichen Vindikativstrafen ins kirchliche Strafrecht. Gregor VII. entsetzt Philipp von Frankreich, sodann Heinrich IV. der Königswürde und inauguriert, völlig folgerichtig, damit das Prinzip der strafweisen Enthebung weltlicher Fürsten aus ihren Ämtern und Würden durch den Papst. Die Pseudo-Isidoriana treten hilfreich zur Seite. Was die Todesstrafe angeht, so haben sie die Waldenser in ihrer Lehre zwar ausdrücklich als unsittlich verworfen, haben jedoch in ihrem Glaubensbekenntnis, in jenem schrecklichen Dokument niedergebrochener, bußfertiger Gewissenrevolte, vor Innozenz II. erklärt: „Von der weltlichen Gewalt behaupten wir, daß sie ohne Todsünde ein blutiges Urteil vollstrecken kann, sofern sie zur Verhängung der Strafe nicht aus Haß, sondern aus Recht, nicht unbesonnen, sondern mit Überlegung schreitet." Immer jedoch haben in jenen Zeiten kirchlicher Größe und Macht Episkopalgerichtsbarkeit sowie Kurie daran festgehalten, daß geistliche Gerichtshöfe Todes- und verstümmelnde Strafen weder anzudrohen noch zu verhängen haben, besonders war allen Klerikern die Ausübung der Kriminalgerichtsbarkeit und jede Mitwirkung an ihr bei Strafe der Irregularität verboten. „Ecclesia non sitit sanguinem" — solange es ihr gut geht.

Den freigeistigen Staufern, vornehmlich dem genialen Antichrist Friedrich II. war es vorbehalten, die geistliche Gewalt zu schwächen und in souveräner Gleichgültigkeit für die Fragen der Häresie die Methoden weltlichen, fränkischen Prozeßrechtes den geistlichen Gerichten zu oktroyieren. Der große Kaiser, an dessen sizilianischem Hof hochkultivierte „Ungläubige" in Menge lebten und lehrten, hatte nur das einzige Ziel, das Papsttum mit welchen Mitteln immer zu stürzen, es mitschuldig zu machen und durch Blutschuld zu verderben.

Innozenz III. ging in die Falle; von Rom, von der Zentralgewalt aus, wurden die Inquisitionsgerichte über die christliche Welt ausgesandt, jene Tribunale, die der Bekämpfung der Ketzerei zu dienen hatten und bei denen zum ersten Mal durch die Unterbeamten der Inquisitoren offiziell im Namen Christi Blut geflossen ist — und nicht mehr waren es weltliche Diener, nein, Kleriker, die die peinliche Untersuchung leiteten, weil man die Geheimnisse und Schrecken der Tortur anders nicht wahren zu können glaubte. Bloß zur Vollstreckung des Bluturteils wurde der „geständige" Ketzer dem weltlichen Arm überliefert. „Ecclesia non sitit sanguinem" — schon der ferne Anblick des Blutes stillt ihren Durst.

Ketzerei — das war nach Ansicht der Kirchenjuristen eine persönliche Beleidigung des Oberhauptes der Kirche, ein crimen laesae majestatis; als solches nach römisch-rechtlichen Grundsätzen der spätern Kaiserzeit der Todesstrafe würdig. Hier allein war auch schon vom alten Kriminalkodex Justinians die Tortur vorgesehen, die jure canonico nun auch sehr

bald gegen Zeugen angewandt wurde. Die Inquisitionsgerichte, bewährten sich jedoch so vorzüglich, daß binnen kurzem die weltliche Gerichtsbarkeit von der geistlichen ihrerseits zu lernen begann und die spanischen Habsburger bei den Ketzergerichten innerhalb ihrer Hoheitsrechte ganz ohne geistlichen Beistand auskamen.

Der große Aderlaß der Gegenreformation lenkt das kirchliche Strafrecht in andre Geleise. Die Personalrache war unwichtig und wenig lohnend geworden; außerdem beginnt die Kirche von Expansionspolitik auf Rekuperationspolitik überzugehen. Der Jesuitismus will ursprünglich nichts andres als den status quo erhalten — mit Scheiterhaufen kann man Einzelfrevler, die S. M. den Papst durch Irrglauben zu beleidigen wagen, zwar abschrecken, schreckt jedoch gleichzeitig auch die Masse der Skeptiker und Lauen ins gegnerische Lager. Der Papst sucht durch Aufgabe weltlicher Interessen vom geistlichen Supremat so viel wie möglich zu retten; wobei man ihm eine kleine Filiale auf Erden wirklich nicht mißgönnen darf.

Mit den Revolutionsfaktoren, den politischen, sozialen, wirtschaftlichen Bewegungen des vergangenen Jahrhunderts wächst die Vorsichtspolitik des Papstes, der sich nirgends stoßen will und nirgends stößt. Seine Empfindlichkeit ist zwar noch groß, aber Ketzerei wird nicht mehr als persönliche Beleidigung empfunden — bloß Verschwörungen gegen das Leben des Papstes, Wetten über die künftige Papstwahl und Prophezeiungen über Leben und Tod des Papstes stehen unter Strafsanktion, die sich aber immer nur gegen Gläubige richtet und arbiträr bleibt. Der Papst als Landesherr, den eine spitzfindige Scholastik vom Papst als geistlichen Oberherrn auch in der Strafgewalt streng zu trennen versucht, hat allerdings schon seit langem Todesurteile ausgesprochen und vollziehen lassen, so für besonders qualifizierten Ehebruch, Münzverfälschung, ja für den unerlaubten Export von Tieren, Getreide und Gemüse aus dem Gebiet des Kirchenstaates, Clemens VIII., 1597. Was 1929 vorbehalten ist, das ist die sonderbare Wiederbelebung und Neubelebung des Tatbestandes der Ketzerei, das ist der Schritt zurück über die Stufen der Revolution und Reformation in die Zeit der Schwäche und Blutgier avignonscher Inquisitionstribunale. Und hier flammt das Zeichen.

Angstpsychosen sind ansteckend. Wenn Mussolini ein Attentatsgesetz hat — warum sollte der Papst nicht genau so für sein Wohlergehen zittern dürfen wie der ungesalbte Volkstribun? Unter Sanktion der Todesstrafe wird stehen, wie seinerzeit im kaiserlichen R. St. G., die Tötung und Verletzung der Person des Herrschers; darüber hinaus jedoch noch die Bedrohung der Freiheit des Papstes. Vorsicht geboten im Hause des heiligen Petrus! „Jedermann sei untertan der Obrigkeit" — aber war nicht das Verbrechen, für das der rex judaeorum am Kreuze blutete, grade auch jenes crimen laesae majestatis, gegen das sich der damalige Statthalter des freisinnigen Eklektikers Tiberius auf dieselbe Weise zu schützen wünschte wie jetzt der Statthalter jenes edelsten und mutigsten aller Könige und Hochverräter?

Vom Unsinn unsres Strafrechts

von Emil Erich Hölscher

Man faßt sich an den Kopf, wenn man alle die Verhandlungen, Beratungen, Berichte über das neue Strafgesetzbuch liest. Da wird über das Nebensächlichste und Gleichgültigste stundenlang erbittert geredet und gestritten, über Dinge, die für den Leidtragenden des Strafrechts höchst unwichtig sind — und vor Bäumen wird der Wald nicht gesehn.

Vom materiellen Strafrecht gilt dies ebenso wie vom Strafprozeßrecht, daß man mit Verbesserungen etwas Schlechtes, etwas grundsätzlich Falsches nicht gut oder auch nur besser machen kann. Beide sind gleichermaßen auf vollständig irrigen und falschen Grundlagen aufgebaut. Nur einige wenige prinzipielle Punkte seien hier erwähnt, die genügen, um die scharfe Kritik des Vordersatzes zu rechtfertigen:

Seit Kant leidet unsre ganze Strafrechtswissenschaft und mehr noch unsre ganze Strafrechtspraxis an einer innern Unwahrhaftigkeit, die sich in jedem Strafprozeß auswirkt. Seit Kant ist es Maxime geworden, daß „Ethik und Recht außerhalb jeden Verhältnisses stehen". Wie aber ist die Praxis? Wird nicht bei jedem Verbrechen der Verbrecher beurteilt und bestraft nach dem vom Gericht hypostatierten verbrecherischen Willen? Also nach seiner ethischen Qualität? Lesen wir nicht überall immer wieder den angeblich neuen Leitsatz moderner Strafjustiz: „Wir strafen nicht das Verbrechen sondern den Verbrecher"? Also: seine ethische Willensrichtung, seine mehr oder weniger unethische, unsittliche Gesinnung? Wie reimt sich das zusammen? Betrachten wir wirklich Ethik und Recht außerhalb jeden Zusammenhanges, nun, dann können wir auch nur die verbrecherische Tat in ihrer Relation auf die Gesellschaftsordnung bestrafen. Dann muß uns der Verbrecher, sein Wille, sein Motiv, seine Ethik völlig und ganz gleichgültig sein. Dann dürfen wir eben nur danach fragen, welche peinlichen Folgen die Tat für die Gesellschaftsordnung gehabt hat und müssen diese Folgen in der Person des Täters prüfen und richten. Aber Beides zusammen geht nicht. Es ist innere Unwahrhaftigkeit, auf der einen Seite theoretisch das Recht von der Ethik zu abstrahieren und in der Praxis tönende Reden zu halten über die unethische Gesinnung des Täters.

Erkennen wir aber im Strafrecht ethische Maximen an, dann müssen wir uns auch gleichzeitig darüber klar werden, daß wir eine Ethik haben oder zugrunde legen müssen, die allgemeingültig ist. Dann müssen wir uns eben darüber klar werden, daß das Recht und besonders auch das Strafrecht nur behandelt und erkannt werden kann als eine funktionelle Auswirkung der Ethik selber.

Es ist derselbe Riß von Unwahrhaftigkeit, der unser ganzes Rechtsleben durchzieht: wir bilden uns im Zivilrecht ein, daß wir jedes Rechtsverhältnis durch positive Formulierung behandeln und lösen können — und begreifen nicht, daß unser positives Recht selber sich der Alleinherrschaft durch die un-

entbehrlichen Begriffe „Treu und Glauben" und „gute Sitten" entkleidet hat.

*

Soll das nun heißen, daß der Strafrichter den hundsgemeinen, schurkischen, jeder sittlichen Regung baren Verbrecher und den armen Teufel, der aus Dummheit oder Not oder Unkenntnis in ein Verbrechen hineingerutscht ist, ganz gleich behandeln müßte? Ganz gewiß sträubt sich gegen solche Forderung unser Rechts- und Moralgefühl. Aber es geht nicht an, theoretisch Ethik und Recht zu trennen und praktisch doch beide in Abhängigkeit von einander zu behandeln. Dies eben ist Unwahrhaftigkeit, ist die innere Lüge, an der unsre Justiz krankt. Diese Lüge aber wirkt sich verhängnisvoll aus in zwei Richtungen:

In der gänzlich falschen Behandlung und teilweisen Gleichstellung von Vorsatz und Fahrlässigkeit. Vorsatz richtet sich konkret und bestimmt auf das gewollte und vielleicht ausgeführte Verbrechen. Vorsatz ist deshalb wesentliches und unentbehrliches Tatbestandsmerkmal des Verbrechens selber. Aber Fahrlässigkeit richtet sich auf eine allgemeine, unkonkrete, abstrakte Handlung, also nicht auf den grade zur Verhandlung und Entscheidung stehenden konkreten Verbrechenstatbestand sondern auf die Außerachtlassung einer allgemein und in concreto vorgeschriebenen Sorgfaltspflicht. Es besteht infolgedessen zwischen einer vorsätzlichen und einer fahrlässigen Handlung ein Gegensatz, der eine gleichmäßige Behandlung überhaupt ausschließt. Beispiel: Vorsätzliche Brandstiftung ist die überlegte und in concreto gewollte Vernichtung eines ganz bestimmten schutzbedürftigen Guts — fahrlässige Brandstiftung ist das pflichtwidrig unsorgfältige Hantieren mit einem Zündkörper, also die abstrakte Pflichtwidrigkeit, die sich lediglich in den Folgen konkret gestaltet hat.

Unser Strafrecht behandelt, wenn es die fahrlässige Tat unter Strafe stellt, die Fahrlässigkeit gewissermaßen als eine abgeschwächte Vorsätzlichkeit. Anders gesagt: als eine fahrlässige Willenseinstellung auf ein konkretes Ziel. Das ist unlogisch und deshalb auch ungerecht. Logisch läßt sich die Fahrlässigkeit im Strafrecht nur behandeln als ein generelles Delikt, dessen peinliche Folgen bestraft werden, weil der Täter die ihm obliegende Sorgfaltspflicht außer Acht gelassen hat.

Viel wichtiger aber für den von der Strafjustiz Betroffenen ist zweitens die unerhörte Methode unsres Strafrechts, in seinem Kodex Tatbestände allerverschiedenster ethischer Qualität zusammenzufassen. Hier an dieser Stelle ist unser Strafrecht auf einmal wieder rein kantisch: „Ethik und Recht stehen außerhalb jeden Verhältnisses". Da stehen munter neben Tatbeständen wie Diebstahl, Betrug, Kinderverführung alle die unzähligen Tatbestände, mit denen eine wildgewordne Gesetzgebungsmaschinerie heutzutage die armen Staatsbürger zur Verzweiflung treibt — von den über zweihundertfünfzigtausend Polizeigesetzen zu schweigen, die augenblicklich allein in Preußen über unsern Häuptern drohen.

Unsre Formaljuristen wenden ein, daß solche Ordnungsstrafgesetze sich in der Höhe der Strafe von den übrigen unterscheiden. Nichts ist falscher und törichter. In Wahrheit erhält der kleine Dieb heute oft nur einen Tag Gefängnis oder drei Mark Geldstrafe, während der unglückliche Herr Karstadt, der zum Wohl seiner Kunden und zur Ausbreitung seines Geschäfts sich eine Sparkasse zulegte, wegen Verstoßes gegen das Bankgesetz vielleicht tausend Mark Strafe oder einen Monat Gefängnis bekommt.

Was den Angeklagten an dieser Diskussion interessiert, ist der Begriff: „vorbestraft". Hier liegt eine der praktisch wichtigsten Schwierigkeiten unsres Strafrechts, aber unsre zünftige Rechtswissenschaft ist zu bequem geworden, um sich um die wirklichen Nöte des Volkes zu kümmern. Es ist einfach ein himmelschreiender Unfug und ein Skandal sondergleichen, daß wir noch immer Dinge unter Strafe stellen, die kein denkender Mensch als strafbar empfindet, die uns auch gleichgültig lassen würden, wenn nicht eben an die Tat die entehrende, schimpfierende Folge der Strafe geknüpft wäre. Wir mögen darum herumreden, wie wir wollen — jede Strafe, die in dem mit all dem peinlichen und für jeden einigermaßen feinfühligen Menschen entsetzlichen Brimborium eines modernen Strafprozesses festgesetzt wird, entehrt, deklassiert, entwürdigt.

Und wie einfach wäre dieser Jammer aus der Welt zu schaffen! Man lasse doch endlich aus unsern Gesetzen all die blödsinnigen Strafbestimmungen heraus, beschränke unser Strafgesetzbuch auf die wenigen wirklichen Verbrechenstatbestände und lege den armen Menschen, die sich gegen irgendeine der Millionen von heimlichen Fußangeln vergehen, eine Buße auf, die nicht im Strafprozesse, nicht in diesem entwürdigenden, nerven- und moralzerreißenden Folterprozeß festgesetzt wird, sondern in einem harmlosen Zivilprozeß oder Verwaltungsprozeß, in dem der Täter gleichberechtigte Partei ist und sich mit den gleichen Waffen verteidigen kann wie der übermächtige Staatsanwalt.

*

Kurt Hiller hat hier in verschiedenen Aufsätzen auf bedauerliche Fehler im vorliegenden Strafgesetzentwurf hingewiesen. Aber einen entscheidenden, wirklich grundsätzlichen Mangel hat er meines Wissens übersehen: das ist der Mangel eines „Beamten-Generaldelikts". Wir wissen alle, daß beispielsweise unsre Strafprozeßordnung eine Unmenge von Vorschriften zum Schutze des Publikums gegen Beamtenübergriffe enthält. Man denke an all die Bestimmungen, die bei Durchsuchungen, Beschlagnahmen, Festnahmen, Verhaftungen undsoweiter beachtet werden sollen. Aber wir wissen ebenso genau, daß sich unsre Polizei nicht den Deut um diese Bestimmungen kümmert. Bei Beschlagnahmungen und Durchsuchungen sollen zum Beispiel unparteiliche Zeugen zugezogen werden, soll ein genaues Verzeichnis der beschlagnahmten Gegenstände aufgenommen werden, soll die Polizei generell nur auf richterliche Anordnung hin vorgehen dürfen; ja die Polizei darf überhaupt unter keinen Umständen Papiere eines

Beschuldigten durchsehen, sondern muß dies dem Richter — nicht einmal dem Staatsanwalt! — überlassen. Derartiges läßt sich hundert- und tausendfach anführen. Und die Praxis? Jeder weiß Bescheid. Was aber geschieht, wenn sich der in seinen gesetzlichen Rechten Gemißhandelte beschwert? Gar nichts. Der Beamte bekommt bestenfalls nach außen hin einen Rüffel. Alles bleibt beim Alten.

Hier fehlt das „Generaldelikt", das jeden Beamten unter Strafe stellt, der sich gegen eine zum Schutze des Publikums erlassene gesetzliche Bestimmung vergeht. Dazu ist die Feststellung eines besondern Vorsatzes nicht einmal nötig, weil der Beamte seine Gesetze eben kennen muß. Der Beamte genießt in unserm Beamtenstaat eine so unverdient große Machtstellung, daß man wenigstens von ihm verlangen muß, daß er seine Pflicht erfülle. Diese Pflicht aber ist in Artikel 130 der Reichsverfassung ausgezeichnet so formuliert: „Die Beamten sind Diener der Gesamtheit". Jeder Beamte, der sich gegen ein Glied dieser Gesamtheit vergeht, begeht ein Verbrechen gegen die Gesamtheit selber und muß dafür rücksichtslos bestraft werden. Dies ist wichtiger als irgendeinen kleinen Dieb oder gar ein harmloses Dienstmädchen zu fassen, das seinen Kinderwagen auf dem Bürgersteig spazieren fährt. Denn der Beamte, der sich gegen das Gesetz vergeht, zerstört das Gesetz selber, nimmt ihm seinen Grund und Boden, auf dem es ruht, seinen innern Halt, der den Polizeistaat zum Rechtsstaat macht.

Amundsen und Nobile von Willy Meyer

Meteorologie und Weltverkehr verlangen die Erforschung der Arktis. Solange uns die Verhältnisse des Luftraumes über dem gewaltigen arktischen Ozean unbekannt sind, wird stets ein starker Unsicherheitsfaktor in der Wettervoraussage bleiben. Der Verkehr mit Personen, Gütern und Post bevorzugt die kürzesten Wege. Die aber führen bei verschiedenen großen Weltlinien der Zukunft über die Arktis hinweg. Dies muß man bedenken, wenn man sich die Pionierbedeutung der Fahrten Nobiles klarmachen will.

Wer das Eis bricht, hat vielleicht mehr als die Hälfte aller Arbeit getan. Nobile ist ein Eisbrecher, Schrittmacher, Wegweiser. Er ist als erster in der Welt mit zwei von ihm selbst konstruierten, gebauten und geführten Luftschiffen 1926 und 1928 in der Arktis erschienen, hat drei große Polarfahrten von 71, 69 und 57 Stunden gemacht, wobei er zwei Mal über dem Nordpol war. Insgesamt hat dieser Italiener bei seinen Polarunternehmungen zirka 350 000 Quadratkilometer des gefrorenen Meeres überblicken können. Wer heute oder nach tausend Jahren die Geschichte der Arktisforschung durch Luftschiffe studiert, wird mit den Fahrten Nobiles beginnen müssen. Fast scheints, als ob sich die Geister der Arktis rächen wollten, daß Nobile in ihre Zonen des ewigen Schweigens eindrang und ihnen Geheimnisse entriß. Die Verfolgungen seiner Mitmenschen haben seitdem nicht aufgehört; sie haben ihn

diffamiert und drohen ihn zu vernichten. Voran in der seelischen Tortur steht sein eignes Vaterland. Dessen Methoden enthüllen hierbei das wahre Gesicht des Fascismus. Viele, die diesem System in Deutschland nicht unsympathisch gegenüberstanden, sind grade durch die Behandlung Nobiles, dem man jede Verteidigungsmöglichkeit nahm, angewidert und abgestoßen worden. Hoffentlich sind sie von ihren fascistischen Liebäugeleien für immer geheilt. Es soll heute nicht von dem Sumpf von Neid, Haß, Kabalen, Intrigen und andern Gemeinheiten gesprochen werden, in den Nobile in Italien gestoßen wurde, sondern es sei hier nur einmal die Frage der Einschätzung der Angriffe Amundsens aufgeworfen. Seine abfälligen Urteile gegen Nobile tauchen fast bei jedem Gespräch auf, das man über die Polartragödie des Italieners führt. Es ist daher nötig, die Berechtigung eines solchen Urteils einmal etwas genauer zu betrachten.

Amundsen, der Entdecker des Südpols, hat die bewundernswürdigsten Anstrengungen gemacht, auch den Nordpol zu entdecken respektive ihn zu erreichen. Schon sehr zeitig bediente er sich zu seinen Versuchen wiederholt verschiedener Flugzeuge. Aber der Erfolg blieb ihm versagt. Nicht locker lassend, suchte dieser Riese an Energie nun das Luftschiff in den Dienst seiner Idee zu ziehen. In dem Amerikaner Ellsworth fand er einen Mäcen, der 120 000 Dollars für diesen Zweck zur Verfügung stellte und in dem Abgeordneten und Zeitungsbesitzer Doktor Thomessen-Oslo, dem Präsidenten des norwegischen Aero-Clubs, eine Persönlichkeit, die politisch und wirtschaftlich den kühnen Plan außerordentlich tatkräftig förderte. Amundsen wandte sich nun an Nobile und fragte, ob er bereit sei, mit seinem kleinen Luftschiff ihn und einige andre Norweger von Spitzbergen über den Pol hinweg nach Alaska zu transportieren. Nobile erklärte sich einverstanden. Die italienische Regierung stimmte dem Vorhaben zu. Es wurde zwischen ihr und dem norwegischen Aero-Club ein Vertrag abgeschlossen. Das fast neue Luftschiff, dessen Herstellungspreis 150 000 Dollars betrug, wurde für nur 75 000 Dollars dem norwegischen Aero-Club überlassen. Für spezielle Arbeiten an diesem Schiff, die für die Polarexpedition nötig waren, stellte die italienische Regierung noch 76 000 Dollars zur Verfügung. Außerdem hat sie noch 1,7 Millionen Lire für Materialien, Löhne, Transporte etcetera bewilligt und schließlich nach der Landung in Teller in Alaska das Schiff für 35 000 Dollars wieder zurückgekauft. Da das verpackte Fahrzeug auf der Rückreise zu Wasser und zu Lande sehr gelitten hat, war dieser Abschluß kein Geschäft für Italien. Bei der anerkennenswerten Hilfe, die Italien großzügig der Expedition leistete, war es selbstverständlich, daß vertraglich die Aufnahme des Namens seines Vertreters in das Firmenschild der Expedition ausbedungen wurde. Die Unternehmung sollte heißen: „Amundsen-Ellsworth-Nobile-Polarflug". Für den Fall des Gelingens der Fahrt war Nobile eine Prämie ausgesetzt worden. Der damalige Oberst Nobile überführte die kleine „Norge" (etwa ein Fünftel nur von dem Gasraum des „Grafen Zeppe-

lin") von Rom nach Spitzbergen. Schon dies war bei der Länge und Schwierigkeit der Strecke eine ausgezeichnete Leistung. Von dort dirigierte dann Nobile das Schiff über das ganze Polarmeer, mitten über den Nordpol hinweg, nach Alaska. Fast ohne jede Unterstützung von der Erde her erfolgte glatt die Landung des unbeschädigten Schiffes. Damit war eine Leistung vollzogen, wie sie viele Fachleute kopfschüttelnd noch kurz zuvor für höchst unwahrscheinlich gehalten hatten. 4200 Kilometer waren in 71 Stunden zum größten Teil über ganz jungfräuliches Gebiet zurückgelegt worden. Die Welt jubelte mit Recht über diese glänzende aeronautische Fahrt, war doch ein neuer Markstein in der Geschichte der Luftfahrt gesetzt worden. Warmherzig stattete Amundsen dem Oberst Nobile den Dank dafür ab, daß er ihn so sicher über das Eismeer und durch den Sturm geführt hatte. Aber diese Begeisterung hielt nicht lange vor, denn es kamen hunderte und aberhunderte Telegramme aus allen Gegenden des Erdballs an... gerichtet an Nobile. Die Welt erkannte, daß das Wichtigste an dieser Pionierfahrt ins Neuland die luftschifferische Leistung sei. Die wissenschaftliche Leistung, die Amundsen oblag, konnte ja noch niemand kennen. Sie war in Wirklichkeit auch gering. Amundsen hat während der Fahrt nicht viel getan, offenbar war er gänzlich von dem Erlebnis hingerissen, nun über den unendlichen Eisgefilden und über den mit heißem Bemühen seit Jahren von ihm gesuchten Nordpol zu schweben. Da kam die wissenschaftliche Arbeit zu kurz. Vielfach mag auch der Nebel hinderlich gewesen sein. Aber wie dem auch sei: Der Italiener stand im Vordergrund, im Rampenlicht der Weltbeleuchtung. Mit pompösen Festen feierte in Rom Mussolini den Erfolg seines Landsmannes. Abkühlung und Verstimmung setzten bei den Norwegern ein, die die Arktis als ihr Reservat betrachteten. Immerhin hat Amundsen in dem von ihm und Ellsworth gemeinsam herausgegebenen Buche: „Der erste Flug über das Polarmeer" (Grethlein-Verlag), Nobile noch Gerechtigkeit zuteil werden lassen. Dort lesen wir auf Seite 13:

> Kurze Zeit darauf wurde bei einer Zusammenkunft in Oslo Oberst Nobile als Kommandant der „Norge" verpflichtet. Es wäre kaum möglich gewesen, eine bessere Wahl zu treffen. Durch sie wurde der Mann der N. I (jetzt Norge) erbaut und lange Zeit geführt hatte, einer der unsern.

Und Seite 123:

> Die Landung war eine Tat, an die wir uns stets erinnern werden. Sie wurde glänzend ausgeführt. Hut ab vor dem Kapitän des Schiffes, für die ruhige, besonnene Art, in der er sie ausführte.

Bei der Herausgabe dieses Buches und schon vorher bei der Berichterstattung an die newyorker Presse hat sich Amundsen eines Vertragsbruches schuldig gemacht, denn Berichterstattung und Abfassung des Buches sollte zu Dritt erfolgen. In beiden Fällen aber wurde Nobile, trotz seines Protestes, ausgeschlossen. Auch in andern Beziehungen weigerte sich Amundsen, den vereinbarten vollen Firmentitel der Expedition zu verwenden.

Er beschränkte sich auf die Nennung seines und Ellworths Namen. Er betrachtete eben den italienischen Oberst als einen gemieteten Luftdroschkenchauffeur. Man kann es Nobile nicht verdenken, wenn er sich diese Behandlung nicht gefallen ließ. Schließlich wuchs aus den Differenzen ein Prozeß. Amundsen wurde zum erbittertsten Feind Nobiles und behauptete jetzt ungefähr das Gegenteil von dem, was er früher über die Führerqualitäten des Italieners gesagt hatte. Nun auf einmal sollte dieser völlig bei der Leitung des Luftschiffes versagt und sich obendrein noch wie eine verächtliche Memme verhalten haben. Das Schiff wäre angeblich zweimal gescheitert, wenn nicht der Norweger Rijser Larsen, obgleich er kein Luftschiffer ist, eingegriffen und so die Expedition gerettet hätte. Aber nicht genug damit. Nobile wurde von Amundsen auch als eitler Fant in der Weltpresse angeprangert, der nach der Fahrt Galauniform angelegt hätte, um die andern in ihrer uneleganten Kleidung in den Schatten zu stellen. Richtig ist, daß Nobile, der ja aktiver Offizier war, unter dem Pelz seine Uniform getragen hat. Ist dies unnatürlich?

Zur Beleuchtung der nachträglichen ungünstigen Beurteilung Nobiles durch Amundsen sei hier eine Stelle eines Briefes des oben erwähnten Doktor Thomessen an Mussolini vom 22. August 1926 abgedruckt:

> Im Besondern wünschen wir General Nobile unsre Anerkennung und unsern Dank auszusprechen. Als Entwerfer und Erbauer des Lenkluftschiffes „Norge", als Mann, welcher für die unzähligen Abänderungen des ursprünglichen Schiffsplanes verantwortlich war, als Kommandant während des Fluges, ist es schwer, ihm für seine Verdienste und seinen Beistand genügende Anerkennung auszudrücken...
>
> Sein war die Leitung der ausgedehntesten aeronautischen Organisation, er hat alle Teile seines Werkes durchgeführt und sich dabei seiner besten Leistungen und Fähigkeiten bedient. Er hat die Ankermaste gebaut, er hat den Hangar für Spitzbergen entworfen, er hat das zahlreiche Personal ausgesucht, welches nach den Flugstationen entsandt wurde. Er hat das für den Flug in den verschiedenen Zonen notwendige Material und die verschiedenen Ausrüstungen vorbereitet. Er schlug die beste Route für den Flug von Rom nach Spitzbergen vor...
>
> Der herrliche Erfolg dieser Expedition zeigt, daß der Entwurf des Luftschiffes, die Abänderungen, sowie die gesamte technische Vorbereitung und die Art, wie das Luftschiff zum Fluge vorbereitet war, nicht vollkommener hätten sein können...

Am 21. Oktober 1927 schreibt derselbe Doktor Thomessen an Nobile: „Alles, was Amundsen über die Expedition sagt, ist pure Lüge." Thomessen nennt in diesem Schreiben Amundsen einen „wunderlichen Mann" und meint, daß als einziger Entschuldigungsgrund für sein Verhalten angeführt werden könne, „daß er nicht ganz normal ist".

Der Kommandant des zur Norge-Expedition gehörigen Hilfsschiffes, Heimdal, der norwegische Marine-Kapitän Nielsen, der die Dinge mit eignen Augen sah, faßt seine Eindrücke in einem Brief zusammen:

Man kann Amundsen nicht aberkennen, daß er ein großes Verdienst bezüglich polarer Unternehmungen hatte, aber diesmal war er nichts andres, als eine von Thomessen nach Spitzbergen hingestellte Schachfigur, welche für den Moment benutzt werden sollte, um das Spiel der Expedition in Gang zu bringen. Jedoch hätte ohne diese Schachfigur die Expedition in diesem Jahr kaum stattfinden können. Es wäre aber für den guten Ruf Norwegens im Auslande vorzuziehen gewesen, daß dieser polare Heros eine guterzogene Person, vor allem aber ein Ehrenmann gewesen wäre. In jedem Fall — Amundsen in der Nähe gesehen, wirkt durchaus nicht vorteilhaft.

An Bord der „Norge" befand sich der norwegische Marinekapitän B. L. Gottwaldt, der für den Radiodienst des Luftschiffes verantwortlich zeichnete. Dieser Mann hat aus seiner Entrüstung über die Unwahrheiten Amundsens nie ein Hehl gemacht und verschiedentlich die Lügen seines Landsmannes dementiert.

Ich hoffe richtig verstanden zu sein. Die Verdienste Amundsens um die Polarforschung, auch um die Norgefahrt, die er anregte und als Passagier mitmachte, sind unbestritten. Sein Name ist unsterblich. Das Böse, das der große Tote, dessen starken Vorzügen entsprechend starke menschliche Schwächen gegenüberstanden, dem General Nobile zugefügt hat, hat er wie ich annehme, zwei Jahre später in edler Weise wieder gutzumachen gesucht durch seine mutige Bereitschaft, den Schiffbrüchigen der „Italia" zu Hilfe zu kommen. Tragischerweise verunglückte er schon auf dem Hinfluge nach Spitzbergen tödlich. Da frühere, längst verklungene Worte des verstorbenen Amundsen leider heute noch immer gegen einen Lebenden, ebenfalls verdienstvollen Mann, wirken, so war die Anführung einiger Gegenargumente nötig. Möchten sie zur Rehabilitierung Nobiles beitragen.

*

Der Fall Nobile von C. v. O.

Vor kurzer Zeit war Umberto Nobile in Berlin, ein vergrämter, die Öffentlichkeit scheuender Mann. Nobile kämpft um eine neue Untersuchung jener Katastrophe, die mit seinem Namen verknüpft ist. Ob Mussolini diesem Verlangen jemals nachgeben wird, darf bezweifelt werden. Denn der italienische Gewalthaber hat wenig Interesse, den Fall nochmals aufzurollen. Der europäischen Öffentlichkeit hat er durch die Ausstoßung Nobiles Genüge geleistet. Denn allgemein war damals der Glaube an ein unwürdiges Verhalten Nobiles, und nur die italienischen Blätter verteidigten ihn — bis Gegenordre kam. Andrerseits haben sich aber aus den Höflichkeiten, die anläßlich der tapfern Hilfe des Eisbrechers „Krassin" zwischen Consulta und Kreml gewechselt wurden, die angenehmsten diplomatischen Beziehungen zwischen Rom und Moskau entwickelt. Ein neuer Grund, den Mann versinken zu lassen, dessen Unglück die Ursache eines unverhofften politischen Geschäftes war. Der Verfasser obigen Artikels setzt sich seit einiger Zeit sehr lebhaft für Nobile ein und sammelt Material zur Beurteilung der Tatbestände. Ich achte seinen Eifer und kann nur mit Bedauern einer gewissen Skepsis Raum geben. Denn nicht nur, daß das fascistische Regime für Revisionen seiner Taten nicht leicht zu haben ist: — es wird vielleicht heute schon, und erst recht später, unmöglich sein, die Situationen zu rekonstruieren, die sich damals in der Eiswüste abgespielt haben, zwischen Menschen, halbirre vor Hunger und Schrecken.

Aus aller Welt von Peter Panter

„Warum", ließ neulich ein Kollege vom Bau anfragen, „machen Sie nicht einmal eine Weltreise —? Ich werde Ihnen das arrangieren." Ich dankte ihm, der schon so viel für mich getan hat, und: „Nein", sagte ich, „ich möchte keine Weltreise machen, auf der ich alle zwanzig Seemeilen etwas schreiben muß." Denn:

Wenn das Feuilletonisieren aus Paris an der Donau jemals Geltung gehabt hat —: seine Zeit scheint mir vorüber. Es kann auf einer Literatenreise nur noch zweierlei geben: das amüsante Geplauder um einen Spaß herum und die fröhliche Wissenschaft. Und die ist kaum anzutreffen.

Was soll der Schreibende in der weiten Welt —? Sich an ihr entzünden? Das ist sehr gut; dann ist, im Keim, sein Reisebuch vorher fertig, und es ergibt einen guten Klang, wenn ein starker Kerl mit der Welt zusammenstößt, die ihn zum Tönen bringt und die er zum Tönen bringt. Das ist eine künstlerische Leistung, die sehr, sehr selten gelingt. Markiert er aber den Mann, der in vierzehn Tagen Indien enträtselt, dann gibt es ein Unglück. Indien ist zu nah — acht Flugtage.

Die Welt hat sich, wie männiglich bekannt, mechanisiert. In Hongkong fahren die Trambahnen; in Sumatra trinken sie Pilsener; auf Alaska flüstert Jack Smith; in Grönland kauen sie wahrscheinlich Gummibonbons... die pittoresken Unterschiede sind in den großen Zentren ausgewischt und auf dem Lande manchmal noch vorhanden, noch. Das kann nur der beklagen, der sich einbildet, ganze Erdstriche hätten die Verpflichtung, sich um des Beobachters willen als Museum zu konservieren und dem Fremden malerisches Volksleben vorzuleben. Das gibt es nicht mehr, und das kann und soll es auch nicht mehr geben. Denn es ist wichtiger, daß die asiatischen Kulis auf ihre Weise den Marxismus begreifen; es ist wichtiger, daß die afrikanischen Zwangsarbeiter wissen, was man mit ihnen macht — als daß Herr Schmusheimer ein paar Feuilletons an den Redakteur bringt. Damit also ist es vorbei.

Wie will aber der Reisende in die fernen Länder eindringen —?

Ich möchte nicht mehr lesen, wie irgendein Zeitungsgewächs den Mondaufgang in Ceylon beschreibt; welche neuen Eigenschaftswörter jener für den Schmutz in Port Said findet; welch charmanten Scherze er sich in Aden ausdenkt, und in welche Beziehungen er Bolivien und den Spittelmarkt miteinander bringt. Das ist ein uninteressant gewordenes Spiel. Viel wichtiger ist die Erkenntnis der Welt, wie sie wirklich ist.

Um sie zu erlangen, sind nötig:

Beste Sprachkenntnis — für eine Weltreise also: englisch, spanisch, französisch, und das wie Wasser. Vorheriges, sorgfältiges Studium der zu bereisenden Länder — denn es ist unmöglich, sie ganz zu verstehen, wenn man ihre Geschichte nicht kennt, nicht ihre Wirtschaftsstruktur, ihre Führer und ihre Leidenschaften. Und alles das ist noch unzureichend, wenn der Reisende — wie meist — keine Zeit hat; wenn er ein ganzes Land

in vier Wochen durchstreifen, verstehen, schildern soll. Dann kann er zwar, wenn alle Umstände glücklich zusammentreffen, mehr sehen als einer, der seit zwanzig Jahren dort wohnt — solche Beispiele gibt es. Dann hascht er manchmal die Erkenntnis dessen, was da los ist; wie eine Vision durchzuckt ihn blitzartig die Wahrheit; aber das ist selten. In den allermeisten Fällen wird er stümpern, und uninteressant stümpern. Ich habe das einmal beobachten können. Wenn die Reise-Journalisten über Frankreich schrieben, hatte ich meine schönsten Pariser Stunden — ich sah gewissermaßen aus dem Versteck zu, wie jemand sucht ... Paris hat sich schön gehütet, „Hier!" zu rufen — es läßt die Leute schreiben. Aber von zwei, drei Ausnahmen abgesehen darf man wohl sagen: so etwas von Mißverständnissen, von Danebenhauen, von Unkenntnis und Begrenztheit war noch nicht da. Und das achtzehn Bahnstunden von Berlin ... wie mag das erst in Japan aussehen! Diese Art von Reiseschilderungen sind unnütz.

Unter den gradezu schauerlichen Exemplaren, die durch die Welt reisen, heben sich nur drei oder vier Männer vorteilhaft ab — der Rest ist wildgewordene Konfektion oder bebrillte Hochschule, blind wie die Nachteulen. Merkwürdigerweise ist unter den Ausnahmen keine Frau; wie ja denn überhaupt die deutsche Feuilletonistin alle Unarten unsres Gewerbes und kaum seine Vorzüge aufweist. Es ist wohl in Wahrheit so, daß die meisten dieser Schreiber ihren Beruf einfach des Geldes wegen betreiben, und daß es für sie wichtiger ist, bei den Redakteuren akkreditiert zu sein als beim Publikum, das diese dürre Wiese geduldig abgrast. Ob das Publikum weiß, was es will, steht dahin — die Vermittler zwischen Schriftsteller und Leser wissen es in der Regel nicht.

Hier soll noch nicht einmal von der Wichtigtuerei gesprochen werden, der chronischen Krankheit der meisten Auslandsreporter. Der Minderwertigkeitskomplex der deutschen Untertanen wirkt sich fröhlich aus, wenn ein fremder Minister sie empfängt; man muß nur lesen, wie beiläufig sie hinwerfen: „Gestern sagte mir Briand beim Tee ...", es ist das, was ich anläßlich des Herrn Keyserling die Imponierklammer genannt habe, auf daß sich der Leser vor Bewunderung wälze, was er denn auch prompt besorgt. Erst, wenn dieser Fehler ganz und gar aus der Haut ist, kann man ein guter Reiseschilderer sein, denn es ist kein Kunststück, nach Wladiwostock zu fahren, das kostet heute nur Geld, und es ist eine dumme Überheblichkeit, dem Mann aus Bitterfeld damit imponieren zu wollen, daß man unter Glockengeläute russische Namen ins Feuilleton wirft. Das kann Lehmanns Kutscher auch. Nur Lehmanns Kutscher kann es.

Wir brauchen etwas andres. Wir brauchen den fröhlichen Kenner.

Nun ist das große Unglück, daß sich der Kenner, wenn er dem deutschen Kulturkreis angehört, meist zum Fachmann herunterentwickelt, und der ist ganz und gar fürchterlich. Ich sehe von den Fällen ab, wo ein an die Zeitungen berichtender Farmer interessierte Partei ist, wo er also mit seinen Artikeln

etwas durchsetzen oder abwenden will — wenn er das offen sagte, wäre es ja erträglich. Aber er ist kurzsichtig; meist trifft seine Umgebung auf den blinden Fleck seines Auges; man muß sehen und hören, wie Beamte oder Kaufleute, die zehn Jahre in China zugebracht haben, über China schreiben und sprechen, es wird einem ganz Angst; wieviel Bier, deutscher Klub, Hochnäsigkeit und Stumpfheit ist darin! Es wird also schwer sein, unter den Auslandsdeutschen, die immer zwischen Gesangsverein und Aufgabe ihres Deutschtums hin und her pendeln, den richtigen Mann zu finden. Aber es muß ihn doch geben...! Sucht ihn.

Denn er wäre brauchbar, uns von innen her über fremde Länder etwas auszusagen; er könnte die Grundlage schildern, auf denen sie dort leben; er könnte wirklich fruchtbare Kritik üben. Meist wird er es anonym tun wollen; denn solche Wahrheiten, ausgesprochen für einen großen Kreis in der Heimat und wiedergelesen im winzigen der Fremde, pflegen kleine Revolutionen hervorzurufen. Aber das ist immer noch besser als das fade Geschreibe der Feuilletonisten, die, der Tante gleich, überraschend wie zumeist angereist kommen, huschusch wieder abreisen und es nun alles, alles wissen...

Und je mechanisierter die Welt ist, um so schwerer ist es, die Nuance zu erkennen, auf die alles ankommt. Denn es ist ja nicht wahr, daß sich — bei aller Gleichheit in den Nöten und Freuden des Stadtlebens — Paris und Berlin und London gleichen; die Leute haben alle denselben Kummer mit ihren Hauswirten, das ist wahr; aber sie sterben anders, sie lieben anders, sie leben auch anders, eine winzige Kleinigkeit anders, etwas verschieden vom Nachbarland, und darauf kommt es an. Das freilich muß man sehen, fühlen, zu empfinden verstehen, auffangen.

Als ich neulich hier einmal dieses Thema angeschnitten und gesagt hatte, wir wollten nun aber nicht mehr die Schilderungen von Reisebeschwerlichkeiten, sondern Länderschilderungen lesen, da schrieb mir der treffliche C. Z. Klötzel vom „Berliner Tageblatt" einen bitterbösen Brief. Nun ist dieser Mann, wenn er fremde Länder ernst schildert, eine jener Ausnahmen, die die deutsche Reise-Journalistik hat: sauber, sorgfältig, gebildet — er hat in seinem Leben vieles gesehen und mit Nutzen gesehen... also warum der Eifer? Es war wohl so etwas wie der Kampf zwischen „Fachmann" und „Laien", jenes uralte deutsche Gesellschaftsspiel, das zu gar nichts führt... Klötzel weiß und muß wissen, wie oft die Spesen vertan sind — südamerikanische Zeitungen kann man auch in Berlin durchbuchstabieren, und wenn die Herren einmal ihre Quellen angeben wollten, so ergäbe sich, daß: „man sagt hier" ein deutschsprechender Kollege aus einer befreundeten Zeitung ist, und „ganz Guatemala" ein Kaufmann, der früher einmal in Leipzig mit Pelzen gehandelt hat... Seid doch ehrlich! Ihr wißt doch wie wir, wie unendlich schwer es schon in Berlin ist, herauszubekommen, was die Leute wirklich denken; in wieviele Kneipen, Volksversammlungen, Familien und Vereine man gehen müßte, auch da muß man noch den Flair haben — und nun

erst in einem fremden Lande, wo man in der Fixigkeit vieles ganz falsch einschätzt!

Und so sieht denn auch das Weltbild aus, das diese da vermitteln. Vor lauter Witzchen, Mätzchen, Stilgespiel und Mausigmacherei verschwindet das fremde Land; schält euch heraus, was sie wirklich über die Türkei, Schweden, Paris und Australien vermelden und was nicht aus den Zeitungen abgeschrieben ist, sondern auf eigner Beobachtung beruht: es ist blutwenig. Und gibt es eine Katastrophe, dann hat es die Propaganda leicht, dem Deutschen, was sie nur will, über die Fremden vorzugaukeln — Stresemann hat das neulich im Reichstag, genau fünfzehn Jahre zu spät, gut formuliert. Kennen wir den Fremden nur aus diesen Reiseschilderungen, dann ist er im Handumdrehen zu einem blutrünstigen Straßenräuber, einem Kinderschänder, einem Lügner und einem Falschmünzer gemacht. Wer mit offenen Augen im fremden Land gelebt hat, glaubts nicht so leicht. Wer dauernd gut unterrichtet wird, auch nicht.

Ich habe den Eindruck, daß es nach dem Kriege damit nicht besser geworden ist — es ist eher schlechter geworden. Die unleidlichen Sitten der amerikanischen Reportage, die an Unbildung jeden Rekord schlägt, ist noch zu allem andern dazu gekommen, und so hat das Volk der Dichter und Denker ein paar sehr gute Reisebücher, aber wenig brauchbare Reise-Journalisten. Hier sei eingefügt, was wegen jenes Briefes Herrn Klötzels einzufügen nötig ist, daß ich das kleine Pyrenäenbuch, das ich einmal geschrieben habe, für kein Muster seiner Gattung halte — es ist darin mehr von meiner Welt als von den Pyrenäen die Rede, und nur das Kapitel über Lourdes macht eine Ausnahme. Ich konnte zum Beispiel mit den Leuten nicht baskisch sprechen — wie soll ich diesen Landstrich ganz begreifen?

Darum habe ich dem Freunde geschrieben, er möge mich die Weltreise lieber nicht machen lassen. Kommt aber ein amerikanischer Zuckerkönig gegangen und lädt mich zu einer solchen Reise ein, und bleibt er selber noch gar zu Hause —: dann will ich gern einmal mit der Hand übern Alexanderplatz sowie über den Globus fahren.

Alte Sachlichkeit von Peter Flamm

Sind wir also so weit?

Ja, wir sind so weit. Die „neue" Sachlichkeit ist im Tempo dieser Zeit nun die „alte", hier und dort beginnt die Front zu bröckeln, ein Jahr und sie stürzt ein, eine neue an ihrer Stelle.

Sind wir so weit? Ja, wir sind so weit: die Absolutheit der idealen Forderung ist im Schwinden.

Wer die Geschichte dieser Stil-Schwankungen von Phase zu Phase praktisch durchgelebt, wer jene Schroffheit, Wichtigtuerei und eklig, allein seligmachende Päpstlichkeit jeder einzelnen „Richtung" durchgekämpft und dann immer wieder von

neuem die gleiche Absolutheit und Intoleranz — der morgigigen wie der gestrigen — gegenüber allem bemerkt, was nicht mit dem Augenblick von Geschmack und Mode übereinstimmt, wird sich schließlich eines gewissen Lächelns nicht enthalten können gegenüber jenen, die unbelehrbar immer wieder von neuem diese grade kulminierende Welle als alleiniges Ideal fordern und nicht endlich das Gesetz eines Relativismus erkennen, das die Gegensätze in graziösem Wechsel der Aufeinanderfolge erst zum Gesamtbild künstlerischer Form-Möglichkeiten zusammenschlingt.

Aber immer wieder zeigt sich, daß ein Evangelium, neu verkündet, rasch ins Extrem fällt, um kurz darauf rasch ermüdet, von einem andern gestürzt und abgelöst zu werden: schon ist es nicht mehr die „Sachlichkeit" allein, sondern „Reportage", die einzig fähig sein soll, die Zeit und ihre Inhalte auszulegen, Sprache, Rhythmus, Musikalisches, Metapher ist störender Ballast, Reste eines unzeitgemäßen Lyrismus versunkener Literaturepochen.

Diese Zeit trägt in sich die Angst vor dem Gefühl, immer noch wirkt das hypnotische Wehn eines Krieges, der das Barock jeglicher Empfindungsnuancen mit seiner Wirklichkeit erschlagen. Geboren aus Not, Hunger, Blut und Scherben, mußte die Geste der neuen Kunstform ohne Schnörkel bleiben, ohne Fülle und Kleidung, eine edle Nacktheit und knappe Strenge schien der einzig mögliche Ausdruck einer Wirklichkeit, deren Spiegel selbst sich nichts als die glatteste Wiedergabe der enttäuschten und entgötterten und ausschließlich praktisch gewordenen Welt erlauben durfte. Und hier in diesem Reinigungsprozeß liegt tatsächlich das wesentlich Fruchtbare: zwangshaft ist Stuck und Gold und Gips eines Jugendstils weggefegt, der die Verlogenheit vom Ausgang des vorigen Jahrhunderts strahlend aufdeckt, auf den dann folgenden Expressionismus, auf Ideelichkeit und Ausdruckskonzentration der geistigen Gehalte, auf die Ernüchterung durch Zusammenbruch und Inflation blieben nur die Tatsachen als einziges, woran man sich halten konnte, wie konnte es anders sein, daß nicht auch in der Kunst der Amerikanismus Trumph wurde. Aber Amerika —

Auch Amerika wurde von uns so hungrig ergriffen und aufgesaugt, weil seine momentane Phase radikalen Positivismus und praktisch-technischer Lebensgestaltung dem verwirrten, ökonomisch und seelisch schwankend und skeptisch gewordenen deutschen Geist als wunderbare Rettung erschien, im furchtbaren Sturz aller Werte schien hier in praktischer Nüchternheit der Real-Anbetung der einzig haltbare Grund eines neuen Aufbaues, auch im Künstlerischen, gefunden.

Glücklich also über die endlich erreichte „Stabilisierung" steht diese „neue" Sachlichkeit als ein rocher de bronce der

Wertung vor aller kommenden und gegenwärtigen Produktion, alles dies wäre ja nur von theoretischem Interesse, interessant nur für den Kunstästheten und Belächler menschlicher Kleinheit und Eitelkeit. Zeigt sich nicht grade in letzter Zeit diese höchst praktisch eingreifende Verwirrung der Kritik (zum kleinen Teil damit vielleicht auch des Publikums, insofern es sich nämlich durch solche Kritik beeinflussen läßt), die alles, was nicht „neu-sachlich" ist, zum kritischen Kehricht wirft und somit in die prekäre Lage kommt, heute die Götter verbrennen zu müssen, denen sie noch vor zwei Jahren begeistert geopfert. Unfähig, das Ephemere der Bewegung nur als Reaktion auf Krieg und Nach-Krieg zu begreifen, diktiert sie ein Gesetz, das die Urform aller Dichtung, nämlich Magie, nämlich Besessenheit, nämlich Zwang, Nacht, Taumel, Orphik und dunkles Stoßen geheimnisvoller Rhythmen und Kräfte negiert, um mit maschinengekühltem Hirn elektrisch betriebene Gebete wohltemperiert in den chemisch gereinigten Himmel zu werfen. Denn Amerika —

Aber Amerika beginnt sich ja inzwischen auch zu entwickeln, süchtig und kritiklos wird nur von Deutschland alles aufgesogen, was über den Ozean kommt, nur daß Änderung der Kulturbewegung doch auch dort vielleicht eines Tages möglich wäre, denn nun zeigt es sich, daß, wer langsam und nicht blinden Auges etwa die Fifth Avenue New Yorks herunterschlendert, immer zwischen zwei Wolkenkratzern einen Kirchturm erblickt (der Turm ist natürlich kleiner als der Wolkenkratzer und so der Sinn des Turmes als eines über die Nachbarschaft ragenden Beherrschers in sein Gegenteil verkehrt), und wer etwa noch mehr Zeit hat und in acht oder zehn von diesen zwanzig oder dreißig Kirchen tritt, wird mit etlicher Verwunderung feststellen, daß jede dieser eine andre Sonderheit oder Marotte oder allein wirkendes Spezialmittel zur Erlangung der Seligkeit aufweist: hier steht der Priester in einer Art gekachelten Baderaum mit seiner Soutane bis zu den Hüften im Wasser und taucht die weiß behemdeten Gläubigen unter Orgelgesang mit dem ganzen Körper unter das vom Scheinwerfer grün beleuchtete Naß.

Hat sich etwas geändert? Die menschliche Seele mit aller Leidenschaft, Sehnsucht, Not und Einsamkeit läßt sich nicht mit Schlagworten zudecken, es gibt keine Scheiterhaufen mehr, eine wohl temperierte Sachlichkeit hat die Fugen verstopft: aber die Flamme wird in Millionen von Menschen weiter fressen, und keine Hand voll „sachlicher" Literaten, keine noch so in Technik und plattestem Realismus eingefrorene Lebensform wird die Wurzeln des Dichterischen verdorren können.

Das ist Amerika? Nein, das ist jeder Mensch: wenn die normalen Abflußwege seelischer Spannungen gesperrt wer-

den durch ein äußeres Leben, so wird dies Seelische eben nicht aufhören können zu existieren, aber es muß latent bleiben oder in skurriler Verzerrung sich überschlagen. Und dafür ist Amerika Typus: Pietismus, dogmatische Enge und Sektiererei ist nicht nur ein zufällig übernommenes Geschenk englischer Herkunft, sondern der Ausdruck und gleichsam Rache an einer Lebenshaltung, die eben die sozialen Dinge über die seelischen gestellt hat.

Dieser Zustand bleibt nicht, in Amerika nicht, um wieviel weniger in Deutschland: die Sachlichkeit hat, als sie noch „neu" war, ihre Schuldigkeit getan. Nun ist sie „alt", und — sie kann gehn.

Heinrich Zille von Theobald Tiger

Zweeter Uffjang, vierta Hof
wohnen deine Leute;
Kinder quieken: „Na, so dof!"
jestern, morjn, heute.
Liebe, Krach, Jeburt und Schiß...
Du hast jesacht, wies is.

Kleene Jöhren mit Pipi
un vabogne Fieße;
Tanz mit durchjedrickte Knie,
er sacht: „Meine Sieße!"
Stank und Stunk, Berliner Schmiß —
du hast jesacht, wies is.

Jrimmich wahste eijntlich nich —
mal traurich un mal munta.
Dir war det jahnich lächalich:
„Mutta, schmeiß Stulle runta —!"
Leierkastenmelodien...
Menschen in Berlin.

In Alter beinah ein Schenie —
Dein Bleistift! na, von wejn...!
Janz richtich vastandn ham se dir nie —
die lachtn so übalejn.
Die fanden dir riehrend un komisch zujleich.
Im übrijen: Hoch det Deutsche Reich!
Malen kannste.
Zeichnen kannste.
Witze machen sollste.
Aba Ernst machen dürfste nich.
Du kennst den janzen Kleista —
den ihr Schicksal: Stirb oda friß!
Du wahst ein jroßa Meista.
Du hast jesacht, wies is.

Gesangs-Platten von Hans Reimann

Von den Männern über Duette zu den holden Frauen. Als erster Schaljapin, der die Untermalung durch Glockenröhren liebt und mit seiner Kehle umgeht, als sei sie nie in Berührung mit eines Gesangsmeisters Hand gekommen. Auf DA 993 macht er den blinden Ackersmann und „O könnt ich es auf Deutsch in Liedern sagen". Aber er sagt es nicht in Liedern, sondern (auf DA 994, Electrola) legt er die Register-Arie hin; ein Leporello, wie ihn Mozart erträumt haben mag; daß er leibhaftig vor einem steht; und zwischendurch eine Sprech-Stelle und ein Piano wie das naturgeschaffene Echo; und einen Atem hat der Mann! Das ist seine reifste Platte. Obwohl DB 942 (aus Boitos „Mefistofele", der 1868 erschien und 1926 in Convent Garden aufgenommen wurde) so toll und dämonisch geraten ist, daß selbst mein an Kummer und Grammophon-Exzesse gewöhnter Dackel gewaltig aufgehorcht hat. Dieses Walpurgisnachtstück könnte die Wolfsschlucht-Szene aus dem „Freischützen" sein, wie sie ausgefallen wäre, wenn sie Wilhelm Richard Wagner geliefert hätte. Dann haben wir, um bei Electrola zu bleiben, auf DA 983 den Giacomo Lauri Volpi, der aus Bellinis „Norma" und aus „Tosca" die obligaten Sterne schöpft, und das ist so schaurig hart geraten, das Bellini-Stück, so durchaus Kehle und nichts wie Kehle, und im Puccini ist er — o Wunder! — ein ganz andrer, einer mit delikatem Piano und prallem, doch schönem Forte, und man bedauert, daß er etwas so Abgedroschenes wählte. Auf EH 279 bietet Rudolf Bockelmann den Bajazzo-Prolog, tadellos unterstützt von den Mannen Clemens Schmalstichs, und drei Fünftel der ersten Hälfte sind ein Hochgenuß. Aber dann wirds bitter. Das s und das z müßten nachträglich hineinretuschiert werden; Bockelmann gibt sich gradezu Mühe, verwaschen zu sprechen und lahm zu mimen; es ist halt gesungen, na schön; und zuletzt fragt man sich, ob es Holz war oder Limonade, und zum Vergleich legt man Grammophon 66 409½ auf, den nämlichen Prolog, von Schlusnus geschmettert, und trotz des im Hintergrund sich eigenhändig verschluckenden Orchesters und einer harten Akustik kriegt man Herzklopfen und auf dem Puckel kalte Schauer; denn es ist, man fühlte, eine schauspielerische Großtat. Auf EJ 219 hören wir von Friedrich Schorr das Lied an den (von Binder mit dem guten Mond verwebten) Abendstern und aus dem Holländer: „Wie aus der Ferne." Füllig und ausdrucksvoll, als sänge ein deutscher Eichbaum. Der Kantor Josef Rosenblatt ist auch nicht müßig gewesen. Er kommt aus Polen, lebt in New York und stammt aus Ungarn. Auf EJ 263 begleitet ein Harmonium die Koloraturen des „Ribono shel olom", und auf EJ 264 wirken nicht nur ein Orchester, sondern auch Rosenblatts Bruder Henry mit. „Yaale" singen sie und „Hinenee heone". Hier erlebt man den Begriff „Sixtinische Synagoge", und ich zögere nicht, den Kantor schlechthin die jiddische Nachtigall zu nennen. Tränen in den Stimmritzen und einen Stimm-Bruch-Trick geschickt verwendend (wie ihn nur Ludwig Hardt und älplerische Jodler meistern), beherrscht er die baritonale Lage, die tenorale bis hinauf zum fis und das Falsett, also drei Register. Dabei ist sein piano von ivogünesker Süße. Ich möchte mal in die Kehle Rosenblatts hineinkucken.

Auf Columbia 9546 singt der Kantor Sirota (mit einem unreinen Knabenchor) das Kol Nidrei, jenen Song, den spanische Juden zum Teil in Höhlen und Katakomben am Vorabend des Versöhnungstages beteten, weil sie während der Inquisitionszeit keine Gottesdienste abhalten durften, und dessen Anfangszeilen in antisemitischen Köpfen allerhand Verwirrung anrichteten, insoferne lediglich jene Eide gemeint waren, die dem katholischen Jehova geschworen werden

mußten. Und eine besonders zu empfehlende Aufnahme ist Odeon O — 4101, auf deren einer Seite S. Stramer die „Jiddische Mamme" (die wir auf Columbia 4962 von Sophie Tucker in zweierlei Fassung ziemlich männlich-herb und mit großer Inbrunst besitzen) in gutturalem Tenor, sympathisch-hell knödelnd, wesentlich anders als die Auffassung der Tucker, zu einer weichen, rhythmisch starren Ballade macht, und auf deren zweiter der dunkle Bariton des Aron Steinberg einen Tempelgesang („Eli, Eli") rezitativisch löst.

Somit wären wir bei Richard Tauber angelangt. Er singt diverse Schmachtfetzen, die seltsamerweise keine Schmachtfetzen mehr sind, sobald er sie in den Mund nimmt. Sowas von raffiniert! Sein Falsett reißt an den weiblichen Nerven, das Organ schmeichelt sich ein zum Närrischwerden, sinnlicher Blütenstaub wallt hernieder. So von Odeon O — 8371 („Ich hätte dich so gerne noch einmal allein gesehn", einem berückenden Tango billigster Sorte, und „Ich lieb dich tommer doch", gerichtet an die bekannte gnädige Frau, die langsam z. k. zu werden sich anschickt), von O — 8351 („Ich küsse nebbich Ihre Hand" und „Die schönsten Augen hat meine Frau"), von O — 4920 („Was weißt denn du, wie ich verliebt bin" und „Das alte Lied", und das ist keineswegs eine Flüsterplatte, zu der er persönlich klavieriert, sondern ein Zierstück fürs Pasteursche Institut, so kracht es von erotischen Mikroben), und O — 8364, enthaltend „Zigeunerweisen" (eine fade Melodie mit Balaleika, Cymbal und Harmonika) und „An der Wolga", eine gute Melodie, ein Emigrantenlied, keine alte Komposition und ziemlich antibolschewistisch. Dajos Béla wetteifert mit Tauber an Unübertrefflichkeit, der auf O — 4925 beweist, daß er sogar Inseratentexte singen dürfte: Martinis „Liebesfreud — Liebesleid" und Tostis „Adieu". Die durch das Monokel getrübte, verbogene Mimik sieht man nicht mit. Und der Knalleffekt: O — 8365: „Wie ich nun gestern Abend in der Hütte liege" aus Tiefland (bis zum „Gießbach"), wobei die Mutter Gottes zu ihm im Traum kommt, vermöge dreier Sechzehntel und sechs Achtel. Einfach phänomenal.

Was ist Granda dagegen? Bei lauter Nadel ergreifst du die Flucht und retirierst ins Nebenzimmer, so machtvoll blüht sein Metall. Er singt auf Columbia D 41 002 die in weiteste Kreise gedrungene eisgekühlte Hand der Mimi und etwas aus Ponciellis „Gioconda". Auf Parlophon P 9331 hört man Jaro Dworsky das Feuilleton aus Friederike singen: „Sah ein Knab", und mit Harfengeplunker „O Mädchen, mein Mädchen", und wenn demnächst eine Kant-Operette gegeben wird, kaufe ich einen Platz und störe die Vorstellung. Und Nino Piccaluga, etwa das Gegenteil von Franz Völker (der sich auf der August-Nummer der Grammophon-Monatsschrift im Kreise seiner Banknoten abgebildet hat, obwohl er es vorziehen sollte, sämtliche Photographen zu scheuen), singt teils „Othello", teils „Troubadour" in einer Weise, daß man für eine Weile nur noch Italienisch zu goûtieren vermag. Bravo!

Auf Grammophon stimmt Theodor Scheidl den Fliedermonolog an und die Klage des Amfortas (66 671). Beängstigend originalgetreu und leider etwas zu nahe am Mikro. Und auf 66 825 nicht minder vortrefflich „An jenem Tag" (aus Hans Heiling) und „Es wohnt am Seegestade" (aus Undine).

Das Duett Rosetta Pampanini-Gino Vanelli (Columbia L 2214) weist eigentümliche Abweichungen von der deutschen Fassung und Umstellungen auf. Trotzdem ein beachtliches Teilchen aus dem „Bajazzo". Alessandro Valente-Emma Lattuade servieren eine Perle aus Puccinis am 1. 2. 1893 uraufgeführter und durch den unmöglichen

letzten Akt verunglimpften „Manon Lescaut"; voller Leidenschaft, Kraft und Leben: Electrola EH 197. Auf Columbia LS 3007 duettierten Nanny Larsen-Todsen (Isolde) und Anny Helm (Brangäne). Einleitung II. Akt und erste Szene. Bayreuth. Dazu eine spärliche Klarinette, eine bessere Baßklarinette, wackere Hörner und mäßige Aussprache („Sorgende Furcht beirrt dein Ahr, das luchend schüttelt der Wind"), die Brangäne schauspielerisch ausgezeichnet, zwei edle Stimmen. Grammophon 66 765 hat eine etwas wattierte Akustik: „Wilde Eifersucht im Herzen" aus Rigoletto (mit der Hüni-Mihacsek, der Emmi Leisner, mit Roswänge und Scheidl); und auf der Rückfront, mit Emmi Leisner: „Holdes Mädchen, sieh mein Leiden!", einfach ideal bis auf den letzten, verrutschenden Akkord. Und die Platte, die jeder sein eigen nennen muß: Odeon O — 8734: aus dem Mittelakt der „Fledermaus"; Lotte Lehmann als Rosalinde, Tauber als Alfred, Karin Branzell als Orlofsky, Doktor Stegemann als Eisenstein und Grete Merrem-Nikisch als Adele. Eine wahrhaft pfundige Besetzung. Hätte man dem Orchester vorher Henkell Trocken eingespritzt, wäre es wahrscheinlich nicht auszuhalten.

Und nun noch ein paar gesiebte Frauen. Der geneigte Leser hat gewiß bereits erfaßt, daß die von mir besprochenen Platten ohnehin über dem Durchschnitt liegen. Wenn ich also einen sanften Tadel einflechte, so heißt das nicht, daß die Platte schlecht ist. Es handelt sich meist um minimale Schönheitsfehler. Bei Maria Olszewska, die etwas aus Händels „Rinaldo" und „Sieh, mein Herz erschließet sich" von Saint-Saëns singt, nehme man eine leise Nadel, damits köstlich wird. Elisabeth Schumann, die beste Interpretin von Richard-Strauß-Liedern, hat das Pech, achtzehn Mal das vertrackte Wort „Herz" verwenden zu müssen, und achtzehnmal geht das z in die Binsen. Diesmal singt sie nicht Strauß, sondern vier Lieder von Schubert (Die Post — Wohin? — Im Abendrot — Die Vögel; alles auf Electrola EJ 260). Eine von jenen Aufnahmen, die einem immer mehr ans Herz wachsen, je öfter man die Platte auflegt. Auf Parlophon P 9841 gibt Meta Seinemeyer den Auftritt der Butterfly und „Singet, singt vereint in vollem Chor" aus der „Tosca". Auf Electrola DB 1001 singt Toti dal Monte die Arie aus dem „Carneval von Venedig" mit lauwarmer Stimme, die Höhe keineswegs leicht, sondern hinaufgeschoben; und überhaupt: wer Koloraturen nicht so nachtigallisch hinkleckert wie die Ivogün, der mag wissen, daß die Koloratur der alten Schule passé und erledigt ist. Ich finde (in Parenthese) sämtliche Italienerinnen schrill — mit Ausnahme der Dussolina Giannini. Auch Lotte Schöne, die auf der Bühne eine federleichte Stimme hat, müht sich mit den „Gschichten aus dem Wiener Wald" allzusehr ab. Sie hängt am Mikrophon, geht nicht mit der Kehle spazieren, niedliche Gewichtlein zerren an den wie aus dem Ei gepellten Koloraturen, die ganz von selber sprießen sollten. Die Kehrseite („Mein Herr, was denken Sie von mir ..." aus der von Cosima Strauß betreuten Fledermaus) gelang ungleich besser; in beiden Strophen ist der zweite Teil unüberbietbar und vorbildlich. Und der Clou: Lotte Lehmann auf Parlophon P 9841 (Hummels „Hallelujah" und Roessels „Wo du hingehst"). Mit halblauter oder leiser Nadel zu exekutieren. Schlagt mir die Brillenscheiben ein: ich preise diese Platte als unwahrscheinlich.

Nun greift in Euern Beutel und wählt nach Wohlgefallen. Und laßt Euch nicht im Schallplatten-Laden achtzig verschiedene Platten vorspielen, die Euch total plemmplemm machen, sondern nehmt die ‚Weltbühne' mit und streicht vorher das an, was in die engere Wahl zu ziehen ist. Ich bitte Euch darum.

Sachlieferungen von Morus

Das Ergebnis vom Haag

Jetzt, wo es vorüber ist, erscheinen die Aufregungen im Haag noch viel gekünstelter. In Paris ging es um Milliarden, und von den zweieinviertel Milliarden, auf die die Andern von vornherein sich spitzten, hat Deutschland durch sein überspanntes Negieren noch nicht fünfzig Millionen heruntergehandelt.

Im Haag gings, damit verglichen, um winzige Beträge. Snowden führte seine Gladiatorenkämpfe um achtundvierzig Millionen, von denen er nun glücklich vierzig für England eingebracht hat. Wieviel davon bare Münze ist, wieviel bloß Rechenkunststück, Zinsverdrehung und Vorschuß auf die Seligkeit, alias: Vorschuß auf die Kriegsentschädigung, die Oesterreich-Ungarn einmal an Italien zahlen soll, läßt sich noch nicht genau übersehen. Aber auch wenn er wirklich reelle zwei Millionen Pfund für die nächsten siebenunddreißig Jahre als Siegesbeute heimbringt, wird davon das Empire nicht fett werden. Eine völlig nutzlose Prestigeangelegenheit war seine Forderung, auch von den durch keine Transferklausel geschützten deutschen Devisenzahlungen ein paar Millionen mehr abzubekommen. Zum Glück waren die Deutschen vernünftig genug, aus dieser törichten Forderung nicht durch törichten Widerstand eine Affäre zu machen.

Etwas ernsthafter war das Bemühen der Labour-Delegierten, die Sachlieferungen zu reduzieren, um den englischen Erwerbslosen ein paar tausend Arbeitsplätze zu schaffen. Der sichtbarste Erfolg in dieser Richtung ist die Einstellung der Italiazüge, die seit Jahren mit Reparationskohle beladen vom Ruhrgebiet nach Süden liefen. Italien wird also künftig statt neun nur noch acht Millionen Tonnen Kohlen aus Deutschland beziehen. Ein Objekt von dreizehn bis vierzehn Millionen Mark; da im Bergbau der Lohn etwa die Hälfte vom Preis ausmacht, werden, wenn es gut geht, dreitausend englische Bergarbeiter mehr in die Grube fahren können. Deutschland darf dafür entsprechend mehr Maschinen und andre Fertigwaren auf Reparationskonto exportieren. Wenn man nicht wieder Reparationsdumping treibt, für uns kein schlechter Tausch, zumal das Reich für die Kohlenlieferungen bisher den Bergwerksbesitzern noch ein Aufgeld zahlte.

Auch bei den Besatzungskosten, die in den regulären Young-Zahlungen nicht miteinbegriffen waren, sind wir ganz leidlich davongekommen. Deutschland muß noch einmal dreißig Millionen draufzahlen und auf vierzig Millionen dubioser Forderungen für Besatzungsschäden verzichten. Das wird, wenn man endlich die Finanzen in Ordnung bringt und, statt Bankschulden zu machen, soviel Steuern erhebt, wie unerläßlich sind, nicht untragbar sein. Andres, Wichtigeres ist unerledigt geblieben, vor allem die Reparationsbank. Man wird jetzt, da die Politiker nach Hause fahren und die Bankinteressenten wieder an die Reihe kommen, doppelt aufpassen müssen. Daß auch die Saarfrage unerledigt blieb, kann man nur dann als

Mißerfolg ansehen, wenn man an den eignen Propagandarummel glaubt.

Dafür ist die Räumung erreicht. Erinnert man sich daran, was noch in der Thoiry-Zeit dafür verlangt wurde und wahrscheinlich auch gezahlt worden wäre, wenn Poincaré nicht auf andre Weise den Franc stabilisiert hätte, dann erscheint der jetzige Preis gering. Deutschland hat in Paris schlecht, im Haag gut abgeschnitten.

Wirtschafts-Illustrierte

Es ist noch kein Jahr her, da erließ der Reichsverband der Deutschen Industrie mit Bravour einen Aufruf an alle seine Unterverbände und an die gesamte Unternehmerschaft, sie sollten einmal den übrigen Deutschen mit gutem Beispiel vorangehen und mit dem unnützen Organisieren und Gründen stoppen. Vom 1. Oktober 1928 bis zum 1. Oktober 1929 sollte ein organisatorisches Sperrjahr eingeführt werden. Alle Männer der Wirtschaft wurden aufgefordert, „in diesem Zeitabschnitt von der Beteiligung an irgendwelchen Neugründungen oder von irgendeiner fördernden Tätigkeit für solche abzusehen", und besonders auf dem Gebiet der Propaganda in Fach- und Exportzeitschriften sollte rationeller und sparsamer gewirtschaftet, die Finanzierung sogenannter Propagandawerke und Sammeldarstellungen sollte eingeschränkt werden; kurz, die Oberste Heeresleitung der Industrie gab den vernünftigen Rat, die Propagandagelder nicht mehr so sinnlos auszuwerfen. Der Ukas wurde überall als ein großer Fortschritt begrüßt, und nur nichtswürdige Nörgler sprachen leise Zweifel aus, ob sich auch alle danach richten würden.

Doch nun gehst Du, Wanderer, an den Kiosken Deiner Residenz vorüber, und so Du Glück hatst, lacht Dich ein schwarzbraunes Blättchen an, ‚Wirtschafts-Illustrierte' geheißen. Ei, denkst Du, da wird man gewiß interessante Bilder finden von den Lohnkämpfen in der englischen Textilindustrie oder von den Amerikanern im Aufsichtsrat der AEG., und womöglich hat ein Photograph für die Ewigkeit festgehalten, wie die Aufsichtsräte der Frankfurter Allgemeinen Versicherungsgesellschaft ihr letztes Hab und Gut veräußern, nur um ihrer Haftpflicht zu genügen. Vielleicht enthält das Blatt auch nur so das Übliche: rauchende Schlote und die neusten Kühlanlagen auf dem Schlachthof in Itzehoe und das Innere des Schornsteins der „Bremen". Aber diese „Wochenschrift für Arbeit und Kultur" will dir anscheinend nur mitteilen, daß es mit Schornsteinen ja gar nicht so schlimm ist. Auf der Titelseite lacht dich eine sommerliche Wiese an, mit einem Bächlein und einem Bootelein und einem Mägdelein oder ein Kleinstadtidyll mit baumbewachsenen Häuschen und plaudernden Frauen. Allenfalls siehst du einen in Ehren ergrauten Arbeiter am Schmiedehammer, mit einem Bäuchlein und einem feinen Gelehrtenkopf; und so zufrieden sieht er aus, als ob er grade denkt: hab ich es aber gut, und muß mein Generaldirektor sich quälen!

Kein Wunder, daß du da zugreifst, falls Du das Blatt nicht schon in mehreren Exemplaren gratis bekommen hast, und dich

in die Freuden dieser gemütvoll illustrierten Wirtschaft vertiefst. Da findest du reizende Tieraufnahmen aus dem Zoo, das Badeleben einst und jetzt und, zwischendurch, eine Seite mit Köpfen der Wirtschaft. Ich weiß, du bist alt wie Methusalem, aber so etwas Paritätisches hast du noch nicht gesehen. Immer ein Unternehmer und ein Gewerkschaftssekretär, immer ein Arbeitgeber und ein Arbeitnehmer, reihweg. Nun kennt deine Neugierde keine Grenzen mehr, und du möchtest endlich ergründen, wer soviel Sonne im Herzen hat, daß er auch dich glücklich und froh machen will. Aber du findest nur, daß die ‚Wirtschafts-Illustrierte' im Verlag der Wirtschafts-Illustrierten G. m. b. H., Berlin N 65, erscheint.

Du wirst gewiß nicht vermuten, daß in dieser schweren Zeit für die Lokomotivindustrie grade Herr von Borsig dir dieses Präsent macht. Einer seiner literarischen Kesselschmiede, nicht der große Herr Striemer, sondern nur der kleine Herr Stahlschmidt ists, der dies Blättchen zusammenhaut. Allerdings ist das schon die zweite Tour. Der Gründerruhm gebührt Herrn Walter Schotte, der Delbrücks Preußischen Jahrbüchern einen stillen Lebensabend bereitet hat, und jenem Herrn Erdmann, der schon bei frühern Gelegenheiten durch einen Engroshandel mit gelblichen Gewerkschaftsbroschüren in angenehmster Geschäftsverbindung mit der Vereinigung Deutscher Arbeitgeberverbände gestanden hat, deren Präsident eben Herr von Borsig ist. Die beiden Gründer suchten sich zunächst einen kleinen Verlag im Norden von Berlin, und dann gingen sie bei der Industrie auf die Inseratensuche.

Ihr Unternehmen fand so großen Anklang, daß beispielsweise die Kunstseidenindustrie, deren Leiter im Präsidium des Reichsverbandes der Deutschen Industrie sitzen, gleich für viele Zehntausende in der ‚Wirtschafts-Illustrierten' einen Platz mieteten. Auch die Bötzow-Brauerei bot hilfreich ihre Hand. Maschinenfabriken folgten. Wie sollten sie auch nicht, da Herr Abraham Frowein, besonders aktives Präsidialmitglied des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, für die ‚Wirtschafts-Illustrierte' selbst Empfehlungsschreiben versandte. Das taufrische Unternehmen schwamm infolgedessen im Gelde, konnte ein paar achtbare, nichtsahnende Mitarbeiter heuern und druckte gleich eine Auflage von 250 000 Exemplaren. Und wie es der Zufall will, den Druckauftrag dafür erhielt wiederum ein Präsidialmitglied des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, Hans Krämer, Besitzer der Rotophot-Gesellschaft. Herr Krämer ist im Reichsverband der Spezialist für Rationalisierungs- und Sparmaßnahmen aller Art. Er sorgt dafür, daß die Industrie nicht für unnötige Messen und Ausstellungen ihr Geld vergeudet und hat gewiß auch an der Einführung des organisatorischen Sperrjahres hervorragenden Anteil. Er ist ein Volkswirt im wahren Sinne des Wortes.

Aber offenbar hat ihn ebenso wie Herrn Frowein und wie Herrn Blüthgen von der Kunstseide und wie Herrn von Borsig von der benachbarten Arbeitgebervereinigung die Not der deutschen Wirtschaft übermannt. Und Not kennt kein Gebot. Nicht mal das einer Gründungssperre, die man selbst verhängt hat.

Bemerkungen

Woran liegt das —?

Auf der Tagung des Vereins deutscher Eisenhüttenleute in Düsseldorf hat jüngst der Herr Springorum ein Referat gehalten, in dem auch von der Unfallverhütung die Rede gewesen ist. „Er klagte", steht im Bericht, „über die mangelnde Mitarbeit und die Gleichgültigkeit der Arbeiterschaft, die bisher nicht zu überwinden gewesen sei." (Hier hat der Bericht einen tiefen grammatischen Fehler gemacht.) „Er glaubt eine Ursache hierfür in der Überspannung der sozialen Unterstützung durch Krankengeld usw. zu sehen. Hier sei noch viel zu bessern. Die Bekämpfung der Unfallverhütung in Wort und Schrift, wie sie bisher üblich gewesen, sei in der letzten Zeit einem direkten Widerwillen bei der Arbeiterschaft begegnet." Ja, woran liegt das?

Es ist ungemein bezeichnend für die Gesinnung, die in deutschen Arbeitgeberkreisen herrschend ist, daß Herr Springorum, der nicht ohne seinen Generaldirektortitel ausgeht, zunächst einmal die doch so kümmerliche soziale Hilfe tadelt, die der Staat den Arbeitern gewährt. Abzuschaffen ist allemal das Krankengeld „und so weiter" — denn, sagt sich der Herr Generaldirektor, wozu wird der Arbeiter noch künftighin aufpassen, wenn er seinen abgesägten Arm doch reichlich bezahlt bekommt? Er bekommt ihn mit Gold aufgewogen. Und wer muß dieses Gold bezahlen? Die Eisenhütten, die von ihrem Reinverdienst bekanntlich zehn Prozent abliefern, wie ihre Angestellten auch ...

Wir wollen dem Herrn Springorum etwas auf die Sprünge helfen.

Der „direkte Widerwille" gegen die Bilder, die man in die Betriebe pappt, ist äußerlich wohl vor allem auf die kindisch-schulmeisterhafte Art zurückzuführen, mit der das gemacht wird. Der innere Grund ist ein andrer.

Kann sich der Generaldirektor nicht denken, daß die Arbeiter müde, müde, müde sind? Daß sie es satt haben, alles miteinander? Daß es das Gefühl der tiefen Hoffnungslosigkeit ist, das den Arbeiter stumpf macht? das tödliche System der „Rationalisierung"? die unterdrückende Wirtschaftspolitik der Arbeitgeber? Herr Springorum kann es sich nicht denken — denn er hat nie an der Kreissäge gestanden. Er hat nicht einmal versucht, sich in die Lage derer hineinzudenken, die dort stehen.

Der deutsche Arbeiter bekommt einen Durchschnittslohn, von dem er grade leben kann. Rücklagen für die Zeiten der Not sind so gut wie ausgeschlossen. Die Bildungsmöglichkeiten sind ihm und seinen Kindern fast ganz verschlossen, der klägliche Ersatz, der hier und da geboten wird, reicht niemals aus, die Kinder in die Höhe zu bringen. Was auf dem deutschen Arbeiter lastet, ist die graue Hoffnungslosigkeit, die Stumpfheit, das Gefühl: „Es kann mit mir nie, nie anders werden — mit meinen Kindern auch nicht; immer wird es so sein, daß ich das ganze Leben, bis ich umfalle, schuften muß, in diesen nassen und muffigen Häusern leben muß, immer." Daß diese Leute noch die Kraft haben, im Klassenkampf zu stehen, zwingt uns die größte Bewunderung ab.

In dieser Tiefe der Lebenshaltung, die den Konsum fast völlig zerstört, rechnet der Arbeiter so: „Und wenn mir etwas zustößt? Dann bekomme ich Krankengeld; viel schlimmer als hier im Werk kann es mir nicht gehen — eher besser." Und so hält er gewiß seinen Arm nicht in die Maschine; aber weil er abgestumpft ist durch den Krieg, durch die Inflation, durch das, was jene die Rationalisierung nennen, gibt er viel weniger

acht als einer, der so viel verdient, daß er Lust und Liebe zu seiner Arbeit hat. Wo sollen die Chemieproleten, die Kumpels, die Eisenproleten, diese Lust und Liebe hernehmen?

Die hat der Herr Springorum, Generaldirektor und Wirtschaftsführer. Und mit ihm alle jene Hunderte und Tausende, die mehr verdienen, als sie verdienen.

Ignaz Wrobel

Die Rechtskenntnisse der Reichsanwaltschaft

müßten Umfang und Tiefe haben; denn sie ist die oberste Anklagebehörde einer großen Republik. Aber es scheint nicht weit her damit zu sein. Möglich, daß ich ein Hochverräter bin; nur, daß ichs nicht kraft der Sätze bin, um derentwillen die Abteilung I A des berliner Polizeipräsidiums mich in Leipzig denunziert hat — das kann bereits ein stud. jur. feststellen, dem im Strafrechtspraktikum zwei bis drei Arbeiten gelangen. Trotzdem leitete die Reichsanwaltschaft ein Ermittlungsverfahren gegen mich ein. Und ich erzähle das hier, damit meine Leser auch mal Heitres von mir zu hören bekommen. Ob das Verfahren übrigens noch schwebt, weiß der Teufel.

Inkriminiert waren drei Stellen aus meinen Publikaten in Ernst Friedrichs ‚Schwarzer Fahne', einem Blatt mit famosem Antimilitarismus und minder erfreulicher Anarcho-Tendenz. Wer an der ‚Schwarzen Fahne' manchmal mitarbeitet, muß darum ebensowenig Anarchist sein, wie, wer manchmal am ‚Berliner Tageblatt' mitarbeitet, darum der Deutschen Demokratischen Partei nahestehn muß (wag ich zu meinen). Übrigens ist selbst der Anarchismus ... zwar durch die Logik, aber nicht durchs Strafgesetz verboten. Verboten sind bestimmte, im Gesetz umrissene Handlungen. Nach § 81[2] das Unternehmen, „die Verfassung des Deutschen Reichs oder eines Bundesstaats gewaltsam zu ändern" (Hochverrat); nach § 86 jede „ein hochverräterisches Unternehmen vorbereitende Handlung". Den Tatbestand des § 86 soll ich nach Ansicht der Reichsanwaltschaft durch folgende Sätze verwirklicht haben:

Ohne soziale Revolution kein dauernder Völkerfriede.

Es gilt, den Aufstand gegen den Krieg systematisch vorzubereiten.

Worauf es mir wesentlich ankam, war: zu zeigen, daß die Demokratie dieses kapitalistischen Zeitalters nur sehr teilweise gewillt und ganz und gar nicht imstande ist, den Krieg aus der Welt zu schaffen. Gelang mir der Nachweis, so ergibt sich für jeden, der als seine vornehmste geistige Pflicht die Teilnahme am Kampf gegen den Krieg, diesen Greuel aller Greuel, erkannt hat, von selbst die Notwendigkeit, neben die impotente demokratische Friedensbewegung eine verwirklichungsmächtige revolutionäre zu stellen.

Gesetzt selbst, hier wäre von einer gewaltsamen Änderung der Verfassung die Rede, als Ziel, so würde der Tatbestand des § 86 doch nicht erfüllt sein: weil „vorbereitend" — nach einer uralten Entscheidung des Reichsgerichts (Band V, Seite 60) — zwar auch die entfernteste Handlung sein kann, aber nur „in Beziehung auf ein bestimmtes Unternehmen". Daß die inkriminierten Sätze prinzipielle Betrachtungen enthalten („ohne soziale Revolution kein dauernder Völkerfriede") und nicht auf ein bestimmtes Unternehmen gehn, hört ein Tauber.

Nun aber ist darin von einer Änderung der Verfassung keineswegs die Rede. Die Verfassungsfrage wird von diesen Betrachtungen überhaupt nicht gestreift. Nicht der Aufstand gegen die republikanische Verfassung, sondern der „Aufstand gegen den Krieg" soll systematisch vorbereitet werden. Das schreibt uns das Völkerrecht von 1929 geradezu vor (Kriegsächtungspakt!);

wer im Sinne des Kelloggpakts handelt, kann keinen Hochverrat begehn — zumal dieser Pakt nach einer Bestimmung der Reichsverfassung Bestandteil der Reichsverfassung ist! Aber auch das Strafrecht von 1870 verbietets uns nicht. Zumindest fällt das Unternehmen, einen Krieg gewaltsam zu verhindern, nicht unter den Begriff des Hochverrats. Die Hochverratsparagraphen untersagen die Erhebung gegen die Verfassung (und den Versuch, Gebietsteile loszureißen), nicht die Erhebung gegen den Krieg. Diese Dinge sind nicht strittig, sondern eindeutig-sicher. Was ein leidlich unterrichteter Student der Rechte weiß, sollte auch ein Reichsanwalt wissen. Die Kosten, die ein vollkommen überflüssiges Ermittlungsverfahren dem Reiche verursacht, trägt nicht er, sondern die Masse der Steuerzahler; wir, die Arbeitenden, haben dafür zu blechen. Völkische Reichsanwälte ohne Strafrechtskenntnisse, die mit unserm Geld aasen, sollten gezwungen werden, umzusatteln und, zum Beispiel, Botaniker zu werden; Studien etwa über den Pfeffer lassen sich am besten dort machen, wo er wächst.

Der von der leipziger Firma beauftragte Untersuchungsrichter zu Moabit, welcher mich liebenswürdig-korrekt vernahm und ein Protokoll mit allen intellektuellen Nuancen hinlegte, ein Protokoll, tiptop, kann ich Ihnen sagen, Wrobel, (das gibt es also!), versah mich am Schlusse mit der Information, daß zwar, wenn das Ermittlungsverfahren zur Erhebung der Anklage führe, nicht aber, wenn es eingestellt werde, der Beschuldigte Bescheid erhalte. Ein feiner Volksstaat! Der Staatsbürger als Zappelfischchen, als trister Zwangshampelmann. Drei Jahre Zuchthaus stehn, im angenehmsten Falle, auf das Verbrechen, dessen das von Zörgiebel geleitete Institut mich bezichtigt hat: Vorbereitung eines hochverräterischen Unternehmens. Meine Republik, falls sich herausstellt, daß die Bezichtigung grundlos war, weigert sich, offenbar der Portoersparnis halber, mir das mitzuteilen; bis in die Puppen, bis an mein seliges Ende darf ich mit dem ermutigenden Gefühle im Bauch herumlaufen, Zuchthäusler in spe zu sein. Nein, dann lieber die Anklage. Her mit der Anklage! Ich brauche Verlagsverträge.

Kurt Hiller

Kommunisten in Frankreich

Die französische kommunistische Partei ist im Dezember 1920 durch Spaltung der Vereinigten Sozialistischen Partei am Kongreß von Tours entstanden. So zu lesen in der amtlichen Parteihistorie. Heute hat sie ganze zwölf Abgeordnete in der Kammer sitzen. Trotz der seit 1924 angewachsenen Gefolgschaft sind ihr bei den letzten Wahlen acht Mandate verloren gegangen. Diese Entwicklung wird erklärlich, wenn man zwei Dinge berücksichtigt: die starrsinnige Wahltaktik Moskaus, die den Kommunisten verbietet, mit andern Parteien zusammenzugehen und das dem englischen ähnelnde französische Wahlsystem. Beide Umstände zusammen haben bei den letzten Wahlen der Reaktion zum Siege verholfen.

Hinter den zwölf kommunistischen Abgeordneten stehen etwa anderthalb Millionen kommunistischer Wähler. Wohlgemerkt: kommunistischer Wähler — nicht Kommunisten. Denn in Frankreich gibt es keine Kommunisten. Die anderthalb Million, die kommunistische Stimmzettel abgeben, sind, wenn auch Arbeiter, kleine französische Bourgeois. Verärgerte Bourgeois allerdings, die aus einfachen Gründen des Zornes über Steuer, niedrige Bezahlung und sonstige Tücken des Lebens zu dieser Rache gegriffen haben.

Aber es gibt nicht nur keine Kommunisten in Frankreich, es gibt auch keine Kommunistenführer. Es ist ein einzigartiges Naturschauspiel, wie die Leiter

der Partei gleich verdorrten Zweigen einer nach dem andern vom Mutterlande im Osten abfallen oder ausgestoßen werden. Lautlos und ohne Aufbäumen, ohne Schmerz verschwinden sie. Eine kleine Notiz irgendwo zeigt ihren Hingang an.

Diese unfruchtbare, disziplinlose Gesellschaft Unzufriedener nun wird in Frankreich von der Rechtsregierung aus Taktik zu einer Landesgefahr aufgeblasen. Man quält, tyrannisiert und vergewaltigt sie aus dieser Fiktion heraus mit den unfairsten Mitteln. Hausdurchsuchungen, Verhaftungen, Beschlagnahme ihrer Organe, Sperrung ihrer Bank — damit hetzt man die Arbeiter auf und treibt sie in eine Partei, um die sie sich sonst überhaupt nicht kümmern würden. Man unterdrückt den Kommunismus, die Arbeiter strömen ihm zu. Und das ist es, was die Reaktion wünscht. Was zu den Kommunisten überläuft, kommt von den Sozialisten. Die Sozialisten sind stark und gefährlich, die Kommunisten nicht. Was zu den Kommunisten kommt, ist den Sozialisten verloren. Das ist die Rechnung. Der ‚Populaire' hat die Situation vollkommen erfaßt, wenn er schreibt: Über den Weg der Kommunisten ist es die Klasse der Arbeiter selbst, die bekämpft wird. So ist es. Die Kommunisten sind Vorwand.

Das Spiel ist gefährlich, man sollte es wissen. Wenn es in Frankreich zurzeit auch keine Kommunisten gibt, das ist sicher, so werden sie gezüchtet. Und eines Tages werden sie die Rolle erkennen, die ihnen von einem gerissenen Machtblock zugeschoben wurde und sie unverzüglich von sich werfen. Sie werden dem Satz „La Force à la Droite", den die Reaktion am 1. August angesichts der 30 000 Söldlinge Chiappes frech auf ihr Panier geschrieben hat, für einen Augenblick der Geschichte Leben und Kraft geben und ihn mit der Wahrheit beseelen.

Dann wird es zu spät sein.

Ingeborg Seidler

Die Revellers

Im Programm sind ihre Namen einzeln aufgeführt, aber man vergißt sie schnell, denn einzeln kann man sie sich nicht vorstellen, die vier Herren im Frack mit ihrem Manager am Klavier. Die Revellers sind ein Begriff; ein Begriff um den man jahrelang erbittert gekämpft hat wie um „Rohkost" oder „Diktatur" oder sonst irgendein Schlagwort. Freundschaften wurden vor Revellerplatten geschlossen oder resignierend getrennt; und dann gab es Abtrünnige, die behaupteten, daß die Revellers lange nicht so schön seien wie die Merrymakers; zum Glück stellte es sich dann heraus, daß sie mit diesen identisch seien. Wer aber sehr gebildet war, der erklärte an den Revellers, was es mit der Seele der Schwarzen auf sich habe.

Und nun sind sie nach Berlin gekommen, waren gar nicht schwarz, sondern durchaus weiß und vielleicht sogar (ost)europäisch, und ihr Singen war gar kein Negersang. Die Eingeweihten — und Grammophonbesitzer sind immer eingeweiht — hatten das natürlich gewußt, aber es war doch wieder etwas ganz Neues, sie persönlich singen zu hören, während man statt wie sonst auf die Spiegelung der abgeblendeten Lampe in der sich unermüdlich drehenden schwarzen Platte auf die leuchtenden Hemdenbrüste der fünf Herren starrte. Ja, sie heißen zwar die Revellers, und das bedeutet die Schwärmer, aber, wenn sie singen, so schwärmen sie sehr diszipliniert und ganz genau nach Vorschrift.

Aber doch ist es wieder so anders als auf dem Grammophon: Der Tenor ganz links, der in „Dinah" und in der „Rose of Waikiki" die unwahrscheinlich hohen Verzierungen um die Melodie herum singt, schnippst mit den Fingern und wippt in den Knieen, wenn da mal die andern ein bißchen singen sollen. Und der Baß rechts läßt Schultern und Arme hängen, wenn er,

über sich selber erstaunt, fragt, warum er jetzt „so glücklich as a little Baby child" sei. Die andern wenden sich ihm zu, stehen um ihn herum und erklären „for i'm in love again", und das ist wohl ein zureichender Grund. Sie reden von sich in der Einzahl, obwohl sie doch vier sind. Das Seltsame ist, daß man das gut verstehen kann, auch wenn man sie sieht und nicht nur wie sonst hört. Dabei sind sie recht sparsam in ihren Gestikulationen, sie machen keine Mätzchen wie andre Jazzsänger, denn ihr Singen ist kein „joke" sondern etwas sehr Ernsthaftes. Es ist keine eigentliche Polyphonie, die sie geben, denn auf die einzelne Stimme kommt es nicht zu sehr an. Jeder der Sänger muß mehrere Register gleichzeitig beherrschen: sentimentale Chromatik in den Satzschlüssen, die bis auf einen achtel Ton exakt durchgeführt wird, und dann wieder ein klar herauslösbares Rezitando, das ebenso einfach und doch nuanciert ist wie die englischen Worte, mit denen da einer sagt, daß er glücklich oder auch traurig sei und nur fürchte, „sie" könne vielleicht ihre Meinung über ihn ändern. Die wunderbare Erfindung der Revellers ist diese Verbindung zwischen einer modernen Vierteltontechnik und dem einfachen Parlando des Volkslieds.

Und wenn man sie sieht, so begreift man auch, warum sie gar keine Nigger sein können. Ihre Sentimentalität ist vergnüglich, harmlos, — sie können sie sich leisten —, aber sie ist nicht schwelgerisch. Ihre Raffiniertheit ist durchaus europäisch und nicht von jener Koketterie, die die Nigger den Weißen gegenüber zur Schau tragen. Und da auch das leiseste Nebengeräusch eines ablaufenden Grammophons fehlt, merkt man, daß ihre Stimmen nicht guttural, sondern völlig klar sind.

Wolf Zucker

Die Briefe der Gräfin Reventlow

Die Umschlagsreklame des Verlags Albert Langen in München nennt sie „eine notwendige Ergänzung der Tagebücher" und hat recht damit. Denn die Werke Franziska zu Reventlows, diese subjektivsten Ich-Bücher der Gegenwartsbelletristik, sind immer noch Maske, so wie das lächelnde, bemalte und ausgeglichene Gesicht der heutigen Dame Maske ist; die Tagebücher sind das Gegenteil, ein schonungslos entschminktes, von den Ekstasen der Wollust und den Krallen großen und kleinen Schmerzes verzerrtes, von Lachen verklärtes und von Tränen zerstörtes Menschenantlitz. Und nun kommen noch die Briefe, die zwischen den Beiden stehen; man hat ein klein wenig Puder aufgetupft, aber man läßt die Freunde doch sehen, daß und in welcher Richtung man bewegt ist. Da ist der erste Gymnasiastenfreund aus der lübecker Ibsenklubzeit der zwanzigjährigen Seminaristin: Emanuel, in den man alle Größe, alles Verstehen hineininterpretiert, nach dem man sich gesehnt hat und das man jetzt endlich einmal haben muß. Dann, zehn Jahre später, der Bedeutendste ihrer Freunde, sein Name hat Weltgeltung, unter dessen geduldig suggestivem Zwang sie ihr erstes Buch schreibt. Weiterhin die befreundeten Schriftsteller: Oskar A. H. Schmitz, Franz Hessel. Paul Stern, gleich der Reventlow ausgegangen von Schwabing, undenkbar ohne diesen großen geistigen Schmelztiegel der Jahrhundertwende. Dazwischen ein großer Rausch, einer freilich nur von vielen: Carlo. Die spätern Briefe erzählen die (in den Tagebüchern fehlende, im „Geldkomplex" gestaltete) Geschichte ihrer grotesken Scheinehe in Ascona, sie haben biographischen Wert und sind unglaublich amüsant. Jeder einzelne dieser Briefe ist wieder Spiegel eines einzigartigen Geschöpfes, das in der Zeit der großen Emanzipation sich freiriß und sein eignes Leben wollte und bekam.

Aber anders als all die Frauen, welche Rechte erkämpft hatten und Pflichten dafür übernahmen. Es gab für die Reventlow keine Pflichten, keine Hemmungen, keine Moral und keine Unmoral. Sie arbeitete wohl, arbeitete oft rasend, um das Leben ihres Kindes zu erhalten; aber wenn sie ohne Arbeit zu Geld kommen konnte, so war ihr das tausendmal lieber. Sie kannte keinen Ehrgeiz und keine Werkbefriedigung, sie war keine moderne Frau, und erst recht mit Schaudern wandte sie sich ab von Heim, Ehe und Hausfrauentugenden. Sie war ein Triebwesen mit Geist, vielleicht eine einmalige Erscheinung. Es ist nicht „notwendig", ihre Briefe zu kennen oder überhaupt irgendetwas von ihr zu wissen, denn sie war sicherlich ein ganz unnotwendiges Geschöpf im Rahmen der vernünftigen Weltordnung. Aber was wäre, du guter Gott, deine Erde für eine graue und grauenvolle Angelegenheit ohne solche Unnotwendigkeiten!

M. M. Gehrke

Fritz Brupbacher

Fritz Brupbacher: ein Gelehrter, ein Weiser — ein Revolutionär, der wie ein Benediktiner arbeitet.

Er ist Schweizer und gehört zu jenen Schweizern, die eine Ausnahme von der Regel bedeuten: „Pas d'argent pas de Suisse!"

Die besondern Umstände haben aus der Schweiz während des Weltkrieges ein einzigartiges Land gemacht. Man findet dort die Bande der Spionageagenten und deren Anhang: Geheimpolizisten, Spitzel, Fälscher und Ausbeuter, die zusammen die Internationale der Lüge und des Verbrechens bilden.

Aber in diesem trotz seiner scheinbaren Demokratie ultrareaktionären Land („die älteste Demokratie der Welt" schreibt das ‚Journal de Genève' manchmal nicht ohne Ironie) fanden auch die historischen Konferenzen von Zimmerwald und Kienthal statt. Die Gastwirte und Käsehändler, die im Bundesrat saßen, und die abwechselnd für die Mittelmächte und für die Alliierten waren, werden längst vergessen sein, wenn die Erinnerungstafel am Haus der Spiegelgasse 12 in Zürich, wo während des Krieges Wladimir Iljitsch Lenin wohnte, eine Art radioaktiver Anziehungskraft auf die ganze Welt ausüben wird.

Das hat Fritz Brupbacher ausgezeichnet in einer historisch klaren, exakten und vollständigen Broschüre: „Zürich während Krieg und Landesstreik" gezeigt. (Verlag Unionsdruckerei Zürich.)

Die Persönlichkeit des Verfassers gibt dieser dokumentarischen Arbeit ihre besondere Bedeutung. Doktor Fritz Brupbacher ist einer der ältesten Kämpfer der Internationale. Seit 1898 gehörte er der schweizer sozialistischen Partei an, brach aber mit diesen Spießbürgern und Kompromißlern und schloß sich den Syndikalisten an. Er war einer der Hauptmitarbeiter der ‚Vie Ouvrière', der bekannten französischen syndikalistischen Vorkriegszeitschrift. Er hat ein bedeutendes Werk über Marx und Bakunin veröffentlicht und kürzlich eine kleine Studie über Bakunin, den er den „Satan der Revolte" nennt. (Im Neuen Deutschen Verlag in Zürich.) Ferner sind von ihm erschienen: Monographien über die schweizer Arbeiterbewegung, wissenschaftliche Schriften über die sexuelle Frage, die Ehe, die Abtreibung und endlich eine Reihe Aphorismen, die er in den seltenen Mußestunden mit unendlich feinem Geist, Ironie und Humor schrieb, die ihm aber die Feindschaft gewisser kommunistischer Frauen eingetragen haben.

Als praktischer Arzt kennt er gründlich jeden physiologischen und psychologischen Antrieb. Als Internationalist begnügt er sich nicht damit, sein Gehirn mit wissenschaftlichen und literarischen Erscheinungen vollzustopfen, die in Berlin, Moskau oder Paris herauskommen. (Dieser Schweizer könnte der Lehrmeister manches pariser Kritikers der französi-

schen Literatur sein.) Sondern als Liebhaber des Reisens und voller Wißbegier trifft man ihn bald in Rußland, bald in Afrika, am Gestade des Schwarzen und an den Küsten des Mittelländischen Meeres.

Mit einer seltenen Bescheidenheit, die man in unsrer Zeit der eingebildeten Unwissenheit gar nicht mehr gewohnt ist, widmet sich Doktor Fritz Brupbacher der Arbeiterbewegung, indem er der politischen Aktivität die pädagogische Arbeit, die so notwendig und so oft vernachlässigt ist, vorzieht. Wieviel Kämpfer hat er ausgebildet! In allen Sektionen der kommunistischen Internationale findet man sie.

Zürich ist nicht sehr stolz auf ihn. Vielleicht würde man ihn höher schätzen, wenn er in Berlin, London oder Moskau lebte und dort seine hervorragenden Arbeiten veröffentlichte.

Henri Guilbeaux

Die deutsche Sprache

Ich möchte vielmehr zeigen, aus welchen Anschauungen über Volksbildungsarbeit in der Volksschul- und Volksbildungsabteilung des berliner Unterrichtsministeriums heraus der Arbeit im Grenzgebiet beim Wegebahnen und Zielezeigen zu helfen gesucht wird, und welche Richtung dieser Arbeit bei der Unterrichtsverwaltung immer förderndes Verständnis und freie Bahn findet.

Ministerialdirektor Paul Kaestner

Der Nationalsozialismus

hat 14 Thesen der „Deutschen Revolution" verfaßt, die zu sein er vorgibt. Zum Beispiel:

> Die Deutsche Revolution lehnt es ab, über fremde Völker und Nationen zu herrschen und sie auszubeuten; sie will nicht mehr und nicht weniger als genügend Lebensraum für die junge Nation der Deutschen — und soweit die Erfüllung dieses tiefsten Urrechtes des Lebens mit dem gleichen Recht andrer Völker und Nationen in Gegensatz gerät, erkennt sie die Entscheidung des Krieges als den Willen des Schicksals an.

Ganz annehmbar. Nur:

> Die Deutsche Revolution verneint vor Gott und der Welt die Verbindlichkeit der auf der Lüge von Deutschlands Schuld aufgebauten, durch brutale Gewalt erpreßten „Friedensverträge" von Versailles und St. Germain und führt einen unermüdlichen, fanatischen Kampf mit allen Mitteln bis zur völligen Vernichtung dieser Diktate und aller auf sie gegründeten Abmachungen.

Verlieren gilt nicht. Es sind schlechte Verlierer.

Auf der Höhe der Zeit

Unser Columbus hat sein fünftes Schwesterchen bekommen. In dankbarer Freude

Edith Cohn, geb. Freudenberg
Ernst Cohn.

Bremen, den 25. August 1929.

B. T.

Liebe Weltbühne!

Herr Babbitt aus Massachusetts landet in Paris. Der vom Reisebureau gestellte Führer fällt mit einer Flut von Erklärungen über ihn her: das Grab Napoléons, die Champs-Elysées, das Louvre ... Da hob der Amerikaner die müden Augendeckel und sprach: „No details. What country?"

Zeitschriften-Literatur

„Das neue Europa". Diese universell verbreitete, von dem bekannten Wiener Friedensfreunde Dr. Paul Hohenau herausgegebene und redigierte Zeitschrift, feierte in diesen Tagen ihren 15jährigen Bestand. Aus diesem Anlasse war Dr. Hohenau Gegenstand mannigfachster Ehrungen. Führende Pressevereinigungen nicht nur Oesterreichs, sondern auch der meisten anderen kontinentalen Staaten beglückwünschten Dr. Hohenau in Worten wärmster Anerkennung für die mutige und erfolgreiche Haltung, die seine Revue in allen internationalen Fragen, die die Völkerversöhnung und Friedensstabilisierung ins Auge faßten, bekundete. Zahlreich waren auch die Glückwünsche, die der Revue aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika, von großen Universitäten, Friedensgesellschaften und Notabilitäten der Politik und des Wirtschaftslebens zukamen. — Unter den Gratulanten fehlte auch keine der Persönlichkeiten: Staatsmänner, Diplomaten, Parlamentarier von Rang und internationaler Bedeutung, die seit langen Jahren zu den hervorragenden Mitarbeitern dieser Zeitschrift zählen.

Antworten

Le Quotidien, Paris. Journalismus? Journalismus ist so: Vor einigen Wochen veröffentlicht hier Kaspar Hauser einen Spaß „Endlich die Wahrheit über Remarque", worin im Stil der kleinen nationalen Provinzpresse das haarsträubendste Zeug über diesen Schriftsteller behauptet wird: er heiße eigentlich Markus, sei vor dem Kriege Synagogendiener und im Kriege berittener Armierungssoldat gewesen ... kurz: die Satire war so klobig wie ihr Vorbild: die Süddeutschen Monatshefte. Das läßt dich, Quotidien, nicht ruhen. In einem großen Artikel auf der ersten Seite deines Blattes enthüllt ein Herr, dessen Namen die mitleidige Rotationsmaschine verstümmelt und der so etwas wie „Robert Boschi" heißt, den Franzosen höchst ernsthaft, wie „die deutschen Nationalisten das Werk Remarques beurteilen". Überschrift: „Die Wahrheit setzt sie in Schrecken". Habt ihr denn keinen Berichterstatter in Deutschland, der lesen und schreiben kann? Dieser zitiert ‚Die Weltbunke' und spricht davon, daß der Nationalist Kaspar Hauser durchblicken ließe, wie Remarque auch „Hartmann", den Menschenschlächter von Hannover, begünstigt habe ... Es ist gar nicht so einfach im menschlichen Leben. Nun sage nur deinem berichterstattenden Robert, daß Kaspar Hauser den bei euch zitierten Barbusse als seinen Gesinnungsfreund verehrt, und daß alles, was ihr da übersetzt, ein Spaß gewesen ist, der übrigens französisch noch komischer klingt als in der deutschen Sprache, die dein Korrespondent so schön beherrscht. Aber so werden Zeitungsleser über fremde Länder unterrichtet. Dein nicht nur von der Druckmaschine verstümmelter Schornalist ... was hat er getan? Es gibt im Französischen einen herrlichen Ausdruck dafür: Il a pissé de la copie.

Deutsche Liga für Menschenrechte. Du beschwerst dich, weil die Demokratische Partei den intellektuellen Henker Jakubowskis, den Herrn Exminister Hustädt, nicht vor die Tür gesetzt hat, wie es eine jungdemokratische Gruppe verlangte. Du hast gut reden. Die Demokraten sind jetzt zur peinlichsten Menschenökonomie genötigt. Hinauswerfen —? Was bleibt denn da noch übrig? Hinauswerfen können die Kommunisten, die Sozialdemokraten, die Nationalen. Die haben es ja. Aber die Demokraten? Da zählt jeder Kopf oder was der Mann sonst mitbringt. Da zählt selbst Herr Hustädt.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das IV. Vierteljahr 1929

einzuzahlen, da am 5. Oktober die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten: es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Nr. 1 von Ignaz Wrobel

Die Mama: „Man kann mit ihm nicht verkehren. Er pfeift so unanständige Lieder."

Es liegt — weil wir sonst keine Sorgen haben — vor: „Nachrichtendienst zur Bekämpfung von Schund- und Schmutzschriften, herausgegeben vom Preußischen Ministerium für Volkswohlfahrt. Nr. 1." Nr. 1 —? Das kann ja gut werden.

Das erste, was in diesem Blättchen auffällt, ist die maßlose Gschaftlhuberei der beteiligten Beamten. Als das Gesetz herauskam, war gar nichts da — was haben sie nicht schon alles aus dem Nichts gemacht! Da erfahren wir aus der Einführung, daß es bereits einen Erlaß — Z A II 5245/29 — gibt, „betreffend Nachrichtendienst zur Bekämpfung von Schund und Schmutz", und man kann aus diesem Bombast von Wichtigmacherei und Überflüssigkeiten einmal so recht sehen, wie diese juristisch verbildeten Lebewesen Maden ausschwitzen, hunderttausend Eier legen, sich in der Jungfernzeugung fortpflanzen — ein grauslicher Anblick.

Zu dieser Arbeit ist selbst der „Laie" willkommen. Diese Nr. 1 ist ein einziger Schrei nach der Denunziation. „Findet zum Beispiel ein Lehrer bei einem seiner Schulkinder ein Buch, das ihm bedenklich erscheint und das er für eine Schund- und Schmutzschrift hält, oder sieht beispielsweise eine Mutter in der Auslage eines Schreibwarengeschäfts oder am Stande eines Zeitungshändlers ein solches Buch oder eine solche Zeitschrift ausgestellt ... ergibt sich, daß die beanstandete Schrift nicht auf der Liste steht, und ist die Persönlichkeit, die sie beanstandet, der Meinung, daß sie auf die Liste gehört, so ist das dem zuständigen Landesjugendamt als der nächsten antragsberechtigten Behörde mitzuteilen ... Um das Interesse der für den Jugendschutz eintretenden Verbände usw. für die Bekämpfung der Schund- und Schmutzschriften zu wecken und lebendig zu erhalten, ziehen die Landesjugendämter sie zu bestimmten Aufgaben heran, indem sie sie zum Beispiel an der Arbeit der Ausschüsse zur Vorprüfung einer Schrift beteiligen, sie zur Beobachtung der Zeitungskioske anregen und dergl."

Dergl. hat man noch nie umsonst versucht. Es gibt ein Mittel, ein einziges, jeden Deutschen aus seiner Ruhe aufzurütteln: sage ihm, auch er sei ein Stück Behörde ... und du wirst etwas erleben. Und nun muß man wissen, in welchen Pfoten sich diese Ausschüsse, karitativen Verbände, Jugendpflegevereine befinden, um das Unheil ermessen zu können, das hier heraufzieht. Dem politischen Gegner immer nur auf die Brieftasche zu sehen, ist billig: man sollte ihm ganz woandershin sehen. Es ist kein Zweifel daran erlaubt, daß bei den meisten Leuten, die sich mit diesen Dingen beschäftigen, insbesondere bei den Frauen, zwei Triebe dominieren: Herrsch-

sucht und unbefriedigte Erotik. Die Wonne, zu regieren und andern etwas vorzuschreiben; der Fimmel, sich als Cäsar zu fühlen, das ist das eine. Gewohnheitsmäßig unzüchtige Schriften bekämpfen ist eine invertierte Orgie, das ist das andere. Sieh diesen vorsitzenden Frauen einmal in die Augen, und du erkennst: sie sitzen da, weil sie nicht richtig liegen. Und das zensiert nun den Schmutz.

Diese Verstopften sind aber nur die Hilfsvölker. Die Kerntruppen sind die Juristen. Und hier kann man in nuce erkennen, wie die romanistische Scholastik der deutschen Juristen, die in den Steinzeitmenschen Kahl und Ebermayer ihre Modelle verehren, das Leben tötet, indem sie es in Begriffe zwängt, die nichts, aber auch nicht das Leiseste, mit dem Lebendigen zu tun haben.

Was ist Schund? Was ist Schmutz? Der unsägliche Külz stellte sich damals im Reichstag hin und rief: „Was ich in dieser Hand hier habe, ist Schund — und hier, diese Schrift in meiner andern Hand, das ist Schmutz." Eine dritte Hand hatte er leider nicht. Nun die Juristen:

Erste Entscheidung: Eine Schundschrift muß wertlos und schädigend sein. A = A. Dann: eine Schundschrift ist eine Schrift, die keine positiven, den Leser bereichernden Werte aufweist. Da weiß ich aber eine Menge Schundschriften... Dann: Der Schundcharakter einer Schrift wird durch zahlreiche Sprach- und Rechtschreibungsfehler verstärkt. (Das ist eine Unfreundlichkeit gegen Bronnen.) Dann: Eine Schrift ist eine Schundschrift, wenn sie ein falsches Weltbild bloß deshalb gibt, weil ihr Verfasser es nicht besser versteht oder weil er es im Hinblick auf seine Leser für angezeigt hält, kein richtiges Weltbild zu geben. Einen Schritt weiter — und die Herren werden ein Verfahren wegen Beleidigung der Landeskirchen auf dem Buckel haben. Was aber das „richtige" Weltbild angeht, das haben nur sie.

Solchergestalt ausgerüstet, stürzen sie sich in den Strudel.

Aus den Listen der Nr. 1 ergibt sich, daß dieser ganze Aufwand schmählich vertan wird. Dieser Eifer; dieser Paragraphenklamauk; diese Wichtigmacherei und diese Organisation — das alles, um „Die Braut von Venedig", „Die Hand der Gräfin auf der Kirchhofsmauer" und „Röschen, das Grafenkind oder: Verschleppt ins Irrenhaus" zu beschlagnahmen. Dazu setzen sich jedesmal vier, sechs, acht hochgelahrte Herren auf den zu diesem Zweck angebrachten Popo, damit das Dienstmädchen Emma Gubalke in Palmnicken nicht mehr „Das echte und wahre Traumbuch nach ägyptischen Wahrsagern" liest. Daß sie aber viermal im Jahr Kartoffelferien gehabt hat, wo dann der Unterricht in der kümmerlichen Volksschule ausfiel, damit Emma für den gnädigen Herrn Kartoffeln jäten durfte; daß Emma nur deshalb kein verzerrtes Weltbild hat, weil sie überhaupt keins hat; daß sie in einem Raum schläft, der einem Ziegenstall ähnelt, wo sie in einem Bett mit ihrem Bruder der „Galanten Abenteuer des Doktor Ribera" wohl entraten kann — davon weiß das Ministerium für Volkswohlfahrt wenig oder nichts. Ist auch nicht so wichtig. Wenn nur „Ver-

trieben am Hochzeitsabend" nicht ins Volk dringt, dann ist alles, alles gut.

Das ist die eine Sorte, hinter der die Schnüffler her sind. Die zweite Sorte ist schon gehaltvoller.

Ein Merkmal dieser Zeit ist wohl, Unbewußtes bewußt zu machen. Meist schmerzt das. Auch geht so die Bildung in die Breite, wobei sie an Höhe verliert — und Berufene und Unberufene beschäftigen sich mit den Rätseln, die sie bedrücken. Aber wer soll schließlich ihre Berufung entscheiden! Wer? Das Ministerium für Volkswohlfahrt. Das zur Zeit von einem Zentrumsmann geleitet wird, allwas die Partei sich nicht nur des Geistes und des Ungeistes wegen verschafft hat —, sondern aus einem ganz andern Grunde: dieses Ministerium hat über die Verteilung sehr großer Fonds zu entscheiden, wer Geld gibt, ist beliebt — man kann sich denken, in welcher Tendenz hier gearbeitet wird. In einer objektiven, versteht sich.

Mit grunzendem Eifer also trappelt die Schar zu den Trüffeln der „erotischen" Zeitschriften. Für jeden geistigen Menschen liegt die Sache klar:

Etwa drei Viertel dieser Blätter, in denen sich Buchhaltersfrauen an Leib und Seele enthüllen, wobei man sich aussuchen darf, was kümmerlicher ausfällt, drei Viertel ist von seiten der Verleger lediglich Spekulation. Das ist neben anderm jedes Blatt — es fragt sich nur, worauf spekuliert wird. Hier wird zweifellos mit nicht sehr sauberen Trieben gerechnet. Es geht aber die verhüllte Pornographie bis zu den bekanntesten und größten Zeitschriften — wo hört das auf, wo fängt das an! Und vor allem: wie weit ist das noch reinlich? Es gibt doch einen sehr verständlichen, legitimen und naturhaften Trieb, sich an einem Frauenkörper zu erfreuen, und wenn ich nicht irre, ist Alfred Polgar einer der ganz wenigen Mutigen gewesen, der einmal auf eine Umfrage in Sachen des Volkswohlfahrtsmannes Brunner das Recht auf Erektion propagiert hat. Die ist Sache des Lesers. Ein hübsches Badebild läßt mich die Linien eines schönen Frauenkörpers bewundern, denn ich bin ein Mann, und meine Empfindungen sind dabei durchaus männlich — also schlummert im Untergrund der Wunsch: du möchtest wohl einmal mit dieser schlafen. Ob der Wunsch die Augen aufschlägt, hängt von tausenderlei Dingen ab — aber gewiß nicht vom Ministerium des Herrn Hirtsiefer. Es ist lächerlich, derart subtile Fragen mit dem Knüttel lösen zu wollen. Für den Schmutz, den wir alle ablehnen, weil er geistlos ist, genügt das Strafgesetzbuch vollkommen — niemand von uns will, daß in einer Buchhandlung ein photographierter Koitus ausgeboten wird. Doch übersehen diese stumpfen Banausen, die mit dem Gesetz in der Hand Schaden anrichten, daß man selbst die Pornographie nicht mit dem Paragraphen überwindet — überwunden ist sie erst, wenn sie von der Jugend ausgelacht und als unappetitlich bei Seite gelegt wird. Das allein wäre sauber. Alles andere führt zur Verdrängung, die gibt Neurosen, und zum Schluß haben wir die Vorstandsdamen.

Die richten in den „erotischen" Zeitschriften wilde Verheerungen an. Ein paar dieser Publikationen sind mir bekannt; sie

sind alles mögliche: dumm, harmlos, verhüllt unanständig, unverhüllt anständig, lächerlich... aber als Schund und Schmutz können sie nur auf jemand wirken, der mit seinem Triebleben nicht in Ordnung ist und der in Wallung gerät, wenn er einen Schamberg sieht. Interessiert euch das so sehr? Immerzu? Den ganzen Tag über —?

Bis hierher liegt Ignoranz vor; bösartige Unbildung; Faulheit, sich in das Seelenleben des Menschen zu versenken — wenn ein Ministerium wagte, mit derartigen Maßnahmen in die Medizin einzugreifen, schrien die Ärzte nicht schlecht, und rechtens. Und wir sollten schweigen, wenn sie im Bereich des Geistes pfuschen?

Sie pfuschen nicht nur. Schon hier, in der Sparte der Zeitschriften, fällt die politische Tendenz auf, in der dieses Gesetz gemacht, propagiert, heute schon ausgenützt und nicht mißbraucht, sondern gebraucht wird.

„Lfd. Nr. 11. Antragstellende Behörde. Landesjugendamt Berlin. Schrift: Die Aufklärung, Monatsschrift für Sexual- und Lebensreform. Verfasser: Magnus Hirschfeld und Maria Krische."

Es ist eine Dreistigkeit sondergleichen, einen Wissenschaftler wie Hirschfeld auf eine Schmutzliste zu setzen. Ich stimme mit dem Mann in vielen Punkten nicht überein; über die Art seiner Propaganda läßt sich manches sagen — aber doch immer mit dem Hut in der Hand, doch immer mit der Anerkennung: Hier hat sich einer für eine vernünftige Sache gegen seine Zeit und die Schande des Strafgesetzentwurfs gestemmt. Wenn ein Landesjugendamt die Schrift eines solchen Mannes, dessen Lebenswerk und Name eine gute Gewähr sind, auf eine Schundliste setzt, so kann es das nur getan haben, weil ihm die dort vorgetragenen Lehren nicht in seinen Kirchenkram passen. Die katholische Kirche zum Beispiel hat kein Recht, uns ihre Sittennormen aufzudrängen. Ich diskutiere sie hier nicht; ihr gebührt die Freiheit, ihre Anhänger so aufzuziehen, wie sie das für richtig hält. Wer aber anders leben will, lebe anders. Sie hat nicht über uns andre zu entscheiden. Wer da im Landesjugendamt Berlin ein solches Maß von Unbildung aufweist, mögen die Beamten unter sich ausknobeln — es ist eine Schande.

Es ist auch eine vollendete Dummheit. Wen soll denn dies Gesetz eigentlich bewahren? Die Jugend? Dann beschränke es sich auf Jugendschriften. Eine Unrechtsprechung, die in diesem Sinne weitermacht, führt konsequent dazu, daß das deutsche Geistesleben auf der ethischen Vorstellungswelt eines Sechzehnjährigen basiert. Soll es so weit kommen? Es wird so weit kommen, wenn ihr nicht dagegen angeht.

Ein Buch wie den „Ladenprinz" von Kurt Münzer zu verbieten, ist eine freche Überschreitung aller, selbst in diesem Schundgesetz gegebenen Kompetenzen. Münzer ist ein sehr mäßiger Teeaufguß von Heinrich Mann; verlogen, ein schlechter Stilist, kein guter Schriftsteller. Aber das geht uns an, nicht die da. Welche Gefahr atmet denn so ein Buch? Ich habe es gelesen; denkbar, daß sich ein Achtzehnjähriger bei

manchen Augenblicken der Lektüre einem „geheimen Laster hingibt", um im Stil des Ministeriums zu sprechen. Vielleicht bemühen sich die Herren, sich für ihr Gehalt die Allgemeinbildung anzueignen, die nötig ist, um hier mitzusprechen. Sie werden dann lernen, daß die Masturbation eine Folgeerscheinung ist und keine Basis; daß ihre schädlichen Folgen maßlos überschätzt worden sind — und daß solche literarischen Wälzer am allerwenigsten Malheur anrichten. Weniger als die Fürsorge-Anstalten bestimmt.

Maurice Leblanc (Arsène Lupin) steht auf der Liste, wie sie es überhaupt mit den Franzosen haben. Wie uns das Leben noch Freude machen soll, seit sie uns „Paris Plaisirs, Jahrgang 7, Nr. 67" verboten haben, ahne ich nicht; habt ihr nicht auch das Gefühl: es fehlt uns etwas ... und was ist es? Paris Plaisirs. Alles steht durcheinander, die Listen sehen so aus wie die Gehirne, die sie ausgebrütet haben: „James, ein Roman aus Berlin W" (gleich zweimal), eine blanke Pornographie; und auf derselben Seite: „Jésus la Caille" von Francis Carco. Hauch das Thermometer an, und es wird warm im Zimmer; mal dir grüne Tinte auf den Primäraffekt, und du bist nicht mehr krank — und nach diesen Verboten, die Clément Vautel gleichermaßen wie das ganz und gar harmlose „Kriminal-Magazin" von Wallace betreffen, wird es ja nun wohl keine Verbrechen und keine Syphilis mehr geben, keine Dirnen und keine Zuhälter, welche Typen diese Beamten immer nur von neunzig Mark Monatsverdienst abwärts zu sehen imstande sind.

Dann wirds ganz politisch:

„Glossen auf Gott und seine Stellvertreter. Ein Spiegel für Fromme." — „Die Schlacht mit dem Heiligenknochen, Götzenbilder aus vier Jahrhunderten". Die frommen Brüder haben ja sehr viel Stirn — aber wagen sie, uns zu sagen, daß sie eine Schrift gleicher Qualität auch dann verbieten, wenn sie gottgefälliger Tendenz ist? Dies Verbot ist die kalte Abwürgung des politischen Gegners auf dem Verwaltungswege. Denn enthalten diese Schriften eine Beleidigung der Kirche, die zwar kein Sondergesetz verdient, wohl aber gegen Beleidigungen geschützt zu werden ein Recht hat, dann genügt das Strafgesetz; enthalten sie solche Beleidigungen nicht, so hat das Volkswohlfahrtsministerium die Finger von Veröffentlichungen zu lassen, die nicht für Kinder bestimmt sind.

*

Das alles aus der einen Nr. 1.

Und alles dies — Einwände, Argumente, Angriff und Abwehr — alles dies hat man den übereifrigen Demokraten, die diese Kulturschande auf dem Gewissen haben, vorher gesagt. Man hat sie gewarnt. Man hat ihnen Schritt für Schritt geschildert, was kommen werde. Umnebelt vom Versammlungsbeifall, wie Theodor Heuß; hingerissen von der eignen Epigonen-Bildung, wie Gertrud Bäumer, haben sie kühn die Geschäfte des Zentrums besorgt, das still in der Ecke saß und sich die Hände rieb: billiger hat man ihm noch nie eine Ware ins Haus geliefert. Inzwischen haben sich namhafte Autoren

aus den Ausschüssen zurückgezogen, angeekelt von diesem lächerlichen geistfeindlichen Treiben — und bald sind die weiblichen Herren und Damen ganz unter sich und allein: im Dunkel. Gute Verrichtung!

Schlechte Verrichtung, böse Verrichtung. Packt man die Herren beim Schlips, dann murmeln sie etwas von „Laien-Kritik eines Außenstehenden", denn nichts verzeiht der Beamte so wenig wie den Vorwurf, er sei mit allem, was er da treibe, gänzlich überflüssig. Er ists aber. Die vielen, vielen Tausendmarkscheine, die hier vertan werden, sind dem echten Volkswohl entzogen. Und dann pumpen sie sich bei den Banken Geld. Freilich, wer so wirtschaftet... Dieser Staat halte den Schnabel, wenn es um die Seele geht. Wohnungen soll er bauen. Es muß systematisch gearbeitet werden, damit dies Schandgesetz verschwinde. Ich halte es für eine Hauptaufgabe unseres Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller, ununterbrochen gegen dies Gesetz zu treiben — es muß fort. Heute wird es noch nicht einmal so mißbraucht, wie sein Kautschukrahmen es möglich macht. In wildern Zeiten kann man mit ihm den halben Paragraphen 48 der Reichsverfassung sparen. Es muß fort.

Denn was ist es? „Eine Schundschrift muß in jeder Beziehung objektiv wertlos sein." — „Eine Schmutzschrift muß wertlos sein und wegen der Unreinlichkeit des Inhalts Widerwillen erregen." Das ist es.

Dieses Gesetz fällt unter sich selbst.

Ist denn das in Deutschland unmöglich?

von Kurt Hiller

Alle urteilsfähigen Linksleute wissen: eine einzige Gefahr gibt es heute in Deutschland — die fascistische. Und sie ist ernster, als sie im März 1920, als sie im November 1923 war; denn die Herrschaften haben aus ihren Fehlern gelernt. Das Bündnis Hugenberg-Hitler spricht Bände.

Läßt die Gefahr sich beschwören? Ja! Wodurch? Durch den Entschluß links, die Reihen zu schließen. Durch die Schaffung, gleichsam, eines antifascistischen Fascio. Das muß möglich sein. Es muß — unter Schonung der Nuancen, Achtung der Spielarten, Ehrung der Gegensätze — Möglichkeiten geben zu einer gemeinsamen Front gegen den gemeinsamen Feind.

Wir hier haben nie hinter dem Berge gehalten mit kritischen Bedenken gegen vieles, was Demokraten, was Sozialdemokraten, was Kommunisten, was Pazifisten taten und unterließen — mit einer Kritik, wie unsre Überzeugung jeweils sie uns vorschrieb und wie sie uns Pflicht schien; auch in Zukunft kann loyalistisches JA zu allen Praktiken linker Parteibureaus nicht die Musik unsres Orchesters sein; aber eben wir Unabhängigen, eben wir Unbefangenen dürfen und können, was vielleicht Abhängige und Befangene weniger dürfen, weniger können: zur Bildung einer linken Abwehr-

front aufrufen, eines Zusammenschlusses oberhalb unsrer innern Gegensätze.

Diese Gegensätze dauernd austragen und dennoch, oberhalb ihrer, dauernd einheitlich handeln gegen die Mächte der Finsternis, gegen jene Gewalten, die schließlich unser aller, aller Wirken zertreten und tilgen wollen — das mag schwierig, aber es muß möglich sein; ein Kunststück, gewiß, aber das, wenn es gelingt, nicht nur Segen bringen, sondern auch, vom Zeitzweck abgesehn, ein beachtliches Stück politischer Kultur bedeuten würde. Wessen bedarf es hierzu?

Hierzu bedarf es zu allererst einer resoluten Entbureaukratisierung, Entstarrung des Betriebs unsrer Parteien. Mehr Menschenhaftigkeit; mehr Elastizität und Beweglichkeit; mehr fair play; mehr Geistigkeit. Vor allem in der stärksten Linkspartei: der sozialdemokratischen! In Frankreich, in England sind Keime eines vorbildlichen Zustandes festzustellen. Zum Beispiel in den ‚Cahiers bleus', Paris, kann man lesen (im Stenogramm über einen Diskussionsabend, das diese sehr intellektuelle syndikalistische Wochenschrift in einer ihrer Augustnummern veröffentlicht): „Ich sehe hier Jacques Bénard. Da Sie ihn nicht alle kennen, erlaube ich mir, ihn vorzustellen: Jaques Bénard, Stadtrat und Gewerbetreibender in Blois, gewählt auf der Liste Doktor Olivier, der sozialistischen, aber nicht selber Sozialist." Dieser Mann muß eine Kapazität sein, mindestens in Blois links als Kapazität gelten, sonst hätte man ihn, als Nichtparteigenossen, schwerlich auf die sozialistische Liste gesetzt. Die Partei hatte also was getan? Sie hatte eine benachbarte Kraft in ihren Kreis gezogen, sie für das arbeitende Volk, für die Linke, für die Humanität fruchtbar gemacht: ohne sie ins Parteigehege zu zwingen. Kann man sich Ähnliches in Deutschland vorstellen?

Oder man höre im ‚Klassenkampf' der linken SPD (den Seydewitz so vortrefflich leitet) Boris Skomorowsky über die Sozialistische Partei Frankreichs berichten: „In der Partei herrscht volle und unbedingte Meinungsfreiheit. Keine Richtung, wie unbedeutend sie auch sei, wird geohrfeigt... Sie (die Meinungsfreiheit) findet ihren adäquaten Ausdruck — dank den Proporzwahlen, die in der Partei ein moralisches Gesetz sind — in den Parteiinstanzen und auf dem Parteitag... Die Parteitagsdebatten finden unter dem Grundsatz der Gleichheit der Richtungen statt. Es kann keine Rede von der Unterdrückung der Minderheit durch die Mehrheit sein. Im Gegenteil: die Minderheit wird besonders ritterlich behandelt... Diese innerparteiliche Gleichheit und Toleranz schaffen auch die wahre Kameradschaft. Die entgegengesetzten Meinungen kämpfen ehrlich gegeneinander, und aus diesem Zusammenstoß der Ideen entspringt, wenn auch nicht die Wahrheit (was ist Wahrheit?), so doch wenigstens der echte Wille der Parteimehrheit... Deshalb sind die Parteiversammlungen sehr lebhaft, die Diskussion trägt den Stempel des französischen Scharfsinns, und die daran teilnehmenden einfachen Genossen bringen eine persönliche, nicht-schablonenhafte' Note hinein." Man vergleiche damit die Lebensform, die unter Wachtmeister Wels gedeiht!

Und England? In England bildet jene politische Kampfgruppe, die aus radikalen Gewerkschaftlern, sozialistischen Theoretikern, revolutionären Religiösen, aktiven Pazifisten und allerhand linken Litteraten zusammenwuchs: die Unabhängige Arbeiterpartei, als Ganzes einen Bestandteil der Arbeiterpartei. Einen Bestandteil! Die Spannung zwischen dem Typ Henderson und dem Typ Maxton, diese ideologische und charakterielle Spannung, weit größer als bei uns etwa jene zwischen Breitscheid und Paul Levi, eher schon der Spannung Scheidemann/Münzenberg vergleichbar, ist innerhalb einer und derselben großen Partei, eben der Labour Party, möglich. Man bekämpft sich scharf, aber loyal; die Richtungen kujonieren einander nicht; jede gibt der andern fair play; die Mehrheit läßt die Minderheit leben, hindert sie nicht am Wirken, boykottiert sie nicht, verketzert sie nicht, wirft sie nicht hinaus. Innere Demokratie und von Person zu Person Noblesse — damit drosselt man so wenig den Austrag ideologischer und taktischer Differenzen zwischen den Spielarten, wie man ihren Zusammenhalt gegen den gemeinsamen Gegner, die Tories, vereitelt. Auch England ist nicht das Ideal; den Kommunisten hat die Labour Party seinerzeit den Beitritt verwehrt... gegen eine übrigens stattliche Minderheit. Bezeichnend, daß in Deutschland auch nur eine Diskussion über etwaige Grundlagen organisatorischer Zusammenfassung von Sozialdemokratischer und Kommunistischer Partei unmöglich ist und daß, wer sie vorschlüge, sich damit in den Geruch eines Kindskopfs, eines Phantasten oder eines Ignoranten brächte.

Dabei sind, programmatisch, die scharf linken Kreise der SPD und die Kommunisten gar nicht so weit auseinander; man studiere nur einmal in ihren Zeitschriften ihre Prinzipiendarstellungen! Das Trennende, das überwerten sie... aus zu geringer Distanz. Und selbst mancher radikal soziale und radikal kriegsgegnerische Demokrat steht praktisch den Linkssozialisten näher als der Ebertiner. Der Schoenaich-Typ bildet die Brücke zwischen bürgerlichem und sozialistischem Radikalismus; der etwa in Alfons Goldschmidt, Georg Ledebour, Helene Stöcker, dem verstorbenen Leonard Nelson repräsentierte Typ beweist, daß es zwischen Sozialismus und Kommunismus Übergänge gibt... statt eines Abgrunds. Daß ein so scharf profilierter Kämpfer wie Tucholsky zugleich an der liberalen und an der kommunistischen Presse mitarbeiten kann — diese Tatsache allein beweist, daß für einen antifascistischen Abwehrblock in Deutschland die psychologischen Voraussetzungen gegeben sind. Die organisatorischen einstweilen nicht. Haupthindernis ist das Reichsbanner. Es ist, unter dem Gesichtswinkel der fascistischen Gefahr gesehen, so verkehrt angelegt wie nur irgend möglich. Durchsetzt mit Halbfascisten; gegen die kraftvollen und opferbereitesten Gegner des Fascismus, die Kommunisten, verbissen-feindlich, fast feindlicher als gegen den Fascismus selbst (sogar bürgerlichen Kriegsgegnern, soweit sie radikal sind, die kalte Schulter zeigend). Ein Bündnis Stahlhelm/Jungdeutscher Orden/Reichsbanner

gegen Rotfront ist ja leider ungleich wahrscheinlicher als ein Bündnis Reichsbanner/Rotfront gegen Rechts. Worauf es aber ankommt, ist: die schwarzrotgoldnen und die roten Kräfte, ohne sie etwa breiartig zu vermischen, zu einer Kampfeinheit zusammenzufassen, damit der Hugenberg-Hitler-Konzern, am Ende verstärkt durch einen Klerikalismus à la Seipel, nicht beide einzeln abschlachtet.

Die Tragödie der deutschen Revolution war der Bruch der Linken, war das Bündnis ihres rechten Flügels mit den reaktionären Mächten. Die schwere geschichtliche Schuld F. Eberts! Soll diese Tragik denn durch Jahrzehnte fortwirken? Soll denn einem deutschen Fascismus, von dem der italienische so vorteilhaft abstäche wie Florenz von Magdeburg, der Weg durchaus geebnet werden? In Frankreich, in England, zwei Ländern, fast frei von der fascistischen Gefahr, gibt es Ansätze, sie zu überwinden; falls sie dort aktuell werden sollte, wird die Loyalität zwischen den sozialistischen Richtungen, die schon heute herrscht, sich mühelos erweitern zu einer Loyalität zwischen Liberalen, Sozialisten, Kommunisten — ohne Pedantenfurcht vor Mischmasch. Ist denn das in Deutschland unmöglich?

Eichenlaub und Bomben von Carl v. Ossietzky

Elf Sprengstoffattentate hat die Presse seit vorigem November gezählt und dabei noch jenen Blitz vergessen, den der alte Jehova in diesem Frühsommer in den preußischen Landtag in der Prinz-Albrecht-Straße gesandt hat, grade während einer Rede des Abgeordneten Kube, wodurch der antiparlamentarische Charakter dieser supernaturalistischen Meinungsäußerung zunächst verdunkelt wurde, da Herrn Kube nicht weniger als den andern Herren der Schreck ins deutsche Mark fuhr. Die andern Attentate haben eine eher erkennbare Herkunft, sie deuten nicht auf himmlische Mächte hin, sondern auf national gesinnte Mitbürger.

Mögen mir die sozialdemokratischen Konsistorialräte die Kühnheit verzeihen: — die Bomben werden von großen Teilen der Bevölkerung nicht ohne heitere Zustimmung aufgenommen. Es sind in der Tat gut agrarische Bomben mit deutschem Erdgeruch, auf deutschem Kartoffelacker gewachsen, mit deutschem Idealismus gedüngt, und deshalb mehr laut als furchtbar, mehr treuherzig als tückisch. Es ist ein etwas hinterwäldlerisches Carbonaritum, das mit einer respektablen Bauernschlauheit seine selbstgezogenen Sprengkörper dort zur Explosion bringt, wo die allgemeine Sympathie keine Schutzwand bildet. So platzten die Dinger mit gewaltiger Detonation, aber die zehnte erst, die im Reichstag, störte Vater Staat ernsthaft den Schlaf.

Die Presse nimmt als selbstverständlich an, daß alle bisherigen Anschläge von einer Zentrale aus dirigiert worden sind. Es läßt sich jedoch ganz gut denken, daß wenigstens die ersten Attentate — die auf dem flachen Lande — dem

schlichten Verstand einer kleinbäuerlichen Camorra entsprungen sind, verführt durch das Beispiel des Farmers Langkoop, und erst später mag irgendeine der Dunkelkammern des nationalen Aktivismus in die Sache System gebracht haben. Die bescheidenen ländlichen Bombenzüchter suchten alles, was ihnen hassenswert erschien, dort zu treffen, wo die Steuereintreibung wohnt, aber die Pulververschwörung gegen das Parlamentshaus war mehr als die Rache verärgerter Rübenbauern, das war ein zentrales Aufruhrsignal, wie es deutlicher nicht gegeben werden kann.

Vielleicht wird der allmächtige Zufall, der ja auch ein blindes Schwein einmal eine Eichel finden läßt, den Nachforschungen der Polizei gewogener sein als bisher. Denn die Politische Polizei, die bei Recherchen gegen kommunistische Arbeiter und pazifistische Landesverräter wie durch eine unerklärbare mystische Begnadung manchmal sogar Spuren von Intelligenz zeigt, hat in ihren bisherigen Bemühungen nur ihre alte Unfähigkeit in gewohntem Hochglanz vorgeführt. Es ist wie so oft: — wenn die Polizei nicht weiß, in welchem Bouillonkeller sie ihre Kundschaft zu suchen hat, wenn sie nicht über Straflisten und Bertillonmaße verfügt, wenn sich plötzlich eine neue Spezialität auftut, steht sie hilflos vis-à-vis. Schon die hohen Belohnungen waren das deutliche Zeichen, daß man sich ohne einen Zinker nichts zutraute.

*

Nachts um die zwölfte Stunde verläßt der Tambour sein Grab und steigt die bewaldeten Höhen von Teutoburg hinan, um Revanche zu trommeln wider Quintilius Young und jene unwürdigen Deutschen, die sich feigen Sinns der Tributpflicht unterwerfen wollen. Herr Hugenberg ist kein Tambour, sondern ein überspannter alldeutscher Geheimrat, der unglücklicherweise das nötige Geld besitzt, um andre für sich trommeln zu lassen. Herr Hugenberg ist auch kein Diktator, sondern ein schwachbrüstiger Klamottentribun mit wattierter Toga, der seine patriotische Imagination an Kamillentee entzündet. Dieser Leader der Opposition muß, um seine Beschlüsse zu künden, immer nach dorthin gehen, wo man die winzigsten geistigen Ansprüche stellt, bald in die marburger Universität, bald an irgend einen Fleck, wo nationale Romantik den Hörern die Ohren verklebt und das geduldige deutsche Eichenlaub die intellektuellen Blößen des Redners deckt. Selbst in dem auch nicht grade verwöhnten Reichstag würden seine Trivialitäten Lachstürme hervorrufen. Es ist seltsam, daß seinen Gläubigen nicht das so oft zu Gemüte geführte deutsche Schwert bald ellenlang zum Halse heraushängt.

Aber Herr Hugenberg braucht keine Ideen, keine Talente. Auch seine Presse, die nur die traditionellen Mittel der Industriedemagogie anwendet — ein Gebiet, das von der alten ‚Täglichen Rundschau' viel begabter beackert wurde — könnte ohne tiefere Wirkung weiterbelfern, wenn nicht seine Gegner selbst ihm Scharen von Enttäuschten und Verärgerten zutrieben. Der Reichstag hat seit einem Jahre mehr Konver-

titen gemacht, als die nationale Propagandamaschine in zehn Jahren fabrizieren könnte.

Selbstverständlich sind Hugenbergs Ziele nicht außenpolitische. Er denkt gar nicht daran, das so oft gezückte Schwert dem welschen Peiniger, dem amerikanischen Blutsauger ins Gekröse zu bohren. Dieser Befreier des Vaterlandes hat es leicht: er braucht nur auf den Augenblick zu warten, wo die heute stipulierte Befreiung vollendet sein wird. Wenn der letzte französische Soldat deutschen Boden verlassen hat und es nichts mehr zu befreien gibt, dann ist auch der Zeitpunkt da, wo die Nationalisten nicht mehr zu fürchten brauchen, durch außenpolitische Kompromisse ihrem Ruf zu schaden, und wo sie nicht mehr genötigt sind, ihre nationalen Schaubudenkunststücke vorzuführen. Herr Hugenberg mag, wenn er den Mund auftut, eine tausendfache Blamage des deutschen Geistes bedeuten, er hat eine viel größere Attraktion als die klugen Herren von der Linken: das ist die verheißene Verstümmelung der sozialen Gesetzgebung. Nicht auf sein nationales Programm baut er, sondern auf sein sozialreaktionäres. Für die Ewigblinden unter den Kleinbürgern, Angestellten und Arbeitern der teutoburger Rummel, für die kapitalistischen Schichten der Klassenkampf mit festen Zielen. So kriegt jeder, was er braucht.

Was hat die Regierung eigentlich zur Abwehr getan? Weniger als nichts. Sie hat Herrn Curtius, Stresemanns designierten Nachfolger, eine lauwarm opportunistische Verteidigung durch den Rundfunk flöten lassen, aber sie denkt nicht daran, das einzige überzeugende Argument für den Youngplan spielen zu lassen: eine neue und gerechtere Verteilung der innern Lasten. Die Verpflichtungen, die sich aus einem verlorenen Krieg ergeben, zu erfüllen, ist Ehrenpflicht und hat nichts mit Versklavung zu tun; der nationale Befreier Hugenberg, der nach New York und Paris viel weitergehende Tributangebote gerichtet hat, ist der eifrige Sachwalter der Schwerindustrie und damit der Exponent jenes Weltkapitalismus, gegen den sein Kampf angeblich geht. Aber die Regierung ist ebenso ideenlos wie ihr grimmiger Feind, und es fehlt ihr noch dazu ganz und gar der verbissene Offensivgeist des Herrn Geheimrats. Ihre republikanischen Anstrengungen erschöpften sich in der Drangsalierung der Kommunisten; sonst hat sie nichts getan. Wo sind, zum Beispiel, die Ausführungsbestimmungen zum Artikel 48, von denen vor der Wahl so viel geredet wurde? Wenn die Attentate nicht bald unterdrückt werden, dann können sehr leicht Verhältnisse eintreten, die den Ausnahmezustand notwendig machen, und dann wird, wie 1923, dessen Handhabung allein in den Händen der Reichswehr liegen — jener Reichswehr, die auch heute wieder von Linksorganen ganz offen des Mitspielens bei den Bombenanschlägen bezichtigt wird. Wir torkeln wieder in ein ungewisses Schicksal hinein. Schon haben die Vorkämpfe von Hugenbergs Hermannsschlacht begonnen, nur daß es für die fremden Unterdrücker nicht so schrecklich werden wird. Der neue Cheruskerfürst dürfte sich darauf beschränken, die Regierung Hermann Müller zu schlachten.

Das Verbrechen in Palästina von Arthur Koestler

Die jüdische Renaissancebewegung nach Palästina, der Wiederaufbau Zions nach zwei Jahrtausenden, wurde von vielen als eine der romantischsten Marginalien des zwanzigsten Jahrhunderts bezeichnet. Die Katastrophe, die es jetzt traf und die ganze Zukunft des Zionismus in Frage stellt, hat somit Anspruch darauf, als eines der tragischsten Ereignisse des Jahrhunderts zu gelten.

Wenn Palästina seine Toten begraben haben wird, es sind ihrer bis heute über fünfhundert, wird die Welt nach einigen fruchtlos verpufften Debatten im englischen Parlament über das Ereignis zur Tagesordnung übergehen. Wenn im finstersten Balkan ein Güterzug entgleist, so haben die zuständigen Behörden innerhalb einer Woche festgestellt, wen die Schuld an dem Unglück trifft. Für politische Katastrophen, wie das Blutbad in Palästina, gibt es keine zuständige Behörde; niemals werden jene, die sie verschuldet haben, ermittelt werden. Denn es handelt sich hier nachweisbar um keinen Zufall, um keinen Zusammenstoß entfesselter Elementargewalten; sondern um ein politisches Verbrechen von einem Umfang, wie es fast beispiellos in den Annalen der Kolonialpolitik dasteht.

Vorwegnehmend sei gesagt: nicht die Araber, nicht die Zionisten und nicht die britische Kolonialpolitik als solche trifft an der palästinensischen Katastrophe die Schuld, wenn auch selbstverständlich die formale Verantwortung das Colonial Office trägt, das keine Vorkehrungen für ihre Verhütung getroffen hat, obwohl die ganze Entwicklung der Ereignisse in Palästina im letzten Jahre die blutige Pointe vorhersehen ließ. Das ist eine Unterlassung, die durch die allgemein verworrene Lage im weitläufigen britischen Kolonialreich hinlänglich begründet erscheinen mag. Die wahren Schuldigen jedoch, die das palästinensische Blutbad kaltblütig und systematisch von langer Hand vorbereitet haben und gleichzeitig alle Vorkehrungen getroffen hatten, damit dem Wüten des entfesselten Fanatismus nicht vorzeitig Einhalt geboten werden könne — nur so konnte es kommen, daß in Jerusalem am vierten Tage des Massakers sage und schreibe acht Polizisten die Staatsgewalt verkörperten — die wahren Schuldtragenden sind ein kleiner Kreis hoher palästinensischer Staatsbeamter, die ihre weitgehenden Vollmachten und ziemlich unkontrollierten Posten zur Verfolgung einer eignen Politik mißbrauchten. Es liegt kein Grund vor, die Namen der Hauptrepräsentanten dieses Kreises zu verschweigen; sie sind: der Leiter des Antiquitätsdepartements der Palästinaregierung, Richmond, der Zweite Sekretär der Palästinaregierung, Herbert Mills; der Gouverneur von Jerusalem, Keith-Roach; der Polizeipräsident des Distrikts Jerusalem, Mavrogordato.

Die völlige Abwesenheit britischer Truppen und verläßlicher Polizisten während des achttägigen Gemetzels in ganz Palästina könnte von den lokalen Behörden nur verantwortet werden, wenn die Katastrophe völlig überraschend gekommen wäre. Diese Behauptung ist vom Gouverneur von Jerusalem tatsächlich zu seiner Verteidigung gemacht worden. Diese Behauptung ist nachweisbar unwahr. Bereits vor neun Monaten konnte Schreiber dieser Zeilen in der ‚Vossischen Zeitung' berichten („Das siebente Dominion", Voß vom 17. November 1928): „daß die Spannung zwischen der jüdischen und arabischen Bevölkerung einen Höhepunkt erreicht hat, wie sie nach allgemeiner Ansicht nur in der Zeit der bekannten Pogrome der Jahre 1920 und 1921 zu verzeichnen war". Gleichzeitig wurde der Vermutung Ausdruck gegeben, daß „einige hohe Beamte einer überraschenden Lösung der palästinensischen Frage mit wohlwollender Neutralität gegenüber stünden und bemüht seien, einem jüdisch-arabischen Zusammenstoß die Wege zu ebnen, um so einen Vorwand

zur Abschaffung der Balfour-Deklaration, die die britische Politik im Nahen Osten störe, zu erhalten." Es wurde aber auch mit Nachdruck betont, daß das „...Kolonialregime mit der Politik des Colonial Office nicht verwechselt werden dürfe, denn London ist weit von Jerusalem, weiter als man glaubt."

London ist in der Tat weiter von Jerusalem, als der Laie glaubt. Es gehört zum traditionellen System der britischen Kolonialpolitik, daß sie in Gebieten, die Beamte mit ganz besondern Spezialkenntnissen erfordern, den Beamten, die sie hinunterschickt, sehr weitgehende Vollmachten, fast carte blanche, erteilt, und nur in den notwendigsten Fällen eingreift, sich auf die Festlegung der politischen Grundlinien beschränkt. Nur so konnte es kommen, daß London über die wahre Lage in Palästina systematisch gefärbte Berichte erhielt, systematisch getäuscht wurde; daß man die Lage in London für „very satisfastory" erklärte, als ganz Palästina bereits von den bevorstehenden Pogroms wußte; daß beim Ausbruch des Pogroms sich kein britischer Soldat in Palästina befand...

Wie aber kam es, daß die zivile Staatsmacht, die Polizei, in ganz Palästina absolut versagt? Der Wunsch, unsre Behauptungen dokumentarisch zu belegen, veranlaßt uns, wiederum die ‚Vossische Zeitung' zu zitieren. In einem Artikel „Polizeiskandal in Palästina" (Voß 29. August 1928) wurden die Methoden dargestellt, mit deren Hilfe es gelang, die Juden aus der Polizeimacht systematisch zu verdrängen und die Polizei restlos Arabern und Sudanniegern auszuliefern. In einer Unterredung mit dem Polizeichef von Jerusalem, Herrn Mavrogordato, erklärte mir letzterer, er könne keine Juden in der Polizei brauchen, weil sie nicht arabisch sprächen. Auf meine Erwiderung, es gäbe doch drei offizielle Landessprachen: englisch, arabisch, hebräisch, und die Kenntnis einer der drei Sprachen müsse doch genügen, erklärte mir Herr Mavrogordato kurzer Hand, 99 Prozent der Verbrechen würden von Arabern begangen, daher müsse die Polizei arabisch sein. Mit dieser Methode wurde erreicht, daß es in Jerusalem, einer Stadt mit hebräischer Bevölkerungsmajorität, im ganzen acht jüdische Polizisten gab. Was im Ernstfalle geschehen würde, darüber konnte sich weder Herr Mavrogordato, noch irgend jemand einer Täuschung hingeben. Die Ereignisse haben dies bestätigt: die arabische Polizei ist nach dem ersten Schuß in Jerusalem bis auf den letzten Mann desertiert und hat sich den Angreifern angeschlossen. Das Ziel war erreicht. Die acht jüdischen Polizisten und die über Nacht organisierte Selbstwehr standen allein dem Chaos gegenüber.

Es sollen nur solche Tatsachen angeführt werden, die dokumentarisch nachweisbar sind; trotzdem sei hier eine einzige Szene erwähnt, die lediglich persönlicher Erfahrung entspringt. Nach antisemitischen Demonstrationen im letzten Herbst sprach ich einige der Demonstranten, arabische Fellachen, die nicht aus Jerusalem stammten. Ich fragte: Wie kommt ihr hierher nach Jerusalem? Sie antworteten mit schlauem Augenzwinkern: Ein hoher Effendi von der Regierung hat uns die Reise hin und zurück bezahlt...

Der Ausgangspunkt des Massakers ist bekanntlich der jahrealte Streit zwischen Juden und Arabern um die sogenannte Klagemauer. Zum Verständnis des folgenden sind einige topographische Erläuterungen unerläßlich. Zwischen der jerusalemer Altstadt und dem „Haram", jenem heiligsten Platz der Mohammedaner, auf dem die Omar- und die Aksa-Moschee stehen, befindet sich eine mächtige, unübersteigbare Steinmauer. Wir wollen sie die „Trennungsmauer" nennen. Zwischen dem „Haram" und der Altstadt gibt es somit keine Kommunikation. Einen siebenunddreißig Meter langen Teil dieser Trennungsmauer bildet die sogenannte „Klagemauer", der einzige Rest des alten Zionstempels; doch versteht man unter „Klagemauer" in

engerm Sinne nur die der Altstadt zugekehrte Fläche, die somit außerhalb des „Haram" liegt. Der Klagemauer entlang zieht sich ein etwa drei Meter breites, also recht schmales Plätzchen; wir wollen es der Einfachheit halber den „Klageplatz" nennen. Für die Juden ist dies das heiligste Fleckchen Erde auf der Welt; seit Jahrhunderten kommen sie hierher gepilgert; seit Jahrhunderten haben ihnen selbst die Türken nicht das Recht verwehrt, hier Gottesdienste abzuhalten.

Jenseits der Mauer aber liegt der „Haram"; nach Mekka und Medina heiligster Wallfahrtsort der Mohammedaner. An mohammedanischen Feiertagen versammelt sich hier eine vieltausendköpfige religiös fanatisierte Menge von Arabern. Diesseits der Mauer liegt der Klageplatz, hier versammeln sich an jüdischen Feiertagen die Juden zum Gebet.

Wäre diese Mauer nicht, so wäre kein Tag ohne Tote in Palästina verlaufen. Gäbe es in dieser Mauer ein Tor, die Araber hätten sich bei erster Gelegenheit unfehlbar, wie einst die fanatischen Scharen des Propheten, über die Juden gestürzt. Dieses Tor hat der Gouverneur von Jerusalem vor kurzem in die Mauer brechen lassen. Was vorausgesehen war, geschah: bei der ersten Gelegenheit haben sich die Araber, wie einst die Scharen des Propheten, über die Juden gestürzt. Durch das Tor, das der Gouverneur von Jerusalem, wieder in buchstäblichem Sinne des Wortes, dem entfesselten Fanatismus geöffnet hat, stürzten die feindlichen Parteien wie entfesselte Raubtiere aufeinander los.

Angesichts der ungemein heiklen Fragen, die sich an die Besitzverhältnisse an der Klagemauer knüpften, wurde vor Jahren ein durch internationales Abkommen ratifizierter „status quo" festgestellt, der die Rechte der religiösen Gemeinschaften aufs peinlichste und minutiöseste umschrieb. Vor einem Jahre entfernten englische Polizisten im Auftrage des Gouverneurs am Versöhnungstage mitten im Gottesdienst einen Vorhang mit Brachialgewalt, den die Juden zu religiösen Zwecken aufgehängt hatten und der angeblich den status quo verletzte. Seit Jahren geht der Streit darum, ob die Juden das Recht hätten, während der ermüdenden Stunden des Gottesdienstes Feldstühle auf dem Klageplatz aufzustellen — der Gouverneur verbot es ihnen, weil die Feldstühle angeblich den status quo verletzten. Der status quo jedoch wurde nicht verletzt durch die vom Gouverneur den Arabern erteilte Erlaubnis, sie durften hart neben dem Klageplatz Mist ablagern. Die Araber wurden somit in dem Eindruck bestärkt, den ihnen Jahre und Jahre palästinensischer Politik hinlänglich beigebracht hatten: daß man mit den Juden in Palästina machen dürfe, was man wolle, daß man an ihrem heiligsten religiösen Orte, auf dem „Mekka der Juden", Mist ablagern dürfe (für den Mohammedaner ein unerhörtes psychologisches Argument), daß der Jude in Palästina vogelfrei sei. Diese Tatsache war ihm übrigens noch von den letzten Pogromen des Jahres 1920 her in lebhafter Erinnerung, als das Massaker drei Tage lang in der Altstadt wütete und der Kommandant der britischen Truppen nachher nach London telegraphierte: „Das Militär hat keinen Anlaß zum Einschreiten gehabt". Der selbe Kommandant, Sir Ronald Storrs, wurde daraufhin zum Gouverneur von Jerusalem befördert, der Pogromführer Aref el Aref auf einen hohen Regierungsposten in Palästina berufen, andre Anstifter auf Staatsposten „neutralisiert". Der Führer der jüdischen „Selbstwehr" jedoch, Leutnant Jabotinsky, wurde, nachdem die Selbstwehr, ehe sie den ersten Schuß tun konnte, entwaffnet worden war, zu fünfzehn Jahren Zwangsarbeit verurteilt; er erhielt dasselbe Strafmaß wie ein Araber, der während des Pogroms bei der Vergewaltigung eines kleinen Kindes ertappt worden war.

Palästina untersteht der Kontrolle des Völkerbundes, der der englischen Regierung das Mandat zur Verwaltung Palästinas und zur Verwandlung Palästinas in ein jüdisch-nationales Heim erteilt hat. Die Ereignisse haben den unzweideutigen Beweis erbracht, daß die englische Regierung der ihr anvertrauten Aufgabe, der Vormundschaft über Palästina, nicht gewachsen ist. Es ist festzustellen, ob:

a) tatsächlich ein politisches Verbrechen vorliegt, oder

b) lediglich die Unfähigkeit der Mandatarmacht

Katastrophen dieses Umfangs, wie sie sich in Palästina bereits zum zweiten Male abspielen, zu verhüten.

Der Völkerbund hat das Wort.

Die Seemannsordnung von Richard Huelsenbeck

Die See, eine elementare Mischung aus Wogenbraus, Ringelnatz und Maschinenöl, wurde im Jahre 1899 von den wilhelminischen Bureaukraten in Paragraphen gezwungen. Was früher freischweifende Abenteuerlust, Tätigkeitsdrang und Sentimentalität gewesen war, dekouvrierte sich jetzt als „deutsche Seemannsordnung". Alles ist sozusagen auf die lederne Wirklichkeit reduziert, man staunt, wie nüchtern eine Naturkraft wird, wenn die Federhengste sich ihrer angenommen haben.

Vor einigen Tagen ging eine Mitteilung durch die Zeitungen, nach der ein Kapitän, der einen Trimmer vermöbelt hatte, vom Seemannsamt zu zweihundert Mark Geldstrafe verurteilt, in einer höhern Instanz aber unter Berufung auf die Seemannsordnung freigesprochen worden war. Nach dieser Ordnung steht dem Schiffshäuptling das Züchtigungsrecht zu, ein erwachsener Mensch kann heute noch auf Anordnung des Kapitäns mit dem Tauende verwichst werden und kein Gericht darf, wenn die Sache einigermaßen geschickt eingerichtet wird, etwas dazwischen reden.

Im vierten Abschnitt der „Deutschen Seemannsordnung" findet sich unter der Rubrik Disziplinarvorschriften ein Paragraph, der großsprecherisch damit beginnt, daß dem Kapitän zur Aufrechterhaltung der Ordnung und zur Sicherung der Regelmäßigkeit des Dienstes weder eine Anwendung von Geldbußen, von Kostentziehungen über drei Tage hinaus, von Einsperrung noch von körperlicher Züchtigung erlaubt ist. Die Matrosen oder „Schiffsmänner", wie die Seemannsordnung die Untergebenen des Prügelmeisters nennt, haben es etwas besser als die Zuchthäusler, die bis zur Revolution zur Aufrechterhaltung der Zuchthausordnung mit dreißig Stockhieben bedacht werden konnten. Die Seemannsordnung ist heute noch in Kraft, die Schiffsmänner sind keine Zuchthäusler, sie können in normalen Fällen nicht körperlich gestraft werden. Aber ...

Aber ... „bei einer Widersetzlichkeit oder bei beharrlichem Ungehorsam ist der Kapitän zur Anwendung aller Mittel befugt, welche erforderlich sind, um seinen Befehlen Gehorsam zu verschaffen. Zu diesem Zweck ist ihm auch die Anwendung von körperlicher Gewalt in dem durch die Umstände gebotenen Maße gestattet ..."

Auf diesen Absatz hat sich zweifellos der Herr bezogen, der es für nötig hielt, besagten Trimmer zu verprügeln. Der Kapitän kann zwar zur Aufrechterhaltung der Ordnung das Tauende als Argument nicht heranziehen, findet er aber „eine Widersetzlichkeit", macht er sich durch angewandte Brutalität nicht strafbar. Weiser Wilhelm, weise Paragraphenhengste! Wer derartige Widersprüche für Diabolie hielte, wäre schwer im Irrtum, grade die Tatsache, daß die Seemannsordnung die Rechte der „Schiffsmänner" festlegen wollte, spricht Bände. Die ganze Denkart eines auf Drill gegründeten Zeitalters dünstet daraus. Damals hielt man eine väterliche Korrektion von einigen Tauhieben für gesunde Lebenserfahrung, der Schiffsmann hatte sich dem zu unterwerfen, wenn er unartig gewesen war.

Die Seemannsordnung ist eine Fundgrube für wilhelminische Psychologismen. Hier wurde die endgültige Vorherrschaft der Reeder, die gesetzlos autoritative Gewalt des Kapitäns (des Handlangers der Reeder) und die Rechtlosigkeit der Matrosen und Maschinisten unter dem Scheine einer Rechtsordnung festgelegt. Mit dem Augenblick der Anmusterung gehört der Schiffsarbeiter nicht mehr sich selbst, der Kapitän kann ihn, wenn er sich um Minuten verzögert, mit der Polizei an Bord holen lassen. Hinter der Reling muß er nach der Seemannsordnung zehn Stunden arbeiten, darf sich nicht mucken und hat das Tauende zu fürchten, wenn er sich „eine Widersetzlichkeit" zuschulden kommen läßt.

Wer zur See gefahren ist, weiß, daß das Schiffspersonal in seinem Bildungszustand weit hinter der Landbevölkerung zurücksteht. Nicht nur die Matrosen, Trimmer und Heizer sind ein rüdes Volk, sondern auch die Schiffsoffiziere, in deren Patenten moralische Verpflichtungen nicht enthalten sind. Der berüchtigt-melancholische Ausspruch: „Wer nichts ist auf dieser Erden, kann noch immer Seemann werden", ist heute noch genau so wahr wie vor fünfzig Jahren. Die deutschen Nachkriegsverhältnisse haben das wirkliche Bild etwas verschoben. In Deutschland melden sich auf eine Stellenausschreibung Hunderte von Personen, gleich welcher Art der angebotene Posten ist. In Amerika, wo man von einem freien Markt reden darf, gehört das Schiffspersonal zur moralisch niedrigsten Klasse. In Deutschland hat das ganze Leben, selbst das Seeleben, einen beamtenhaften Charakter, und ich habe auf meinen Fahrten manchen Offizier- manchen Chief gesprochen, der ebensogut hätte Postangestellter sein können.

Auf einen groben Klotz, sagt man, gehört ein grober Keil. Die Schiffsoffiziere glauben mit der Mannschaft nur im gröbsten Ton umgehen zu können, weil sonst „die Disziplin gestört würde ..."

Unter der wilhelminischen Aera war die Vorstellung, daß auf einem Schiff die exakteste militärische Disziplin herrschen müßte, noch ausgesprochener als jetzt. Die absolute Unterordnung des Schiffsmanns unter den Schiffer gehörte zu den selbstverständlichen Grundsätzen. Aus diesem Geist ist der Prügelparagraph geboren, der sich mit seiner ganzen Ordnung

so schön auf die freie Republik vererbt hat. Aber was wissen auch die guten herrschenden Mehrheitssozialisten von der Seefahrt, sie sind froh, wenn sie nicht in der Badewanne ersaufen.

Die revolutionären Matrosen haben im Jahre 1919 die Seemannsordnung auf einem öffentlichen Platz in Hamburg verbrannt. Ein Zeichen, daß sie mit der schönen Ordnung, einschließlich des Prügelparagraphs, nicht ganz einverstanden waren. Aber hat sich deswegen etwas geändert? Heute noch können sich die Herren Kapitäne, die ihren Trimmern den Hintern verhauen, auf die wilhelminischen Grundsätze beziehen, und es geschieht ihnen nichts. Wie ich sie kenne, werden sie die geretteten zweihundert Mark zu einem Bankett benutzen, auf dem man Adolf, den großen Hitler, leben lassen wird. Hit! Hit! Hurra!

Ja, so siehts auf der See aus. Das ist die Atmosphäre, in die wir unsern Müttern und Erziehern entfliehen wollten, um ein freies Leben zu führen. Jawoll, mit dem Tauende nach der Seemannsordnung. Es hat sich nichts, absolut nichts geändert. Warum, zum Beispiel, bekommen die „Schiffsmänner", als die einzigen Arbeiter, ihren Lohn nicht wöchentlich, sondern erst nach der Heimkehr des Schiffes ausgezahlt? Nicht einmal auf größere Vorschüsse haben sie einen rechtlichen Anspruch. Warum steht kein Schiffsmann auf und erzählt mal, was die Gesellschaften, gestützt auf diese wilhelminischen Grundsätze, in der Inflation gemacht haben? Wenn so ein Schiff fünf Monate unterwegs war, bekam ein Matrose am Ende der Fahrt ein Gehalt, mit dem er grade auf der Straßenbahn nach Hause fahren konnte. Und die Gesellschaften verdienten in schweren Dollars. Das ist die Methode, die das Hurrageschrei für sich hat.

Die Seemannsordnung ist ein Rest aus dem Mittelalter, der so bald wie möglich verschwinden muß.

Der Unfug der Umfrage von Arthur Kahane

Wenn ein junger Mann Geld braucht und es fällt ihm gar nichts ein, veranstaltet er eine Umfrage.

Er sagt sich: Warum soll ich mir den Kopf zerbrechen? Sollen sich Andre den Kopf zerbrechen! Ich lasse Andre für mich schreiben. Warum soll ich selbst schreiben? Andre schreiben besser.

Damit hat er Recht: die Andern schreiben besser.

Es gibt also mehrere Arten, Autoren um ihr Autorenhonorar zu bringen.

Es empfiehlt sich, die Umfrage möglichst ungeschickt und unpräzise abzufassen (aber darin kann man sich auf die Abfasser verlassen), damit sich die Mannigfaltigkeit der Antworten uneingedämmt ausleben kann: je mehr Mannigfaltigkeit, um so mehr Zeilen, und mit der Zahl der Zeilen wächst das Zeilenhonorar. Lawinenhaft, soweit ich die Zeitungen kenne.

Wenn dem vielbeschäftigten Befragten gar nichts Gescheiteres einfällt, beantwortet er die Umfrage.

Erstens aus Höflichkeit gegen den Befrager — eine Hand wäscht die andere — und gegen das, was hinter ihm steht und mit dem man sichs nicht gerne verdirbt. Zweitens, man fehlt nicht gerne, wo die Prominenz erstrahlt, und drittens, man darf keine Gelegenheit versäumen, originell zu sein. Oder wenigstens origineller als Andre,

was man sich heutzutage bei einiger Personalkenntnis ohne Weiteres zutraut.

Sie kennen nämlich einander alle, die Stammgäste der Rundfragen, und begegnen einander immer wieder auf denselben Rendezvousplätzchen der literarischen Honoratiorengesellschaft.

Man bekommt mit der Zeit eine verruchte Routine im Originellsein. Leider aber die Andern in diesem Wettlauf auch.

Es ist so leicht, zu allen Dingen in der Welt anders zu stehen als alle Andern. Man muß nur genau wissen, wo die Andern stehen. Noch besser: man steht gar nicht zu den Dingen, dann steht man von vornherein anders. Es kostet so wenig, zu versichern, man habe von Lessing, Heine oder Brecht nie eine Zeile gelesen, daß mehrere Andre gleichzeitig auf denselben originellen Einfall kommen.

Die originellsten Tricks der Originalität sind abgebraucht und ziehen nicht mehr. Wen halten Sie für den größten lebenden Dichter? Schmeling. Für den größten Philosophen aller Zeiten? Den Grafen Keyserling. Andre: Hitler. Wie denken Sie über die Abschaffung der Todesstrafe? Die Herren Mörder sollen den Anfang machen. Wie stehen Sie zur Judenfrage? Ich habe noch keinen Juden gesehen. Wie denken Sie über die Zukunft des Theaters? Gibts denn das noch? Über die Liebe? Bankrott. Alles, was existiert, hat schon Bankrott gemacht. Wem soll da so geschwind ein neuer Trick einfallen?

Der verfluchte Umfrager! Der hat leicht sagen: Bitte, seien Sie originell!

Man ist nie weniger originell, als wenn man um jeden Preis originell sein muß. Man ist nie dümmer, als wenn man um jeden Preis gescheit sein möchte.

Die Rundfragen zerfallen in zwei Gruppen: in eine, bei der es auf die Antwort ankommt, und in eine, bei der es nicht so sehr darauf ankommt, was gesagt wird, wie darauf, daß irgendwer irgendetwas sagt. Die erste wendet sich, notgedrungen, an die Leute vom Fach, für die andre genügen die Leute von Namen. Sogar die Leute sind überflüssig, der bloße Name genügt.

Da die Phantasie der Rundfrager nicht viel größer ist als ihre Fachkenntnis, werden in jedem Fache immer wieder dieselben Fachleute rundgefragt. Nach den Rundfragen zu schließen, gibt es nur einen Sachverständigen für französische erotische Literatur, nur einen für Städtebau, nur einen für Homosexualität, einen für Lebenskunst und Herrenmoden, nur einen Sachverständigen für Sachsen, einen für Schmus von tieferer Bedeutung und einen für den Schmus ohne tiefere Bedeutung.

Die Sachverständigen sind meist nicht knapp, und die Knappen verstehen meist nichts von der Sache. Wer etwas von einer Sache versteht, hat etwas darüber zu sagen und nicht zu knapp, meist zu Leuten, die nichts von der Sache verstehen, und sie denen verständlich zu machen, erfordert Zeit und Zeilen. Wer nichts von einer Sache versteht, hat es leichter, dieses Nichts in knappen und präzisen Worten auszusprechen. Es gibt aber auch Sachunverständige, die sich der langatmigen Begabung erfreuen, ihr Unverständnis durch Unaufhörlichkeit zu substanzieren. Im Grunde ist nichts redseliger als das Nichts, und das Gold des Schweigens wiegt leicht, verglichen mit dem Blei der schweren Geschwätzigkeit.

Für manche Sachverständige ist die Rundfrage eine gern benützte Gelegenheit, das zu vergessen, was sie von ihrer Sache verstehen. Es ist effektvoller.

Überhaupt ist Rundfrage Gelegenheit, einem beneideten Gegner was auszuwischen, einen ungefährlichen Freund herauszustreichen, literarische Liaisons (der Feinde) anzunageln und sich selbst, sein

eignes, heiliges, enttäuschtes, verbittertes, verkanntes, vergöttertes, kolossalisches Ich, von allen Seiten deutlich und freundlich beleuchtet, einmal wieder in ausgiebige Erinnerung zu bringen. Was läßt sich nicht alles so ganz beiläufig, in Nebensätzen, anbringen! Mit welchem seiner Bücher Einer seinen größten Erfolg gehabt hat und daß seine andern unverdient hintangestellten mindestens ebenso gut sind, daß Einer als Erster den berühmten Autor entdeckt hat, daß Einer zur Zeit so sehr mit eigenen Arbeiten beschäftigt ist, daß er zum Lesen andrer Autoren keine Zeit findet. Denn schließlich führen alle Wege, Umwege und Umfragen nach Rom, dem Egozentrum der Welt, und alles ist Anlaß, von sich zu sprechen.

Und wenn sich die Umfrager nur damit begnügen wollten, zu fragen, wie man über die Entwicklung des Films, des Tonfilms, des Rundfunks, der Revue, des Theaters, des Zeittheaters, des Romans, der Lyrik, der Literatur, des Plagiats, der Malerei, der Architektur, des Sports, des Tanzes, der Gesellschaft, der Schule, der Liebe, der Ehe, der Geschichte, Berlins, Sowjetrußlands, Europas, Amerikas, der Welt denkt! Aber sie begnügen sich nicht. Sie werden indiskret. Sie fragen: Welches Erlebnis Ihrer Kindheit hat den tiefsten Einfluß auf Sie gehabt? Wie war Ihre Jugend? Wie stehen Sie zu Vater und Mutter? Von wem haben Sie Ihre Fehler, von wem Ihre Vorzüge? Was ist Ihre Lieblingsgewohnheit? Wie war Ihre erste Liebe? Wie Ihre letzte? Wie war Ihre schönste Liebesnacht? Bitte, Details. Wie hat der Erfolg auf Sie gewirkt? Welchem Zufall haben Sie ihn zu verdanken? Welches ist der Grundgedanke Ihres Lebens? Wie sind Sie darauf gekommen? Welches war Ihre größte Blamage? Was haben Sie am 3. November 1924 um zwei Uhr nachts gemacht? Und mit wem? Welches Verbrechens halten Sie sich für fähig? Haben Sie schon eines begangen? Und welches?

Und es gibt doch auf alle diese Fragen nur eine einzige, gleichlautende Rundantwort:

„Herr, das geht Sie einen Schmarren an."

Monolog des Deserteurs von Gerhart Pohl

In Tulcea bin ich geboren. In einer kleinen Stadt Westrumäniens. Vor ziemlich dreißig Jahren. Mein Vater — der Herr hab ihn selig — war ein frommer Jude, Schriftgelehrter und Toraschreiber. Ein Schnittwarengeschäft betrieben meine Eltern. Das ernährte unsre kleine Familie. „Marcel, ich will, daß mein einziger Sohn Rabbi wird. Das Geld dafür liegt in der Lade. Geh und lerne!" sprach der Vater. Und ich tat, wie er sagte. Lernen gefiel mir schon. Aber ich hielt es mit der großen Welt. Wollte nach Bukarest und Wien und Paris und Berlin und London. Was sollte ich als Rabbi in Tulcea oder einem andern rumänischen Nest? Schließlich sagte ich dem Vater, wonach ich strebte. Gegrämt hat sich der alte Mann, aber mein Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Ich wurde Dentist und kam nach Bukarest. Freund, kennt Ihr Bukarest, das Klein-Paris des Balkans? Das ist die schönste Stadt der Welt, reich, bunt, lebendig, mit herrlichen Palästen und breiten Straßen, prächtigen Geschäften und kunstvollen Denkmälern. Am Abend fließt ein schönes, volles Licht über Bukarest. Ach, ich liebe diese Stadt noch heute und wundere mich selbst darüber. Denn sie hat mich in großes Elend gebracht.

Also in Bukarest verbrachte ich drei Jahre. Die schönsten meines Lebens. Jung war ich. Hatte Geld, Mädel, Freunde. Und offen lag die große, schöne Welt. Die liebte ich, weil sie mir noch Legende war. Da kam der Krieg, und mein Unglück begann. Zuerst eroberten die Deutschen Bukarest. An allen Säulen klebten rote Zettel: Dolmetscher gesucht. Unser Zahnatelier war geschlossen — der Chef an der Front. Und ich hatte nichts zu beißen. Also ging ich zur Kommandantur. Dolmetscher, das klang auch fein. Wie würden die Mädels in Tulcea schauen: Dentist und Dolmetscher. Ich wurde genommen. Jetzt mußte ich die Herren Offiziere begleiten. Bei Verhören und zur Requisition. Ich muß Euch sagen, sie hatten keine noblen Angewohnheiten dafür mitgebracht, Eure Herren Offiziere. Revolver vorgehalten den Bauern. Raus mit Weizen und Korn. Das tat mir weh. Und ich wollte gehen. Aber der Herr Kommandant, der Freiherr von Groningen, bestellte mich in sein Bureau. Sprach lauter schöne Sachen zu mir — eitel war ich damals, eben ein grüner Bursche, vielleicht neunzehn Jahre — also ich blieb. „C'est la guerre", dachte ich, „du bist ja nicht schuld an dem Kriege." Und es ging mir besser als im Frieden. Als die Rumänen später Bukarest zurückeroberten, steckten sie mich gleich ins Militär. Dabei hatte der Herr Stabsarzt, ein feiner und kluger Mann, auf den Schein geschrieben, ich sei untauglich für den Dienst. Lungenkrank. Davon merkte ich selber damals noch gar nichts. Und ich mußte doch was zu fressen haben. Also Kommiß. Mir war es recht. Aber beim Militär waren Alle häßlich zu mir. Stießen mich herum. Und beschimpften mich: „Jude, Verräter!" Was hatte ich nur verbrochen? Verräter, wieso? Und warum war Jude über Tag ein Schimpfwort geworden? So machte ich die nächste Dummheit. Statt den Mund zu halten, ging ich zu unserm Kommandeur, dem Herrn Major Katianu. Den verehrte ich sehr, weil er in Zivil ein berühmter Advokat war. Alle Blätter schrieben über seine Reden. Bescheiden fragte ich ihn — Kameraden, ich war niemals unverschämt — da brüllte er schon: „Pack dich, du Schwein, dreckiges, stinkige Judensau, Vaterlandsverräter!" Schmeißt die Reitgerte an meinen Kopf. Ein feiner, gebildeter Mann und tut sowas. Andern Tags hat mich unser Leutnant, der Toderescu, nach Fort Domnesti kommandiert. Dort habe ich acht Stunden des Tags Posten geschoben. Bei 30 Grad Kälte. Doch ich war guter Laune. Fröhlich wie ein Kind im Frühjahr. Denn hier waren nur fünf Kameraden, die ließen mich in Ruhe. Und in Bukarest wohnte Fanny, meine Braut, ein liebes, gutes Mädel. Meine Parole war: Ihr alle könnt mich gern haben. Mal ist doch der Krieg aus. An einem bitterkalten Abend — der Wind fegte über die vereisten Schneefelder — sagt mein Kamerad, der Michalescu, als ich grade von der Wache komme: „Du, die haben angeläutet vom Regiment, du sollst morgen früh um acht Uhr zum Rapport erscheinen." Also ich los. Zwanzig Kilometer zu Fuß. Mitten in der Nacht. Gegen den Eiswind, der meine Brust zerstach. Schon um fünf Uhr war ich in Bukarest. Drei Stunden Zeit gewonnen. Die konnte ich bei meiner Fanny bleiben. Große

Freude. Wir fallen einander um den Hals. Küsse. Und ich zeige ihr ein verbotenes Blatt, das mir ein Kamerad in Domnesti gegeben hatte. „Wilson macht Friede", stand dort. Dann haben wir zwei warme Stunden eng umschlungen im Bette verbracht. Und die Welt war ganz voll Sonne. Als ich wegging, küßte ich das Mädel viele Male. Rief noch ganz betrunken vom Glück: Auf Wiedersehen, mein Liebling, vielleicht heute Abend, an unsrer Ecke, bestimmt aber Sonntag. Woher sollte ich es wissen, daß ich sie nie mehr wiedersehen würde. N-i-e w-i-e-d-e-r . . .

Und was ich jetzt erzähle, werdet Ihr bestimmt nicht glauben. Und doch ist es die einfache Wahrheit. Im Bureau der Kommandantur empfängt mich der Toderescu. Hält ein Zeitungsblatt in der Hand. „Lies, Kerl!" Eben will ich seinen Befehl ausführen. Greife nach dem Blatte. Da sehe ich, wie er den Revolver von der Tischplatte hebt. Ich trete einen Schritt zurück und taumle schon. Er hat mir den Griff, der mit Perlmutter schön ausgelegt war, ins Gesicht gehauen, daß Blut bis auf die Aktendeckel spritzt. Ich höre das Sausen einer Reitpeitsche durch die Luft, Klatschen auf meiner Montur — gefühlt habe ich keinen Schlag mehr — und Brüllen: „Schwein, Jude, Terente", und immer wieder „Terente". Wer heißt Terente? Du? Er? Ein Dritter? In meinem Kopf läuft ein Kreisel r r r r r r . . ., bis ich umfalle. Aufgewacht bin ich im Militärspital. War verbunden und ohne Kraft. Dort hat mir ein Sanitätsmann erzählt, was eigentlich los war — Fort Domnesti liegt hinter dem Monde, und ich wußte von nichts — und warum der Toderescu mich mit dem Schießzeug und der Reitpeitsche und mit den gespornten Stiefeln bearbeitet hat, bis ihm der Schaum vom Maule träufte. Im „Adeverul", einem Blatte in Bukarest, hat ein gewisser Observator einen Artikel geschrieben: „Terente beim Militär". Der Mann, den ich gar nicht kenne, behauptete, ich, Leibovici, Marcel, sei der große Bandit des Donaudeltas, der König der Sümpfe, der Dörfer gebrandschatzt, Postwagen ausgeplündert, Menschen totgeschlagen hatte und doch nie von der Siguranza vernichtet ward. Mitten in dem Aufsatz stand mein Bild. Als ich den Artikel las, der eine einzige, große schmutzige Lüge war . . . ach, ich war so aufgeregt. Ganz ohne Verstand. Das werdet Ihr sicher begreifen, Freunde! So eine unmenschliche Schufterei! Aber der Stationsarzt, ein Jude, ein edler und gebildeter Mann, drückte mich in die Kissen: „Hier tut Ihnen Keiner was. Hinlegen und gesund werden. Das ist Ihre erste Aufgabe. Dann werden wir weitersehen. Verlassen Sie sich auf Ihren Arzt." Ich war so unruhig. Fieberte. Redete allerlei Wirrnis. Der Kreisel im Kopf surrte. Tag und Nacht. Goß gelbe und grüne und rote Farben vor meine Augen . . . Damals fing ich an, Blut zu spucken. Die Lawine kam ins Rollen. Dieser grausame, blutige Knäuel, der mich in den Abgrund reißen sollte. Aber ich will nicht phantasieren . . . In der fünfzehnten Nacht — ich weiß noch heute das Datum — erscheint der Arzt an meinem Bette. Er beugt seinen Kopf tief über mich. Jiddisch flüstert er: „Zivilzeug liegt im rechten Flügel des Korridors. Geld

steckt in der Brusttasche. Auf der Strada Victoria steht ein Auto. Bringt dich an die Grenze. Hier bist du nicht mehr sicher, Kamerad." Drückt meine Hand. Murmelt halblaut: Puls 92, Temperatur 37,8. Wie soll ich erzählen, was ich während dieser nächtlichen Autofahrt empfand. Ein gewaltiger Strom, der Mississippi oder die Donau, schwemmte ein Stückchen Holz mit seiner unaufhaltsam gleitenden Flut. Dieses Hölzchen war Marcel und der Mississippi sein Gefühl. Aus den Achsen des Wagens surrte es. In den Telegraphendrähten längs der Straße sang es. Aus Hupen und Rufen und aus dem Knirschen der Bremse. Überallher hörte ich nur ein einziges, ein winziges, das wichtigste Wort der Erde: Frei.

Also in Giurgiu hauste ich drei Wochen auf dem Hängeboden eines Fellhändlers. Da traf der falsche Paß ein. „Alexander Foga", ein Mann mit einem großen, schwarzen Vollbart, fuhr als Kohlentrimmer mit der „Brindisi", einem alten italienischen Radkasten, nach Konstantinopel. Von dort wollte ich nach Palästina — die Türken, damals noch Rumäniens Feinde, hätten es nicht erlaubt. Kein Konsul, keine Hilfe — also los zu den Bundesgenossen. Der „Conte Rossi" schaukelte über Smyrna, Kreta, an Palästina vorbei. Lag wohl zwei Wochen im Piräus, zehn Tage in Patras, fünf Tage in Cattaro. Lief nach vier Monaten endlich Triest an. Inzwischen war der Friede gekommen. Nach dem hatte ich mich gesehnt wie nach meiner Fanny. Alle Blätter schrieben es. Und alle Menschen sprachen davon. Wenn Ihr wüßtet, Kameraden, wie glücklich ich damals war! Ich hörte die Glocken läuten. Sah überall weiße Engel. Und die Tränen rollten über meine Backen, die damals noch leidlich voll und gebräunt waren. Es stand in den Blättern, ja, und doch suche ich schon neun Jahre nach dem Frieden.... In Triest also war der Signore Tano Leiter der jüdischen Auswanderung. Ein lieber Mann. Voll Güte wie der Wunderrabbi von Chernowicz. Und klug wie ein Patriarch. Einen roten Bart hatte er und listige blaue Augen. Der Tano hat herumgeschrieben — nach London und Jerusalem, nach Zagreb und Bukarest. Hat Konferenzen gehalten und Besuche gemacht. Als ob Leibovici, Marcel, nicht ein brotloser Dentist und zerlumpter Deserteur sei, sondern der Chaim Weizmann in eigener Person. Was soll ich lange reden — es war alles in den Dreck getan. Die Ärzte sagten: Lunge, und die Engländer: Paß. Gerade die zwei Sachen klappten nicht. Da konnte auch der Signore Tano nicht helfen. Also aus... Wieder begann eine Hetzjagd. Wozu noch die einzelnen Orte aufzählen... bin ich ein Geographiebuch? Ich machte eben eine Weltreise. Eine wunderbare, große Partie durch die Friedensländer. War in Mailand, Rom, Zagreb, Wien. Überall Polizei, Papiere, Genehmigung, Schub. C'est la même chose dans tous les pays. Ach, es ist zu trostlos, in dunkler Nacht Verlorenes zu suchen... In Southampton bin ich plötzlich wieder Terente. Ein paar rumänische Steuerleute schleppen mich auf die „Elena". Die Kerle wollten fünftausend Lei Kopfprämie verdienen. Denn die Siguranza, die schon viele Menschen mit feiner Technik totgequält hat, konnte den

König der Sümpfe nicht arretieren. Sie erhöhte alle Monate die Prämie. Die Dummköpfe von der „Elena" glaubten, jetzt sei der große Fang gemacht. Obwohl ich schwur und Papiere zeigte. In Marseille endlich gelang es mir, aus dem Kohlenbunker zu schlüpfen. Im Morgengrauen, als der Kahn schon unter Dampf lag, schwamm ich leise durch die Jauche des Vieux Port. Am Quai du Port lag ein Haufen stinkiger Dreck, als die Sonne aufging. Keine Wäsche. Keine Papiere. Kein Geld. Ich dachte nur immer: Die Welt geht unter. Ja, so steht es in der Bibel: Alles fault, stinkt, verkommt. Dabei hatte ich doch die Freiheit wieder. Kameraden, Freunde, die F-r-e-i-h-e-i-t-! Begreift es, Ihr guten Europäer, unsre glorreiche, herrliche, kostbare Freiheit in diesem alten Zuchthaus Europa.

Der Monolog ist Teil einer Erzählung „Zwei Proleten bereisen die Welt", die, mit vier andern zu einem Bande vereinigt, im Frühherbst (im Adalbert Schultz Verlag, Berlin) erscheint.

Ja, Bauer, das . . . ! von Theobald Tiger

Sämtliche Buchhändlerfenster sind voll
von Kriegsbüchern und Romanen.
Die Presse war schuld! Der Kaiser war toll!
Man hat uns mit allen Schikanen
belogen,
betrogen,
dumm gemacht,
ums Denken gebracht —
Großer Katzenjammer.
Natürlich hat es sich nicht gelohnt.
Natürlich hätten wir die andern geschont.
Natürlich ist alles ganz falsch gewesen.
Natürlich ist unschuldig deutsches Wesen.
Auf ein Mal
sind sie sentimental,
gefühlvoll, pathetisch und Kriegs-
verdammer.
Großer Katzenjammer.

Aber —:
Geht das morgen wieder los,
vertauschst du nur die Farben,
dann erleiden Millionen ein schlimmeres Los —
vergessen, wie andere starben.
Polen zum Beispiel ... der Korridor ...
Da stürmen zehntausend Freiwillige vor ...
da knattern die neuen Fahnen im Wind;
da bilden Großvater und Enkelkind
das von ihrer Zeitung befohlene Spalier!
Deutschland seis Panier!
Flaggen! Geflaggt ist jedes Haus.
Burschen heraus!
Und du hörst im Knallen des Salamanders:
Ja, Bauer, das ist ganz was anders —!

Ist der Engländer prüde? von Charles Duff

In England macht das Gesetz weniger Unterschied zwischen regulären und irregulären Geschlechtsbeziehungen als in andern Ländern, und in Schottland noch weniger als in England. Das schottische Eherecht ruht auf ganz andern Fundamenten als das englische: es folgt in vielen Dingen dem römischen Recht, in andern lokaler Überlieferung. Doch sei hier zunächst von England die Rede. Die Ehe ist hier ein einfacher Zivilkontrakt, dessen Erfüllung von beiden Teilen eingeklagt werden kann. Angebot und Annahme des Vertrages brauchen nicht schriftlich zu sein und werden praktisch nach den überaus elastischen Grundsätzen der Evidenz beurteilt, für die Englands Rechtsprechung berühmt ist. Es gab eine Zeit, wo junge Damen ihre wankelmütigen Verehrer auf Schadenersatz zu verklagen pflegten. Die Fälle, in denen solche Prozesse um Barzahlung für gebrochene Liebesschwüre zum Erfolg führen, sind heute selten geworden. Zwar besteht das Gesetz nach wie vor darauf, daß ein gebrochenes Eheversprechen entgangenen Geldgewinn für die Frau bedeutet, und daß dabei psychologische Fragen irrelevant sind. Doch erkennen neuerdings die meisten englischen Richter die tatsächliche Lage dadurch an, daß sie den Schadenersatz auf die gesetzliche Mindestsumme von zwei Pfennigen beschränken. Die öffentliche Meinung verurteilt den Handel mit gebrochenen Herzen und wendet sich entschieden gegen die Frau, die aus dem Umstand, daß ein Mann während der Verlobungszeit seine Meinung über sie geändert hat, Geld zu schlagen sucht.

Die Heirat selbst ist unter dem englischen Recht eine simple Prozedur. Sie kann entweder durch kirchliche Trauung oder durch eine einfache Erklärung vor dem Registrar, einem Staatsbeamten, erledigt werden. Kirchliche Trauungen werden immer seltener, hauptsächlich wegen der hohen Ausgaben, die eine solche Parade erfordert. Die zivile Heirat ist heute vorherrschend. Sie muß zwei Tage vor der Eintragung angemeldet werden; die Heiratswilligen haben dabei zu erklären, daß einer von ihnen mindestens dreizehn Tage in dem betreffenden Amtsbezirk ansässig ist, und daß sie einundzwanzig Jahre alt sind oder andernfalls die Einwilligung der Eltern haben. Diese Erklärung wird öffentlich ausgehängt, und wenn kein Einspruch erfolgt, kann die Heirat zwei Tage später durch einfachen Handschlag und Eintragung in das Register in Gegenwart von zwei Zeugen erfolgen. Das ist, in Umrissen, das ganze englische Eheschließungsgesetz.

Im Gegensatz zur Heirat ist die Scheidung in England eine gewöhnlich kostspielige und umständliche Prozedur. Ein Ehemann kann die Scheidung nur auf Grund von erwiesenem Ehebruch der Frau erhalten. Die Ehefrau konnte bis zur Gesetzesreform von 1923 überhaupt nicht auf Scheidung klagen, erhielt diese aber immerhin in besondern Fällen durch kasuistische Umgehung des Gesetzes. Seit 1923 kann die Frau geschieden werden, wenn der Mann sowohl des Ehebruchs als der Grausamkeit überführt wird. Männlicher Ehebruch allein

gibt der Frau kein Recht auf Scheidung. Verschiedene kriminelle Handlungen des Mannes können Scheidungsgrund sein, wenn sie mit Ehebruch verbunden sind; im andern Falle berechtigen sie lediglich zur Separation.

Bedeutend interessanter und komplizierter ist das schottische Eherecht. Kaum ein andres Land der Welt hat darin ein so zwangloses System wie Schottland. Es ist bekannt, daß dort sogenannte irreguläre Heiraten an der Tagesordnung sind. Die Engländer betrachten deshalb ihre schottischen Vettern mit beträchtlichem Argwohn, beneiden sie aber auch um ihre Freiheit in erotischen Dingen. Bis zur Reformation konnte ein schottisches Paar durch einfachen Handschlag für ein Jahr und einen Tag „auf Probe" heiraten. Dieser Brauch ist nicht mehr legal, lebt aber in der Praxis noch in vielen Formen fort. Neben der kirchlichen Trauung, die der englischen gleichgeartet ist, stehen drei unformelle Heiratsarten, die vollkommen rechtsgültig sind. Die verbreitetste Art ist die Ehe per verba de presenti, bei der sich zwei Leute einfach in Gegenwart zweier erwachsener Zeugen als verheiratet erklären. Einer der Eheleute muß vorher einundzwanzig Tage in Schottland gelebt haben. Dieser Brauch hat zu den berühmten Eskapaden nach Gretna Green geführt. Viele Engländer flüchten in dieses Dörfchen, das unmittelbar an der englischen Grenze liegt, um häuslichen oder rechtlichen Schwierigkeiten zu entgehen. In Gretna Green amtiert der berühmte Schmied, an dessen Amboß schon mancher Engländer zum Entsetzen seiner Familie eine Ehe geschlossen hat.

Die zweite Form der schottischen Eheschließung besteht in dem privaten Übereinkommen zweier Personen, sich als Eheleute zu betrachten. Dieser Willenskundgebung muß, um sie rechtsgültig zu machen, die sexuelle Verbindung folgen. Hiervon macht im Falle der Anfechtung das Gericht die Gültigkeit der Ehe abhängig. Es gab einen Streitfall, bei dem nach der Abgabe der Erklärung der Geschlechtsakt im Eisenbahnzug Edinburgh—London stattfand. Die Anfechtung erfolgte auf Grund der Unterstellung, daß die Vereinigung nicht auf schottischem, sondern auf englischem Boden erfolgt sei; in diesem Fall wäre die Heirat ungültig gewesen. Die Frage wurde durch einen klugen englischen Richter dahin entschieden, daß nach den Gesetzen der menschlichen Natur anzunehmen sei, die copula habe auf beiden Seiten der Grenze Platz gehabt.

Eine vollkommen rechtsgültige Ehe kann auch dadurch geschlossen werden, daß Mann und Frau für einen „angemessenen" Zeitraum auf schottischem Boden zusammen gelebt und sich als Mann und Frau ausgegeben haben.

Während in Schottland das weitmaschige Eherecht den Begriff des ungesetzlichen Zusammenlebens auf Sonderfälle einschränkt, steht in England ein großer Teil des erotischen Lebens außerhalb des Gesetzes. Das grundlegende Rechtsprinzip ist dabei, daß jeder Akt strafbar ist, der geeignet ist, öffentliches Ärgernis zu erregen. Das Gesetz behandelt die Prostitution sehr streng, ist aber sonst überaus weitherzig in bezug auf die sexuelle Praxis. Es ist jedermann erlaubt, zu

lieben, wie er will, ausgenommen in Fällen von unnötiger Grausamkeit. Die Bedingung für diese Toleranz ist jedoch, daß die Liebenden „diskret" sind und die ziemlich empfindlichen Sittlichkeitsgefühle der Öffentlichkeit nicht verletzen. In wenigen Ländern hat Eros so viel Freiheit vor dem Gesetz; in wenigen Ländern ist er so eingezäunt durch die Macht der öffentlichen Meinung. Mit andern Worten, das englische Volk zeigt im großen und ganzen einen recht gesunden, derben Verstand in seinen sexuellen Angelegenheiten, und zu Unrecht werden wir prüde genannt. Es gibt in England eine sehr strikte Konvention ungeschriebener Gesetze und Moralsätze, die alle Schichten des Volkes beachten müssen. Solange wir aber die Bedingungen dieser Konvention erfüllen, können wir mehr oder minder tun, was wir wollen, ohne durch den Staat und seine Gesetze behelligt zu werden.

Krankenkost von Rudolf Arnheim

„Brecht und Weill" — die Vornamen werden burschikos unterdrückt (nächstens wird es wohl im Programmheft heißen: „Brecht, genannt the Shiffbowerdammbert") — Brecht und Weill dekorieren ihr neues Werk „Happy end" als eine Magazingeschichte von Dorothy Lane. Mag es mit dieser Quelle stehen, wie es wolle, die Wahl ist charakteristisch: man bedient sich einer Literaturgattung, die eindeutig nicht Literatur ist, man nennt, um der Firma weiterhin einen unseriösen Anstrich zu geben, als Verfasserin eine Frau und als Ursprungsland vollends jenes beneidete Amerika, wo die Leute Kunstwerte mit der Stoppuhr messen und sich unter Sophokles einen europäischen Zeitgenossen von unbestimmter Nationalangehörigkeit vorstellen. Es ist dies das beliebte und schon nicht mehr originelle Bekenntnis zum Albernen und Ordinären, das Kokettieren mit dem Offenbarungseid, die Desertion der Künstler, die unter dem Schlachtruf: „Wer will denn das noch wissen!" ins feindliche Lager übergehen, wo breitbeinige Männer einander in die Fresse hauen, wo man einen Groschen in den Musikautomaten steckt, wenn man ein Bedürfnis nach Kunstgenuß verspürt, wo man mit dem Messer ißt und diskutiert, und wo jene Stammtischphilosophie zuhause ist, die wir aus den Chansons von Brecht kennen: daß nichts mehr los ist mit dem lieben Gott, daß alles kommt, wie es kommen muß, und daß es traurig auf der Welt ist heutzutage.

Der Regisseur Erich Engel entwickelt die erstaunlichsten Hausfrauentugenden, um uns den Aufenthalt in Bill Brechts Ballhaus behaglich zu machen. Er schnitzt seine Figuren scharf, macht sie koboldhaft, gibt ihnen aber dabei doch einen Schuß Diesseits, der verhindert, daß sie zu Marionetten werden. Nur die intellektuell verhärtete Schauspielerin Helene Weigel ist Granit, auf den jeder Regisseur vergeblich beißt. Diese energische Dame liebt es, mit hochgezogenen Schultern, den Unterkiefer wie einen Sturmbock nach vorn gestoßen, über Bühnen zu laufen, auf denen grade Theater gespielt wird; sie sollte endlich von dieser hysterischen Liebhaberei lassen —

Theaterspielen ist keine Privatsache. Oskar Homolka hingegen löst sich ohne Hemmung oder kritischen Vorbehalt in seiner Rolle wie ein Stück Zucker in Wasser. Vor seinen blanken Augen schwimmen selige Fuselträume, die Lippen heben sich durstig saugend empor, und an diesen Lippen scheinen Kopf und Körper, Wille und Verstand hilflos zu hängen, von ihnen scheinen sie vorwärtsgeschleift, einem Ziel zu, das die trunkenen Augen nicht sehen — unübertreffliche Verkörperung tierischen Triebmenschentums. Und aus Carola Neher holt Erich Engel als ein zartfingriger Gynäkologe das Kind, das in ihr steckt, das schroffe, verstockte und wiederum verwegen fabulierende, liebliche Kind.

Viel gutes Fleisch um kein Skelett. Das Stück ist aufgezogen als eine Parodie auf die Kriminalgeschichten, weil es zu schludrig erdacht ist, um sich als ernsthafter Reißer hervorwagen zu dürfen. Edgar Wallace würde, wenn ihm seine Exposéabteilung einen Entwurf vorlegte, in dem eine Dame vorkäme, die Tod bringt, wenn sie um Feuer bittet, und die vermittels einer komplizierten Lautsprecheranlage ihren Komplizen fernmündlich mitteilt, was sie ihnen auch persönlich sagen könnte, mit der Zigarettenspitze um sich hauen und den schuldigen Unterdichter fristlos entlassen. Im letzten Akt landen die Spießgesellen, von der Macht der Religion jäh gebrochen, auf dem Bußbänkchen der Heilsarmee, und nun brauchte nur noch Wasser in die Manege zu laufen und Verbrecher und Heilgehilfen in den Wellen zu ertränken, und das Ganze wäre eine Ausstattungspantomime von Paula Busch.

Warum kommt ein solches Stück zustande und warum wird es aufgeführt? Schuld ist gewiß jener verbreitete Snobismus, der Geist darin sieht, keinen zu haben, aber auch Dummheiten fallen nicht vom Himmel. Diese hat ihren Grund in der Müdigkeit der Menschen. So wie mancher Arzt, Jurist, Wissenschaftler abends „Das blutige Dreieck" oder „Die drei Lieben der Mabel Savage" braucht, um sich abzuspannen, so spektakelt auf unsern Bühnen eine minderwertige, wenn auch oft raffiniert servierte Parterreakrobatik, weil die Menschen diesseits und jenseits der Rampe müde sind, weil Krieg und Inflation ihnen die Nerven verdorben haben und sie nicht den Elan und vor allem nicht die Lust aufbringen, Werte zu schaffen oder zu genießen. Wir alle stecken in dieser Krise, aber es kommt viel darauf an, wie man sich ihren Auswirkungen gegenüber verhält: ob man sich die Ärmel aufkrempelt und geräuschvoll mitmacht und Beifall klatscht oder ob man unruhig und traurig beiseite geht.

Gentlemen prefer peace von Erich Kästner

Doktor Robert Klein läßt im Deutschen Künstlertheater das englische Kriegsstück „Journey's end" spielen. Ergebnis: die „andre Seite" scheint auch keine brauchbaren Kriegsstücke zu haben. Der Autor, R. C. Sherriff, schrieb das Drama als Bankangestellter für seinen Club, staunt noch heute, ungläubig, über den daraus entstandenen Welterfolg und tut recht daran.

Er schrieb ein Clubstück. Er beschrieb den Krieg als Weekend mit tödlichem Ausgang.

Englischer Offiziersunterstand; Grünkernsuppe, gebratener Schinken und Koteletts, daß es nur so duftet; als Nachtisch leider nur Büchsenpfirsich; zum Teufel, warum nicht Ananas? Der Whisky fließt. Der Sekt strömt. Der Koch rennt. Nur mit den Möbeln haperts. Nun, vom Weltkrieg kann man kein Chippendale verlangen.

Mitunter schießen die Deutschen. Mitunter fällt ein Herr Kamerad. Also bekommt mans mit der Angst. Der eine simuliert Migräne, der andre säuft sich, der Dritte frißt sich dämlich, der Vierte ist Oberlehrer. So tut jeder was er kann, die Angst zu überkompensieren. Die Pflicht, sich erschießen zu lassen, ist kein Problem. Man macht sich besoffen; mit Alkohol, mit Revolvervorhalten, mit Heldenverehrung und Nacktphotos. Die Angst, die man hier hat, ist privat und unproduktiv..

Die Aufführung ist nur als Konjunktur verständlich. Mit irgend einer Gesinnung hat das Stück nichts zu tun. Es ist Weltkrieg als Historiendrama. Von gestern. Nicht für heute. Mit Menschen, die nur deshalb keine Helden sind, weil sie zu nervös wurden. Zum Schluß wird sogar geschossen. Die Ruhe vorher wirkt nicht lähmend, wie sie sollte. Es ist anspruchsvolle, wirkliche Ruhe. Die Granaten kommen aus heiterem Himmel. Der Weltkrieg als Kammerspiel. Mit Ulk und dummer Privathandlung.

Hilpert, der Regisseur, hat alle diese Schwächen vorzüglich inszeniert. Kayßler spielt den fatalistischen Oberlehrer, den sie „Onkel" nennen, unbeschreiblich geschmackvoll. Die Aufführung dient dem Stück, ohne dem Krieg zu schaden. Wenn sie nicht so gut wäre, wäre sie besser.

Dreiste Blicke von Joachim Ringelnatz

Über die Knie
Unter ein Röckchen zu schaun — —
Wenn sie doch das und die
Haben, die schönen Fraun!

Über einen öffnenden Saum
In Täler zwischen Brüstchen
Darf Blick wie stiller Traum
Stürzen sein Lüstchen.

Sollen doch Frauen auch
So blicken, — nicht schielen —
Wenn Arm, Popo und Bauch
In Fältchen spielen.

Nimm, was der Blick dir gibt,
Sei es, was es sei,
Bevor sich das selber liebt,
Ists schon vorbei.

Gespensterseher von Morus

Vor ein paar Jahren kamen in Berlin dicht nacheinander in derselben Straße mehrere Dachstuhlbrände vor. Die Polizei tippte auf eine Brandstifterbande, fand aber nichts. Daraufhin bemächtigte sich der Öffentlichkeit die vorgeschriebene Erregung. Jeden Morgen gab es in den Zeitungen einen neuen, sensationellen Dachstuhlbrand. In allen Stadtteilen brannte es. Die Brandstifter fühlten sich offenbar in ihrem Karree nicht mehr sicher und hatten ihr Arbeitsfeld sinnvoll über ganz Berlin ausgedehnt. Das ging so ein paar Wochen lang, bis jemand auf die Idee kam, in der Statistik nachzusehen, wieviel Dachstuhlbrände denn normalerweise in Berlin vorkommen. Und dabei stellte sich heraus, daß die Zahl der Brände während der Brandstiftungsepidemie kleiner war als sonst. Es war nichts weiter geschehen, als daß die Blätter aus jedem beliebigen Zehnminutenfeuer, über das früher kaum eine Lokalnotiz von drei Zeilen gebracht wurde, eine Monstreaffäre gemacht hatten. Das Thema interessierte grade, und deshalb wurde aus jeder verbrannten Gardine ein zweispaltiges Kapitalverbrechen.

So ähnlich ists jetzt mit den Pleiten. Der frankfurter Versicherungsskandal, eine Brandstiftung größten Stiles, hat die Sache in Schwung gebracht, und nun gibt es jeden Tag einen neuen Zusammenbruch. Die Börse veranstaltet zweimal, um die Mittagszeit, ein großes Totsagen. Wenn sie zwischen den Trauerfeierlichkeiten gelegentlich eine Stunde Pause einlegt, so nur deshalb, weil man ja auch mal verkaufen muß. Aber auch Leute, die nicht von der Hysterie der Burgstraße besessen sind, sehen jeden Morgen neue Schwärme von Pleitegeiern auffliegen. Wenn irgend eine Untergesellschaft 50 000 Mark verloren hat, so wackelt gleich der ganze Konzern. Und wenn womöglich eine Firma kränkelt, die vor fünfzig Jahren etwas bedeutete, so steht gleich die ganze Branche vor dem Zusammenbruch. Dabei wäre es nur nützlich, wenn nach den Erfahrungen mit den frankfurter Honoratioren auch die Banken einmal genauer nachfragten, wo das Geld bleibt, das sie weiterleiten, und wenn die Direktoren dazu angehalten würden, ihre Gesellschaften nicht nur an den Verlusten, sondern auch an den Gewinnen ihrer Privatgeschäfte partizipieren zu lassen. Aber anstatt personaliter eine gründliche Säuberungsaktion durchzuführen, verläuft alles wieder im Sande, die Macher bleiben auf ihren Posten, und der Rest ist Wehklage über die schlechten Zeiten. Denn Sie müssen wissen, in der deutschen Wirtschaft ist es nicht anders, als es im Kriege war: wenn es gut geht, haben wir das dem Genie unsrer Heerführer zu verdanken; geht es aber schief, dann sind die Umstände daran schuld.

Da das Gespenstersehen als Zeichen wirtschaftlicher Bil

dung gilt, fällt es auch nicht weiter auf, daß in dem Revier, das seit der Stabilisierung als die dunkelste Ecke der deutschen Wirtschaft galt, zur Zeit Hochkonjunktur herrscht. Es ist erst ein gutes Jahr her, daß eine vom Reichswirtschaftsminister eingesetzte Sachverständigenkommission unter Führung des Kölner Professors Schmalenbach ein tiefgründiges Gutachten über die Lage des Kohlenbergbaus im rheinisch-westfälischen Industriebezirk abgab. Die Herren untersuchten die Bilanzen der Gesellschaften nach allen Regeln der modernen Betriebswirtschaftslehre, ließen sich von Spezialsachverständigen über Wasser- und Unfallschäden, über Schacht- und Grubenbau und was sonst dazu gehört, Sondergutachten erstatten. Als sie damit fertig waren, kamen sie zu dem betrübenden Ergebnis, daß die Bergherren bei jeder Tonne Kohlen, die sie produzieren, 1,25 Mark, das heißt: fast zehn Prozent des Nettoerlöses verlieren. Und selbst, wenn man den Gewinn berücksichtigte, der bei der Koksproduktion und bei den Handelsgesellschaften der großen Montankonzerne heraussprang, blieb noch immer bei jeder Tonne ein Verlust von 27 Pfennig. Dabei waren die Jahre 1926 und 1927, auf die sich die Untersuchung bezog, noch glänzende Verkaufjahre:

> Die Kommission ist der Meinung, daß die Jahre 1926 und 1927 zusammengenommen für die Steinkohlenindustrie hinsichtlich der Absatzmöglichkeiten über dem Durchschnitt gelegen haben. Auf gleich gute Jahre als Dauerzustand zu rechnen, wäre leichtfertig. Die Kommission hat sich, indem sie diese Feststellungen machte, die in diesem Gutachten enthalten sind, jeder Erörterung über die Folgen der erkannten Zustände auf die schwebenden Streitfragen betreffend Lohn und Kostenpreis enthalten und sich streng an die ihr gestellte Aufgabe gehalten. Man möge es nicht als den leisesten Versuch einer Einflußnahme auf diese Streitfrage betrachten, wenn sie zum Ausdruck bringt, daß das Ergebnis der Untersuchung die Kommission mit schwerer Sorge erfüllt hat.

Der Einzige aus der Kommission, der andrer Meinung war und den Bergwerksgesellschaften noch einen Gewinn von 58 Pfennig auf die Tonne nachwies, war Doktor Baade. Aber Baade ist Sozialdemokrat und war daher selbstverständlich längst nicht so objektiv wie die Sachverständigen aus dem Unternehmerlager. Das Schmalenbach-Gutachten wurde denn auch noch in diesem Jahr dazu benutzt, die Lohnforderungen der Bergarbeiter mit streng wissenschaftlichen Argumenten, ohne den leisesten Versuch einer Interessentenpolitik, abzulehnen.

Gegen so vorzügliche Experten sind die Arbeiter natürlich machtlos, auch wenn sie noch soviel Gegengutachten verfertigen. Aber die Wirklichkeit war so unverschämt, die kölner Propheten zu widerlegen. 1928 blieb zwar der Kohlen- und Koksabsatz hinter dem Vorjahr zurück, dafür aber förderte

jeder Bergmann täglich eineinhalb Zentner mehr, und der Preis des Kohlensyndikats wurde um zwei Mark pro Tonne heraufgesetzt. Der Erfolg war, trotz allen Bilanzkünsten, eine sehr erhebliche Zunahme des Reingewinns. Seit Anfang dieses Jahres ist aber auch noch der Absatz rapide gestiegen. Elftausend Bergarbeiter konnten neu eingestellt werden, und trotzdem sind die Halden fast so leer, wie in der Zeit der höchsten Hochkonjunktur, am Ende des englischen Bergarbeiterstreiks. Während sonst im Sommer die Produktion abzufallen pflegt, ist sie diesmal noch stärker als in den Wintermonaten und um 9 Prozent höher als im vorigen Jahr. Die Koksproduktion ist sogar um 14 Prozent gestiegen. In den Gegenden, in denen die deutsche Kohle den schärfsten Konkurrenzkampf mit der englischen und der polnischen Kohle zu führen hat, war der Absatz der deutschen um die Hälfte stärker als im Jahr zuvor. Mit einem Wort, den Bergherren, die nach Schmalenbachs Verlustrechnung am besten getan hätten, den Laden zuzumachen, geht es glänzend.

Nicht anders steht es übrigens mit den Kollegen von der Eisenindustrie und mit den gemischten Werken, die Kohle und Eisen im eignen Haus haben. Für sie war der Winter zwar noch ungünstig, seit dem Frühjahr haben sie es aber mehr als nachgeholt und in der ersten Hälfte dieses Jahres um 10 Prozent mehr exportiert als im ersten Semester 1928. Der Ertrag fließt so reichlich, daß Peter Klöckner sogar seine Dividende erhöht hat und andre schwerindustrielle Unternehmungen vielleicht folgen werden, obwohl man im Ruhrgebiet die Methode der Selbstfinanzierung, das heißt: die Errichtung von Neubauten aus laufenden Einnahmen, zum Prinzip erhoben hat. Es hat also schon seinen Grund, wenn in der allgemeinen Baisse der Kurs der Montanpapiere in den letzten Monaten um ein Drittel seines Wertes in die Höhe geklettert ist.

Bei so runden Verdiensten kämpft es sich nochmal so gut gegen Stresemann und Hilferding. Wenn man hundert Millionen mehr verdient, kann man es sich auch leisten, eine Million für Hugenbergs Volksentscheid auszugeben. Gewiß braucht man dem Staat deshalb nichts zu schenken. Grade jetzt wird in den Blättern der Industrie die Trommel dafür gerührt, daß die Technische Nothilfe, die vom Reich noch immer eine Million Mark erhält, höher dotiert wird. Es ist aber auch beschämend, wieviel Pfründen da in den letzten Jahren verloren gegangen sind. Die Dienststellen sind seit 1925 von achtundsechzig auf siebzehn vermindert worden, das hauptamtliche Personal ist von vierhundertsechsundvierzig auf siebzig Köpfe zusammengeschrumpft. „Die Folge ist, daß alle Sichtungen, Übungen, Ausbildungskurse der Nothelfer und Führer, Versammlungen und Dienstreisen in Wegfall kommen mußten."

Man denke, die technischen Nothelfer dürfen auf Staatskosten keine Dienstreisen mehr machen. Und da soll man nicht trübe in die Zukunft sehen?

Bemerkungen

Lunatscharski in Ungnade

Der Rücktritt Lunatscharskis, des Volkskommissars für öffentlichen Unterricht in Rußland, ist eine außerordentlich interessante Tatsache. Erstens schon an sich, und zweitens wegen der besondern Art, wie man dies der Öffentlichkeit mitteilte.

Obwohl der Rücktritt schon vor Wochen stattfand, hat die deutsche Presse — die bürgerliche und die kommunistische — doch erst in den letzten Tagen eine Information mit einem kurzen Kommentar gebracht. Nur in ‚Berlin am Morgen' konnte man einen Brief lesen, den Otto Pohl aus Moskau an dieses Blatt gerichtet hatte. Als alter oesterreichischer Diplomat und Chefredakteur der ‚Russischen Rundschau', eines offiziellen russischen Wochenblatts in deutscher Sprache, erklärt Pohl in dem erwähnten Brief in sehr diplomatischen Wendungen, daß Lunatscharski in Ungnade fiel, weil er notorisch unfähig war, das Schuldezernat zu leiten.

Nicht zum ersten Mal war es zu diesem Schritt gekommen. Aber jedesmal wurde er im letzten Moment rückgängig gemacht. Dieses Mal ist die Maßnahme definitiv und öffentlich bekanntgegeben. Lunatscharski war nie schwer zu ersetzen. Kerjentzew, ein sehr kultivierter und moderner Mann, ein stärkerer Marxist als Lunatscharski, ehemaliger diplomatischer Vertreter der Sowjets in Italien und in den skandinavischen Ländern, hatte schon immer einen großen Teil seiner Zeit Kunst-, Unterrichts- und öffentlichen Erziehungsfragen gewidmet und dazu beigetragen, Rationierung und Ausmerzung unfähiger Elemente in die Arbeitsmethoden einzuführen. Er hätte schon lange der Nachfolger desjenigen werden können, der in der Geschichte der Sowjets als der unfähigste aller Volkskommissare fortleben wird.

Aber zwei Einwendungen wurden von jeher gemacht: erstens das Prestige, das Lunatscharski überall im Ausland genoß, ein Prestige, das niemals einen realen Grund gehabt hat und sich nur auf eine ölige Beredsamkeit und eine Kamarilla von gekauften Subjekten stützte. Aber nachdem jetzt nach so manchem Andern Bucharin alle wichtigen Funktionen genommen worden sind, hat dieses Argument, das früher immer gegen den Rücktritt ins Feld geführt wurde, an Kraft verloren. Aber das Haupthindernis war immer die Sorge um den Posten, den man diesem bisher so aktiven und geschwätzigen Volkskommissar geben sollte. Man hat daran gedacht, ihn zum Botschafter in Rom zu machen. Lunatscharski, der früher mit Gorki zusammen auf Capri gelebt hat, und der sehr gut Italienisch spricht, Italien, Maccaroni und besonders den Chianti schätzt, wäre in Rom sicher willkommen gewesen. Aber welche Indiskretionen hätte er begangen!

Trotz der im Ausland kursierenden Legende hat Lunatscharski nichts für die Entwicklung von Kunst und Literatur, nichts für den Unterricht des russischen Volkes getan. Ich habe vor längerer Zeit an dieser Stelle Beispiele dafür angeführt, wie Anatol Wassiliewitsch getreu seinem persönlichen Geschmack als Autor von mystischen, individualistischen und romantischen Arbeiten nur akademische und konservative Kunst förderte. Aber ich glaube nicht, daß er während seiner langen Karriere als Volkskommissar ein einziges Mal eine Schule inspiziert oder besucht hat. So paradox es a priori klingen mag: in dem Kampf gegen das Analphabetentum hat die Rote Armee mehr geleistet als der Kommissar für öffentlichen Unterricht. Und doch hatte man Lunatscharski zwei Assistenten gegeben: Frau

Krupskaja und den verstorbenen Litkens, die dem Volkskommissar zur Seite standen. Lunatscharski war aber zu sehr damit beschäftigt, irgend einem seiner Günstlinge Dramen, Gedichte und Artikel zu diktieren, um Zeit für Staatsgeschäfte zu finden.

Bis zur Märzrevolution war er entschiedener Gegner des Bolschewismus, dessen Anhänger er früher gewesen war (ich kann mich noch an den Abend erinnern, wo Lenin über Deutschland nach Rußland abreiste, und an dem eine lebhafte Diskussion zwischen Sinowjew und Lunatscharski in Genf stattfand, bei der Ersterer für die Bewaffnung des Proletariats eintrat, während der zweite sie energisch bekämpfte). Nachdem Lunatscharski aber in Rußland angekommen war, verteidigte er das Programm der bolschewistischen Partei, und zwar mit großem Talent und Mut; er wurde dafür von Kerenski eingesperrt. Nachdem er nach dem bolschewistischen Staatsstreich zum Volkskommissar ernannt war, gab er sofort seine Demission, die er dann schnell wieder zurückzog, auf die falsche Nachricht hin, daß die roten Garden einen Teil des Kremls zerstört hätten. Als einer der besten Redner benutzte ihn Lenin in der Hauptsache, wie er selber sagte, als „Phonograph". In dieser Eigenschaft wurde er manchmal für ein oder zwei Wochen an die Front geschickt. Er zeichnet sich nicht besonders durch Charakter aus, und so unterwirft er sich gern der Meinung der Mehrheit, auch wenn seine eigne Meinung eine ganz andre ist. Darum wurde er auch so lange als Volkskommissar gehalten. Wenn er jetzt zum Rücktritt gezwungen wurde, so kann man sicher sein, daß es nicht wegen politischer Meinungsverschiedenheiten war. Man hat ihn nicht mehr nötig. Warum soll man ihn noch halten?

Es ist eine Ironie des Schicksals, daß Anatol Wassiliewitsch, der in seinen Reden sehr radikal sein konnte, immer von andern als marxistischen Strömungen angezogen wurde. Aus diesem Grund griff ihn Lenin früher gleichzeitig mit Basaroff und Bogdanoff an. Denn dieser Marxist ist ein großer Bewunderer Marcel Prousts und der Theorien Freuds; aber er hat nie gern davon gesprochen.

Jetzt ist er von allen Staatsgeschäften befreit, und so kann er sich ganz seiner literarischen Produktion widmen. Aus diesem Grund ist es sicher kein Vorteil, daß er in Ungnade gefallen ist.

Henri Guilbeaux

Torpedos auf Reisen

Die Lübecker Bucht hat, wie sich das für eine bessere deutsche Bucht so gehört, außer Badegästen zu Zeiten auch Kriegsschiffe zu Besuch. So gab dieser Tage die 4. Torpedobootshalbflottille aus Wilhelmshaven ihre schöne weiße Visitenkarte ab, indem sie sich einnebelte, weil doch das Volk über die Tatsache des nächsten Krieges damit getröstet werden soll, daß es nicht allein es ist, das benebelt werden soll. Es war ein Schauspiel für Schlachtengötter, und die schwarzweißroten Fähnchen auf den das Ufer säumenden Strandkörben aller deutschen Männer wimpelten ebenso heftig, wie die Herzen jener begeistert schlugen.

Bei so viel Liebe wollten die Torpedoboote sich nicht lumpen lassen. Ohnedies gekränkt durch den Vorwurf, daß unsre Marine uns zu viel Geld koste, sannen sie auf ein sinniges Geschenk aufmerksamer Revanche, da Revanche direkt zur Stunde noch nicht lieferbar ist. Und da die Mariner doch einmal mit leeren Händen gekommen waren, so beschlossen sie, zum Ausgleich, auch mit leeren Läufen zurückzufahren: soeben meldet ein zuverlässiges Nachrichtenbureau, daß die 4. Torpedobootshalbflottille Wilhelmshaven in der

Lübecker Bucht zweimal je ein Torpedo verloren hat.

Welcher Charme! Welche Bescheidenheit! Schamhaft, um allen Ovationen aus dem Land- und Wasserweg zu gehen, übergaben die Herren Kapitäne ihr schweres Präsent nicht den versammelten Bürgermeistern und Gemeindevorstehern von Lübeck, Travemünde, Timmendorf und Neustadt persönlich, sondern veranstalteten eine neckische Flaschenpost. Es lebe der glückliche Finder! — wenn er leben bleibt. Denn für Auffindung der etwa 40 000 Mark kostenden Torpedos bekommt er zwar nicht zehn Prozent des Wertes — hier gilt eben Kriegsrecht —, aber doch innerhalb der ersten Woche nach Bekanntgabe des Verlustes 500 Mark, in den nächsten vierzehn Tagen 300, und noch später nur 100 Mark.

Die Dinge scheinen also so zu liegen, daß Torpedos, wenn sie nicht an Wert verlieren sollen, genau wie Heringe nicht zu lange im Wasser liegen dürfen, es bekommt ihnen nicht gut. Außerdem könnte mal ein Schiff anstoßen, ein andres der Marine oder bloß ein Ausflugsdampfer mit Zivilisten, und dem bekommt es auch nicht gut. Selbst ein Fischer dürfte nicht erbaut sein, wenn ihm ein Torpedo das Netz zerreißt, denn ein neues kostet keine hundert, keine dreihundert und keine fünfhundert Mark, sondern gut seine zwölftausend. Und obschon wir ganz gewiß seemeilenweit von der kriegsfeindlichen Meinung entfernt sind, daß unsre blauen Jungens wirklich einmal blau und infolgedessen unaufmerksam sein können und die Torpedos gleich paarweise verlieren: sollte es sich angesichts aller dieser Tatsachen nicht empfehlen, Vorsorge zu treffen, daß derartige Geschenke grundsätzlich auf direktem Wege zu überreichen sind, wenn man schon nicht für bessere Zeiten und für den bösen Feind sie sparen will?

Erich Gottgetreu

Die Belohnung

Mit den Autoren hat mans nicht leicht.

Bespricht man sie gar nicht, sind sie böse; tadelt man sie, nehmen sie übel, und lobt man sie, zahlen sie nicht. S. J. hat mir erzählt, man habe nur ein einziges Mal in seinem Leben versucht, ihn zu bestechen, und da haben sie ihm fünfundsiebzig Mark geboten — darüber hat er sich oft beklagt . . . Immerhin gibt es zum Glück Ausnahmen, ich habe hundert Mark verdient, und der Name des Spenders — Walter Mehring — sei in die Nachttischschublade geritzt.

Chansonwerke Mehring A.-G.
Gross-Stötteritz
Propaganda X. B. 12543

Vertraulich

Sehr geehrter Herr!

Im Besitz Ihrer werten Kritik erlauben wir uns, anliegend unsrer Anerkennung Ausdruck zu geben, welchselbe nach folgendem Staffelsystem errechnet wurde:

Epitheta ornantia:		
37 mittlere . .	26 Mark	
2 verdiente .	0 „	35
115 überschwengliche . . .	50 „	65
Vergleiche mit Theobald Tiger	68 „	20
dito George Grosz	35 „	00
dito Villjon . .	1 „	80
11 Seelenschreie à 0 Mark 50 .	0 „	22
Summa	182 Mark	22

Da wir andrerseits das bedauerliche Fehlen von „Zeitnahe" „Ewigkeitswerte" „Zentral" „gekonnt" feststellen mußten, ermäßigt sich obige Anerkennung auf 100 Mark

Und bitten wir Sie, Ihre Zustimmung umgehendst mitzuteilen, um Weiterungen (Berlin Amtsgericht Mitte I) zu vermeiden!

Achtend
gez. Arnolt Lax
Generalsekretär

Und dazu ein funkelnagelalter Hundertmarkschein. Aus der Inflation. (bitter): Dank vom Hause Habsburg!

Peter Panter

Ruhrgemüse

I.

Die Verschiebung des Ruhrkohlenbergbaus von Süden nach Norden, Rationalisierung und internationale Kohlenkrise haben die Massenstillegung von Schachtanlagen mit sich gebracht. Zirka fünfzig wurden Opfer des Zechenlegens der Grubenbarone, deren Profit durch eine ausgleichende Syndikatspolitik nicht angetastet wird. Aber dafür beklagen zehntausende von Bergarbeitern den Verlust ihrer Produktionsstätte. Wer denkt heute noch an das Drama, das sich um die Zeche „Alte Haase" in Sprockhövel abspielte? Hier hat sich eine bodenständige Bevölkerung, deren Schicksal seit altersher mit dem Bergbau verknüpft ist, in hartem Kampf gegen den Hunger gewandt, der ihm durch die Stilllegung des „Pütts" beschert werden sollte. Welcher proletarische Romancier hört auf, Courths-Mahleriaden in rot zu schreiben und gestaltet das?

II.

Aber untätig kann man nicht immer sitzen. In der kupferdreher Gegend versuchte man sich darum vor einigen Jahren mit der Seidenraupenzucht. Es gab in Essen sogar einmal eine behördlich organisierte Schau, um diese „neue und interessante Verdienstmöglichkeit" ad oculos zu demonstrieren. Seitdem hat man nichts mehr von Kokons und Maulbeerbäumen gehört. Wie heißt es doch so sehr treffend in dem Memorandum einer Amtsperson? „Die Lage zwang zu ernster Umschau nach neuen Beschäftigungs- und Erwerbsmöglichkeiten für die Bewohner des wirtschaftlich zurückgehenden Südbezirks". In dieser Situation trat ein Mann auf den Plan, einer, der die Nöte seiner Gefährten aus der Frühzeit nicht vergessen hat und der auch heute noch gern ins Volk hinabsteigt, um am Stammtisch in der essener „Ministersiedlung" unter wackern Männern den Humpen zu schwingen. Herr Doktor honoris causa Hirtsiefer, der Mann der Geburtstagstasse aus der vormals königlichen Porzellanmanufaktur für das zwölfte Kind.

Ein Wohlfahrtsminister mit sozialen Ideen. Er wußte, wie den Kumpels der Randgebiete zu helfen war. Wir machen Gemüsebauern aus Euch, sagte er, dann sparen wir jährlich fünfhundert Millionen, die jetzt für holländisches Frischgemüse ausgegeben werden. „Dabei schwebte", schreibt Landrat Mertens, Essen, in der ‚Volkswohlfahrt', dem ministeriellen Amtsblatt vom 15. April 1928, „das vorbildliche Holland mit seinen riesigen Treibgemüseanlagen unter Glas, aber ... auch manche schon vorhandene Anlage in Deutschland als erstrebenswertes Muster vor." Darum Gemüsebau. So ging man denn mit Eifer an ein Werk, das vielleicht in der Mark Brandenburg Aussicht auf Erfolg hat, wenn es großzügig, unter riesiger Kapitalsanlage betrieben wird. An der Ruhr wird es jedoch zur Utopie in Anbetracht der vorzüglich fundierten holländischen Konkurrenz. So im Handumdrehen kann man denn doch nicht aus Bergarbeitern Gemüsegärtner und Kaufleute machen, da muß selbst Landrat Mertens, der begeisterte Interpret der Hirtsieferpläne, einschränkend sagen: „Es leuchtet ein, daß die Umstellung vom Bergmann zum modernen Gemüsegärtner nicht einfach ist, und daß man deshalb nur vorsichtig und schrittweise vorgehen durfte."

III.

Aber, trotzalledem, der Gemüsebau wird weiter propagiert. Ruhrgemüse ist die Losung, die auch über der Großen Ruhrländischen Gartenbau-Ausstellung unter dem Protektorat Hindenburgs waltet. Hier kann man ein Großlufthaus in Betrieb sehen. Sieben solcher Häuser standen schon vor längerer Zeit zu Anschauungszwecken bei Werden im Landkreis Essen. Sie wurden im vergangenen Herbst unter Führung des Ministers durch die Presse besichtigt. Selbstverständ-

lich waren die Herren begeistert und malten fast ausnahmslos am andern Tage potemkinsche Dörfer. Man sah keine Schächte mehr, nur noch Großlufthäuser. Der Ertrinkende greift nach einem Strohhalm und der erwerbslose Kumpel nach dem Staatskredit. Den er aber nur bekommt, wenn er ein eignes Anwesen hat, das hypothekarisch belastet werden kann. Und zwar an erster Stelle. So wird die Sache arrangiert. Der Staat riskiert nichts dabei. Der Darlehnsnehmer alles.

Herr Hirtsiefer sollte seine Energien auf andern Gebieten betätigen. Indem er sich gegen die Zechenstillegungen wendet, das Überschichtenunwesen unterbindet und verlangt, daß durch Einführung der Siebenstundenschicht mehr Bergarbeiter in den Produktionsprozeß kommen. Wie skeptisch man selbst höhern Orts seine Pläne beurteilt, geht daraus hervor, daß der Reichsfinanzminister die von Hirtsiefer neuerdings geförderte Anlage von Hühnerfarmen durch erwerbslose Industriearbeiter dadurch verhindert, daß er keine Zuschüsse, wie beim Gemüsebau hergibt. Denn mit der Hühnerfarm ist ein zu großes finanzielles Risiko verbunden. Aber das Ganze ist kennzeichnend für einen Geist der Hilflosigkeit, der glaubt, die Erwerbslosenfragen mit Seidenraupen, Gemüse und Hühnern lösen zu können.

Georg Schwarz

Die Feuerprobe

Zu Ernst Weiß: „Die Feuerprobe" (Ullstein-Verlag)

Wir treten ein in den unheimlichen Bezirk eines Dichters, denn hier ist einer, auf den die puritanische Bezeichnung des Schriftstellers nicht passen will. Ernst Weiß erfindet nicht nur innerhalb einer bestehenden, unveränderlichen, sondern schafft in einer neuen Welt. Diese wird fixiert durch den Grenzfall eines Individuums, durch die Sphäre des Angsttraums, der dieses Individuum bis zum Verlust des eignen Namens von den Dingen isoliert. Die Rekonstruktion der Beziehungen zur Welt gibt den Gang der Handlung. Leitmotivisch werden die Sinne zur Wiedererkennung der Wirklichkeit erweckt, zur Anerkennung des Lebens und der Pflicht, nachdem alle Schrecknisse einer schrankenlosen Phantasie durchmessen sind.

Dies ist in manchem Sinne ein merkwürdig altertümliches Buch. Denn hier sind die Dinge noch gebrochen und vielgestaltig, sie lassen sich nicht so leicht packen, wie es heute gewünscht wird, und sind, scheinbar, nur dazu da, um den in seiner Vereinsamung Gefangenen gleich Irrlichtern zu foppen. Die Fiktion der neuen Sachlichkeit setzt ja, mit einer Art naiven Optimismus, voraus, daß die Dinge gut sind, wenn sie so und nicht anders sind; alle Grenzfälle heutigen Schaffens dagegen beweisen sich daran, die Bösartigkeit der Dinge aufzuzeigen. Ernst Weiß jedoch hat die Dinge noch jenseits von Gut und Böse erkannt, sie sind noch nicht geschieden und stehen labyrinthisch auf den Wegen, die sein namenloser Mensch zu gehen hat: denn auch Namen bedeuten erst recht Bestimmung und Erlösung. So bohrt sich die Sprache des Buches durch das Gestein eines Blocks, dessen Härte erst vor der Beschwörung durch den Namen weicht: hier klingt Mythisches an. Es ist kein Zufall, daß dieser Dichter unter dem Schlagwort des Expressionismus zuerst erschien. Aber was bei den meisten unter dieser Flagge Segelnden leere Exaltation, wenn nicht Nichtigeres war, ist ihm Schicksal. Seine Bücher, die gar keine Konzessionen machen und kaum jemals ein größeres Publikum finden werden, geben die Kurven eines Schicksals mathematisch genau, mit erbarmungsloser Präzision durch alle Höllen und Untiefen des Daseins hindurch, eine Psychologie, die vom Handwerk des Arztes die Ge-

nauigkeit der Diagnose übernommen hat und die Heilung des Patienten nur durch schonungslose Bloßlegung aller wunden Stellen garantieren kann. Weiß ist nicht gesonnen, seinen Lesern das Buch leicht zu machen, seine Arbeiten wehren sich gegen jeden Unberufenen, wie sich der Mensch, dessen Schicksal er schildert, gegen die reale Welt des Tags durch den Traum abschließt; dennoch wird, wer es einmal zu lesen begonnen hat, nicht nachlassen können, ehe nicht aller Traum sich in der Wirklichkeit gelöst hat.

Das ist ein zeitloses Buch. Es reicht, obwohl es im Berlin des Jahres 1928 spielt, über ein weiteres Gestern und Morgen als es selbst zugeben will. Obwohl der Schicksalsbefund, den es zum Ausgang nimmt, nirgends anders als im Heute der Nachkriegszeit zu finden sein wird. Aber nichts andres als diese Projektion einer Gegenwart ins ewige Geschehen ist eben Dichtung.

I. M. Lange

Baron Lehmann

Unter den Delegierten aller Völker und Rassen in Genf ist der Vertreter der Negerrepublik Liberia eine besondere Erscheinung. Nicht etwa, weil er schwarz ist. Im Gegenteil, er ist genau so weiß wie Stresemann. Und wenn dieser mit einer Abhandlung über den Flaschenbierhandel zum Doktor promoviert hat, so ist jener ebenfalls über den Handel mit Flaschenbier zum Völkerbund gekommen. Folgendermaßen erzählt man sich in eingeweihten Kreisen seinen Lebenslauf: In Berlin, in der Elsässer Straße, wohnte einst ein biederer Bierfahrer namens Lehmann. Wenn er auf hohem Kutscherbock saß, träumte er wohl in väterlichem Ehrgeiz davon, daß sein Sohn „mal was besseres" werden sollte. Als handfester Berliner träumte er aber nicht nur davon, sondern er handelte. Er kam auf den guten Gedanken, in einem Land, in dem noch wenig oder gar kein Bier gebraut wurde, nämlich in Holland, eine kleine Brauerei anzufangen. Da Vater Lehmann tüchtig war, wurde das Unternehmen immer größer und größer, der Reichtum wuchs. Der junge Lehmann lernte fremde Sprachen und ein feines Benehmen, und als er äußerlich den Formen eines Kavaliers entsprach, da kaufte ihm der gute Vater auch den Titel eines Barons. Als der Völkerbund begründet wurde, wäre Liberia ihm gern beigetreten, es fehlte aber an Geld für einen Delegierten und für die Zahlung der Beiträge. Liberia war daher hoch erfreut, als sich ein richtiger Baron erbot, die genfer Vertretung und sämtliche Kosten zu übernehmen. So kam Baron Lehmann zum Völkerbund. Boshafte Gemüter erzählen sich, daß der helle berliner Vater Lehmann einen Teil seiner holländischen Einkünfte über das Konto des Sohnes laufen läßt, der in Genf exterritorial ist und daher keine Steuern zu zahlen braucht.

Johannes Bückler

Sparmaßnahmen

„Von den achthundert Telephonanschlüssen im Polizeipräsidium sollen über vierhundert gestrichen werden. Das

heißt also, daß in je drei Zimmern nur noch ein Apparat stehen wird. Den hohen Beamten werden die Anschlüsse belassen. Diese Sparmaßnahme ist um so unverständlicher, als ..."

Nach dem Frühstück wischte der Polizeimajor die Krümel aus dem Bart, rammte sich eine dicke Zigarre ins Gesicht und rief die Frau Gemahlin an.

„Du, hör mal: laß doch gleich die Flagge raushängen. Zeppelin ist da. Wird gefeiert. Dienstbefehl. — Natürlich die schwarzrotgoldne. Werde mir doch keine Lause in'n Pelz setzen. Du weißt doch noch vom letzten Mal. — Ist ja janz ejal. Das ändert nichts an meiner Gesinnung. — Übrigens sind heute hier vierhundert Apparate abgeschafft worden. — Telephonapparate. — Nein, nicht. Möchte ich auch keinem raten. Nur bei den Untergeordneten. Die haben es entschieden verdient. Den ganzen Tag Privatgespräche führen, welcher Staat läßt sich das gefallen? Die Leute können sagen, was sie wollen — richtig ist es. Privat darf nicht telephoniert werden. — Das ist doch was andres. Natürlich darf ich. Noch schöner! Übrigens fahre ich nächstens acht Tage nach London. Dienstlich. Bloß mal die neuen Gummiknüppel besichtigen. Sollen elektrisch betrieben werden. Sechshundert Schläge in der Minute. — Ja, wenn du willst. Einen Begleiter habe ich ja frei. Vielleicht kann Günther auch mitkommen. Der interessiert sich doch für so was. — Spielt ja keine Rolle, da er doch höherer Beamter ist. Ich werde ihn gleich anrufen. Übrigens will er heute zum Abendbrot kommen. — Natürlich warm. Werde sofort bei der Stadtküche anrufen. — Den bei Kempinski — —"

Ins Zimmer tritt ein Wachtmeister, Hände an der Hosennaht.

„Augenblick mal. — Was gibts denn?"

„Bitte gehorsamst telephonieren zu dürfen. Steckbrieflich verfolgter August Schulze ist in Köpenick gesehen worden. Zuständige Revierpolizei soll verständigt werden."

„Muß das ausgerechnet bei mir sein? Sie sehen doch, ich spreche. Kommt nicht in Frage. — Bist du noch da? Scheint ja eine schöne Schweinerei zu werden. Die Herren Wachtmeister wollen bei mir telephonieren. — Natürlich nicht. Dazu gebe ich meinen Apparat nicht her. Wozu überhaupt Sparmaßnahmen? Steuererhöhung wär entschieden richtiger."

Bruno Manuel

Bildung

Es gibt so viele Wirtschaftssysteme, als es sinnvolle Möglichkeiten der Gestaltung des Wirtschaftslebens gibt. Diese Möglichkeiten sind beschränkt durch die Beschränktheit der Möglichkeiten der Gestaltung jedes Grundbestandteils der Wirtschaft und abermals beschränkt durch die Beschränktheit der Möglichkeiten sinnvoller Vereinigung jener Gestaltungsmöglichkeiten.

Werner Sombart
„Ordnung des Wirtschaftslebens"

*

Leider: Eine konsequent organologische und ökonomologische Denkweise ist dem Deutschen nicht eigen!

Wirklich rassisch schön ist nur die Selbstzügelungs-Physiognomie! — Also: Weniger, aber geistig und körperlich rassischere Menschen erzeugen! Wenn wir in der Umgebung des enthüllten Hochkulturmenschen sprechen, müssen wir eine dem Qualitäts-Rassengrundsatz entsprechende Logik voll und ganz ertragen können.

Asa-Magazin

Antworten

Justizpressestelle Berlin. Ihr schreibt: „In Nummer 35 der ‚Weltbühne' vom 27. August ist unter der Rubrik ‚Antworten' eine ‚Richter' überschriebene Veröffentlichung erschienen. Darin wird ein Urteil der Ferienstrafkammer Halle, durch das drei frühere Rotfrontkämpfer wegen Vergehens gegen das Republikschutzgesetz verurteilt sind, einem Urteil des Schnellgerichts Berlin gegenübergestellt, durch das ein Ingenieur wegen Sachbeschädigung zu drei Wochen Gefängnis verurteilt wurde. In dem hallenser Fall hatten die Verurteilten Abzeichen des aufgelösten Rotfrontkämpferbundes getragen, im zweiten Fall hat der Verurteilte am Verfassungstage eine schwarz-rot-goldne Fahne heruntergeholt. Der Verfasser des Artikels spricht seine Verwunderung darüber aus, daß die Tat der Rotfrontkämpfer als Vergehen gegen das Republikschutzgesetz, die Tat des Ingenieurs als Sachbeschädigung beurteilt worden ist. Dem Verfasser scheint hierbei entgangen zu sein, daß das Republikschutzgesetz seit dem 22. Juli cr. außer Kraft gesetzt ist und daher nicht mehr auf Straftaten angewandt werden kann, die nach der Außerkraftsetzung dieses Gesetzes begangen sind. Das Schnellgericht Berlin konnte daher auf eine am Verfassungstage begangene Handlung nicht das Republikschutzgesetz in Anwendung bringen. Die Ferienstrafkammer in Halle hat übrigens für die Tat der Rotfrontkämpfer die im Republikschutzgesetz zulässige Mindeststrafe gewählt. Ich bitte höflichst, diese Feststellungen in der ‚Weltbühne' zu veröffentlichen. Mit vorzüglicher Hochachtung gez. Doktor Becher." Die Justizpressestelle berichtigt, was nicht behauptet worden ist. Als ich die zwei Urteile gegenüberstellte, kam es mir nur darauf an, die Verschiedenheit der Strafmaße festzustellen, aber nicht zu untersuchen, ob die Anwendung des Republikschutzgesetzes berechtigt war oder nicht. Die Diskrepanz zwischen den beiden Urteilen ist unleugbar. Wenn man Vergleiche solcher Art vornimmt, weiß man von vornherein, daß eine wohlgesetzte Berichtigung kommen wird, in der a) bewiesen wird, daß der Mann von rechts nicht strenger bestraft wurde, weil das erforderliche Gesetz nicht vorhanden war, und b) daß der Mann von Links noch denkbar milde behandelt worden ist. Daß das Republikschutzgesetz indessen von einzelnen Kammern nicht mehr als wirksam betrachtet wird, selbst wenn das Delikt während seiner Dauer begangen worden ist, beweist der folgende Fall, den ich der ‚Frankfurter Zeitung' vom 5. September entnehme: „Es hat bisher immer als selbstverständlich gegolten, daß Straftaten, die während der Dauer eines Gesetzes begangen wurden, auch nach der Aufhebung des Gesetzes noch strafbar bleiben, wenn nicht ausdrücklich etwas anderes bestimmt oder es durch neue Bestimmungen ersetzt wird. Dieser Grundsatz hat besondere Bedeutung für die früheren Verstöße gegen das inzwischen aufgehobene Republikschutzgesetz, von denen ein Teil noch der Aburteilung harrt. In verschiedenen Gerichtsentscheidungen ist diese Anwendbarkeit des Gesetzes auch anerkannt worden. Um so erstaunlicher ist es, daß ein pommersches Schöffengericht es fertig gebracht hat, sich über diese juristische Selbstverständlichkeit hinwegzusetzen. Es ist das Schöffengericht in Greifswald, vor dem ein Stahlhelmmann sich zu verantworten hatte, weil er die an der Stadthalle gehißte Reichsflagge heruntergerissen, zertreten und als Mist bezeichnet hatte. Das Schöffengericht kam ohne Beweisaufnahme zur Freisprechung mit der Begründung, daß wegen Ablaufs des Republikschutzgesetzes eine Bestrafung nach diesem nicht mehr zulässig sei, da es kein temporäres Gesetz sei. Das Gericht hätte wissen müssen, daß das Republikschutzgesetz von vornherein zeitlich befristet war, also auch gerade deshalb noch auf die früheren Fälle anwendbar ist. Seine Begründung des Freispruchs ist deshalb unhaltbar."

Dr. Eckener. Was tun drei Deutsche, die sich irgendwo finden? Sie gründen einen Verein. Was tut der Leiter einer Luftreisegesellschaft, in der ein paar Journalisten täglich ihre Berichte nach Hause funken? Er eröffnet tausend Meter über dem Pazifischen Ozean ein stellvertretendes Generalkommando. Er führt die Zensur ein. Die Journalisten dürfen von Zwischenfällen, von Verlegenheiten, von schlechten Nerven nichts berichten. Die deutsche Leistung muß à tout prix Spitzenleistung sein, die sich in jeder Minute als auf Glanz gebügelt präsentieren kann. Leider gibt es für Zensur in der Luft durch ein privates Erwerbsunternehmen noch weniger gesetzliche Handhabe als auf der vom deutschen Staat kontrollierten Erdoberfläche. Falls nicht der Herr Oberreichsanwalt doch noch den erforderlichen Paragraphen liefert, um gegen den Zeitungsmann vorzugehen, der Hochverrat an der deutschen Luftfahrt begeht, indem er meldet, daß einem der zahlenden Teilnehmer nicht immer ganz wohl gewesen ist.

Geplagter Zeitungsleser. Sie finden die ewige Auseinandersetzung, ob Ludwig II. von Bayern geisteskrank gewesen ist oder nicht, allmählich langweilig. Wir auch. Hier ist nicht der Patient unheilbar, sondern das Thema. Der Fall ist furchtbar uninteressant. Dieser König hat sich kein Verdienst erworben, keine menschliche Qualität zeugt für ihn. Er war ein verspäteter Affe Ludwigs XIV. Laßt die Toten ruhen.

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Öffentlicher Diskussionsabend Freitag, 13. September, 20 Uhr, im Berliner Rathaus, Zimmer 109: „Was will der revolutionäre Pazifismus?" Vortrag: Walther Karsch; Vorsitz: Kurt Hiller. Gäste willkommen.

Mannheimer Leser. Ab Oktober finden in Mannheim einige sehr beachtenswerte Vorträge statt. Es sind bisher verpflichtet worden: Alfons Goldschmidt: „Die dritte Eroberung Amerikas", John Heartfield: „Photomontage", Johannes R. Becher: „Proletarische Literatur", Erich Weinert liest aus eignen Werken, Tarassow Rodjonow: „Neue russische Literatur", Felix Halle: „Strafrecht". Nähere Auskunft erteilt der Literaturvertrieb, Mannheim Q 5 14.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Die im Dunkel von Heinz Pol

Von den Einzelheiten der Bombenlegeraffäre wollen wir gar nicht erst sprechen. Sie sind, was auch immer an Details die polizeiliche und gerichtliche Untersuchung ans Licht bringen mag, nur eins der vielen Glieder jener fascistischen Kette, die sich in den letzten Monaten bedrohlich eng um uns gelegt hat. Von den Bombenlegern, diesen armen, ausgehaltenen und subjektiv gewiß ideal gesinnten Hascherln, droht keine ernsthafte Gefahr. Gefährlich sind nur die, die hinter ihnen stehen, und am allergefährlichsten jene, die leugnen, hinter ihnen zu stehen. Denn diesen kann man gerichtsnotorisch nichts beweisen. Aber darf man immer erst handeln, nachdem man Aktengebirge von Beweismitteln mühsam zusammengetragen hat?

Die Republik scheint auf diesem bureaukratischen Standpunkt zu stehen. Offenbar hält sie ihn für demokratisch. Aber ein Tausendstel von dem, was sich die verschiedenfarbigen nationalistischen Trupps in den letzten Monaten an Überfällen, Schießereien, Roheiten und andern Gesetzwidrigkeiten leisteten, war in jenen unseligen Maitagen für die Regierung Anlaß genug, den Rotfrontkämpferbund im ganzen Reich aufzulösen. Hier also zeigte man die starke Faust. Der andern Seite gegenüber drückte man die Faust in die weite Hosentasche, außerdem beide Augen zu, und warf, damit auch wirklich nichts passieren konnte, den Gummiknüppel in die Mottenkiste. So kam, was kommen mußte — und wir sind noch lange nicht am Ende.

Freilich: mit einem Verbot ist die Sache ja nicht abgetan. Die fascistische Gefahr wird mit Paragraphen nicht mehr gebannt, und nicht einmal mit dem neuen Republikschutzgesetz Severings, der als preußischer Innenminister — long long ago — mit den Nationalsozialisten ganz gut fertig wurde. Damals hatte er auch noch seine rechte Hand, zu deutsch: Herrn Abegg, zur Seite. Die ließ er im preußischen Innenministerium zurück, und dort regiert einer der gerissensten Politiker der Rechten. Mit Herrn Ministerialdirektor Doktor Klausener, dem Leiter der Polizeiabteilung, ist nicht gut Kirschenessen. Er ist zwar, natürlich, ein Mann, der voll und ganz vollkommen auf dem Boden der Verfassung steht, aber da er gleichzeitig auf dem äußersten rechten Flügel des Zentrums balanciert und sich deshalb verpflichtet fühlt, ausschließlich mit feudalen Offizieren und deren Anhang zu verkehren, so versteht man den militärischen Zuschnitt der Polizeischulen à la Brandenburg, die Panzerwagen und den Rotkoller. Und da Klausener schließlich stets das wohlgeneigte Ohr seines Vorgesetzten, des Herrn Grzesinski, besitzt, so kann man sich über den nirgends gestoppten Straßen- und Versammlungsterror der Braun S. A.-Mannschaften nicht mehr wundern.

*

Aber auch Klausener und seine Schupo-Offiziere sind noch nicht die Schlimmsten. Die wirkliche Gefahr droht nur von den finanziellen und intellektuellen Urhebern. Das geistige

fascistische Lager in Deutschland ist groß, viel größer als in Frankreich etwa, und es agitiert mit besonderm Raffinement. Es arbeitet nämlich ohne geistige oder finanzielle Zentrale. Das Lager besteht aus zahllosen Gruppen, deren Mannschaften sich kaum vom Hörensagen kennen, und deren Unterführer sich sogar mitunter (weil sie mit Vorbedacht im Unklaren gelassen werden) ernsthaft bekämpfen. Es sind reine Scheingefechte. Die, welche sie ausführen lassen und beiseite stehen, wissen, daß nichts schneller zu ihrem Ziele führt als jenes scheinbare Tohuwabohu, jene beinah ideale Dezentralisation ihrer Gefolgschaft.

Wenn Hugenberg und Hitler entrüstet den Verdacht zurückweisen, daß die Bombenleger ihre Leute wären, so ist ihre Entrüstung bis zu einem gewissen Grade berechtigt. Ein tatsächlicher Zusammenhang besteht nämlich wirklich nicht, wohl aber ein viel engerer, nämlich ein geistiger. Die armen Dynamit-Hascherln setzen das in die Tat um, was sie in Versammlungen gehört, und vor allem, was sie in den Zeitungen gelesen haben. Hugenberg zieht das Schwert des Cheruskers, Hitler kündigt das „dritte Reich" an, der intellektuelle Anhang dieser beiden, tausendfarbig verschieden in den Nuancen, drückt sich noch deutlicher aus, und die geistig beschränkten Idealisten, die das immer wieder hören und lesen, ziehen schließlich wie im hypnotischen Rausch die primitive praktische Konsequenz.

Die fascistische Gefahr in Deutschland ist in erster Linie die fascistische Presse. Wir kennen nur einige der Kanäle, aus denen das Gift seit Jahren ungehindert strömt. Die offiziellen Stellen rühren sich nicht, Auswärtiges Amt und Innenministerium lesen allerhöchstens die großstädtische Hugenberg-Presse und vielleicht auch noch den ‚Völkischen Beobachter'. Aber der ‚Lokal-Anzeiger' ist gar nicht so schlimm, wie er aussieht, weder im Ton noch in der Wirkung. Berlin ist nicht das Reich: viel stärkeres Gift fließt durch die kleinen Städte und durchs Land.

Wie ist diese Giftspritzerei organisiert? Zum Teil wissen wir es. Da ist einmal jener großartig organisierte Maternversand der Hugenberg-Fabrik. Leitartikel, Feuilletons, ja ganze Seiten werden druckfertig im Abonnement an Hunderte von Provinz- und ganz kleine Landzeitungen versandt. Das Abonnement ist billig, die Arbeit der Provinzredakteure gleich Null, aber die Wirkung ist eminent. Denn der Ton, den man in Berlin in den feinen großen Blättern doch nicht wagt zu schmettern, weil es zu demagogisch ist und vielleicht doch dementiert werden würde: in der Provinz wird er zum Posaunen-Orkan.

Der zweite, noch gar nicht erforschte Kanal, aus dem das Gift in mannshohen Wogen die Provinzen überflutet, ist der Korrespondenzbetrieb. Die gefährlichsten dieser Korrespondenzen sind nach außen hin ganz klein aufgemachte Bureaus: niemand kennt sie, niemand kümmert sich um sie. Sie führen die Schlacht im Dunkeln, und zwar mit einer Verve, die einem den Atem benimmt.

Wie diese Korrespondenzen aussehen? Hier ist eine von vielen Dutzenden, sie nennt sich: „Grüne Briefe für Politik und Wirtschaft", und damit der Abnehmer ja nicht etwa auf den nächstliegenden Gedanken kommt, daß die Korrespondenz doch in irgendeinem Auftrage arbeiten müsse, heißt es fett am Kopf: „Politisch und wirtschaftlich vollkommen unbeeinflußtes Organ des ehrlichen Staatsbürgers". So genau wollten wir es ja gar nicht wissen, und wir hätten es auch geglaubt, wenn es uns nicht leider so stürmisch versichert worden wäre. Der Herausgeber heißt Josef Sonntag, der verantwortliche Redakteur German von Schmidt, ein Name, den man nicht erfinden kann. Sonntag ist uns nicht mehr ganz unbekannt aus zwei politischen Beleidigungsprozessen, bei denen er reumütig zu Kreuze kroch.

Um so heldenhafter ficht seine Korrespondenz, die über einen großen Abnehmerkreis verfügt. Was sie betreibt, ist systematischer Kleinkampf gegen alle politischen und auch wirtschaftlichen Kräfte in Deutschland, die sich dem Fascismus mehr oder minder energisch widersetzen. Außenpolitisch gilt der Hauptkampf dem Young-Plan und der Stresemann-Politik; der neue Außenminister müsse Hugenberg werden, oder wenigstens der Zentrumsführer Kaas, auf den ein Teil unsrer Fascisten seit einiger Zeit die größten Hoffnungen setzt. Natürlich würde Sonntag jeden wegen Beleidigung verklagen, der ihn für eine ausgehaltene Kreatur des ewigen Kanzleirats hielte.

Besonders deutlich wird die fascistische Propaganda der Sonntag-Korrespondenz in ihrem wirtschaftlichen Teil. Hier wird alles, was in Deutschland an Konkursen, Baissen, Geschäftsrückgängen und Aufkäufen durch das Ausland passiert, dem Marxismus und der Demokratie in die Schuhe geschoben, die allein in Deutschland regierten. Hemmungslose Hetze gegen die Gewerkschaften, Lobgesänge auf den Persönlichkeitswert des Großindustriellen, der endlich wieder Herr im Hause werden müsse. Aber solange es eben das Verbrechen der Gewerkschaften, der Betriebsräte, der paritätisch zusammengesetzten Schiedsspruchkammern gäbe, und last not least der Sozialversicherung, würde die Produktion in Deutschland nicht steigen.

Woher bezieht nun Herr Sonntag seine Weisheit? Wenn man sich die „Grünen Briefe" genau durchsieht, fällt einem auf, daß der Herausgeber das Gros seiner Nachrichten aus ganz bestimmten Quellen beziehen muß. Keine Nummer ohne eine Lobhymne auf Hugenberg. Ach richtig: Sonntag kennt ja Hugenberg gar nicht! Also sicher kennt er dann auch Mussolini nicht. Trotzdem ist im Wirtschaftsteil so gut wie jeder Nummer mindestens eine Nachricht über das wunderbare Gedeihen und die noch herrlichere Ordnung des italienischen Handels und Wandels enthalten. Beim Redigieren dieser italienischen Berichte ist Herr Sonntag leider sehr oft etwas unvorsichtig. Er retouchiert nämlich nicht jene Stellen, aus denen erhellt, daß es sich hier um amtliche, ihm von den verschiedenen italienischen Ministerien und Verwaltungsbehörden

zur Verfügung gestellte Notizen handelt. Ein geschickter Redakteur würde so etwas als eigne Nachricht aufziehen. Herr Sonntag, in fascistischer Begeisterung, druckt brav die Waschzettel ab. Und so erfahren wir fortlaufend die einwandfreiesten Dinge über den vorzüglichen Stand der italienischen Eisenbahnen, die Aussichten der Getreideernte, die Neuregelung des Museumsbesuchs.

Sonntag hat aber noch ein zweites Land, das ihn sehr interessiert, es sind die Vereinigten Staaten von Amerika. Noch genauer gesagt: die Ford-Gesellschaft in Detroit. Zwar beklagt er in seiner Korrespondenz die Tatsache, daß die deutschen Wirtschaftsführer leider fast alle ausländische Automarken besitzen, aber schon die Fusion Opels mit den General Motors ist nicht etwa ein Landesverrat, sondern eine bittre Notwendigkeit der Familie Opel, die infolge der hohen Soziallasten und der marxistisch verseuchten deutschen Wirtschaft ohne Fusion mit den Amerikanern ihr ganzes Privatvermögen verlieren würde. Sonntags ganze Liebe aber gehört der Ford-Company, denn Ford ist ein autokratischer Wirtschaftsführer par excellence, und wenn der Amerikaner nach der fünftägigen Arbeitszeit nun wieder die sechstägige eingeführt hat, so beweist das eben auch dem dümmsten Leser in der tiefsten Provinz, daß ohne Mehrarbeit das deutsche Volk nie und nimmer gesunden kann.

Es ist eine Eigentümlichkeit des deutschen Fascismus, daß er alle seine Fakten, Thesen und Vorbilder sich mühsam aus den Gebräuchen und Persönlichkeiten fremdstämmiger Länder zusammenklaubt.

*

Genug von Herrn Sonntag. Er ist nur einer von den vielen, die in einer ganz bestimmten Front stehen und kämpfen, ohne die Mitglieder der Front zu kennen. Auch Sonntag hat natürlich nie einen Bombenwerfer gesehen. Daß die und deren Kreise die Korrespondenzartikel des Herrn Sonntag gelesen und zur Kenntnis genommen haben — was gehts ihn an! Er sitzt in seinem Bureau in Berlin-Steglitz und ist ein geistiger Arbeiter.

Die geistigen Fascisten, die, nur die haben wir zu fürchten. Die sitzen überall, wo es wichtig ist. Sie sitzen in den Betriebskontoren mancher großen Industriewerke, und sie sitzen auf den Lehrstühlen unsrer Universitäten. Sie sind gar keine Politiker, sondern Männer der Wirtschaft und ernste Wissenschaftler. Sie arbeiten im Stillen und im Dunkeln.

Aber wir werden sie hier an dieser Stelle hervorziehen.

Bauer und Maschine von Ernst W. Freißler

Es ist eine der furchtbarsten Begleiterscheinungen des Maschinenzeitalters, daß der Mensch dem Boden entfremdet, daß die ursprüngliche Beziehung zwischen dem Leben des Menschen und dem Ablauf der Jahreszeiten gelockert, wenn nicht aufgehoben wurde. Diese Erscheinung ist der gesamten weißen Welt gemeinsam und darf als letzter Grund der allgemeinen „Agrarkrise" gelten.

Lassen wir aber zunächst die weltwirtschaftliche Seite der Frage beiseite und wenden wir uns der spezifisch deutschen Erscheinungsform zu, so ist eine besondere Zuspitzung des Gegensatzes zwischen Stadt und Land festzustellen, als Folge der, zwar selten mehr erwähnten, aber doch unvergessenen Hungerszeiten während des Krieges und der Inflation. Die deutsche Landwirtschaft hat sich unfähig erwiesen, heißt es, das Land ohne fremde Einfuhr zu ernähren. Darum trifft der so häufige Schrei nach Schutzzöllen zur Drosselung eben dieser Einfuhr auf taube oder zumindest unwillige Ohren. Der Boden soll in die Hand des besten Wirtes. Versuchen wir, uns ein Bild dieses „besten Wirtes" zu machen.

Der deutsche Bauer alten Schlages entspricht diesem Bilde keineswegs, das muß leider gesagt sein. Er kann ihm nicht entsprechen. Unsre Böden sind zum großen Teil verarmt, müde. Auf ihnen weltmarktfähig zu erzeugen, ist nur durch strengste Intensivwirtschaft möglich. Diese Intensivwirtschaft wird in ihrer Rentabilität bestimmt durch die Faktoren: menschliche Arbeitskraft und Maschine. Die im Preise sehr gestiegene menschliche Arbeitskraft ist nur bis zu einem bestimmten Höchstmaß an Bodenfläche rentabel — die Verwendung arbeitsparender aber teurer Maschinen nur von einem Mindestmaß an. Der durchschnittliche deutsche Bauernbesitz liegt zwischen diesen Grenzpunkten, im toten Winkel sozusagen.

Die Bande der Familie zeigen sich der neuzeitlichen Belastungsprobe nicht mehr gewachsen. Die Fälle, in denen Bauernsöhne und -töchter gegen ein Taschengeld, in einer Art Familiengemeinschaft, den väterlichen Besitz bewirtschaften, werden seltener; häufiger die andern, in denen sie zumindest gleiche Bezahlung wie fremde Arbeitskräfte fordern oder überhaupt zu einträglichern und mühelosern Stadtberufen abwandern.

Die untere Ertragsgrenze, die des Intensivbetriebs mit menschlicher Arbeitskraft, engt sich also zusehends auf den Kleinsiedler ein, der auf geringster Fläche, ohne Zuhilfenahme bezahlter Arbeitskräfte, Obst, Gemüse, Geflügel zum Verkauf, alles andre bestenfalls zum Eigenverbrauch erzeugt.

Die Grenze wiederum, von der an maschinelle Bearbeitung rentabel wird, liegt weit über dem Durchschnittsmaß bäuerlichen Besitzes. Der notwendige Maschinenpark stellt ein Kapital dar, dessen Amortisation und Verzinsung auf kleiner Fläche unmöglich oder doch gleich teuer wird wie die menschliche Arbeitskraft.

Abgesehen von diesem rechnerischen Bedenken erhebt sich das andre (das in gewissem Maße auch für den Großbetrieb gilt): daß nämlich der Intensivbetrieb der verschiedenen Zweige einer herkömmlichen Landwirtschaft vielfältige Fachkenntnisse voraussetzt, wie sie sich selten mehr in einem Kopf vereint finden.

Wir haben den „praktischen Arzt" nahezu verschwinden sehen, haben uns daran gewöhnt, mit verschiedenen Leiden zu den verschiedenen Spezialisten zu gehen. Wir wissen es, er-

kennen es an, und auch die Ärzte selbst bestreiten es nicht: daß es dem Einzelnen nahezu unmöglich geworden ist, mehr als ein Sonderfach der Heilkunde ganz von Grund auf zu beherrschen.

Der Intensivbetrieb drängt zur Spezialisierung; diese wiederum findet ihre Grenze in der Fassungskraft des Einzelnen. Dem Besitzer des industrialisierten Großbetriebs ist es möglich, sich durch hochbezahlte Fachleute entlasten zu lassen, nicht aber dem bäuerlichen Besitzer.

Das Problem, auf seine Grundformel gebracht, hat also zu lauten: Bauer und Maschine. Und da die Maschine ihre eignen Gesetze hat, von denen sie durch Menschenkraft kaum mehr abzubringen ist, so wird sich der Bauer den Gesetzen der Maschine fügen müssen.

Vorläufig will er es nicht, kämpft dagegen an, mit Mitteln, die dem flüchtigen Blick seltsam, verschroben, lächerlich, jedenfalls untauglich scheinen mögen. Wie wenige, die heute von blinder Verhetzung, von tadelnswerten Auswüchsen sprechen, wie wenige von ihnen haben sich den Blick bewahrt für die ideologische Gebundenheit, für das schöne Beharrungsvermögen, die den Bauern in den Kampf gegen die Maschine treiben.

Dieser Kampf ist hoffnungslos, soweit es sich heute absehen läßt. Dem bäuerlichen Mischbetrieb scheint sein Urteil gesprochen. Denn der Mischbetrieb auf kleiner Fläche verbietet die Intensivierung der Einzelzweige; und ohne diese ist weltmarktfähige Erzeugung, außer in wenigen Sonderfällen, nicht denkbar.

Das Fehlen weltmarktfähiger Qualität wiederum erklärt eine Erscheinung, die wir heute in Deutschland beobachten können, und die, auf den ersten Blick, wie eine Durchbrechung des Gesetzes von Angebot und Nachfrage wirken könnte: die verzweifelte Notlage der einheimischen Landwirtschaft, bei einer Jahreseinfuhr landwirtschaftlicher Produkte im Werte von vier Milliarden Mark. In Wahrheit bestätigt sich grade in dieser Erscheinung das Grundgesetz, und Schutzzölle werden dagegen nicht helfen. Denn der Bauer in seiner Masse ist vielfach noch an längst überlebte Wirtschaftsmethoden gebunden, lebt noch in den Umsatzbegriffen aus der Zeit der Wochen- und Jahresmärkte, die eine viel individuellere Beziehung zwischen dem Einzelerzeuger und dem Einzelverbraucher erlaubte. Die Städte aber haben sich dem Kreislauf des Welthandels eingefügt und verlangen — bei Butter, Eiern, Obst, Geflügel — Standardware, die im althergebrachten Mischbetrieb nicht zu erzeugen ist. Gebieterischer mit jedem Tag drängt sich also die Forderung auf, den alten Mischbetrieb umzustellen. Hier aber ergeben sich Widerstände, die der — in öffentlichen Angelegenheiten mehr und mehr maßgebende — Großstädter allzu leicht übersieht oder verkennt. Was Wunder, daß der Bauer, am Leben bedroht und außerstande, mit der Feder zu antworten, zu andern Mitteln greift, um sich Gehör zu verschaffen?

Kanzleimenschen schütteln verächtlich den Kopf darüber, daß ein wenig Schreibarbeit nach Feierabend, ein Nichts, Anlaß zu Aufruhr und Gewalt sein könnte. Wer aber in seinem Leben selbst nur einen langen Bauerntag mit Pflug, Sense oder Holzaxt verbracht hat, der weiß, wie bitter hart das „bißchen Schreibarbeit" fallen kann — das Buchführen, Markenkleben, das Ausfüllen immer neuer Steuererklärungen. Und diese Schreibarbeit verliert gewiß nicht an Bitterkeit durch den Gedanken an das Beamtenheer, mit dem wir gesegnet sind.

Tatsachen sind: Bureaukratie, Steuerdruck, anspruchsvoller Einzelhandel.

Tatsachen sind auch: Steuerstreik, verhinderte Zwangsversteigerungen, Bauernrevolten.

Mögen die Verantwortlichen die nötigen Schlüsse ziehen!

Die Kirche im Orient von Joseph Friedfeld

Der politische Einfluß der Kirche war im Nahen Osten noch in den letzten Jahrzehnten außerordentlich groß. Die katholische Kirche repräsentierte nicht nur die westliche Kirche, sie vertrat auch die Kultur und die Macht Europas. Die katholischen Staaten suchten daher stets eine Interessengemeinschaft mit der Kirche im Orient herbeizuführen, die sie in Europa selbst schon lange aufgegeben hatten. Am auffallendsten war dies in Frankreich. Frankreich war seit langer Zeit die katholische Vormacht im Orient, nicht nur in der Levante, sondern auch in China, und diese Vormachtstellung wurde vom Vatikan anerkannt und beschützt. Sie hat mitverholfen, den kulturellen Einfluß der französischen Sprache im Orient zu stärken, und die früher dort herrschende italienische Sprache, die von den starken Handelsbeziehungen Italiens und der Levante zu Beginn der Neuzeit Zeugnis ablegte, zu verdrängen. Die besondere Organisation des ottomanischen Reiches, in dem die religiösen Gemeinschaften auch autonome politische und rechtliche Körperschaften bildeten, und das System der Kapitulationen gaben der Kirche im Orient und der sie beschützenden europäischen Macht eine Stellung von großem politischen Einfluß. Schon zur Zeit Ludwigs XIV. hatte sich die französische Politik im Orient das Ziel gesetzt, das ottomanische Reich zum Vorteil Frankreichs durch die Verbreitung der katholischen Religion moralisch zu erobern. Die europäischen Mächte erkannten im Vertrag von Berlin im Jahre 1878 die Vormachtstellung Frankreichs an.

Diese jahrhundertealte Vormachtstellung Frankreichs ist nun in Gefahr. Schuld daran sind nicht nur die allgemeinen Verhältnisse im Vordern Orient, wo die Kapitulationen in vielen Gebieten völlig aufgehoben wurden, sondern auch die Verschärfung der Beziehungen zwischen der französischen Republik und dem Vatikan, die während des radikalen Ministeriums Herriot eingetreten sind, und vor allem die neue Freundschaft zwischen dem päpstlichen Stuhl und dem fascistischen Italien. Die italienische Expansionspolitik zielt vor allem nach den südlichen und östlichen Ufern des Mittelländischen Meeres. Sie

weiß sehr wohl, daß die katholischen Missionen dort als Pioniere der italienischen Kultur und darüber hinaus des italienischen politischen und wirtschaftlichen Einflusses zu verwenden sind. Das Papsttum hat schon früher die These aufgestellt, daß das französische Protektorat über den Katholizismus im Orient auf der Gutheißung des Papstes beruhe. Durch den Vertrag von Tientsin vom Jahre 1858 hat Frankreich im ganzen chinesischen Reich das Protektorat über sämtliche Christen, nicht nur die Katholiken, erhalten. Die Umwälzungen in der chinesischen Republik haben aber dieses Protektorat im Fernen Osten an Bedeutung hinter dem in der Levante zurücktreten lassen. Nur dort wird sich jetzt der französisch-italienische Gegensatz auf religiösem Gebiete voll auswirken. Schon vor dem Weltkriege wurde das französische Protektorat, vor allem in Palästina, dadurch geschwächt, daß Frankreich infolge seines Bündnisses mit Rußland den Übergriffen der orthodoxen Kirche gegenüber den Katholiken an den Heiligen Stätten nicht energisch genug entgegentreten konnte. Die antiklerikale Politik Frankreichs und das Gesetz der Trennung von Kirche und Staat im Jahre 1905 ließen die französische Regierung die Bedeutung des religiösen Protektorats im Orient unterschätzen. Sie schloß daher im Jahre 1905 mit der italienischen Regierung einen Vertrag, wonach die italienischen religiösen Institutionen im Orient dem italienischen Protektorate unterstehen sollten. Der päpstliche Stuhl, damals noch in unversöhntem Gegensatz zum Quirinal, war mit dieser Vermehrung der Protektionsmächte durchaus nicht einverstanden.

Als ein großer Erfolg der französischen Diplomatie konnte der Vertrag gebucht werden, der am 4. Dezember 1926 zwischen dem Papste und Frankreich abgeschlossen wurde. In diesem Vertrag wurden nicht nur die liturgischen Ehrenbezeugungen bestimmt, die dem Vertreter Frankreichs seitens der katholischen Kirche in jenen Ländern gebühren, in denen noch die Kapitulationen und damit das Protektorat Frankreichs über die Katholiken bestehen. Darüber hinaus erkannte der Vatikan derartige Rechte auch in den Ländern an, in denen die Kapitulationen aufgehoben oder für zurzeit unanwendbar erklärt worden waren. In diesen Verträgen wurde noch einmal offiziell vom Vatikan das religiöse Protektorat Frankreichs in den Ländern des Orients anerkannt, wobei zwischen den Ländern des Nahen und des Fernen Ostens nicht unterschieden wird. Zu den liturgischen Vorrechten Frankreichs gehörte die Einladung des Vertreters der Republik zu der feierlichen Messe an den hohen Feiertagen, sein Empfang an der Kirchentür und sein offizielles Geleit durch den Klerus, ein bevorrechteter Sitz und ähnliche Privilegien. Der Vatikan behielt sich freilich das Recht vor, diesen Vertrag aufzuheben, wenn die französische Republik nicht ihren Botschafter beim päpstlichen Stuhle aufrecht erhielte.

Die französische Kammer hat der Wichtigkeit der Wahrung der katholischen Tradition im Orient erst vor kurzer Zeit durch eine neue Gesetzgebung über den priesterlichen Nachwuchs der Missionen Rechnung getragen. Die Mission im Orient erfüllt

neben und heute vielleicht vor ihrer religiösen Aufgabe eine nationale. Es ist interessant zu beobachten, daß die protestantischen Missionen sich eher dem nationalen Geiste der Völker anpassen, unter denen sie ihre Missionstätigkeit ausüben. Dagegen betrachten sich die katholischen Missionen als Instrumente der Erziehung im Sinne der Nation, die sie vertreten. In den letzten Jahren hat die katholische Missionstätigkeit, vor allem die italienische in den Ländern des Vordern Orients einen verstärkten Umfang angenommen. In Palästina und in Syrien sind eine Reihe neuer Missionsanstalten von Italien begründet worden. Das neue Freundschaftsbündnis zwischen dem Vatikan und dem Quirinal hat den italienischen Missionen des Orients einen neuen Ansporn gegeben. Frankreichs jahrhundertealte Vormachtstellung ist ernstlich bedroht. Grade im Orient kann der Vatikan Mussolini nützen. Aber der neu erwachte eingeborene Nationalismus in den Ländern des Orients macht diese jahrhundertealte Verquickung europäischer Expansionspolitik mit religiöser Propaganda immer mehr unwirksam. Auch der Vatikan hat eingesehen und durch seine immer zahlreichere Ernennung chinesischer, japanischer und andrer eingeborener Priester und Bischöfe bekannt, daß eine Hoffnung für die christlichen Kirchen im Orient nur dann besteht, wenn sie es dort ebenso gut verstehen würden, sich den wachsenden nationalen Forderungen der orientalischen Völker anzupassen, wie sie es in Europa getan haben. Italien scheint in dem Wettstreit um den Einfluß in der Kirche des Orients grade dann zu gewinnen, wenn dieser Wettstreit selbst gegenstandslos zu werden beginnt.

Waffelindustrie bis Waffenhandel

von Otto Lehmann-Rußbüldt

Will der schlichte Laie sich über ein Gebiet politischer Wissenschaft unterrichten, so greift er zu dem „Handwörterbuch der Staatswissenschaften". Würde er aber daraus Aufschluß haben wollen über die Rüstungsindustrie, so fände er endlich unter W etwas über die Waffel- und Keksindustrie, aber gar nichts über die Waffenindustrie. Es ist wie in katholischen populären Lehrbüchern der Anatomie, wo die Sexualsphäre einfach ausgelassen wird.

Dieser Umstand, daß das vorzüglichste Nachschlagewerk über einen so bedeutungsvollen Faktor der Wirtschaft wie die Rüstungsindustrie keine Andeutung enthält, spricht soviel Bände wie das Werk umfaßt. Es besteht ein stillschweigender oder vielleicht auch vereinbarter Comment, über die Menschenmord-Industrie keine Aufschlüsse zu geben. Zwar war in Wilsons Träumen vom Völkerbund allerlei verheißen über Beseitigung der privaten Rüstungsindustrie und Kontrolle der Waffenproduktion. Übrig blieb der nichtssagende Artikel 8 der Völkerbundssatzung. Das „Militärische Jahrbuch" des Völkerbundes und die Protokolle der Waffenhandelskonferenz (Genf, 4. Mai bis 17. Juni 1925) verraten auf tausenden von Sei-

ten nichts Neues. Aber die Ergänzungsbände zu diesem Protokoll über die Statistik des Waffenhandels lassen allerlei politische Pikanterien genießen. Als 4. Band erschien „Renseignements statistiques sur le commerce des armes, munitions et materiels de guerre" (S. D. N. Genève 1928 C. 26. M. 13. 1928 IX.) 424 Seiten. Wie die Einleitung sagt, enthält die Statistik auf Grund offizieller oder sonstiger öffentlicher Dokumente Tabellen über die Aus- und Einfuhr von Waffen, Munition und Kriegsmaterial von 56 Ländern und 28 Kolonien. Allerlei Differenzen wären durch die Verschiedenartigkeit der Zollstatistiken gegeben, auch dadurch, daß Sprengmittel manchmal auch noch unter chemischen Produkten zu suchen wären und man nicht immer die Sprengmittel für Kriegs- und Industriezwecke unterscheiden könne. Jagd- und Sportwaffen sind besonders aufgeführt, aber nicht bei allen Ländern, zum Beispiel nicht bei Deutschland. Auch Feuerwerkskörper sind zumeist in den Zahlen enthalten. Die Angaben sind lückenhaft und oft „provisorisch". Man braucht diese Offenherzigkeit des Völkerbundes nicht zu hoch einzuschätzen. Es ist eine gründliche Zusammenstellung öffentlicher, jedem zugänglicher Zollstatistiken, wie sie vor dem Kriege auch schon gang und gäbe waren.

Es betrug der Wert in amerikanischen Dollars der

Ausfuhr (Export):

1922	1923	1924	1925	1926
43 033 537	47 521 460	54 204 946	55 762 154	58 157 366

Einfuhr (Import):

1922	1923	1924	1925	1926
39 372 536	40 187 523	42 969 147	45 244 457	?

Außerdem der Wert — immer in Dollars — der Jagd- und Sportwaffen.

Ausfuhr (Export):

1922	1923	1924	1925	1926
4 792 334	5 810 835	5 936 493	7 979 341	6 374 403

Einfuhr (Import):

1922	1923	1924	1925	1926
34 230 068	3 964 252	4 344 863	4 512 666	?

Bei der Aufstellung über die Jagd- und Sportwaffen resultiert die Einfuhr 1922 mit 34 Millionen Dollar aus einem Posten für Frankreich mit 32 365 150, der ganz unvermittelt dasteht. 1923 hat die Einfuhr dieser Jagdwaffen nach Frankreich nur 1 434 000 Dollar betragen, 1924 845 000 Dollar, 1925 801 000 Dollar. Danach hat Frankreich 1922 für diese Jagd-Waffen 32 Millionen eingeführt, an Kriegswaffen nur für 104 064 Dollar. Seine Jagdwaffeneinfuhr 1922 allein übersteigt also die Weltausfuhr von 4 792 000 Dollar um das Siebenfache!

An der Ausfuhr sind beteiligt mit größern Zahlen (rund in Dollars)

	1923 Mill.	1924 Mill.	1925 Mill.	1926 Mill.
Deutschland . .	6,9	7,3	7,5	7,0
England ohne Kolonien	14,8	13,2	16,8	14,8
Frankreich	8,0	12,2	7,1	5,9
USA.	9,2	9,8	10,7	10,5
Belgien	0,4	0,8	1,2	1,4
Spanien	2,0	2,0	3,3	3,7
Italien	0,6	0,8	2,0	1,5
Schweden	0,9	1,5	2,6	2,1
Tschechoslowakei . .	1,4	2,5	0,9	8,3

Die Prozentzahlen der Ausfuhr gehen nur in den großen Industrie-Weltstaaten ständig über 10 Prozent der Weltausfuhr hinaus.

	1923 %	1924 %	1925 %	1926 %
Deutschland . .	14,5	13,4	13,5	12,1
England . .	31,2	24,4	30,2	25,5
Frankreich . .	16,8	22,6	12,8	10,3
USA.	19,5	18,3	19,1	18,1

Die Ausfuhr aller andern Staaten bewegt sich immer unter 10 Prozent, mit Ausnahme der der Tschechoslowakei, die 1926 auf 14,3 Prozent hinaufschnellt, 1927 ist deren Export wieder auf 3,8 Millionen Dollar gefallen, 8 Prozent der Weltausfuhr.

Die Einfuhr dieser Industrie-Länder ist naturgemäß weitaus geringer als die Ausfuhr.

	1923 Mill.	1924 Mill.	1925 Mill.	1926 Mill.
England . .	0,4	0,5	0,6	0,7
Frankreich .	0,2	0,08	0,03	0,01
Deutschland . .	0,2	0,1	0,2	0,2
USA.	1,7	1,7	1,8	1,6

Die Länder mit größerer Einfuhr sind natürlich solche, die zwar schon einen respektablen militärischen Apparat, aber keine Rüstungsindustrie besitzen.

Die nennenswertesten sind (in Dollars)

	1923 Mill.	1924 Mill.	1925 Mill.	1926 Mill.
Argentinien . .	1,2	1,3	1,6	1,4
Brasilien . . .	2,2	4,5	4,2	2,3
China	0,6	1,1	5,4	1,4
Japan	1,5	1,0	1,6	1,4
Mexiko	2,1	1,9	2,4	2,4
Niederlande . .	1,4	2,0	1,4	1,8
Niederl.-Indien .	3,9	2,4	1,6	2,0

Auch die englischen Kolonien haben wie die niederländischen eine weitaus größere Einfuhr als das Mutterland, zum Beispiel

	1923	1924	1925	1926
Britisch-Indien .	3,2 Mill.	4,3 Mill.	4,9 Mill.	4,1 Mill.

Auffallend ist, daß bei Polen, Rumänien und Jugoslawien die Einfuhr merkwürdig gering ist. Soweit nicht einfach Lükken gelassen sind, bewegen sich die Zahlen immer um einige hunderttausend Dollar herum. Nur für 1924 gibt Polen 1 036 689 Dollar an, für 1926 wieder bloß 111 451 Dollar. Noch bescheidener beim Waffeneinkauf waren die politisch doch recht bewegten Länder Ungarn und Litauen. Ungarn gibt für 1924 130 000 Dollar an, für 1924 184 000 Dollar, für 1925 171 000 Dollar. Litauen nur für 1924 45 000 Dollar. Neugierig könnte man sein, wo die beiden großen Waffentransporte verbucht sind, die Anfang 1927 und 1928 die Ungarn erhalten sollten und die von den Oesterreichern aufgehalten wurden.

Und Rußland? Die USSR gibt für 1922 487 812 und für 1923 407 625 Dollar Einfuhr an, von da an klaffen Lücken. In den Spezialnachweisen ist dann zu lesen, daß diese Einfuhr aus Feuerwaffen und deren Zubehörteilen bestanden habe. Die Sowjetunion gibt nicht das Ursprungsland an. Hingegen finden sich bei der englischen Ausfuhr von 1924, also aus einem Jahr, dem in der russischen Nachweisung keine Einfuhr gegenübersteht, Gewehre und Maschinengewehre nach Rußland im Werte von 104 100, 1925 von nur noch 2900 Pfund Sterling. Kleinere Posten finden sich auch noch 1922 und 1923 für Handfeuer- und Jagdwaffen und 1923 für Torpedos und Seeminen 20 000 englische Pfund.

Bei andern Staaten mögen Lieferungen an Rußland in der Rubrik „Andre Staaten" untergebracht sein.

Deutschland verzeichnet 1922 eine Munitionsausfuhr nach Rußland von 40 Tonnen ohne Wertangabe. Seit 1923 bis 1926 sind zusammen nur 33,6 Tonnen geliefert mit zusammen 1 062 000 Reichsmark.

Diese Stichproben zeigen schon, daß es sich bei allen Angaben nur um die äußerste Grenze des Waffenhandels nach unten handeln kann, das heißt, daß die Statistik ungenügend ist. Es wirkt zwar sehr bestechend, wenn die kleine portugiesische Kolonie Macao berichtet, bei ihr seien 1922 sechs Kilogramm Revolver und 766 Kilogramm Patronen eingeführt. Wenn aber für China 1925 5,4 Millionen Dollar und für 1926 gar nur 1,4 Millionen Dollar Einfuhr angegeben sind, so fragt man sich, womit denn die in den Bürgerkriegen aufgestellten fünf Millionen Soldaten ausgerüstet waren. Jeder Soldat erfordert doch mindestens 50 Dollar Waffenausrüstung. Als Hauptursprungsländer gibt China für 1925 an

Norwegen	mit . .	1,2 Mill.	Taels
Deutschland	„ . .	3,8 „	„
Italien	„ . .	1,0 „	„
Japan	„ . .	0,4 „	„

Ein Tael ist ungefähr gleich dreiviertel Dollar.

Da nun Norwegen 1925 im Ganzen nur für 363 000 Dollar an Waffen ausgeführt hat, so ist es unerfindlich, wie China von Norwegen davon allein für zirka 900 000 Dollar einführen konnte. Deutschland gibt an, daß es 1925 nach China ausführte für 1 012 000 Reichsmark an Hand-Feuerwaffen und für 743 000 Reichsmark an Patronen. Wie man von also rund 400 000 Dollar Ausfuhr für nahezu 3 Millionen Dollar in China einführen kann, ist ein Wunder. Aber der in Kiel geschnappte Waffentransport vom Frühjahr 1928 wird ja nicht der erste seiner Art gewesen sein.

Die Tatsache, daß Deutschland seit 1923 mit durchschnittlich 13 Prozent am Waffenhandel der Erde beteiligt war und prozentual 1925 und 1926 den Frankreichs sogar übertraf, wird für sehr viele eine Überraschung sein. Deutschland hat 1926 für 8 066 000 Reichsmark Handwaffen verkauft, ferner für 4 710 000 Reichsmark gefüllte Patronen, für 15 095 000 Reichsmark Sprengmittel und für 1 746 000 Reichsmark Feuerwerk. Sogar an den zurzeit diensthabenden Erbfeind, an die Polen! Deren Land hat noch 1924 für 684 000 Reichsmark Feuerwaffen, für 164 000 Reichsmark Munition und für 2 195 000 Reichsmark Sprengmittel den Deutschen abgekauft. Seit 1925 hören Angaben über Waffen und Munition von Deutschland nach Polen auf.

Die Merkwürdigkeiten dieser Statistik werden weit übergipfelt durch den fünften Jahrgang dieser Statistik, der den Titel „Jahrbuch" trägt (C. 370. M. 117. 1928. IX), erschienen 1929, 426 Seiten. In der Einleitung wird in einer früher nicht vorhandenen Note auseinandergesetzt, daß die Länder, denen durch die Friedensverträge Aus- und Einfuhr von Waffen verboten ist, nur Jagd- und Sportwaffen anzugeben haben. Inzwischen ist der Posten bei Deutschland für 1926 mit 28 052 000 Reichsmark, den man nicht als Waffenhandel bezeichnen darf, weil das den Nachfolger des beurlaubten Herrn Jorns zu einer Anklage wegen Landesverrats berechtigt, für 1927 auf 35 311 000 Reichsmark angewachsen (8 391 200 Dollar), jetzt allerdings registriert als Jagd- und Sportwaffen und deren Munition. Verschwunden sind in der Spezialnachweisung 1926 die 1 746 000 Reichsmark Ausfuhr für Feuerwerkskörper; dafür tauchen 1927 für 3 494 000 Reichsmark Munition für Floberts auf, das sind Luftdruckgewehre.

Dementsprechend sind auch alle frühern Zahlen, soweit sie Deutschland und seine einstigen Kriegsverbündeten betreffen, umregistriert, so daß der Jagdwaffenhandel seit 1923 plötzlich verdoppelt ist, woran Deutschland allein die Hälfte trägt.

Diese Statistik des Waffenhandels der Erde — also nicht der Waffenproduktion — stellt ebenso starke Ansprüche an die Gläubigkeit der Völkerbundsanhänger, wie sie an gläubige Katholiken in bezug auf die Wunder von Konnersreuth gestellt wurden. Werden die Waffen einst ins Museum getan, wie es auch mit den Folterwerkzeugen geschah, so sollten diese sich so schroff widersprechenden Statistiken des Völkerbundes über den Waffenhandel dazugelegt werden.

Der Film und seine Stiefmutter von Rudolf Arnheim

Vor ein paar Wochen ist im Reichsrat der Entwurf des neuen Lichtspielgesetzes durchgegangen, der jetzt dem Reichstag vorgelegt werden soll. In der Presse ist die Mißgeburt, um die es da geht, bereits gebührend gewürdigt worden. Es ist deutlich gesagt worden, daß es sich nicht um eine Verbesserung sondern um eine Verschlechterung handelt. Nach dem neuen Entwurf soll zum Beispiel außer der Landesprüfstelle nun auch jede Lokalbehörde berechtigt sein, die Vorführung von Filmen zu verbieten, wenn sie geeignet scheinen, Ruhe und Ordnung zu stören, so daß also künftighin das Repertoire, das der Rentier Krüger und die Mutter Wolffen im Kino vorgesetzt bekommen, davon abhängen wird, wie Herr Amtsvorsteher Wehrhahn über Pudowkin und Stroheim denkt. Gewiß, nach einem solchen Verbot muß die Landesbehörde binnen drei Tagen in Kenntnis gesetzt werden, und diese hat binnen einer Woche die getroffene Maßnahme aufzuheben oder bei der Oberprüfstelle den Antrag auf Widerruf zu stellen, aber welcher Kinobesitzer wird sich bei dieser Sachlage auf irgendwelche Wagnisse einlassen! Weiterhin wird im neuen Entwurf die Vorzensur auch auf die Sprechfilmtexte ausgedehnt, wodurch, da wir keine Theaterzensur haben, eine vollkommen sinnlose Situation entsteht. Es ist Bestrafung der Eltern vorgesehen, die dulden, daß Kinder unter achtzehn Jahren ins Kino gehen... kurz, das Gesetz wird bei weitem unerträglicher. Aber nicht darauf soll hier das Hauptgewicht gelegt werden, es gibt einen radikaleren und bemerkenswerteren Gesichtspunkt.

Als im Jahre 1920 das Lichtspielgesetz in der weimarer Nationalversammlung verhandelt wurde, war sich das deutsche Volk von links nach rechts einig in seinen Stämmen, daß auf die Filmproduktion der Daumen gehalten werden müsse. Ein demokratischer Abgeordneter teilte mit, in einer münchner Frauenklinik sei ermittelt worden, daß die Hälfte der jugendlichen Wöchnerinnen den Verführer im Kino kennengelernt habe (Hört! Hört!) — wobei allerdings die Frage offenblieb, ob hieran die helle Leinwand oder der dunkle Zuschauerraum die Schuld trug; die Deutsche Volkspartei zitierte, ihrem Namen gemäß, das „allgemeine Volksempfinden", der Sozialdemokrat gestand, seine Parteigenossen hätten eine Zensur vermeiden wollen, aber — und so ging denn das Gesetz durch. Nun war das Zustandekommen dieses Gesetzes, obwohl es allen Filmfreunden einen sauren Vorgeschmack von der republikanischen Freiheit gab, damals noch einigermaßen zu verstehen. Das Chaos und der Rausch des Zusammenbruchs und der Revolution hatten zu einer moralischen Haltlosigkeit geführt, die sich allenthalben austobte, und geschäftstüchtige Filmfabrikanten nutzten die Gier eines ausgehungerten Volkes aus, indem sie „Aufklärungsfilme" losließen, die heutzutage wohl keinen Hund mehr zum Beischlaf anreizen würden, deren Geschmacksniveau aber sicherlich unter aller Diskussion war. Immerhin mochte die Nervosität dieser wilden Jahre eine rigorose Maßnahme rechtfertigen.

Aber heute, nach neun Jahren? Was uns so skandalös an dem neuen Lichtspielentwurf erscheint, ist nicht so sehr, daß er eine Verschärfung bedeutet sondern daß er nicht schlankweg die Aufhebung der Vorzensur und des Jugendverbots bringt. Diese Prolongierung des Belagerungszustandes auf dem Gebiet des Films entspringt nicht vernünftigen Erwägungen sondern einfach dem Gesetz der Trägheit: man nimmt etwas, was nun einmal besteht, als gegeben hin, modelt ein bißchen daran und kommt nicht auf den Gedanken, ganz elementar die Existenzberechtigung dieses Zustandes zu prüfen. Man fingert an einem Anachronismus herum, statt ihn kurzerhand in den Mülleimer zu befördern. Die Radauerotik der ersten Nachkriegsjahre ist nicht mehr, erscheint heute komisch; man hüpft nicht mehr nach den Klängen des Hiawatha: „Licht aus, Messer raus, runter vom Balkon!", man geht in die Kinos nicht zu dem Zweck, um die pantomimische Unzucht von Prostituierten und Homosexuellen zu betrachten, und auch wenn wir heute keine Filmzensur hätten, würde kaum ein Geschäftsmann, der eine Nase für den Geschmack seines Publikums hat, Schweinereien auf den Markt werfen, denn damit wären keine Rekordkassen zu erzielen — (und gegen die, die es doch täten, haben wir ja außerhalb des Lichtspielgesetzes genügend wirksame Paragraphen). Als die Nationalversammlung das Gesetz verabschiedete, stand die Filmkunst in ihren ersten Anfängen, war bestenfalls eine Hoffnung für die Zukunft; die Volksvertreter ließen es damals, zwecks Ausschmückung ihres strengen Werks, an schönen Prophezeiungen nicht fehlen, der Film sei berufen, ein Kulturfaktor zu werden; sie rissen dem Kinde die Beine aus und entließen es mit den besten Segenswünschen für seinen fernern Lebensweg. Heute ist kein Prophezeien mehr nötig, heute hat der Film gezeigt, was er wert ist; heute hat sich, soviel es noch zu bemängeln geben mag, eine gewisse Geschmackstradition gebildet, die grobe Entgleisungen zur Seltenheit macht — was soll uns heute eine Filmzensur? Was soll, wenn es schon eine Zensur gibt, noch außerdem das Jugendverbot, wo doch jeder Jugendliche die Möglichkeit hat, sich im Sprechtheater beliebig viel Theaterstücke rauhesten Kalibers anzusehn (ohne daß deshalb die Wöchnerinnenkliniken wegen Überfüllung geschlossen werden müßten)?

Wir haben die Auswirkungen der Zensur ausprobiert, wir haben heute neun Jahre Erfahrung mehr. Wir haben mit angesehen, wie die großen Russenfilme rücksichtslos verstümmelt und dadurch in ihrer künstlerischen Form zerbrochen worden sind, wir sehen an den Schwierigkeiten der Sprechfilmzensur, die ja nur die natürliche Konsequenz der bisherigen Filmzensur darstellt, daß der Ausnahmezustand im Lichtspieltheater unhaltbar ist, wir erleben Fälle wie den folgenden: das Theaterstück „Revolte im Erziehungsheim" ist in ganz Deutschland gespielt worden, aber der Film gleichen Titels und Inhalts ist nun schon zum dritten Mal von der Zensur zurückgewiesen worden, obwohl doch zweifellos grade in diesem Fall die Bühnenaufführung, das Gebrüll der revoltierenden Zöglinge, das Krachen der zertrümmerten Möbel, der ganze lärmende Tumult unver-

gleichlich aufregender wirken muß als jede Verfilmung. Und ebenso schlimm wie die Verstümmelung fertiger Filme ist die begreifliche Ängstlichkeit des Produzenten, der in jedem Film Zehntausende investiert und also nichts riskieren darf; daher denn die lauwarmen Filmlibretti, die Vermeidung jeder politischen Tendenz, jeder unerschrockenen Realistik, daher denn die Albernheit des Filmhelden, der im Zimmer der Geliebten bis zum Halse bekleidet in einem Sessel Platz nimmt, wenn die Nacht hereinbricht. So wird der Spielfilm im Interesse der öffentlichen Gesundheitspflege sauber beschnitten und schämig gereinigt, und wenn er vorgeführt worden ist, darf in jedem Sechserkino im Rahmen der Bühnenschau ein schmieriger Stimmungssänger auftreten und unzensiert die übelsten Zoten placieren.

Aber nicht nur aus Denkträgheit bleibt die Zwangsjacke verschnürt. In der Verlängerung des alten Lichtspielgesetzes drückt sich auch die spießbürgerliche Kunstfeindlichkeit der Leute, die uns regieren, aus. Diese Männer, in der trocknen Luft der Gewerkschaftsbureaus, der Hörsäle und der Schreibstuben aufgewachsen, benutzen hartnäckig das Werkzeug, das man ihnen nun einmal in die Hände gespielt hat, um einer unsoliden Branche, der sie mißtrauen, um der Kunst auf die Finger zu klopfen. Bezeichnend, daß fast alles, was aus offiziellem Munde zum Lobe des Films gesagt wird, sich auf den Lehrfilm bezieht. Der Lehrfilm ist der Primus, er erhält die Prämien, er ist artig, bringt im handgreiflichsten Sinne geistigen Gewinn, hier fühlt sich der Pauker im Abgeordneten zu kollegialer Solidarität bestimmt. Den Kulturfilm in Ehren, aber um ihn geht ja zunächst die Diskussion nicht. Für den Kunstfilm wird Schutz und Freiheit verlangt, für die phantastischste, launigste, unwirklichste Kunst, die es gibt und die eben wegen dieser Bohêmetugenden allzu leicht das Mißtrauen gewerbsmäßiger Politiker erregt.

Und nicht einmal der Lehrfilm hat es leicht. Unter der Vorzensur hat er nicht zu leiden, aber als Ausgleich gibt es den Lampe-Ausschuß. Bekanntlich ruht auf jeder öffentlichen Filmvorführung eine Lustbarkeitssteuer, die für den Film weit höher ist als für die Sprechbühne. Auch hierin zeigt sich die Filmfeindlichkeit der Gesetzgeber, die nicht nur durch Zensur und Jugendverbot Staat und Moral schützen sondern mit Verhängung der hohen Steuer ohne Scham zugeben, daß sie das Kino für ein bloßes Amüsement halten, aus dem man ruhigen Gewissens Bargeld herausschlagen kann. Der Film war ein Amüsement, als Henny Porten mit Pappflügeln an den Schultern unter der Regie ihres Papas den Weihnachtsengel spielte, und seit jener Zeit mag mancher, der es inzwischen im Staatsdienst weit gebracht hat, nicht im Kino gewesen sein. Das wäre seine Privatsache, wenn nicht von seinesgleichen das Schicksal der gesamten Filmproduktion abhinge. Doch zurück zum Lampe-Ausschuß. Er führt seinen Namen nach seinem Leiter, dem Professor Lampe vom berliner Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht. Unter dem Vorsitz dieses Mannes tagen Kommissionen, in denen Lehrer die Majorität innehaben

und die darüber entscheiden dürfen, ob ein Film „volksbildend" ist, beziehungsweise ob er künstlerischen Wert hat; der „Lampeschein" bringt Ermäßigung der Lustbarkeitssteuer. Es liegt nun für den Produzenten praktisch so, daß ein Kulturfilm kaum beim Verleih unterzubringen ist, wenn er nicht den Lampeschein hat, und aus diesem Grunde kommen die meisten Kulturfilme vor den Lampe-Ausschuß. Hier nun toben sich die Pädagogen aus, hier regiert eine Lehrbuchpedanterie, die jedem frisch und originell gemachten Film zum Verderben wird. Fliegt in einer symbolischen Szene ein Wappenvogel durch die Luft, so sehen sich die Jugenderzieher an, ob die Krallenstellung vorschriftsmäßig und ob die Tageszeit, zu der der Flug vonstatten geht, auch mit dem Brehm vereinbar ist. Sie verlangen vom Lehrfilm einen schematischen Aufbau, eine kleinliche Ausführlichkeit, die zur Langeweile führt, sie fangen da an zu verdammen, wo der Filmfreund aufschaut und sich freut. Aus diesem Grunde sind die Leute vom Kulturfilm gezwungen, belehrenden Stumpfsinn zu fabrizieren: erst wird ein Stadtpanorama gezeigt, damit man auch deutlich sieht, daß die Kirche im Dorfe bleibt, und dann die Kirche solo (mit Angabe des Erbauungsjahrs im Zwischentitel) und dann das Rathaus, aber beileibe nicht in extravaganten Bildausschnitten oder Einstellungen und beileibe nicht „modern" montiert, nein, alles hübsch nach der Reihe, und wenn ein Karnickel auf der Leinwand erscheint, so muß eine Inschrift folgen: „Schon während der Regierung Amenophis IV. diente Meister Lampe den Ägyptern als wohlschmeckende Nahrung." Sonst findet Meister Lampe das nicht volksbildend.

Die Filmkünstler haben es nicht leicht. Ihre Brotgeber von der Filmindustrie machen ihnen die Hölle heiß, hetzen sie, zwingen sie zu tausend Konzessionen, aber diese Brotgeber sind Kaufleute, und kein Mensch kann ihnen verdenken, wenn sie mit allen Mitteln versuchen, Geschäfte zu machen. Die Schikanen der Stiefmutter Staat aber wahren keinerlei berechtigtes Interesse. Sie entspringen der Gedankenlosigkeit und dem Unverständnis. Und das ist kein schönes Ursprungszeugnis.

Die Kaufleute von Berlin von Carl v. Ossietzky

„In einer Bahnhofshalle, nicht für es gebaut", nämlich für das Drama, spielt Piscator ein Stück, das gewiß Beschleunigung und Straffung verlangt, aber keine Apparatur, deren Knirschen seine innere Musik übertönt. Der alte Streit zwischen Regisseur und Dichter wird hier jusqu'au bout ausgefochten, wobei der Regisseur den Erbfeind des Theaters siegreich schlägt. Piscator benutzt die Gelegenheit zu einer Mustermesse seiner technischen Errungenschaften. Die Bühne rotiert, versinkt, entschwebt. Oberhalb der Szene fliegt Wanderschrift vorüber. Film in doppelter Ausfertigung — auf einem Gazevorhang und einer zweiten Leinewand dahinter. Selige Beruhigung fürs Auge tritt ein, wenn für Minuten nur ein paar Personen auf dem Laufband vorübergleiten. Aber blickst Du zufällig nach

oben, so kommt schon ein drohendes Eisenskelett herunter, eine kolossale Hängebrücke, eine gespenstische Brooklyn-Brücke, ein Vorortbahnhof von Metropolis.

Wenigstens in der ersten Stunde wirkt das hinreißend. Es zu leugnen wäre töricht. Dieser Piscator hat vor dem traditionellen Theater ein Prae: die Bühnenfläche, sonst dem mehr oder weniger bewegten Aufenthalt der Akteure dienend, gewinnt ein nie geahntes Eigenleben; hier verschwindet ein Sektor mit einem kleinen Menschengewimmel in der dunklen Tiefe, während dort schon aus einem andern ein Gesicht langsam ins Licht wächst. Das ist bewunderswert und eine wirkliche Bereicherung des Theaters. Aber dann die Kehrseite: die Maschine wird individuell und lebendig bis zu Starlaunen, dafür wird der Mensch zu einer leerlaufenden Maschine. Wo die Szene ganz auf den Schauspielern liegt, da verfliegt sie ins Leere. Wie unendlich ärmlich zerrinnt zum Beispiel das Ballfest im Palais des Inflationskönigs! Da müßte die ganze gefährliche Atmosphäre von Dreiundzwanzig eingefangen sein, das müßte eine Sammlung der Zeittypen von damals, mindestens aber ein glänzendes Aufgebot von Fräcken und Dekolletés sein. Aber grade diesem Fest, das die Schlußkatastrophe bringt, fehlt es an Spannung, an Geladenheit; beziehungslos stehen ein paar Statisten um die Hauptdarsteller teils herum, teils ihnen im Wege. Jeßner in seinen puritanischsten Stunden wirkt daneben orgiastisch.

Ein fanatischer Arbeiter ist Piscator, gewiß. Aber dieser Wille schaltet nicht souverän, sondern als Sklave seines Materials. Es fehlt der kleine Schuß Hexerei, ohne den das Theater nicht Theater wird. Es fehlt jenes bißchen Hexerei, das aus einer grünen Gardine den Ardennerwald blühen läßt. Schließlich erliegt der Regisseur den eignen Mitteln. Er hat zwar den Autor glorreich in die Flucht geschlagen, aber er wird des Sieges nicht froh. Er hat das Stück untergekriegt, es gibt keinen Gegner mehr; er steht allein auf weiter Flur und wirft das Spiel um. Lustlos und holterdipolter rollt nach der großen Pause der Abend dem Ende zu.

*

Dabei ist dieser „Kaufmann von Berlin" von Walter Mehring das erste Drama, das wirklich für die Bühne Piscators gedacht ist. Er hat nicht jenen heute beliebten Revuecharakter, aber es ist doch eine Wanderung durch viele Stationen, es hat eine Handlung, die sich weniger von Innen entwickelt als vielmehr auf dem laufenden Band weitergleitet. Die Stoffwahl ist wundervoll: die Inflation, die zweite Große Zeit unsres Lebens. Im Herbst 1923 wickelt sich das Schicksal des Simon Chajim Kaftan ab, der mit hundert zusammengegaunerten Dollars von Osten gekommen ist: „zu koifn ganz Berlin". Gierig aber hilflos, dumpf aber verschmitzt, irrt er hungernd in den Elendsvierteln herum, zaudernd, seinen Schatz für einen Bissen Brot anzubrechen. Da stößt er auf ein teutonisches Musterexemplar, das bequem zehn Galizier in die Tasche steckt; aus Luftgeschäften entfaltet sich über Nacht ein Kutisker-Konzern und zerplatzt prompt mit der Stabilisierung. Kaftan irrt in die

Tiefe zurück, aus der er gekommen, aber eine Polizeifaust rettet ihn eben noch fürs Hochgericht. Er wird kämpfen und zusammenbrechen, und am Seziertisch wird ihm ein Lubarsch zum Gaudium der Herren Studenten eine mehr charakterisierende als pietätvolle Leichenrede halten.

Das Werk hat seine greifbaren Mängel, seine Übertreibungen und Lücken, aber es hat einiges mehr als das Gros der heutigen dramatischen Produktion: es hat beträchtliche dichterische Substanz. Nicht immer in den Dialogen, wohl aber in den balladenhaften Zusammenfassungen der Handlung, in den Versen der Kantate von Krieg und Frieden am Beginn, in den Gesängen der Hakenkreuzler, der Straßenkehrer, da brennt die soziale Lyrik Mehrings, und ihr Impetus ist stark genug, um das Stück vorwärts zu treiben. In den spitzen, knappen Strophen Walter Mehrings, der als Chansonnier und Kabarettist abgestempelt ist, spukt viel echte Dämonie, ein unzeitgemäßes Element also, von dem die klare Vernünftigkeit neunaturalistischer Tendenzdramatik nichts weiß. Wenn in einer erschütternd bizarren Alkoholvision potsdamer Honoratioren der Alte Fritz mit dem Krückstock zwischen die sieben Weisen von Zion fährt, so hat das die Brillanz großer Satire, die vehemente Hetzteufelei heineschen Witzes und erinnert nicht nur von fern an das unvergeßliche kölner Nachtstück in „Deutschland, ein Wintermärchen":

Den Paganini begleitete stets
ein spiritus familiaris . . .

Das ist ein genialischer Sprung in die Phantasmagorie, und von dieser Ecke her muß das Werk genommen werden. Denn es hat mehr Geist als Körperlichkeit, aber dieser Geist ist nicht verschwommen, sondern blank und manifest. Es ist eine frech geschnittene Arabeske, eine Allegorie, aus Anklage und Trauer, aus Pathos und behendem Gaminwitz seltsam gemischt. Hier ist jede szenische Ausschweifung erlaubt, wenn sie nur die Essenz verschärft. Verboten ist nur Verdickung und Überdeutlichmachung. Piscator aber ruht nicht eher, als bis er die Flötentöne ausgetrieben hat. Es bleibt: Die deutsche Inflation — ein Vortrag mit Lichtbildern und wertvollen Einblicken in das Räderwerk der Zeit.

Die Intermezzi der Regie fressen den halben Abend. Aus dem Text fliegt alles, was den Schauspielern Chancen gibt. Gestrichen, daß Kaftan die hundert Dollars in seiner Heimatstadt ergaunert hat. Gestrichen, daß Jessie Kaftan sich dem Rechtsanwalt Müller verkaufen muß. Gestrichen der ganze letzte Teil, der Gang Kaftans in die Unterwelt zurück. Was langsam verklingen müßte, bricht abrupt und fast unverständlich ab. Piscator spielt zusammenhanglose Fragmente, grade genug noch, um den maschinellen Aufwand zu rechtfertigen. Die Darsteller laufen starr und ungenützt herum. Baratoff, sicher ein Schauspieler ganz hohen Ranges, kommt nicht über die Monotonie der Eingangsszenen hinweg, bleibt bei eckigen Armbewegungen und dem gespannten, gehetzten Blick. Schünzel kann dem blonden Oberschieber nicht mehr geben als das gleiche verbindliche Lächeln. Fräulein Schilskaja, eine rüh-

rende Bergnergestalt, sendet ihre seelenvollen Blicke den verlorenen Dreivierteln ihrer Rolle nach. Doch keine Sorge, es gibt einen Ersatz: zum Schluß weht siegreich eine rote Fahne, die im Textbuch nicht vorgesehen ist.

*

Zweck der Bearbeitung wäre gewesen, das Werk elastischer zu machen. Statt dessen wird es verstümmelt und um seinen Sinn gebracht. Mehring wollte ein Stück aus der Inflation gestalten, er wollte zeigen, wie sie alle Klassen in den Höllentanz hineinzog, wie der Schieber selbst, ob Jude oder Christ, nur der Geschobene war. Denn dieser Simon Kaftan ist nicht weniger Opfer der Zeit als der verarmte potsdamer Putschgeneral und seine Offiziere. Indem man aber statt der Wirkung der Inflation sie selbst spielt, erweckt man die irrtümliche Vorstellung, als ob dieses ganze Satanstheater inszeniert worden wäre von ein paar kleinen christlichen und jüdischen Hyänen. Nun war aber die Inflation weiß Gott nicht das Werk einiger Okkasionisten, die an der Peripherie des eben noch Erlaubten zu pendeln pflegen, sondern ein bewußtes freches Beutemanöver der Schwerindustrie, das für ewig mit den Namen Stinnes, Cuno und Hermes verknüpft ist. Doch hier sieht der erstaunte Zuschauer ein Komplott zwischen einem wurmstichigen Israeliten und einem entsprechenden evangelischen Christen, ein Komplott zwischen Rockelor und Lodenjoppe, zwischen Potsdam und Bialystock. Die Diskussion kapriziert sich denn auch folgerichtig darauf, wer von beiden die größere Schuld hat. Die Stammgäste der Rassenfrage finden ihr fettestes Futter. Die völkischen Rasierpinsel sträuben sich aggressiv. Die Zylinderhüte des Zentralvereins deutscher Staatsjuden bürgerlichen Glaubens rücken drohend in die Stirn und ziehen in geschlossenen Formationen durch die liberalen Redaktionen, Klage zu rufen wider Walter Mehring, den berüchtigten Judenfresser...

Zum erstenmal also ist das neue politische Theater in einen ernsthaften Kampf geraten. Seit Jahresfrist etwa werden Tendenzstücke gegen die Todesstrafe, gegen den § 218, gegen die Barbarei von Erziehungshäusern gespielt. Sie fanden starke gleichgestimmte Massen, erweckten Begeisterung. Doch hier tritt zum erstenmal das politische Theater in sein natürliches Element: in den Kampf.

Denn das muß man wissen: verschreibt man sich so ostentativ wie Piscator der aktuellen, der kämpferischen Dramatik, die nicht den Ölzweig trägt, sondern das Schwert, dann ist es Desertion, wenn man vor Widerständen zurückzuckt. Denn man will ja doch ein Publikum, das vor aufreizenden Gegenwartsdingen nicht stumm ergriffen dasitzt wie vor der Braut von Messina. Man will Menschen, die sich mitreißen lassen, man liebt die Widerstrebenden mehr als die Lauen, die sich für einen kurzen Abend fangen lassen, weil ja „alles nur Theater ist". Man will Politik, also Kampf, und rechnet damit, daß auch die Andern mit den Mitteln der Politik antworten, also kämpfen.

Und jetzt geschieht das Unfaßbare: Piscator kneift.

*

Es gab schon bei der Premiere einen kleinen Skandal: man pfiff über die Geschmacklosigkeit eines Schauspielers beim Vortrag der Straßenkehrerballade. Ich setze zur bessern Deutlichmachung den Text hierher:

Der erste Strassenkehrer fegt einen Haufen Papier zusammen:
— Mensch, das war mal schwerreich gewesen!
Wenn das mal alles einer besessen,
Wies nischt zu fressen gab — dafür gab es zu essen!

Der Aufseher: — Kommt alles untern Besen! Kommt alles untern Besen!

Der Erste: — Dafür warn wir mal
Alle zu haben,
Weil man dafür alles
Haben konnte,
Weil das mal Geld war,
Weil man dafür stritt!

Der Zweite: — Dreck!

Der Aufseher: — Weg damit!

Der erste Strassenkehrer fegt einen kullernden Stahlhelm:
— Mensch! Das war mal die Macht gewesen!
Das hat mal auf einem Koppe gesessen!
Und dafür gab man dem Kopp was zu fressen!
— Kommt alles untern Besen! Kommt alles untern Besen!
— Das hat mal den
Stahlhelm getragen,
Weil der mal an der
Macht gewesen,
Weil das mal Geld war,
Weil man dadafür stritt!
— Dreck!
— Weg damit!

Der erste Strassenkehrer stösst mit dem Besen an einen Leichnam:
— Mensch! Das war mal Mensch gewesen!
Das hat mal einen Stahlhelm besessen!
Das lebte mal — das hat ausgefressen!
— Kommt alles untern Besen! Kommt alles untern Besen!
— Das hat mal
Erschießen dürfen,
Weil es mal den
Stahlhelm getragen,
Weil das mal Geld war,
Weil man dadafür stritt!
— Dreck!
— Weg damit!

Gewiß, das ist nicht sehr fein. Aber ist es nicht ein sehr sinnfälliges Symbol des Abschlusses der Papiergeldzeit? Kehraus, Aschermittwoch. Vanity Fair ist zu Ende. Der große Chansonnier des wiener Biedermeier sagte das weniger grob, nämlich:

Das Schicksal setzt den Hobel an
und hobelt alles glatt . . .

— aber hat er im Grunde etwas Andres gemeint? Genug, der Herr, der den dritten Straßenkehrer gab, tat zu viel: er gab dem Leichnam einen Tritt. Das war eine Roheit, die ein berechtigtes Pfeifkonzert quittierte. Piscator aber strich nicht etwa den Fußtritt, den der Verfasser nicht vorgeschrieben hatte, er strich gleich die ganze Strophe, eingeschüchtert von dem Krakehl der Zeitungen, denen natürlich die ganze Richtung nicht paßte. Für die Ausschreitung eines Schauspielers, von dem man nicht einmal weiß, ob er nicht auf Anordnung der Regie handelte, muß der Dichter büßen. Er ist das brutale Subjekt, das den guten Ton des roten Theaters gestört hat.

Ein paar Pfiffe, ein Zeitungssturm, bei dem die reaktionäre Presse talentvoll einen Amoklauf markiert, während die demokratischen Blätter mehr ästhetisch angewidert die Nase rümpfen — ihre natürlichste Geste — bewegen Piscator, dem Dichter die Verantwortung aufzuladen.

Kämpferisches Theater —?

Was sind Programme? Was sind Proklamationen? Schließlich siegt doch der Kassenrapport. Der revolutionäre Direktor nimmt die phrygische Mütze ab. Jetzt sieht er aus wie jeder andre berliner Kaufmann auch.

*

Soweit Piscator.

Doch jetzt erscheint ein Andrer auf der Bildfläche. Ich weiß nicht, ob der geneigte Leser Herrn Paul Fechter kennt, den sublimen Kunstrichter der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung'. Herr Fechter hat im heitern Reigen der berliner Theaterkritik seine bitter ernste Mission: er hat die Würde der deutschen Menschheit in die Hand genommen, die bei den deutschen Frauen nicht mehr gut aufgehoben ist, seit sie kurze Röcke tragen und jeden Tag baden. Vor Jahr und Tag hat Herr Fechter zwar in einem schwer erklärbaren dionysischen Raptus den „fröhlichen Weinberg" kleistpreisgekrönt, aber das ist lange her, und Herr Fechter läßt seine Muse seitdem bei Grünberger büßen. Dieser unentwegte nationale Klopffechter sieht Mehring zwar am Nollendorfplatz ausgeräuchert, aber er findet die Würde noch immer nicht genug gewahrt, denn noch hat der verjagte Fuchs sein Malepartus: das Buch. Doch der kritische Isegrimm läßt sich nicht schrecken. Er nimmt wieder Fechterstellung ein und drischt auf den Verlag S. Fischer, allwo die nationale Würdelosigkeit in Buchform erschienen. Und jetzt geschieht die zweite Unfaßbarkeit: anstatt den Fechter höflich zu ersuchen, die Plempe in der Garderobe abzugeben, läßt ein hochangesehener Verlag wie S. Fischer — wo unter anderm auch der „Florian Geyer" erschienen ist — sich von diesem hysterisch herumfuchtelnden Stück Malheur in die Pfanne hauen und kriecht zu Kreuze. Es ist, wie gesagt, schwer zu fassen, aber nichtsdestoweniger wahr: der Verlag S. Fischer teilt Herrn Fechter in einem feierlichen Schreibebrief mit, daß er die angegriffenen Verse gestrichen habe. Kein Wunder, daß der Sieger sich in Positur wirft, aber es ist doch wohl schon Größenwahn, wenn er schreibt, es wäre jetzt hohe Zeit, „daß Verleger, Autoren und Theaterdirektoren sich, bevor sie

mit ihren Unternehmungen an die Öffentlichkeit treten, mit ein paar vernünftigen gewöhnlichen Leuten wie unsereinem in Verbindung setzen." Das ist die Folge: jetzt verlangt dieser miles gloriosus von einem Rezensenten, daß seine anmaßliche Privatzensur möglichst in ein Obligatorium umgewandelt werde. Eine heitere Literatur kann das werden, der Herr Fechter sein Visum gibt . . .

Aber hat er nicht recht, wenn S. Fischer sich diesem Diktat beugt? Was für Blasphemien hatten nicht Hoffmann & Campe zu verwalten! Damals war Vormärz, der Geist war geknebelt, Metternichs Zensoren regierten, so haben wir in der Schule gelernt. Heute leben wir in der Republik der Geistesfreiheit, und jedes schwachnervige Heulweib, das irgendwo über einer kritischen Sparte sitzt, zwingt fortschrittliche Theaterdirektoren und Verleger zum Einschwenken.

In dieser Sache hat die junge Literatur eine Bataille verloren. Jeder und auch der greisenhafteste Kunst- und Literaturbetrieb unterhält heute sein Ressort Jugend, eine Tatsache, die häufig zu falschen Schlüssen verführt hat. Da hätten wir denn endlich die Probe aufs Exempel. Denn bei dem ersten kleinen Konflikt bricht der bibbernde Geschäftsmann durch, der Kaufmann, der es mit keinem Kunden verderben will. Erwin Piscator und S. Fischer vertreten gewiß zwei sehr verschiedene Grade von Progressivismus, aber sie sind sich einig in dem einen Punkte, daß der Autor das Geschäft nicht stören darf.

Man schreibt es nicht ohne Schmerz nieder: zwischen diesen Händlern wirkt der brave Fechter wie ein Held.

*

Die beiden beteiligten Firmen haben den Mißstand abgedreht und rüsten sich zu weitern radikalen Taten. Es gibt nur einen Leidtragenden dabei, das ist der Dichter, ist Walter Mehring.

Buchverlag und Theater haben ihn gradezu exkommuniziert. Das ist kein übertriebenes Wort für diesen Zustand. Was Piscator spielte und was von der Kritik nach Strich und Faden verrissen wurde, war eine groteske Verstümmelung des Originals, zugerichtet als Objekt für den unerbittlichen Maschinenfanatismus des Regisseurs. Schließlich wurde der Dichter noch einem Theaterskandal als Opfer hingeworfen, einem Skandal, den nicht er, sondern ein Schauspieler oder das Regiebuch verschuldet hat, und der Verleger trägt das Autodafé weiter in den Buchtext.

Vor zwei Jahren war dieses selbe Stück von Max Reinhardt fürs Deutsche Theater angenommen worden, und Reinhardt hatte sich bereit erklärt, selbst Regie zu führen. Erst auf dringendes Bitten Piscators eiste Mehring das Manuskript vom Deutschen Theater los, um es obenerwähnten glorreichen Zeiten entgegenzuführen. Bald wird es auch am Nollendorfplatz verschwunden sein, und welche Bühne wird sich dann noch seiner annehmen?

Armer Walter Mehring! Es ist ein schreckliches Schicksal für einen Dichter, unter berliner Kaufleute zu geraten.

Was wäre, wenn . . .? von Georg Hermann

Ich habe mich eigentlich immer gehütet, zur Frage der Aufhebung des § 218 das Wort zu ergreifen. Nicht etwa, weil ich dagegen wäre sondern aus einem ganz primitiven und persönlichen Grund: nämlich weil, wenn er schon von je aufgehoben gewesen wäre, ich vielleicht nicht das hier schreiben würde, da ich gar nicht auf der Welt wäre: Meine Großmutter nämlich, die 1797 zur Welt kam, war die jüngste von x^2 — x kann gar nicht zu groß angenommen werden — Geschwistern; meine Mutter, die 1835 zur Welt kam, war das wiederum; und ich, der 71 zum ersten Mal die Wände anbrüllte, bin wiederum der jüngste von einem halben Dutzend... Also, wenn ich für die Aufhebung des ominösen Paragraphen plädiere, so säge ich mir eigentlich damit den Lebensast ab, auf dem ich selbst sitze.

Aber vielleicht wäre dem gar nicht so; denn weder 1797 noch 1835 noch 1871 war Preußen oder Deutschland übervölkert (sondern es war sogar sehr dünn bevölkert), noch scheinen sich Urgroßvater, Großmutter und Mutter besonders geweigert zu haben, meine Existenz indirekt in die Wege zu leiten. Denn sie brauchten, in dem besondern Fall, keine Angst zu haben, daß es ihnen Schwierigkeiten bereiten würde, noch einen hungrigen Mund mit durchzufüttern. Also eine soziale Indikation wäre nicht gegeben gewesen. Gesundheitliche Bedenken, um mir den Eintritt in die Welt zu verweigern, gab es für sie auch nicht. Jedenfalls hat jede von ihnen noch die Geburt ihres letzten Kindes um ein Menschenalter überlebt. An Wohnräumen fehlte es ihnen noch weniger. Ebenso waren auch keinerlei ethische Bedenken, war keinerlei Unehre oder soziale und moralische Ächtung für sie damit verbunden, daß ich in die Erscheinung trat. Außerdem war damals noch eine übermäßig hohe Säuglingssterblichkeit, und es galt keineswegs als eine Schande und Verächtlichkeit und als der Beweis eines unvorsichtig geführten Luderlebens, Kinder in die Welt zu setzen.

Also vielleicht mit zwei Fragezeichen würde ich doch mir, wenn ich hier gegen § 218 plädiere, keineswegs den Ast absägen, auf dem ich sitze, weil es seit Urzeiten so ist und sein wird, daß die Frau ihren Beruf darin sieht und, ob sie es will oder nicht, sehen muß, das Geschenk des Lebens an die spätere Generation weiterzugeben. Und daß sie weiter diesen ihren — wenn etwas überhaupt! — heiligen Beruf hingebungsvoll ausführt, wenn sie es vermag; ja, ihn eigentlich viel lieber ausführt, als daß sie ihm entsagt. Frauen haben nämlich ganz einfach kleine Kinder gern. Ich habe noch nie eine sagen hören, sie wolle eine Tochter von siebzehn Jahren oder einen Sohn von zweiundzwanzig haben; aber auf solch ein kleines Tier, das auf dem Wickeltisch liegt, am großen Zeh lutscht und dazu schielt wie eine geräucherte Flunder, sind sie furchtbar neidisch, wenn nicht sie es haben, sondern jemand anders. Und zwar sind sie das von ihrem zehnten bis zu ihrem vierzigsten Jahr. Und wenn sie es haben, sind sie furchtbar stolz, was ihr

gutes, ihr allerbestes Recht ist. Und nachdem das eine Kind nicht mehr am Zeh lutscht sondern schon Roller fährt oder Kostümpuppen auszuschneiden beginnt, wollen sie dann wieder ein neues für den Wickeltisch; unter dem Vorwand, daß es nicht gut sei, wenn ein Kind allein aufwachse, oder daß, wo drei Kinder sind, ruhig vier sein könnten: das vierte zöge sich dann von selbst auf. Und was dergleichen Schwindeleien mehr sind.

Es gab auch kaum eine Männerfeindin, die uns nicht versicherte, daß sie gern ein Kind hätte haben wollen und daß sie nur deshalb darauf verzichtet habe, weil ihr das die Peinlichkeit auferlegen und sie zwingen würde, längere Zeit oder gar für die unausdenkbare Dauer eines ganzen Lebens mit einem so brutalen Wesen wie einem Manne zusammenzuleben. Da aber ein außer der Ehe geborenes Kind für die Frau wie für das Kind eine soziale Degradation bedeute und nicht diskutierbar sei, so hätte sie leider auf das Kind verzichten müssen. Nebenbei ist die noch vor fünfundzwanzig Jahren so häufige Erscheinung der Männerfeindin seltener geworden — ebenso wie die des Frauenfeindes. Beides waren gottlob nur zeitbedingte Übergangstadien. Die letzte Kulturphase hat es zu einer erfreulichen und vernünftigeren Regelung der Gegenseitigkeit der Geschlechter gebracht, die zwar gewiß nur einen Anfang bedeutet, aber einen durchaus erfreulichen.

Und weil wir in diesem Anfang stehen, muß — das wird man nach alldem nicht erwartet haben! — jetzt die Frau endlich volle und vollste Freiheit über sich selbst und ihren Gebärwillen bekommen. Die Herren Gesetzemacher können von vornherein versichert sein, daß die Entscheidung über Gebären- und Nichtgebärenwollen bei jeder Frau selbst in den allerbesten Händen ist. Und daß man die Frauen, denen man das Wahlrecht gegeben hat, unmöglich länger unter ein blutiges Ausnahmegesetz stellen kann — man bedenke: 53 bis 55 Prozent der gesamten Einwohnerschaft! —, ist so selbstverständlich, daß mir eigentlich jede Diskussion darüber schon ein wenig komisch vorkommt.

Wie die Frauen selbst regulieren, dafür kann ich ein im doppelten Sinne eindrucksvolles Beispiel anführen. Ich wohnte bis vor wenigen Jahren in einer ganz neuen Siedlung von Drei- und Vierzimmerwohnungen. Da zogen dann Kleinbürger, niedre Beamte, Arbeiter hin. Keinem eigentlich — die Miete war auch unverhältnismäßig hoch — ging es gut. Alle hatten ehrlich und schwer zu kämpfen. Viele steckten in Schulden. Es waren jüngere aber schon durch Jahre verheiratete und auch ältere Ehepaare. Keines hatte vorerst Kinder. Es war herrlich ruhig. Als ich aber nach einem reichlichen halben Dutzend von Jahren von dort fortzog, tat ich es vor allem deshalb, weil man es vor dem Gebrüll der Jöhren auf der Straße nicht mehr aushalten konnte. Meine Hoffnung, daß die Schule, die die erste Garnitur aufsog, mir da Rettung, wenigstens in den Vormittagsstunden schaffen würde, zerschlug sich jämmerlich. Denn es war allenthalben insgeheim schon eine zweite und dritte Garnitur nachgewachsen, ja bei besonders fleißigen

Frauen eine siebente. Also überlassen wir das ruhig den Frauen. Sie werden, sowie es sich nur irgend ermöglichen läßt, eher des Guten zuviel als zu wenig tun. Die Stimme der Natur ist so stark, daß sie alle Gegeneinwürfe zum Schweigen bringt, sowie die nicht von ganz lebensvernichtender Gewalt für das Mutterindividuum sind. Wie ist es denn in den Sowjetstaaten? Bei Freiheit des Gebärens oder Nichtgebärens ständig zunehmende Zahl der Geburten statt Geburtenrückgang!

Überlassen wir es ihnen aber nicht, den Frauen, so lassen wir damit weiter ein uns gleichberechtigtes Wesen unter Ausnahmegesetzen von einer unerschöpflichen Tragik. Es gibt keinen Gesetzesparagraphen im ganzen Strafrecht, der mit soviel Blut befleckt ist wie dieser. Die Zahl der Morde und Selbstmorde, die er jährlich im Gefolge hat, ist Legion. Man kann wohl sagen, daß dieser § 218 an jedem Selbstmord einer Frau zwischen achtzehn und vierzig Jahren irgendwie beteiligt ist ebenso wie an dem allergrößten Teil sämtlicher Kapitalverbrechen an Frauen. Und zwar zerbricht er das beste Frauenmaterial, nicht das wertlose.

Und weiter, der Grund, weshalb wir diesen ominösen Paragraphen schleunigst aufheben und im ganzen Land eine große Anzahl von Instituten zur Geburtenregelung schaffen wollen, die an die Stelle der heute geübten Schwangerschaftsunterbrechungen die Geburtenverhütung setzen sollen und werden . . . der letzte Grund dafür ist, daß es, ihr klugen Leute, gar nicht darauf ankommt, wie zahlreich die Bevölkerung eines Landes ist sondern wie beschaffen sie ist und unter welchen Verhältnissen sie in diesem Lande lebt. Und weil es sich dann jederzeit automatisch regeln wird, daß in dem Lande so viele Menschen leben, wie dort unter den jeweiligen kulturellen und sozialen Umständen gut existieren können. Deutschland zum Beispiel ist augenblicklich übervölkert. Einem imaginären Heer zuliebe braucht man es wahrlich nicht zu übervölkern. Auch nicht der schon lange maschinell arbeitenden Industrie oder dem Bergbau zuliebe, die schon jetzt die vorhandenen Menschenmengen nicht mehr aufnehmen können und mit jeder neuen maschinellen Verbesserung neue Menschenmengen auf die Straße werfen müssen. Deutschland hat also durchweg eine Million oder mehr Arbeitslose, und es wird sie behalten. Es hat, die Angehörigen eingerechnet, drei oder vier Millionen Arbeitslose, es kann ein Zwölftel seiner Bewohnerschaft nicht oder nur unzulänglich ernähren. Es hat Millionen und Millionen von Schwangerschaftsunterbrechungen gehabt. Sicherlich viel mehr als Geburten. Hat sich einmal jemand die Frage vorgelegt, was wäre, wenn es die in den letzten zehn Jahren nicht gehabt hätte?! Deutschland würde ja schon heute platzen vor Übervölkerung, die nach keiner Seite einen Abfluß hätte, und Elend und Arbeitslosigkeit würden sich vervielfacht haben. Es ist für unser Land ein Glück, daß wir diese Gesetzesübertreterinnen, denen es gewiß nicht leicht fiel, es zu werden, gehabt haben. Seien wir doch ganz ehrlich: ohne sie hätten wir heute noch sechs Millionen mehr Menschen in Deutschland, unsre Säug-

lingssterblichkeit wäre kaum größer und unser Durchschnittsalter nicht gesunken.

Dieser § 218 ist ja heute ein beliebter Gesprächsstoff. Und mit Fug und Recht. Denn was gäbe es Brennenderes für Männer und Frauen als die Frage, ob Zufall oder Wunsch und Wille über die Menschwerdung unsrer Nachkommenschaft entscheiden soll. Bei diesen Diskussionen aber gebe ich gern denen, die gegen die Aufhebung des Paragraphen sind, eine kleine, einfache Denkaufgabe zu lösen. Als ich geboren wurde, sage ich, hatte Deutschland noch nicht vierzig Millionen Einwohner. 1914 schon über sechsundsechzig Millionen. Und heute, trotz des Verlustes großer, volksreicher Gebietsteile und aller Kolonien, die eine Abwanderung aufnehmen könnten, trotz des unerhörten Aderlasses des Krieges und vier Jahren schweren Geburtenrückgangs im Kriege und der erhöhten Zivilsterblichkeit im Kriege, heute haben wir 1914 wieder aufgeholt, ja fast schon überholt. Das Durchschnittsalter ist innerhalb meiner Lebensdauer um das Doppelte gestiegen und steigt weiter. Die Säuglingssterblichkeit ist von 50 Prozent auf 9 Prozent gefallen und sinkt weiter. Welche Bevölkerungsmenge also, meinen Sie, werden wir 1960 haben?

Wenn es in der gleichen Progression fortgeht, zum mindesten hundert oder hundertzehn Millionen auf dem gleichen engen, ja beschränkteren Areal. Aber, so sage ich dann weiter, wie steht es denn heute in Deutschland mit den Wohnungen? Es fehlen uns zwei Millionen Wohnungen, also Unterkunft für sechs Millionen Menschen. Das heißt, wenn Sie heute eine Wohnung wünschen, so müssen Sie Jahre warten, bis Sie die Berechtigung erwerben, eine Wohnung beanspruchen zu dürfen, und noch einmal Jahre, bis Sie wirklich eine bekommen. Und nicht anders, sage ich, wird es dann 1960 mit den Kindern sein. Sie, mein Herr oder meine Gnädige, werden heiraten dürfen nur unter der Bedingung, daß Sie in den ersten Jahren keine Kinder bekommen. Und Sie werden sich in amtlichen Listen vormerken lassen müssen, wenn Sie Kinder haben wollen und frei werden wollen von den amtlichen ärztlichen Stellen der Geburtenregelung. Die Zahl der Kinder aber, die Sie und Ihre Frau bekommen dürfen, wird wiederum amtlich beschränkt sein. Lachen Sie nicht. Das ist keine Utopie sondern eine todsichere Tatsache, die sich zwangsläufig in einem übervölkerten, aber gut geleiteten Lande, das keine Möglichkeit der Abwanderung haben wird, ergeben muß. Und die sich, in der Perspektive etwas verschoben, einmal in dreihundert oder tausend Jahren für die ganze Erde ergeben wird, vor allem, wenn vielleicht eine neue Eiszeit die bewohnbaren Teile des Planeten beschränken sollte. Und deshalb halte ich es für unsagbar komisch, daß wir uns in Deutschland immer noch über Ja und Nein und gesetzliche Berechtigung oder Strafbarkeit von etwas streiten, was in zwanzig Jahren zu den abgetretensten Selbstverständlichkeiten und Notwendigkeiten gehören wird, eben weil wir sonst einfach zugrunde gehen.

Und noch eine Frage: Wird dieses Deutschland mit einer Geburtenregelung glücklicher oder unglücklicher sein? Wer-

den Männer wie Frauen sich freier oder unfreier dabei fühlen? Werden ihre menschlichen und seelischen Beziehungen auf eine festere, bessere oder auf eine lockerere und seichtere Grundlage gebracht werden?

Ich glaube, daß bislang keine Zeit je war, in der Männer und Frauen in ihren seelischen wie körperlichen Beziehungen ein so hohes und restlos glückliches Niveau gehabt haben, wie es in jener sein wird, wo das Damoklesschwert einer unerwünschten Nachkommenschaft nicht mehr über den Häuptern schweben wird.

Geduld von Theobald Tiger

Die großen, sanften Augen der Bauernpferde, die
still trottend ziehn; auf den Augenrändern
und in den Augenwinkeln sitzt es schwarz vor Fliegen ...
Geduld —

der wie ein Paket geschnürte Hund, dem der Professor
Curare eingespritzt hat, nun kann er sich nicht bewegen, nur noch fühlen;
sie haben ihm die Harnleiter durchgeschnitten, da liegt er;
Studenten umgeben das prächtige Bild ...
Geduld —

der verheiratete Angestellte, der vor dem brummigen Chef steht, zitternd,
die Kündigung an den Kopf geworfen zu bekommen;
der Mann hinter dem Schreibtisch fühlt sich: er hat auf einmal
zwei Leben — das eigne und das des andern ...
Geduld —

der Proletarier im Holzschrein vor Gericht, wo unaufhörlich die
dreisten Ermahnungen des Richters kalt-spöttisch auf ihn
heruntersausen ...
Geduld —

das Fürsorgekind, das einer verwitweten Megäre in die Anstaltsfinger
gefallen ist; die braucht bei Männern keine Lust zu suchen, sie
hat die Kinder ...
Geduld —

Läutert Leiden? Welchen Sinn hat es?
Was haben sie getan, mein Gott: das Pferd, der Hund, der Angestellte, der Proletarier, das Fürsorgekind?

Sind sie schuld?
Woran sind sie schuld —?
Nimm ihnen die Geduld!
Nimm ihnen die Geduld!
Nimm ihnen die Geduld —!

Rennen in Cottbus von Hans Reimann

Es fing damit an, daß man eine Eintrittskarte lösen mußte. Aber das ist ja überall so. Ich nahm Sattelplatz. Weil man da überall sein und alles beobachten kann. Und wunderte mich, daß Sattelplatz so billig war. Ich erfuhr in Bälde, warum und wieso. Weil Sattelplatz ein schlechterer Platz war als der erste. Es war der Platz neben dem ersten Platz. Dort, wo die Pferde gesattelt wurden. Dies geschah in einem Birkenwäldchen, wo ein Pferd spazieren geführt wurde. Außer mir waren rund dreißig Menschen anwesend, meist Bananen-Verkäufer und Musiker. Die Musiker kamen auf ihrem Fahrrad an und befestigten ihre Instrumente an einem Gurt, den sie über der Jacke trugen. Um drei sollte es losgehen. Aber es ging nicht los. Es wurde gewartet, bis noch mehr Leute kamen. Es kamen auch wirklich welche. Die Tribüne war ein Drittel voll. Das will nicht viel heißen, denn sie war winzig wie Spielzeug. Das Pferd wurde immer noch unter den Birken spazieren geführt. Ich tat desgleichen und führte mich spazieren. An einem Baum hing ein Zettel: „Rennen I tauscht mit Rennen II". Ich blickte ins Programm. Rennen III — Alvensleben-Jagdrennen, 3000 Meter. Es strömten einige wenige Menschen herbei. Auf der Tribüne saß eine Dame, ganz in Weiß, und gab groß an, wie der Berliner sagt. Vor der Tribüne stand ein Geburtstagstisch mit Weihnachtsgaben. Aus Alpakka oder Nirosta. Es kann auch Silber gewesen sein. Gold war es keinesfalls. Aschenbecher und Vasen und Krüge und Kannen. Tombola-Gefäße. Ich kannte sie alle. Bei Tante Wilhelmine stand sowas gern auf dem Bordbrett. Das Pferd wurde immer noch unter den Birken herumgeführt. Es war fix und fertig gesattelt, und ein paar Kenner standen dabei und schauten sich das Pferd ganz genau an, als hätten sie noch nie ein leibhaftiges Pferd gesehen. Ich schaute mir das Pferd anstandshalber auch an, aber ich konnte nichts Besonderes daran finden. Es war ganz ruhig und fromm. Dann begab ich mich zum Totalisator, von dem ich tags zuvor in der Zeitung gelesen hatte, daß Wetten über 5 Mark nur dann abgeschlossen werden könnten, wenn man so viele Tickets zu 5 Mark kauft, wie man durch Multiplikation zu erreichen hofft. Gedenkt man also beispielshalber 20 Mark zu setzen, so hat man vier Tickets zu je 5 Mark käuflich zu erwerben. Aber da außer mir keiner so waghalsig war, einer ungewissen Sache halber auch nur 5 Mark zu riskieren, ließ ich die Hände davon und ging wieder weg. An die Tribüne, wo die vornehmen Leute befindlich waren. Ich mische mich gern untei vornehme Leute. Der Mensch ist eben mit dem Drang nach Höherm behaftet, wenn auch vergeblich. Ein Herr fiel mir auf, obwohl er angezogen war wie alle andern. Sie trugen nämlich samt und sonders dieselbe graue Hose und denselben braunen Rock und denselben grünen Hut aus weichem Filz und mit schmalem Rand und hinten so ein Ding dran. Aber der eine fiel mir ganz besonders auf, weil er ununterbrochen grüßte. Natürlich nur seinesgleichen. Also die Herren mit dem Monokel. An Monokeln

war kein Mangel. Und der Herr, der Tod und Teufel kannte und grüßte, der grüßte jedesmal auf folgende Weise: er nahm den schönen, neuen, alpinistischen Hut ab, schwenkte ihn im knappen Bogen, setzte ihn wieder auf, zog ihn mit der Rechten erst hinten fest, dann vorne, und dann strich er von vorn bis hinten die Krempe entlang und steckte die Hand in die Tasche. Ich glaube, das war ein Komplex, und mir wurde schon schwindlig vom Zusehen. Da läutete es tüchtig, und als ich an das Geländer rannte, das die Bahn vom Sattelplatz abschloß, sah ich einen Mann mit Monokel und alpinem Bibi eine Leiter hinaufklettern und eine Kommandobrücke, die einfach frei im Raume stand, besteigen und daselbst ein Fernglas zücken. Ich dachte mir schon, nun wirds Ernst, aber es wurde nicht Ernst, sondern: das Pferd, das unter den Birken spazieren geführt worden war, lief auf der Bahn herum, und ein Jockey saß obendrauf, der hatte eine große, deutliche 7 an sich pappen, und weil das Pferd ungeduldig geworden war, lief es davon und quer in die Bahn hinein, und auf einmal bimmelten einige Glocken, und die Dame in Weiß auf der Tribüne hatte sich erhoben und rief mit köstlicher Stimme unverständliche Worte in die Luft, und sogar die Bananen-Verkäufer und die Musiker drängelten sich an die Rampe, und daraus entnahm ich, daß es jetzt unpassend sei, hier fürder müßig herumzulungern, und ich verfolgte aus Leibeskräften das Tun und Treiben des einsamen Reitersmannes da draußen auf weiter Bahn. Tschupp, nahm er eine Hürde. Tschupp, eine zweite. Tschupp, eine dritte. Sehr schön. Bravo. Aber warum das? Kann der Mann nicht warten, bis alle versammelt sind? Oder nach welchem geheimen Ritus handelt er? Ich bin mit den cottbuser Gepflogenheiten noch nicht voll und ganz vertraut. Also wundere ich mich, daß der Mann mit seiner 7 so wacker dahingaloppiert und unmittelbar hinter dem mit „Ziel" bezeichneten Orte abstoppt und alsdann unter den schmetternden Klängen eines wohlgezielten Tusches an mir vorbeireitet, das Pferd im Stich läßt, sich zu dem Gaben-Tisch bemüht und aus der Hand eines Mannes mit Monokel und Jägerhütchen einen Alpakka-Gegenstand in Empfang nimmt. Ohne eine Sekunde zu zaudern, erkundigte ich mich bei einem diesbezüglich einschlägigen Mann mit Armbinde, was dieses zu bedeuten habe, und erhielt die niederschmetternde Antwort: Oberleutnant von Thiels „Parasit von Pirat-Peraspera" sei als erster durchs Ziel gegangen. Wie? Ein einziger hat geritten? Der Mann mit der Binde zuckt bedauernd die Achseln ob meiner provinzlerischen Torheit: Jawohl, Parasit sei Sieger, weil sich keiner weiter gemeldet habe.

Mir war recht elend zumute, weil ich mich in der stillen Zuversicht gewiegt hatte, Großes zu erleben. Ich hatte damit gerechnet, die ausrangierte Adelheid werde Cerberus schlagen, der einen kräftigern Mann im Sattel gebraucht hätte, und der bekannte Jockey Schmidt werde tüchtig Mühe haben, den vierzehn Pfund mehr tragenden Mantegazza um einen Kopf abzufertigen, und daß Heckenrose V, die in letzter Zeit in der Achtung eines einigermaßen versierten

Handicappers ehrlich gestiegen ist und Chancen gegen Romadur hat, einen gut gemachten Ausgleich machen wird, um den gefürchteten Speed Habakuks zu vernichten. Nichts von alledem. Parasit hatte 0 : 0 glatt gewonnen. Er lag zugleich vorne und hinten und fraß seinen Hafer künftig aus einer Alpakka-Schale.

Während ich noch in finsteren Gedanken brütete, wurde das zweite Rennen eingeläutet; denn die Rennen jagten sich infolge des brachliegenden Totalisator-Verkehrs mit halbstündigen Intervallen, doch o Kummer, der Start wollte nicht gelingen, obwohl diesmal drei Pferde um die Palme des Lorbeers rangen, und das eine Pferd war ein edler Berberhengst, aber es kroch wie ein Hummer immer weiter rückwärts und brachte die Männer mit dem Monokel und dem grünen Hütchen in gelinde Rage beziehungsweise in Harnisch, und die andern beiden sausten einfach los, und endlich entschloß sich der Berberhengst, seinerseits aufzupullen, und als er den zweiten eingeholt hatte, schnappte der ein und baute ab und ging nach Hause, und der erste strengte sich fürchterlich an, aber der Berberhengst auch, und dann kamen sie alle drei auf verschiedenen, doch verschlungenen Pfaden mit Gottes Hilfe am Ziel an und bekamen einzeln und jedes für sich einen schönen Tusch und auch die dazugehörigen Alpakka-Dinger, und die Dame in Weiß auf der Tribüne war richtig außer sich und jubelte wie eine Lerche im Morgentau, und sogar die Bananenverkäufer strahlten, weil es so famos geklappt hatte.

Es standen noch viele Rennen auf dem Programm, aber mein Bedarf war gedeckt, und drum lüftete ich artig den Deckel vor dem Mann, der mir besonders aufgefallen war, und erlebte zu meiner unbeschreiblichen Freude, wie er seinen Alpursa-Filz schwenkte und dann erst hinten fest drückte und dann vorn und dann von vorn bis hinten die Krempe entlang strich und schließlich die Hand befriedigt in der Jackentasche verankerte.

Das war das Rennen in Cottbus, Sonntag, den 30. Juni 1929.

Rüstungs-Skandal von Morus

Undank ist der Welt Lohn. Die Bethlehem Steel Company hat nicht nur während des Krieges der amerikanischen Armee fünfundsechzig Prozent ihrer Feldgeschütze jeglichen Kalibers geliefert, sondern sie hat sich auch innenpolitisch auf die richtige Seite gelegt. Der Leiter des Bethlehem Steel-Trusts, der große Charles M. Schwab, und sein Generaldirektor Eugen Grace sind eifrige Republikaner. Nach der amtlichen Liste der Wahlspenden hat noch im vorigen Winter Mister Schwab 25 000 Dollar und Grace 10 000 Dollar für die Wahl des republikanischen Präsidentschaftskandidaten, also für Hoover, hergegeben.

Und nun wagt derselbe Hoover die Bethlehem Steel Company vor der ganzen Welt als gewinnsüchtig, als heimtückisch

und antigouvernemental zu verdächtigen. Die Schiffsbaugesellschaft des Bethlehem Steel-Trusts soll gemeinsam mit zwei andern Firmen der amerikanischen Rüstungsindustrie einen Agenten namens Shearer im Sommer 1927 nach Genf zur Flottenkonferenz geschickt haben, um dort Propaganda gegen die Abrüstung zu treiben. Während die amerikanischen Marineoffiziere, friedlich wie die Tauben, mit den Engländern darüber berieten, wie man möglichst rasch die Kriegsflotten abmontieren könnte, hat William B. Shearer, dieser Schuft, unter den Presseleuten und vielleicht auch noch in den Delegationen gegen die Abrüstung Stimmung gemacht. Trau, schau, wem: solche Dinge, die sonst nur landesverräterische Pazifisten behaupten, gibt es also, und ganz Washington, vom Präsidenten der Vereinigten Staaten angefangen, ist sichtlich bestürzt und empört.

Aber der Agent provocateur, der im Auftrag der Rüstungsindustrie sich redlich bemüht hat, den englisch-amerikanischen Flottenfrieden zu sabotieren, läßt sich nicht so schnell mundtot machen. Mister Shearer hat sein Gewerbe jahrelang mit Erfolg betrieben und eine Karriere hinter sich, wie sie in solchen Berufen üblich ist. Als junger Mann war er Bergbau- und Elektroingenieur in Mexiko; im spanisch-amerikanischen Kriege war er als Elektrotechniker tätig. Dann ging er nach Europa, und da dort grade kein Krieg stattfand, mußte er sich andern Branchen zuwenden. 1914 war er als Theatermanager in London tätig. Anstatt Girls einzuexerzieren, wandte er sich nun wieder rauheren Dingen zu, machte eine vorzügliche Kriegserfindung und übergab sie der britischen Admiralität als Geschenk. Zwar war damals Amerika noch neutral und er selbst amerikanischer Staatsbürger, aber er wußte ganz genau, daß die Amerikaner bald an der Seite der Alliierten in den Krieg eintreten würden. Und warum soll man einem künftigen Bundesgenossen nicht schon auf Vorschuß behilflich sein? Nach der Kriegserklärung Amerikas ging er als Zivilbeamter ins amerikanische Marinedepartement, erfand ein Miniatur-Torpedoboot, das nur einen Mann Besatzung braucht, und machte sich auch sonst so nützlich, daß die amerikanische Marineverwaltung froh war, ihn als Schiffsexperten weiter behalten zu dürfen.

In die internationale Politik kam er 1924 herein. Die Pacific-Flotte stattete grade New York einen Besuch ab, und beim Dinner im Union League Club lernte er die Herren vom Stabe, darunter Amerikas vorzüglichste Seehelden und bekannteste Admirale, kennen. Die Marineoffiziere waren äußerst bekümmert, weil sie einen Abbau der Pacifischen Flotte befürchteten. Da Mister Shearer sich schon einmal, gleich nach dem Kriege, propagandistisch für eine tüchtige Flottenaufrüstung eingesetzt hatte, sahen die Admirale in ihm den rechten Mann. Am nächsten Tag erhielt er eine Einladung zum Lunch auf das Schlachtschiff „California", und in dieser stilechten Umgebung wurde der Agitationsplan für die Flottenpropaganda ausgeheckt. Schon im folgenden Monat ging er ans Werk und lancierte eine Reihe von Artikeln in die Presse über den kläglichen Stand der amerikanischen Seerüstung. Damit erregte er die Aufmerk-

samkeit der amerikanischen Rüstungsindustrie. Einen so vortrefflichen und verständnisvollen Arbeiter ließen sich die Kriegslieferanten selbstverständlich nicht entgehen und besoldeten ihn dementsprechend. In seiner Eigenschaft als Schiffssachverständiger nahm er an der Vorbereitung der genfer Flottenabrüstungskonferenz teil, erhielt von den Admiralen das nötige Material und von den Rüstungsfirmen 25 000 Dollar zugesteckt; so ausgerüstet an Leib und Seele fuhr er an den Genfer See, um dort während der Konferenz gehörig zu hetzen.

Als Oberstkommandierenden der englischen Propaganda fand Shearer in Genf Lord Riddell vor, den Vorsitzenden der englischen Verlegervereinigung und Herausgeber der ‚News of the World', des größten englischen Sonntagsblattes. Lord Riddell hatte sich schon beim Vertrag von Versailles als Verbindungsmann zwischen der englischen Regierung und der Presse bewährt und waltete auch in Genf, ohne offiziellen Auftrag, mit der Autorität seiner unantastbaren Lordschaft. Shearer betrieb sein Gewerbe im Dunkeln und, wie es in solchen Fällen vorkommen kann, etwas zu rührig. Seine Auftraggeber konnten zwar zufrieden sein: die Flottenkonferenz führte zu keiner ernsthaften Abrüstung. Aber den Engländern war das Treiben des Mister Shearer, das in den paar Hotels am Genfer See nicht unsichtbar bleiben konnte, auf die Nerven gefallen. Sie beschwerten sich in Washington. Der Staatssekretär Kellogg, der damals seinen Friedenspakt tief im Busen barg, wollte keine Affäre daraus machen und gab dem Marinedepartement einen Wink, daß man Shearer fallen lassen müßte. Die Mariner gaben den Wink an die Rüstungsindustrie weiter, und im Frühjahr 1928 wurde Mister Shearer offiziell abgesägt.

Da aber die Industrie auch in Amerika nur ihren toten Fürsten, nicht aber ihren toten Agenten Geschenke ins Grab mitzugeben pflegt, so hatte die Sache noch ein peinliches Nachspiel. Mit amerikanischer Großzügigkeit hatten die drei Gesellschaften Shearer für seinen Propagandafeldzug 250 000 Dollar versprochen. Ausgezahlt haben sie ihm aber nur 50 000 Dollar. Um die noch fehlenden 840 000 Mark führt der brave Agent jetzt seit anderthalb Jahren einen verzweifelten Kampf. Und nun will man ihm womöglich noch vorwerfen, daß er gegen die Interessen der Regierung verstoßen habe und kein guter Patriot sei. Das geht über die Moral eines ehrbaren Geschäftsmannes.

Die Regierungsleute in Washington und vor allem der Präsident Hoover, der den Fall jetzt publik gemacht hat, wollen die Gelegenheit offenbar ganz gern benutzen, um vor den etwas schwierigeren Abrüstungsverhandlungen mit MacDonald ihre pazifistische Gesinnung und Sauberkeit vor aller Welt zu beweisen, und als Friedensengel mit gezücktem Schwert der geheimen Rüstungspropaganda zu Leibe gehen. Ein Rüstungs-Skandal ist immer heilsam, gleichviel, aus welchen Motiven er entriert wird. Im übrigen aber hat die republikanische Regierung in Washington wirklich keine Veranlassung, sich über die Methoden der Rüstungsindustrie zu empören. Denn grade in

den letzten Jahren hat das Heeres- und Marinedepartement nicht nur die unmittelbare Rüstungsindustrie, sondern die gesamte Wirtschaft auf Krieg dressiert und organisiert.

Noch eifriger sind die eigentlichen Rüstungsfirmen bei der Sache. Charles M. Schwab, der Brotherr des verfemten Mister Shearer, hat vor einiger Zeit in der Kriegsschule in West-Point einen Vortrag darüber gehalten, wie Regierung und Industrie in der Massenfabrikation von Kriegsmaterial zusammenarbeiten müssen. Man könne gar nicht früh genug damit anfangen, denn der nächste Krieg wäre noch in ganz anderm Maße als der letzte ein Materialkrieg. „Sie müssen sich klar machen", rief er zum Schluß den lernbegierigen Offizierschülern zu, „daß der Krieg heutzutage ein großes industrielles Unternehmen darstellt." Das ist es. Und nach den gesunden kaufmännischen Grundsätzen soll ein Unternehmer für die Ware, mit der man handelt, Propaganda machen, wo und wie man nur kann. Der Strumpffabrikant muß seine Strümpfe anpreisen und der Rüstungsfabrikant Rüstungen.

Aber nicht zu sehr, wendet plötzlich Mister Hoover ein. Nicht mehr, als die Regierung in jedem Augenblick wünscht und für richtig hält. Das ist leichter gesagt, als getan. Selbst ein so hemmungsloser Rüstungspolitiker wie Herr von Tirpitz hat den Bedürfnissen der Rüstungsindustrie nicht immer genügt. Als um die Jahrhundertwende ziemlich überraschend eine Wirtschaftskrise eintrat, legte die schwerindustrielle Presse mit der Forderung los, das Flottenbauprogramm des Reichsmarineamts müßte abgeändert und zur Hebung der Konjunktur sollten sofort mehrere Kriegsschiffe in Auftrag gegeben werden. Da Tirpitz nicht gleich darauf reagierte, sandte ihm der Präsident des ebenfalls von der Schwerindustrie ausgehaltenen Flottenvereins, der Fürst zu Salm, einen geharnischten Brief und setzte ihm auseinander, „daß durch den Auftrag neuer Kriegsschiffe und die dadurch herbeigeführte Belebung von Handel und Industrie die betreffenden Börsenkurse steigen, viele Werte gerettet und eine Konsolidierung des Marktes eintreten würde." Tirpitz antwortete darauf beschämt, er sei ja gern bereit, aber um zwei bis drei Kriegsschiffe mehr im Jahr zu bauen, müßte man erst neue Werften errichten, und dazu bekäme er die Mittel vom Reichstag nicht bewilligt. Nun riß der Schwerindustrie der Geduldfaden. Wenn der Flottenverein das nicht einmal durchsetzen konnte, wofür gaben sie dann noch ihr gutes Geld her? Und prompt wurden die Propagandabeiträge gestrichen. 1901 hatte der Deutsche Flottenverein noch 170 000 Mark an „außerordentlichen Zuwendungen" erhalten, im folgenden Jahr konnte er noch ganze 410 Mark buchen. Denn Strafe muß sein.

Die Rüstungsindustrie läßt nicht mit sich spaßen. Wenn es Hoover mit seiner Aktion ernst ist, und er mehr will als zum Empfang des englischen Premierministers eine kleine pazifistische Festaufführung, dann wird auch er die Rache der Bethlehem Steel Company zu spüren bekommen.

Bemerkungen

Indizien

Der Untersuchungsrichter hat den Wächter Richard Schulz aus der Haft entlassen; die berliner Kriminalpolizei hatte ihn als den mutmaßlichen Mörder der kleinen Hilde Zäpernick angebracht. Das scheint unrichtig gewesen zu sein. Zur Sache selbst ist ohne Aktenkenntnis sehr schwer etwas zu sagen. Soweit gut und schön.

> „In der Begründung heißt es, daß ein dringender Tatverdacht nicht mehr bestände, daß aber durchaus noch nicht alle Verdachtsmomente aus der Welt geschafft worden seien. Maßgebend für die Aufhebung des Haftbefehls sei gewesen, daß der Wächter Schulz ein vorbildliches Familienleben führe ..."

Hat man je dergleichen gehört —! Ja, wir hören es alle Tage.

Im großen ganzen kümmern sich die Behörden nicht um dein Privatleben, solange du nicht „straffällig" wirst. Im Augenblick aber, wo du in den Verdacht gerätst, etwas ausgefressen zu haben, werden Fibelvorstellungen kleiner und mittlerer Beamter wirksam, und das, was du so still vor dich hingelebt hast, wird plötzlich ein Indizium! Er hat ein „vorbildliches Familienleben" geführt? Und wenn er das nun nicht getan hätte? Nehmen wir an, dieser Mann sei nicht der Mörder: wenn er aber zum Beispiel — unverheiratet oder nicht — mit Huren gesehen wird, so spricht das also dafür, daß er ein Lustmörder ist! Man sollte den Landgerichtsrat Löwenthal, der das geschrieben hat, mit der Nase tief in die Bücher und mit dem ganzen Korpus noch tiefer ins Leben stoßen, von dem er nichts weiß.

Es ist zunächst eine Überheblichkeit, dieses veraltete Dogma vom „vorbildlichen Familienleben" in einer so ernsten Sache als ausschlaggebend zu buchen. Dergleichen besagt so gut wie gar nichts. Es ist beinah das Gegenteil richtig: ein Mann, der seine vielleicht starken Triebe auslebt, hat weniger Veranlassung, einen Lustmord zu begehen, als ein wohlbehüteter, im engen Kreis der zwei Stuben eingepferchter Mann. Übrigens sind beide Gedankengänge gleich unsinnig — wie jeder Kriminalpsychologe weiß, gibt es für diese Dinge überhaupt keine festen Regeln, man muß von Fall zu Fall mit Intuition und mit Nerven zu fühlen versuchen, was los ist.

Dann aber ist diese Argumentation eminent gefährlich. Ich führe zum Beispiel durchaus kein vorbildliches Familienleben — gerate ich morgen in den Verdacht, einen Menschen beseitigt zu haben, so kann ich dem Landgerichtsrat Löwenthal auswendig diktieren, was er zur Begründung einer langen Haft aufmalen wird.

Ist denn keiner da, der diesen Beamten einmal den Rat gibt, ein bißchen auf die Straße zu gehen — unter Menschen? Sie leben nur unter Beamten, was nicht in allen Punkten dasselbe ist. Und Unschuldige haben es auszubaden.

Ignaz Wrobel

Ars amandi für Angestellte

Dies ist die Geschichte: Ein in Frankfurt beschäftigter kaufmännischer Angestellter hatte das Unglück, durch eine Geschlechtskrankheit für vier Wochen arbeitsunfähig zu werden. Da ihm seine Firma das Monatsgehalt von 167 Mark verweigerte, klagte er beim zuständigen Arbeitsgericht. Die erste Instanz gab ihm recht und stützte sich dabei auf einen Paragraphen des HGB., der in seiner Einfachheit nicht zu mißdeuten ist:

„Wird der Handlungsgehilfe durch unverschuldetes Unglück an der Leistung der Dienste verhindert, so behält er seinen Anspruch auf Gehalt und Unterhalt, jedoch nicht über die Dauer von

sechs Wochen hinaus. Der Handlungsgehilfe ist nicht verpflichtet, sich den Betrag anrechnen zu lassen, der ihm für die Zeit der Verhinderung aus einer Kranken- oder Unfallversicherung zukommt. Eine Vereinbarung, die dieser Vorschrift zuwiderläuft, ist nichtig."

Das fanden die Berufungsgerichte zu einfach: sie wiesen den Kläger ab. Die höchste Instanz, das Reichsarbeitsgericht in Leipzig, fand dafür sogar eine Begründung, die es verdient, den Geheimkammern der Fachliteratur entrissen zu werden:

„Wie das Landesarbeitsgericht ausführt, ist bei der Beantwortung der strittigen Frage nicht auf die sittliche Seite des außerehelichen Geschlechtsverkehrs abzustellen, sondern gemäß dem Wortlaute der gesetzlichen Bestimmungen nur zu fragen, ob derjenige, welcher sich auf Geschlechtsverkehr mit einer Frauensperson ohne weiteres einläßt, mit einer nahen Möglichkeit der Ansteckung mit einer Geschlechtskrankheit rechnen muß und daher unter Nichtbeachtung der ihm seinem Arbeitgeber gegenüber obliegenden Pflichten fahrlässig sich der Gefahr der Dienstunfähigkeit aussetzt. Dies hat das Landesarbeitsgericht für den vorliegenden Fall bejaht. Es hat dargelegt, bei der außerordentlich starken Verbreitung der Geschlechtskrankheiten müsse jeder unverheiratete Mann, der mit einer geschlechtlich nicht unbescholtenen weiblichen Person sich auf Geschlechtsverkehr einlasse, mit der Gefahr rechnen, daß ihm das Risiko, das er bei einem solchen außerehelichen Verkehr eingeht, zur Last falle; eine Ausnahme könne nur in dem Falle gemacht werden, wenn der Arbeitnehmer den Nachweis erbringen könne, daß er mit einer geschlechtlich noch unberührten weiblichen Person verkehrt habe, oder daß er alle erforderlichen Vorsichtsmaßnahmen getroffen habe, die eine Ansteckung an einer Geschlechtskrankheit nach menschlicher Voraussicht ausschlössen. Solche Umstände habe der Kläger aber nicht darzutun vermocht; deshalb müsse er selbst für die Folgen seines außerehelichen Geschlechtsverkehrs einstehen. Diesen Ausführungen ist durchweg beizupflichten. Nicht darauf kommt es entgegen der Meinung der Revision an, ob dem Handlungsgehilfen ein sittliches, sondern ob ihn ein rechtliches Verschulden trifft, wenn er mit einer Frauensperson in außerehelichen Geschlechtsverkehr tritt. Es ist bekannt, das auch in Deutschland die Zahl der geschlechtskranken Personen immer mehr zugenommen hat. Es ist weiter allgemein bekannt, daß die Gefahr einer Übertragung dieser Krankheit sehr groß ist und hauptsächlich durch Geschlechtsverkehr erfolgt, daß auch die Folgen der Erkrankung für die Arbeitsfähigkeit der davon Betroffenen erheblich werden können, endlich auch, daß die Erkrankung einer sich dem Geschlechtsverkehr hingebenden Person von dem Beteiligten nicht ohne weiteres wahrnehmbar ist. Daß unter diesen Umständen der außereheliche Umgang mit Personen des andern Geschlechts die Gefahr der Ansteckung mit einer Geschlechtskrankheit in sich birgt, ist für jeden einsichtigen Menschen ohne weiteres einleuchtend. Wer also durch einen solchen Verkehr erkrankt, hat sich dies regelmäßig selbst zuzuschreiben. Seine Krankheit ist verschuldet im Rechtssinn."

Das Reichsarbeitsgericht ist mit seiner Argumentation zufrieden; es findet sie „ohne weiteres einleuchtend". Doch der „einsichtige Mensch", den es als Experten aufmarschieren läßt, wird nur ein neues schreckliches Dilemma erblicken. Denn der Angestellte, der sich obige Entscheidung als Richtschnur für sein Liebesleben nimmt, muß sich jetzt entweder auf das eigne Geschlecht beschränken oder sich, wie der Arme Heinrich, nach einer reinen Magd umsehen, für alle Fälle aber sich einen einwandfreien Zeugen mitnehmen, der den

Schwurfinger erhebt, daß er sich unter Beachtung aller hygienischen Vorsichtsmaßregeln in die Arme der Wollust begeben habe.

Es darf indessen über der unfreiwilligen Komik dieser höchstgerichtlichen Entscheidung deren grundsätzliche Bedeutung nicht übersehen werden. Hier wird als Ergebnis einer sehr fragwürdigen Umwertung der Begriffe Schuld und Verantwortlichkeit in aller Ruhe ein bisher unbestrittenes Menschenrecht eskamotiert und die sexuelle Sphäre einem Verpflichtungsgedanken unterworfen, der weder im Gesetz noch in den allgemeinen Moralanschauungen eine Grundlage findet. Für den gesunden Menschenverstand gilt sonst als verschuldetes Unglück, wenn Krankheiten durch Situationen entstehen, denen sich der normale Berufsmensch nicht auszusetzen pflegt: etwa Unfall durch Trunkenheit, Raufhändel, Teilnahme an halsbrecherischen sportlichen Kunststücken, leichtsinnige Wetten etcetera. Wenn die Herren vom Reichsarbeitsgericht etwa ihre Gründe haben, eine sexuelle Vereinigung für ein besonders waghalsiges Unternehmen zu halten, das nicht gut abgehen kann, so ist das ihre private Ansicht, die sie im eignen Lebenskreis betätigen mögen — in der Rechtsprechung ist sie unangebracht. Diese ars amandi, die einem Angestellten mit Hungerlohn für eine karge zärtliche Episode noch das Gebot mit ins Bett gibt: das Sittengesetz in dir, die Interessen deines Chefs über dir! ist ein Stück unverfrorenster sozialer Reaktion.

Hilde Walter

Kaffeehag jr. als Autor

Ernst Roselius, Sohn des deutschen Kaffeekönigs Ludwig Roselius, hat die hohe Ehre gehabt, dicht an dicht mit Ferdinand I., Zaren der Bulgaren, eine Südamerikafahrt zu machen. Daraufhin hat er ein Ei gelegt. In Buchform.

Wie das alles gekommen ist? Mein Gott, der Papa ist doch Erfinder und alleiniger Verschleißer des berühmten Kaffee Hag, außerdem kgl. bulgarischer Generalkonsul in Bremen; Verleger, die in bestimmten Fällen beide Augen zudrücken, gibt es zu Dutzenden, der Rest ist Glanzpapier. Soll man es sich da nicht leisten können, zu reisen, ohne zu sehen, und zu schreiben, ohne schreiben zu können?

Mit dem Titel fängts an. „Der König reist". Hut ab, Kinder, es gilt. Zeigt, was ihr bei Amanullahs Besuch gelernt habt. Auf der nächsten Seite die Widmung: „Dem Schutze der Natur". Natürlich, das ist jetzt uns allen das Nächstliegende. Unsre Papas haben alle dicke Portemonnaies, wir leben in wunschlosem Frieden, also schützen wir mal ein bißchen die Natur, das wird der liebe Gott gern sehen.

Römisch eins ... „Erst wenige Tage vor der Abreise des Königs hörte ich, daß ich zu seinem Begleiter für die Südamerikafahrt ausersehen sei. (Ausersehen?) Es handele sich um eine botanisch-zoologische Studienreise, die seine Majestät der Zar ... Außerdem, hieß es, wolle der König mit Rücksicht auf seinen delikaten Gesundheitszustand den Sommer jenseits des Äquators aufsuchen." Zur Erläuterung des delikaten Gesundheitszustandes sei gesagt, daß S. M. Rheumatismus hat. Es ist also nichts besonders Delikates.

„Noch zwei Tage vor der Abreise war es unklar, ob sie tatsächlich stattfinden sollte. — Mit einem Male hieß es: der König ist da! Eine plötzliche Kräftekonzentration entfaltete sich." Eine Konzentration, die sich entfaltet. Mal vormachen, Ernst Roselius.

Man begrüßt sich, man sitzt zusammen, man reist nach Bremerhaven. „Am Zuge trafen wir die Gräfin zu Solms-Rödelheim, Viktoria, geb. Prinzessin zu Leiningen ..." Da spitzt ihr die Ohren, was? Aber dann steigt man in den Dampfer des Norddeutschen Lloyd, für welche Firma schon verschiedentlich dezent Reklame gemacht wurde, und sticht in See.

Ernst Roselius besieht sich „die saubern luftigen Räume der dritten Klasse" (er tut das, weil er selbst erster Klasse fährt) und steigt sogar in den Maschinenraum hinunter. Vor den Kolben und Gestängen muß er an Metropolis denken. Dann ermannt er sich und bemerkt mit kritischem Achselzucken, daß „Sowjettheoretiker" diese Maschinenwelt „zum Gegenstand einer neuen Religion machen wollen."

Der König ist natürlich ein ganz echter, ein vollkarätiger König. Er hat Mitleid mit einem winselnden Hunde und unterhält sich vor lauter Leutseligkeit mit den Passagieren der dritten Klasse. Dafür erkennt ihn aber auch die ärmste Kreatur: „Vom Botanischen Garten (in Lissabon) ... fuhren wir zum Schloß Necessidades mit dem prachtvollen Park des Königs Ferdinand, auch eines Koburgers. Eine Gans mit weißem Krönchen auf dem Kopf gesellte sich zu uns und wich während des ganzen Spaziergangs im Park nicht von des Königs Seite. Das merkwürdige Tier übernahm vollkommen die Führung und schien genau zu wissen, wen es geleitete." Diese lissaboner Gänse...!

Das erste Kapitel schließt wirkungsvoll mit dem Hinweis, daß auf allen Lloyddampfern der Segen des Papstes ruht. Katholiken, fahrt nur auf Lloyddampfern! Der Name der Hamburg-Amerika-Linie wird strengstens verschwiegen. Aus lokalpatriotischen oder aus Geschäftsgründen —?

Am 11. Januar heißt es: „Mit der russischen Generalin und dem portugiesischen Arzt, einem Universalgenie mit einem Cäsarenkopf maurischen Einschlags (wie sieht der Mann nun eigentlich aus?), saß ich nachmittags bei einer Tasse Kaffee Hag..." Aha. Der Papa hats gegeben, der Papa muß es wieder hereinbekommen.

In Valparaiso ist großer Empfang. „Es war ein großes gesellschaftliches Ereignis, ein Meeting der ältesten Familien, der höchsten Beamten, der bedeutendsten Köpfe und der schönsten Frauen. Der Empfang ging vor sich nach der alten Etikette, nach der alle Anwesenden stehen und Spalier bilden; nur der König sitzt. Es hätte ihm danach allerdings zugestanden, sein Haupt zu bedecken. Aber der Enkel des Bürgerkönigs Louis Philippe ist, nach eigenem Ausspruch, durchaus ein Anhänger demokratischer Lebensformen. So zog er es vor, unbedeckt zu bleiben und konversierte ununterbrochen. Der König saß zwischen der Gastgeberin, Fräulein Marta Latorre, die mit dem jungen Fürsten Lieven verlobt war, und ihrer Schwester, Frau Lopez Perez. Der kostbare Brillantschmuck auf den einfachen schwarzen Kleidern wirkte außerordentlich vornehm und dekorativ."

So rollt das Buch weiter. Der Wärter eines zoologischen Gartens reizt eine Klapperschlange „bis zur Weißglut", damit die erlauchten Gäste sie klappern hören. Aus dem Kopf eines Erzabtes sprießt die Intelligenz „gewissermaßen sichtbar hervor". Und dann kommt wieder der König, der „gütig wie ein Vater" ist und wieder ein Frühstück und wieder ein Empfang und wieder eine Autotour und wieder ein Galahotel und wieder etwas stumpfsinnige Naturbeschreibung —: insgesamt 205 Seiten trostloser devoter Ramsch als Frucht der Reise eines jungen Deutschen im Jahre 1928.

Servus, Ernst Roselius, ich gehe jetzt eine Tasse Kaffee trinken (Bohnenkaffee natürlich, echten). Darf ich dir zum Abschied zwei kleine Stipse geben? Erstens: Lerne sehen und fang damit gleich morgen auf der Weserbrücke, im Hafen oder sonstwo an. Zweitens: Lerne reisen, ohne zu schreiben. Der Papa wird zwar weniger stolz sein, aber es ist nicht immer ein schlechtes Zeichen für die Söhne, wenn ihre Papas nicht auf sie stolz sind.

Gattamelata

Mir fehlt ein Wort

Ich werde ins Grab sinken, ohne zu wissen, was die Birkenblätter tun. Ich weiß es, aber ich kann es nicht sagen. Der Wind weht durch die jungen Birken; ihre Blätter zittern so schnell, hin und her, daß sie . . . was? „Flirren"? Nein, das Licht flirrt auf ihnen; man kann vielleicht allenfalls sagen: die Blätter flimmern... aber es ist nicht das. Es ist eine nervöse Bewegung — aber was ist es? Wie sagt man das? Was man nicht sagen kann, bleibt unerlöst — „besprechen" hat eine tiefe Bedeutung. Steht bei Goethe „Blattgeriesel"? — ich mag nicht aufstehen, es ist so weit bis zu diesen Bänden, vier Meter und hundert Jahre. Was tun die Birkenblätter —?

(Chor): „Ihre Sorgen möchten wir . . . Hat man je so etwas . . . Die Arbeiterbewegung . . . macht sich da niedlich mit der deutschen Sprache, die er nicht halb so gut schreibt wie unser Hans Grimm . . ." Antenne geerdet, aus.

Ich weiß: darauf kommt es nicht an; die Gesinnung ist die Hauptsache; und nur dem sozialen Roman gehört die Zukunft; und das Zeitdokument — o, ich habe meine Vokabeln gut gelernt. Aber ich will euch mal was sagen:

Wenn Upton Sinclair nun auch noch ein guter Schriftsteller wäre, dann wäre unsrer Sache sehr gedient. Wenn die pazifistischen Theaterstücke nun auch noch prägnant geschrieben wären, daß sich die Sätze einhämmern, dann hätte unsre Sache den Vorteil davon. Sprache ist eine Waffe. Haltet sie scharf. Wer schludert, wie — zu unserm Glück — der Herr Bronnen, der sei verlacht, für und für. Wer aus Zeitungswörtern und Versammlungssätzen seines dahinlabert, der sei ausgewischt, immerdar. Lest dazu das Kapitel über die deutsche Sprache in Alfons Goldschmidts „Deutschland heute". Wie so vieles, ist da auch dies zu Ende gesagt.

Was tun die Birkenblätter —? Nur die Blätter der Birke tun dies; bei den andern Bäumen bewegen sie sich im Winde, zittern, rascheln, die Äste schwanken, mir fehlt kein Synonym, ich habe sie alle. Aber bei den Birken, da ist es etwas andres, das sind weibliche Bäume — merkwürdig, wie wir dann, wenn wir nicht mehr weiterkönnen, immer versuchen, der Sache mit einem Vergleich beizukommen; es hat ja eine ganze oesterreichische Dichterschule gegeben, die nur damit arbeitete, daß sie Eindrücke des Ohres in die Gesichtsphäre versetzte und Geruchsimpressionen ins Musikalische — es ist ein amüsantes Gesellschaftsspiel gewesen, manche haben es Lyrik genannt. Was tun die Birkenblätter? Während ich dies schreibe, stehe ich alle vier Zeilen auf und sehe nach, was sie tun. Sie tun es. Ich werde dahingehen und es nicht gesagt haben.

Peter Panter

Chor der verwunschenen Hausfrauen

Wir sorgen, wir sorgen
Für Essen und Wäsche.
Wir klopfen den Teppich,
Wir bohnern mit Wachs.

Am Montag ist Wäsche,
Am Dienstag gibts Bohnen.
Dem Kochzettel gleich
Rollt das Leben sich ab.

Wir sind wie verwunschne
Geschöpfe des Märchens.
Kein Prinz ist gekommen
In die Küche zu uns.

Am Herde, am Waschtrog
Ersinnen wir Böses.
Wir quälen die Männer,
Wir puffen das Kind.

Wir schmähen die leichteren
Müßigen Schwestern,
Wir flüstern die Fama
Durchs Treppenhaus.

Die Männer schlafen
Bei anderen Frauen.
Wir warten die Kinder;
Wir warten nicht mehr.

Wir riechen nach Küche,
Wir schwenken das Staubtuch;
Wir winken dem Leben
Abschied zu.

Hans Natonek

Antworten

Walter Mehring. Sie haben es nicht leicht (siehe auch S. 437 ff.). Neulich hat Peter Panter hier den lustigen Brief abgedruckt, mit dem Sie sich bei ihm für die Besprechung Ihres Buches bedankt haben. Kaum ist die Nummer heraus, da stürzen gute Freunde auf Sie zu und rufen: „Du bist in der ‚Weltbühne' angegriffen. Peter Panter bezichtigt dich der Bestechung!" Ja, die Ironiker haben heute kein Publikum. Wir werden noch allesamt zum Trauerspiel übergehen müssen.

Buster Keaton. Dein neuster Film soll drüben in einem wenig repräsentativen Theater und ohne Beifall aufgenommen worden sein, weil es kein Tonfilm ist. Nun, auch wir haben jetzt einen neuen Film von dir gesehen: „Buster Keaton als Filmreporter", und wir erklären, daß uns für ein einziges solches Geniestückchen die nächsten zwanzig Tonfilme unbesehen gestohlen bleiben können. Ärgre dich nicht über deine Landsleute und warte ab!

W. S., Heidelberg. Sie schreiben: „Man kann in Deutschland auf mancherlei Weise Lücken in seiner Bildung entdecken und ergänzen. Unsre fürsorgliche Reichspost veranstaltet überall Rundfahrten, auf denen alle Sehenswürdigkeiten beäugt und zugleich auf neckische Weise kommentiert werden. So in Frankfurt: ‚Dieses Denkmal stellt Heine dar, den Verfechter der freien Liebe und der Nacktkultur.' Weiter nichts, aber dasselbe in zwei Sprachen wiederholt."

Berliner Weltbühnenleser treffen sich wieder jeden Mittwoch, abends 8 Uhr, im Café Adler am Dönhoffplatz. Am 18. spricht L. Gibarti über „Die Ziele des amerikanischen Imperialismus und die Administration Hoovers" und am 25. Egon Erwin Kisch über „Von Moskau bis Hollywood".

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

**Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich. Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 77 57. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.**

„Gebrochene Beine" von Carl v. Ossietzky

Es hat sich etwas Seltsames ereignet in diesen Tagen: Herrn Hugenbergs Renommee hat ernstlich Schaden genommen. Aber nicht die Angriffe von links haben das bewirkt, sondern in des Cheruskers eigner Gefolgschaft ist ganz plötzlich Kritik erwacht und tätig geworden. Die Jugend der Partei sieht plötzlich ihren König ohne Kleider. Am schärfsten kommt das zum Ausdruck in einer Streitschrift des „Jungnationalen Ringes". Da wird, übrigens mit glänzender Dialektik, dem Vater des Vaterlandes vorgeworfen, seine Propaganda verbreite nur: „Fatalismus und Parteikampf, ein bißchen Revanchegeschrei, im übrigen aber Geschäft und Vergnügen." Er selbst sei nicht mehr als ein verspäteter Vorkriegs-Nationalliberaler, der die Macht des Geldes überschätze. Die jungen Leute sehen also ihren Häuptling ohne Bärenfell, und sie finden ihn genau so plutokratisch wie die von ihnen gehaßte Hochfinanz. Die Jugend aller unsrer politischen Parteien fühlt antikapitalistisch, das ist ein Signum unsrer Zeit. Auch die Jugend, die im Schatten jener Industriedemagogie aufwächst, welche sich anmaßt, alleinseligmachende nationale Programme zu vertreten, macht davon keine Ausnahme. Herr Hugenberg wollte den Nationalismus als Opiat gegen klassenkämpferische Ideologien benutzen. Bunt und wahllos hat seine Agitation Anhänger aus allen Schichten erfaßt, und nun, wo diese Heerschar zum erstenmal geschlossen agieren soll, wird sie skeptisch und meutert. Klassen kann man nicht dauernd betrügen, sagt Karl Marx.

*

Herrn Hugenbergs Entlarvung durch die Seinen wäre eine einzigartige Gelegenheit für die Linke, sich nach vielen Niederlagen und Versagern endlich zu rehabilitieren. Dazu müßte allerdings die Regierung das Zeichen geben. Es geht zwar eine Sintflut von Demagogie übers Land, und die Ereignisse sind fast noch turbulenter als die Menschen. Doch die Regierung hüllt sich in entschlossenes Schweigen. Daß Stresemann heute für eine große Campagne zur Verteidigung seiner Politik im Haag nicht mehr über die nötige Spannkraft verfügt, ist doch für die andern Herrn kein Grund, so radikal zu feiern. Nur Herr Curtius hat sich zu einer unsagbar lahmen Rundfunkrede aufgeschwungen. Indessen fraternisiert Herr Scholz ganz offen mit den Deutschnationalen, und Herr Kaas tut, wenn auch weniger laut, das Gleiche. Doch die Regierung erklärt sich neutral, indem sie sich auf die schlechte Gesundheit einzelner Minister beruft. Auch das englische Labourkabinett ist opportunistisch genug und außerdem auch von der Unterstützung der andern Parteien abhängig. Aber welche Haltung zeigen die einzelnen Minister, wieviel Tätigkeit entfaltet die Regierung, wieviel faktische Verantwortung legt sie ihren Gegnern auf, wie kostspielig macht sie für Konservative wie Liberale das Gelüste, sie zu stürzen! Anno 1794 nannte

man in Paris jene Politiker, die vor ein paar Jahren noch zu den Bewegungsmännern gezählt wurden, dann aber im Laufe einer rapiden Entwicklung ruhmlos im Nachtrab der Gemäßigten verblieben waren, die „gebrochenen Beine". Stresemann, Wirth, Severing, Hilferding — ja sogar Hilferding! — haben einmal ihre sozusagen heroische Epoche gehabt. Warum wird nicht wenigstens Joseph Wirth, ein Mann von beträchtlichen propagandistischen Fähigkeiten, als Redner durchs Land geschickt? Aber dazu müßte doch ein Beschluß gefaßt werden. Ein Beschluß — wo denken Sie hin? Frühzeitige Invaliden, gebrochene Beine.

*

Oder liegt die Tatenlosigkeit der Regierung daran, daß sie riskiert, alles kaputt zu machen, wenn sie sich nur um Fußbreite bewegt? Die sozialistischen Minister haben so wenig Autorität, daß es der Deutschen Volkspartei mühelos gelungen ist, die sogenannte Reform der Arbeitlosenversicherung zur pièce de résistance zu machen. Das ist in Wahrheit ein großer Erfolg von Hugenbergs Attacken gegen die „Soziallasten". Sein Volksbegehren mag eine Niete werden, aber hier hat er viel glücklicher operiert und den überwiegenden Teil der Unternehmerschaft für sich. Der Druck der Sozialreaktion ist heute stärker als jemals. Die Mittelparteien sind schon lange windelweich, und der Widerstand der Sozialdemokratie ist allzu passiv im Verhältnis zu der Aggressivität der Angreifer. Dabei hat die Partei hier eine letzte günstige Chance, jene Koalition zu verlassen, in der sie sich eine Niederlage nach der andern geholt hat. Sind denn die Beine der Herren Minister schon so arg lädiert, daß ihnen der Rückzug selbst auf Krücken nicht mehr gelingt? Das mag gewiß kein sehr glorreicher Anblick sein, aber an diese Regierung stellt sowieso kein Mensch ästhetische Anforderungen. Und außerdem ist es noch immer besser, rechtzeitig fortzuhumpeln als von den Andern hinausgeworfen zu werden.

*

Aber etwas ist doch geschehen: die Herrn Doktor Stresemann unterstehende ‚Nationalliberale Correspondenz' hat Herrn Klönne, einen deutschnationalen Abgeordneten, überführt, mit dem Erbfeind Bündnisverhandlungen gepflogen zu haben. Besonders ist es Herrn Klönne um eine militärische Allianz mit den Siegern der Marneschlacht zu tun gewesen, denn in der Schwerindustrie, aus der jener Friedensbote kommt, kann man sich angenehme Beziehungen zu einem Nachbarstaat nicht anders vorstellen als in der Form eines Kriegsbündnisses. Die Enthüllung ist recht pikant, aber einen schweren Volltreffer bedeutet sie nicht. Denn Herr Klönne besonders gehört zu jenen Industriellen, die sich von Herrn Arnold Rechberg fascinieren ließen, der solche Ideen seit Jahren vertritt. Und damit rückt die Sache auch aus der deutschnationalen Politik in eine ganz andre Sphäre. Denn das Militärbündnis mit Frankreich — die Spitze natürlich gegen Rußland und den Bolschewismus gerichtet — ist auch der Löwengedanke des Herrn Arthur Mahraun und seines Jungdeutschen

Ordens. Die Aspirationen des Herrn Hochmeisters aber gehen nach der Linken. Hat er nicht kürzlich erst mit der Demopartei öffentlich Beilager gefeiert? Und ist er nicht überhaupt der militanteste Anhänger von Stresemanns Politik? Beteiligt an den Verhandlungen war auch der Generalleutnant a. D. von Lippe, der früher zu den Beratern des Jungdo gehörte, jetzt allerdings dem Stahlhelm nahestehen soll. Man fragt sich, wer diese Sensation angedreht haben mag. Denn die Bombe fällt mitten in die besondere Schutztruppe des Herrn Außenministers. Wir haben ähnliches schon häufiger erlebt. Jedesmal nämlich, wenn man sich links sagt: So, jetzt wollen wir mal eben so niederträchtig sein wie der ‚Lokalanzeiger'! dann gibt es einen gehörigen Blindgänger.

*

Viel interessanter als die Sache mit Herrn Klönne ist dagegen die Entdeckung, daß einige Zivilangestellte der Reichswehr Beziehungen zu den holsteinischen Bombenzüchtern hatten und Herr General von Hammerstein-Equord, einer der Granden der Bendler-Straße, bedenkliche Briefe empfing, die an die Polizei weiterzugeben er keine Veranlassung sah. Der Herr General ist noch verreist; es ist nicht zu zweifeln, daß er nach seiner Rückkehr die notwendigen befriedigenden Erklärungen abgeben wird. Auch Jeschke, der mit Weschke korrespondierte, steht heute schon so gut wie gereinigt da. Ein Mißgriff wars, nicht mehr. Mißgriffe dieser Art sind seit zehn Jahren das Charakteristikum der Reichswehr. Man spricht nicht mehr so viel von der Reichswehr, gewiß, aber sie ist noch da. Die von Groener mit Dampfdruck betriebene Republikanisierung hat die früher dreist zur Schau gestellte Mißachtung der Republik beseitigt, dafür aber ist die Wehrmacht auch schweigsamer, abgeschlossener geworden als früher. Herr von Seeckt ist pensioniert. Sein Sphinxlächeln ist geblieben.

*

Wir wissen noch immer nicht viel von der Vorbereitung der Bombenattentate und den wirklichen Hintermännern. Aber ohne Weschkes Mappe wüßten wir noch viel weniger. A propos, wüßten wir dasselbe auch, wenn diese interessante Mappe anstatt den Kommunisten etwa der Polizei in die Hände gefallen wäre —? Wüßten wir dann auch von Jeschkes Mißgriff und dem Briefschreiber des Generals von Hammerstein? Herr Weschke, der seine Geheimnisse mit in die Kneipe schleppt, ist ganz gewiß ein ähnlich gemütlicher Komplotteur wie sein Kamerad Nickels, der mit seiner Höllenmaschine durch die Tanzdielen der Reeperbahn zog. Es ist ein Terror, der durch Talentlosigkeit versöhnliche Züge empfängt. Es bleibt überhaupt das beruhigende Gefühl, daß die Verschwörer nicht um einen Deut begabter und intelligenter sind als die Repräsentanten der Ordnung, die sie in die Luft sprengen wollen. Damit nähern wir uns aber auch dem Geheimnis der Dauerhaftigkeit dieser Republik der gebrochenen Beine, der ihr gutes Glück immer Feinde schenkt, die auch nicht viel besser zu Fuß sind.

Juristen-Tage von Erich Spiegelberg

Wenn Zwei nebeneinanderstehen, kann man sie gut vergleichen. Da präsentierten sich gleichzeitig auf den von Zeit zu Zeit dringend notwendigen „Tagungen" die deutsche Anwaltschaft in Hamburg, die Richterschaft in Köln.

Der Unterschied ist leicht erkannt: Die Richter wissen, was sie wollen; die Anwälte wissen, daß sie reden wollen.

Die Richter, sagt man immer, sind weltfremd. Falsch, denn sie kennen ihre Interessen und wissen die Wege, wie man sie dem Volk schmackhaft macht und bei der Regierung durchsetzt.

Die Anwälte, sagt man so leichthin, stehen mitten im praktischen Leben. Falsch, denn sie wissen nicht einmal, daß ihr eigner Stand dank der Fürsorge eines gepriesenen „Volksstaats" schon halbtot ist, und noch viel weniger, wie sie den Patienten am Leben erhalten können.

Die Anwälte sprechen in der Öffentlichkeit ihr Plaidoyer und freuen sich, wenn es schön war, kümmern sich aber nicht darum, wie ihre schönen Worte Taten werden: Das Gericht wird beraten, und Allah weiß es besser, und Hindenburg wirds schon machen.

Die Richter sagen nicht viel, aber im Beratungszimmer, hinter verschlossenen Türen, können sie die Leute sehr gut überzeugen. Das haben sie gelernt. Gesetze werden bekanntlich hinter verschlossenen Türen gemacht, man muß nur dafür sorgen, daß sie nach sozialem Öl riechen, wann auch immer sie an die Öffentlichkeit dringen.

Stimmt nicht? Bitte vergleichen Sie die Gegenstände der beiden Tagungen: Richtertag verhandelt über die Frage einer „grundsätzlichen Justizreform" und das „Verhältnis von Justiz und Presse". Weltfremd? Kann ich nicht finden. Denn: Was ist eine Justizreform, wie sie dem freien Volke bisher beschieden war und noch weiter droht? Eine Hebung, eine Stärkung des Richters, seines freien Ermessens, seiner Befugnisse innerhalb und außerhalb des Prozesses. Die Presse aber muß wissen und dem freien Volke klar machen, daß dies eine Reform der Rechtspflege sei, daß dies „den Anforderungen der neuen Zeit" entspreche. Und wie klug die Richter sich Reformideen auf ihre Art zunutze machen. „Der Schlüssel zur Justizreform ist die Personalfrage" meinte der Referent in Köln und „wirkliche Richter sollten nur bei der eigentlichen Spruchtätigkeit in Streit- und Strafsachen eingesetzt werden," — ein Vorschlag, der in einer Artikelserie der ‚Weltbühne' schon vor Jahren gemacht wurde, allerdings mit dem Zusatz, daà diese Spruchrichter als besonders hochbezahlte Beamte aus Richtern, Staatsanwälten, Rechtsanwälten und Rechtslehrern entnommen, respektive gewählt werden sollten. Dies hat der Referent nicht vorgeschlagen. Hohe Bezahlung — eventuell ja; aber Rechtsanwälte und Rechtslehrer und gar deren Mitwirkung bei der Auswahl — nein! bleiben wir unter uns. „Mitwirkung der Richter bei der

Ernennung der Richter", so meinte der Reichsgerichtsrat Linz in völliger Verkennung der ihm zukommenden Weltfremdheit.

Und nun die Presse. Direkt gefreut hat sie sich, daß sie so lieb von den Richtern behandelt wird, gestrahlt hat sie, weil der Richtertag nach über zehn Jahren sogenannter Republik „auf dem Boden der deutschen Reichsverfassung zu stehen" erklärt und ein leibhaftiger Senatspräsident des Reichsgerichts ein „kräftiges Bekenntnis zum Deutschen Volksstaat" ablegt (was übrigens nicht mit Republik identisch zu sein braucht).

In Köln also war alles in schönster Ordnung, und um die Wahrung der richterlichen Interessen ist uns keineswegs bange. Die deutsche Rechtspflege kann noch eine ganze Reihe Deformierungen vertragen, so lange ....

Ja, wie lange nur? Solange die Anwaltschaft den Schlaf des Entrechteten weiterschläft.

Man denke : Es strömen Tausende von Männern, die „mitten im praktischen Leben stehen" und denen das Volk alle raffinierten Advokatenkniffe, alle Gerissenheit und alle Verschlagenheit zutraut, zusammen und lassen sich einen Festvortrag servieren mit dem hochaktuellen Thema: „Fünfzig Jahre deutsche Justiz". Der Festvortragende „gab in großen Linien einen Überblick über die Wandlung von Strafprozeß und Zivilprozeß und suchte die Tendenzen der künftigen Entwicklung aufzuzeigen". Er erwähnt, daß seit 1924 der Richter das Sach- und Streitverhältnis auch nach der rechtlichen Seite mit den Parteien zu erörtern hat. Daß dies aber nichts als eine weitere Zurückdrängung der Anwaltstätigkeit ist, empfindet er, und die stattliche Versammlung mit ihm, in keiner Weise. Sogar die Tendenz, die Parteiherrschaft über den Prozeß zu beschränken, erkennt er nicht als eine Festigung der richterlichen Macht und Beiseiteschiebung der Anwaltschaft sondern nennt das wirklich und wahrhaftig „dem sozialen Charakter des Prozesses Rechnung tragen". Etwas Weltfremderes kann man sich schwer denken; denn es muß einmal gesagt werden: Es ist ein absoluter Volksbetrug und Schwindel, wenn es heißt, die Parteien sollten ihr Recht „aus den Händen des Richters selbst empfangen", deshalb dürften, wie bei den Arbeitsgerichten und zahlreichen andern Institutionen, Rechtsanwälte nicht zugelassen werden. In Wirklichkeit ist das eine Umwandlung der Rechtspflege in übelste Verwaltungsjustiz.

Aber noch ein zweites aktuelles Thema behandelte der Anwaltstag: Ein Philosoph aus der Schule Hegels hielt einen langen Vortrag über „Die Philosophie der Verteidigung" und erzählte etwas von der Einfühlung des Verteidigers in die Seele des Angeklagten und die dadurch im Verteidiger entstehende tragische Grundstimmung, die ihn den Ablauf des forensischen Geschehens als ein Drama sehen läßt. Er führte aus, daß die Verbindung von Ethik und Aesthetik, wie sie in der Idee Tragik verkörpert werde, das gesamte Schauen des Verteidigers beherrscht.

Wer nun noch nicht weiß, wo die Anwaltschaft und das Recht suchende Publikum der Schuh drückt, dem ist ja leider nicht zu helfen.

Doch ich will nicht ungerecht sein: das von dem münchner Rechtsanwalt Doktor Oesterreich behandelte Thema über Anwalt, Volk und Staat enthielt prachtvolle Gedanken, nur, daß es leider auch hier bei schönen Worten bleiben wird. Gewiß hat der Redner klug ein Wort Feuerbachs zitiert, daß in der Anwaltschaft die letzte schmale Stütze gegen Beamtendruck und Richterwillkür vorhanden und die Anwaltschaft der Garant der bürgerlichen Freiheit sei; nur, daß diese Stütze und dieser Garant der Freiheit von diesem Freistaat immer mehr an die Wand gedrückt wird, zum Dank dafür, daß er ihn von Anfang an bejaht hat, — das klang doch nur hier und da recht schüchtern durch. Denn auch das muß einmal gesagt werden: Die Gesetzgebung und die Rechtspflege sind seit der Republik viel reaktionärer geworden, als es jemals bei einer starken Linksopposition in der Monarchie möglich gewesen wäre. Einzelne „republikfreundliche" Urteile in politischen Sachen spielen dabei gar keine Rolle. Was der Vortragende selbst anführte, die systematische Abdrängung der Rechtsanwälte vom Verwaltungsstreitverfahren, die Ausschließung von den Arbeitsgerichten, von der Vertretung der Beamten und Bediensteten der Reichsbahngesellschaft, die Abschaffung der Schwurgerichte und all das, was noch weiter die Rechte des einzelnen Staatsbürgers in unerträglicher Weise einengt, wäre ohne die Mitwirkung der großen Linksparteien nie und nimmer möglich gewesen. Mit ihrer Hilfe ist alles möglich, wird sogar möglich sein, daß der neue Strafgesetzentwurf, der noch viel schlechter ist, als Kurt Hiller ihn abgemalt hat, im freien Volksstaat Gesetz wird. Dann mag der angeklagte arme Teufel, der ja ein Teil der sozialen Fürsorge ist, sich ruhig begraben lassen. Wer aber wird dem Vater dieser Strafreform, Kahl, Heil rufen? Der Philosoph aus der Schule Hegels, Herr Doktor Alsberg, der ihm schon zu seinem, ich weiß nicht wievielten Geburtstag, eine Festschrift dediziert hat.

Die grüne Front von Jan Bargenhusen

I.

Der Napoleon der P. K.

Wenn Otto Braun der Zar Preußens ist, dann ist Otto Klepper der Napoleon der Preußenkasse. Soviel zur Einführung.

Die Preußenkasse, mit vollem Namen Preußische Zentralgenossenschaftskasse, meist P. K. genannt, war bis zur Jahreswende 1927/28 ein wahres Idyll altpreußischer Beamtenherrlichkeit, unberührt von den Stürmen der „großen" Agrarpolitik. Der Präsident Semper (auf Lebenszeit angestellt, unkündbarer Vertrag) war der Meinung, daß die Landwirtschaft in der Nachinflationszeit vor allem Kredite, große Kredite und nochmals Kredite haben müßte, und sei es selbst auf Kosten der eignen Liquidität. Und er handelte dementsprechend. Sein Direktorium, in dem die Freunde des Altreichskanzlers

Michaelis — vom „Christlichen Verein junger Männer" — zahlenmäßig das Übergewicht hatten, schloß sich in allen Dingen der Meinung seines Herrn Präsidenten an. Die Aufsichtsbehörde, in Gestalt des Preußischen Finanzministers, saß nebenan im Kastanienwäldchen — nur durch eine Straßenbreite von der P. K. getrennt. Und ringsumher tiefer, von keinerlei schweren Träumen beschatteter Friede.

Ein paar Anrempelungen der Linkspresse, die wegen einer angeblichen Bevorzugung der Großagrarier bei der Kreditgewährung Lärm schlug, und die außerdem die Liquidität der agrarischen Kredite bezweifeln zu müssen glaubte, wurden nicht ernst genommen. Der verantwortliche Minister Höpker-Aschoff nahm denn auch Gelegenheit, im Landtag einige Worte über die Unwichtigkeit dieser Vorwürfe vor sich hin zu sprechen. So schien der Friede wiederhergestellt — bis eines schönen Tages das Überraschende geschah.

Präsident Semper (auf Lebenszeit angestellt, unkündbarer Vertrag) erhielt von seinem Minister die Weisung, sofort einen zeitlich unbefristeten Urlaub anzutreten. Die kommissarische Leitung der Preußenkasse würde dem ad hoc als Hilfsarbeiter ins Direktorium entsandten Rechtsanwalt Klepper, einem Mann von noch nicht einmal vierzig Jahren, übertragen werden. Napoleon geht an die Front und übernimmt den Befehl...

*

Der 13. Januar 1928, obendrein ein Freitag, ist das historische Datum. Bis dahin war die Agrarpolitik, wenn nicht grade zufällig um die Getreidezölle gekämpft wurde, trotz aller Klagen über allgemeine Agrarkrise ein sehr stilles und sehr uninteressantes Gebiet, das Reservat einiger weniger Parlamentarier, Ministerialbeamten, Verbandsbureaukraten und Professoren. Von jenem Tage an ist es anders geworden; landwirtschaftliche Fragen spielen im politischen Tageskampf eine Rolle wie kaum je zuvor. Das ist freilich nicht Kleppers Verdienst oder Verschulden, denn das stärkere Hervortreten der ländlichen Probleme ist sachlich durch die ökonomische Entwicklung und die zunehmende Politisierung der bäuerlichen Massen bedingt. Immerhin hat erst Klepper durch sein Auftreten, durch seine Aktivität und durch seine stets überraschende Taktik der agrarpolitischen Diskussion dieser Zeit die rechte prickelnde Würze, ja — man kann sagen — einen gewissen Hautgout, gegeben. Der Hecht ist in den Karpfenteich geraten. Nun gibt es das alles: Intrigen, Aktionen, Memoranden, Cliquenwirtschaft, personalpolitische Schachzüge, Geschäfte mit Aktienpaketen, Verschwörungen, Pressepolemiken, Krach im Parlament. Der ganze Feuerzauber des parlamentarisch-plutokratischen Regimes ist losgelassen. Und was schon vorher da war: der politisch streitbare Landbund, die haltlosen Bauernverbände, die Agrarkredit-Fragen, die Zauderpolitik der Genossenschaftsverbände, der beginnende Zerfall des ostdeutschen Großgrundbesitzes — das alles präsentiert sich jetzt, nachdem der Zauberlehrling in der P. K. alle Elemente der Agrarpolitik gründlich durcheinander gewirbelt

hat, in völlig neuem Lichte. Haben Sie schon einmal etwas von der Scheuer-Transaktion gehört? — Im letzten Dorfkrug fluchen die Bauern noch auf Klepper. — Es gibt kein Gebiet im Bereich der Agrarpolitik mehr, wo man nicht Kleppers Interessen, Kleppers Taktiken vorfindet, oder doch wenigstens vermuten muß. Und da es in der innerdeutschen Politik — zum mindesten in ihrem wirtschaftspolitischen Bereich — heute so etwas wie ein Primat der Agrarpolitik gibt, so kann man ermessen, wie weit seine Hand reicht.

*

Der Justitiar der „Gutsreform" (des Reformbunds der Gutshöfe) in Bad Nauheim, der Assessor Otto Klepper, dreißig Jahre alt, verheiratet, drei Kinder, hatte keinerlei Anlaß, mit seiner Position besonders zufrieden zu sein. Sein Gehalt war damals, in der Inflationszeit, ziemlich knapp bemessen, das eigne Vermögen gering. Mit dem Leiter der „Gutsreform", Doktor Kranz, einem genialen, aber schwierigen Mann (er hat sich später erschossen, als sein von Anfang an nicht besonders gut florierendes Unternehmen sich mit Krediten festfuhr) gab es häufig Differenzen. Die Aussichten, in der Verwaltung etwas zu werden, waren für den Assessor denkbar schlecht. Er hatte nicht den richtigen Parteiglauben. Als Student hatte er sich den Christlich-Sozialen verschrieben, und zwar der Stökkerschen Richtung, die in Hessen-Kassel und Westfalen besonders florierte. In beiden Provinzen besaß er Heimatsrechte; der Vater war Amtsrichter in und bei Schmalkalden gewesen (dort wurde auch Otto geboren), dann Landgerichtsrat in Hamm; die Familie entstammt dem Patriziertum der braven Stadt Kassel. Als der Leutnant der Reserve Klepper von der Feldartillerie im Jahre 1918 wieder ins Referendardasein zurückkehrte, gab es keine Stöckerpartei mehr. Er fand den Weg zu den Deutschnationalen. In der Agitation für die Wahlen zur Nationalversammlung trat er vorzugsweise gegen den demokratischen Redner Doktor Hjalmar Schacht auf. Wenig später schon gab es dann in der Ortsgruppe Lichterfelde einen großen Krach. Der Vorsitzende Klepper legte sein Amt nieder. Noch lange Zeit nachher liebäugelte er mit dem Gedanken, sich, obschon evangelisch, dem Zentrum zu verschreiben. Beim Kapp-Putsch aber war er auf der „andern Seite" zu finden, und zwar in Kassel in erheblicher Tätigkeit. Der Jungdemokrat Lemmer, damals marburger Student, der nach Kassel kam, um die Bürger und Arbeiter gegen die „neue Regierung" aufzuwiegeln, wurde von ihm am Bahnhof in Empfang genommen und „verhaftet". (Die einschlägigen Paragraphen des Strafgesetzbuches: Amtsanmaßung, Freiheitsberaubung, Nötigung — wurden, infolge der Amnestie, nicht weiter bemüht.) Danach kamen für Klepper ruhigere Jahre, als Assessor beim Reichsausgleichsamt, bis er endlich zu Kranz nach Nauheim ging.

Das Schlimmste an dieser freiwilligen Verbannung in dem entlegenen Nauheim blieb freilich, daß man ihm, einem begeisterten Mensurfechter, das Band des Corps wegen einer ganz nichtigen Begebenheit abgeknöpft hatte.

Rehabilitieren, rehabilitieren! Dem Bund zeigen, daß man ohne ihn, gegen ihn sich durchsetzen kann! Das war, Jahre hindurch, die besondere Triebfeder für einen außergewöhnlichen und fast hemmungslosen Ehrgeiz. Fehlten ihm, dem Ausgestoßenen, die „Beziehungen" des Corps, so mußte er sich andre Verbindungen schaffen, gleichgültig in welchem Lager, denn die traditionell-gesellschaftlichen Bindungen bestanden für ihn ja nicht mehr.

Otto Klepper fand einen Anhang. Bei seiner Tätigkeit in Bad Nauheim entdeckte er eine zwar kleine, aber aktionsfähige landwirtschaftliche Berufsgruppe, die Domänenpächter, die damals, trotz ihrer besondern Wirtschaftssorgen (und trotz der vorzüglichen sachlichen Qualitäten der meisten Berufszugehörigen), nur mangelhaft und nur zum Teil organisiert waren. Hier beginnt der Aufstieg. Klepper siedelt nach Berlin über, erwirkt seine Zulassung als Rechtsanwalt (nur um des „Titels", nicht um der Praxis willen); er wird Syndikus und anerkannter Führer des „Domänenpächterverbandes", dem er ein genossenschaftliches Bankinstitut, die „Domänenbank", angliedert. Diese Gründung wird entscheidend. Da der „Herr Rechtsanwalt", wie er, zur Vermeidung des Direktortitels, genannt zu werden wünscht, von Bankgeschäften nichts versteht — er hat schon einige Millionen an Krediten gegeben, ehe ihm der erste Wechsel zu Gesicht kommt —, braucht er tüchtige Angestellte. Rücksichtslos engagiert er seinem frühern Brotgeber, der „Gutsreform", die tüchtigsten Leute weg, einen nach dem andern. Da Doktor Kranz ungewöhnliche Menschenkenntnis und eine glückliche Hand bei der Personalauswahl besessen hat, ist hier ein Reservoir von fähigen Leuten gegeben, die, zumeist noch ziemlich jung, gern Nauheim mit Berlin vertauschen. Der Betrieb wächst rasch, und nun wird die Personalpolitik planmäßig ausgebaut: Klepper engagiert, wo er sie nur findet, die besten Schüler Aereboes, fortschrittliche Agrarpolitiker, junge Leute; auf der andern Seite nimmt er jeden, der ihm irgendwelche Verbindungen schaffen kann. Und nun kommt ein fast genialer Schachzug: die ganze Belegschaft, so bunt zusammengewürfelt, wird an der gemeinsamen Mittagstafel zur einheitlichen „Crew" erzogen. Das Kasino ist das Seminar, Klepper der Dozent, der nach der Montessori-Methode seinen Stab in spielerischer Tafeldiskussion zum gefügigen und ständig greifbaren Werkzeug heranbildet. Welche Gegensätze sind zu überwinden! Da ist beispielsweise Herr von Ilsemann, der erste der Domänenbank-Leute, die Klepper mit in die P. K. hinübernahm und der dort Personalchef wurde — der Bruder jenes Herrn von Ilsemann, der Wilhelm als Personalchef des Hofes von Doorn unschätzbare Dienste leistet. Da sitzen feudale Royalisten, massive Reaktionäre, aber neben ihnen wieder Parteigenossen von der SPD, enragierte Weltbühnen-Leser. Ungehemmt von bureaukratischen Organisationsprinzipien können sie alle miteinander im D. P. V. (Domänenpächterverband) nach Herzenslust positive Arbeit leisten. Der D. P. V. über die Partei! das ist die Parole der Crew.

*

Die außerordentliche Leistung, einen Stab von erstklassigen Mitarbeitern um sich zu versammeln und die verschiedenartigsten Menschen in erfolgreicher gemeinsamer Tätigkeit anzusetzen, zeugt von einer außerordentlichen Persönlichkeit. So sieht er aus: unter mittelgroß, mehr untersetzt als zierlich, breiter Schädel, die rechte Backe durch einen tiefen Schmiß entstellt. Helle, wachsame, mißtrauische Augen. Mokant, gern ironisch; maniriert und nuancenreich in Gesten und Sprechweise; scheinbar völlig beherrscht, doch gelegentlich hemmungslos im Ausdruck, besonders wenn etwas schief geht. Durchaus diskrete Eleganz im Anzug und Auftreten. Ein außerordentlicher Debatter und Verhandlungstaktiker, der den starken Gegner mit Liebenswürdigkeit einwickelt, mit großen Gesten blufft, aber mit höhnischer Arroganz, mit oft unbeherrschtem Spott den schwachen Gegner niederboxt. Die Hugenottenahnen, mit deren Erbschaft er gern kokettiert, glaubt man ihm aufs Wort. Nichts ist gradlinig und einfach, immer wird mit „Dessins", mit „eleganten Lösungen" gearbeitet. Auf eine unbequeme Fragestellung einzugehen, wie töricht: nur nicht das beantworten, was der Gegner wissen will! (Diese Taktik ist ungewöhnlich erfolgreich gewesen.) Vor allem gilt es, den „sozialen Dreh" zu finden, die Geste des wahrhaft modernen Menschen mit sozialem Gewissen — das ist heute der Schlüssel zu vielen Pforten. Das Ganze: ein eiskalter Rechner, aber ein Monomane des Geltungswillens.

Dieser Mann also ist am 13. Januar 1928, dank einer von ihm mit außerordentlichem Geschick angelegten und geführten Kampagne, in das Haus „Hinterm Zeughaus", und damit in eine der wichtigsten Positionen der deutschen Agrarpolitik eingerückt. Otto Braun hatte eine große Schlacht gewonnen — er, der nicht erst preußischer Landwirtschaftsminister zu werden brauchte, um die Bedeutung der agrarischen und der ländlichen Dinge für die wirtschaftlichen und politischen Geschicke seines Preußen kennen zu lernen. Anderthalb Jahre später war von der Siegesfreude nicht mehr viel übrig geblieben. Klepper hatte mit der Scheuer-Transaktion den Gegnern des Sozialismus, mit der Veröffentlichung der Verschuldungsdenkschrift den Gegnern der preußischen Agrarpolitik neue Trümpfe in die Hände gespielt — in beiden Fällen, ohne wirkliche Erfolge heimzubringen. Politik zum Fenster hinaus, oft auch Hausmachtpolitik. Starke Gesten um den Gegner zu brüskieren, um „rechts" eine möglichst schlechte Presse zu haben (als die beste Empfehlung Otto Braun gegenüber gedacht!) — großer Aufwand bei Kleinigkeiten, in taktischen Spielereien vergeudet. Aber nur kleiner Nutzeffekt für die Regierungspolitik, die immer nur zahlen muß — im wörtlichen und im übertragenen Sinne. So wars bisher.

In den preußischen Ministerien macht eine bitterböse Anekdote die Runde: von dem Regierungsrat, der erst den Demokraten, dann den Zentrumsmann und endlich den SPD-Führer nach dem politischen Glaubensbekenntnis Kleppers fragt, um von allen dreien die gleiche Antwort zu erhalten: „Der gehört eigentlich zu uns, und nur aus formalen Gründen ist er bisher

der Partei noch nicht beigetreten." Dazu kommt der mit Neid gemischte Ärger über die Höhe der Summen, die sich Klepper für persönliche Aufwendungen zahlen läßt. Auch das ist nichts Neues; schon einmal, bei der Domänenbank, gab es einen Krach darüber, weil nämlich der Aufsichtsratsvorsitzende schließlich doch einmal wissen wollte, was der Geschäftsführer der Bank verdiente, und zwar genau, in präzisen Angaben, ohne Ausflüchte, ohne subjektive und objektive Irrtümer...

Klepper muß wohl etwas von seiner beginnenden Isolierung durch den preußischen Beamtenapparat gemerkt haben. Das Bündnis, das er mit dem Exminister Hermes, dieser mehr als problematischen Figur der deutschen Nachkriegspolitik, abgeschlossen hat, ist eigentlich nur so, als Schachzug gegen die Einkreisung, zu erklären. Doch die Geschichte von Hermes und Hohenegg gehört eigentlich schon ins nächste Kapitel. Hier ist nur soviel zu sagen, daß Otto Braun eine Schlacht verloren hatte, als Hermes, dank Kleppers Hilfe, in das Präsidium des Einheitsverbandes der landwirtschaftlichen Genossenschaften einzog, und damit in eine agrarpolitische Position, die morgen vielleicht noch wichtiger sein wird als die P. K.

Gegenspieler der Publizistik von Erik Reger

Von den Herrschenden erfährt man nicht sehr viel. Sie sprechen nur, um auf ihre Fassade aufmerksam zu machen und die Arbeit an der Grundmauer den Blicken zu entziehen. Das ganze Geheimnis ihres Erfolges beruht darauf, daß sie die Macht, die sie besitzen, tatsächlich ausüben und sie nur in dem Augenblick verloren geben, wo sie das Bedürfnis fühlt, sich zu rechtfertigen.

Die Wirtschaft ist heute, neben der Kirche, die einzige reale Macht. Ihr Kräftespiel zu durchschauen, ist fast unmöglich, da es zu überblicken schon ein überdurchschnittliches Maß an Geist und Wissen verlangt. Ist der Begriff noch faßbar, so sind die Träger des Begriffes schon unvorstellbar. Deshalb kursieren zahlreiche Vorstellungen darüber, die nicht aus materiellen Kenntnissen, sondern aus ideellen Standpunkten gewonnen sind. Die Frage, wie ein Bankier, ein Warenhausbesitzer, ein Konzerndirektor aussehe, ist beinahe so schwierig und hypothetisch zu beantworten, wie die nach dem Ursprung der Welt. Was sieht man von ihnen? Nicht den organischen Stoff, sondern seine unverbindliche Analyse: den Pressechef.

Es gibt eine Soziologie der Pressechefs. Ihre gemeinsame Grundlage ist die Blankovollmacht, durch ausgiebige Erörterung von Nebensächlichem das Wesentliche dem Kreuzfeuer der Meinungen zu entrücken. Aber sonst unterscheiden sie sich, je nach der Branche, in Herkunft, Art und Ausdruck. Es gibt welche, die vom Kellner, und welche, die vom Geheimrat abstammen; welche, die Grüßonkels und Zechkumpane, und welche, die Magister und Philosophen sind; welche mit speckiger Glätte und welche mit geriebener Trockenheit. Die erste

Sorte trifft man meistens in Stadtverwaltungen, die zweite meistens bei der Schwerindustrie an. Die erste sitzt auf Ämtern, die zweite hat ein Amt.

Der Pressechef der Schwerindustrie ist ungefähr das, was Lackmuspapier in der Chemie ist: man macht mit ihm die Reagenzprobe, denn er wird durch saure Flüssigkeiten rot, durch alkalische wieder blau gefärbt. Er ist wie der Mechanismus einer Drehtür, der immer „Bitte rechts gehen" sagt. Er antichambriert immer, ist immer „besetzt", ist Lieferant und Kunde, Bureaukrat und Diplomat, Depeschenbote und Befehlsempfänger in einer Person, Zwischenträger, Parolenschmied, Intimus, Stafettenläufer zwischen Konferenzen, Außenseiter, Heimlichtuer, Werksgewissen, Traditionshüter, plapperndes Faktotum — das erstaunlichste Chamäleon. Äußerlich ist er immer leger. Innerlich steht er immer stramm. Er hat wenig zu arbeiten und muß viel geschäftig sein. Er beginnt jeden zweiten Satz mit: „Wenn ich reden dürfte" und „Wenn Sie wüßten, was ich weiß". Sein Tisch ist immer voll Zeitungen, Aktendeckeln, national-ökonomischen Schriften und gelehrten Jahrbüchern, die mehr verstaubt als gebraucht aussehen. Obenauf liegt gewöhnlich ein hektographiertes Blatt mit einem breiten Stempel: Streng vertraulich! Nur zum Gebrauch innerhalb des Werks! Es liegt so, daß der Blick des Besuchers unbedingt darauf fallen muß. Meistens ist es nichts weiter als die Abschrift einer Produktionsstatistik aus den Vierteljahrsheften des Statistischen Reichsamts; aber die Besucher sind Journalisten, die, auch wenn sie hundertmal davon überzeugt sind, daß vertrauliche Dinge nirgendwo in der Welt offen herumliegen, dem Magnetismus dieses Wortes verfallen bleiben. Da sitzen sie dann, unruhig, zerstreut, fortgesetzt mit dem Gedanken beschäftigt, wie sie an das vermeintliche Geheimdokument herankommen könnten, und vergessen die bohrenden Fragen, die sie stellen wollten. Unterdessen gibt ihnen der Pressechef ein Exposé über die allgemeine wirtschaftliche Lage, das er im Morgenblatt gelesen hat. Händeschütteln: „Wenn Sie wieder eine Auskunft brauchen, stehe ich zur Verfügung... Aber lassen Sie Ihre Kollegen nicht merken, daß ich Sie bevorzuge..." Eingeseift. Draußen.

In diesem Witz liegt der Ernst des Metiers. Der Pressechef ist keine lustige Person. Die Industriellendynastien haben zwar den Platz der Fürstendynastien okkupiert, aber soviel Familienzeremoniell sie auch übernommen haben, im Geschäft denken sie nicht daran, sich Hofnarren zu halten. Man muß sich darüber klar sein, daß die Wichtigkeit des industriellen Pressechefs daher rührt, daß er keine Person, sondern eine Institution ist. Er ist der Vorgesetzte eines mit vielen Menschen und vielem Material arbeitenden Bureaus, und dieses Pressebureau ist das andre Kalkulationsbureau des Unternehmers: das Kalkulationsbureau der öffentlichen Meinung.

Das Verhältnis zur Presse ist das einer gedrückten Loyalität. Die Presse erwartet von der Industrie nicht nur Informationen, sondern auch Inserate. Natürlich ist das Presse-

bureau viel zu vornehm, einen direkten Druck auszuüben; natürlich ist die große Presse viel zu frei, um einem direkten Druck zu weichen. Es liegt nur so ein gewisses, unbestimmtes Gefühl dazwischen, das sich gelegentlich zu eindeutigen Spannungen verdichtet. Als der Direktor eines Eisenwerks über den Konflikt mit einer rheinischen Großstadt anläßlich der Vergebung eines bedeutenden Objekts zum Ehrendoktor einer technischen Hochschule promoviert worden war, nahm eine Zeitung, die mit ihren Sympathien zwischen zwei Stühlen saß, davon keine Notiz. Das Pressebureau schickte ihr einen Brief: keine Drohung mit Annoncenentzug, sowas macht höchstens ein Kinobesitzer; aber einen freundschaftlichen Hinweis auf das Ereignis, dessen „Tragweite" wohl von der Redaktion nicht richtig eingeschätzt worden sei. Zwei Tage später erschien die Meldung, und der Annoncenvertreter durfte wieder vorsprechen, ohne fürchten zu müssen, auf jenes bedauernde Achselzucken des Pressechefs zu stoßen, das eine Unterhaltung über die schwierige, zur Sparsamkeit zwingende Lage zu beenden pflegt.

Es wird niemand annehmen, daß das Pressebureau dazu da wäre, die Öffentlichkeit aufzuklären. Sein Auftrag lautet: Es muß bewiesen werden, daß . . ., und es wird bewiesen. Gewiß ist die Sammlung der Pressestimmen der Spiegel seiner Befähigung; aber um zu einem günstigen Bild zu gelangen, jongliert es nur als Gegenspieler der Publizistik mit Erkenntnissen, die es, je nachdem sie aus der Publizistik oder aus dem Produktionsprozeß stammen, gegen die Betriebsbureaukratie und gegen die öffentliche Meinung verwendet. Die öffentliche Meinung besteht freilich aus rechts und links. Die Industrie ist rechts; daß man also rechts gut über sie denkt, ist kein Verdienst. Die Industrie ist ehrgeizig: sie verträgt es also nicht, daß man links schlecht von ihr schreibt. Danach richtet das Pressebureau sein Verhalten ein.

Das wichtigste Datum ist die jährliche Bilanz. Bevor sie herauskommt, werden die Vertreter der öffentlichen Meinung zu Tisch geladen. Tagelang wird das Menu, werden die Wein-, Sekt- und Zigarrenmarken beraten. Der Pressechef, rot schwitzend, redet, redet, redet. Die Herren von rechts nicken freundlich, und wenn sie, um das Dekorum zu wahren, hier und da einen Einwand wagen, so verlohnt es kaum die Mühe, ihn zu widerlegen. Die von links schweigen und stellen dann auf einmal eine Frage. Die Frage wird beantwortet, ausführlich und bis an die Grenze der Offenheit, die allenfalls erlaubt ist —: der Erfolg des Pressechefs hängt davon ab, daß er nicht immer lügt, sondern im geeigneten Augenblick auch einmal den Eindruck unbedingter Ehrlichkeit macht. Er ist meistens ohne eine Spur journalistischer Begabung, und dieser Mangel kommt ihm zu Hilfe, wenn er ihn gefühlsmäßig einsetzt. Ist die Pressekonferenz überstanden, so bleibt noch der Besuch der berliner Redaktionen. Die Mienen da drüben sind zwar undurchdringlich, aber ein gewitzter Pressechef weiß, daß er nur dann scheitern wird, wenn er sich überlegen und herausfordernd stellt. Er braucht nur als ehemaliger Kollege auf-

zutreten, der jetzt Autorität erlangt hat, und schon ist es aus; er braucht sich nur als absoluter Laie in Pressefragen zu gebärden, und die Spekulation auf menschliches Mitgefühl wird erreichen, was aller Überredungskunst niemals gelänge. Die Quittung besteht darin, daß die peinlichen Fragen im Blatt zwar angeschnitten werden, aber auf eine verklausulierte Art, welche die schuldige Rücksicht sowohl auf die Unabhängigkeit der Presse wie auf die menschlich nahe gerückte Person des Pressechefs wahrt. Wer die Industrie nicht schonen will, schont mindestens ihre Angestellten. So wird mit dem Pressebureau dieselbe Taktik verfolgt, die mittelalterliche Feldherren anwandten, indem sie vor ihren eignen Reihen die Gefangenen hertrieben.

Die kleine Lokalpresse? Die Generalanzeiger? Unsinn, da noch erst zu fragen. Die hat das Pressebureau in der Westentasche. Die stehen bei ihm im Ansehen von Schnupftabakhändlern, die Gewürznäpfe ins Fenster stellen, um als feine Leute zu gelten. Ab und zu rettet sich ein Redakteur in sein Verbandsorgan, die ‚Deutsche Presse'. Kürzlich hat dort einer folgendes gebeichtet: als der Verleger sich ein Auto gekauft hatte, ordnete er an, daß in Zukunft möglichst wenig über Autounfälle gebracht werden sollte. Da aber versehentlich doch ein Bericht erschien, drohte der Autofabrikant mit der Entziehung der Anzeigen. Man errät den Zusammenhang: der Verleger hatte das Auto nicht bar bezahlt, sondern einen Anzeigenauftrag dafür hereingenommen. Dabei hatte er versprechen müssen, das Geschäft nicht durch Unfallmeldungen zu vermiesen, und das Pressebureau der Autofabrik war sehr wachsam. Der für 5000 Mark verkaufte Redakteur aber jammert: „Ich frage, wo sind die deutschen Verleger, die ihren Redaktionen gestatten würden, gegen jemand zu schreiben und ihn publizistisch zu bekämpfen, der ihnen jährlich für 800 000 Mark Anzeigen gibt?"

„Unsre heutigen Duckmäuser", hat Börne gesagt, „die so seltsame Mittel gebrauchen, die Forderungen der Zeit zu beschwichtigen, ahmen hierin nur die französische Geistlichkeit des Mittelalters nach, die einst, um eine Hungersnot abzuwenden, dreitägige Fasten verordnete." In ähnlichem Sinn arbeiten die Pressebureaus. Die Zeitungsleute, die noch immer die ahnungslose Frage stellen: Wozu brauchen Sie denn ein Pressebureau, wenn es niemals etwas weiß? — die haben nicht begriffen, daß es seine Bestimmung ist, nicht unterrichtet zu sein. Das Pressebureau erfährt von den Transaktionen im eignen Werk erst aus den großen Zeitungen, die ihre besten Industriemeldungen heutzutage aus Bankkreisen beziehen. Das hat seine wirtschaftlichen Ursachen; aber, was das Pressebureau betrifft, auch seine moralischen. Die Industriellen wollen es nicht nur als bloßes Exekutivorgan erscheinen lassen, sondern ihm überhaupt keine andre Chance geben. Es liegt darin ebensoviel Geringschätzung der Öffentlichkeit wie eines Apparats, der auf dem Generalunkostenkonto steht. Die Berichterstattung der Handelspresse wird verzögert und verwirrt, indem zwischen sie und den Unternehmer ein Bureau einge-

schaltet wird, das in allen seinen Mitteilungen wieder auf den vorgeschriebenen Instanzenweg angewiesen ist.

Aber der Betrieb, zu dem die Kreatur erstarrt ist, rächt sich auf seine Weise. Das Pressebureau ist nicht allein die Durchgangsstation vom Werk in die Welt, es ist auch die Durchgangsstation von Ressort zu Ressort. Im ersten Fall wirkt es als Filter, im zweiten als Katalysator. Im ersten Fall bezweckt es, möglichst viel aufzunehmen und möglichst wenig abzugeben. Im zweiten Fall dient es dazu, gewisse Aufbau- oder Zersetzungsprozesse innerhalb des Werks zu beschleunigen. Es hält die Fiktion vom Geschäftsgeheimnis und von der Spionagegefahr und von der Unwissenheit der Konkurrenz aufrecht. Es greift sogar manchmal in die geistige und soziale Anschauung der Machthaber hinüber. Gewiß entstehen keine Erschütterungen, aber die Tatsache, daß die Direktoren in manchen Dingen dem Pressebureau ausgeliefert sind, kann schon von einem Angestellten mindern Ranges ausgenutzt werden. Wenn unsre Industriellen sich auch insofern von Wilhelm II. unterscheiden, daß nicht grade der ‚Berliner Lokalanzeiger‘, sondern immerhin die ‚Kölnische Zeitung‘ ihr Leiborgan ist, so gleichen sie ihm doch darin, daß sie sich aus allen übrigen Blättern nur Ausschnitte vorlegen lassen. Die Angestellten des Pressebureaus, zu deren Dienstobliegenheiten auch diese Lektüre für andre Leute gehört, haben in der Wahl der Ausschnitte und in der Art der Unterstreichungen ein zwar schwaches, aber dauerndes Mittel der Beeinflussung, von dem sie, schon aus Bosheit, gern Gebrauch machen.

Man muß sich durch die Husarenritte, die von exponierten Persönlichkeiten in der Öffentlichkeit unternommen werden, nicht verblüffen lassen. Selbst der oberste Klassenkämpfer, Generaldirektor Paul Reusch von der Gutehoffnungs-Hütte, büßt viel von den markanten Zügen des Fanfarons der düsseldorfer Industrietribüne ein, wenn man weiß, daß es nur der Despotismus des vom Pressebureau gesammelten Materials ist, der sich hier austobt. Der moderne Tyrann ist nur noch Tyrann von Beruf, nicht mehr Tyrann von Genie; ohne Sekretär und Pressechef wäre er nicht einmal soviel, wie der Schauspieler ohne Souffleur ist. Die Zeit, wo noch der natürliche Tyrann sprach, ist dahin. Ihr letzter Repräsentant hat heute die Achtzig überschritten und lebt sehr zurückgezogen. Er versteht die Welt nicht mehr, wo man das Recht des Herrn im Hause ausübt, ohne es zu sein. Er, der es ebenso ablehnte, mit Wilhelm II. an der Tafel zusammenzusitzen, wie er es ablehnte, mit Hue zu verhandeln, er, der aus der Kirche austrat, um nicht mit einer Lüge zu sterben — er hegt eine unaussprechliche Geringschätzung gegenüber einer Generation, die ihr entscheidendes Erlebnis am kaiserlichen Hof hatte. Dieser Emil Kirdorf: eine vielleicht hassenswerte, doch sympathische Erscheinung. Jener Paul Reusch: eine unsympathische, doch gleichgültige Erscheinung. Größe ist nun einmal eine mystische Angelegenheit, eine imponierende Art zu sein. Macht ist nun einmal eine Legende, deren Eindruck von dem Erfolg bestimmt wird, womit Fähigkeiten wie Zufälle gebraucht werden.

Diesen persönlichen und sachlichen Unterschied dokumentiert heute das Pressebureau. Kirdorf hat nie im Leben eins gehabt. Reusch bliebe klein, wenn er diesen Projektionsapparat nicht hätte. So ist das mit unsern Wirtschaftsführern, auf die wir so stolz sind. Während sie auf den Tagungen ihrer Klassengenossen jene Reden halten, die ein bescheidenes Publikum faszinieren, existieren sie in Wirklichkeit gar nicht; sie haben sich in Diapositive verwandelt, die hinter das Objektiv des Pressebureaus geschoben werden und als riesengroße Schatten auf die Leinwand fallen. Dadurch werden sie in Stand gesetzt, sich gegenseitig ihre Größe zu bescheinigen; und ein Wirtschaftsführer muß sich schon sehr groß vorkommen, wenn er sich zum Beispiel so weit verkleinern kann, daß er, um den Doctor honoris causa zu bekommen, seinen Verfassernamen auf ein Buch setzt, welches im Pressebureau abgefaßt wurde.

Aber wie ist das nun mit der Politik? — Man kann im allgemeinen den Pressebureaus der einzelnen Werke keine politischen Konspirationen nachsagen. Die Angestellten sind auch nicht entsprechend gesiebt. Sicher werden keine Juden beschäftigt; aber manchmal werden auch keine Katholiken beschäftigt. Mit Ausnahme von Thyssen und Klöckner ist die westliche Schwerindustrie fast ganz evangelisch; liberal natürlich, das heißt: von einer zurückhaltenden Dreiklassen-Liberalität. In diesem Sinn haben die Pressebureaus ihre Verbindung mit der Deutschen Volkspartei, die „nicht dem Interesse der einen oder andern Gruppe dient, sondern der Gesamtwirtschaft, und daher ihre Entschließungen im Einvernehmen mit der Eisenindustrie faßt" — so ungefähr hat das der Professor Moldenhauer einmal formuliert, der es wissen muß. Aber weiter hinüber, etwa zu Hugenberg, geht die Verwandtschaft selten. Hugenberg ist bei den Industriedirektoren noch aus der Zeit, wo er selber einer war, nicht sehr beliebt. Man unterstützt seine Telegraphen-Union und seine Zeitungen, indem man sie abonniert; aber keineswegs in fünfzig oder hundert Exemplaren, wie das beispielsweise zu Stinnes Zeiten mit der ‚DAZ' gemacht wurde. Seit die Industriellen mit den republikanischen Regierungen so günstige Erfahrungen gemacht haben, und besonders mit den Linksregierungen, welche immer den Rat von Fachleuten, die in Wahrheit Interessenten sind, annehmen — seitdem ist ihr Ziel nicht mehr die Wiederherstellung der Monarchie, sondern die Verankerung der Plutokratie in der Republik. Die monarchistischen Gesuche, die an die Pressebureaus gelangen, sind zahlreich genug; aber die Freundschaft mit Doorn ist nur noch platonisch. Herz und Verstand, Gesinnung und praktische Betätigung werden jetzt sauber getrennt. Man denkt sentimental, aber man handelt zweckmäßig. Man bewirtet auf Villa Hügel freudig einen alten Kriegsgeneral, aber das Kruppsche Pressebureau hat für Gesuche monarchistischer Publizisten nur eine kalte Ablehnung. Höchstens wird da und dort ein Börsenjournalist, eine Korrespondenz ausgehalten — da geht es eben um praktische Dinge.

Stahlhelm, Hitler und Konsorten bleiben den Pressestellen der industriellen Verbände überlassen, deren Chefs ehemalige Offiziere, Admirale und andre Verbindungsmänner sind: was mehrdeutig ist und in jeder Bedeutung zutreffend. Es ist eine Nützlichkeitsfrage. Bei dem angespannten Finanzstatus der Werke müssen selbst Lieblingsgedanken einflußreicher Persönlichkeiten zurückgestellt werden, aber die Verbände haben Geld, denn die Umlagen fließen ihnen zwangsläufig zu, und wenn das Geld einmal in dem großen, allgemeinen Topf ist, wird nicht mehr gefragt, woher es kam und wohin es geht.

Die Pressestellen der Verbände sind infolgedessen viel expansiver. Sie sind Camouflage mit aggressiver Tendenz; hinter ihnen stehen gleich die scharfmacherischen Syndizi. Die unterirdischen Verbindungen des Herrn von und zu Löwenstein vom Bergbauverein lassen sich schwerlich jemals aufdecken, weil sie über so viele Mittelsmänner und Querkanäle laufen, daß der Chef mitunter selbst die Übersicht verlieren und der vaterländische Segen auch Unwürdigen zuteil werden kann. Die große Karte ist jetzt der Stahlhelm, der im rheinisch-westfälischen Steinkohlenbezirk eine starke Anhängerschaft hat. Der Zusammenhang zwischen der Zahl der Erwerbslosen und der Zahl der Stahlhelmer ist längst noch nicht genug beleuchtet. Es ist bekannt, daß die Zechen Stahlhelmer bei Wiedereinstellungen bevorzugen —: vielleicht verfolgen also die Stilllegungen und Betriebseinschränkungen den Zweck, dem Stahlhelm Mitglieder zu werben? Wenn aber die Arbeitslosen tatsächlich häufig dem Stahlhelm beitreten, weil sie dann eher wieder Arbeit zu finden hoffen, so widerlegt das die ungewöhnlich dumme Behauptung von der demoralisierenden Wirkung der Erwerbslosenversicherung, die vom Pressebureau des Bergbauvereins kolportiert wird. Arbeitslosigkeit einmal als Stahlhelmhoffnung, das andre Mal als Anreiz zu Prasserei und Hasardspielen? Kabale gut, Logik schwach. Aber der Zeitungsleser sieht ja nicht hinter die Kulissen und hat Respekt vor dem gedruckten Wort.

Die Aufgaben der Verbands-Pressebureaus sind wirtschaftlicher, sozialer und politischer Natur. Je nach den Neigungen des Chefs überwiegt das eine oder das andre. Manche, wie die Elektrizitäts- und Ferngasgesellschaften, veranstalten Presse- und Beamtenbanketts und kostspielige Besichtigungsfahrten. Manche, wie die Schirmfabrikanten, erfinden Variationen über das Thema: Deutsche, laßt nur auf deutsche Schirme regnen! Aber dabei handelt es sich nicht allein um Reklame, sondern hauptsächlich darum, die Untersuchung des kaufmännischen und technischen Versagens deutscher Fabriken zu unterdrücken. Die Platte läuft: gegen die Steuern. Rückseite: gegen die soziale Belastung. Neuauflage: für Zölle. Rückseite: gegen die kommunalen Betriebe. Proteste, Resolutionen, Querulantenspektakel. Die Pressebureaus drehen immerzu die Kurbel. Sie denken mit Stéphane Lauzanne: „Le journalisme — et plus nous allons, plus il en sera ainsi — n'est guère que de la phonographie quotidienne". Die Pressebureaus der Verbände überschwemmen die Öffentlichkeit mit Ziffern; aber diese Zif-

fern sind nicht besser als allgemeine Redewendungen, denn niemand weiß, wie sie zustandekommen, niemand hat die absoluten Vergleichsziffern.

Eines Tages liest man in sämtlichen Zeitungen die harmlose Meldung, daß auf einer Zechenanlage ein junger Grubenarbeiter mit einer brennenden Zigarette im wetterverdächtigen Stollen überrascht worden sei. Diese Meldung, auf die übliche Weise durch Wolff oder die T.U. verbreitet, wiederholt sich nach Grubenunglücken alle vier Wochen. Je nach Bedarf hebt die Nutzanwendung politische oder soziale Momente hervor: Sabotage der Kommunisten, Ungerechtigkeit des Lohntarifs, der Jugendliche ebenso behandelt wie erfahrene und besonnene Kumpels, obwohl sie in leichtsinniger Weise das Leben der Alten gefährden. Überfälle auf Lohntransporte dienen natürlich als Beweis für die Autoritätslosigkeit des Staates. Ein andermal taucht eine Notiz auf, die zahlenmäßig nachweist, daß die Renten der Invaliden höher sind als die Löhne der aktiven Bergleute. Bei den Renten werden die unwahrscheinlichsten Kombinationen, bei den Löhnen die Minimalsätze angenommen. Zwar könnte diese Konstruktion eigentlich bloß zu dem Schluß führen, daß die Löhne erhöht werden müssen; aber der Durchschnittsverstand zieht grade die entgegengesetzten Schlüsse, und selbst bei dem Arbeiterleser regt sich das verkehrte Ressentiment.

Selten wird die Herkunft der Notizen, sofern sie den Redaktionen direkt zugehen, genannt; der Begleitbrief des Bergbauvereins enthält das Ersuchen, von einer Kennzeichnung abzusehen, und wenn ihm nicht grade aus Gesinnungsverwandtschaft stattgegeben wird, so geschieht es aus der Befürchtung, eine Informationsquelle zu verlieren, die man gelegentlich doch einmal beanspruchen muß. Es kommt allerdings vor, daß unter der Überschrift eines solchen Artikels ganz schlicht ein Verfassername steht: von F. Holtermann, oder: von A. Heinrichsbauer. Und diese Namen sind nicht einmal fingiert. Nur ist nicht daneben zu lesen, daß der Schriftsteller Holtermann sich im Dienst des Bergbauvereins befindet, und daß der Journalist Heinrichsbauer mit seinem Rheinisch-Westfälischen Wirtschaftsdienst der publizistische Vertrauensmann des Stahlvereins ist.

Während die Pressebureaus der Werke untereinander freundschaftlich verkehren und sich gegenseitig mit Material aushelfen, soweit es der Widerstreit von Stein- und Braunkohle, Rohstahl, Halbzeug und Fertigware zuläßt, haben die Pressestellen der Verbände Diktaturgelüste. Sie wollen die Verbreitung der Nachrichten zentralisieren. Die Doktoren Schlenker und Steinberg, der eine Geschäftsführer des Langnamvereins, der andre vorher junger Mann bei Reusch, sind eifrig tätig, die individuelle Elastizität durch eine kollektive Bureaukratie zu ersetzen. Die Pressekampagne anläßlich der letzten Aussperrung wurde in Ton- und Gangart schon von hier befehligt. Auch der Kummer mit dem Außenseiter Klöckner, der, obwohl die offizielle Parole auf Pessimismus lautet,

optimistische Artikel schrieb, scheint überstanden zu sein. Die Vereinigten Stahlwerke, wo 30 Direktoren und 50 Aufsichtsräte gegeneinander arbeiten und fünf teils sachliche, teils persönliche Interessenzonen durch die Namen Vögler, Thyssen, Poensgen, Silverberg und Flick gehalten werden, sympathisieren heftig mit diesen Bestrebungen. Hier sind es weniger die Denker und Planer als die Nager und Bohrer, weniger die Klugen als die Geschickten, die sich von einer industriellen Pressediktatur im Sinn der Nachrichten-Uniformierung einen Nutzen versprechen. Und da die Strategen überall kränklich, die Taktiker hingegen von strotzender Gesundheit sind, denn Taktik hält frisch, dieweil Strategie zermürbt, so werden über kurz oder lang die Sonderinteressen des Stahlvereins in einem Pressebureau der nordwestlichen Gruppe, das eine Spitze unter vielen gegen die Kleineisenindustrie kehrt, gut aufgehoben sein. Über mangelnde Publizität wird man sich dann wahrscheinlich, abgesehen von den Dingen, die zu wissen wertvoll wäre, nicht zu beklagen haben, denn der Stahlverein ist, aus guten Gründen, das redseligste deutsche Unternehmen, wie die I. G. Farben, aus guten Gründen, das schweigsamste ist. Das berliner Pressebureau der I. G. Farben hat die Instruktion, alle Mäuler mit einem Trommelfeuer von Dementis auf Vorrat zu stopfen. Es ist straff durchgebildet, der Mann in Ludwigshafen oder Höchst am Main kann sich nicht mehr verplappern, er ist mit einem unsichtbaren Alarmsignal verbunden, das, sowie er redet, in Berlin zu läuten anfängt. Im Effekt ist es schließlich dasselbe: der Stahlverein redet, damit die Börse schweigt, und die I. G. Farben schweigt, damit die Börse redet.

Immerhin wird den Werksbureaus ein gewisser territorialer Aufgabenkreis verbleiben. Die Pflege der Beziehungen zu den Stadtverwaltungen kann man zum Beispiel nicht zentralisieren. Den Umgang mit den Oberbürgermeistern können die Industriekapitäne zwar allein besorgen. Aber man braucht nur daran zu denken, daß sich die Industrie heute ihre Steuertechniker mit Vorliebe aus den Stadtverwaltungen holt, damit alles hübsch in der Familie bleibt: solche Talente aufzuspüren, ist Sache des Pressechefs. Außerdem macht er die örtliche Propaganda mit, die örtliche Eingemeindungspolitik, die örtlichen Verkehrsverbesserungen, die örtliche Hebung der Kultur und der Hotelbetten, die örtliche Denkmalspflege und hundert andre Dinge. Er sorgt auch dafür, daß, als Fachberater und Horchposten, mindestens ein Repräsentant des Werks in allen wichtigen städtischen Ausschüssen sitzt. Auch hier ist er der Gegenspieler einer Publizistik, deren Verleger entweder von städtischen Druckaufträgen oder von städtischen Grundstückskäufen leben wollen. Auch hier steht er am Ausfallstor der modernen Festungen, welche die Verwaltungsgebäude der Schwerindustrie darstellen.

Mit der Tarnkappe des guten Gewissens, das man sich bei einer Rückendeckung von etlichen hundert Millionen Mark Aktienkapital leisten kann.

Zwei Gedichte von Alfred Prugel

Der Verfasser ist ein arbeitsloser Bauarbeiter

Kriegsopfer

In seinen toten Augen
liegen Schmerzensnächte,
verschüttete Stunden
wachsen wieder und erstehen,
wenn seine Lippen zittern.

Die Frauen streifen ihn nur.
Verwunderte Blicke,
daß es soviel Elend gäbe.
Viele schüttelten den Kopf
und gingen schnell weiter.

Er hockt an der Schwelle
des Hauses, in seine Mütze
springen kleine Münzen,
verlegen, als müßten sie sich schämen.
Sein Dank schleift mühsam nach.

„Erblindet", ein Täfelchen bittet.
Auch die Arme fehlen. Stümpfe
reden auf die Schritte
der Vorübergehenden ein,
hastig und laut. Er hofft

auf eine gute Frau, ihre Hände
streichen über sein grelles Haar,
ewig ausgesetzt dem rohen Erbarmen,
und stürzen in ihm das Gleichmaß
der verhaßten, lieblosen Jahre.

Groß steht der Tod

Groß steht der Tod!
Wir gehen immer in seinem Schatten —
zu Häupten schon die scharfe Sichel ahnend.

Wir hängen im Gewirr der trüben Stunden:
ohnmächtiges Getier, das wächst und stirbt
im kranken Dickicht dieser Riesenstädte.

Was wissen wir von Morgen —
Was von Gestern?
Wir zählen nicht mehr — lauern nur,

daß endlich eine Hand sich ausstreckt
und mit Knochenfingern Gewaltiges uns würgt —
wenn auf den Kuppeln der verhaßten Abendburgen
giftrot, wie Sterbepsalmen, falsche Abendschleier hängen.

Das Buchhändler-Börsenblatt von Kurt Tucholsky

Am 6. August habe ich im Neuen Deutschen Verlag in Berlin ein Bilderbuch erscheinen lassen: „Deutschland, Deutschland über alles!" John Heartfield hat die Photos montiert. Von dem Buch ist hier — getreu einer alten, guten Tradition S. J.s — nicht gesprochen worden; wir haben nur eine Probe veröffentlicht. Wenn ich auf das Werk zurückkomme, so geschieht es für uns alle.

*

Der Neue Deutsche Verlag hat dem ‚Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel', jenem täglich erscheinenden Organ, das den Sortimentern als Unterlage für ihre Bestellungen dient, ein Inserat übersandt, in dem mitgeteilt wird, daß das 15. bis 25. Tausend des Buches zur Auslieferung gelangt ist.

Die Redaktion des Börsenblatts hat dem Neuen Deutschen Verlag daraufhin folgendes Schreiben übersandt:

> Sehr geehrte Firma!
>
> Gegen den weiteren Abdruck der Anzeige betr. Ihr Verlagswerk Tucholskys, „Deutschland, Deutschland über alles" liegt ein Einspruch vor. Unsere vermittelnden Schritte waren ohne Erfolg, so daß sich jetzt die maßgeblichen Stellen des Börsenvereins mit der Angelegenheit beschäftigen werden. Da es nicht abzusehen ist, wann eine Entscheidung getroffen wird, gestatten wir uns, Ihnen das Manuskript zurückzugeben, für den Fall, daß Sie die beiden andern Bücher zunächst gesondert anzeigen wollen.
>
> Hochachtungsvoll ergeben
>
> Schriftleitung des Börsenblatts für den Deutschen Buchhandel.

Danach scheint der Börsenverein der Deutschen Buchhändler eine Satzung zu haben, die jedem Mitglied gestattet, gegen die Aufnahme eines Inserats einen Einspruch zu erheben, der aufschiebende Wirkung hat. Der Einspruch, der in diesem Fall erfolgt ist, hat ein politisches Motiv.

Ich frage die freiheitlich gesinnten Sortimenter und Verleger:

Ist das so? Laßt ihr euch das gefallen? Haltet ihr es für richtig, daß irgend jemand — sei es eine Person, ein Verband oder der Börsenverein selber — eine Zensur ausübt, die unsittlich ist? Unsittlich deshalb, weil die Zugehörigkeit zum Börsenverein für das reguläre Sortimenter- und Verlagsgeschäft zwangsläufig ist; wenn aber eine derartige Organisation eine Zwangsinnung ist, hat sie der Öffentlichkeit gegenüber Pflichten. Ihre erste und oberste Pflicht ist: Neutralität. Solange dem Börsenblatt nicht zugemutet wird, Bücher anzuzeigen, deren Inhalt strafbar ist — also Bücher, die bereits beschlagnahmt oder durch rechtskräftig gewordenen Urteilsspruch eingezogen sind — so lange hat es nicht das Recht, ein Buch zu boykottieren. Die ‚Weltbühne' darf ein Inserat ablehnen — das Monopolblatt des deutschen Buchhandels darf es nicht. Es geht nicht an, abwechselnd eine Art Behörde des Buchhandels zu spielen und sich dann, wenn es an die Pflich-

ten geht, dahinter zu verstecken, man sei doch nur eine private Fachgilde. Das ist nicht ehrlich, und es ist auch nicht mutig.

Die Haltung des Börsenblatts selbst ist politisch niemals neutral gewesen. Über den redaktionellen Teil ist hier öfter gesprochen worden. Im Anzeigenteil wimmelt es von Verlagsanzeigen solcher Bücher, die bis hart an das Strafrecht republikfeindlich sind —, und zwar von rechts her. Diese Anzeigen stehen dort zu Recht. Es ist nicht sauber und des Standes der Buchhändler unwürdig, einen Boykott einseitig anzuwenden.

Wir haben an solchen Versuchen genug und übergenug: da ist der Mißbrauch des Strafrechts, das Gesetz gegen Schmutz und Schund, die Kirche, die Universitäten, die Filmzensur, die Rundfunkzensur — es ist genug. Was hier getrieben wird, ist nicht loyal. Die reaktionären Buchhändler wissen genau, daß die späte Entscheidung über die Aufnahme des Inserats („eine Entscheidung, die nicht abzusehen ist") den Vertrieb des Buches schädigen kann. Das ist beabsichtigt.

Soweit mir bekannt, ist dieser Fall erstmalig. Es hat einmal vor langen Jahren Schwierigkeiten mit dem tapfern Grelling gegeben, dessen „J'accuse" die weniger tapfern Buchhändler der Reaktion nicht vertragen haben — ich weiß jedoch nicht, ob damals eine förmliche Ablehnung der Inserate erfolgt ist.

Wenn wir unter einer rechten oder einer linken Diktatur leben, so muß ich mir das gefallen lassen. Dies aber ist eine versteckte und hinterhältige Diktatur, die kein anständiger Mensch billigen kann. Was gestern mir geschehen ist, kann morgen jedem unsrer Kameraden geschehen: also den Exponenten einer Gesinnung. Daß wir nicht in einer Demokratie leben, weiß ich; aber dies geht zu weit — wer soll über unsre Bücher abstimmen: der Käufer oder der Verkäufer —?

Der Verlag fragt sich, wer wohl die Stelle gewesen sein mag, die den Einspruch eingelegt hat. Wir haben in Deutschland nicht viel Männer, aber desto mehr Stellen. Nun, da kann ich vielleicht raten helfen.

Am 14. Mai dieses Jahres hat hier Erich Kästner auf den „Deutschen Frauenkampfbund" hingewiesen, einen Zusammenschluß von etwa fünfzig Vereinen wie: Deutscher Philologinnen-Verband, Rentnerbund, Stahlhelm Groß-Berlin, pp. Die haben es unter anderm mit der Sittlichkeit. Auf ihrer schwarzen Liste steht so ziemlich alles, was in der deutschen Literatur Wert hat, bunt vermengt mit harmlosen Albernheiten. „Die Schlußrubrik", schrieb Kästner, „führt den gelungenen Namen ‚Schmutzsonderklasse' und nennt Polgar, Tucholsky, Klabund, Kästner." Dieses Wort „Schmutzsonderklasse", das mir bis zum 14. Mai unbekannt gewesen war, griff ich auf, und in dem Buch sieht man ein Bild: Zwei bekleidete junge Mädchen stehen lachend auf einem Tisch, der Tisch aber hat eine Platte aus Glas, und ein Photograph hat sie von unten her photographiert. Darunter schrieb ich: „So sieht diese Schmutzsonderklasse die Welt." Sollten diese Herrschaften vielleicht . . .?

Oder sollte es einer der in dem Buch krumm und lahm geschlagenen Offiziere und Beamten gewesen sein? Zu einer Klage reichts nicht hin, Tapferkeit ist des deutschen Mannes Zier — da machen wir es eben so herum...

Auf der rechten Seite, wo sie nicht nur einen Balken vor dem Kopf haben, sondern mitunter einen ganzen Stapel von Dummheit — auf der rechten Seite wird man mit schlecht kopierten Handbewegungen christeln: „Waih geschrien! Sein Geschäft!" — Ich muß mir mein Geld mit meiner Arbeit verdienen; ich bin weder Kaiser der Reserve noch geschlagener General im Ruhestande: mir zahlt die Republik nichts. Und ich freue mich, wenn ich durch meine Arbeit verdiene; sie macht mich unabhängig.

Auf den Wert dieses Buches kommt es hier nicht an. Ich habe es der Öffentlichkeit vorgelegt; ich lasse mir von jedem Kritiker sagen, wie es ihm gefallen hat. Hier aber ist etwas andres, hier ist jene schleichende, trockne, giftig-gefährliche Reaktion am Werk, die in diesem ganz leicht anachronistischen Buch nicht zu finden ist —: man kann sie nämlich nicht photographieren. Die neudeutsche Reaktion hat, sehen wir von Zörrgiebeln ab, oft verbindliche Formen; und so ein Vorgang wie dieser hier — nationaler Schuß von hinten, aus Angst vor der Wahrheit — der läßt sich nicht illustrieren. Tatsächlich ist das, was sich heute in Deutschland gegen die Arbeiter vorbereitet, eine sanft dahinkriechende Reaktion, eine Gefahr, die zu wenig beachtet wird. Gegen sie gehen wir an.

*

Soweit war die Sache gediehen, als auf den Protest des Verlages der Börsenverein — ein Bein auf dem Hugenberg, das andre Bein auf dem Boden der Verfassung — eine „ergänzende Erklärung" abgab.

> „In Ergänzung unseres Briefes vom 9. 11. erlauben wir uns, Ihnen noch mitzuteilen, daß sich der Einspruch nur gegen die Bildwiedergabe in dem Inserat richtet, da darin eine Verächtlichmachung der Nationalhymne der Deutschen Republik gesehen wird, die dem Börsenblatt zur Unehre gereiche. Der Anzeige des Buches an sich steht nichts im Wege. Wir bitten zu entschuldigen, daß in der Eile zunächst vergessen worden ist, Ihnen diese genauere Kennzeichnung des Einspruchs zu geben."

Der Zurückzieher gibt es mannigfache Arten: kluge und dumme.

Zunächst wird weder im Titel noch auf der Umschlagseite des Buches die Nationalhymne der Republik lächerlich gemacht. Ob eine Verächtlichmachung vorliegt, haben nur die Richter in Anwendung der Gesetze zu entscheiden — nicht die Buchhändler in Anwendung ihrer Satzungen, die gleichgültig sind. Wie subtil sie sich auf einmal haben —! Wie ängstlich —! Wie verfassungstreu —! Nun muß man aber sehen, was da in ihren Anzeigen gegen diese selbe Republik zusammengeflucht, gedroht, gebrüllt und gekreischt wird —! Die Gleichsetzung von Blatt und Anzeige wäre in der Tat ungerechtfertigt, wenn nicht die Mehrzahl der leitenden Männer im deutschen

Buchhandel von jener kleinbürgerlichen Rückwärtserei besessen wäre, wie sie von der Industrie und der Landwirtschaft bezahlt und propagiert wird: diese Gehirne sind Matern von Hugenberg.

Die Wirkung —? Eine gute Reklame für das Buch, bei allen Gesinnungsfreunden unter den Buchhändlern. Im übrigen muß der Hieb doch wohl gesessen haben. Der Vorfall bestärkt mich in meiner Haltung:

Für die Unterdrückten, gegen diese vermufften deutschen Spießer, ist jedes Mittel recht, keines zu scharf und alle zu schade. Es wird weitergekämpft.

Kennen Sie B. Traven? von Manfred Georg

Ich beehre mich, den Lesern einen Mann vorzustellen, der das Meer und das Abenteuer so gut kennt und zu schildern weiß wie Joseph Conrad, der das Glück, die Unendlichkeit und die Geheimnisse der tropischen Fernen so erfahren hat wie Jack London und der ein sozialer Ankläger von solcher Wucht wie Upton Sinclair ist.

Das bedeutet keinen Vergleich sondern will nur die Spannung des Lesers auf den Namen erhöhen. Es ist: B. Traven.

Nun sind Sie genau so klug wie zuvor. Aber wenn Sie erfahren wollen, wer B. Traven ist, so kann ich, was seine Person angeht, kaum mit Aufklärung dienen. Ich habe, gefangen und überwältigt von dem Eindruck seiner Bücher, nur ganz wenige sachliche Briefe mit ihm gewechselt und weiß daher, daß er zurzeit in Mexico City lebt. Er muß ein deutscher Revolutionär des letzten Jahrzehnts sein, dem das Versagen des Aufruhrs und der Hoffnungen von 1918 gewaltig ins Blut gegangen ist. Auch Europa dürfte ihm zum Kotzen sein. Darauf läßt sein Ausspruch schließen: „Ich zähle mich nicht zu den Europäern. Die Europäer haben mir das abgewöhnt." Weiter weiß ich nichts. Wahrscheinlich heißt er gar nicht B. Traven. Er hat irgendwo, mal in dieser, mal in jener mittelamerikanischen Stadt, ein Postfach. Dieses Postfach ist seine Verbindung mit der Vergangenheit.

Hier ist übrigens einzuschalten, daß seine Anonymität seiner Weltanschauung entspringt. Erich Knauf, der das Verdienst hat, Travens Bücher in der Büchergilde Gutenberg herausgebracht zu haben, benennt sie, sicherlich ganz richtig, als zugehörig dem „Bestreben, die Menschen, insbesondere die Arbeiter, von dem Autoritätsglauben zu erlösen".

Und so schreibt auch Traven bei entsprechender Gelegenheit: „Die Arbeiter sollen keine Autoritäten verehren, weder Könige noch Generäle noch Präsidenten noch Künstler noch Ozeanflieger. Jeder Mensch hat die Pflicht, der Menschheit nach seinen besten Kräften und Fähigkeiten zu dienen, ihnen das Leben zu erleichtern, ihnen Freude zu bringen und ihre Gedanken auf große Ziele zu richten. Ich erfülle meine Pflicht gegenüber der Menschheit, wie ich es immer getan habe, als Arbeiter, als Seemann, als Forschungsreisender, als Hauslehrer in weltentlegenen Farmen und jetzt als Schreiber. Ich fühle

mich nicht als eine Person, die im breiten Licht stehen will. Ich fühle mich als Arbeiter innerhalb der Menschheit, namenlos und ruhmlos wie jeder Arbeiter, der seinen Teil dazu beiträgt, die Menschheit einen Schritt weiter zu bringen. Ich fühle mich ein Körnchen im Sande, aus dem die Erde besteht. Meine Werke sind wichtig, meine Person ist unwichtig, genau so unwichtig wie die Person des Schuhmachers unwichtig ist, der es als seine Pflicht ansieht, gute und passende Schuhe für die Menschen anzufertigen.

Wir, ich spreche hier von den Amerikanern, sind von der Presse so gejagt und gehetzt, daß es eine Tragödie wird für den Menschen, der von ihr getroffen wird. Unsre großen Autoren leben versteckt wie Einsiedler, um der schamlosen Presse zu entgehen. Upton Sinclair ist der Beneidenswerteste von allen; er hat es durch seine Werke erreicht, daß er von der Presse völlig ignoriert wird. Sinclair Lewis lebt häufig unter anderm Namen in Deutschland. Unser größter Dramatiker ist ständig auf einer Weltreise, um der Öffentlichkeit zu entfliehen. Er hat einen Doppelgänger gefunden, den er gemietet hat und der an allen möglichen Orten auf der Erdkugel erscheinen muß, um die Reporter und damit die Öffentlichkeit irre zu führen über den wahren Aufenthalt jenes Dramatikers. Der wirklich feine Junge Lindbergh entflieht alle paar Wochen nach Mexiko, um den Reportern zu entgehen, die wissen wollen, was er zum Frühstück gegessen, wieviel Stunden er letzte Nacht geschlafen und welcher Film ihm am besten gefallen hat. Sein Leben in U.S.A. ist elender als das eines Gefangenen, er kann in kein Theater gehen, kann kein Konzert besuchen, keinen Film sehen; denn überall wird er zu Tode gehetzt. Jetzt steht seine junge Verlobte am Pranger der Öffentlichkeit, die ganze Welt will wissen, welche Art von Unterwäsche sie trägt und ob sie vorher schon einmal verliebt gewesen ist und in wen.

Ich hoffe, daß endlich begriffen wird, was ich meine: ich will mein Leben als gewöhnlicher Mensch, der unauffällig und schlicht zwischen den Menschen lebt, nicht aufgeben, und ich will zu meinem Teil dazu beitragen, daß Autoritäten und Autoritätsverehrung verschwindet, daß jeder Mensch das Bewußtsein in sich stärkt, daß er genau so wichtig und unentbehrlich ist für die Menschheit wie jeder andere, ganz gleich, was er tut, und ganz gleich, was er getan hat." ...

Sagen wir daher lieber etwas über den Künstler B. Traven aus. Er ist einer der tollsten Kerle, die gegenwärtig in deutscher Sprache schreiben. Es gibt ein paar Autoren, auf deren Bücher man zu warten pflegt. B. Traven gehört dazu. Wie Maler nach der Südsee, wie Dichter nach der Goldküste oder dem australischen Archipel flohen, um der Vergewaltigung durch eine immer naturfernere Zivilisation zu entgehen, so ist Traven zu den Indianern Mexikos entronnen. Er hat sich nicht mit den Studien der spanischen Klosterbibliotheken begnügt sondern ist für Jahre hinaus in den Urwäldern verschwunden gewesen, hat unter den Lacandonen gelebt, einem Stamm, der sterbend sich tief in die Unzugänglichkeit der Dschungeln zurückgezogen hat.

„Diese Reisen", schreibt er in einem Brief, „sind notwendig, um das Land zu studieren und das Material zu sammeln, das ich den Lesern in Form von Romanen, Novellen, Reisebüchern, Aufsätzen und Bildern gebe. Ich kann mir nichts aus dem Bleistift herauskauen, andre können das vielleicht, ich nicht. Ich muß die Menschen kennen, von denen ich spreche. Sie müssen meine Freunde oder Begleiter oder meine Widersacher oder meine Nachbarn oder meine Mitbürger gewesen sein, wenn ich sie schildern will. Ich muß die Dinge, Landschaften und Personen gesehen haben, ehe ich sie zum Leben in meinen Arbeiten erwecken kann. Darum muß ich reisen zu fernen Ranchos und zu unbekannten geheimnisvollen Seen und Flüssen. Ich muß mich erst selbst bis nahe zum Wahnsinn gefürchtet haben, ehe ich Grauen schildern kann; ich muß alle Trauer und alles Herzweh erst selbst erleiden, ehe ich es die Gestalten erleiden lassen kann, die ins Leben gerufen werden sollen. Und darum muß ich reisen."

Aber Mexiko ist ja nicht nur das Land rätselhafter Kulturen. Es ragt mit seiner Gegenwart in das graue Getöse der kapitalistischen Maschinenwelt hinein. Denn es birgt die große Lockung des Öls. Der Amerikaner Josef Hergesheimer hat einen spannenden, unterhaltenden, blut- und geldverschwitzten Ölroman „Tampico" geschrieben, Sinclair das hundertmal bedeutendere Buch „Petroleum" — aber was bei Traven schärfer packt, das ist die ungeheure Gewalt seiner dichterischen Kraft, mit der er über das schmerzhafte Tendenzerlebnis hinaus die Totalität des Zusammenstoßes von Mensch und Geschäft überall zu fassen und zu formen weiß.

Dabei ist Traven alles andre als ein Mann, der ein sogenanntes dichterisches Wort einem plastisch-realen vorzieht. Das soziale Erlebnis des Erwachens des latein-amerikanischen Proletariats bringt ihn in seinen Werken zu einer Wucht des Ausdrucks, der in der ungekünstelten und intuitiven Unmittelbarkeit am besten vergleichbar ist jenen berühmten Fresken des großen mexikanischen Malers und Revolutionärs Diego Rivera. Der „Europäer" Traven hat in Mexiko die Einfachheit und Natürlichkeit wiedergefunden, die das Kennzeichen des großen Tragikers sind.

Die Bücher Travens, die als Beleg hierfür anzuführen wären, sind die „Baumwollpflücker", „Der Schatz der Sierra Madre", die klassischen Novellen „Der Busch" (und vermutlich auch der neue, soeben erschienene Roman „Die weiße Rose", der mir noch unbekannt ist). Ferner zwei große Werke „Land des Frühlings" und (in Vorbereitung) „Kunst der Indianer". Und dann ist da noch ein Buch, „Das Totenschiff", ein Seemannsbuch, das auf eine Art mit der verlogenen Seemannsromantik aufräumt, daß buchstäblich nicht eine Phrase übrig bleibt. Für Traven ist die Romantik der Mannschaft immer nur gewesen „unmenschlich harte Arbeit und tierische Behandlung. Kapitän und Steuerleute erscheinen in Opern, Romanen und Balladen. Das Hohelied des Helden, der die Arbeit tat, ist nie gesungen worden, weil es auch zu brutal gewesen wäre, um das Entzücken derer wachzurufen, die das Lied gesungen haben

wollten". Im „Totenschiff" sind seine Noten und sein Text. Es ist das Lied vom Schiff, das versicherungsfällig ist, auf dessen letzte gefährliche Fahrt nur Matrosen gehen, die keine Papiere mehr haben, das, um als Wrack, noch die Versicherungssumme einzubringen, auf die Riffe gehetzt wird, dieweil der Kapitän mit den Offizieren das Rettungsboot okkupiert. Der Held der Geschichte ist ein namenloser Seemann, der nur seine Fäuste und die einzige Erkenntnis seines Arbeiterlebens hat: „Es soll sich kein Arbeiter über seine Vorgesetzten beschweren, er hat immer die, die er verdient und die er sich macht. Ein gutgezielter und gutsitzender Hieb zur rechten Zeit ist besser als ein langer Streik oder ein langes Herumärgern. Ob man die Arbeiter als Rohlinge bezeichnet, kann ihnen gleichgültig sein. Respektieren soll man sie, das ist die Hauptsache. Nur nicht schüchtern sein, Prolet."

Dieser Seemann fährt mit dem Totenschiff, bis es zu Bruch geht. Es ist die Hölle, und es ist eine grandiose Vision von Menschennot, vom Meer und vom Tod, die sich hier auftut. Und mehr noch als dies: neben Conrads „Taifun" ist „Das Totenschiff" das verwegenste und von Salzwind und Salzwasser durchtränkteste Epos von der großen See, das es gegenwärtig gibt.

Derussa von Morus

Die Legenda aurea, daß die kommunistische Bewegung in der ganzen Welt von Moskau finanziert wird, hat einen schweren Knacks bekommen. Tatsächlich denken die Sowjetleute schon längst nicht mehr daran, das karge Geld der russischen Proleten zu Propagandazwecken ins Ausland zu schleppen. Die Bolschewiken rechnen dabei viel kapitalistischer als andre politische Gruppen. Die Propaganda soll sich nach Möglichkeit selbst tragen. Allenfalls werden noch Spitzenbeträge von der Zentrale aus gedeckt. Im übrigen muß die Partei jedes Landes für sich sorgen. Solange Scheinmanns geschickte Hände, die moskauer Staatsbank dirigierten, fielen immer noch ein paar Dollars und Pfunde ab, die außerhalb der Sowjetgrenzen Verwendung fanden und Abgesandte und Parteigänger des Kreml vor Unannehmlichkeiten bewahrten. Aber mit der wachsenden Devisendürre und dem steigenden Mißtrauen Stalins gegen alles Westliche sind auch die letzten Quellen allmählich versickert, und mit ostentativer Ungeniertheit läßt man die Kommunisten im Ausland verkrachen. In Norwegen mußte die kommunistische Partei wegen lumpiger siebentausend Kronen Konkurs anmelden.

Viel schwerer wiegend war in den letzten Wochen der Finanzskandal der französischen Kommunisten, bei dem allerdings die geübtesten Bolschewistenjäger, der Innenminister Tardieu und sein Adlatus, der Pariser Polizeipräfekt Chiappe, fleißig mitgeholfen haben. Marcel Cachin, der französische Kommunistenführer, hatte den Betrieb streng nach den kaufmännischen Grundsätzen Moskaus ausgebaut. Die Politik sollte sich nicht nur im Sinne Lenins sondern auch im Sinne

eines kapitalistischen Unternehmers rentieren. Zu diesem Zweck wurde eine schon bestehende kommunistische Sparkasse in eine regelrechte Bank umgestaltet. Die Banque Ouvrière et paysanne brachte es in wenigen Jahren auf vierundzwanzig Depositenkassen und achtundzwanzig Millionen Francs Einlagen, zur Hälfte Tagesgeld, zur Hälfte langfristiges Geld. Die Einlagen lieh sie zum größten Teil wieder an kommunistische Betriebe aus, die ‚Humanité' erhielt drei Millionen, kommunistische Genossenschaften in der Provinz bekamen dreieinhalb Millionen, eine Filmgesellschaft eine Million undsofort. Gelegentlich einer kommunistischen Razzia stürmte Herr Chiappe die Finanzburg, die sich die Kommunisten in der Rue Lafayette geschaffen hatten. Obwohl die Bank der Arbeiter und Bauern schon drei Jahre bestand und bisher noch jeder Kunde auf Abruf sein Geld zurückbekommen hatte, erklärte die Polizei, daß für die Sparguthaben nicht genug flüssige Mittel als Deckung da seien, schloß die Schalter und machte den Leitern der Bank den Prozeß. Die französischen Kommunisten waren ihr mühsam aufgerichtetes Finanzgebäude los. Die ‚Humanité', die durch die plötzliche Zerstörung ihres Finanzinstituts selbst in Schwierigkeiten geriet, schlug zwar nach Kräften Lärm, Moskau aber rührte keinen Finger.

Nach diesem peinlichen Vorspielen im Norden und im Westen Europas scheint nun auch Berlin an die Reihe zu kommen. Dabei geht es hier nicht um eine deutsche Parteigründung, sondern um eine Gesellschaft, die unmittelbar unter dem Patronat der Sowjetrussen steht. Die Deutsch-Russische Film-Allianz A.-G. „Derussa" wurde Ende 1927 hauptsächlich zum Vertrieb russischer Filme gegründet. Sie sollte die Produktion des staatlichen Sowkino nach Deutschland einführen — während der Vertrieb des Meschrapom, der nichtstaatlichen moskauer Filmproduktion, der Münzenberg-Konzern durch seine Prometheus-Gesellschaft besorgt. Um die Sowjet-Filme nach Deutschland einführen zu können, mußte die „Derussa" eine entsprechende Anzahl deutscher Filme kaufen. Außerdem war auch noch eine Gemeinschaftsproduktion mit den Russen vorgesehen, aus der aber bisher nichts geworden ist.

Die Aktien der Deutsch-Russischen Film-Allianz A.-G. gehörten nicht, wie der Laie annehmen könnte, den Russen, auch nicht den deutschen Parteifreunden, sie gehören keinem geringern als Georg Sklarz. Als alleinigem Besitzer unterstand auch die Direktion praktisch Herrn Sklarz. Doch hatte auch die russische Handelsvertretung einen Herrn Zörer als Vertrauensmann im Vorstand der „Derussa". Denn sie hatte nicht nur die russischen Filme an die Derussa weiterzuleiten, sondern gab ihr auch beträchtliche Wechselkredite. Der Leiter der Photokino-Abteilung der Handelsvertretung, der die Kredite zu prüfen hatte, war aber identisch mit dem Vertrauensmann der Handelsvertretung der „Derussa". Die „Derussa" arbeitete mit schönem Eifer. Schon im ersten Jahr brachte sie es auf fünfzehn Filme, in diesem Jahr sollten fünfundzwanzig herauskommen. Die Sowkino-Filme, darunter Pu-

dowkins großartiges „Ende von St. Petersburg", waren sehr billig und gingen zum Teil sehr gut. Mit den deutschen Filmen — von „Weißen Rosen" abwärts — hatte man weniger Glück, zumal mit den Filmen, die die „Derussa" zu hohen Preisen von Phönix, einer andern Filmgesellschaft des Herrn Sklarz, ankaufte. Die Mißerfolge häuften sich, und die Schulden der „Derussa" stiegen bei zweihunderttausend Mark Kapital, nach und nach auf über drei Millionen Mark an. Herr Zörer, der doppelte Filmsachverständige der Russen in der Handelsvertretung und in der Film-Allianz, hatte aber unentwegt Vertrauen zu der „Derussa" und verschaffte ihr von der Handelsvertretung immer neue Kredite.

Herr Sklarz war weniger hoffnungsfreudig und wohl recht froh, daß er die Aktien der „Derussa" an eine englische Filmgruppe, die British Screen Production Ltd., verkaufen konnte. Die Engländer zogen nun unter dem stolzen Titel International Talking Screen Production einen großen Konzern auf, zu dem die British Screen Production, die Rayart Pictures Corporation in New York, die ebenfalls von Herrn Sklarz übernommenen Filmwerke Staaken A.-G. und, als vierte im Bunde, die „Derussa" gehörte. Gestützt auf diese vier Säulen, versuchten die Engländer, kleinlich ist die Filmindustrie auch in London nicht, gleich zwölf Milionen Mark neues Kapital aufzunehmen.

Der Prospekt, der zu diesem Behufe ausgeschrieben wurde, legte erneut Zeugnis für die Güte der englischen Drucktechnik ab. Es wäre nicht verwunderlich, wenn das Britische Museum sich das vier Seiten lange Dokument für seinen Schaukasten sichern würde. Aber auch der Inhalt des Prospekts war ungewöhnlich imposant. Die „Derussa", die Herr Sklarz in unerklärlicher Großmut den Engländern überlassen hatte, sollte künftig einen Jahresgewinn von anderthalb Millionen abwerfen. Daß sie zur Zeit nur etwa hundertfünfzigtausend Mark monatlich umsetzte und bis ans Dach verschuldet war, wurde in dem Prospekt vorsichtigerweise nicht mitgeteilt. Dafür aber erhielten die Aktionäre der International Talking in der Generalversammlung die frohe Kunde, daß die beiden deutschen Gesellschaften zusammen monatlich hunderttausend Mark Gewinn brächten. Trotzdem ließ sich das englische Kapitalistenpublikum nicht ohne weiteres von der Güte des Sklarzschen Erbes überzeugen und fand sich nicht bereit, die gewünschten zwölf Millionen zur Verfügung zu stellen.

Infolge dieses Zwischenfalles haben die Engländer, außer einigen Wechseln, noch nicht die Gelder nach Berlin geschickt, zu denen sie sich verpflichtet hatten. Die Betriebsmittel für die „Derussa" muß also vorläufig die russische Handelsvertretung vorstrecken. Sie hat bereits den Vorzug gehabt, für die „Derussa" Wechsel über eine viertel Million einzulösen. Doch damit ist es auch noch nicht getan, denn ihre eignen Kredite an die „Derussa" sind um vieles höher. Einstweilen hat sie einen neuen Kontrolleur in die „Derussa" geschickt. Aber vom Kontrollieren allein wird ein fest gefahrenes Schiff noch nicht flott. Wenn nicht Eisensteins „General-

linie", die in diesem Herbst noch in Berlin von der „Derussa" aufgeführt werden soll, den großen Umschwung bringt, werden die Russen wohl bald die Lust an der Film-Allianz mit Herrn Sklarz und den englischen Filmlords verlieren. Schon jetzt ist die Situation für sie fatal genug. Unter den läppischsten Namensverdrehungen kann man bereits in den deutschen Blättern von links bis rechts von Riesenkorruption und Millionenbetrug bei der russischen Handelsvertretung lesen. Der Leiter der Handelsvertretung wird mit kunstvoller Perfidie bloßgestellt, und bald wird man gewiß aus Moskau anfragen, ob man für die schönen deutschen Devisen nicht bessere Verwendung hat als bei der Derussa.

Holder Friede von Theobald Tiger

(*Versmass 1911*)

Nun senkt sich auf die Fluren nieder
der süße Tran der Vorkriegszeit;
es kehren Ruh und Stille wieder,
getretener Quark wird weich und breit.
Und alle atmen auf hienieden:
Jetzt haben wir Frieden.

Nun ist es Herbst. Die Storchenpaare
stehn klappernd, und der Eichbaum schwankt.
Das ist ja wohl die Zeit im Jahre,
wo Engel sich mit Brechten zankt.
Die Ehe wird noch oft geschieden.
Jetzt haben wir Frieden.

Wir wollen nur das eine wissen,
weil uns das wirklich interessiert:
Premierenknatsch in den Kulissen —
ob Kortner Jessner engagiert?
Baut Lämmle pappene Pyramiden?
Jetzt haben wir Frieden.

Wir geben einer müden Masse
zum Ansehn, was sie niemals hat.
„In Schiffskabinen erster Klasse
gibt es jetzt Radio, Turnsaal, Bad . . .!"
Vergessen sind die Invaliden —
jetzt haben wir Frieden.

Verrauscht ist Lärm und Trommelfeuer,
verweht das Leid der Inflation.
Wir hassen jedes Abenteuer —
wir wollen nicht mehr. Wir haben schon.
Wir pfeifen auf dem ersten Loche.
Nun liegt schon alles weit entfernt . . .
Wir spielen Metternich-Epoche
und haben nichts dazugelernt.

Bemerkungen

Bulgariens Blutstrom

In den bulgarischen Staatsanwaltschaften werden eifrig neue Massenprozesse auf Grund des Gesetzes zum Schutze des Staates vorbereitet. In diesen Prozessen stehen auf der Anklagebank die am und nach dem 1. Mai in Sofia und in den Provinzstädten verhafteten achtzehn Mitglieder des Mai-Komitees und sechzig weitere Personen, darunter fünfzehn Frauen aus Sofia. Für einige von den Angeklagten, die unter der Beschuldigung stehen, Mitglieder und Führer illegaler Organisationen zu sein, werden schwere Gefängnisstrafen, ja sogar Todesstrafen beantragt werden.

Diese Zustände im kleinen Bulgarien sind seit langen Jahren Gegenstand der Empörung der europäischen Öffentlichkeit. Diese Unzufriedenheit fand vor einiger Zeit scharfen Ausdruck in einer bulgarischen Ausstellung in Berlin, veranstaltet unter dem Namen „Bulgariens Blutstrom" von der Deutschen Liga für Menschenrechte. Diese Ausstellung führte zu Erklärungen der bulgarischen Auslandsvertretungen. Man spricht sogar davon, daß der König Boris seinen Aufenthalt in Deutschland nur wegen dieser Ausstellung so plötzlich unterbrach. Nun haben aber weder die Dementis des bulgarischen Justizministers Kuleff im ‚Vorwärts' noch die Dementis seitens der bulgarischen Auslandsvertreter auch nur den geringsten Wert, denn ehe noch das Echo dieser Ausstellung verklungen, laufen schon neue Nachrichten ein von neuen Prozessen, von neuen Mordtaten.

Einige Zahlen sind angebracht.

In Kraft getretene Todesurteile sind auf Grund des Strafgesetzbuches (§§ 10, 111, 247, 327, 385, 391) und hauptsächlich des Gesetzes zum Schutze des Staates (§§ 8, 11, 13, 16) nach den Veröffentlichungen der Direktion der Statistik wie folgt gefällt worden:

1910 = 2 Todesurteile,
1911 = 2 „
1920 = 2 „
1921 = 0 „
1922 = 2 „
1923 = 14 „ (Zankoff-
1924 = 5 „ Putsch)
1925 = 68 „
1926 = 5 „
1927 = 27 „
1928 = 30 „

Dazu kommen aber noch Hunderte verschwiegener Todesurteile, weil in dieser staatlichen Statistik die Wahrheit nur halb zum Ausdruck kommt, sowie tausende von Todesurteilen der unoffiziellen Gerichte = der Strafexpeditionen, der Feldgerichte, der „Schwarzen Eskadron", des „Convents der Zwölf", der innern Mazedonischen Revolutionären Organisation etcetera.

Nach diesen Daten heißt es weiter, daß nur vier Todesurteile vollstreckt worden sind. Diese Zahl ist falsch, und selbst der Justizminister, dessen Schreiben an den ‚Vorwärts' eine die Wahrheit provozierende Lüge war, gab die Zahl der vollstreckten Todesurteile mit acht an. Die übrigen Todesurteile, viel mehr als angegeben sind, liegen in der Tischschublade des Königs, der sie nicht unterzeichnet und auch nicht ablehnt sondern bei sich hält, um gegebenen Falles durch einige Blutspritzer die öffentliche Meinung zu beruhigen.

Seit einigen Monaten entfalten sämtliche Oppositionsparteien eine heftige Propaganda gegen die heutige Regierung, die von allen — angefangen bei den Nationalliberalen bis zu den Sozialdemokraten — als Mörderregierung zum Rücktritt aufgefordert wird. Dieser gemeinsame Kampf sowie die Zersplitterung in der Regierungspartei und die scharfen außenpolitischen Gegensätze führen zu einem offenen Ausbruch des Kampfes zwischen den verschiedenen „Stämmen" in der

Regierung. Dieser Ausbruch wurde durch den Angriff auf die Zankoff-Zeitung ‚Latsch' eröffnet, die sich auf ungesetzlichem Wege Staatsgelder angeeignet hatte, und endete mit der Erklärung Zankoffs vor einer öffentlichen Versammlung, daß das Land verarmt sei, daß seit seinem Putsch die Lage unerträglich sei, daß mit der Armee Parteipolitik getrieben werde, daß der Staat die Kirche in ihren Eroberungsabsichten unterstütze, daß verschiedene Regierungskreise von sich die Verantwortung für die Mordtaten abschütteln wollen, daß die mazedonische Organisation bekämpft werden müsse, solange sie „bulgarische Generäle auf bulgarischen Straßen ermorde", daß der Sgowor (die Regierungspartei) mit Karrieremachern überfüllt sei. Den Höhepunkt dieser politischen Beichte bildete der Satz: „Andre haben ermordet, und ich bin im Kampf ihr Opfer geworden. Andre rufen mir heute zu, daß ich den Vorhang lüften soll. Wenn ich es tue, wird die Öffentlichkeit sehen, daß grade die Schreienden die wirklichen Mörder sind."

In Bulgarien wird weiter Terrorpolitik getrieben. Es ist aber klar, daß diese die letzten Atemzüge der heutigen Regierung sind, die durch den Haß des ganzen Volkes, durch innere Zersplitterung, durch das seit sechs Jahren bestehende Mißtrauen des Auslandes bald fortgefegt sein wird.

Witosch

Ein Vorschlag und seine Erfüllung

Immer wieder muß man der Wirklichkeit vorwerfen, daß, wenn sie nur will, ihre Unwirklichkeiten den gemeinsten Kolportageroman in den Schatten stellen und daß sie Vorgänge abrollen läßt, die zu erfinden niemandem erlaubt ist, der den bescheidensten Wert auf guten Geschmack und den Ruf legt, sich nicht in Kraßheiten zu verlieren.

Ich schlage das Heft 14, sechster Jahrgang, einer verschollenen Zeitschrift auf, des ‚Drachen' nämlich, den ich vor Jahr und Tag in Leipzig herausgab und finde darin einen besonders ausgezeichneten Artikel des ausgezeichneten Schriftstellers Joseph Roth. Joseph Roth beschäftigt sich mit einem Preisausschreiben, das der Verlag der ‚Münchner Neuesten Nachrichten' gemeinsam mit dem des ‚Hamburger Fremdenblattes' veranstaltete und das nicht weniger als 100 000 Mark für den „besten deutschen Zeitungsroman" auslobte. Ein Motiv, auf dem Joseph Roth köstlich boshafte Angriffe gegen die beiden Blätter, vor allem aber gegen die ‚Münchner Neuesten' aufbaut. „Die deutschen Schriftsteller", schreibt er, „sind an solche Honorare nicht gewöhnt." Und er weiß auch die Erklärung dafür: „In einem Lande, in dem Zeitungen von der Qualität und der Gesinnung der ‚Münchner Neuesten Nachrichten' erscheinen, kann es Schriftstellern von Qualität und Gesinnung nicht gut ergehen. Es wäre zu wünschen, daß die ‚Münchner Neuesten Nachrichten' als Buße für ihre Existenz und ihr Erscheinen jedem anständigen deutschen Schriftsteller 100 000 Mark zahlen, selbst wenn er ihnen keinen Roman liefert, auf daß er instand gesetzt werde, seine Heimat zu verlassen und die ‚Münchner Neuesten' nie mehr zu sehen." Ein satirischer Vorschlag, den Joseph Roth da den ‚Münchner Neuesten Nachrichten' im Jahre 1925 macht: der Phantasie eines geistvollen Ironikers entsprungen, so wenig ernst gemeint, wie er die ‚Münchner Neuesten' ernst nahm, ein witziger Einfall, literarische Artistik, Filigranarbeit eines sich lässig gebenden Hasses — und niemals bin ich einem Menschen begegnet, der in seinem Innersten einen herrlicheren, infernalischeren, blutgebundeneren, besesseneren Haß gegen alle patriotischen Unwerte gehabt hätte als Joseph Roth.

Aber da vollzieht sich nun das Wunderbare und wahrhaft Unglaubliche. Im Jahre 1929 greifen die ‚Münchner Neuesten Nachrichten", freilich wohl ohne seinerzeit die schriftliche Fixierung zu Gesicht bekommen zu haben, Joseph Roths Gedanken von der Bußgeldzahlung auf und wenden sich, da er für ein normales Geld ihnen keine Zeile schreiben würde, mit dem königlichen Honorarangebot von 2000 Mark pro Monat für zwei Artikel an einen der Schriftsteller, die Joseph Roth gewiß im Sinne seines Artikels unter die anständigen und die von Qualität und Gesinnung rechnet: an ihn selber!

„Kinder, Kinder! Es sind hunderttausend Mark zu verdienen!", schrieb Joseph Roth in jenem Drachenartikel. „Das Pathos der Zahl würde das satirische Gelüst im Keime ersticken, wenn man einem satirischen Gelüst widerstehen könnte, das sich bei der Erwähnung der ‚Münchner Neuesten Nachrichten' meldet." Gewiß regte sich in Joseph Roth auch jetzt das satirische Gelüst, aber er brachte sehr wohl die Kraft auf, ihm zu widerstehen, und ein Schriftsteller, dem die Existenz der ‚Münchner Neuesten Nachrichten' einstmals ein Hemmnis für das Wohlergehen der deutschen Schriftsteller zu bedeuten schien, sieht nicht ein, warum er nicht am lebendigen Körper die Irrigkeit seiner These demonstrieren soll.

Es wäre pharisäerhaft, dem Schriftsteller Joseph Roth mit moralischen Erwägungen zu kommen und ihn das den meisten Menschen eigne Streben nach besserer Entlohnung entgelten zu lassen. In Wahrheit wird er auch bei den ‚Münchner Neuesten Nachrichten' keine Zeile gegen seine Überzeugung schreiben — das allein wäre charakterlos! — und seine Konzessionen werden sich nur auf diejenigen Zeilen erstrecken, die er ungeschrieben läßt. Er hat gehandelt, wie neunundneunzig unter hundert Menschen handeln würden, und niemandem, der es sich nicht selber zumutet, darf von einem Fremden zugemutet werden, daß er der eine, die Norm sprengende Sonderfall sei.

In der politischen Chronik unserer Tage aber bleibt der bemerkenswerte Fall zu registrieren, daß eine Begabung, die sich nicht zuletzt durch ihre Kritik an der Qualität einer reaktionären Zeitung unter Beweis gestellt hatte, von eben dieser Zeitung, weniger wohl um die eignen Spalten zu füllen als um fremden eine Kraft zu entziehen, aufgekauft wird.

Hans Bauer

Joseph Roth antwortet:

Seit dem Jahr 1925 sind, wie man weiß, vier Jahre vergangen, ein Zeitraum, in dem es mir wohl gestattet sein könnte, eine Meinung zu ändern. Heute würde ich die zitierten Sätze nicht schreiben, auch wenn ich inzwischen nicht Mitarbeiter der ‚Münchner Neuesten Nachrichten' geworden wäre. Denn obwohl ich natürlich immer noch von meinen schriftstellerischen Qualitäten überzeugt bin, die mir Hans Bauer schon damals zugestand, kann ich doch seine Meinung über den gelungenen Witz jenes von mir im ‚Drachen' gemachten Vorschlags nicht teilen. Ja, ich finde diesen Vorschlag heute billig, Folge einer polemischen Flüchtigkeit, die von einer geübten Dialektik geschickt cachiert wird und meiner formalen Gewissenhaftigkeit unwürdig. Zwar erinnere ich mich nicht mehr, in welcher Stimmung ich damals über die ‚Münchener Neuesten Nachrichten' geschrieben habe. Aber es fällt meinem Gewissen leicht, heute noch zu versichern, daß ich 1925 von keiner deutschen Zeitung, die einen Preis von 100 000 Mark für den „besten deutschen Roman" ausgesetzt hätte, anders hätte denken können als von den ‚Münchener Neuesten Nachrichten'. Meine Meinung von den Zeitungen war überhaupt nicht die beste — und heute noch

halte ich mehr von mir als von ihnen.

Hierin scheint mir, unterscheide ich mich von Hans Bauer (und manchen Andern). Ich bin mehr von mir eingenommen, als er. Wo immer ich schreibe, wird es „radikal", das heißt: hell, klar und entschieden. Fremd und verhaßt ist mir die subalterne Anschauung, die Institution wäre stärker als der Schriftsteller. („Er schreibt für ...", „er ist bei ..."). Niemals habe ich die „Weltanschauung irgend einer Zeitung, in der ich gedruckt war, geteilt oder gar repräsentiert. Der anständige Radikalismus, den in der ‚Frankfurter Zeitung' mit mir noch zwei, drei Freunde vertreten und repräsentiert haben, ist nicht der Radikalismus der ‚Frankfurter Zeitung'. Von dem Standpunkt aus, von dem ich Reaktionäre, Liberale, Radikale, Oppositionelle einzig sehen kann, sehen die ‚Kreuzzeitung' aus wie der ‚Vorwärts', Wilhelm II. wie Scheidemann, die Juden wie die Antisemiten, die jüdische Konfektion wie die arische Industrie. Ich habe erfahren, daß ein wirklich unabhängiger Schriftsteller beinahe in keiner einzigen Zeitung schreiben kann, was er will und wie er will, ohne mit der Inseratenabteilung in Kollision zu geraten, mit den Herren Abonnenten, mit den Interessen des Verlagsdirektors. Ich nehme es den Zeitungen nicht übel. Sie sind höchst mangelhafte Einrichtungen. Sie müssen Geschäfte sein. Ich ziehe daraus nur zwei Konsequenzen: erstens war ich nie Redakteur, bin kein Redakteur, werde nie einer sein; zweitens lasse ich mich nur von jenen Zeitungen bezahlen, die mich schreiben lassen, was ich will und wie ich will.

Es ist sachlich falsch; daß ich bezahlt werde, um etwas zu verschweigen und um in andern Zeitungen oder Zeitschriften nichts zu publizieren. Im Gegenteil: ich darf nicht nur in den ‚Münchner Neuesten' schreiben, was und wie ich will. Niemals und nirgends hat ein Verlag einem „radikalen" Schriftsteller gegenüber eine größere Noblesse gezeigt. Der Verlag der ‚Münchner Neuesten' bringt sogar meine in der ‚Frankfurter Zeitung' erschienenen „radikalen" Aufsätze gesammelt heraus. Wenn diese Noblesse Klugheit ist, um so besser.

Es bleiben von der Glosse Hans Bauers nur zwei Tatbestände übrig, die ich anerkennen kann: erstens, daß ich im Jahre 1925 einen faulen Witz über die ‚Münchner Neuesten' gemacht habe (und den bedauere ich); zweitens, daß ich ein „ausgezeichneter Schriftsteller" bin.

Joseph Roth

Erfüllung

Wie Wagenpferde, die schwer gezogen haben, getränkt werden —: das sehe ich so gern. Da stehen sie, mit nassem Fell, die Schweife wedeln ganz matt, sie lassen den Kopf hängen, und eines stößt das andre, das grade trinkt, beiseite. Man sieht das Wasser in seine Kehle hinuntergleiten, es schlürft; alles an ihm ist Gier, gesättigte Gier, frische Gier und Befriedigung. Dann trinkt das andre, und das erste sieht zufrieden vor sich hin, aus dem Maul rinnt ihm Wasser in langen Fäden ... Das ist schön. Ich möchte den Kutscher streicheln, der ihnen da seinen Eimer hinhält ... Warum ist das schön —?

Weil es erfüllte Befriedigung ist, das ist so selten. Es ist legitimer Wunsch, erarbeiteter Lohn, Notwendigkeit, und eine erquikkende Spur Wollust ist auch darin. Auch tut es niemand wehe; keine Spinne tötet hier die mit großem Fleiß eingefangene Fliege, ihren ebenso naturhaften Hunger zu stillen ... die Mikroben im Wasser werden wohl keine Schmerzen erleiden, wir wollen uns da nicht lächerlich machen — es ist schön, wenn Pferde getränkt werden.

Es ist auch etwas Freude an der menschlichen Überlegenheit dabei: daß es ein Mensch ist, der ihnen zu trinken gibt. Trinken sie zum Beispiel aus einem

fließenden Bach, so gönnt man es ihnen, aber das Bild verliert etwas von dem Behagen, mit dem uns das erste erfüllt. Wir sind wohl sehr eitel, als Gattung.

Und dann ist es auch schön, weil Pferde nicht sprechen können. Kommt ein durstiger, durchschwitzter Wandersmann an die Theke des kleinen Gasthauses und sagt: „Ein großes Helles! Donnerwetter, ist das heute eine Hitze . . .", dann trinkt er, und es ist kaum ein ästhetischer Genuß, ihm zuzusehen. Wenn nachher seine Augen glänzen und er „Ah —" macht, dann wirkt er auf uns, die wir keinen Durst haben, eine ganze Kleinigkeit albern.

Warum es grade bei den Pferden so ist, das weiß ich nicht. Man fühlt sich gut, wenn man sich vor ihnen gut fühlt. Eine milde Woge von Tierliebe quillt in einem auf. Aber die täuscht.

Denn läuft das Pferdepaar nachher nicht schnell genug, dann sind wir auf den Kutscher böse, weil er ihnen nicht ordentlich einen überzieht. „La race maudite, à laquelle nous appartenons . . .", sagte jener Friedrich. Wenn wir einmal nicht grausam sind, dann glauben wir gleich, wir seien gut.

Kaspar Hauser

Goethe beim Sexualberater

Als es der alte Herr Geheimrat von Goethe partout nicht mehr aushalten konnte, ging er zu dem wilmersdorfer Nervenarzt Doktor Felix A. Theilhaber. Mit einem durch keine altmodischen Respektgefühle geminderten Scharfblick erfaßte der Herr Doktor sofort den körperlichen Habitus des bekannten Patienten und schrieb nieder: Zyklothymiker. „Zu den seelischen Merkmalen, die wir an Zyklothymikern feststellen, gehören Überschwänglichkeit, Hang zum Pathos, elegische Schwärmerei, besonders in der sprachlichen Darstellung, Herzlichkeit gegenüber vereinzelten Menschen." Also der ganze Goethe. Dann erzählte der Herr Geheimrat, an den besten Experten geschult, seine Biographie. Nach Art unverbesserlicher Neurotiker versucht er zwar seine irdischen Amouren in den Dunst des Sublimen zu hüllen, aber was ein richtiger Sexualarzt ist, der läßt sich keine mystische Ekstase für einen Coitus vormachen, und so wird Herr Goethe ausgeholt wie noch nie. Nur als er sich über Frau von Stein äußern soll, da antwortet er mit einer kleinen Tücke um die tragisch gesenkten Mundwinkel, daß diese Beziehungen ganz und gar platonisch gewesen seien. Obgleich die Herren Sexualspezialisten sonst in diesem Punkt nicht grade vertrauensselig zu sein pflegen, glaubt der Herr Doktor hier aufs Wort und notiert: „Liebe mochte es für die Stein geben, der Geschlechtsverkehr war ihr gründlich verleidet. Sie hatte einen Abscheu und eine Furcht vor allem Geschlechtlichen." „Und was fehlt mir nun eigentlich?" fragte der Herr Geheimrat schließlich. „Ja, mein Lieber," antwortet der Herr Doktor nachdenklich, „Sie laborieren an einem Kellnerinnenkomplex. Angefangen von dem Jugenderlebnis mit der offenbacher Wirtstochter bis zu der Sache aus dem Tagebuch von 1810 zeigen Sie immer den Hang zu naiven, etwas gewöhnlichen Kindern aus dem Volke. Sie suchten immer ihr Gretchenideal in der Wirklichkeit zu finden. Deshalb auch Ihre Liebe für Christiane Vulpius." „Sie raten mir also ab, die Sache mit Ulrike fortzusetzen." „Jawohl," donnerte der Herr Doktor, dem endlich die Geduld riß, „bleiben Sie bei den Kellnerinnen, das ist für Sie das beste!"

Und nachdem der Patient gegangen war, setzte er sich hin und schrieb ein stattliches Buch: „Goethe. Sexus und Eros", eine glänzende Detektivarbeit. Ich nehme an, daß alles stimmt, aber es ist sehr merkwürdig: die reichlich eingestreuten goetheschen Verse, und es sind die schönsten, haben nun mit einem Mal gar keinen Glanz mehr, sie sind, wie ein zartes Gesicht, das plötzlich

voll von Pickeln und Pusteln ist, sie scheinen jetzt weniger Dichtung als vielmehr leibliche Ausscheidungen, die nachher zur Untersuchung auf der Spiritusflamme erhitzt werden. Was wird durch diese medizinische Entlarvungsliteratur bewiesen, was wir nicht schon wußten? Goethes Liebesspiele haben einen posthumen Teilhaber gefunden, gut. Der Herr Doktor hat sein Plaisier, aber uns bleibt das Mißbehagen an einem pseudo-psychologischen Apparat, in den oben ein Apollogott gesteckt wird und unten ein kleines Dreckschweinchen herauskommt.

Celsus

Riten über Kreuz

Brünn. Eine merkwürdige Situation ergab sich dieser Tage auf dem jüdischen Friedhof unsrer Stadt. Dort wurde ein tschechischer Soldat jüdischen Glaubens mit militärischen Ehren zu Grabe getragen. Als sich der Sarg in die Gruft senkte, leisteten die Soldaten die Ehrenbezeugung und die Musik stimmte, wie vorgeschrieben, die Staatshymne an. Darob peinliche Verlegenheit, denn einerseits erwartet man von den loyalen Bürgern, daß sie beim Ertönen der Hymne das Haupt entblößen, andrerseits aber verlangen die jüdischen Kultvorschriften, daß der Kirchhof nur bedeckten Hauptes betreten werden darf und daß der Hut während der Kulthandlung auf dem Kopfe getragen wird.

Aus diesem Zwiespalt fand endlich der Rabbiner einen Ausweg, indem er — und mit ihm die übrigen Trauergäste — nach militärischer Art salutierte. Damit war, ohne die Kultvorschriften zu verletzen, auch die Achtung vor der Hymne zum Ausdruck gebracht.

Hamburger Familienblatt

Herzliche Einladung

zur Herbst-Meß-Konferenz 1929 des Verbandes gläubiger Kaufleute im Saale des Christlichen Volksdienstes, Leipzig C 1, Otto-Schill-Straße 7.

Sonntag, den 25. August: Geleitwort Epheser 1, 3—8. Geselliges Beisammensein, Begrüßungen, Vortrag des Verbandsvorsitzenden Herrn Ufer, Barmen, Thema: Aus dem Segenswerke eines unserer Väter. (Tee und Gebäck.)

Montag, den 26. August: Vortrag von Herrn Verbandsvorsitzenden Ufer, Barmen, Thema: Das Wesen des gläubigen Kaufmanns.

Dienstag, den 27. August: Vortrag des Herrn Verbandsvorsitzenden Ufer, Barmen, Thema: Hindert der Beruf einen gläubigen Kaufmann in seiner Stellung zu Christo?

Liebe Weltbühne!

Als der Meisterschwimmer Arne Borg im vorigen Jahr in Kalifornien trainierte, bemerkte er jeden Morgen im Bassin einen Kopf, der vor ihm herschwamm. Er sah näher hin: es war eine Frau. Er versuchte, sie einzuholen; es gelang ihm nicht. Sie schwamm schneller. Das verdroß den Weltmeister gewaltig, und er erkundigte sich bei den Trainern. — „Ja!" sagten die, „das ist die Stella — die ist früher in Venedig auf den Strich gegangen —!"

Antworten

Deutsche Juristenzeitung. In deinem letzten Heft 15 steht zu lesen: „Wirkl. Geh. Rat Dr. Kriege, Berlin, beging am 22. Juli seinen 70. Geburtstag. Kriege, Mitglied des Landtags und des Haager Schiedsgerichtshofes, ist einer der besten Kenner des Völkerrechts. Aus dem Justizdienste hervorgegangen, wurde er frühzeitig im Auswärtigen Amte als Assessor beschäftigt, dann Vizekonsul und Konsul, vortr. Rat, Justitiar und Direktor der Rechtsabteilung im Auswärtigen Amte. Um die Ausgestaltung des Völkerrechts und dessen Wahrung im deutschen Sinne und dadurch um das Staatsganze hat er sich in langjähriger aufopfernder Tätigkeit bleibende und große Verdienste erworben." Nein, die hat er sich gar nicht erworben. Kriege ist der Mann, der durch seine unnachgiebige und verständnislose, unsre Zeit nicht verstehende Haltung in den haager Verhandlungen einen Knoten nach dem andern an dem Netz geknüpft hat, das sich um Deutschland zog — bis es geschlossen war. Selbstverständlich kann man nicht sagen: er habe nur im Auftrag gehandelt. Dann hätte er seinen Auftrag niederlegen können und sollen. Aber er war fest davon überzeugt, daß die wahnwitzige Idee von der „absoluten Staatssouveränität" in Europa noch seine volle Geltung habe; er war für Ordnung nach innen und für Ordnung nach außen — er war ein Staaten-Anarchist, einer, der für die Anarchie unter den Staaten getan hat, was er nur konnte — und den feiert ihr. Wenn ich nicht irre, nennt man diese bürgerlichen Geschichtsfälschungen: vornehme Objektivität des politischen Standpunktes.

Waldenburger Verwaltungsbonze. Du hast herausgetüftelt, daß Emil Baumann-Dittersbach, der hier zwei Aufsätze über Waldenburg veröffentlichte, ein Pseudonym ist, und beabsichtigst nun, deine Krokodiltränen über „die Feigheit der Publizistik" in Druckerschwärze zu wandeln. Spare deine Mühe: Der Verfasser der Aufsätze, der zunächst ein Pseudonym zu wählen für richtig hielt, ist bereit, auch seinen Namen zu nennen: Es ist dein Landsmann Gerhart Pohl. Im übrigen solltest du dich — statt um die Namen deutscher Schriftsteller — um das Gebiet kümmern, für das du mitverantwortlich bist. Oder muß Gerhart Pohl dir erst wieder erzählen, daß am 10. September 1929 das traurige Jubiläum des fünfhundertsten Grubenunfalls (seit 1. Januar 1929) im waldenburger Industriegebiet mit einem Toten begangen wurde? Vielleicht klärst du einmal die Leser der ‚Weltbühne' über die Ursachen und Zusammenhänge dieser Unfallsserien auf. Raum steht zur Verfügung.

Friedensfreund. Sie schreiben mir zu dem Artikel von Otto Lehmann-Rußbüldt in der vorigen Nummer der ‚Weltbühne', daß diese amtlichen Zahlen über Deutschlands Waffenproduktion und Waffenhandel doch ganz unverständlich seien, da Deutschland „entwaffnet" sei und keinen Waffenhandel treiben dürfe. Wir verstehen das auch nicht. Fragen Sie deshalb bei der Firma Moritz Magnus jr. in Hamburg an, die im Handbuch von Lloyds (London) eine fette Annonce hat, wonach sie „Militärwaffen und Kriegsmaterial jeder Art" liefert und sich ausdrücklich als „Lieferant fremder Regierungen" bezeichnet. Das „Adreßbuch der deutschen Industrie" 1928 von Seibt stellt außerdem die Händlerfirma Benny Spiro in Hamburg als Lieferant für Waffen vor.

Vereinsmeier. Gehen sie in sich und sehen Sie sich die ‚Vossische Zeitung' vom 19. September an. Da hat Egon Jacobsohn die Ergebnisse eines Experiments publiziert, das er mit zweihundert Prominenten durchgeführt hat. Er lud sie alle zweihundert ein,

Ehrenpräsident einer „Kulturgesellschaft von 1881" zu werden, die es gar nicht gibt, und siehe da — die Nachfrage war reißend: hundertzweiundsiebzig haben unbesehen angenommen. Ein Luftgeschäft? Sieh dir deinen eignen Verein an.

Brigitte Helm. Sie haben Ihren Prozeß gegen die Ufa unter anderm deshalb geführt, weil man Ihnen dort dauernd ungeeignete Rollen gebe. Genau dasselbe haben wir hier anläßlich der „Nina Petrowna" behauptet, jenes traurigen Films, mit dem Erich Pommer wie Ritter St. Georg, sozusagen behelmt und im Ledererkoller, erfolgreich auszog, um den Pleitedrachen zu besiegen. Trösten Sie sich, es geht Größeren nicht besser. Greta Garbo, zu deren Anhängewagen die Ufa Sie gemacht hat, obwohl Sie von rechts wegen bleiche Metropoliten und Gespenster spielen müßten, hat sich jüngst ähnlich beklagt und dabei zaghaft den Wunsch geäußert, einmal den Dorian Grey darzustellen. Jeder Filmfreund wird prophezeien, daß sie mit dieser Außenseiterrolle einen Welterfolg erzielen würde, aber sie wird wohl nicht — sie wird weiterhin in unvorteilhaften Abendtoiletten alberne junge Männer verführen müssen. Es ist nicht anders.

Weltbühnenleser in Neumünster (Holstein) werden gebeten, sich am Mittwoch, den 2. Oktober, abends 8.15 Uhr, im Café Kröger, einzufinden.

Magdeburger Weltbühnenleser, die gelegentliche Diskussion wünschen, werden um Mitteilung ihrer Adresse gebeten an: Max Trempelmann, Kantstr. 3—3 a.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das IV. Vierteljahr 1929

einzuzahlen, da am 5. Oktober die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 77 57. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Fusionen von Carl v. Ossietzky

Nicht oft hat es so viele verdutzte Gesichter gegeben wie vor ein paar Tagen, als der Zusammenschluß der Deutschen Bank mit der Disconto-Gesellschaft bekannt wurde. Das gewiß schwierige Vorbereitungsstadium war in diskreteste Nachtfarbe gehüllt gewesen, und nicht ein Laut drang zu den findigen Finanzjournalisten, die sonst jedes wispernde Mäuschen im Keller eines Bankpalastes zu registrieren pflegen. Den größten Redaktionen blieb vor dieser Nachricht die Luft weg, und selbst in den längsten Kommentaren spürt man die noch nicht ganz wiedergewonnene Lungenkraft. Die Verblüffung ist berechtigt, denn mit dieser Vereinigung zweier ohnehin überragender Bankinstitute entsteht ein Finanzungetüm, ein Leviathan, dessen Pranken und Zähne bald fühlbar werden. Was ist daneben Vater Staat, in dem wir alle in rebellischen Momenten einen reißenden Oger zu sehen gewohnt sind? Eine Armenkasse, ein Klingelbeutel in der Kirche einer Hungergemeinde. Und, wenn nicht alles trügt, scheint grade der Staat von der neuen Geldübermacht als Trainingsobjekt für ein paar vorbereitende Exerzitien in Aussicht genommen zu sein. Auf der düsseldorfer Tagung des Reichsverbands der Deutschen Industrie hat neulich Herr Doktor Kehl, der Jüngste in der Gerusia der Deutschen Bank, mit jener frischen Vehemenz, über die Herr Hjalmar Schacht früher verfügte, als er noch nicht so viel Weihrauch inhaliert hatte, ein Programm vom Vorrang der Wirtschaft gegenüber dem Staat eingehend erörtert. Es ist wieder große Mode, auf die öffentliche Hand zu schimpfen, gegen die vom Staat auferlegten Soziallasten zu wettern. Lang ist es noch nicht her, da war der Staat gut genug, um Subventionen herzugeben, und die ach so sieche Wirtschaft ließ sich gern von ihm goldene Prothesen bezahlen. Das ist vorüber, und heute konzentriert sich alles, um den Staat da, wo er als Kapitalist und Unternehmer auftritt, zu enteignen und seine Betriebe in die private Hand zu bringen. Wir sind seit Thomas Morus an sozialistische Utopien gewöhnt, wir pflegten die Gesellschaft der Zukunft immer frei und heiter zu sehen, erlöst von dem Erbfluch der ungerechten Eigentumsverhältnisse. Nun, man kann sich auch kapitalistische Utopien denken. G. K. Chesterton hat eine geschrieben, „Der Napoleon von Nottinghill" heißt sie, eine nachdenkliche kleine Satire, die um 1970 spielt, in einer Zeit, die sich dadurch auszeichnet, daß alles, aber auch alles radikal entkommunalisiert ist; sogar Wasserwerke, Brücken und Straßenreinigung sind in die Privatwirtschaft übergegangen, der Staat, funktionslos geworden, wird vertreten von einem Bäckerdutzend Subalterner, die sich mangels Beschäftigung zu Tode langweilen und von denen einer den Titel König führt. „Die Sozialisierung marschiert", sagten die Genossen Minister der Noskezeit, und vor ein paar Jahren waren die Kommunisten witzig genug, im preußischen

Landtag einmal die Anfrage zu stellen, wohin die Sozialisierung denn marschiert sei. Niemals ist eine Antwort erfolgt.

Eines unterscheidet den Kapitalismus allerdings sehr gründlich von seinen Gegenspielern: er handelt nur nach den Geboten kältester Zweckmäßigkeit. Er kennt nicht Sentimentalität, nicht Tradition. Er würgt, wenn es sein muß, schnell und sicher den Verbündeten von gestern ab und fusioniert sich mit dem Feind. Die beiden Riesenbanken, die sich jetzt zu gemeinsamem Tun zusammengeschmolzen haben, waren intime Konkurrenten und standen sich herzlich schlecht. Abneigungsgefühle haben sie nicht gehindert, das Hausinteresse dem größern Gebilde zu opfern. Könnte dieser Vorgang nicht beispielhaft wirken? Der Kapitalismus erhöht und verstärkt seine Bollwerke, denn er hat alles zu verlieren, und seine einzelnen Glieder verzichten klug auf die Eigensüchte des Moments. Aber die Andern, die nichts zu verlieren haben als ihre Ketten und über nichts verfügen als über eine Reihe umstrittener Ideologien, die raufen sich um ihre Dogmatik, die spalten und splittern sich in kleinste Teile, so daß sie nicht einmal mehr durch Quantität zu wirken vermögen.

■

Die politische Rechte Deutschlands ist ganz gewiß nur der volkstümlich kolorierte Mummenschanz der äußerlich farblosen und seelisch völlig indifferenten kapitalistischen Mächte. Aber wie viel derbe und höchst diesseitige Realistik haben nicht auch diese Tanzmasken des patriotischen Amoklaufs mit auf den Weg bekommen! Wie unterscheidet sie nicht ihre Unbedenklichkeit von den Herren der Linken, die ihren heimlichen Respekt vor den Götzen des von ihnen angeblich so sehr bekämpften Chauvinismus so gern mit der Stimme des nationalen Gewissens zu verwechseln pflegen! Mit welch erschütternder Rücksichtslosigkeit haben nicht die Nationalsten der Nationalen, die sonst die siegreiche Vernichtung Frankreichs mühelos vor dem ersten Frühstück bewältigen, in aller Ruhe eine Fusion zwischen den beiden feindlichen Firmen Foch Sœrs. und Seeckt sel. Witwe zu managen versucht!

Wir haben an dieser Stelle bereits betont, daß wir den Enthüllungswert der von Stresemanns ‚Nationalliberaler Correspondenz' mit viel Aplomb herausgebrachten Nachrichten über die pariser Verhandlungen des Herrn Klönne nicht sehr hoch einschätzen. Die bekannt gewordenen Dinge sind mehr charakteristisch als sensationell. Denn die Rechtsparteien haben bisher nur in den Zeiten der Opposition mit ihren wilden Befreiungsplänen und ihren Revancheprogrammen Staat gemacht. Hugenberg selbst hat Wert darauf gelegt, das Wohlwollen angesehener amerikanischer Bürger für sich zu gewinnen. Denn die Periode der nationalen Einzelwirtschaften ist gründlich vorüber. Auch die extremste Partei bemüht sich um möglichst günstige Beurteilung im Auslande. Weder Fascisten noch Bolschewiki machen davon eine Ausnahme. Selbst die Regierung des blutigen Horthy ließ mit Rücksicht auf MacDo-

nald und Henderson den uralten Apponyi, den Kahl des Völkerbundes, in Genf eine von allen Geistern des Pazifismus gesalbte Rede halten.

Am interessantesten ist natürlich, daß sich die Agenten der deutschen und französischen Reaktion grade in militär-politische Diskussionen versenkt haben. Und sie haben es so ausgiebig getan, daß wir alten professionellen Landesverräter vor Neid grün anlaufen müssen bei dem Gedanken, wie die sakrosankten militärischen Geheimnisse dabei wohl engros ausgetauscht worden sind. Nein, zimperlich sind die Herrschaften nicht. Sie haben zwar die deutsch-französische Verständigung jahrelang mit Messer und Rattengift bekämpft. Aber wenn ihnen selbst die Sache lohnend erscheint, dann greifen sie auch mit ihren festen Händen zu

Es ist recht verständlich, wenn bei den Pazifisten und den zu ihnen haltenden Demokraten und Sozialisten die Unbehaglichkeit überwiegt. Denn sie haben die deutsch-französische Verständigung bisher als ihr Monopol aufgefaßt. Nun sind sie ziemlich verdattert angesichts dieser viel stürmischeren Konkurrenz. Müssen wir unterstreichen, daß der Rhythmus der deutschen Verständigungsfreunde durchweg weniger durch das eigne Gefühl als vielmehr durch die gehässigen Kommentare von rechts bestimmt wurde? Die Pazifisten sind oft sehr zag gewesen, sie ließen sich hemmen von der Kritik ihrer Gegner. Doch die Rechte, das hat sie jetzt wieder gezeigt, läßt ihre Handlungen weder unter Diktat noch unter Kontrolle stellen, und unfreundliches Echo ficht sie kaum an. Stresemann hat gewiß viel für die Besserung der Beziehungen zu Frankreich getan, aber in allen seinen Reden wird man kein einziges helles Bekenntnis zur deutsch-französischen Verständigung finden, nur dürre Utilitätsgründe, und immer wird man auf Versicherungen stoßen, daß seine Politik nichts mit Pazifismus zu tun habe. Wie frostig schloß sich nicht das offizielle Deutschland gegen den Nobelpreisträger Quidde ab! Wäre das in Frankreich möglich?

Im Frühjahr 1922 kam zum erstenmal eine Deputation der französischen Liga für Menschenrechte nach Berlin, und es fanden hier, gemeinsam mit deutschen Freunden, ein paar Meetings statt, die auch von der Presse der Linken sehr kühl, wenn nicht völlig ablehnend behandelt wurden. Liest man heute die damals gehaltenen Reden nach, so findet man sie überaus diplomatisch und durchaus von dem Wunsch geleitet, nirgends anzuecken. Nur Graf Harry Keßler wagte damals schon die sehr positive Formulierung: „Wir kommen also logisch zu der Forderung eines gegenseitigen Garantievertrages der europäischen Völker, ja ... zur Forderung der Vereinigten Staaten von Europa. Anders läßt sich die Welt nicht mehr befrieden." Und Victor Basch, mit seinem durchgehenden Temperament, verlangte die Schaffung „der Brücke, die über den Abgrund führt, die Frankreich und Deutschland verbindet." Dem Ersten wird niemals verziehen. Wird Victor Basch, weil er als Erster so unzweideutig gesprochen hat, deswegen noch

heute von der deutschen Linkspresse so schlecht behandelt? Denn noch vor zwei Jahren attestierte ihm ein sonst als profranzösisch verzetertes demokratisches Blatt, daß er nicht geeignet sei, in Deutschland zu sprechen. Aber soll man sich über die Demokraten wundern, selbst 1922 noch äußerte einer der Erzväter des deutschen Pazifismus seine ernsten Bedenken, ob es nicht zu früh wäre, die deutsch-französische Verständigung einzuleiten. Denn die Pazifisten, die Sozialisten nicht weniger, liefen allzu lange mit schlechtem Gewissen herum, wenn es galt, für die Besserung der Beziehungen zu Frankreich etwas zu tun. Sie waren immer wieder um ihre nationale Reputation bange. So wurde kostbare Zeit vertrödelt. Hätte die deutsche Linke in den ersten Jahren nach dem Kriege etwas mehr Haltung gezeigt und mehr Mut, das offen auszusprechen, was ihr Gewissen und Verstand befahlen, es wäre nicht zu den zerrüttenden Reparationskrisen gekommen, die Schlußrechnung wäre billiger gewesen als die heutige, und vor allem wäre Deutschland das selbstvernichtende Jahr des Ruhrkriegs erspart geblieben.

Ein melancholischer und dennoch nicht überflüssiger Rückblick. Wie unbekümmert und pausbäckig nimmt sich daneben die Politik der Rechten aus! Die öffentliche Franzosenfresserei Hugenbergs und seiner Mitcherusker hindert sie nicht, ihre Agenten beim Erbfeind anpochen zu lassen, und sogar dem Stahlhelm sind jetzt solche Extratouren nachgewiesen worden. Allerdings darf man dabei nicht übersehen; alle diese deutschnationalen Versuche, die Aussöhnung mit Frankreich zu erreichen, haben ja nicht den Zweck, dem europäischen Frieden zu dienen, Ziel ist vielmehr das Militärbündnis gegen einen Dritten, gegen das rote Rußland. Denn Firmen von der militärischen Branche können sich immer nur gegen einen Dritten fusionieren. Sie begraben mit Glockenklang und Orgelspiel eine alte Erbfeindschaft, um eine neue gemeinsame aufzumachen.

Poincaré hat Herrn Arnold Rechberg, der ihm seine Pläne entwickelte, gelassen abgleiten lassen. Auch Aristide Briand schreckt vor dem harten Wort „militärische Allianz" zurück oder sagt statt dessen lieber „Paneuropa" und meint dasselbe. Wer weiß das? Aber hinter der alten und heute schon historischen Politikergeneration Frankreichs steht wartend der jüngere André Tardieu, in seinem verschlagenen, unpathetischen Realismus den deutschen Industrie- und Bankpolitikern nahe verwandt. Ich glaube, die deutschen und die französischen Verständigungsfreunde der Linken sollten sich etwas beeilen, sonst wird die Frage doch noch einmal von der Reaktion und ihren Generalen gelöst werden, und zwar so, daß uns allen die Augen übergehen.

Rute und Beil über Europa

I.

Das Regime Maniu von F. Krejcsi

62 erschossene und 74 schwer verwundete Arbeiter — das war die Bilanz des Streiks der Bergarbeiter von Lupeni. Der ruchlose Massenmord geschah während der Ministerpräsidentschaft des Herrn Maniu, jenes Maniu, der bei seinem Wahlsieg am 4. November 1928 von den Millionen der rumänischen Bevölkerung, auch von den Arbeitern und sicherlich auch von jenen Bergarbeitern, die nicht mehr sind, begeistert begrüßt wurde. Was ist hier geschehen? Wie konnte es zu diesem Blutvergießen kommen, das alle an Maniu und sein Regime geknüpften Illusionen zerstörte?

Julius Maniu ist ein gewiegter Politiker, der seine Kenntnisse und Erfahrungen im Kampfe mit den ungarischen Feudalherren im budapester Parlament erworben hat. Damals war Maniu — Vertreter der rumänischen Nationalität in Ungarn — Nationalrevolutionär. Er kämpfte für die Befreiung der Nationalitäten, für die Autonomie, für den Anschluß an das rumänische Mutterland. Der Zusammenbruch und der Sturz der Monarchie verwirklichten das Programm Manius. Er, der von den ungarischen Feudalherren verfolgt, gehaßt und eingekerkert wurde, gehörte zu den Mitbegründern Großrumäniens. Der Sieger Maniu hörte auf, Nationalrevolutionär zu sein, wurde der Führer einer gemäßigten Gruppe der rumänischen Bourgeoisie, der heftige Kämpfe mit den eigentlichen Herrschern Rumäniens, den Liberalen, der Dynastie Bratianu ausfocht.

Die Atmosphäre nach dem Kriege war gespannt, die Unzufriedenheit der Arbeiter und Bauern groß. Ausbrüche waren zu befürchten. Zur Beruhigung der Bauernschaft wurde eine Bodenreform versprochen und durchgeführt. Die Reform jedoch änderte nichts an der Not des Dorfes. Der Bauer ist heute mehr denn je verschuldet, er ist gezwungen, die ihm im Wege der Rumpfbodenreform zugewiesene Landparzelle zu verkaufen, da er die hohen Zinsen — die bis 70 Prozent reichen — nicht zahlen kann. In keinem Lande ist vielleicht die Armut so schrecklich groß wie in Rumänien, in diesem an Bodenschätzen und ertragfähigem Boden so reichen Lande. Bratianu und die Liberale Partei richteten den Staat im Interesse der rumänischen Bourgeoisie ein, sie reorganisierten den gesamten Verwaltungsapparat und besetzten alle Posten mit ihren Kreaturen. Bauern und Arbeiter aber und die untern Schichten des Kleinbürgertums wurden auf jede Art ausgebeutet, ihre Organisationen zerschlagen, ihre Fortentwicklung verhindert.

Die Unzufriedenheit der Bauern wuchs. Die Getreidepreise wurden herabgedrückt, die Preise für Industrieartikel infolge des Industrieprotektionismus hochgehalten, die Steuerschraube angezogen und damit die Verelendung breiter Bauernmassen verursacht. Die Bauern forderten immer dringender

eine neue Bodenreform, die Bauernpartei nahm diese Forderung in ihr Programm auf. Die Nationalpartei, deren Führer Maniu war, der mit der Bratianu-Herrschaft unzufriedene Flügel der Bourgeoisie, vereinte hinter sich alle oppositionellen Elemente. Maniu bekämpfte Bratianu und gewann dadurch viele Sympathien. Dabei kam es zur wiederholten Kooperation zwischen der Nationalpartei und der Bauernpartei, die schließlich zu einer Vereinigung dieser beiden Parteien unter dem Namen Nationale Bauernpartei führte. Diesem Gebilde strömten alle Unzufriedenen zu. Hinter ihr standen die Bauern mit ihrer Forderung der neuen Bodenreform, die Arbeiter mit ihren Forderungen nach höhern Löhnen, einer sozialen Gesetzgebung und dem Achtstundentag, hinter ihr standen die nationalen Minderheiten der Deutschen und Ungarn, die Klein- und Mittelbürger Siebenbürgens, des Banats, der Bukowina und teilweise auch Altrumäniens. Und der Führer dieser durch mächtige Sympathien getragenen Partei war Julius Maniu.

Im Sommer des vergangenen Jahres kam es zum großen Bauernkongreß von Alba Julia. Hunderttausende Bauern waren hier vereint und riefen nach Maniu. Sie weigerten sich, weiter mit Bratianu und seinen Behörden zu verhandeln. Maniu kam. Die Bauernschaft wollte ihn zum Führer ihrer Revolution haben. Maniu schrak vor der Bewegung zurück. Der Kongreß gab die Parole des Marsches nach Bukarest aus. Die Bergarbeiter schlossen sich an und marschierten an der Spitze der Bauernschaft.

Der Augenblick war kritisch. Da begann Maniu mit Bratianu Verhandlungen. Hinter den Kulissen kam es zu einem Kompromiß. Maniu wurde der Sieg bei den kommenden Wahlen zugesagt. Und er beruhigte die Bauern. Er hielt ihren Marsch nach Bukarest auf, desorganisierte ihre Kolonnen, der Marsch wurde abgebrochen. Bratianu sah die große Gefahr. Er überließ die Macht seinem politischen „Gegner". Der Wahlapparat arbeitet in Rumänien präzis. Die Verwaltung, Polizei, Soldateska, Richter, alle arbeiten nach Anweisungen mit Terror und Fälschungen. Im Sinne der Vereinbarung sollte diesmal Maniu die Wahlen organisieren. Er gab die Parole der Reinheit und Freiheit der Wahlen aus. Die Liberalen ließen dies zu, und Maniu erhielt eine gewaltige Mehrheit.

Maniu war das Idol. Er hatte vor den Wahlen viel versprochen und sein Regierungsprogramm war noch üppiger. Er hat nichts von diesen Versprechungen gehalten. Vom ersten Tage an enttäuschte er jene, die an ihn glaubten. Er hat den Belagerungszustand nicht aufgehoben, er hat die Freiheit der Presse nicht hergestellt, er hat keine neue Bodenreform gebracht, er hat keine sozialen Gesetze geschaffen, er hat die wirtschaftlichen Verhältnisse nicht gebessert, er hat nichts gegen die Korruption unternommen.

Sein großes Werk ist die Verbesserung des Gesetzes über die Nationalisierung der Bodenschätze, das heißt, er schuf ein neues Montangesetz, das die Anteilnahme des ausländischen Kapitals an der Ausbeutung der Bodenschätze Rumäniens er-

möglicht und ausländische Kapitalinvestitionen erleichtert. Anschließend daran hat er eine Verwaltungsreform geschaffen, doch deren Durchführung scheitert an der offenen Sabotage des Apparates, der aus Kreaturen der Liberalen besteht.

Das erbitterte die aufgeregten, ausgebeuteten, elenden, hungernden Massen noch mehr. Die Provokationen der Bureaukratie führten zu Unruhen, Streiks und Aufständen und endlich zum Blutbad von Lupeni.

Die Bergarbeiter dieses Reviers kämpften seit mehr als acht Monaten vergeblich für eine Lohnerhöhung. Diese mit ihren Familien in Erdlöchern hausenden, hungernden, frierenden Menschenwesen forderten Brot. Es kam zum Streik und endlich zu Zusammenstößen mit dem Militär. Ergebnis: 62 Tote und 74 Schwerverletzte.

II.

Litauen rächt Pogrome von E. Carlebach

Anfang August ist drei Tage lang Pogrom in einem Kownoer Stadtteil. Er verläuft so, wie das seit Menschengedenken üblich ist. Man pilgert in angetrunkener nationaler Begeisterung über die Wilja, auf einer von deutschen Pionieren erbauten Holzbrücke, die schon recht wacklig ist, in das kleine, zu hundert Prozent von Juden bewohnte Städtchen, das beim Schall lauter Tritte, wie seit Jahrhunderten, die Fensterläden verriegelt. Die Hooligans stoßen den ersten besten Laden auf, plündern ein bißchen, verlangen die Vorführung ängstlich versteckter Frauen, stoßen auf Weigerung, dröhnen auf die Tische, die Möbel, dann auf die Judenköpfe. Die Polizei kommt, leiht den Genossen in der Bande ihre Gummiknüppel, zeigt ihnen in dunklen Höfen den Weg zu Verstecken, hilft selbst ein bißchen mit, sucht und findet Branntwein, wohl auch ein verspätet heimkehrendes jüdisches Mädchen, gröhlt und schlägt bis in den Morgen.

Ist der Kater ausgeschlafen, wird das Spiel auf allseitigen Wunsch wiederholt, morgen und übermorgen und in acht Tagen, bis, unerfindlich warum, ein Rädelsführer verhaftet wird. Dann verläuft sich die Bande und die Juden öffnen die Läden wieder. Einer von ihnen telegraphiert es der ausländischen Presse, so erfährt es die Ortsbehörde beim Kaffee, beschließt energische Maßnahmen und läßt es bei einer Zählung der Toten und Verletzten bewenden.

In Kowno zählten sie in drei Tagen: 72.

Damit wäre, unter „normalen Verhältnissen", in Rußland zu prähistorischer Zeit ebenso wie jetzt, in Ungarn, Rumänien, Polen die Sache erledigt gewesen. Kurz nachher schon hätte man eine Anleihe bei Kuhn & Loeb in New York aufnehmen können; so vergeben und vergessen wärs gewesen.

Die inländischen Zeitungen dürfen natürlich nichts über den Pogrom bringen. Die Korrespondenten der auswärtigen Presse, unter Androhung der Ausweisung, schon gar nicht. Die letzten Blutspuren verwischt schließlich das offizielle Regierungsorgan ‚Lietuvos Aidas' und spricht von tollen Gerüchten

über ein Massaker, die untersucht und als aus der Luft gegriffen befunden worden sind.

Kennen Sie das litauische Staatswappen? Nein? Es hat einen Reiter hoch zu Roß, auf rotem Feld. Aber das Pferd steht steil, die Vorderbeine an den Leib gezogen. Wären sie es nämlich nicht, so kämen sie schon außerhalb Litauens zu stehen...

So groß ist das Land, und so groß ist seine Hauptstadt. Da ist die Aufklärung von Massenmorden natürlich schwer. Da kann es denn passieren, daß Krankenzüge und Totenbahren aus der Nebenstraße an den Kiosken in der Hauptallee vorbeiziehen, an denen man sich die Nachricht kaufen kann, daß noch nie ein Gerücht so haltlos war, wie das des gestrigen Judenmassakers.

In der Woche darauf aber ist zehnjähriger Geburtstag der litauischen Republik. Und die einzige auswärtige Glückwunsch-Delegation ist — — die der litauischen Juden Amerikas. Peinlich.

Da geht der Vertreter der lokalen jüdischen Presse zum Ministerpräsidenten und beschwert sich über die Vorfälle, sanft aber deutlich auf die amerikanische Delegation deutend, die, noch nichts ahnend, auf dem Meere schwimmt. Reflexe der Anleihelüsternheit vorauswerfend. Herr Woldemaras, der inzwischen vergangene Premierminister, läßt sich großartig Akten bringen, als ob das Gegröhl der letzten Nächte nicht bis in sein Schlafzimmer, schrägüber der Pogromstadt, gedrungen wäre, und findet, ein Massaker könne wohl nicht stattgefunden haben, sonst lägen ja Privatklagen der Verletzten vor. Dann zückt der Pressemann die Liste von 65 Aktenzeichen eingereichter Klagen und liest sie trocken und laut dem Präsidenten vor. Der hat sich schnell gefaßt und erklärt, dann ginge ja alles einen geordneten Instanzenweg. Warum dann noch die Pressezensur, beharrt aber der Redakteur. Die sei, mit gewissen Einschränkungen, notwendig. Schluß der Audienz.

Am Nachmittag verhaften sie 36 Judenkinder zwischen dreizehn und sechzehn Jahren, als — Kommunisten. Am nächsten Tag schreiben sie: Gestern wurde ein Verschwörernest ausgehoben, auf dessen Spur die nächtlichen Entdeckungen nationaler Arbeiter geführt haben. Punktum.

Also doch: nächtliche Entdeckungsfahrten nationaler Elemente in erbrochene Bürgerstuben? Also doch: Eingeständnis —?

Eigentlich ja. Aber eins mit groben Druckfehlern. Die Getroffenen, wie die gesamte Einwohnerschaft des überfallenen Stadtteils sind nämlich jüdisch-rechtsradikal. Kirchlich durch und durch. Hochburg der einzigen jüdischen Partei, die schon seit Jahren offiziell als regierungstreu bevorzugt, den andern als Muster der Loyalität dargestellt worden ist. Und dieser grüne Zweig am litauischen Baum ist über Nacht dürr geworden. Mehr noch: kommunistisch.

Und großmütig wird der Presse erlaubt, ausführliche Berichte darüber zu bringen, daß Talmudhochschüler und greise Tempeldiener drüben am Fluß zu Moskau übergetreten sind und nun der verdienten Bestrafung zugeführt werden.

Inzwischen landen die Amerikaner. Sie sind wirklich loyal. Schon aus Sentimentalität. Ein bißchen kokettiert man doch mit seiner Sehnsucht nach dem „alten Heim", wie sies dort nennen, ein bißchen einsam fühlt man sich noch im Schatten der Wolkenkratzer, wo sie singend und doch hart sprechen. Sie wollen der „kleinen Republik" von Herzen zum Geburtstag gratulieren. Sie bringen Blumen mit und ein paar Komplimente, und im Herzen die Sorge und den Wunsch, die Kleine möge wachsen, aber artig werden.

Wie sie ins Hotel kommen, ein Arbeiter, ein Richter und ein Arzt, erzählt man ihnen: So und so, Pogrom. Sie machen ein langes: Oh, I see und gehen zu Woldemaras, dem Häuptling, ins Zelt. Der verbeugt sich tief, redet ein langes und ein breites und schließt mit einem Bibelvers.

Niemandem ist er Rechenschaft schuldig, der Diktator, keinem Parlament, keiner Presse, nicht dem Mann auf der Straße. Unaufgefordert legt er sie jetzt ab, als drei Privatleute mit ihren Damen bei ihm erscheinen, drei, die, genauer besehen, nichts besitzen als einen amerikanischen Paß. Die fühlen denn auch, daß sie Oberwasser haben und fordern strenge Bestrafung der Hooligans. Erst versucht der Präsident schlecht informiert zu sein: Wie? Was für Hooligans? Aber dann besinnt er sich und sagt zu.

Diesmal hält er Wort. Schon am nächsten Morgen serviert er den Amerikanern zum Frühstück den Johanneskopf: den Chef der Polizei, fristlos entlassen. Der, von jeher ein Judenfreund, seit Wochen in Urlaub, ist erst gestern heimgekommen, ahnt nichts, weiß nichts, nur, daß man ihm seines Philosemitismus wegen einen Strick drehen will. Und er findet sein Entlassungsschreiben vor, geschrieben wegen eines Judenpogroms, der nur stattfinden konnte, weil er nicht da war.

Die Krone setzt man aber dem Liebeswerk wieder in der Regierungszeitung auf. Die schildert im Hauptblatt den freundlich herzlichen Empfang der Amerikaner und unter den Unfällen des einundzwanzigsten Tages im August: „Erst jetzt erfahren wir von Exzessen an Juden, die sich am ersten, zweiten und dritten August in der Vorstadt Slabadan ereignet haben. Es hat sich herausgestellt, daß an den Exzessen sogar Regierungsorgane teilgenommen haben, die, statt ihnen entgegenzutreten, mit den Hooligans Brüderschaft geschlossen hatten." — Nicht wahr, noch erfreulichere Morgenlektüre kann man den illustren Gästen doch schwer bieten?

Noch ist keiner der Räuber bestraft, schon sind alle, die inhaftiert waren, entlassen. Noch sitzen sechsunddreißig Kinder im Gefängnis, schon ist der Vorhang über diesem Schauspiel im Fallen. Und es wurde doch gespielt vor den Augen Europas.

III.

Spionagedelirien in Prag von Walter Lustig

Vor drei Monaten hat die tschechoslowakische Regierung den Bahnverkehr mit Ungarn eingestellt, weil der tschechoslowakische Verkehrsbeamte Pecha bei Nacht und Nebel von ungarischen Polizeiagenten wegen Spionage verhaftet und nach Ungarn verschleppt wurde. Pecha wurde in Haft behalten, der Eisenbahnverkehr wurde wieder aufgenommen und Anfang September würde der Angeklagte zu fünf Jahren schwerer Kerkerstrafe verurteilt — in geheimer Verhandlung, sagen wir, in vollkommen geheimer Verhandlung, weil nicht einmal ein Vertrauensmann zugegen sein durfte, im Interesse des Staates. Es wundert niemand mehr, wenn dieses Staatsinteresse mit den Interessen des Volkes nicht in Einklang gebracht werden kann, wenn im Gegenteil durch dieses Interesse nicht nur Einzelschicksale, sondern noch viel mehr wertvolles Volksgut aufgeopfert wird. Die offizielle Tschechoslowakei hat sich nicht sonderlich über diese Gerechtigkeit aufgeregt und ihren Angehörigen glatt fallen gelassen. Für die Presse war die Sache nur ein interessanter Spaltenfüller.

Diese maßvolle und diplomatische Zurückhaltung erscheint aber leicht verständlich, wenn Bedacht darauf genommen wird, wie man in der demokratischen Tschechoslowakei mit Ausländern „im Interesse des Staates und seiner Integrität" verfährt.

Es sind jetzt zwei Monate her, daß Herr Richard Oswald Gröschl, Bibliothekar der staatlichen Porzellanmanufaktur in Meißen, auf seiner Urlaubsreise die tschechische Stadt Kolin besuchte. Als Liebhaber historischer Forschung ging er, bewaffnet mit einem photographischen Apparat, dem Charakteristikum jeder Spionage, zum Schlachtfeld, wo anno 1757 die Schlacht von Kolin für Maria Theresias Größe ausgefochten wurde, und photographierte. Dabei wurde er wegen Verdachts des Verrats militärischer Geheimnisse vom Fleck weg verhaftet und dem Kreisgericht in Kuttenberg eingeliefert. Der Staatsanwalt bemüht sich seit dieser Zeit vergeblich — oder auch nicht —, irgend ein Anklagematerial zu konstruieren, denn nur den Verrat militärischer Geheimnisse des Jahres 1757 will heute wahrscheinlich nicht einmal ein Staatsanwalt behaupten, und der christlichsoziale deutsche Justizminister, Herr Universitätsprofessor Doktor Robert Mayr-Harting erklärte, sich in ein schwebendes Gerichtsverfahren nicht einmischen zu können. Es wird wohl schließlich doch keine Anklage erhoben werden, weil die Strategie des seligen Feldmarschalls Laudon jedem Geschichtsbuch zu entnehmen ist und auch für die Armee von heute kaum den Vorzug der Aktualität haben dürfte. Trotzdem sollte aber die deutsche Gesandtschaft energisch intervenieren. Vorläufig sitzt Herr Gröschl noch auf unabsehbare Zeit in Untersuchungshaft und schreibt an seinem Werk über das sächsische Porzellan.

In Proßnitz, einer kleinen Industriestadt in Mähren, lebte ein junger Däne, namens Larsen, vorübergehend als Praktikant eines Konfektionshauses. Als er an einem schönen Sonntag-

nachmittag auf dem Exerzierplatz inmitten von Soldaten und Zuschauern mit seinem Kodak ein landendes Flugzeug photographierte, wurde er augenblicklich verhaftet, des Verrates militärischer Geheimnisse beschuldigt, und nur den äußersten Anstrengungen des dänischen Gesandten ist es nach langen Wochen gelungen, daß der Verdächtige — nachdem man seine sämtlichen Musterkollektionen auf das sorgfältigste nach militärischen Geheimnissen durchsucht hatte — amtlich über die Grenze geschafft wurde.

Vor kurzem hatten drei Ausflügler einen tschechischen Soldaten des Diebstahls von 250 Reichsmark beschuldigt. Dieser Vaterlandsverteidiger erhob dagegen die sehr wirkungsvolle Kompensationseinrede des Verrates militärischer Geheimnisse. Ergebnis: der Dieb wird entlassen — es waren ja nur drei Verdächtige als Tatzeugen vorhanden — die drei Deutschen werden eingekerkert und erst nach neun vollen Wochen entlassen, nicht ohne daß sie einen Revers unterschreiben mußten, daß sie keine Ersatzforderung gegen den tschechischen Staat zu stellen hätten. Es sei nur nebenbei erwähnt, daß die Mutter des einen aus Gram darüber gestorben ist und daß der andre, ein Sattlermeister, materiell zugrunde gerichtet wurde.

Der schrecklichste Fall war aber die Verhaftung der Grete Steindl und ihres Freundes Norbert Böhm, beide aus Graz. Grete Steindl reiste mit Böhm Anfang März 1929 in die Tschechoslowakei. Als sie in Mährisch-Neustadt, einem unbedeutenden Landstädtchen bei Olmütz, das erst jetzt zu trauriger Berühmtheit gelangte, ahnungslos den Bahnhof photographierten, meldete sich mit urplötzlicher Heftigkeit die Staatsgewalt. Sie sah ihre militärischen Geheimnisse: einen Landbahnhof mit einer fürstlichen Anlage von vielleicht zwanzig Weichen und zehn Geleisen, auf das äußerste bedroht, verhaftete die Missetäter und ruhte dann aufseufzend nach dieser energievollen Tat auf den Akten Böhm-Steindl aus. Die Untersuchung dauerte sechs Monate — wie sollte man auch in der Schnelligkeit ein militärisches Geheimnis herbeizaubern? Grete Steindl verübte einen Selbstmordversuch, denn solche Verbrecher werden in gleicher Weise untergebracht wie die gemeinsten Delinquenten. Sie wurde in letzter Minute besinnungslos abgeschnitten. Norbert Böhm wurde unterdessen mit andern gemeinen Verbrechern in Haft gehalten... und nicht verhört. Vor wenigen Tagen hat ihn nun einer seiner Mitgefangenen, ein vollkommen vertierter Fleischer, auf offenem Gefängnishof, unter den Augen der Justizsoldaten, nach kurzem Wortwechsel erschlagen. Wäre der Selbstmordversuch der Grete Steindl gelungen, niemand hätte dem viel Beachtung geschenkt. So aber kam diese Tragödie dem armen Mädchen zu Hilfe: die in Gründung begriffene Liga für Menschenrechte, welche erst durch den lakonischen offiziellen Bericht von der Sache erfuhr, veranlaßte eine energische Intervention und erzielte mit Hilfe des letzten Restes von Verantwortungsgefühl bei den maßgebenden Faktoren die augenblickliche Enthaftung des unglücklichen Geschöpfes.

So erschütternd auch diese Menschenschicksale sind, erschrecklicher ist noch das System, welches diesen mitteleuropäischen Staat heute beherrscht, um so erschreckender, als man grade von dieser Republik kulturelle Taten erwartete, nicht zum mindesten deshalb, weil sich an ihre Spitze ein Mann gestellt hat, dessen Name mit Menschlichkeit seit vielen Jahren untrennbar verbunden war.

Die Freiheit des Einzelnen ist hier nicht einmal eine fadenscheinige Begründung wert, wenn es um die Erhaltung des bestehenden Regimes, um die geliebte Soldateska geht.

Wenn nur die beruhigenden Schritte der bewaffneten Staatsgewalt dem Volk ein Schauspiel geben können, dann wird auch das „mäßig erhöhte Militärbudget" den Friedensbestrebungen, den aufrichtigen Beteuerungen der Regierung keinen Abbruch tun, dann wird auch die Humanität sicher ruhen, wie in Abrahams Schoß... nur daß sie eben „in diesen schweren Zeiten bewaffnet sein muß", wie Präsident Masaryk in seiner letzten öffentlichen Rede in Brünn verkündet hat.

Die Regierung ist und bleibt aber unparteiisch: in schwebende Gerichtsverfahren darf sich der Justizminister erst mengen, wenn irgend ein fremder Staat etwas deutlicher zu sprechen beginnt. Im Interesse der Sicherheit des Staates darf die Presse sich über die überfüllten Untersuchungsgefängnisse nicht aufregen, sonst wird sie eingestellt oder konfisziert, wie es mit sämtlichen radikalsozialistischen Blättern geschieht. Sie darf nicht registrieren, wie viel Todesfälle diesmal die Manöver in Anwesenheit des Generals Pétain gekostet haben. Dabei wird geflissentlich übergangen, daß ein Gerichtsverfahren im Stadium der Voruntersuchung vom Staatsanwalt beherrscht wird, weil die Verteidigung erst nach Erhebung der Anklage zu Wort kommt, daß zahlreiche Prozesse gegen exponierte Politiker niemals beginnen und daß zum Beispiel die Frau des Justizministers kürzlich höchstpersönlich nach Kuttenberg gefahren ist, um die Enthaftung dreier Nonnen zu erwirken, die wegen Mordverdachts verhaftet worden waren. Dabei wird verschwiegen, daß der christlichsoziale Justizminister eine Verordnung erlassen hat, nach der Ehen von Ausländern katholischen Bekenntnisses nicht zu trennen sind, trotzdem das neue tschechoslowakische Ehegesetz im § 1 ausdrücklich jede Ehe für trennbar erklärt und damit dieses Überbleibsel katholischer Dogmatik aus dem Wege geräumt hatte; verschwiegen wird der Normalerlaß des Justizministers, daß in Spionageangelegenheiten der Staatsanwalt — also der Ankläger — die Untersuchung mit Umgehung des unabhängigen Untersuchungsrichters zu führen habe, trotzdem die zwingende Vorschrift des § 97 der Strafprozeßordnung bei sonstiger Nichtigkeit die Untersuchung ausschließlich dem Untersuchungsrichter überträgt, weil die Richter streng von der administrativen Staatsgewalt geschieden sind. Verschwiegen und vertuscht soll mit einem Wort ein System werden, dem nur noch ein Mussolini zur Vollkommenheit fehlt, und das als nächstes Ziel die militärische Allianz Polen—Tschechoslowakei—Rumänien—Südslawien anstrebt, gegen einen Feind, der erst gesucht wird.

Cavour und das Verschwiegene von Arnold Zweig

Durch Italien fahrend tut man gut, das Buch zu lesen, das der französische Diplomat und Schriftsteller Maurice Paléologue über den Grafen Camillo di Cavour veröffentlicht hat und das deutsch von Paul Baudisch vor einiger Zeit bei S. Fischer erschien. Während draußen die Poebene, die Emilia vorübergleitet, dann zwischen Florenz und Rom, zwischen Rom und Neapel und noch an den Abenden auf dem Posilipp vertieft man sich mit Nutzen völlig hingenommen in dieses außerordentliche Stück darstellender Menschenkenntnis. Was wußten Sie vorher von Cavour? Aber jetzt sehen Sie ihn, seine Antriebe, seinen Aufstieg, seine Lebensarbeit, sein Werk. Den Cavour-Denkmälern in Italien überall gibt dieses Buch plötzlich Leben. Das war ein Mann aus der Generation, die den Schriftsteller Henry Beyle hervorbrachte; tatfähig, sinnlich, ein Geist mit doppeltem und dreifachem Boden, der aus einem hohen Ziel den Mut zu bedenkenfreiem Handeln schöpft und dem es gelingt, die Einigung Italiens trotz militärischer Niederlagen im Verlauf eines kurzen Lebens verwirklichen zu helfen. Dieses Buch gibt die Hauptstationen eines Seelenablaufs vom jungen Kadetten bis zum sterbenden großen Cavour: seine Kämpfe, Winkelzüge, Kriegslisten, sein Wartenkönnen, seine unendliche Arbeit und, mit vorbildlicher Diskretion, die Rolle der Frauen in seinem Leben. Man sieht einen Bismarck ins Norditalienische übersetzt, aber während Bismarcks staatsmännischer Typ in allen wesentlichen Zügen ins 17. Jahrhundert zurückweist, in die Nachbarschaft mit dem großen Kardinal Richelieu, wie ihn Karl Federn glänzend geschildert hat, ist Cavour ganz und gar der Staatsmann des 18. Jahrhunderts, der, um bei Napoleon III. wichtige Dinge für Italien zu erreichen, ihm eine besonders schöne und kluge Florentinerin, Komtesse aus altem Hause, ins Bett schickt. Gelassen und ohne kleinbürgerlichen Habitus erzählt Paléologue von diesem abgelaufenen Stück Welt. Und wenn Peter Panter vor kurzem unsere heutigen Diplomaten mit dem Schatten Kurds von Schlözers überschattete, nickt man nur kurz vor sich hin bei dem Einfall, daß unsere Vorkriegs- und Kriegsdiplomaten auf dem wichtigen Boden Sankt Petersburgs mit diesem überlegenen und geschulten Kopfe zu tun gehabt haben, mit einem Europäer und Franzosen von vollendeter Form, dessen Klarheit den verwickelten Beziehungen des 19. Jahrhunderts ebenso gewachsen war wie denen bei Ausbruch der großen Katastrophe. Dieses Buch ist geradezu vorbildlich im Vortrag dessen, was es uns klärt, hinbaut, einprägt. Und man wird lange suchen müssen, um eine Gestalt, zu deren Beurteilung ich mich einigermaßen unterrichtet genug fühle, so von innen her erhellt und durchkonstruiert zu finden: nämlich die Napoleons III., der verschleierten, höchst modernen, in Apathie und Aktivität gleich launischen „Sphinx in den Tuilerien". Den Übergang eines alten Italien, dessen Reste der Weltkrieg beseitigt hat, zu dem neuen Italien, mit welchem wir leben, versteht man besser, wenn man als Grundlage dieses

ungewöhnlich kluge Stück biographischer Gestaltungskunst zu Hilfe nimmt.

•

Und freilich wird man von diesem Buche, von dieser meisterhaften Biographie, in einer umfassenden und gründlichen Weise hintergangen werden. Nicht als ob Paléologue sich mit Bewußtsein und Absicht auch nur einen Augenblick lang von dem entfernte, was er für Wahrheit hält. Aber in Wirklichkeit, vor der Gewalt der Dinge selber, entblößt diese Biographie eine Karikatur von Geschichtsdarstellung, eine freche und gründliche Verzerrung aller wesentlichen Umstände. Sie enthüllt dies nur an zwei oder drei Stellen, nämlich dort, wo sie mit der ausdrücklichen Billigung einer tiefen inneren Übereinstimmung zwei Männer anhaßt, deren Rolle bei der Einigung Italiens entweder nicht verstanden worden ist oder aber verschwiegen und lächerlich gemacht werden soll: Mazzini und Garibaldi. Den einen will Graf Cavour niederschießen lassen wie den beliebten tollen Hund, wenn er wagen würde, nach Italien zu kommen; dem anderen aber windet Cavour — mit begeistertem Aufleuchten seiner Blicke erzählt es Paléologue — die Anstrengung eines ganzen Lebens aus der Hand, dadurch, daß nach der Eroberung Siziliens durch die Tausend von Calatafimi, nach der Eroberung Calabriens und ganz Neapels, das piemontesische Heer die Früchte einsackt, die die begeisterten Freischaren säten und pflückten. Stur und blöd beschreibt Paléologue als den Condottiere oder den Roten Mann eine Gestalt wie Garibaldi, und der beste Beweis, wie wenig er ihn versteht, liegt in jenem Satze frevelhafter Anerkennung, den man wörtlich abschreiben muß: „Und dennoch ist er in dieser Minute" (nämlich als er sämtliche königlichen Auszeichnungen und Belohnungen ablehnt und sich freiwillig nach Caprera verbannt) „seines Lebens groß, ja sogar von einer sehr edlen Größe, denn nach sechs Monaten einer völlig unkontrollierten Diktatur führt er nichts mit sich als einen Sack Mehl, eine Schachtel geräucherter Heringe, vier Taler, ein Stück Käse und eine Brotkruste." Man beachte das Staunen des Bürgers Paléologue über diesen unverständlichen Roten Mann, der sich nicht bereichert: es ist das Staunen des Bürgers über den ihm fremden Typus des echten kämpfenden Sozialisten. Damit öffnen wir jenen Hohlraum, der das ganze Buch als eine glänzend gearbeitete Maske aus Pappmaché enthüllt. Von den wirklich treibenden Kräften, die zur Einigung Italiens führten, verrät der Verfasser kein Wort. Dieser Verfasser, Vertreter des französischen Volkes in St. Petersburg, gesteht nicht zu, daß die Einigung Italiens die unmittelbare Folge und Frucht der französischen Revolution darstellt und daß sie, ebenso wie jene, ihr ungeheures, grollendes und in die Wirklichkeit stoßendes Pathos von dem dumpfen Drang des Volkes nach dem Grund und Boden bekam, den es bearbeitet. Seit Krapotkins „Geschichte der französischen Revolution", deutsch von Gustav Landauer bei Thomas, Leipzig, kennt man ganz genau das Spiel dieser Kräfte, und man weiß, daß mit der Zerschlagung des ausschließlichen Eigentums, das Adel und Kirche am Boden des

Volkes sich angeeignet hatten, der wesentliche Stoß und die wesentliche erste Aufgabe jener Revolution erreicht war — freilich nur, um einem neuen, bürgerlichen und kleinbürgerlichen Eigentum an diesem grundsätzlichen Produktionsmittel Platz zu machen. Das Pathos und die Leidenschaft des Risorgimento entstammte auch in diesem Punkt dem Vorbild der Franzosen; und während das Selbstbestimmungsrecht der Nation über sich und ihre inneren Angelegenheiten, die Geburt des modernen Nationalismus, den einen Strang lieferte, mit dem man in Italien die fremden Dynastien von den Thronen reißen wollte, war der andere Strang, den das niedere Volk ergriff, und der dem Risorgimento jenen tief überwiegenden Grundton von unwiderstehlicher Verwirklichungsfähigkeit gab, eben jener Drang eines besitzlosen Volkes von Landarbeitern und Landbaukünstlern nach dem Acker, der Erdkrume, aus der es das Brot und die Frucht, den Wein und die Weide für die aristokratischen Landbesitzer zog — gewillt, von nun an erst einmal für den eigenen Bedarf zu arbeiten. „Die Massen sind materiell verelendet, das ist ein furchtbarer Hebel", sagt Büchners Danton, der wirklich die Gestalt eines großen Realisten, nämlich dieses Georg Büchner war. Dieser furchtbare Hebel ist es, der von dem Sozialisten Mazzini theoretisch in seinen leidenschaftlich wirkenden Schriften gerichtet und angesetzt, von dem Sozialisten Garibaldi praktisch gehandhabt wird mit einer unwiderstehlichen Wucht, die Dynastien vom Throne warf, mit nicht mehr als tausend Bewaffneten, während das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch die Bourbonenkönige Sizilien und Neapel mit Heeres- und Flottenmacht in ihrer Gewalt hatten halten können. Es ist wahr, daß als drittes, bürgerliches Element zu diesem nationalen Selbstbestimmungsrecht und der Kampfkraft der Hungernden um den Boden die großen Ideen der Revolution traten, hinter denen sich auch die Notwendigkeiten des bürgerlichen Handels und der Umformung verbargen, die vom aristokratischen ins bürgerliche Jahrhundert hinüberführten. Aber welche Tücke, nur diese Schicht sehen zu wollen, oder besser, nur sehen zu können! Gemeint ist hier — um dies ausdrücklich zu sagen — nicht die bewußte Tücke eines Einzelmenschen; gemeint ist vielmehr die klassenmäßige und allgemeine Tücke einer Schicht, in der dieser Diplomat aufwächst, ohne irgendeine Verbindung mit denjenigen Kräften zu haben, die ihm allererst ermöglichten, diese Stellung eines Botschafters in Petersburg als Nichtadliger überhaupt einzunehmen. So entstehen Bücher, und so entstehen vor den Büchern Schriftsteller als Wortführer ihrer Gruppen, um durch so glänzende literarische Gestaltungen die Irreführung der Gegenwart über die Vergangenheit auf die Spitze zu treiben. Kein Mensch versteht Bismarck, der nicht weiß, welche Kräfte zwischen 1789 und 1871 in Deutschland am Werke gewesen sind. Und man wünschte eine deutsche Geschichte für jene Zeit, wie sie für den Abschnitt 1871/1918 Dr. Arthur Rosenberg in seinem prachtvollen Buche „Die Entstehung der deutschen Republik" (Verlag Rowohlt, Berlin) im Aufriß und in der Zusammenfassung gegeben hat oder wie sie Benedetto Croce für den gleichen Zeitraum 1871/1915 für Italien niederlegte in jenem meister-

haften und geradezu unentbehrlichen Geschichtswerk, das, von Ernst Wilmersdörfer übersetzt, vor kurzem bei Lambert Schneider, Berlin, von Hegner wunderbar gedruckt, in unsere Hände gelegt worden ist.

Italien ist wichtig, wie Deutschland zwischen 1870 und 1919 von besorgniserregender Wichtigkeit war, nämlich als der Outsider, der auf Grund militaristischer Erregungen glaubt, die europäische Entwicklung aus besserer Einsicht zurechtrücken und befeuern zu können. Und darum lohnt es doppelt, Bücher zu betrachten wie diesen „Cavour", die mit bestechendem Talent von einer geschichtlichen Gestalt und Phase uns gerade denjenigen Ausschnitt hinhalten, den das bürgerliche Italien von heute allein kennen lernen soll. Aber die Wahrheit ist allemal vielflächig, und sie dreht sich langsam um ihre Achse; und so kann kein Zweifel darüber sein, daß auch einmal andere Betrachtungen, wie wir sie hier vorwegzunehmen versuchten, breitere Gültigkeit annehmen werden. Und dann werden sich die Paléologuen sehr wundern.

Nicht wundern werden sich freilich die deutschen Dichter, die in Romanen und Novellen das Risorgunento im deutschen Geiste einbürgerten, Ricarda Huch vor allem und Heinrich Mann. Ich weiß, daß der begabte Erzähler Alfred Neumann gestern und heute solche Bücher hervorgebracht hat — anständige Bücher, viel gelesen. Aber die meine ich jetzt nicht. Ich meine „Das Leben des Grafen Federigo Confaloniere", ich meine „Den Kampf um Rom", ich meine „Gestalten des Risorgimento", alle diese — man muß es heute ausdrücklich sagen — von Ricarda Huch. Und ich meine außer anderen Prosastücken Heinrich Manns die Novelle „Auferstehung", in der mehr bewältigte Historie und Gestaltungskraft steht als auf den vielen hundert Seiten von Paléologues „Cavour".

Schulkampf von Ignaz Wrobel

„Wer gegen mich zu rebellieren wagt . . .!"

Direktor Freitag,
Lessing-Gymnasium, Berlin

Da erscheint eine kleine Zeitschrift ‚Der Schulkampf', Organ der Sozialistischen Höheren Schüler, herausgegeben vom Sozialistischen Schülerbund. Bravo!

Was zunächst auffällt, ist die erstaunliche Reife der Aufsätze und des Tones. Hier ist mit gradezu intuitivem Scharfsinn zweierlei vermieden, was sonst fast jede deutsche Jugendbewegung von vornherein zum Scheitern verurteilt: das quitschige Pathos und die Funktionärsbrille. Was das Pathos angeht, so wird das noch am ehesten von den Machthabern geduldet, weil es ungefährlich ist: es ist einfach eine Pubertätserscheinung, wird als solche gewertet und tut keinem Men-

schen etwas zu Leide. Diese großen Worte werden später, mit der Klampfe, an die Wand gehängt... das bleibt nicht. Hier ist nichts davon. Hier ist auch nicht dieser schrecklich unjunge Typus, der zum Parteifunktionär prädestiniert ist; jener schon mit siebzehn Jahren besinnliche, vorsichtige, in der Organisation versaufende junge Herr — einer jener, von denen man sich später nie vorstellen kann, wie der wohl einmal jung gewesen sein mag. Nichts ist hier davon. Hier ist: Klarheit, Mut, Draufgängertum und scharfes Gefühl für die Realität. Dabei habens die Jungen nicht leicht.

Das preußische Kultusministerium, in dem heute der gescheite, gebildete und in seiner politischen Aktivität maßlos überschätzte Professor Becker sitzt, hat den Schülern und Schülerinnen eine kümmerliche Art „Selbstverwaltung" gegeben. Es gibt „Sprecher", die in geheimer Wahl gewählt werden; einen Schülerausschuß, eine Klassengemeinde, die in einer lehrplanmäßigen Stunde zur Aussprache über die Klassengemeinschaft aufzufordern ist; es gibt eine Schulgemeinde, und da, wo sie nicht besteht, soll über ihre Einführung zu Beginn jedes Schuljahres klassenweise abgestimmt werden ..., das steht auf dem Papier. Die Wirklichkeit sieht ganz anders aus.

Zweifellos hat sich das Verhältnis des Lehrers zum Schüler geändert, und zwar zum Bessern gewendet. Unsereiner hat die ganz bösen Zeiten — mit Prügelstrafe, mit schärfster Autorität der Pauker, mit Drill — nicht mehr erlebt; wobei hinzugefügt sein mag, daß ich in einer großen Stadt zur Schule gegangen bin, wo ja erfahrungsgemäß alles halb so schlimm zu sein pflegt. Wenn ich an meine Schulzeit zurückdenke, so tue ich das nicht mit dem Gefühl des Hasses, sondern mit dem einer unsäglichen Verachtung für die Typen, die uns da unterrichtet haben — und wie unterrichtet! Ich habe heute noch, nach vierundzwanzig Jahren, den Klang jenes Satzes im Ohr, den mir mein Freund Hans J. auf die Frage, wie denn die Herren Lehrer im Abitur gewesen seien, sagte: „Albern wie immer." Gelernt haben wir nicht viel — mein Wissen krankt noch jetzt an Lücken, die ich nie wieder aufzufüllen vermag. Dieser Unterricht war, in seinen großen Teilen und von erfreulichen Ausnahmen abgesehen, eine sinnlose Quälerei und das Fahrgeld nicht wert.

Ist das nun wirklich besser geworden? Es gibt heute schon, besonders unter den jüngeren Lehrern, eine Art sauberer Kameradschaft mit den Schülern, wirkliche Zusammenarbeit, aus der allein etwas gedeihen kann — aber das ist noch nicht überall so, es ist vor allem in der Provinz nicht so, wo der Direktor und sein Kollegium die „Autorität" wahren, jenes Gemisch aus privatem Sadismus, Faulheit und Unfähigkeit. Mit dem Knüppel kann jeder Hammel regieren. Und jeder Hammel tut es.

Zum ersten Mal, seit ich diese Dinge verfolge, tönt mir aus einer Schülerzeitschrift ein Ton entgegen, der ergreift: die fühlen mit dem Kopp, und sie denken mit dem Herzen, um ein Glasbrennersches Wort zu variieren.

Sie wissen:

Schulreform ohne Gesellschaftsreform ist ein Unding. Sie wissen: es gibt keinen objektiven Unterricht, jeder Unterricht hat vielmehr die natürliche Tendenz, die Grundlagen der herrschenden Klasse zu vertreten und sie in die Köpfe der Jungen und Mädchen hineinzutrommeln, und zwar — und das ist die Gefahr! — als selbstverständlich und untendenziös hineinzutrommeln. Das lehnen diese tapfern Jungen ab.

Sie wissen: mit einer gesunden Aufklärung über die Welt, über die Geschlechter, über die Wirtschaft, über den Staat zu warten, bis man „heraus" ist, führt zu gar nichts; die entscheidenden Jahre müssen genutzt werden. Und sie wissen: nur wirklich freie Persönlichkeiten sind befugt und legitimiert, Kinder zu erziehen. (Man erlasse mir das schreckliche Wort: „Jugendliche".) Was finden sie nun vor?

Sie finden das vor, was wir in ganz Deutschland zurzeit sehen: eine Reaktion, um so gefährlicher, als sie in den Formen häufig verbindlich ist. „Es ist alles gar nicht so schlimm." Es ist genau so schlimm, wie es gewesen ist — es ist viel schlimmer; aber man merkt das nicht immer gleich so. Wo die Herrschenden so töricht sind, ganz aus sich herauszugehen, entstehen diese Vorkommnisse, von denen der ‚Schulkampf' noch massenhaft zu berichten weiß: der jetzige Direktor des Goethegymnasiums in Frankfurt am Main, Herr Neustadt, der früher in Berlin Lehrer gewesen ist, tituliert seine Schüler zum Beispiel so:

„Louis — lackierter Affe — gespreizte Null — Roß — Rindvieh — Idiot — Klötzkopf — Knote — Lumpengesindel — mulmige Pflaume", und dergleichen berechtigt offenbar zu einer Beförderung, nicht etwa zur Pensionierung. Und so hundertfach.

Viel schlimmer als alles dieses ist der Ungeist, der durch viele Klassen weht.

Was da heute getrieben wird, ist nicht Fisch und nicht Fleisch. Es ist nicht mehr die alte Paukschule, wo nur gebimst wird, es ist aber auch noch nicht die neue Schule, in der Menschen herangebildet werden. Das mag für die Provinzialschulkollegien schwer sein; sie haben ja selbst kein geschlossenes Weltbild, wie sollen sie den andern eins geben! Das Tragische an dieser jungen Generation, das sie deutlich fühlen, ist: sie baden die trüben Jugendideale mäßiger Kleinbürger aus. Jeder lebt ja sein Leben zu Ende ... diese das ihre, und was auffällt, ist die vollendete Hilflosigkeit dieser Männer. Da schreibt — nicht im ‚Schulkampf' — ein „Oberstudiendirektor" über die Not des

Literaturunterrichts in der großstädtischen Schule. Der Mann gehört zu den Denkenden unter seinen Genossen, er will etwas für die Jugend tun, er fühlt, wie ihm die Felle unterm Stuhl wegschwimmen, aber er kann nicht. Hilflos, hilflos ... Daß es mit der Emilia Galotti nicht mehr geht, weiß er. „Wer kann nun von früheren Dichtern als Wegweiser und Wegdeuter herangezogen werden?" Ja, wer wohl? „... Vielleicht solche Leute wie Oscar Wilde..." Das ist in seiner Jugend „modern" gewesen, das galt als dekadent, pervers, neue Zeit, was weiß ich — und er glaubt wirklich, daß so eine Kunstblume noch einmal aufblühen wird! Es ist ein Jammer.

Das alles wissen die jungen Schüler des ‚Schulkampfes' genau, sie machen sich nichts vor, kaum ein Aufsatz ist darin, der mit Phrasen gefüllt ist, fast alle weisen Gedanken auf — und wer zu dieser Jugend geht und nicht ebenso viel von ihr lernt, wie er sie zu lehren ausgesandt ist, der mag ja ein ganz braver Studienrat sein, aber ein Lehrer ist er nicht. Die Lehrerschaft hat denn auch das einzige getan, was ihr zu tun übrig blieb: der ‚Schulkampf' ist in den Schulen verboten. Und wird hoffentlich vierfach vertrieben und gelesen.

Das sexuelle Gebiet spielt keine übermäßig große Rolle in diesen Heften. Und das ist recht so. Wie himmelweit ist diese verständige Jugend von solchen Ausverkäufen in Jugend entfernt wie Klaus Mann sel. Erben! Für diese Heutigen ist vieles selbstverständlich geworden; einmal lehnt eine ganze Oberprima diese traurige „Aufklärung" ab, die man ihr offiziell zum Abschied mit ins Leben geben will: so will sie nicht aufgeklärt werden — entweder ganz oder gar nicht. Die Provinzialschulkollegien wählen: halb.

Zwei Gedanken durchziehen diese ausgezeichneten Hefte: der Klassenkampf und der Kampf gegen die falsche Autorität, gegen jene, die nicht erarbeitet, sondern eingesetzt ist. Hiergegen bäumt sich alles in der guten Jugend auf — und rechtens.

Was den Klassenkampf angeht, so können ja nun die Liberalen aller Schattierungen — einschließlich der Sozialdemokraten — heulen: „Kommunisten! Kommunistisch verhetzt! Kommunistisch mißbraucht!" Davon ist keine Rede. Diese Gruppe besteht kaum aus Kommunisten, schwört gewiß nicht auf das Kommunistische Manifest — fühlt aber, daß ohne das Proletariat jede Bewegung im Keim verdorren muß. Lieber kommunistisch beeinflußt als national verhetzt; zum Beispiel von dem durch das Kultusministerium gehätschelten „Verein für das Deutschtum im Ausland". Über die Nationalen auf den Schulen ist nicht zu reden: dieses mulmige Pathos, diese trübe Erkenntnislosigkeit, diese bramsige Mannbarkeit, die gar keine ist, richten sich selbst. Was die zahmen SPD-Leute angeht, so wissen sie nicht, was sie an der Jugend sündigen. Sie fühlen ja die eigenen Niederlagen nicht; neulich schrieb einer von

ihnen, wir hier „kläfften, während sie reiten". Reiten? wirklich reiten? Aber das Grausig-Komische ist doch eben, daß sie nicht reiten; daß sie im Chausseegraben liegen, seit 1918; von einer Position in die andere gedrängt, vertrieben, verhöhnt, nicht ernst genommen, geschlagen auf allen wichtigen Gebieten — wirklich: reiten?

Gegen solche Halbheiten steht diese Jugend.

Sie steht ebenso scharf gegen die Lehrer, die nur Pauker und Feldwebel geblieben sind. Gegen jene, die gegen den Kalender leben. Wüßten diese kleinbürgerlichen Pensionsrentner nur, wieviel echte, wieviel innere Disziplin in diesen Jungen und Mädchen ist — wie schwer und wie leicht es ist, mit der Klasse Ordnung zu halten, statt über und gegen sie: sie faßten ihr Amt anders auf. Aber daran ist nicht zu denken; auch gibt es da eine Sorte nationaler Lehrerinnen, die noch weitaus schauerlicher sind als ihre männlichen Kollegen; wieviel verglimmende Brunst ist in dieser Militär- und Gewaltanbetung ... Dralles Blüten-Illusion.

Ganz besonders übel ist es in der Provinz. Was von da an Beschwerden in die Hefte des ‚Schulkampfs' dringt, schreit nach Besserung. Weiß Herr Becker das? Aber ich kann im Schlaf hersagen, was er erwidern wird: „Man kann nicht immer so ... wir haben eine Koalitionsregierung ... Sie glauben nicht, wie schwer es ist, Fachleute zu finden, die den Anforderungen ... solange keine direkten Verstöße gegen die Verordnungen nachgewiesen sind ..." Gute Nacht. Kein Satz davon schlägt durch: als ob sich ein Geist jemals hindern ließe, zu wirken — und noch dazu, wenn man die Macht hat! Von da ist nicht viel zu erhoffen — heute nicht.

Halt dich wacker, guter ‚Schulkampf'! Geh ran. Sags ihnen. Und nenn, wie bisher, Namen. Stell sie an den Pranger. Lehrer sind keine Götzen, sie sind nicht vom Himmel heruntergefallen. Steh ein für die guten — peitsche die schlechten. Ihr seid eine Macht. Heute eine kleine, morgen eine größere; auch ihr Schulklassen steht in einem Klassenkampf — vergeßt es nie. Und kämpft für ein besseres, für ein neues Deutschland!

*

Das Blatt erscheint im Verlag ‚Der Schulkampf', Berlin-Neukölln, Pannierstraße 21. Das Abonnement kostet 45 Pfennig vierteljährlich; Postscheckkonto Berlin 403 91 (Schneider, Berlin).

Bericht über unser Abitur von einem Schüler

Die letzten Wochen vorm Abitur brachten statt der nötigen Ruhe nur Beunruhigung. Wir Schüler wurden systematisch, wie üblich, hineingehetzt. Das Kesseltreiben auf das letzte bißchen Ruhe begann mehrere Wochen vor der eigentlichen Prüfung. Ein Gerücht jagte das andre. Der Schulrat sollte „persönlich" kommen, und deshalb wurde das Abitur um Wochen hinausgeschoben! Ein Lehrer

erzählte stundenlang Schauermärchen über den Schulrat, statt zu unterrichten. Jedes Gerücht wurde von den ängstlich gemachten Schülern verzehnfacht, nur wenige hatten die Ruhe, spazieren zu gehen, statt sich zu überarbeiten, selbst wenn ihnen von gütigen Lehrern täglich neue Lücken in ihrem Wissen nachgewiesen wurden.

Da unsre Klasse zweiundzwanzig Mann stark war, mußte in zwei Abteilungen geprüft werden. Es wurde der ersten Hälfte aufgetragen, morgens Punkt acht Uhr zu erscheinen. Die Schüler kamen zur Zeit, aber bei den Lehrern schien etwas in Unordnung geraten zu sein, es wurde nach einem Aktendeckel gesucht, dann kam eine Konferenz, die bis gegen halb Zehn dauerte. Bei den Schülern erhöhte das die Freude und Ruhe nicht grade — sie hätten eine Stunde länger schlafen können! Kurz nach halb Zehn endlich wurden alle vierzehn in das Prüfungszimmer geführt, wo das zahlreiche Lehrerkollegium versammelt war, und dem Prüfungsleiter, Herrn Oberschulrat Edert, vorgestellt. Und dann wurde in einem Gebet der Segen Gottes für diesen Tag herabgefleht.

Geprüft wurden je vier Schüler, die übrigen zehn mußten in der Klasse warten. Die vier waren durchschnittlich eine Stunde im Prüfungszimmer, und jeder sollte in etwa zwei Fächern geprüft werden. Als die ersten zurückkamen, erzählten sie den andern, die gespannt lauschten, von der Prüfung: Der Schulrat ist ganz nett, und wenn er einen Witz macht, lachen alle Lehrer schallend. Dieses Lachen trägt natürlich nicht grade zur Beruhigung der Schüler bei.

Das Schlimmste war die Wartezeit in der schlecht gelüfteten Klasse. Nur wenige hatten das Glück, schon am Vormittag in zwei Fächern geprüft zu werden; aber auch ihnen wurde nicht gesagt, ob sie fertig seien, auch sie mußten viele Stunden lang in der Klasse warten, um „da zu sein, falls der Herr Oberschulrat sie noch einmal zu sehen wünsche." Die andern, die noch gar nicht drangekommen waren, mußten in noch größerer Ungewißheit warten. Nach zwei Stunden Mittagspause ging die Prüfung weiter. Mehrere Schüler waren jetzt am Nachmittag überhaupt noch nicht geprüft, die andern warteten ängstlich auf das „nächste Fach". Wäre am Morgen bekanntgegeben worden, worin jeder geprüft werden würde, wären alle viel ruhiger gewesen. Statt dessen hielt „man" — das muß der Herr Oberschulrat gewesen sein, denn am nächsten Tage nach seiner Abreise war es anders! — eine nervenaufreibende Geheimniskrämerei für tunlicher.

Einer der Schüler kam abends um sieben zum ersten Mal in die Prüfung. Er hatte seit Punkt acht Uhr morgens, also elf Stunden lang, gewartet. Man bedenke, was das für ohnehin schon überreizte Nerven bedeutet. Selbst wer am Morgen geprüft war und sich sagen durfte, daß er durchgekommen sei, war abends sieben Uhr kaum noch denkfähig. Wieviel größer aber mußte die Aufregung bei dem sein, der um diese Zeit überhaupt noch nicht geprüft war? Wozu diese sinnlose Quälerei? Hätte der Herr Prüfungsleiter mit seinem Stabe, dem „Prüfungsausschuß", sich nicht vorher überlegen können, wieviel Schüler am Vormittag, wieviel am Nachmittag geprüft werden würden, und hätte er dann nicht jedem Schüler etwas genauer sagen können, wann er geprüft werden sollte? Jener Mitschüler fiel durch, als er endlich geprüft wurde. Ist es nicht wahrscheinlich, daß die elf Stunden Wartezeit erhebliche Schuld daran tragen?

Der zweite, der durchfiel, war der fleißigste Schüler der Klasse. Er machte seit Jahren fast alle Aufgaben schriftlich, arbeitete Inhaltsangaben undsoweiter aus, und die ganze Klasse profitierte von seinem Fleiß. Keiner von uns dachte daran, daß grade er durchfallen könnte, aber er hatte, soviel ich weiß, „Pech im Deutschen",

er wurde in Deutsch „vom Schulrat persönlich" geprüft — und fiel durch. „Da war mit dem besten Willen nichts zu machen!" Wozu hatte er Jahre lang gearbeitet? Wozu Jahre lang glatt gestanden, jedenfalls glatter als viele, die am nächsten Tage durchkamen? Die Lehrer kannten seinen Fleiß; konnten sie ihn nicht „retten" — oder wollten oder wagten sie es nicht?

Am Abend um halb Neun wurden die, die bestanden hatten, vor den Schulrat geführt. (Die beiden Durchgefallenen hatte man vorher weggeschickt, unter Aufsicht eines Lehrers. Hatte man Angst...?) Die zwölf kamen nicht mit Siegermienen, sie waren alle betrübt über die Beiden, die so wider Erwarten durchgefallen waren. Am nächsten Tage wurde nach andern Regeln geprüft. Das war an sich erfreulich und für die Schüler günstig, gegen die Andern war es ungerecht. Der Schulrat war fort, und das war sicher schon eine große Erleichterung und Beruhigung für die Schüler. Die Prüfung leitete der Direktor. Den acht Prüflingen wurde auch gesagt, in welchen Fächern sie geprüft werden würden. Das war die zweite große Erleichterung! Ob auch die Prüfung selbst leichter war, läßt sich schwer beweisen. Immerhin fiel an diesem Tage nur einer durch, obwohl, nach dem Klassenbuch zu urteilen, der schlechtere Teil der Klasse dran war. Steckte in dieser Prüfung und in ihrem Resultat wirklich irgend ein vernünftiger Sinn?

Ich habe mich erkältet von Theobald Tiger

Ich weiß dicht, was bit beider Dase ist —
da ist was dridd...
Doch soll bich dies dicht hindern,
euch, lieben Kindern,
ein deutsches Lied zu singen — uns allen zum Gewidd —:

Barkig schallt der Ruf der deutschen Bannen:
„Heil deb großen Zeppeliend!
Welcher butig flog von dannen,
über alle Welten hiend!"
Alle Benschen konnten ihn sehnd!
Welch ein Phädobeend —!

Donnen, Deger und Berlider Dutten
labten sich an seinemb Bild —
ohmb schrieben sie mit Underwoodn,
und sie aßen Hubber, Lachs und Wild,
sowie auch die leckre Barbelade —
daß ich dicht dabei war, das war schade.

Eckners Namb' sollt man id Barbor ritzen,
auf Zigarren, id ded Steid vomb Dobido —
auf deb Präsidentenstuhle sollt er sitzen,
dafür neblich ist derselbe do...
Alle, alle kedden ihnd ja schond,
selbst Biß Babbitt und Frau Dathadsohnd.

Kein Bobent kann dieser Ruhmb sich wandeln.
Darumb bache ich ihmb dies Gedicht.
Was ist in der Dase... oder in ded Bandeln...
Aber Gottseidank: ban berkt es dicht.

Hamlet, Prinz von Oels von Rudolf Arnheim

Erwin Piscator gewidmet

(Im Hintergrunde der Bühne ein Paternosterfahrstuhl in Bewegung. Dem Fahrstuhl entsteigt)

Bernardo: Wer da?

(Er steigt wieder ein und fährt in den Schnürboden hinauf. Dem Fahrstuhl entsteigt)

Francisco: Nein, mir antwortet: steht und gebt euch kund!

(Er steigt wieder ein und fährt in den Schnürboden hinauf. Dem Fahrstuhl entsteigt aufs neue)

Bernardo: Es schlug schon zwölf ... mach dich zu Bett, Francisco! (Ab wie oben.)

Francisco (Auftritt wie oben. Er schreitet an die Rampe. Musik):

Dank für die Ablösung!
S' ist bitter kalt, und mir ist schlimm zu Mut.
Der fette König schnarcht im Bett mit Thermophor.
Uns wärmt allein der roten Flamme Glut.
Rote Flamme, lodre empor!

Der Geist Shakespeares (ruft aus der dritten Versenkung):

Sie werden verzeihen, von wem ist das?

Das dramaturgische Kollektiv (in der Proszeniumsloge):

Brav, alter Maulwurf! Wühlst so hurtig fort?

Bernardo (aus dem Fahrstuhl): He, ist Horatio da? (Ab.)

Horatio (schwingt sich an einem am Kronleuchter befestigten Trapez aus dem dritten Rang auf die Bühne und geht mit einer doppelten Hechtrolle zu Boden): Ein Stück von ihm.

Francisco: Wieso bloß ein Stück?

Horatio: Mir ist der hydraulische Balkon über den Magen gefahren. Doch still, schaut, wies da wiederkommt. Ich kreuz es ...

Hast du Gebrauch der Stimme, hast du Laute:
Sprich zu mir!

(Ein Scheinwerfer enthüllt einen riesigen Lautsprecher von Siemens &Halske, der langsam auf die Bühne sinkt.)

Lautsprecher:

O seht, der Morgen tritt im roten Kleid
Auf jener Höhe ostwärts durch den Tau!
Von Rußland kommt er, der uns einst befreit.
Achtung, Achtung, es beginnt die Bühnenschau!
Folgt das aus dem Brockhaus Gezogene:

(Auf dem Prospekt erscheint ein Film. Der Prospekt entstammt der Firma „Shakespeare, Bacon & Eggs" und bietet, wegen Räumung des Lagers, ff. Königsdramen zu ermäßigten Preisen an. Auf dem Filmbild sieht man Hamlet mit Hakenkreuz, Monokel und Reitpeitsche, und es spielt sich das nachfolgende Drama ab.)

Der Song vom Prinzen Hamlet

Lautsprecher (singt):

Hamlet, sagenhafter Prinz von Dänemark,
Held der bekannten Shakespeareschen Tragödie.
Nach der zuerst im Saxo Grammaticus vorkommenden Sage
lebte H. 500 vor Christus,
erstach seinen Oheim, den Mörder seines Vaters ...

Sprechchor: Der Bluthund!

Lautsprecher (singt):

... vermählte sich mit der schottischen Prinzessin Hernumtrut,
wurde aber von König Viglet
Auf der Hamletsheide in Jütland besiegt und getötet.
Vgl. Zinzow: Die Hamletsage (1877).

Eine Mutter aus dem Stehparkett (gellend): Der Bluthund!
(Donnerschlag. Zwei Großbanken fusionieren sich.)
Hamlet (im Tonfilm): Ja, Mutter, es ist gemein!

(Wehklagen und Kindergeschrei in den hängenden Gärten.)
Lautsprecher (sich rot färbend): Achtung, Achtung, hier Exekutivkomitee Moskau auf Welle 48. Die weitere Vorführung des konterrevolutionären Bildstreifens: Hamlet, Prinz von Oels, wird hiermit untersagt. Das inkriminierte Material ist einzustampfen.
Nelkenkranz und *Sichelstern* (Mitglieder des Arbeiter- und Soldatenrats Helsingör, treten auf und reißen die Projektionsleinwand herunter. Eine Metallkugel, den Globus darstellend, rollte auf die Bühne. In ihrem Innern verborgen: Prinz Hamlet).
Hamlet (näselnd, aus dem Innern der Kugel):

O schmölze doch dies allzufeste Fleisch,
Zerging und löste sich in einen Tau.
Wir sind doch hier nicht in der Scala, meine Herren!
Parole: Menschenleben in Gefahr!

Vierstimmiger Choral aus der Kuppel:

Tretet der Barmer Ersatzkasse bei!

(Orgel.)

Marcellus (vorm Mikrophon): Etwas ist faul im Staate Dänemark.
(Eine Jazzkapelle setzt rauschend ein. Aus der Tiefe steigt eine riesige Grammophonplatte, auf ihr rotierend Polonius, bucklig, mit einem Banjo.)

Seccorezitativ betr. den Untergang Dänemarks

(Musik, nach Motiven von Joh. Seb. Bach, von Kurt Weill.)

Polonius (singt und begleitet sich auf dem Banjo):
Im Jahre des Herrn 1840 trug es sich zu, daß alle Welt geschätzet wurde. Die ortsanwesende Bevölkerung betrug 1 289 075 Köpfe, die Faröer und Island nicht eingerechnet. Da versammelten sich die Schriftgelehrten und Faröisäer und sprachen:
Chor: Lasset uns die Umsatzsteuer erhöhen!
Polonius (spielt und singt):
Da verdreifachte sich der Auswanderungskoeffizient, und die Zuckerfabriken und Raffinerien sprachen:
Chor: Der Tag der ungesüßten Brote stehet vor der Türe.
Polonius (spielt und singt):
Und die Staatsbank in Kopenhagen erhöhete den Diskont. Da wollte niemand mehr Kronen annehmen in seine Hand, und es geschah, daß Krone und Hofstaat ins Wanken gerieten und die Ordnung im Staate darniederlag und jämmerlich zerbrach.

(Krach. Die Bühne bricht zusammen. Trümmer fallen vom Schnürboden, im Filmbild erscheinen Beamte der Baupolizei mit Feuerwehrhelmen.)

Erster Theaterkritiker:

So hat man die Teile in seiner Hand
Fehlt leider nur das laufende Band.

(Der Globus zerbirst; Hamlet, in Uniform, wird sichtbar und fährt auf dem laufenden Band in die Mitte der Bühne.)

Der Etappensong

Hamlet (singt):

Mordbrennen,
Pennen,
Sechstagerennen,
Tage der Rosen in Suff und Puff —
Immer feste druff!

(Er salutiert. Trommelwirbel.)

Freudenhaus,
Im Sturmgebraus,
Juden raus!
Tage der Rosen in Suff und Puff —
Immer feste druff!

(Er salutiert. Trommelwirbel.)

Does your mother know, that you are out, Cäcilie?
And does she know, that I'm about to steel you?

Rechtsanwalt Meyer III (erhebt sich in der zehnten Reihe):

Im Namen meines Mandanten, des ehemaligen Herrscherhauses, erhebe ich gegen eine solche Verunglimpfung energischen Protest. Diesem Unfug muß endlich gesteuert werden...

Reichswehrleutnant (an der Spitze seiner Abteilung):

Mit Steuerkarten läßt sichs trefflich steuern!
Gewehr an die Backe! Achtung! Feuern!

(Ein Schuß. Meyer III ab in die Charité.)

Hamlet:

Sein oder Nichtsein kommt hier nicht in Frage.
Meine Herrn, wie ist denn eing'lich die Lage...

Chor der Streicher im Orchester (dumpf murmelnd):

Die Mitternacht rückt näher schon,
Herr Shakespeare wirkt jetzt langsam monoton.
Rotstift, Rotstift, oder ich fall um!

Schutzpolizei (tritt auf):

Straße frei! Wer weiterspricht, wird gestrichen!

(Eine riesige Kanone taucht langsam aus der Dunkelheit auf. Hamlet klettert in das Rohr, Shakespeares Geist greift zur Zündschnur, eine Detonation — Hamlet wird raketenartig in den Schnürboden geschossen. Im Hintergrund eilige Vorbereitungen zu einer neuen Première.)

Abblenden.

Zur modernen Klangfarbe von James Simon

Eine gute Orchestration ist eine gute Stimmführung.
Rimsky-Korssakow

Neue musikalische Inhalte verlangen neue Ausdrucksmittel. So mußte auch der klangliche Apparat im Lauf der Zeiten sich immer wieder wandeln. Verfolgt man etwa die Orchestration von der vorklassischen Epoche bis zur Spätromantik, so erkennt man im ganzen das Bestreben, das Orchesterkolorit zu bereichern. Zugleich zeigt sich jedoch, wie auf Perioden üppiger, schwelgerischer Farbengebung solche des sparsamen, diskreten Klanges folgen — Reaktionen, die auch bei ein und demselben Komponisten anzutreffen sind. Drei Beispiele aus unsrer Zeit: Nach dem Riesenorchester der „Elektra" begnügt sich Strauß in „Ariadne" mit einem Kammerorchester von sechsunddreißig Mann; noch schroffer ist der Übergang Strawinskys von der „Frühlingsweihe" zur „Geschichte vom Soldaten"; Schönbergs „Gurrelieder" bedeuten mit ihrer Überfülle von Mixturen den Ausgang seiner impressionistischen Epoche, die von der expressionistischen abgelöst wird.

Und dem Impressionismus, der die Umrisse verfließen läßt, entspricht natürlich ein andres Klangideal als dem Expressionismus, der das Hauptgewicht auf die musikalische Substanz legt und die Eigenkraft der melodischen Linie betont. Überhaupt ist die Klangfarbe als ein einzelnes musikalisches Element von den andern Elementen wie Rhythmus, Melodik, Harmonik nicht abzulösen. Die lineare Polyphonie, die sogenannte Atonalität, die Polytonalität, das heißt: das gleichzeitige Erklingen verschiedner Harmonien (noch schüchtern bei Debussy, mutiger bei Casella, am rücksichtslosesten bei Milhaud) — sie alle sind unzertrennlich mit dem Klanglichen verknüpft.

Die letzten fünfundzwanzig Jahre brachten eine unerschöpfliche Fülle neuer Klangbilder. Mit den betörenden Eingangstakten der „Salome" sprang eine ganz neue Klangwelt auf. Ein Magier des Klanges, zumal der geheimnisvollen Zwischenfarben ist Busoni, der zuerst in der „Berceuse élégiacque" seinen eignen Ton fand und im sublim empfundenen Instrumentalvorspiel, in den Glocken-Imitationen und „Pax"-Rufen seines „Doktor Faust" seinen Traum einer Urmusik verwirklichte. Eine höchst aparte Kombination ist die Verwebung einer Sprechstimme mit Kammermusik in Schönbergs groteskem Zyklus „Pierrot lunaire". Neben diesen pikanten, raffinierten Klangmischungen findet sich ein Hang zum Primitiven, Elementaren des Klanges. Archaisierende Tendenzen führen zur Vereinfachung (Blochs concerto grosso, Strawinskys Ballettsuite „Apollon", die sich auf die Streicher beschränkt). In Debussys „la mer" verwehen die Klänge ins Irreale, die Hörner werden symbolisch — es ist „als wenn Hörner klängen". Experimentierlust befriedigt sich in bizarren Effekten: das glissando zum Beispiel, sonst nur dem Klavier und der Harfe vergönnt, wird bei Schönberg und Strawinsky sogar auf die Posaunen übertragen.

Gegenwärtig ist eine Bevorzugung der Bläser gegenüber den Streichern, die doch einmal der Kern des Orchesters waren, deutlich wahrzunehmen. Das dürfte darin begründet sein, daß es der neuen Tonsprache, etwa der gern ironisierenden Musik Hindemiths, auf die Streicher, insofern sie Träger der warmen, inbrünstigen Empfindung sind, nicht mehr so ankommt. Man hat auch entdeckt, daß das Klavier mit den Bläsern besser verschmilzt als mit den Streichern: Strawinsky stützt in seinem Klavierkonzert den Solopart, von den Kontrabässen abgesehen, nur durch Bläser; die Literatur auf diesem Gebiet, bisher ziemlich dürftig, wächst nun kräftig an. So sei wenigstens die Holzbläserverwendung näher betrachtet.

Die Flöte wird von Debussy und überhaupt den Neufranzosen zu pastoralen Wirkungen ausgenutzt, von Strawinsky, der ihrer Technik in der „Nachtigall" viel zumütet, zu brillanten Effekten. Das tiefe, hornartige Register der Altflöte verwendet Pfitzner im „Palestrina". Die zarte und zugleich spitze Oboe klagt eindringlich über gedämpften Geigen im zweiten Gesang des „Liedes von der Erde". Die noch mildere Oboe d'amore, die wir aus der Bachzeit kennen, taucht

wieder auf in der „Domestica"; Strauß belebt auch wieder das Bassetthorn, das aus Mozarts letzten Werken bekannt ist. Delius fordert in seiner Tanzrhapsodie eine Baritonoboe, eine Oktave tiefer stehend als die übliche. An ihre Stelle setzten die Jüngeren das Heckelphon, das nach seinem Erbauer benannt ist. Englisch-Horn ist kein Zusatzinstrument mehr. Außerordentlich gesteigert hat sich Technik und Verwendung der Klarinetten: bei Strauß, Mahler, Schreker sind sie die wichtigste Gruppe der Holzbläser; und — nach Art der Tonerzeugung auch zur Klarinetten-Familie gehörig — das Saxophon: im Jazz zunächst, alsdann in der „Drei-Groschen-Oper", im „Jonny", aber auch als Attribut des dämonischen „Cardillac". Es ist kein absolut neues Instrument, vielmehr schon bei Meyerbeer, Bizet und andern im frühern französischen Opernorchester heimisch. Daß sich das Saxophon auch glücklich lyrischer Intention fügt, möge meine demnächst herauskommende Kammerkantate dartun. Vom Fagott werden die hohen, gepreßt-klingenden Töne mehr als vordem ausgenutzt, Baßklarinette und das nach Beethoven lange vernachlässigte Kontrafagott werden gelockerter und isoliert gebraucht.

Infolge der neuen rhythmischen Interessen wird das Schlagzeug, dessen feinere Nuancierung auf Debussy und Rimsky-Korssakow zurückzuführen ist, immer ausgiebiger verwendet. In einem Potpourri von Krenek gibt es sogar eine amüsante Episode nur für Schlagzeug. Wie man sich bei Debussy am besten über moderne Harfenbehandlung unterrichten kann, so bei Mahler über die vielen Möglichkeiten der Schlaginstrumente, denen er in der Vierten Sinfonie Schellengeläute, in der Sechsten Hämmer zugesellt. Eine entscheidende Rolle spielt bei ihm die Pauke, zumal in allen volkstümlichen und marschartigen Partien; er weiß aber auch dem übrigen Schlagwerk wie Tamtam, Triangel, leisen Beckenschlägen, Glocken, frappante Wirkungen abzugewinnen. Im Finale der sogenannten tragischen Sinfonie ertönen Herdenglocken, vom Schöpfer selbst symbolisch gedeutet als das letzte Geräusch, das der zur Höhe steigende Wanderer von der Erde her vernimmt. Wenn in der Achten die Mater gloriosa naht, so hören wir nur das schwächste Register des Harmoniums und leise Harfenakkorde, darüber die Solovioline vibrando pianissimo. Das Klavier treffen wir als Bestandteil des Orchesters namentlich in der russischen Musik: Strawinsky läßt bei der Schilderung einer russischen Bauernhochzeit die Vokalpartie von vier Klavieren und Schlagzeug begleiten. Den Vorläufer des Klaviers, das Cembalo, verbindet der Spanier de Falla mit Flöte, Oboe, Klarinette, Violine und Cello, ohne freilich die Eigenart des Soloinstruments genügend zur Geltung zu bringen.

Es ist schwer zu entscheiden, ob das Kammerorchester mehr infolge wirtschaftlicher Not oder wegen einer plötzlichen inneren Abkehr vom großen Orchester aufgekommen ist. In der Kammersinfonie von Schönberg sind allerdings die fünfzehn Soloinstrumente so polyphon verwertet, daß die bescheidene Palette einem vollen Orchester ebenbürtig ist. In der

Regel jedoch eignet sich die kammermusikalische Schreibart, deren immer noch unerreichtes Muster das Siegfried-Idyll darstellt, lediglich für intime Gedanken knappen Formats. Das Kammerorchester fungiert als delikate Begleitung einer Singstimme, eines Solos; es illustriert mimische Vorgänge. Wirken Trompete und Posaune mit, so werden sie ohne Rücksicht auf ihr besonderes Timbre rein als Stimme verwandt. Ein neuer Kammerstil bildet sich aus.

Schließlich begegnet uns die moderne Klangfarbe auf von der modernen Technik neu erschlossenen Gebieten. Jörg Mager kann auf seinem Sphärophon über tausend verschiedene Klanggebilde herstellen; die elektrische Musik ist zurzeit beim „Superpiano", einer verfeinerten Theremin-Konstruktion, angelangt, und der Tonfilm wird die Komponisten vor ganz neue koloristische Probleme stellen.

Ein gutes Mädchen träumt von Erich Kästner

Ihr träumte, sie träfe ihn im Café.
Er läse. Und säße beim Essen.
Und sähe sie an. Und sagte zu ihr:
„Du hast das Buch vergessen!"

Da nickte sie. Und drehte sich um.
Und lächelte verstohlen.
Und trat auf die späte Straße hinaus
und dachte: Ich will es holen.

Der Weg war weit. Sie lief und lief.
Und summte ein paar Lieder.
Sie stieg in die Wohnung. Und blieb eine Zeit.
Und schließlich ging sie wieder.

Und als sie das Café betrat,
saß er noch immer beim Essen.
Er sah sie kommen. Und rief ihr zu:
„Du hast das Buch vergessen!"

Da stand sie still und erschrak vor sich.
Und konnte es nicht verstehen.
Dann nickte sie wieder. Und trat vor die Tür,
um den Weg noch einmal zu gehen.

Sie war so müde. Und ging. Und kam.
Und hätte so gerne gesessen.
Er sah kaum hoch. Und sagte bloß:
„Du hast das Buch vergessen!"

Sie kehrte um. Sie kam. Sie ging.
Schlich Treppen auf und nieder.
Und immer wieder fragte er.
Und immer ging sie wieder.

Sie lief wie durch die Ewigkeit!
Sie weinte. Und er lachte.
Ihr flossen Tränen in den Mund.
Auch noch, als sie erwachte.

Bemerkungen

Johann Schober

Es gibt ein Wort, das von der Vorstellung eines oesterreichischen Beamten untrennbar ist, das heißt: „loyal".

Ich weiß nicht, ob es die Habsburger eingeführt haben, um ihre mißvergnügten Untertanen um so leichter zu domestizieren oder die Journalisten als Dankabstattung für behördliche Auskünfte; ich weiß nur, daß der heikle Organismus Altoesterreichs ohne dieses Wort, in dem sich die Schmiegsamkeit, Gesellschaftlichkeit, Umgänglichkeit, ja eine gewisse Generosität des herrschenden mit der Pflichtsachlichkeit und Zuverlässigkeit des dienenden Menschen mischt, nicht hätte bestehen können. Der Mythos der „Verantwortlichkeit", der diesem Staat zugrunde lag und ihn erhielt, mußte auch einen eignen Beamtentypus erschaffen: die Figur des noblen, humanistisch gebildeten Herrn, der weiß, was sich nach unten schickt und der je nach Bedarf die Saiten der Pfiffigkeit oder Biederkeit aufziehen kann. So waren die Lieblingsminister Franz Josefs, so war Taaffe, so war Körber. So war die ganze Bureaukratie des Staates, mit ihrem zugleich herablassenden und alleruntertänigsten, charmanten Lächelgesicht.

Altoesterreich starb, seine Bureaukratie ging in Pension oder in die neuen Staaten, aber das Wort „loyal" blieb. Nur hatte es fortan einen neuen, weniger erquicklichen Sinn. Wie aus den Ministerpräsidenten Bundeskanzler, aus Sektionschefs Konzipisten, aus Weltstädtern Provinziale wurden, so blieb von der Loyalität des Beamtentums nichts mehr übrig als eine gefrorene Grimasse und ein steifer Buckel. Die Subalternität kopierte den Herrschaftsgeist. Im Innern antiloyal aus Prinzip und Neigung, führte sie desto öfter das Wort „loyal" im Munde. Der lächelnde Weltmann ging ab und an seine Stelle trat der lächelnde Vorstadtkaffeesieder, in dessen Untertänigkeit die Bereitschaft zum Hinauswerfen bereits ihre Konturen abbildet.

Eingeweihten wird es nicht entgangen sein, daß ich längst mitten in der Beschreibung Schobers halte, des neuen Bundeskanzlers, den man neuerdings als Mann der „starken Hand" an die Spitze der oesterreichischen Regierung gerufen hat, weil und nachdem er so lange Zeit jenen gegenüber, vor deren Übergriffen er den Staat jetzt als Kanzler schützen soll, als Polizeipräsident eine sehr schwache Hand bewiesen hat.

Ich sehe den Mann noch vor mir, wie er als Kläger in einem Presseprozeß Zeugnis ablegte. Damals war ihm von einem Redakteur nachgesagt worden, daß er als Polizeipräsident der Republik Oesterreich deren hakenkreuzlerischen Feinden Vorschub leiste — ein Vorwurf, der durch seine neue Ernennung zum Kanzler übrigens weniger widerlegt als bewiesen scheint. Schober, bis dahin kein Freund des Gerichtssaals, stellte sich dem ungewissen Urteil der Geschworenen. (Daß ihre Judikatur endlich abgeschafft werde, mag dafür des Heimwehrkanzlers erste Sorge sein.) Aber seinem vorahnenden Gemüt wurde in dieser Situation etwas schwummrig. Er eilte auf zwei langen Taumelbeinen, deren Ungradheit der gravitätische Bratenrock kaum zudeckte, in den Saal; jeder Zoll ein Profoß, kein Präsident; in seinem Gesicht malte sich erdfahl die Verzagtheit des Augenblicks. Er rezitierte seine Aussage in einem Ton submissester Sattelfestheit, wie ein Vorgesetzter, der als Prüfling dasteht. Und aus diesem blassen Gerede, das mit seiner Häufung von Fürwörtern und Vorwörtern, mit seinen Verschachtelungen und Verwahrungen wie ein vorgetragenes Communiqué klang, waren immer nur zwei Worte, zwei Versicherungen zu hören: „Ich bin loyal"

und: „Ich tue meine Pflicht". (Der Angeklagte wurde freigesprochen.)

Ja, loyal war der Mann aus dem Oberoesterreichischen, der es sich zum Ziel setzte, den widerspenstigen Weltstädtern Wiens auf welser und lambacher Art mores beizubringen und zu diesem Behuf dem wiener Wachecorps aus entfernten Marktflecken und Dörfern neues, zuverlässiges Blut zuführte — loyal war er immer. Loyal versicherte er den Kaiser Karl seiner Treue, loyal schützte er die Ungestörtheit des Umsturzes, loyal wartete er als Kanzler in Genua auf Ententekredite, loyal verhandelte er in Lana mit Benesch und Masaryk, loyal schwor er dennoch auf die großdeutsche Bewegung, loyal übernahm er ein zweites Mal das Polizeipräsidium, loyal stritt er das Vorhandensein hakenkreuzlerischer Komplotte ab, loyal verhandelte er stets mit den Organisatoren der Straßenexzesse, loyal ließ er am 15. Juli 1927 in das wiener Volk hineinschießen — nein, es ist ihm, dessen Streben doch immer nur war, alle Macht in den Händen einer reaktionären Polizei zu sammeln, keine Dienstverletzung vorzuwerfen. Mit loyaler Kaffeesiederwärme schüttelte er Hände, machte sein Buckerl, gab Versicherungen ab, während der Rechtsradikalismus unter seinem gnädigen Augen schrittweise das Feld gewann. Sicherlich war der Mann dabei immer ehrlicher als Seipel, sein grimmiger Widersacher und Nebenbuhler. (Heute vermutlich sein Protektor.) Aber dem Beamten, den jener Mythos der Verantwortlichkeit nicht mehr im Zaume hält, dem Nichts-als-Beamten fehlt zur Loyalität die Idee, der er sie bezeugen soll; seine Loyalität richtet sich nach den Ereignissen; sie gilt dem Stärkern und dem Augenblick; das heißt: der „Aufrechterhaltung der Ordnung". Welche Ordnung das ist, bleibt ihr in der Theorie wurst — in der Praxis ist ihr natürlich die monarchische am liebsten.

Kanzler Schober wird die Republik Oesterreich mit starker Hand verteidigen. Es wird nur von den Umständen abhängen, gegen wen.

Anton Kuh

Sieben Berliner fahren nach Amerika

Sieben Berliner fahren nach Amerika. An ihrer Spitze steht der berliner Oberbürgermeister, und die Fortsetzung der offiziellen Liste, die vom Magistrat der Reichshauptstadt herausgegeben worden ist, lautet: Frau Anna Böß, Stadtrat Wilhelm Benecke, Frau Dorothea Benecke, Stadtmedizinalrat Prof. Dr. Wilhelm v. Drigalski, Stadtschulrat Jens Nydahl, Obermagistratsrat Dr. Willy Müller-Wieland.

Es ist kaum ein Monat vergangen, seitdem der berliner Stadtrat Busch aus Amerika zurückgekehrt ist. Er fuhr hinüber, um das Markthallenwesen zu studieren, weil man in Berlin eine neue Markthalle bauen will. Und wenige Wochen bevor Busch in Berlin wieder eintraf, kamen der Direktor der berliner Verkehrsgesellschaft, Stadtrat Reuter, und der Stadtbaurat Wagner von ihrer U.S.A.-Fahrt zurück. Berlin ist eine große Stadt mit sehr vielen Straßenbahnen und Omnibussen und mit einem großen U-Bahnnetz. Man will sie weiter ausbauen. Man hat sie vor kurzer Zeit in kommunale Verwaltung gebracht. Weil aber Amerika noch größere Städte, noch mehr Verkehr hat als Berlin, fuhr der Direktor der berliner Verkehrs-AG. nach Amerika, um dort in einigen Wochen die ganzen Probleme zu studieren. Der Stadtbaurat reiste mit dem gleichen Zweck für sein Ressort.

Es gibt Leute, die behaupten, daß beim berliner Magistrat die Amerikareisen zu einer Modesache geworden seien. Wenn Walker Böß besucht, soll Böß auch Walker besuchen. Das gehört sich nun einmal so, und

Berlin muß die Formen wahren. Der Besuch des Oberbürgermeisters und seiner Begleitung dauert aber über sechs Wochen, und man darf fragen: „Was macht der Oberbürgermeister so lange in Amerika?" Es wird gesagt: „Auch er studiert". Und weil er offiziell reist, gibt es auch ein offizielles Programm.

Daß alles in diesem Programm Arbeit ist, kann man nicht sagen, man kann es auch kaum verlangen. Sehr vieles aber mutet zumindest recht eigenartig an. Nach einem Besuch bei Walker steht als erstes „Rundfahrten" auf der Liste. Es heißt da: „Autofahrt durch die Stadt (auch Führung durch die schlechtern Viertel: Bowerstreet, Chinesenviertel, Judenviertel, Italienisches Viertel, Negerviertel, besonders interessant gegen Abend)". Niemand wird einer offiziellen Persönlichkeit auf einer offiziellen Reise nicht auch Privatvergnügen gönnen. Auch Walker ist abends am Kurfürstendamm und in der Friedrichstraße spazierengegangen. Was aber sieht Böß sich weiter an?

Er macht Hoch- und U-Bahnfahrten, er besichtigt U-Bahnbauten und die Hudson-Brücke. Er interessiert sich für planfreie Straßenkreuzungen in New York und für Etagenstraßen in Chikago. Er wird sich auf der Hochbahn auch den Weichenstellerturm im Loop anschauen. Er besucht in New York und Philadelphia die Markthallen. Er zeigt Interesse für Siedlungen und Wochenendkolonien, für Freibäder und Parks. Besonders erwähnt wird das Musterfreibad „Rye Beach mit Rummelplatz". Er feiert zweimal Wochenende am Michigan-See und fährt einmal zum Weekend nach Atlantic-City. In Washington interessieren ihn vor allem die Friedhöfe und die Museen. In Saint Louis überreicht er dem Bürgermeister Miller feierlich einen berliner Bären. Neben dem Besuch verschiedener Clubs wird er in New York einen Abend im Roxy-Theater und einen im Ziegfield-Theater verbringen, und in Philadelphia wird er neben der Brücke über den Delaware-River die Marineflugzeugfabrik besichtigen. Bei einer Küstenfahrt von Los Angeles nach der mexikanischen Grenze werden Ölfelder und Bohrtürme bewundert, und nach einem Besuch beim Bürgermeister von San Franzisco (der, wie ausdrücklich im Programm steht, „bereits sechzehn Jahre hintereinander Bürgermeister" ist), wird das Schwimmbad des Herrn Fleischhacker bestaunt werden. Und weil man schon nach Kalifornien kommt, will man Hollywood nicht unbesichtigt lassen. Am 17. Oktober wird ein Ausflug nach „San Matteo (wo die reichsten Leute aus San Franzisco wohnen)" unternommen, „evtl. noch weiter nach San José". Am 23. Oktober bespricht man in New York das Gesehene, sendet Dankschreiben an die Bürgermeister etcetera und sichtet das gesamte Material.

Man sage nicht, daß diese Reise nicht vielseitig sei. Aber —: Reuter, der Verkehrsfachmann, hat sich das angesehen, was in sein Fach schlägt. Busch studierte die Markthallen, Wagner die städtebaulichen Probleme. Ist es unbedingt notwendig, daß Böß all dieses nachkontrolliert?

Heinz Medefind

Konjunktur

Wenn du ein dickes Erfolgbuch schreiben willst, so nimm zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand . . .:

1. Das Buch muß in der grade verwichenen Vergangenheit spielen.

2. Das Buch muß ein Ereignis behandeln, an dem möglichst viel Leute — deine Abnehmer — teilgenommen haben: Weltkrieg erwünscht, kleinere Freikorpskämpfe sind auch sehr schön.

3. Das Buch muß sein wie die amerikanischen Kriegsfilme: so rum und auch so rum. Leg dich auf keinen Standpunkt fest; verleih ihm aber kräftigen Ausdruck.

3a. Patriotisch darf es sein.

4. In dem Buch müssen einige krasse Szenen enthalten sein. Das Wort „Scheibe" darf heute auf keinem Toilettentisch fehlen. Sei ein Mann! wenn nicht von vorn, dann von hinten.

5. In dem Buch müssen einige zarte Szenen enthalten sein: vergiß der Liebe nicht. Liebe ist hier aber nicht Liebe wie bei dem gottseligen Storm oder Gottfried Keller — Liebe ist zu verstehen als Miniaturmalerei allgemein erheiternder Vorgänge. Jeder Leser ist ein Stückchen Voyeur; gib ihm was zu sehen. Und sag alles, wies ist. Dein Buch muß nur mit einer Hand gelesen werden können.

6. Verwende vierzehn Tage auf die Niederschrift des Buches; zwei Monate auf die Erfindung seines Titels.

7. So wie sein Druck sei auch deine Charakterzeichnung: schwarz-weiß. Zeige die Gegner deiner von dir nicht gehabten Meinung als Schurken, Feiglinge, Lumpen, bezahlte Subjekte ... es darf kein anständiger Kerl unter ihnen sein, wie im Leben. Deine Freunde dagegen seien

8. nicht nur ritterlich, hochbegabt, feinfühlend, edel, wollüstig und kühn —, sondern sie seien auch klug, und zwar deshalb klug, weil sie deiner Meinung sind. Das schmeichelt dem Leser und bringt — schlechtgerechnet — zwanzigtausend Stück mehr.

9. Denk stets daran, das Gute, Wahre und Schöne in deinem Buch hochzuhalten und flatternd ein Banner wehen zu lassen, das keinen Menschen verpflichtet, auch nur einen Deut anders zu leben, als er es gewohnt ist; sei ein strenger Prophet deines Volkes, aber sei ein bequemer Prophet. Verschreibe Diät — ohne Berufsstörung. Wenn die Muse dich küßt, so sieht eine Nation auf dich; die schwere sittliche Verantwortung ruht auf dir, ein Land zu bessern, an dem die Welt einst genas, rühre die Trommel und vergiß nicht,

10. mit deinem Verleger 15 % abzumachen.

Peter Panter

Kriegsbücher in Frankreich

Der Verlag Stock bringt soeben „Im Westen nichts Neues" in einer Auflage von Hunderttausend heraus. Schon jetzt kann man sagen, daß das Buch einen bedeutenden Erfolg haben wird. Und einen unerwarteten.

Unerwartet: denn seit fast zehn Jahren will das französische Publikum keine Kriegsbücher mehr sehen. Das einzige, das im vergangenen Jahr erschien, ist „Marceau-la-Rose" von Elie Richard, das, obwohl von ausgezeichnetem literarischen Wert, drei Jahre lang von mehreren Verlegern abgelehnt worden war. Auf den Bücherwagen an der Seine kann man für einen Franken sämtliche Kriegsbücher kaufen, die Hachette abstößt, und unter ihnen so wertvolle Werke wie „Meine Kanone" von Lintier.

Trotzdem erscheint „Im Westen nichts Neues" unter der Parole „Die Stimme von drüben", und schon ist die Begeisterung allgemein, von der ‚Humanité' bis zu Clément Vautel. Lobeshymnen auf der ganzen Linie. Die bedeutendsten Kritiker sprechen von „dem größten Kriegsbuch", das Latzko, Barbusse und Dorgelès vergessen lasse. Ablehnende Stimmen sind selten. Als fast einzige versucht ‚Monde' in einem ausgezeichneten Artikel von Philipp Soupault eine soziale Erklärung für das Buch von Remarque zu geben und nähert sich dabei den von Sclutius und Arnold Zweig in der ‚Weltbühne' vertretenen Ansichten. Der Verherrlichung der Front wird die soziale Kritik eines Glaeser und Ginster gegenübergestellt.

Woher kommt der Erfolg von Remarque?

Nach meiner Meinung ist er unabhängig vom eigentlichen Wert des Buches. Ganz gewiß sind vom rein literarischen Standpunkt „Feu", „Les Croix de Bois" und „Civilisation" besser, und als Dokumente stehen sie auch nicht nach. Er kommt auch nicht daher, weil „die Stimme von drüben" den ehemaligen Poilus etwas Neues erzählt. Es ist ein-

zig der völlige Mangel an politischer Tendenz, der jeden das Buch auslegen läßt, wie es ihm gefällt, zugunsten des Krieges oder gegen ihn. Und im gegenwärtigen Augenblick freut sich die Kritik in Frankreich, daß sie endlich Gelegenheit hat, dem „Feuer" von Barbusse etwas gegenüberzustellen.

Während des Krieges war „Feuer" in Kasernen, Militärlagern und an der Front verboten. Die Papierknappheit hat es übrigens damals verhindert, daß die Auflage so wuchs wie die Nachfrage. In Amerika hat Tardieu interveniert, um die Übersetzung zu verhindern. Trotzdem hat das Werk eine Auflage erreicht, die heute 530 000 überschreitet, außerdem ist es in fünfzig fremde Sprachen übersetzt worden.

Die Sabotage hat das „Feuer", dieses defaitistische und kriegsgegnerische Werk, nicht hindern können, die Massen zu erobern und volkstümlich zu bleiben. Und doch gefällt man sich heute darin, ein Buch zu verherrlichen, das sich passiv zum Krieg verhält und stellt es demjenigen gegenüber, das gegen ihn revoltiert.

Wir wollen uns zum Schluß diese kleine Anekdote anhören: Die Buchhandlung Stock legt handschriftliche Briefe von Remarque ins Schaufenster. Sie betonen die ausgezeichnete Übersetzung. Aber einer von ihnen enthält ungefähr folgende Stelle: „Auf Seite 111 habe ich die fünf letzten Zeilen ausgelassen, da sie eine einzelne Episode streifen, die der Verbreitung in Frankreich schaden könnte.". Der Verleger schreibt an den Rand: „Wir haben die fünf Zeilen doch stehen lassen."

Die fünf Zeilen sind diejenigen, in denen von deutschen Soldaten die Rede ist, denen von Franzosen die Nase abgeschnitten und die Augen ausgestochen wurden.

A. Habaru

Einzelrichter

„Hören Sie zu", sagt der Einzelrichter zum Angeklagten, „wenn Sie jetzt noch ein Wort sagen, dann nehme ich Sie in Ordnungsstrafe. Das heißt, ich lasse Sie sofort abführen, vertage und setze neuen Termin an. Jetzt hab ich das satt..."

„Ich muß mich aber doch verteidigen", meint der Angeklagte, der vor drei Monaten einmal in einer Nacht eins über den Durst getrunken hat — also durchaus kein Mörder ist.

„Aber nur, wenn ich Sie frage", sagt jetzt der Einzelrichter, „da ich Zeugen habe, werde ich Sie wahrscheinlich gar nicht fragen."

Der Angeklagte gibt die Sache auf, resigniert läßt er den Kopf hängen. Da, eine Wendung — der Einzelrichter geruht den Angeklagten doch etwas zu fragen:

„Weshalb trinken Sie denn Bier und Schnaps, wenn Sie es nicht vertragen können? Sie müssen Wasser trinken — Wasser können Sie in ungeahnten Mengen trinken... warm auch kalt — das schadet Ihnen bestimmt nichts?"

„Ja..."

„Darauf brauchen Sie mir nicht zu antworten", sagt der Einzelrichter... und verurteilt den Angeklagten. „Nächste Sache!"

befiehlt der Mann im Talar — und arbeitet treu und fleißig den ganzen Vormittag.

Erich Rohde

Wie sie lügen

Zeitungsnachrichten werden mit unglaublichem Appetit verschlungen. Wir Journalisten können nicht so viel Nachrichten heranholen, wie gebraucht werden. Deshalb erfinden wir gelegentlich welche. Neulich erfand ich diese:

„In dem Dorfe Gosen setzte ein Bienenschwarm tagelang alle Bewohner in Aufregung. Die Bienen nahmen von dem einzigen Briefkasten des Ortes Besitz. Und da ihnen nicht klar zu machen war, welchen besonderen Zwecken ein Briefkasten dient, mußten sämtliche Briefe auf das Postamt getragen werden."

Mein Chefredakteur fand die Nachricht dünn und fragte: „Können nicht einige Personen an Bienenstichen darniederliegen?"

Ich bat, doch bei der Wahrheit zu bleiben.

„Wieso? Andre Blätter machen sicher weit mehr daraus."

Nun konnten aber andre Blätter gar nichts daraus machen. Wir hatten die Nachricht allein. Aber nach Tagen hielt mein Bienenschwarm Einzug in die Spalten eines Abendblattes. Da war auf einmal von gestochenen Personen die Rede.

Nun fingen die Redakteure Feuer und „machten was daraus". Ein Blatt versah die gestochenen Personen mit Schwellungen und ließ sie mutmaßlicher Blutvergiftung wegen ins Krankenhaus bringen. Ein andres unternahm den Versuch, die Bienen zu vertreiben: „Die Absicht, sie mit Honig an einen andern Ort zu treiben, scheiterte. Auch das Ausräuchern des Briefkastens endete mit einem Mißerfolg." Worauf ein Morgenblatt sie tatsächlich vertrieb: „Der nächste Angriff setzte mit gewaltigen Kannen Petroleums ein. Vor dem Ausmaß dieser Behälter streckten die Bienen die Waffen, nicht ohne zahlreiche Tote und Verwundete zu hinterlassen."

Mein Chefredakteur sah mich mißbilligend an.

„Sehen Sie", rief er, „da haben wirs! Die sind weit tüchtiger als wir!"

Und als er mich fragte, ob man das Petroleum nicht explodieren lassen könne, um wenigstens eine Sensation für das Abendblatt zu haben, — gestand ich die Herkunft der Bienen.

„Ist ja glänzend!" rief er. „Den Schwindel werden wir mal gleich aufdecken!"

Und schrieb eine Polemik. Unter der Überschrift: Wie sie lügen!

Bruno Manuel

Was hingegen im Buchhändlerbörsenblatt erscheinen darf

Hartmann, Otto (Otto von Tegernsee), Wirkl. Rat u. Dir.: Das Volk will die Monarchie. Mit brausendem Beifall aufgenommene und vielbesprochene Rede im vollbesetzten großen Saale des Geiselhöringer Hofes in Geiselhöring in Niederbayern.

20. September

Repablik

Satirischer Roman über die Novemberrevolution, von Karl Paumgartten. Halbleinen 4,50 M., Rabatt 40 Proz. „Repablik" ist kein Druckfehler sondern der ironische Titel eines Romans, worin die Unsinnigkeiten und die

dunklen Kräfte der November-revolution, gesehen von Wien aus, geschildert werden. Was sich da alles hinter den Kulissen abspielte und wie glorreich regiert wurde, das wird hier treffend geschildert. Heute haben die Revolutionsmacher und ihre Helfersmacher bereits so viel Butter auf den Köpfen und so viel Schätze im Trocknen, daß die Nachläufer auch schon zu denken beginnen. Diesen Augenblick hat der Verfasser abgewartet, um die Geschichte der November-Revolution zu schreiben und sie als tollen Streich von Nichtskönnern und des Straßenmobs zu schildern. Es ist nicht ohne Vorteil, zu lesen, wie dumm und feig das Volk gewesen ist und was nicht alles als Heilsbotschaft hingenommen wurde. Der Dichter hat jedenfalls die Lacher auf seiner Seite, denn er räumt mit dem Gerümpel der Revolutionskomödie gründlich auf.

25. September

Liebe Weltbühne!

Heiratsgesuche

Streng solider Junggeselle gesetzten Alters, Sprachlehrer, der Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch und Niederländisch fließend und fehlerfrei spricht und schreibt, sucht eine möglichst alleinstehende und möglichst noch zeugungsfähige gesunde, einfache wohlhabende Lebenskameradin, die als Zeichen ihrer aufrichtig tierschutzfreundlichen Gesinnung zu einer Weltpropaganda gegen eine weitverbreitete häßliche Tierquälerei annähernd die Hälfte der Kosten, nämlich zwanzigtausend Reichsmark, zur Sicherheit der angegebenen Verwendung an den Deutschen Tierschutz-Verein zu Berlin einzahlen kann und will. Nach seinem Tode bezieht sie ein Witwenruhegehalt.

Selbstgeschriebene Einschreibbriefe mit Bild erbeten an folgende Adresse ...

„Ibis", Ztg. d. deutschen Tierschutz-Vereins

*

Akademiker (Lehrer), Ende der 30er Jahre, ersehnt Neigungsehe mit gebildeter, möglichst gleichaltriger, vorsintflutlicher Dame. Ang. unt. Heuberg P. 578 a. Tgbl.

Stuttg. Neues Tagblatt

*

Neuerscheinungen

Anton Betzner publiziert einen Roman „Antäus". Leibbinde: „Zuckmayer trat den Georg-Büchner-Preis an den Autor dieses Romans ab". Nachwort von Alfred Döblin. Das Buch beginnt folgendermaßen: „Einmal der vierzehnjährige Knabe der Brennpunkt des Klasseninteresses. Schmal aufgerichtet in der Bank. Die Kante des Sitzbrettes in die sehnigen Kniekehlen gedrückt. Die muskelschlanken Oberschenkel an die Kante des Pultbrettes gepreßt. Aus jungbrennendem Leibe zeugend erneuerte Vision des Antäus." Wollen wir wirklich weiterlesen?

*

Familienanzeigen

Völkersiege werden nicht vorbereitet
in Kasernen und Fabriken,
Sondern in Kinderstuben und an
Mütterbrüsten.

Gerhart. Die Geburt eines gesunden, kräftigen Jungen zeigen hocherfreut an Hans und Therese Peller. Wien, im September 1929.

Der Südtiroler, Innsbruck

*

In der Bahrenfelder Straße 70 bei Hugo Seul sind Zwillinge angekommen! Der glückliche Vater Hugo der Starke!

Hamburger Fremdenblatt

*

Humor

In Tutzing an einer Autogarage gewahrt Hans Reimann eine schwarzweißrote Flagge. Der Besitzer, eine dito Rosette im Knopfloch, sieht das Erstaunen des Besuchers und sagt: „Sie denken wohl, wir sind Hitler? Wir sind nicht Hitler. Wir sind Stahlhelm — wir sind bloß königstreu!"

Antworten

Deutsche Zeitung. Du schreibst zwar deine Politik mit Büffelhörnern, aber auch in den schönen Künsten bist Du nicht ungeübt. So ergeht sich einer von deinen Schriftgelehrten in einem Kommentar zu dem Konflikt Kortner-Harlan in wahrhaft sächsischer Pikanterie: „Unterdessen spielt Hilde Körber die neuzeitliche Desdemona, ohne daß man ihr Glauben schenken kann. Sie beklagte sich bei ihrem Gatten über Kortners seltsame Bekenntnisse und Anträge, nachdem sie ihm in die Martin-Luther-Straße in ein Stundenhotel gefolgt war." Sieh, sieh, die alte Teutonin in Konkurrenz mit den verwelschten Boulevardblättern. Das wird nur schwach gemildert durch die Behauptung, daß die Herren Kortner und Harlan zu der „Pazifistengemeinde" um die ‚Weltbühne' gehörten.. Es geht halt ein frivoler Wind durch den Blätterwald, und die Weltesche Yggdrasil säuselt mit.

Siegfried Jacoby. Sie bitten um Aufnahme der folgenden Erklärung: „Vor einigen Wochen hat Pastuchoff, der Vorsitzende der sozialdemokratischen Fraktion in der Sobranje in Sofia dem Bureau der sozialdemokratischen Arbeiterinternationale in Zürich eine Denkschrift unterbreitet, die die Opfer der Zwischenfälle an der serbisch-bulgarischen Grenze ausschließlich dem serbischen Regime zur Last legt. In einem offenen Brief in der ‚Wremje' in Belgrad habe ich den Ausführungen des bulgarischen Sozialdemokraten Pastuchoff widersprochen. Seit Jahren beschäftige ich mich, wie wohl auch Pastuchoff bekannt ist, mit den Fragen der Balkanpolitik, und auf Grund meiner Studien an Ort und Stelle, wie auf Grund meiner literarischen Studien, zu denen auch die aufmerksamste Verfolgung aller Arbeiten der bekannten Balkanforscher Hermann Wendel, Professor Seton Watson und Professor Miletitsch gehört, glaubte ich, berechtigt und befähigt zu sein, die schiefen und keineswegs den Tatsachen entsprechenden Darlegungen Pastuchoffs zurechtzuweisen. Auf diese Zurückweisung, die in einem offenen Brief geschah und auf einige Fragen hat Pastuchoff, soweit mir bekannt ist, nicht geantwortet. Der sozialdemokratische Pressedienst in Berlin, der die gesamte sozialdemokratische Presse Deutschlands und viele sozialdemokratische Zeitungen des Auslandes informiert, hat es für nötig befunden, sich als Preisfechter für Pastuchoff einzusetzen. In einer Meldung vom 26. August hat der sozialdemokratische Pressedienst unter anderm behauptet, daß ich vor zwei Jahren bereits das Mißfallen der bulgarischen Sozialdemokratie erregt und daß ich es auch jetzt getan habe. Statt mit Argumenten gegen meinen offenen Brief vorzugehen, richtet der sozialdemokratische Pressedienst Angriffe gegen mich, indem er behauptet, „daß er (Siegfried Jacoby) nach seiner politischen Tätigkeit zu urteilen, ein Kommunist Thälmannscher Richtung sein könne". Ein sehr bequemes Mittel, um mit einer der offiziellen bulgarischen Parteileitung unbequemen, nicht passenden Meinung fertig zu werden. Ich erkläre hierdurch, daß ich weder Kommunist bin noch war. Ich konnte also weder Thälmann noch eine irgendwie anders geartete kommunistische Richtung vertreten. Ich bin seit Jahren durch meine Mitgliedschaft bei der jüdischen sozialdemokratischen Partei Angehöriger der Zweiten Internationale. Das sind die Tatsachen. Während der sozialdemokratische Pressedienst noch geschrieben hat, daß ich „Kommunist sein könne", behauptet das Blatt Pastuchoffs, ‚Narod', Sofia, glattweg, daß ich „ein Kommunist Thälmannscher Richtung bin". Mit dieser Infamie glaubt die Führung der bulgarischen Sozialdemokratie, meine Äußerungen über das Gesehene in Mazedonien vollkommen wertlos machen zu können. Seit wann, liebe sozialdemo-

kratische Genossen Bulgariens, sind Sie eigentlich dem Herrn Ministerpräsidenten Liaptscheff so ergeben und regierungstreu in der mazedonischen Frage? Wäre es nicht angebrachter, sich in dieser Frage vorerst mit den jugoslavischen Sozialdemokraten ins Einvernehmen zu setzen, damit diese beiden Bruderparteien wenigstens in der mazedonischen Angelegenheit einig sind? Wenn die Führer der bulgarischen Sozialdemokratie glauben, meine Meinung zu den Balkanfragen, die ich weder im Auftrage der deutschen Sozialdemokratie noch der Zweiten Internationale geäußert habe sondern als freier Journalist zum Ausdruck brachte, bekämpfen zu müssen, so mögen sie das mit sachlichen Argumenten tun und mit solchen Mitteln, die als politische Kampfmittel üblich sind, und nicht, wie das jetzt geschieht, durch aufhetzende und infamierende Aufsätze."

Deutscher Richter. Ihr habt euch bei euerm jüngsten Zusammentreffen in Köln als „verfassungstreu" bezeichnet. Das ist nicht viel wert. Wichtig, allein wichtig ist eure wahre Gesinnung: die, nach der ihr urteilt. Die sieht so aus: Ein Obergefreiter, seit fünf Jahren in der Reichswehr, „untersteht" an einem Tage einem andern Obergefreiten, mit dem er sich sonst duzt. Der Herr Vorgesetzte befehlen den Untergebenen, den Stall auszumisten. Hin, Her ... schließlich wirft der Unterstehende dem Vorgesetzten eine Ladung Pferdemist ins Gesicht. Das war nicht fein. Kriegsgerichte gibt es nicht mehr — wir haben Schlimmeres. Schöffengerichtsurteil in Königsberg: 6 (in Worten: sechs) Monate Gefängnis. Weil doch die „Disziplin" geschützt werden muß. Da nun jeder Reichswehrsoldat, der mehr als drei Monate Freiheitsstrafe aufgebrummt kriegt, ohne Militärversorgungsschein entlassen wird, so liegt der Mann, wenn er seine Strafe abgemacht hat, auf der Straße. Warum? Weil ein paar ostpreußische Spießer unter wackrer Führung irgend eines Richters ihre alten Militärgefühle abreagieren müssen. Denn weiter ist es nichts. Mit der Bewahrung der echten Disziplin hat das nicht das leiseste zu tun — es ist ein klares Tendenzurteil. Natürlich mußte der Mann bestraft werden — aber nicht so. Er mußte nicht ruiniert werden. Ihr habt den Militärkoller, alte Reserveoffiziere, die ihr seid. Ihr habt ihn immer: Da hat es auf der Zossener Bahn eine betrunkene Geschichte gegeben, bei der sich zwei Arbeiter zu Reichswehrsoldaten rüpelhaft benommen haben. Auch hier kein Zweifel: eine ganz unpolitische Sache, sicherlich Verurteilung nötig und zulässig. Wieviel? Pro Mann und Nase drei Monate Gefängnis; der eine der beiden Leute, der bereits bestraft ist, geht dadurch seiner Bewährungsfristen verlustig und muß nun noch etwa zwei Jahre nachbrummen. Warum? Weil ihr verfassungstreu seid. Aber: ein Polizeiwachtmeister, der eines der niedrigsten Delikte begeht, das überhaupt denkbar ist — nämlich einen Verhafteten mißhandelt, der sich doch nicht wehren kann und kaum wehren „darf" — der bekommt, was? 150 Mark Geldstrafe... Und bleibt Polizist! (Woraufhin man also sagen darf: unter den Schutzpolizeibeamten sind vorbestrafte Menschen, die Rohlinge sind.) Und so ein bestrafter Mensch darf dann als Zeuge in einem Zörgiebelprozeß schwören! Ja, ihr seid verfassungstreu. Ihr wahrt die Ehre der Reichswehr, der Schutzpolizei — aber die einfachsten Gefühle für das, was anderswo bürgerliche Freiheit heißt —: die habt ihr nicht. Unabsetzbare. Unabsetzbare.

Königsberger Theaterfreund. Wenn man deiner ‚Allgemeinen Zeitung' glauben darf, beginnt dein Schauspielhaus seine Wintersaison mit einem schrecklich strammen Ensemble. Da wird nicht nur die künstlerische Laufbahn der neuengagierten Künstler in ihren einzelnen Stationen vorgeführt sondern auch die militärische. Auf so was legt man in Ostpreußen Wert. „Herr Willi Auerbach,

erster Operettenbuffo ... sechzehnjährig ging er kriegsfreiwillig an die Front." „Herr Alfons Eccarius, thüringischer Kammersänger. Er hat in Genf studiert, dort in französischer Sprache gesungen. Dann hat er sich tapfer an unsern beiden Fronten geschlagen (dreimal verwundet)." „Herr Georg Winter ... selbstverständlich Feldgrauer gewesen, Arras, Flandern, ein halbes Dutzend Kriegsauszeichnungen." (Leider wird nicht verraten, ob die Kriegsauszeichnungen auch auf der Bühne getragen werden... So ein Lohengrin mit E. K. I muß sich vorzüglich machen.) Dann ist da noch Herr Rudolf Klix, „der durch seine so gar nicht schauspielermäßige Erscheinung frappiert." „Man könnte ihn mit seinem Monokel eher für einen Staatsanwalt oder Richter halten. Herr Klix, der vier Jahre im Felde war, forcht sich nit vor der Kritik..." Nein, gewiß nicht. Er wird die Kritiker, die ihm nicht wohlwollen, eben wegen Landesverrats einbuchten lassen. So wäre für Königsberg ein Winter frohen Kunstgenusses gesichert. Denn auch die Damen sind vielversprechend. Da ist die erste Operettensoubrette, „ein rassiges Kind mit Haselnußaugen und einem entzückend geschnittenen Mund" und die Heroine, deren Kriegsauszeichnungen leider nicht mitgeteilt sind, „unendlich sympathisch das liebe Gesichtel dieser jungen Künstlerin, die sichtlich das ‚feu sacré' des echten Theaterbluts besitzt." Summa summarum: wenn es mit dem Theaterspielen nicht klappen sollte, kann dies militärisch begabte Ensemble wenigstens zur Schwarzen Reichswehr eingezogen werden.

Berliner Weltbühnenleser. Jeden Mittwoch, abends 8 Uhr, im Café Adler am Dönhoffplatz. Am 2. Oktober spricht Dr. Alfons Steiniger über „Kann sich das Proletariat selber helfen?" und am 9. Oktober Dr. Fritz Schiff über „Die Bedeutung der Freidenkerbewegung".

Dieser Nummer liegt ein Prospekt der „Moskauer Rundschau" bei, den wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Abschied von Stresemann von Carl v. Ossietzky

Gustav Stresemann ist bis in seine letzten Lebensstunden ein tätiger Mensch gewesen und hat deshalb auch den Anspruch, so gewertet zu werden. Die Nekrologisten aber nehmen ihn schon ganz statuarisch, schon ganz als historisch abgestempelte Größe, als Pantheonfigur, das marmorne Auge in die Ewigkeit gerichtet, wo Cäsar und Napoleon wohnen. Gustav Stresemann war ein fleißiger, sich unermüdlich abrackernder Arbeiter, und ein solcher nimmt sich auf dem Denkmalsockel schlecht aus und findet es auch etwas genant, so wie ein Heldenkaiser beschäftigungslos durch die Jahrhunderte zu stehen.

Lassen wir diese matten Klischeeworte der Nachrufe. Was soll die ermüdende Versicherung der Presse aller Farben, daß ganz Deutschland „aufs tiefste erschüttert sei"? Wie einfallslos sind die Nekrologschreiber. Ein Mensch, der mit seinem Wirken so tief in die Zeit gegriffen hat, sollte vor billiger Grabsteinlyrik geschützt sein. Und dennoch hat das leicht aus der Feder fließende Wort „Erschütterung" seine eigne Bedeutung. Wer weiß es, ob die Menschen erschüttert sind? Ein berühmter Mann ist gestorben. Ei fu —! Das Leben geht weiter. Aber die Verhältnisse, die unter der fünfjährigen Ministerherrschaft Stresemanns geschaffen worden sind, die sind ohne ihn in der Tat ernsthaft erschüttert. Kann man über einen Staatsmann Ehrenderes sagen?

Stresemanns Bedeutung war, daß er eine in Deutschland einzigartige politische Begabung hatte. Deshalb überragte er so turmhoch die geschwollenen Winkelhelden der Fraktionen. Ob er ein großer Mann gewesen ist, mag ruhig der Geschichte zur Entscheidung überlassen bleiben. Wir aber haben immer wieder mit Staunen wahrgenommen, daß unter uns ein Politiker tätig war, der durchaus das Maß hatte, es mit den Kollegen im Ausland aufzunehmen, der genug Talent hatte, vor Briand und Poincaré, vor MacDonald und Tschitscherin ehrenvoll abzuschneiden. Wir waren nicht sehr verwöhnt in Deutschland, und wir bestaunten deshalb das Phänomen, dessen Ausführungen am Verhandlungstisch von den besten diplomatischen Köpfen der Gegenwart nicht einfach mit Achselzucken quittiert wurden Dies sein Talent war es auch, was selbst seine bissigsten Gegner immer wieder entwaffnete. Es war Naturkraft in ihm, etwas köstlich Seltenes in einem Lande, wo Politik entweder von trüben Philistern oder anmaßenden Intellektuellen administriert wird.

Er hatte Erfolg. Wieder etwas Einzigartiges in Deutschland. Seit Bismarck hatte keiner unsrer Politiker wirkliche Erfolge gehabt. Die wilhelminische Aera mit ihrer zur Schau getragenen Pampigkeit und allen ihren großmäuligen Ansprüchen auf Weltherrschaft war doch eine Zeit der klatschenden außenpolitischen Maulschellen gewesen. Die feudalen Säbelklirrer der Wilhelm-Straße, die ihr Jahrhundert so gern in den Ring forderten, kniffen jedesmal schreckensbleich,

wenn die Andern die Forderung annahmen und wurden von den Advokaten und Börsianern der Westmächte spielend untern Tisch verhandelt, und dabei kann ihnen noch der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß sie einmal zu wenig gekniffen haben, nämlich Juli Vierzehn. Und die Republik der Miserenjahre 1919 bis 1923 spezialisierte sich entweder auf larmoyante Unschuldsbeteuerungen oder auf eine nicht besser wirkende Betonung nationaler Würde. Die Erfüllungspolitik Wirth-Rathenau mußte scheitern, weil sie linkisch und mit schlechtem Gewissen eingeführt worden war. Man suchte sich zunächst vor dem Nationalismus zu salvieren, dann erst kamen die Notwendigkeiten. Ein energischerer und weniger von der Chauvinistenfronde nervös gemachter Rathenau wäre vielleicht auch ermordet worden, aber seine Politik wäre nicht mit ihm gestorben. Stresemann verfolgte uneingeschüchtert seinen Weg. Seine gelegentlichen Rückzüge waren nicht mehr als strategische Manöver. Es ist ungerecht, ihn, wie es vielfach geschieht, einfach den glücklichern Erben der Epoche Rathenaus zu nennen. Seine Art war besser und stärker, und das ist schließlich das Entscheidende.

Vieles an ihm erinnerte an gute englische Politiker. Sein Optimismus, seine die Dinge praktisch berührende Beredsamkeit und seine Bedenkenlosigkeit, unter eine Vergangenheit einen dicken Strich zu ziehen. Seine Vision von Deutschland war höchst ungenial, war die eines guten mittlern Bürgers. Er hat die sehr gefährliche Formel aufgebracht, daß es vor allem auf „Deutschland" ankäme und nicht auf die Staatsform. Er liebte in Schwarzrotgold die alte Burschenschaftsfahne und in Schwarzweißrot die alte Bismarckfahne, und dabei kam die Republik zu kurz, die er übrigens selbst in seinen erregtesten rhetorischen Augenblicken nicht unnütz im Munde führte. Die Republik war ihm möglichst treue Anknüpfung an die politischen und sozialen Verhältnisse des Kaiserreichs, nicht zu reaktionär und nicht zu links, die gutgetroffene Mitte, wo der Tüchtige schon durchkommen und sein Geschäft machen kann. Der Friede: Verzicht auf kostspielige Protestationen, vernünftige Übereinkunft mit den Mächten von Versailles; gegenüber allzu harten Forderungen Prinzipien und Methoden des besonnenen Kaufmanns. Die Zukunft: ein allseitig respektiertes Deutschland, bereit, im Rate der Völker ein schweres oder leichtes Wort mitzureden, keine Radikalitäten außen oder innen — o nein! — und im Hintergrund ein mäßiger von den andern Mächten gebilligter Imperialismus.

Alles in allem die politische Konzeption eines guten Mittelbürgers, eine hausbackene, gut nationalliberale Vision, ganz natürlich bei dem jahrelangen Vertrauensmann der mittlern sächsischen Industrie, die von dem Größenwahn der Montanherren vom Rhein nichts weiß. Alles in allem: haargenau das Land, in dem wir leben. Stresemanns Vision ist restlos realisiert. Welcher deutsche Staatsmann hätte je mit so sicherer Hand geformt?

Anatole France sagte von Cicero, er habe immer zu den maßlos Gemäßigten gehört. Das galt auch für Stresemann, und

es ist die besondere deutsche Bizarrerie seines Schicksals gewesen, daß er sein gutbürgerliches Mittelprogramm oft mit einem wahrhaft bolschewikischen Temperament durchkämpfen mußte. Er mag es als bittere Tragik empfunden haben, daß seine europäische Verständigungspolitik der letzten Jahre, die er gern Politik der nationalen Befreiung nannte und die er mit der Erreichung der vorzeitigen Rheinlandräumung zu einem selten glücklichen Erfolg führte, von niemandem dümmer, giftiger und infamer befehdet wurde als grade von den Wortführern des guten Bürgertums. Sein Ziel war, die Rechte für die Politik der Vernunft zu gewinnen, und grade da erfuhr er seine heftigste Ablehnung. Die Nationalisten wollte er überzeugen, und grade die haben ihn verstoßen. Er, der sich einmal verschworen hatte, das deutsche Bürgertum von roten Ketten freizumachen, konnte sich schließlich nur halten mit Hilfe einer höchst bunten Gefolgschaft von Demokraten, Sozialisten und pazifistischen Landesverrätern aller Nuancen. Gelegentlich wurde ihm der Troß, dessen ungeniertes Kosmopolitentum seine deutschen Gefühle verletzte, zu ungemütlich, dann muckte er auf und kanzelte ein paar allzu offenherzige Frankophile sehr unfreundlich ab. Aber er war Realist genug, um zu erkennen, daß er, auf seine eigne Partei gestützt, bald sinken würde. Niemals hätte er den Vertrag von Locarno und den Eintritt in den Völkerbund mit seiner eignen unzuverlässigen Leibtruppe durchsetzen können, deren Haltung auch jetzt bei dem Streit um den Youngplan nahe an Insurrektion grenzte. Er verabscheute die Internationalen, aber er konnte sie nicht entbehren. Und die werden wohl auch die Einzigen sein, die das Beste seiner Arbeit aufnehmen und fortsetzen und vielleicht einmal seinen guten Namen gegen seine engern politischen Freunde verteidigen werden. Ist es nicht symbolisch, daß er noch an seinem letzten Lebenstage schwer leidend aufstehen mußte, um seinem Fraktionsvorstand das Arrangement einer Regierungskrise auszureden? Dann legte er sich hin und starb. Herr Zapf mag mehr Anstrengung gekostet haben als Aristides.

Wie sehr das Gleichgewicht der politischen Kräfte von ihm abhing, das kommt allzu deutlich in den Nekrologen zum Ausdruck, die vielleicht nur deshalb so hilflos in leerer Sentimentalität schwimmen, weil niemand den Ausblick in die Zukunft wagt. Die Ratlosigkeit in den Regierungsparteien ist beinahe bemitleidenswert. Als Bismarck schied, schrieb der begeisterte Wildenbruch den berühmt gewordnen Vers nieder:

Was wir durch dich geworden,
wir wissens und die Welt.
Was ohne dich wir werden,
Gott seis anheimgestellt.

Das ist etwas überschwenglich, aber so ähnlich liest mans jetzt auch, wenn auch in Prosa. Inzwischen hat man Herrn Curtius zum Sachwalter des Außenamtes bestellt, und im Hintergrund wartet als Definitiver Herr v. Hoesch, und die Wahl dieser beiden Herren besagt schon überaus deutlich, daß man es aufgegeben hat, auf gebrechlichen Menschenwitz zu bauen, und die Zukunft völlig Gott anheimgestellt hat.

Das deutsche Bürgertum war in seiner Mehrheit zu borniert, um Stresemanns Absichten zu verstehen. Für seinen diplomatischen Erfolg im Haag, für die Durchsetzung der Rheinlandräumung hätte es ihm Triumphbogen errichten müssen. Statt dessen wird ein wahrhaft idiotisches Volksbegehren aufgezäumt, an das seine Manager selbst nicht zu glauben vermögen. Über eines braucht indessen kein Zweifel zu bestehen: so gewiß wie nach Bismarcks Sturz das Mißverstehen einsetzte und zwanzig Jahre lang falscher Bismarck getrieben wurde, so gewiß wird jetzt die Periode kommen, wo in der Wilhelm-Straße falscher Stresemann gespielt werden wird. Deutschland hat, nach Jahrzehnten, eine weit über den Durchschnitt reichende politische Begabung gehabt, und jetzt wird wieder große Pause sein. Zwar hat man Gustav Stresemann verunglimpft und verdächtigt, aber nun, wo er tot ist, steht der Adoration nichts mehr im Wege. Die Ehren, die die Bourgeoisie ihrem klügsten Kopf versagte, werden bald zu Marmor gefroren Denkmalsform annehmen. Und dort wird an besondern Gedenktagen der melancholische Nachruhm des Politikers zelebriert werden. Ein würdevoller Bratenrock wird mit Brustton versichern, daß „er unser war" und einen Kranz niederlegen mit einer Schleife in den Reichsfarben, die dann getragen werden. Der Kranz welkt schnell, und mit der Schleife spielt der nationalliberale deutsche Wind.

Warum China nicht Krieg führen kann

von Gerhard Donath

Die Meldungen, die zurzeit aus China kommen, widersprechen sich. Auf der einen Seite wird behauptet, daß die chinesisch-russische Einigung perfekt ist, eine Einigung, die auf der Herstellung des status quo ante basiert, auf der andern Seite kommen zahlreiche russische Nachrichten, daß es sich vorläufig nur um chinesische Taschenspielerkunststücke handle, daß weiterhin die Behandlung der internierten Russen jeder Beschreibung spotte.

Worum geht es? Der Streit um die mandschurische Eisenbahn ist darum von besonderm Interesse, weil er mit aller Deutlichkeit wieder einmal die ganze Labilität der heutigen weltpolitischen Situation decouvriert. Die mandschurische Bahn, in der Zeit des Zarismus gebaut, hatte damals den klaren Zweck, die russische imperialistische Expansion nach dem Osten organisieren zu helfen. In den Verträgen, die Sowjetrußland 1924 mit China abgeschlossen hat, geschah die Umwandlung dieser Bahn in ein rein wirtschaftliches Unternehmen. Als solches hat es große Dienste geleistet, vor allem im Güterverkehr. Denn die zweite Bahn, die auf rein russischem Boden nach Wladiwostok führte, brauchte weit längere Zeit, so daß auf dieser Strecke der Güterverkehr zu teuer wurde.

Die Geschichte der russisch-chinesischen Beziehungen soll hier nicht noch einmal wieder aufgerollt werden. Aus ihr und natürlich weiterhin aus den Beziehungen Chinas zu den imperialistischen Mächten ergibt sich die Grundlage für das chinesische Vorgehen in der Mandschurei. Denn daß die Chinesen einen direkten Anlaß zu ihrem Vorgehen gehabt hätten, glaubt ihnen niemand, und nur der ‚Vorwärts' gibt vor, es zu glauben. Die Abhängigkeit Chinas von der internationalen Finanz ist mitverantwortlich für die chine-

sische Rußlandpolitik; die heutige nationalistische Regierung in China hat neben den Kapitalisten und Grundbesitzern, neben der Handelsklasse noch beträchtliche Kreise von Mittelschichten, von Kleinbürgertum hinter sich, Kreise für die sie schlechthin die nationale Regierung ist. Diesen muß sie außenpolitisch etwas bringen. Sie hat es zunächst gegenüber den imperialistischen Großmächten versucht, sie hat die ungleichen Verträge zu beseitigen versucht. Aber je stärker sie in finanzielle Abhängigkeit geraten ist, um so geringer wurden ihre Anstrengungen auf diesem Gebiete.

Die nationalistische Regierung versuchte daher, auf der Linie des geringsten Widerstandes vorzustoßen. Das schien ihr die russische Position in der Mandschurei zu sein. Aber sie hat sich schwer getäuscht. Eine Schädigung der Russen im Fernen Osten liegt zwar durchaus im Interesse der imperialistischen Mächte, im Interesse Japans wie der Vereinigten Staaten, aber es liegt durchaus nicht in ihrem Interesse, daß die Schwächung der russischen Position in der Mandschurei den Chinesen selbst zugute kommt. Vor allem ist Japan direkt in entgegengesetzter Richtung interessiert. Das Ziel des japanischen Imperialismus ist vor allem die Stärkung der eignen Position in der Mandschurei. Die Japaner haben es heute dort nicht mehr sehr leicht. Sie haben hier nicht mehr wie früher die stillschweigende Unterstützung der Vereinigten Staaten hinter sich. Sie haben auf der andern Seite damit zu rechnen, daß auch größere chinesische Kapitalien nach der Mandschurei strömen, daß weiterhin viele Millionen Chinesen sich dort anzusiedeln beginnen. Die Japaner haben daher den chinesischen Machthabern sehr deutlich zu verstehen gegeben, daß eine Verschiebung des Status quo in der mandschurischen Eisenbahn, der nur die chinesische Position verstärkt, von ihnen nicht geduldet werden würde. Bei ihren Versuchen also an diesem Punkt vorzustoßen, fand sich die chinesische nationale Regierung plötzlich völlig isoliert. Die imperialistischen Großmächte standen nicht mehr hinter ihr. Da die Vereinigten Staaten wie Japan die chinesische Regierung nicht unterstützten, entlarvten sie die Gründe, die die chinesische Regierung vorgab, als puren Schwindel. Sie mußte daher einlenken, zumal ihr die Russen keinen Vorwand zur Verschärfung gaben. Sowjetrußland hat in diesem Punkte eine klare Politik verfolgt. Es hat sich auf der einen Seite durch keine Provokation von seiner Friedenspolitik abbringen lassen, es hat auf der andern Seite keine Position aufgegeben. Diese selbstverständliche und selbstsichere Politik ist bis weit in das linksbürgerliche Lager verstanden und gebilligt worden.

Der Kommunistenhaß gewisser deutscher sozialdemokratischer Kreise war jedoch so stark, daß sie auch diesen Fall zur Hetze benutzten. Die deutsche sozialdemokratische Presse brachte ständig Aufsätze mit den Überschriften vom roten Imperialismus, von der Bedrohung Chinas durch Sowjetrußland, von der Möglichkeit des imperialistischen Krieges, den Rußland gegen China entfeßle etcetera; überall suchte man Rußland als den Friedensstörer hinzustellen, und alles nur darum, weil die Russen begreiflicherweise nicht gewillt waren, ihre ökonomischen Positionen in der Mandschurei einfach aufzugeben. Man stelle sich einmal vor, die Russen hätten sich den Raub der Eisenbahn gefallen lassen, sie hätten sie ohne Entschädigung, ohne großen Protest in den Händen der Chinesen gelassen. Was wären die Konsequenzen gewesen? Die ganze Welt wäre darüber einig gewesen, in Rußland hätten die innenpolitischen Gegensätze einen solchen Spannungsgrad angenommen, daß die Männer im Kreml augenblicklich ohnmächtig seien. In nächster Zeit hätten die Rumänen erklärt, daß die russische Propaganda an der beßarabischen Grenze von ihnen eine kleine territoriale Verschie-

bung verlange, um den Frieden Europas zu sichern. Am nächsten Tage hätten dies auch die Polen erklärt. Man soll doch nicht vergessen, daß Rußland von einem Kreis weißgardistischer Staaten umgeben ist. Es ist daher nur selbstverständlich, daß es nicht nachgegeben hat und sich nicht ungestraft herausfordern ließ.

Wenn der chinesisch-russische Konflikt noch nicht definitiv geregelt ist, so scheint dies damit zusammenzuhängen, daß die Außenpolitik der chinesischen Zentralregierung keine völlig einheitliche ist. Ganz abgesehen davon, daß die Stellung der einzelnen chinesischen Machthaber zu den weißgardistischen Banden, die grade in der Mandschurei sehr zahlreich sind, erheblich differiert, hat grade dieser Konflikt bewiesen, daß die Zentralregierung eben noch sehr jungen Datums ist und daß ihre Macht in den fernern Provinzen keine allzu große ist. Es ist fraglos, daß bei der Regelung des Konfliktes in der Zentrale selbst sehr verschiedenartige Einflüsse geltend waren, wieder ein Faktor, der verschleppend wirkt.

Und doch ist anzunehmen, daß es diesmal noch zu einer friedlichen Lösung kommen wird. Denn China braucht Frieden, braucht ihn noch dringender als Rußland. Rußland braucht Frieden, um seinen gigantischen Fünfjahresplan durchzuführen, dessen Gelingen die größte Propaganda für das Sowjetsystem bedeutet. China braucht den Frieden noch mehr, denn weitere kriegerische Verwicklungen könnten zu solchen Erschütterungen führen, die man sich in Europa kaum ausmalen kann, da sie mit der besondern Struktur der chinesischen Landwirtschaft zusammenhängen. Von den zirka 420 Millionen Chinesen leben 300 bis 320 Millionen von der Landwirtschaft. Ein erheblicher Bruchteil von diesen — die Schätzungen schwanken zwischen ein Drittel und zwei Fünftel — leben von der Landwirtschaft auf Basis künstlicher Bewässerung. Ein kompliziertes System sehr kostspieliger technischer Anlagen, Dammbauten etcetera muß dafür erhalten werden. Bei dem Umfang der Ländereien, um die es sich hierbei handelt, ist natürlich eine örtliche Verwaltung und Bewirtschaftung nicht möglich. Sie erfolgt zentral, im allgemeinen von den Provinzregierungen aus. Die einzelnen Dörfer bringen dafür die Steuern auf, die an die jeweilige Zentrale weitergeleitet werden.

In den Zeiten des Friedens hatte dieses System im allgemeinen geklappt. Gewiß hatten sich die Mandarinen wie die Steuereintreiber bereichert, aber da sie häufig Zeit ihres Lebens die Provinzen verwalteten, hatten sie kein Interesse daran, diese Anlagen verfallen und damit die Henne verhungern zu lassen, die ihnen die Eier legte. Das ist in den Zeiten des vieljährigen Bürgerkrieges anders geworden. Die Provinzregierungen wechseln oft, und jede Generalsclique hat das Ziel, sich möglichst zu bereichern. Ebensowenig wie ein Pächter Meliorationen anlegt, wenn er befürchten muß, daß ihm gekündigt wird und all seine Verbesserungen nicht ihm, sondern dem Besitzer des Bodens zugute kommen, ebenso hat ein großer Teil der Generale die eingegangenen Gelder nicht für den gesamten technischen Bewässerungsapparat verwandt, wenn er befürchtete, bald vertrieben zu werden. Die Folge ist, daß an vielen Stellen des Landes die Anlagen für künstliche Bewässerung bereits stark verfallen sind. Natürlich ist das nicht die Entwicklung einer kurzen Zeit, da es sich hier um ein sehr kompliziertes System handelt. Wenn aber in großen Teilen Chinas einmal die Bewässerungsanlagen verfallen sollten, so ist bei der Geringfügigkeit des heutigen chinesischen Eisenbahnnetzes — China mit einer Bevölkerung, die siebenmal so groß als die deutsche ist, hat ein Eisenbahnnetz, das zirka ein Fünftel des deutschen ist — die Hungersnot von Millionen nicht mehr zu verhindern. Schon eine europäische Mißernte ist vielfach ein schwerer Schaden. Eine Mißernte kann 20, 30, 40

Prozent unter der normalen Ernte liegen. Gewiß, der Landwirt kann gezwungen sein, einen Teil seiner Habe zu verkaufen, er wird sogar vielleicht hungern müssen, aber er kommt durch. Bei einem chinesischen Bauern ist das anders. Wenn die Anlagen für künstliche Bewässerung direkt verfallen, so gibt es nicht Mißernten von 10, 20, 50 Prozent unter der normalen Ernte, sondern es wird überhaupt nichts mehr geerntet und dies auf Riesenstrecken. Die Folge: Hungertod von Millionen und Räuberwesen in einem Umfange, für das uns in Europa die Vorstellung fehlt.

Wenn die chinesische Regierung die Explosionen, die hier entstehen können, verhindern will, so muß sie vor allem darauf sehen, daß der weitere Verfall der gesamten Anlagen verhindert wird. Sie kann dies nur, wenn sie Frieden hält, wenn die Provinzialregierungen wie in der Vorkriegszeit daher damit rechnen, längere Zeit in der Provinz zu herrschen. Sie kann dies weiter nur dadurch, wenn sie das Eisenbahnnetz ausbaut. Dazu aber sind riesenhafte Kapitalien notwendig, die bei der heutigen weltwirtschaftlichen Lagerung nur von den Vereinigten Staaten zu bekommen sind. Amerikanische Eisenbahnfachleute sind seit längerer Zeit in China. Die Pläne sind fertig. Ihre Verwirklichung stößt auf politische Schwierigkeiten, denn das amerikanische Finanzkapital verlangt völlige Sicherheit für die in China angelegten Kapitalien. Dafür müssen Staatseinnahmen verpfändet werden. Das aber ist nur möglich bei einer Neuorganisierung der chinesischen Finanzwirtschaft. 80 bis 90 Prozent der gesamten chinesischen Einnahmen verschlingt heute das Militär. Nur der Abbau des Militärs schafft die Möglichkeit, aus den Einnahmen die Zinsen zu schaffen für größere amerikanische Kapitalimporte. Nur diese ermöglichen den großzügigen Eisenbahnbau, der allein aus der Agrarkrise heraushelfen kann. Wir sehen hier daher entscheidende Funktionszusammenhänge. Erlebt China weitere kriegerische Verwicklungen, bleibt das Eisenbahnnetz so klein wie es ist, verfällt das System der künstlichen Bewässerung weiter, so gibt es die größte Hungersnot mit den größten Agrarrevolten, die die Welt in der Neuzeit gesehen. Im andern Falle läßt sich die Explosion vielleicht noch aufhalten. So sind es, nachdem die imperialistischen Mächte China in diesem Konflikt nicht sehr kräftig unterstützen, neben der militärischen Unfähigkeit, sehr schwerwiegende wirtschaftliche Faktoren, die die Chinesen zu einem schließlichen Nachgeben zwingen werden.

Das wissen natürlich auch die Russen und daher wird auch ihre weitere Politik darin bestehen, ohne sich provozieren zu lassen, die Wiederherstellung des status quo ante zu verlangen.

Der Mord an Karl Gareis von Werner Abel

Der Verfasser dieses Artikels, der früher der rechtsradikalen Bewegung angehörte, hat schon wiederholt wertvolle Aufschlüsse über dunkle Vorgänge aus der Blütezeit des politischen Mordes in Deutschland gegeben.

In Nummer 23 der ‚Weltbühne' schreibt Kurt Hiller zum Thema: „Rosa Luxemburgs Ermordung", daß „... das beamtete Gesindel, das damals und später in Berlin und in München Mördern zur Flucht verhalf, teilweise noch heute hohe Posten bekleidet".

Hierzu sei einiges mitgeteilt:

Oberst von Seißer, Landespolizeichef Bayerns, Begünstiger des damals steckbrieflich verfolgten Ehrhardt, mußte durch den amtlichen bayrischen Pressebericht vom 9. August 1928 die

wissentlichen Paßfälschungen, die ich ihm in mehreren Fällen nachgewiesen habe, entgegen seinen frühern beeideten Ausführungen zugeben. Seißer ist noch heute Landespolizeichef.

Doktor Christian Roth, heute bayrischer Generalstaatsanwalt, begann seine Karriere nach dem Zusammenbruch der bayrischen Rätediktatur als Rechtsberater des Generals Haas. Es wurden damals die ungesetzlichen Feldgerichte eingesetzt, die nach dem amtlichen bayrischen Polizeibericht 186 Menschen „standrechteten". Später wurde Roth bayrischer Justizminister.

Roth und ich waren nach dem Hitlerputsch von 1923 in Landsberg (Lech) in gemeinsamer Festungshaft. Charakteristisch für den heutigen Herrn Generalstaatsanwalt ist die Begründung des gegen ihn am 10. November 1923 erlassenen Festungshaftbefehls: „... weil er (Roth) durch bewußte Verbreitung unzutreffender Behauptungen das Ansehen des bayrischen Staates gefährdet habe...".

Seißer, oberster Ordnungsoffizier, Roth, oberster Ankläger!

In solchen Händen liegt die Macht zur Aufklärung der bayrischen Morde, besonders des Mordes an Karl Gareis.

In der Nacht vom 9. Juni 1921 kam Karl Gareis, Fraktionsführer der USPD, im bayrischen Landtag, von einem ruhig verlaufenen Vortrag „Die Verkirchlichung der Schule".

Da gab vor seiner Wohnung in Schwabing ein bis heute — offiziell — unbekannter mittelgroßer Mann vier Revolverschüsse auf den Ahnungslosen ab. Ein Schuß drang durch das linke Ohr ins Gehirn; dieser Schuß war aus einer Entfernung von sieben Metern abgegeben worden und führte gegen zwei Uhr den Tod herbei. Die offiziellen Forschungen nach dem Mörder verliefen negativ. Es ist nur festgestellt worden, daß der Mörder die Ungerer-Straße über die Frey-Straße hinuntergelaufen und in der Richtung Kunigunden-Straße entflohen ist.

Der Arbeiterschaft bemächtigte sich eine ungeheure Erregung. Einige Tage vordem, am 2. Juni, war auf den kürzlich verstorbenen sozialdemokratischen Abgeordneten Saenger bereits ein Attentat verübt worden. Der Täter wurde später in der Person des Nationalsozialisten Körner festgestellt.

Generalstreik brach aus. Die Regierung antwortete mit Belagerungszustand und Zeitungsverboten.

Polizeipräsident war damals Pöhner, angenehm bekannt durch Paßfälschungen für seinen Freund Ehrhardt und durch seine Äußerung im Hitlerprozeß: „Wenn Sie das, was ich begangen habe, Hochverrat nennen, nun, das Geschäft betreibe ich seit fünf Jahren."

Pöhner verbot die Straßenumzüge, spontane Demonstrationen der Arbeiterschaft wurden mit Waffengewalt auseinandergetrieben — — als aber am 13. Juni Studenten, Orgeschleute und Reichswehr sich vor der Feldherrnhalle sammelten und dann im geschlossenen Zuge mit Militärmusik, unter Absingung reaktionärer Kampflieder, durch die Straßen zogen, war keine Polizei zu sehen.

Herr von Kahr fühlte sich in einer amtlichen Erklärung vom 14. Juni 1921 zu erklären verpflichtet:

> Die auswärtige Presse und namentlich die berliner linksradikalen Zeitungen sind voll von falschen Nachrichten mit tendenziösen Darstellungen der Lage in Bayern. Demgegenüber sei tatsachengemäß festgestellt, daß über die Person des Mörders von Gareis trotz der eifrigsten Bemühungen der Polizei noch gar nichts festgestellt ist. Es gibt keinerlei Beweise dafür, daß der Mörder in der Person eines Fanatikers der Rechten zu suchen sei. Die politische Ausmünzung des Verbrechens ist deshalb gleichermaßen unwürdig und gewissenlos.

Aber damals kannte Herr von Kahr den Mörder bereits, wie auch Seißer und Roth ihn kannten. Generalstaatsanwalt Doktor Roth korrespondiert sogar noch heute mit ihm.

Der ‚Miesbacher Anzeiger' vom 3. Juni 1921 brachte die offene Aufforderung zur Ermordung von Gareis in einem Artikel „Die Revolution", in dem Bezug genommen wird auf die Stellungnahme Gareis' im bayrischen Landtag zu der Frage der Entwaffnung der Einwohnerwehr und der Auflösung der Freikorps, den zwei Forderungen der Entente.

Gareis erklärte in der Sitzung vom 31. Mai, zu Kahr nicht das Vertrauen zu haben, daß er die Entwaffnung der Einwohnerwehr durchführen werde. Auch habe er (Gareis) von Anfang an die Auffassung vertreten, daß die Einwohnerwehr gemäß Artikel 177 des Friedensvertrages aufzulösen sei.

Gareis kannte auch den Beschluß, den der Landesausschuß der Einwohnerwehr in seinen Sitzungen am 10., 11. und 12. März 1920 unter Teilnahme von Escherich, Kahr, Professor Bauer, Sanitätsrat Pittinger gefaßt hatte, daß Listen über mißliebige Personen „für den Fall der Fälle" anzulegen seien. Gareis hatte diese Kenntnis niemals verhehlt.

Man begreift den Haß jener Kreise, und dieser Haß spiegelt sich in dem Artikel des ‚Miesbacher Anzeigers':

> Am Schlusse der Verhandlungen sagte der Gareis, man zwinge seine Partei, ihre Ziele auf außerparlamentarischen Wege zu erreichen.
>
> Bauer, da haben wir ja die Drohung, von der wir neulich sprachen, da haben wir ja die Ankündigung einer neuen Revolution.
>
> Schauen wir zu, daß nochmal der rote Fetzen durch München getragen wird?
>
> Oder schlagen wir jeden Hund tot, der das arme Vaterland in neues Verderben stürzen will?

Wer wundert sich danach, daß Kahr und sein Kreis sich amtlich vor den Mörder stellten?

Gerüchte wurden verbreitet, Gareis sei das Opfer einer Eifersuchtsaffäre geworden; nach einer andern Version sollte Gareis von Kommunisten ermordet worden sein.

Und der Täter?

Der saß ruhig im Bureau der Einwohnerwehr als Leiter von Pittingers „Wirtschaftsabteilung". Er saß ruhig und geborgen, so ruhig, wie er schon nach der bestialischen Ermordung des Dienstmädchens Marie Sandmayr in München geblieben war.

Ich traf ihn anläßlich meiner Haft vom 11. September bis 17. Oktober 1924 in Budapest, als ich unter dem unbegründeten

Verdacht der Mittäterschaft am Erzbergermord mit Heinrich Schulz zusammen festgenommen worden war. Im Jahre 1926 traf ich ihn im Hause meines Schwagers Atany von Molnár Pityú, des Mitbegründers der „Erwachenden Magyaren" wieder.

Der Mörder ist der frühere bayrische Oberleutnant Otto Braun. Er war der Organisator der bayrischen Einwohnerwehr und Intimus des Sanitätsrats Pittinger, des Leiters des Bundes „Bayern und Reich". In Pittingers Villa in München, Moehl-Straße 10, gingen als engste Freunde Pittingers Graf Soden, „Kabinettchef" Rupprechts, Pöhner, Kahr, Seißer, Ehrhardt, Oberamtmann Frick aus und ein. Pittinger hatte die Unterstützung der „Erwachenden Magyaren" durch die bayrische Regierung zur Zeit des ungarischen Insurgentenputsches 1920 im Burgenland mit Waffen und Munition veranlaßt, auch führte ein an seine Adresse gerichtetes Telegramm der Erzbergermörder auf deren Spur — — aber infolge der guten Beziehungen Pittingers gelang es damals den Attentätern mit den gefälschten Pässen der münchner Polizeidirektion nach Ungarn zu entkommen.

Pittinger übernahm 1921 das Oberkommando der Einwohnerwehren, nachdem es ihm gelungen war, Escherich zu verdrängen. Otto Braun war Pittingers engster und zuverlässigster Mitarbeiter.

Braun gab mir eine Schilderung seiner Tat, besonders seiner Beziehungen zur Clique Kahr, Seißer, Roth, Pöhner. Er bestätigte mir, daß diese beamteten Personen von seiner Tat und schon vorher von seiner Absicht gewußt hätten. Wenn auch sein Freund Oberleutnant Schweickhardt als Mörder genannt wurde, sei das nicht zutreffend. Schweickhardt sei mit ihm und Berchthold an der Sandmayr-Affäre beteiligt gewesen und nach der Ermordung der Marie Sandmeyr mit einem vom Kriminalinspektor Glaser ausgestellten falschen Paß geflüchtet.

Dieser Kriminalinspektor Glaser steht noch heute im Dienst der politischen Polizei München und ist im Hitler-Graefe-Prozeß als Zeuge für Hitler aufgetreten.

Braun hat sich nach seinen Angaben noch zwei Jahre in München aufgehalten, und zwar mit Wissen und im Dienst der bayrischen Regierung. Ich wußte damals bereits, daß diese Mitteilungen richtig waren, da Generalstaatsanwalt Doktor Roth mir in unsrer Festungszeit vor meinem Zusammentreffen mit Braun, bereits erklärt hatte, daß die Regierung Kahr-Seißer, der Roth zuweilen als Justizminister angehört hat, zwei Jahre lang mit dem Manne zusammengearbeitet habe, der ihr als Mörder des Abgeordneten Gareis bekannt war.

Braun mußte München infolge eines Streites zwischen seinen Auftraggebern oder Vorgesetzten (Heim, Ludendorff, Pittinger, Seißer, Hitler) verlassen. Es bestand für ihn die Gefahr, in diesem Streite geopfert, nämlich als Mittel verwandt zu werden, den einen oder den anderen zu kompromittieren. Deshalb ging er nach Ungarn, wo er heute bei der Firma Goldenberger in Obuda beschäftigt ist. Politisch ist er heute als

Treuhänder für Hitler und die vereinigten vaterländischen Verbände tätig. Seine Post vermittelt ihm für Deutschland der Rechtsanwalt Gademann. Gademann ist durch sein Anwaltsgeheimnis gedeckt; er vertritt außer Herrn Braun auch noch einige andre Putschisten, die sich heute in Ungarn aufhalten. Bekannt wurde Gademann wegen seiner Haltung vor dem Untersuchungsausschuß des Reichstages in München.

In meinem Kampfe gegen den bayrischen Landespolizeichef von Seißer sickerte es im Vorjahre durch, daß ich von den Zusammenhängen des Mordes an Gareis Kenntnis habe. Ich wurde daher von einem Amtsgerichtsrat Steegmann (Amtsgericht Charlottenburg) vernommen. Steegmann war mir nicht ganz unbekannt, ich wußte von seiner Zugehörigkeit zur Deutschnationalen Partei. Es dürfte daher verständlich sein, daß ich mich in meinen Aussagen vor dem Amtsgerichtsrat Steegmann sehr zurückhielt und so gut wie gar nichts sagte. Auch war mir einige Tage vorher, am 8. Januar 1929, seitens der berliner politischen Polizei Mitteilung gemacht worden, daß gewisse mitteldeutsche Stahlhelmkreise ernsthaft Anstalten gemacht hätten, mich zu „killen". Es handelt sich um die aktenmäßigen Vorgänge beim Landgericht Naumburg an der Saale 1 J. 82/29 Rubrum Nowotnick Genossen, Delikt § 49 b RStGB. (Mordverabredung) und beim berliner Polizeipräsidium 10. 13. IV K. 11/29.

Mein Pessimismus, der darin besteht, daß ich es für ausgeschlossen halte, die bayrische Regierung werde etwas zur Aufklärung des Mordes an Gareis unternehmen, wurde auch von dem preußischen Sachbearbeiter bei IA, Wolf, geteilt. Braun saß ebenfalls 1924 in Budapest in Haft, und zwar meldete die ‚Berliner Morgenpost' vom 13. September 1924, daß Braun wegen zweifachen Mordes verhaftet worden sei. Und das Kuriosum — für mich in Hinsicht auf Herrn von Seißer verständlich — ist nun die Mitteilung der bayrischen Regierung, sie habe Brauns Verhaftung damals nicht veranlaßt; und auch Preußen hatte, nach der Erklärung des Sachbearbeiters Wolf, nichts mit der damaligen Verhaftung zu tun.

Braun erfuhr in diesem Jahre, daß er von mir als Mörder von Gareis bezeichnet werde. Er erklärte in einem Briefe an den inzwischen verstorbenen Abgeordneten Saenger, nicht der Mörder von Gareis zu sein, bestreiten wolle er aber nicht die Möglichkeit, daß der Mörder „Braun" heiße...

Jubilierende Reichsrichter

von einem Justizwachtmeister

In der großen Kuppelhalle des Reichsgerichts: „Hier fühlt man, daß man sich an einem Ort befindet, der erhaben über allem Getriebe der Welt nur dazu bestimmt ist, der Gerechtigkeit zu dienen", so heißt es in einer offiziösen Beschreibung deutscher Gerichte. Am 1. Oktober 1929, dem fünfzigsten Geburtstag des Reichsgerichts, wars anders. Da war der Kuppelsaal des Reichsgerichts nicht dazu bestimmt, der Gerechtigkeit zu dienen, sondern einem prunkvoll aufgemach-

ten, vielen Hunderten zugänglichen Spectaculum der Selbstbeweihräucherung. Das „höchste" deutsche Gericht ließ sich feiern, wo es doch nur eines der höchsten ist, neben andern von größerer Bedeutung: dem Reichswirtschaftsgericht, dem Reichsfinanzhof, dem Reichsversorgungsgericht, der Mammutbehörde, deren Spruch für abertausende von Kriegskrüppeln Leben oder Verdammnis bedeutet.

Das Spectaculum, durch die Freigebigkeit des Reichsfinanzministers mit 10 000 Mark aus dem „Staatssekretär-Fonds" finanziert, erreichte seinen Höhepunkt mit der Verteilung der Gaben. Die Zeiten sind vorüber, wo Heinrich von Treitschke darauf aufmerksam machte, „daß wir eine Institution, genannt Reichspost, besitzen, und daß mit Hilfe dieser Institution ein Roter Adlerorden den Weg von Berlin nach Leipzig mit ziemlicher Schnelligkeit zurücklegt", und so mußte es mit den hier gratis verteilten Ehrendoktoraten sein Bewenden haben. Richard Schmidt, ordentlicher Professor des Strafrechts an der Universität Leipzig, kam mit seinen Gaben: Im Namen der 23 juristischen Fakultäten murmelte er 63 gezählte Minuten lang kollegmäßig, professoral, zwang die unartigen Kinder, die schon alle miteinander tuschelten, ihre Neugierde auf die Gaben zu bezähmen. Bis er endlich eigne Unzuständigkeit für den Promotionsakt selbst erklärte und Ihre Spectabilitäten, die Herren Dekane der einzelnen juristischen Fakultäten zur Vornahme der Ehrenpromotionen an das Katheder berief. Und dann strömte der Segen:

Der Dekan von Erlangen verkündete, der Reichsgerichtsrat Wachinger werde Ehrendoktor, weil er sich schriftstellerisch hervorragend auf dem Gebiete der Strafrechtsreform betätigt habe — eine Tatsache, von der nicht nur die in Leipzig anwesenden Juristen vorher nichts geahnt hatten. Und dann ehrte die Universität Rostock sich selbst und die engere Heimat, indem sie dem mecklenburgischen Senatspräsidenten Witt das Ehrendoktorat verlieh. „Schon in seiner Heimat habe er als Jurist geglänzt" — bis er durch glückhaften Turnus als Mecklenburger ans Reichsgericht gelangte, um dort zu erklären, daß ein anständiger Mensch eigentlich nicht Mitglied eines Staatsgerichtshofes zum Schutze dieser Republik sein könne. Einem andern großen Sohne konnte von Rostocks Alma mater nach fünfzig Jahren das Doktordiplom in Gold erneuert werden: dem Reichsgerichtsrat a. D. Bever. Und er strahlte über das ganze Gesicht, wie er früher gestrahlt hatte, wenn er in der ‚Deutschen Richterzeitung' die Zeit bespiegelt und den Justizkritikern der Linken so recht eins über den Kopf gegeben zu haben glaubte. Bis damals der Tag kam, da die Vorsichtigen in den Richtervereinen murrten, daß Bevers Ton doch nicht ginge. Bis Bever auf die Anklagebank kam, weil er alle, die sich für die Wiederaufrollung des Falles Jakubowski einsetzten, „rechtsbeugende Literaten" genannt hatte. Sein Genosse auf der Anklagebank, Senatspräsident Reichardt, wurde gleichfalls Ehrendoktor.

Auch dem Oberreichsanwalt Werner konnte — um reichsgerichtsdeutsch zu sprechen — „der Erfolg seiner Tätigkeit

nicht versagt werden". Kölns Universität wußte, was sie Wernern schuldig war.

Aber über der Reichsanwaltschaft wacht Vorsehung. Die Spectabilitäten hatten grade ihre Ehrenpromotionen beendet, als Richard Schmidt noch einmal das Wort ergriff und namens der Universität Leipzig zur weitern Ehrenpromotion den soeben zum Dr. jur. h. c. promovierten Oberreichsanwalt Werner aufrief: „Ich habe noch eine Promotion vorzunehmen, den Herrn Oberreichsanwalt Werner." Meinte der skeptische Ordinarius, daß zur Sicherstellung reichsanwaltlicher Rechtskenntnisse doppelte Ehrenpromotion des Chefs nötig sei?

Werner tritt vor, errötet wie ein junges Mädchen; Richard Schmidt rollt das Diplom auf, stutzt. Man winkt ab. Werner verdrückt sich, denn Richard Schmidt hat sich geirrt und promoviert jetzt den Justizrat Kurlbaum, Rechtsanwalt am Reichsgericht, zum Doktor h. c. der Universität Leipzig. Den Anwalt natürlich als letzten, weil der eben man doch nur so ein bißchen Glied der Rechtspflege ist.

Die Andern, die dazu gehören, haben ihre Ehrensäbel weg. Den Reichsanwalt Jorns hat Paul Levi dekoriert: „Nur einer stieg hoch, der Kriegsgerichtsrat Jorns, und ich glaube, er hat in den zehn Jahren vergessen, woher seine Robe die rote Farbe trägt."

Dem Reichsgerichtsrat Hüfner, der Bullerjahn ins Zuchthaus brachte, hat Professor Mittermaier, der große Strafrechtler in der mutigen ‚Justiz' attestiert, daß seine Polemik gegen Bullerjahn „der Würde des Reichsgerichts schwer geschadet" habe. Und Reichsgerichtsrat Linz, Traugott von Jagows milder Richter und zukünftiger Führer des Richterbundes, hat sich auf dem Richtertag in Köln durch seine eignen Worte gezeichnet: „Laien, die sich zutrauen, Rechtskenntnisse zu besitzen, greifen zum Stift und setzen die Rechtsprechung herab, weil irgendein Urteil mit ihrer eignen Meinung nicht übereinstimmt." Für Niedner a. D. und Lorenz, den Nachfolger in politicis, genügt Namensnennung.

Walter Simons, Reichsgerichtspräsident a. D., fehlte. Er ist zu Schiff nach Südamerika. Will er nichts mehr mit seinem Reichsgericht, seinem deutschen Volke zu tun haben? Ein Brief von ihm aus dem Juni 1928: „Über die Rechtsprechung des Reichsgerichts in Hoch- und Landesverratssachen wird in der Presse meist sehr einseitig und ohne Kenntnis der genauen Sach- und Rechtslage berichtet. Für das Überhandnehmen dieser Sachen seit dem Weltkrieg ist nicht eine veränderte Praxis der Anklagebehörden sondern die traurige Tatsache schuld, daß auf der einen Seite unsre außenpolitischen Gegner in ihrer Furcht vor einem Wiedererstarken Deutschlands unverhältnismäßig stärkere Mittel für die Gewinnung von Spionen aufwenden und andrerseits in unserm Volke die sittlichen Hemmungen gegen das Anbinden mit dem Feind aus Gewinnsucht oder aus politischer Einstellung gegen früher stark abgeschwächt worden sind."

Sittliche Hemmungen hat dafür das Reichsgericht — gegen das Anbinden mit der Republik.

Ich trug Geheimnisse in die Schlacht

von Anton Schnack

Ich trug Geheimnisse in die Schlacht bei Arras: septemberlichen Möwenflug in Silbergrau, den roten Mond von Franken,
Ein hohes Gesicht, das ich einst hinter Fenstern sah, Bootsfahrten in der Mitternacht, eine andalusische Nonne im Frühlicht und Heloisens sehr schmalen Leib in Seide.
Ich trug noch mehr: Volkslieder aus den Höfen, von Mägden in der Dämmerung gesungen, den Dom von Bamberg, Grabmäler in der Pikardie und eine Spessartheide,
Trompeten in Konzerten von Beethoven, Samt einer Stirne, Feuermeteore über Norddeutschland, holländischen gewaltig süßen Schnaps, den wir mit Dirnen tranken.

Dies trug ich in den Rauch, emporgewölkt, in einem Hirn, sehr irr und jung. Dies trug ich gegen Tod, zu Flammen, tausendfach gezackt und wußte dies; daß ich zehn Wochen lag
In einem Kloster Bayerns hinter hundertjährigen Folianten, daß ich zu Gott Verworrenes hochschrie, ihm dunkel fluchte und den Satan pries,
Daß ich mich ganze, wunderbare heiße, sehr blaue Nächte über den Silberleib von Annunziata liegen ließ,
Daß ich durch Böhmen zog, daß ich die Haare lang trug in den Sommerwinden, daß ich im Wahnsinn schrie an einem Julitag ...

Oh, diese Zeit wie war sie fein und reich
Von tänzerischen Spielen, Landpartien, Licht aus Fenstern, Feuernacht, von Jagd auf Schmetterlingen, Grillen, grauen Vögeln, wie stieg sie märchenblau
Aus Meer und Ferne, Himmelsbögen, Seen, daliegend in den abgemähten Wiesen, den Blick in die Unendlichkeit der Dämmerung geschossen,
Und hörend rote Pfeifer in uralter Stadt und sehend rührend-herbe Nacktheit Sechzehnjähriger im Frühlingsbad in gelbem Rosenteich.
Im Ohr Gelächter der Cafés, das goldne Geigenspiel aus italienschen Opern, die Flöten hell und süß, oh ging ich einmal noch mit einer Frau
Den Morgengang durch das erwachte Land, mit Kindern in die Sternnacht von Apulien, mit Freunden quer durch Landschaften in Baden, ich war einst von den Wassern weißen Mains umflossen.
Raketen fallen nun ermüdet in den Wind, grün und gespenstisch, verklärend Mitternacht. Aus Dunklem leuchten Tote weiß und bleich.

Die Kollektiven von Peter Panter

Ich freue mich auf Berlin.

Ab und zu sehe ich von der Arbeit auf: in den Mälarsee und auf den Kalender. Der See zeigt den Herbst an; der Kalender auch. Noch „eine zwei, drei Wochen", wie sie in Berlin O sagen, und die Sache ist geschafft. Es wird ein bißchen bunt hergehen; für den, der zu Besuch kommt, konzentriert sich alles viel mehr als für den, der immer da ist — aber das muß wohl so sein. Und dann: Filme, Menschen, Bilder, Theater, Musik ... ich bin vom Land ein dralles Kind, hier gibts das alles gar nicht. Drüben, in Mariefred, ist ein „Bio", wie die Schweden das getauft haben (welches Wort sie umgekehrt abkürzen wie Autos, das sie, den Dänen gleich, „Bil" nennen) — drüben also ist ein Kino, aber ich bin niemals drin gewesen. Stille Wälder sind die beste Naturaufnahme, der See ists auch. Und nun wird das also alles auf mich hereinstürzen; ich lese schon die Kritiken, die zu mir herüberblinzeln wie die Geburtstagslichte durch eine geschlossene Tür. Wie wird das werden —? Wie wird es zum Beispiel mit dem Theater werden? Alle sechs Monate sehe ich mir das an; wo steht es heute, das berliner Theater? Arbeiten sie nicht heiß? Arbeiten sie nicht sogar kollektiv —?

Und hier darf denn wohl ein Wort über das gesagt werden, was sie in Berlin so großmächtig den „Kollektivismus" nennen. Es ist gar keiner. Es ist der schrankenlos entfesselte Schauspieler und der über alle Seile schlagende Regisseur — Kollektivismus ist es nicht.

Der Hochmut dieser „Prominenten" kennt keine Grenzen. Der Autor? Der ist Vorwand für Kunststücke in einem Spiegelkabinett — im übrigen hat er nichts zu melden. „Es gibt keine guten Theaterstücke!" schreien sie; „wir müssen auf den Proben alles allein machen! Sehen Sie sich nur an, wie so ein Manuskript vorher aussieht!" Ich weiß. Aber wie soll denn eine Generation theaterkundiger Autoren heranwachsen, wenn sie niemals an die Arbeit herangelassen, sondern auf alle Weise beiseite geschoben wird? Ehrfurcht vor einer künstlerischen Vision? Vacat. Ehrfurcht vor dem Wortlaut, bei dem sich ja der Autor schließlich auch etwas gedacht hat? Gibts nicht. Den Text machen wir. Und so sieht er denn auch aus.

Nun wäre nichts gegen wirksame und fachkundig geführte Striche zu sagen — gegen leise Umbiegungen, die immer nötig sind; kein Dramatiker schreibt ein ganz und gar aufführungsreifes Manuskript, das hat es noch niemals gegeben. Ist der Regisseur gebildet und verständig, dann sage ihm der Autor für Kürzungen Dank. Aber was hier getrieben wird, steht auf einem ganz andern Blatt.

Tatsächlich ist es so, daß der Autor die große Blutprobe vor dem Publikum meist gar nicht bestehen kann — weil er sie zunächst vor dem höchst zweifelhaften Intellekt der Schauspieler zu bestehen hat. Und da fällt er allemal durch. „Ich mache das so ... An dieser Stelle werde ich weinen, das wirkt sehr ... Wissen Sie: ich lasse die zwei Verse einfach weg und

stehe statt dessen auf dem Kopf ..." Wahrlich, ich will lieber vor das böseste und schärfste Publikum der Welt treten als vor die Stühle solcher Kunstrichter. Ihre geistige Fassungskraft ist begrenzt; Polgar spricht einmal sehr gut vom „spezifisch Pappigen des Schauspieler-Esprits"; und woraufhin werfen sich ihre meist mißgelaunten Direktoren zu Textbearbeitern auf? Haben sie damit nichts wie Erfolg? Irren sie sich so selten? Kennen sie ihr Publikum wirklich; mehr als nur seine gröbsten Instinkte? Es ist schon nicht leicht, die stets etwas abgehetzten Berliner abends, und noch dazu vor dem Abendbrot, an ein Kunstwerk zu fesseln; aber was man eigentlich tun muß, um die Galligkeit dieser Theaterpächter, Theaterhändler und Theaterspekulanten, die mitunter im Nebenamt auch Künstler sind, zu besiegen —: das kann ich Ihnen nicht sagen. Meine Knie sind ganz abgeschabt: so oft danke ich Gott auf denselben, daß ich mich nicht des Theaters bedienen muß, um meinen Zeitgenossen das Meinige mitzuteilen. Unsereiner hat wenigstens nur einen Feind, und einen harmlosen dazu: den Druckfehler. Aber wie soll ich zu den Herzen der Hörer gelangen, wenn eine Wehr, ein kompakter Damm davor aufgerichtet ist, der die Wogen erst einmal abfängt und ihre Gewalt fast immer schwächt? Ist dieses Gremium in den Direktorialzimmern zu einer schriftstellerischen Tätigkeit wirklich durch etwas andres legitimiert als durch die juristische Tatsache einer Unterpacht? Ans Publikum kommen die jungen Autoren fast nie so heran, wie sie das beabsichtigen — wenn alles sehr gut geht, nur an die Direktoren. Und da können sie etwas erleben.

Denn wenn die mit ihren frommen Ratschlägen fertig sind, dann sind da noch Regisseur und Schauspieler. Diese Prominenten haben jedes Augenmaß für ihre Arbeit verloren. Sie verstehen kaum, was sie spielen und spielen lassen; sie wollen es auch gar nicht verstehen. Und der Regisseur ist nicht nur ohnmächtig, sie zu bändigen — er tut kräftig mit.

Der Autor sieht die Szene blau — der Regisseur spielt sie rot. Der Autor braucht die dreimalige Erwähnung eines Dobermanns, damit im sechsten Bild die Wirkung um so stärker sei — der Regisseur streicht ihm die Vorerwähnungen, und die Szene am Schluß wirkt nicht: man versteht sie kaum. „Lassen Sie mich nur machen ... also vom Theater, lieber Freund ..." Nein, von dem Theater, das da aufgeführt wird, verstehen wir gewiß nichts.

Das Kollektiv! das Kollektiv! Aber diese größenwahnsinnig gewordenen Kommissionäre vergessen alle miteinander, daß ein Kollektiv, das sie den Russen abgeguckt haben, nur unter einer Bedingung möglich ist, unter der es bei jenen auch zustande kommt: Kollektiv ist Lebensgemeinschaft. Eine, in der alle dieselbe Sprache sprechen; eine, deren Mitglieder wirklich zusammenleben, alles zugleich erleben, dieselben Gefühlsskalen durchlaufen; Menschen, die große Erschütterungen ihres Daseins Seite an Seite durchgemacht haben und nun nichts mehr zueinander zu sagen brauchen: sie wissen schon, denn sie fühlen gleich. Solche freilich können einander ergänzen. Was

aber kann mir ein Regisseur sein, der mein Stück nur deshalb inszeniert, weil der Direktor grade keinen andern bekommen hat? Ein Spielwart — und mehr soll er auch gar nicht sein. Was er da aber treibt, ist Wahnwitz. „Wissen Sie, was Piscator nächstens machen wird?" fragte ein sehr witziges kleines Cabaret; „ein neues Stück; gar keine Schauspieler mehr — nur Regie —!" Tatsächlich inszeniert der Regisseur sich selber. Und der Schauspieler spielt sich und für sich, meist ohne die leiseste Rücksicht auf den geistigen Inhalt des Werkes — „er hat aus der Rolle etwas gemacht." Nämlich eine andre Rolle.

Kollektiv? In Wahrheit gibt es nach der Premiere ein wildes Durcheinander, bei dem im Falle des Mißlingens der eine die Verantwortung auf den andern schiebt und bei dem im Falle des Erfolgs jeder das ganze Verdienst für sich in Anspruch nimmt. Von Korpsgeist ist da wenig zu spüren.

Wenn Kollektiv das ist, was sie da als Kollektiv ausschrein —: dann ist dieses Wort in Berlin ein Euphemismus für Überheblichkeit und Unordnung. Piscator rühmt sich in einem Buch, das er über sein Theater geschrieben hat, er habe noch eine Stunde vor der Premiere zwei seiner Mitarbeiter im Keller angetroffen, wo sie einen Film zurechtschnitten, der nachher laufen sollte. Ist das amerikanisches Tempo? Das ist einfach Mangel an Dispositionsfähigkeit; denn man kann sich denken, von welchen Zufälligkeiten es abhing, was diese abgehetzten und aufgeregten Menschen da zusammengeschnitten haben... Das ist kein Kollektivismus. Und ich glaube auch nicht, daß so Stücke zustande kommen, die mehr sind als vague Unterlagen für Maschinenkunststücke und Vorwände für Starlaunen. Man kann eben nicht auf das Kommando „In Gruppen links schwenkt — dichten!" produzieren; das wird nichts. Oder das da.

Was besonders Piscator angeht, so macht er sich die Sache etwas leicht. Hier gilt jede Kritik als „Verrat" an einer heiligen und guten Sache — und seine Nachbeter stempeln jeden, der darauf hinweist, daß sich sein Betrieb von dem der bürgerlichen Theater nicht sehr stark unterscheidet, als Bourgeois, Trottel, Vertreter einer alten Zeit und wie dieses Vokabularium heißt. Aber das stimmt gar nicht. Wollen die Genossen wissen, was ein echtes Kollektiv ist, dann mögen sie sich zu den modernen Russen im Film und Theater bemühn, die in Rußland wohl so etwas haben. Wir haben es nicht. Das da ist kein Kollektiv; es ist wildgewordener, recht bürgerlicher Individualismus.

Aber abgesehn von diesem Sonderfall tötet der entfesselte Schauspieler das Theater. Das Theater dem Theater? Das ist ein guter Ruf, wenn er gegen Buchdramen geht; es ist ein schlechter Ruf, wenn er bedeuten soll: wir spielen nicht nur, wir inszenieren nicht nur — wir spielen, inszenieren, dichten, färben um, geben die Tönung, bestimmen den Text, schalten mit ihm frei, befehlen, was gesprochen wird, diktieren, was nicht gesprochen werden darf und was in die Versenkung fällt... Aber sagt doch die Wahrheit! Sie geben ihrem Affen

Zucker; man muß sich ja schon schämen, ein Chanson aus der Hand zu geben, will man hinterher nicht vor Schreck darüber ins Parkett fallen, was aus dem Ding geworden ist. Unterordnung? Echte Mitarbeit? Vermittlung einer Vision, die der Textautor gehabt hat und die es zu verwirklichen gilt? Zurechtgebogen, vergewaltigt, von oben bis unten zusammengehauen — so erscheint das nachher, und was als Gelispel einer Elfe im Gezweig gedacht ist, wird im Männerchor herausgebrüllt. „Lassen Sie nur — so wirkts." Sicher: auf Nilpferde.

Sie haben vergessen, was das heißt: in eine Rolle schlüpfen wie in einen Handschuh. Mozart? Nein, Kleiber. Shylock? Nein, Kortner. Julia? Nein, die Bergner. Und immer das Gelingen auf eine Nadelspitze gestellt wie eine Börsenspekulation — wie armselig sind sie in den nicht zu vermeidenden Niederlagen, als ob nicht grade diese Stadt für echten Wert immer etwas übrig gehabt hat! Ein einziger Mißerfolg dieser falschen Individualitäten: und „alles ist aus." Das macht: sie wissen nicht mehr, daß man erst einmal dienen muß, wenn man herrschen will, und einem wahren Dichter zu dienen, ist allemal Gewinn. Aber wer dient auch nur Shakespeare? „Harald Paulsen als ..." die Rolle hat sich beim Schauspieler zu bedanken. Es sind tobsüchtig gewordene Vermittler.

Dieses Rezept der Souveränität von Kommissionären mag seine Geltung haben für Feerien, wie sie etwa Schanzer und Welisch schreiben — hier arbeitet Charell, der ein ehrlicher Theaterkaufmann und ein Künstler ist, in seiner Art schöpferisch. (Schanzer ist viel zu klug, um nicht zu wissen, was er liefert.) Hat man es aber mit Kunstwerken und nicht mit der Textunterlage für die Entfaltung einer bunten Ausstattung zu tun, dann sind Verfasser, Regisseur und Schauspieler gleichberechtigt: der eine hat sich zu fügen, wo er den Gesetzen der Bühne nicht Genüge getan hat — die andern haben die künstlerische Vision des Autors zu respektieren. Und wenn keine da ist, dann sollen sie den Kram nicht aufführen.

Was heute in Berlin getrieben wird, ist die schrankenlose Herrschaft der Stars. Der muß ihnen gestochen werden — um so mehr, als es oft nur Stärchen sind. Und die Bühnenliteratur geht dabei langsam, aber sicher in die Binsen — schlimmer: sie kommt gar nicht erst hoch. Da holen sie sich ihre mittelmäßige Ware aus dem Ausland, weil in Deutschland nichts da sei — aber sie töten jeden deutschen Autor, bevor der auch nur einen Fuß ins Theater gesetzt hat. Sie nehmen Filme, Romane, Tagesereignisse, die schneidern sie zurecht: alles, damit Herr Albers tanzen, damit Frau Straub weinen, damit Herr Klöpfer dröhnen kann. Was das noch mit dramatischer Kunst zu tun hat, ahnen die Götter.

Diese Abwehr des ebenso überschätzten wie überzahlten Schauspielers wird nicht pro domo vorgenommen. Unsereiner hat stets zwei Vorwürfe zu hören, wenn er dem andern ins Fettnäpfchen tritt: a) „Davon verstehen Sie nichts — Laie." b) „Aha. — Partei." Lassen wir es bei a bewenden. Ich schreibe keine Theaterstücke; in keinem dramaturgischen Bureau liegt eines von mir, ich will vom Theater nichts. Hier

spricht ein Zuschauer, und ein dankbarer Zuschauer. Von unserm S. J. habe ich sicherlich nicht seine kritischen Talente, wohl aber seine ganze Freude, seine Begeisterungsfähigkeit und seine Ehrfurcht vor schauspielerischer Arbeit geerbt. Ich stehe zu dem guten Schauspieler — gegen die entfesselten. Kein Direktor kann die mehr halten, kein Regisseur; der eine nicht, weil er keine pekuniäre Macht in Händen hat, sondern die Hosen voller Konkurrenzangst; der andre nicht, weil er selber mittut und selbstgefällig vergewaltigt, was er pflegen sollte. Es ist ein Kreuz.

Das muß nicht so sein. Hätten wir ein paar wirklich starke Bühnenautoren, die sich gegen dies Theater im Theater durchsetzen können —: ich wünsche ihnen, daß sie sich Respekt verschaffen, damit wir statt eines Jahrmarkts der Eitelkeiten wieder einmal Aufführungen erleben, die uns das zeigen, was der Autor gestaltet hat: ein Theaterstück, ein Kunstwerk und eine Dichtung.

Viergroschenkomödie von F. C. Weiskopf

> Verleger, Autoren und Theaterdirektoren sollten sich, bevor sie mit ihren Unternehmungen an die Öffentlichkeit treten, mit ein paar vernünftigen gewöhnlichen Leuten wie unsereinem in Verbindung setzen.
>
> *Paul Fechter*

Vor kurzem schrieb Carl von Ossietzky an dieser Stelle: „Eine heitere Literatur kann das werden, der Herr Fechter sein Visum gibt . . ."

Kann werden?

Ist es schon!

Hier bitte der Beweis: „Deutsche Dichtung der Gegenwart" (im Innern des Buches, nicht aber auf dem Deckel, mit dem bescheidenen Untertitel „Versuch einer Übersicht" versehen); Autor: Paul Fechter; Verlag: Philipp Reclam jun., Leipzig; copyright 1929; Preis vierzig Pfennige = vier Groschen.

Eine Viergroschenkomödie von der ersten bis zur einundsiebzigsten Seite, — eine Tragikomödie vielmehr, wenn man bedenkt, daß dieses Machwerk, als in der „Universal-Bibliothek" erschienen, zu einem jener „Borne" werden dürfte, aus denen Tausende Schüler, Studenten, Angestellte und Arbeiter ihre Literaturkenntnisse schöpfen.

Schon das Einführungskapitel „Die neue Wirklichkeit" gibt dem wißbegierigen Leser einen Vorgeschmack der Freuden, die ihn in den folgenden Abschnitten erwarten, ganz zu schweigen von einem Anhang, der „ohne Gewähr für Vollständigkeit" Daten und Hauptwerke der „wichtigsten lebenden Autoren" und der „am stärksten in der Gegenwart fortwirkenden Toten der letzten Generationen" zusammenfaßt (was ungefähr so aussieht: „Mann, Thomas. — 6. 6. 75 Lübeck. — Gesammelte Werke", dagegen: „Grimm, Hans. — 22. 3. 75 Wiesbaden. Zwölf Jahre Kaufmann in Südafrika. Dr. h. c., lebt in Lippoldsberg bei Bodenfelde. — Olewagensaga. Südafrikanische Novellen. Gang durch den Sand. Volk ohne Raum.")

Das Einführungskapitel fängt zwar ganz bescheiden an — „Über deutsche Dichtung der Gegenwart aus dieser Gegenwart heraus zu sprechen, ist schwerer, als es jemals gewesen ist" —, aber nur, um nach einer phrasenreichen Schilderung des chaotischen Zustandes unsrer heutigen Dichtung festzustellen, daß es immerhin jemanden gibt, der in das „verworrene, gleichsam überfüllte Bild der Gegen-

wartsdichtung", in das „verwirrende Durcheinander der Tendenzen und Strebungen" einen gewissen Drill und eine gewisse Ordnung bringt. Dieser Mann ist Paul Fechter und das Mittel, dessen er sich dabei bedient, die richtige Erkenntnis der wahren Zeittendenz unsrer heutigen Dichtung.

Diese Zeittendenz ist die Tendenz „zur wirklicheren Wirklichkeit". Wer das nicht gleich begreift, dem wird es ein paar Zeilen weiter unten ausführlicher erklärt: „die Wendung nämlich zum Geistigen als der eigentlichen absoluten Realität jenseits der banalen Wirklichkeiten des Gegenständlichen wie des bloß Psychischen"!

Auf den folgenden fünfzig Seiten kommt die „Wirklichkeit" mindestens hundertmal vor, in Begleitung der verschiedenartigsten Epitheta, in Verbindung mit dem gesamten Vokabular eines rauschebärtigen Fachmanns. Es gibt in dem Buch unter anderm folgende Arten von Wirklichkeiten: eine wirkliche, eine wirklichere, eine neue wirklichere, eine wirklichste, eine möglichst wirklichste und eine wirklichere „im Sinne des Aussprechens des mehr als Privaten, nicht mehr Aussprechbaren"; es gibt da ferner eine deutsche (diese auch in der Abart „deutsche Wirklichkeit als solche"), eine russische, eine wirklich russische, eine niedersächsisch kräftig gestaltete und eine französische; es gibt eine alte, eine neue, eine gewohnte, eine harte, eine härtere, eine wesentliche, eine wahre, eine innere und eine äußere, eine politische, eine kosmische und eine persönlich gebundene; eine Wirklichkeit der Industrie, der Gesellschaft, der Bildung, des Intellekts, eine im Sinne von Geist und eine im Sinne von Realität, eine bloße Wirklichkeit der Zeit und eine seelische heutiger verfeinerter Frauen...

Das ist der Leisten, über den Herr Fechter alle deutschen Dramatiker, Prosaiker und Lyriker (bei diesen erfährt allerdings „der Begriff der Wirklichkeit eine gewisse Aggregatänderung") und ihre Werke schlägt. Das heißt, nur insoweit, als er sie einer Erwähnung für würdig erachtet. Johannes R. Becher, Arthur Holitscher, Hermann Kesser, Walter Mehring, Franz Kafka, um nur einige herauszugreifen, werden überhaupt nicht genannt, während es Heinrich Mann und Werfel wenigstens bis zu einer Erwähnung im Anhang bringen.

Aber auch unter den „Auserwählten" gibt es Weizen und Spreu. Während Thomas Mann in zwei Zeilen abgetan wird, erhält Paul Ernst in acht Zeilen das Lob, daß sein Buch „Saat auf Hoffnung" zu den „wesentlichen Büchern aus den Bezirken der Anspruchsvollen" gehört, worauf man ohne weiteres versteht, weshalb einige Seiten vorher derselbe Autor in einem Zuge mit Goethe genannt wird. Carl Haensel, der Autor des Romans „Der Kampf ums Matterhorn", bekommt zwar nur drei Zeilen zugebilligt, aber er kann sich damit trösten, daß Hermann Hesse und René Schickele auch nicht mehr und Toller und Else Lasker-Schüler sogar nur zwei bekommen haben. „Nur selten gelingt, was Wilhelm Hegeler in seinem letzten Roman gelungen ist: der Rückweg aus der Isoliertheit des Seelischen in die gemeinsame Wirklichkeit des Lebens". Dem Leo Tolstoi beispielsweise gelang es nicht ganz, findet man doch bei ihm nur „da und dort noch ein Stück russische Wirklichkeit", während er „im übrigen bereits zu Dostojewski hinübergreift, dessen Romane mit dem wirklich Russischen und russisch Wirklichen wenig zu tun haben sondern die Welt, von einem psychischen Sonderfall aus betrachtet, im ganzen sehr unrussisch, wenn auch sehr dichterisch hinstellen".

Hans Friedrich Blunck mit zweiunddreißig und Hans Grimm mit fünfzehn Zeilen stehen rechtens hoch über Leonhard Frank. Denn Blunck hat „sich in die untersten Schichten seiner Seele sinken lassen" und „dort sozusagen mit geschlossenen Augen aus dem bloßen Dasein heraus vor aller Begrifflichkeit den Mythos, die mythischen Anfänge der menschlichen Wirklichkeit faßbar zu machen"

versucht, während Leonhard Frank bloß „mit der Psychoanalyse und der Wirklichkeit der Jugendlichen begann und heute zum Humor heranzureifen anfängt". (Punkt.) Carl Zuckmayer, der zuerst „Seele und Geist ballte" ist heute „rein dem Leben verschworen". Ihm gelang mit dem von Herrn Fechter kleistpreisgekrönten „Fröhlichen Weinberg" etwas „wie ein Durchbruch zum wirklich Wirklichen": „hier war ein Stück von der Bodenkraft des Reiches frisch und lebendig Theater geworden". Jawohl, die Bodenkraft! Die hat es nicht notwendig, die „neue Wirklichkeit in den Regionen Freudscher Psychoanalyse hinter dem Erotischen zu suchen", was Bronnen („strebend und suchend"), Brecht („getrieben") und Hanns Henny Jahnn („als wesentlichstes Thema") tun. Weshalb denn auch angesichts dieses bösen Exempels mit warnendem Zeigefinger doziert wird, daß „der einzige, der mit der Kraft der Überwindung des Stofflichen ohne Furcht und ohne heimliche Liebe sich in die dunklen Welten der Seele sinken lassen durfte", Ernst Barlach war, dem zur Belohnung siebzig Zeilen, am meisten von allen, eingeräumt werden.

Die Gerechtigkeit verlangt die Feststellung, daß Georg Kaiser, Bert Brecht, Georg Trakl und Alfred Döblin ebensoviel Raum gewidmet ist wie Johst und Schaeffer; daß Gottfried Benn nicht weniger Zeilen bekommen hat als Wolfgang Goetz ... aber die Sympathie Paul Fechters gehört doch nur den „paar Männern, die auch als Dichter diesen Namen verdienen", Will Vesper zum Beispiel, über dessen Werk man zwar nichts erfährt, von dem es aber dafür heißt, daß er als ein „aufrechter, männlicher Mensch voll Zartheit, Wärme und Kraft mit freundlichem Lächeln durch die Torheiten der Zeit" schreitet; ferner Ernst Lissauer, der Freiherr von Münchhausen und „schließlich, von der Seite der Arbeiter her ..." (bei diesem „schließlich, von der Seite der Arbeiter her" erinnert man sich seiner seligen Gymnasialgrammatik, die als Beispiel für Synonyma anführte: „Der Herr Minister hat eine Gemahlin, sein Rat eine Gattin, der Kaufherr eine Frau und der Arbeiter gar ein Weib") ... schließlich also gar Karl Bröger — wegen seiner Kriegsgedichte, wohlverstanden!

Worauf man Paul Fechters Buch befriedigt zuklappt und auf der Rückseite des Deckels nicht ohne frohes und dankbares Erstaunen die „Außenwirklichkeit" eines Hauptmannschen Ausspruches entdeckt, der da lautet:

„Dem Reclam-Verlag verdanke ich zum allergrößten Teil die Anfänge meiner literarischen Bildung. Er ist ein unendlicher Segen, und man kann nur wünschen, daß seine Wirkungen immer noch tiefer und breiter werden."

Stumme Schönheit und tönender Unfug

von Rudolf Arnheim

Die Docks von New York

Ständen diese Docks wirklich in New York und nicht in einem Atelier von Hollywood, ihre Düsternis wäre gewiß nicht umspielt von so unirdischen Blitzlichtern, die — wie die Schläge des Bildhauerhammers aus dem kompakten Stein — aus der samtigen Schwärze der Projektionswand allerlei grausiges Gewässer, Balkenwerk, schwanke Stege und schwelende Lampen herausmeißeln. Dies Hafenlabyrinth, zugleich märchenhaft und voll konzentrierten Lebens, hätte man mit Freilichtaufnahmen niemals zuwege gebracht. Augentrug aus Pappe und Holz und dem Licht versteckter Scheinwerfer ist dazu nötig, nicht Realität. Die immer stärker werdende Verdrängung

der Außenaufnahmen durch eine Atelierkunst, die sich nicht auf die Zufälle des von der Wirklichkeit Geschaffenen verläßt sondern ein Material benutzt, das ganz von ihr selbst zusammengetragen und daher ganz in ihrer Hand ist, bedeutet einen weiteren großen Schritt auf dem Wege des Films von der Reportage zu einer Eigenwelt. Weißer Nebeldampf steigt auf um massive Silhouettenfiguren, und dann plötzlich springt dieser erstaunliche Film aus der feuchten Nachtwelt des Vorspiels in die Helle einer Hafenkneipe, die die Gesichter und damit die Schicksale der handelnden Personen enthüllt.

Das weiße Antlitz, das weiße Kleid, die weißen Locken des Mädchens geben den optischen Kontrapunkt zu der schwarzen Figur des Schiffsheizers, und so ist — höchst glückliche und kunstvolle Kongruenz! — das Widerspiel und Miteinanderspiel dieser beiden Menschenseelen schon im Primitivsten der Anschauung, schon in den Schwarz-Weiß-Flecken, die sich auf der Leinwand bewegen, aufgezeichnet. Dies intime Ineinander äußerlichster Formelemente und innersten Handlungsgehalts ist wirkliche Filmkunst, weil die Grundforderung einer jeden Kunst ist, daß sie die unsinnlichen Inhalte ihres Gegenstands durch die sinnlich erfaßbaren Materialbedingungen, die grade ihr eigen sind, decke und offenbare. Wichtig zu betonen, daß dieser Effekt nur durch die Unfarbigkeit des heutigen Films zu erzielen ist, daß also grade die Beschränkung auf ein, verglichen mit der Naturwirklichkeit: abstraktes Material, den Zugang zur Kunst liefert.

Die besondre Filmbegabung, die darin besteht, das Wesentliche eines darzustellenden Vorgangs nicht nur an sich sondern sub spezie der Veranschaulichungsfähigkeiten des Filmbildes zu erfassen, ist den Schöpfern dieses Films (Regie: Josef von Sternberg, Manuskript: Jules Furthmann) im hohen Maße eigen. Wenn die Selbstmörderin aus dem Boot ins Wasser springt, sieht man im Bilde nichts als die bewegte Wasserfläche, in der sich der Umriß des Bootes mit der aufgerichteten, dann abspringenden Frau spiegelt. Diese indirekte Darstellung, eins der wichtigsten Mittel moderner Filmtechnik, leistet — solange sie nicht, wie zum Beispiel bei den allzu beliebten Schlagschattenaufnahmen, zum Schema erstarrt ist — zweierlei: Das Unabgenutzte einer solchen Auffassung greift das Auge des Beschauers aktiver an und macht ihm dadurch den Vorgang lebendiger; zweitens drängt sich das Dekorativ-Bildmäßige einer solchen Aufnahme besser auf (ähnlich, wie man die Farben einer Landschaft besser sieht, wenn man mit dem Kopf nach unten zwischen den Beinen durchschaut!). Springt nun der Schatten der Frau vom Boot ab, so sieht man im nächsten Augenblick die Frau selbst in das selbe Wasser fallen, das eben noch ihr Spiegelbild trug, und dies überraschende Nacheinander des indirekten und des direkten Anblicks ohne Einstellungswechsel ist der Prototyp eines schlagenden filmischen Einfalls.

So könnte man Dutzende von Beispielen anführen. Jedes Motiv ist just für die Kamera erfunden: der mörderische Schuß, dessen Stummheit sonst durch Pulverdampf wettgemacht zu

werden pflegt, manifestiert sich optisch im erschreckten Aufstieben der Enten; die Gier des Mädchens nach der Manneskraft des Geliebten wird, ohne daß Dialòg notwendig wäre, durch eine unheimlich obszöne Detailszene vor Augen geführt, wenn sie seinen unanständig tätowierten Arm, dessen Muskeln er vor ihr spielen läßt, lüstern betastet; das Penelope-Motiv der ausgerissenen Westentasche, die umständlich genäht wird, damit sich der Abschied verzögere; die geschickte Handhabung dynamischer Gegensätze, so wenn um den stetig daherschreitenden Seemann ein nervöser Kamerad zappelt oder wenn das ruhige Gesicht des Missionars, der in der Spelunke eine Trauung vollziehen soll, einem tobenden Meer brüllender Gesichter und fuchtelnder Arme gegenübersteht.

Der Bildfreude solcher Filmkünstler kommt das Milieu vierschrötiger Matrosen besonders entgegen, denn hier sind Menschen, die handeln, wo ziseliertere Wesen nur denken, deren Gefühle also schon von selbst Pantomime sind und nicht erst übersetzt werden müssen. Der großartige George Bancroft braucht weder Eifersucht noch Lebensfreude noch Ärger durch viel Mimik zu interpretieren, denn ehe es geschehen, hat er ja schon den Nebenbuhler bei der Jacke ergriffen und über ein paar Tische geworfen, hat er einen Zuber zum Munde gehoben, aus dem ihm die leckere Flüssigkeit über das Gesicht läuft. Nichtsdestoweniger wäre es im Interesse des guten Geschmackes wünschenswert, dieses Schauspielers Verbrauch an Knockouts etwas einzuschränken. Wie in seinem früheren Film „Polizei" greift er links und rechts wahllos in die Gesichter der Statisterie und mäht Männer; er pufft Kellner vor die Brust und schiebt Polizisten aus dem Wege — gut, gut, aber wir sind nicht im Sportpalast! Muskeln beiseite, sein gutes, aufmerksames Hundegesicht sichert ihm, kaum daß wir ihn zum erstenmal gesehen, einen Fensterplatz in unserm Herzen. Schade, daß das Objekt seiner Liebe, Betty Compson, aus Kalkstein und nicht aus Fleisch und Blut besteht. Sie gehört zu den Schauspielern, deren Charakter und Gefühle erst aus der Inhaltsangabe des Programmhefts klar werden: „Das Mädchen ist eine Straßendirne" und „... daß ihre Sehnsucht dahin geht, geheiratet zu werden" — ach so, wir sahen nur ein starres, gepflegtes Eiskrem-Mädchen unbestimmten Standes, mit schwarzgemalten Augen und rotgeschminktem Herzen. Wann endlich werden die Amerikaner aufhören, ihre besten Filme zu verunstalten, indem sie in das Zentrum einer von Sinnlichkeit und Fülle platzenden Handlung eine anämische Nutte hineinokulieren, die bestenfalls in ein Konfektionsschaufenster gehörte?

Ein Abenteuer mit dem Tonfilm

Ich weiß nicht, was das mit der australischen Oberpostdirektion ist! Sie sollte beim Engagieren ihrer Beamten etwas vorsichtiger sein, vielleicht Eignungsprüfungen einführen! Doch wir wollen nicht vorgreifen.

Kaum erschien auf der Leinwand eine Schrift, die anzeigte, daß jetzt der Tobisfilm „Das Land ohne Frauen" mit

Conrad Veidt zu sehen sein werde, da begann es in der Orchestergegend scharf zu rascheln, und wie hinter einem australischen Moskitonetz verborgen, ertönte eine heisere Musik. Ein ähnliches Rauschen ging durch die Reihen der Zuschauer, und eine Dame, die neben dem Kritiker saß, sagte: „Das ist eben der Tonfilm". Hinter ihr jedoch begann ein Herr, dem offenbar der Tobis-Musikautomat geringerer Höflichkeit wert schien als lebendige Kinomusiker, mit ungenierter Stimme das Personenverzeichnis zu verlesen, das sich ihm wie den Umsitzenden auf der Projektionswand bot. Er geriet aber alsbald in Idealkonkurrenz mit einer vehementen Frauenstimme, die im Dunkel des Podiums, sichtlich unter Verwendung des Habaschen Vierteltonsystems, ein Volkslied von unbestimmter Tonart anstimmte, was die Hörer in Verwirrung brachte und sie verhinderte, die Besetzung gründlich ihrem Gedächtnis einzuverleiben. Kurz darauf eilten einige erregte Männer mit Tropenhüten eine Straße entlang und hängten einen Mann an einen Galgen. „So geht es hierzulande jedem, der eines andern Weib berührt", las der Herr aus dem Publikum mit lauter Stimme vor. Da wußten auf einmal alle, wozu Conrad Veidt engagiert war, nur dieser selbst wußte es nicht. Er küßte vorderhand seine alte Mutter auf die Stirn und eilte zum Dampfer, bei dessen Anblick der Orchesterersatz in ein dissonantes Flöten ausbrach, gleichsam um die Schiffspfeife anzuzeigen. Auf dem Dampfer befanden sich vierhundertdreizehn Mädchen, die sich anschickten, der Frauennot in Australien abzuhelfen, oder genau genommen waren es nur vierhundertzwölf, denn eine war während der Reise gestorben. „Conrad Veidt bekommt keine Frau", sagte die Dame im Zuschauerraum. Sie wurde niedergezischt, und dennoch sollte sie recht behalten, denn als die Schiffsoffiziere auslosten, welcher Mann nun keine Frau bekommen solle, geschah es, daß das Los unter vierhundertzwölf Statisten just auf den einzigen Schauspieler mit Stargage traf, worauf dieser ans Ende der Liste gesetzt und der Name eines andern, ebenfalls nicht billigen Australiers an seine Stelle geschrieben wurde. So war die Besetzung geregelt, und es fehlte nur noch, daß die fragliche Braut Nummer 68 sich mit ihrem Gatten weniger zufrieden zeigte als die übrigen vierhundertelf Bräute. Diese nämlich widersetzten sich der an die Züchtungsmethoden von Geflügelfarmen erinnernden Massenpaarung keineswegs, verliebten sich in die ihnen zugedachte Nummer und wappneten sich aus den Beständen eines Engroslagers von Trauringen für die jäh bevorstehende Ehe. Der Farmer Nummer 68 hingegen, wie in dem dunkeln Gefühl, daß er einem bekannten Schauspieler seine Frau weggeschnappt habe, ließ diese einen schweren Koffer schleppen; sie stürzte über die Schienen, was eine leichte Ausrenkung des linken Fußknöchels sowie der ehelichen Gemeinschaft nach sich zog. Conrad Veidt aber, zu unerwartetem Zölibat verdammt, erlitt einen hysterischen Zusammenbruch, wie man ihn bei einem Telegraphenbeamten nicht erwartet hätte, was ihm aber Anlaß gab zu einer herrlich gespielten Lachkrampfszene, dem ein-

zigen Lichtpunkt in einem langen, dunkeln Abend. Er öffnete die Tür einer Kneipe, und sogleich erhob sich im Orchester ein entsetzlicher Stimmenlärm, die Musiker schienen mit dem Dirigenten uneins geworden, das Publikum ward unruhig, aber allmählich wurde klar, daß dieser unverständliche Lärm mit den Darbietungen in der australischen Kneipe zusammenhing und daß die Schauspieler nicht nur eine Pantomime für die Kamera sondern auch etwas Rhabarber für das Mikrophon beigesteuert hatten. Aber die Stimmen lagen, fern von ihren Besitzern, in einem wirren Haufen durcheinander wie die Schuhe bei jenem berühmten Schelmenstreich Till Eulenspiegels. Conrad Veidt, obwohl pensionsberechtigter Beamter, schnitt sich nun an einem Glasscherben die Pulsader auf, was mit der Gründlichkeit eines Chirurgiefilms vorgeführt wurde, und ließ sich von einem Schiffsoffizier, der ihm beisprang, aufklären, welche Frau eigentlich für ihn bestimmt gewesen war. Diese ruhte inzwischen, durch ein Moskitonetz sowie durch ihren schlimmen Fuß vor jeder ehelichen Pflicht geschützt, neben ihrem Gatten, der sich aber bald wieder den Geschäften hingab und zwecks Goldgräberei ein Kamel mietete. Kaum war das Gebrüll dieses Tieres — vom Tonfilmapparat glücklich imitiert — in der Ferne verklungen, als Conrad Veidt in das Haus der freudlosen Witwe eindrang. Diese stürzte ohnmächtig zu Boden, während vier Meter unter ihren Füßen in der Dunkelheit ihre Stimme heiser aufschrie. Und schon drangen wilde Männer ins Zimmer, ergriffen den Ehebrecher, schlugen ihn blutig, ließen ihn auf einer Eisenbahndrehscheibe in Schächerhaltung um sich selbst wirbeln, bis ihn der Arzt des Ortes im letzten Augenblick vom Galgen befreite. Soweit wäre alles gut abgegangen, wenn nicht der Tonfilm die Zeit für gekommen gehalten hätte, die Personen nun auch sprechen zu lassen. Es geschah also, daß Conrad Veidts alte Mutter den Mund öffnete und mit der Trompetenstimme eines versoffenen Elefanten Trostworte flüsterte, die der Sohn nicht minder sonor, jedoch unter Zermalmung aller S-Laute, beantwortete. Nun war das Eis gebrochen, das Sprechen nahm überhand, so daß der Vorleser im Parkett nur noch wenig zu tun fand, aber keinem wollte die Sache so recht gelingen. Sie sprachen alle mit Pedal, und das S schien von der Zensur gestrichen: „Verlaffe mich nicht!" flehte die Dame Nummer 68 und zerriß einen wichtigen Brief, was ein prasselndes Geräusch hervorrief. Inzwischen ereilte den goldsuchenden Farmer, seinen Kameraden und das Kamel in der Wüste ein Samum, der unter Aufbietung des gesamten Tonbildsyndikats vonstatten ging und beinahe mit Tod geendet hätte. Der Regen troff eimerweise über den Kopf des Kamels, aber bald konnte des Postbeamten betagte Mutter mit dem Donnerorgan des Propheten Jeremia mitteilen, daß der Nebenbuhler lebendig davongekommen sei. Man zerrte das Kamel mit dem glücklich heimgekehrten Goldfinder durch einen Orkan babylonischer Beifallsgeräusche, worauf Conradt Veidt sich bei dem Verkehrswesen, dem er sein Leben lang gedient, den Tod holte, indem er sich vor eine herbeirasende Lokomotive legte. Das

Kamel eilte, nach Beendigung der Aufnahmen im Atelier, an Leib und Seele zerschlagen aber in dem stolzen Bewußtsein, als einziger unter allen Mitwirkenden die für den Tobisapparat geeignete Stimmlage getroffen zu haben, in den heimatlichen Zoo, wo es sich unter Zitierung des berühmten Ausspruchs: „Spaß, habe ich eine Nacht gehabt!" unter die Käfiggenossen mengte. Der Kritiker entwich mit ähnlichen Gefühlen.

Unerledigte Konten von Theobald Tiger

Als Kind — so um 95 rum —
da war ich bei Tante Jenny
zur Kindergesellschaft eingeladen,
mit Fritz und Ellen und Männi.
Ja.
Und da hats Sahnenbaisers gegeben,
jeder hat eins bekommen;
und dann wurde noch mal herumgereicht —
und ich hab keins mehr genommen!
Das hat mich noch jahrelang geplagt ...!
Ich hätte sollen ... und hab Nein gesagt.

Da hab ich noch eine Braut zu stehn
in Neu-Globsow — die Dame hieß Kätchen;
irgendwas war da ... die hat so geguckt ...
doch ich hatte genug der Mädchen.
Ja.
Und dann hat sie mir nochmal geschrieben,
Briefe? Wie? Ist das schön?
Und dann war ich zu faul, und Neu-Globsow ist weit,
und jetzt möcht ich sie wiedersehn.
Wie mich das in leeren Nächten plagt ...
Ich hätte sollen ... und hab Nein gesagt.

Da stand ich vor Jahren in Moabit
vor einem Talar, den das freute;
er redete, redete, quatschte und schrie
und redet gewiß noch heute.
Ja.
Und aus einem hier nicht zu erzählenden Grund
hielt ich die ganze Zeit meinen Mund.
Ich mußte. Und habe nichts gesagt.
Aber das hat mich noch oft geplagt!
Mit dem Jungen tret ich gern nochmal an —
nur ein einziges Mal!
aber dann — aber dann —

Ist ja gar nicht wahr.
Wenn heut Kätchen da steht,
das Baiser und der Kerl aus Moabit —:
es ist ja leider alles zu spät!
Es ist immer das gleiche Lied:
Wenn wir was brauchen, dann haben wirs nicht;
und wenn wir es kriegen, dann wollen wirs nicht.
Lieber Gott! sei doch einmal gescheit:
Gib uns die Dinge zu ihrer Zeit —!
Amen.

D.-D. von Alfons Goldschmidt

Größt-Bank, Mammut-Bank, Gigant, Bank-Koloß, wenn auch noch nicht angelangt, so doch in der Nähe der englischen Großbankgemeinschaft, der gewaltigsten U.S.A.-Kreditherrscher, jedenfalls Bankdeutschland wieder in der ersten Reihe. Diese Hymnen stimmen nicht ganz. Vorkriegsgeld und Vorkriegskredit sahen anders aus, fester, weniger krampfhaft. U.S.A. waren unsre Schuldner und amerikanische Eisenbahnaktien wurden nicht grade als pupillarische Sicherheiten angesehen. Die gewiß ungeheure Fusion Deutsche Bank—Diskontogesellschaft ist ein Passivzusammenschluß. Sie ist Verteidigungsfusion viel mehr als die Bankfusionen vor dem Kriege. Alle Fusionen haben Verteidigungs-Charakter, aber diese Bankfusion auf einer bis zur Untragbarkeit verschuldeten Wirtschaft ist hochkapitalistischer Abwehrversuch gegen Grunderschütterungen. Die Form ist leer, so voll von Geld und Forderungen sie ist. Der Inhalt ist konzentriert aber verpfändet, nicht nur an das Auslandskapital, speziell das nordamerikanische Kapital, das in der Deutschen Bank und in der Diskontogesellschaft sitzt. Es ist die Riesenhaftigkeit der schnell wachsenden Unproduktivität, die hier geformt wurde. Keine Gemeinschaft, sondern eine Zusammenlegung, was etwas ganz andres ist.

*

Der Prozeß ist ja nicht neu. Es ist der Zwangsprozeß, der auch die deutschen Großbanken schon im sogenannten tiefen Frieden „zu einander" trieb. Bald nach 1900 begann das Verschlucken. Industrie-Konzentration und Bank-Konzentration, fraglich nur, wer leiten würde. Mal zwang die Schwerindustrie die Banken, mal die Banken die Schwerindustrie. Man war schon im Jahre 1905 mitten drin in der „Objektivierung" des Kredits, das heißt in der Verpfändung und Überkreditierung mit den bekannten und unschönen Symptomen: Börsenspekulation, Wechselüberansturm, wirkungslose Kreditbeschneidungen von oben, wachsende Arbeitslosigkeit, Kriegsgefahr. Je konzentrierter Industrie und Banken, desto expansiver wurden sie, weil sie mit jedem Tag die wirkliche Produktivität tiefer drückten.

*

Heute, glaube ich, wissen die Großbankdirektoren schon besser, worum es geht. Als 1905 die Diskontogesellschaft die nach Hansemanns Tode begonnenen Zwangsehen schnell vermehrte, hieß es im Jahresbericht: „Dem Zuge der Zeit folgend". Nun, es war damals schon nicht der Zug der Zeit, sondern schon der Schnellzug des Muß. Heute ist es ein Expreßzug. Wenige Monate vor Kriegsausbruch kapitulierte der Schaaffhausensche Bankverein vor der Diskontogesellschaft.

Die Deutsche Bank blieb mit fünfzig Millionen Mark Kapital zurück. Dann kam das automatische Geschäft, die Kriegsanleihe- und Kriegsgeldraserei, das heißt der flatternde Produktionsersatz, dann das ungezügelte Abschnurren der Inflationsmaschine, dann die sogenannte Stabilisierung, die sogenannte Goldbasis. Die Banken haben es überstanden. Aber sie sind dabei, auch nach der Stabilisierung, umso inaktiver geworden, je aktiver sie schienen. Ihre Geschäfte scheinen nun gänzlich „objektiviert", aber je objektivierter sie scheinen und formell auch sind, umso unsicherer ist die Basis und umgekehrt.

*

Fünf Milliarden Mark Bilanzsumme der beiden Banken. Nicht sehr weit von einer Billion Jahresumsatz, wenn man die Geschäfte der großen Anhängsel hinzurechnet, ungefähr eine halbe Milliarde Eigenkapital, Milliarden und Milliarden „fremde Gelder", diese Zugkraft ist allerdings riesenhaft. Dresdner Bank, Danat-Bank und die mühsam atmenden Privat-, Klein- und Mittelbanken, bald wird das alles ein Topf sein. Und drunter oder drüber, je nachdem, die vertrustete Industrie. Was bedeutet das? Rationalisierung sollte Ersparnis sein, aber es gibt weder in der klarsichtigen Theorie noch in der mitleidlosen Praxis irgend einen Beweis für Kostensenkung auf solche Art. Im Gegenteil: Je zentralisierter, desto teuerer. Das gilt überall in der Welt. Gespart wird nichts, auch nicht die Arbeitskraft, die man wegstößt. Man proletarisiert Tausende, aber man spart nichts. Diese Vernunft existiert gar nicht. Es ist einer der sonderbarsten Denkfehler: Konzentration gleich Ersparnis zu setzen. Sieht man die Krisen nicht, die wachsende Menge nichtverproduzierten Produkts, die in dieser Wirtschaft unaufhaltbar steigende Last? Die Bankfusionen wie alle andern Vertrustungen und „Interessengemeinschaften" sind nur Fortschritte des Minus. Das geht nun seit dreißig Jahren so in allen Maschinen- und Finanzhallen der Welt, ohne einen andern Effekt als den der sinkenden Produktivität. Die Zeichen dafür sind so sichtbar und häufig, daß es fast banal ist, sie zu nennen.

*

Es ist heute nicht anders als im Kriege. Im März 1916 bejubelte die Direktion der Diskontogesellschaft Arbeitsintensität und Arbeitsausmaß in der deutschen Wirtschaft. Herr Havenstein konstatierte eine Steigerung des deutschen Nationalvermögens während des Krieges. Etwas gefühlssicherer sind ja die Herren wohl geworden, aber einsichtiger kaum. Umsatz, Produktion wird immer noch mit Schöpfung verwechselt. Stabilisiert oder nicht stabilisiert, es ist dasselbe. Krieg oder Frieden, es ist kein Grundunterschied. Die Generäle der Unproduktivität sind einmal uniformiert und einmal

in Zivil. Und darüber regieren die, die heute mehr als je regiert werden. Vor den Uniformierten verbeugten sich die Bankdirektoren. Das Preußen-Konsortium brachte mit vielen Reverenzen den Hohenzollern das Geld ins Haus. Herr Hilferding muß bitten. Je unproduktiver die Wirtschaft, umso weniger Regierung. Auftragsvermittler und Treuhänder für „Ruhe und Ordnung", das heißt, für möglichste Stabilisierung der Rente, so sitzen sie heute auf stolzer Höh.

Die D.-D.-Fusion ist die erste Organisierung eines großen Apparates zur Übernahme der heißersehnten Gelder aus der Reparationsbank. Es sind die hohen Prozente vom deutschen Produkt, die die Arbeit ohne Gegenwert in die Bank schuften und von denen dann ein Teil als Kredit und Bestellung zurückfließen wird. Ist das nicht deutlich genug? Nicht nur kein Gegenwert für den hingegebenen Arbeitswert, sondern noch neue Arbeit als Prozente von diesem unproduktiven Produktenteil. Die D.-D.-Fusion ist die erste Vorbereitung auf diesen Segen. Bald wird das Reservoir noch größer sein. Um die Zentralunproduktivität werden sich gewaltige „Gemeinschaften" gruppieren, in Deutschland, in Frankreich, in England, überall. Der Bau des Daches für die ungeheuerste Hypothek aller Zeiten, die Sicherungs-Hypothek des schon wankenden U.S.A.-Kapitals, hat begonnen.

*

Schon wird eifrig an Paneuropa gearbeitet. Noch stehen die Zölle und sonstigen sichtbaren Mauern. Sie werden von jetzt an sozusagen nach innen gezogen, und wenn man sie gar nicht mehr sieht, so werden sie doch noch vorhanden sein. Diese, auch von sogenannten Sozialisten propagierte Überkonstruktion ändert nichts an dem Grundgesetz der Staffelung unter dem Druck des Kapitals. Und wenn alle Banken und alle Industrien Europas unter einem Hut sind, dann ist das Manometer auch nicht ein Quäntchen zurückgegangen. Im Gegenteil, dann wird der Druck mit aller Gewalt nach außen platzen. Die Politik gegen Osten der Deutschen Bank und der Diskontogesellschaft vor dem Kriege wiederholt sich nur in andern Dimensionen und mit größerer Gewalt. Die Bagdadbahn ist geblieben. Aber schließlich werden die Gwinner die Verlierer sein, denn es ist Nonsens, mit noch so weit organisiertem Minus Plus machen zu wollen. Wie klein ist das alles: Dies bißchen Gebäudeabstoßen, dies bißchen „Sozialgefühl" für die verstoßenen Beamten, dies bißchen Rettung der Aufsichtsräte und Direktoren und nichts Neues in der Darstellung und in der Kritik. Das wiederholt sich, bauscht sich auf und kommt doch zu keinem Konstruktionsplan. Glaubt ihr, daß der Bankriese in diesem Winter der Not auch nur zwei Tage Linderung bringen wird?

Bemerkungen

Sklareks

Der Kaufmann von Berlin ist leibhaftig da, gleich in dreifacher Ausfertigung, wie sie in ihrem Jargon so schön sagen. Samt arischen Anhängseln, samt Bruhn und Wolff und denen, deren Namen man noch nicht laut sagt aber um so eifriger schaudernd von Ohr zu Ohr flüstert.

Wobei die Phantasie keine Grenzen kennt und keinen Respekt vor noch so hohen Stellen. Phantasie? ... Merkwürdig, daß die Phantasie dieses vielgestaltigen Berlin diesmal vom Schlesischen Bahnhof bis WW, von Tempelhof bis Reinickendorf, von Neukölln und Cöpenick bis Steglitz auf eine Melodie und einen Text abgestimmt ist.

*

Kreditschiebungen, zehn Millionen Schaden für den Säckel der Stadt Berlin, gut, die Sklareks werden ihn, soweit sie ihr Geld noch nicht ins Ausland verschoben haben, ersetzen müssen. Dazu vielleicht, aber noch sehr vielleicht, einige Monate oder Jahre Plötzensee. Man könnte eigentlich zur Tagesordnung übergehen, wenn ...

*

Wenn es nicht gar so phantastisch wäre, wie diese Schieber-Dreieinigkeit überhaupt so weit kommen konnte, einen derartigen Kreditschwindel zu verüben, wie sie zu der Position kommen konnten, die man haben muß, um nicht zehn sondern auch nur eine Million gepumpt zu bekommen.

Textilreisende, passionierte Turfjünglinge, Stammgäste der übelsten Spielhöllen, Barlöwen, im Krieg Gelegenheitsgeschäftemacher, plötzlich zu offiziellen Fliegerpelzlieferanten avanciert, nach dem Krieg behördlich beauftragte Lieferanten von Kleidern für die entlassenen Soldaten und die Hinterbliebenen der Kriegsgefallenen, schließlich Alleinlieferanten der Stadt für alle „ins Fach schlagenden" Artikel, Goldmillionen sammeln sich in ihren Kassen: das ist das rohe Gerippe der Karriere Maxens und seiner Brüder Willy und Leo. Hundertprozentige Überpreise für ausgesuchte Schundware, gewissenloser Raub an den Ärmsten der Armen, das ist in kurzen Worten das Urteil der Branchekollegen und der Zwangskundschaft über die Sklarekschen Geschäftsmethoden. Kein anständiger Geschäftsmann konnte ohne Schaden für seinen Ruf mit einem Sklarek über die Straße gehen, so charakterisiert sie ein alter Berliner Konfektionär. Hätte die Stadt vor dem Abschluß des Sklarek-Vertrags Erkundigungen eingezogen, wie man es im kaufmännischen Leben auch bei viel kleinern Abschlüssen tut, die Berliner Kaufmannschaft hätte im Chor gerufen: Hände weg von Sklareks!

*

Der Magistrat aber hielt so viele Hände schützend vor die Sklareks, wie in seinem vielhändigen Apparat aufzutreiben waren, gegen die Klagen der von den Sklareks belieferten städtischen Anstalten, der Bezirke und der Fürsorgeschützlinge, ja er zog sie auch nicht weg, als er am eignen Körper die in Berliner Geschäftskreisen schon lange bekannte Wahrheit erfahren mußte, daß die Sklareks noch jeden zugrunde gerichtet haben, der sich mit ihnen eingelassen hat. Vor drei Jahren, man erinnert sich noch des Skandals, mußte die damals in städtischer Regie geführte Kleiderverwertungs G. m. b. H. Unterbilanzen von fast einer Million eingestehen und liquidieren. Man hörte, die Unterbilanzen seien aus falschen Buchungen zugunsten „eines Lieferanten", der aber nie genannt wurde, hervorgegangen. „Ein Lieferant", das waren die Sklareks, jetzt weiß man es. Was geschah? Die Unterbilanz wurde aus dem

Stadtsäckel bezahlt, die Sklareks aber, bis dahin nur „einfache", ja streng anonyme Lieferanten der KVG., wurden Eigentümer der Liquidationsmasse und bekamen das Monopol zum Betrieb einer neuen, rein privatwirtschaftlichen KVG.

*

Ein Blick in die fürstlichen Salons in der Ahornstraße und in das feudale Jagdschloß von Waren. Millionen stecken in den Möbeln, hängen in Rahmen an der Wand, Prominenzen unsrer Stadt und des öffentlichen Lebens — man kann gar nicht hoch genug greifen — in angeregter Unterhaltung mit den Männern, „mit denen kein anständiger Kaufmann ohne Schaden für seinen Ruf über die Straße gehen konnte", die nach authentischen Zeugnissen ihre liebe Not und ihren harten Kampf hatten mit der deutschen Grammatik . . .

*

In den Zeitungen ist zu lesen: Es wurde eine Liste von Namen gefunden, deren Träger von Sklareks Vierhundertmarkanzüge für achtzig Mark bekamen, weitere Nachricht: Geschenke an Stadträte!

Der Kriegsblinde Karl Schulz und Franz Müller mit dem Lungenschuß machen sich ihren Reim auf die Grobheiten, die sie in verschiedenen Amtsstuben anhören mußten, als sie sich wegen der Fetzen beklagten, die ihnen auf eine Anweisung von achtzig Mark bei Sklareks ausgeliefert wurden.

*

Sie sind wirklich phantasielose Menschen, Karl Schulze und Franz Müller und auch der andre Schulze, der einen Sklarekschen Mantel seiner Frau zum Zerschneiden auf Scheuerlappen gab, und der andre Müller, dem man auf eine Wintermantel-Anweisung einen koketten hellen Sommerpaletot gab, und die andern Zehntausende von Müllern und Schulzen, denen eine städtische Fürsorge wohltäterisch bei Sklareks etwas zum Bedecken ihrer aus dem Schützengraben geretteten armseligen Knochen anwies.

Nur bei Sklareks und immer bei Sklareks, denn Sklareks hatten ein unantastbares Monopol.

Hans Hohenau

Ia

Neulich haben wir hier die Nummer 1 vom ‚Nachrichtendienst zur Bekämpfung von Schund- und Schmutzschriften' betrachtet, den das Ministerium für Volkswohlfahrt herausgibt. Gerechtigkeit muß sein: die Herren können auch anders.

Psch 5410/266; Sitzung der Prüfstelle Berlin für Schund- und Schmutzschriften vom 25. Juni 1929: Verhandelt wird über den Antrag des Landesjugendamtes der Rheinprovinz, die „Dirne Elisa" von Edmond de Goncourt auf die Liste zu setzen. Unter dem Vorsitz des Oberregierungsrats Adriani, der inzwischen ausgeschieden ist, haben von unsern Leuten teilgenommen: der Maler Dettmann und Lothar Schmidt. Der Antrag wird abgewiesen.

Die Urteilsbegründung ist ein einziger klarer Protest gegen die Versuche der Dunkelmänner, anständige Literatur zu verschweinigeln. Die Prüfstelle Berlin lehnt es ab, sich überhaupt in eine Diskussion darüber einzulassen, ob ein Werk von Goncourt auf die Liste gehört. Es prüft nur die Übersetzung und Aufmachung der deutschen Ausgabe. Vorbildlich objektiv, sauber, klar und gerecht. „Die Prüfstelle kann es sich nicht versagen, mit größtem Nachdruck und Befremden auszusprechen, daß sie kein Verständnis für den vorliegenden Antrag hat, der sich gegen ein künstlerisch und sittlich besonders hochstehendes, auch in der vorliegenden Ausgabe erschütterndes Werk richtet, das unendlich hoch über die Sphäre ‚Schmutz und Schund' erhaben ist."

Psch 5410/204. Sitzung der berliner Prüfstelle vom 23. Oktober 1928: Verhandelt wird über den Antrag des Landesjugendamtes der Rheinprovinz (da scheints munter und katholisch herzu-

gehen!), die im Verlage Doktor Eysler & Co., Berlin, erscheinende Zeitschrift ‚Das Magazin' auf die Liste zu setzen. Unter Vorsitz des Herrn Adriani haben von unsern Leuten teilgenommen: Rehfisch und Tovote. Der Antrag wird abgelehnt.

Die Urteilsbegründung könnte kein freiheitlicher Schriftsteller besser abfassen. Die Rheinländer behaupten, die Zeitschrift sei Schund ... anstößig ... ausgesprochen sexuelle Färbung (welche Farbe hat das eigentlich?)... Einwände gegen den Helden aus einer Geschichte von Dekobra, „der so unmoralisch sei, seine Frau absichtlich ..." und so fort. Die Prüfstelle:

Rechtsirrig. Das Gesetz richtet sich nur gegen solche Schriften, die aus keinem geistigen Schaffensprozeß, sondern aus einer rein industriellen Mache hervorgegangen seien. Das Gesetz darf nicht ausdehnend ausgelegt werden. Es ist vollkommen unerheblich, welcher Art der „Held" eines Schriftwerkes ist, welche „Moral" er hat. „Die Frage, ob er ein ‚verworfener' Mensch, ein ausgemachter Schurke oder ein Engel ist, hat nicht die geringste Bedeutung bei der Würdigung." Der Künstler hat das freie Recht, erotische und sexuelle Probleme zu gestalten. Bei einer andern Auslegung würde der größte Teil der Weltliteratur Anstoß erregen können. Keine Erteilung von Zensuren. „Der Antragsteller hat ausgeführt, die Jugend müsse vor der Geistesrichtung der Tiller-Girls und der Mannequins bewahrt werden. Die Prüfstelle ist nicht berufen, über diese Geistesrichtung ein Urteil abzugeben."

Sicherlich wird nicht alles, was auf diesen Schmutzlisten steht, endgültig den Vertriebsbeschränkungen des Gesetzes unterworfen. Das Buch von Hirschfeld ist mit einem blauen Auge davongekommen; der Arsène Lupin auch, das „Kriminal-Magazin" auch. Aber daß diese Jugendämter ihre Vorschlagslisten veröffentlichen, schädigt das Buch schon ungeheuer. Denn diese Schmutznachrichten werden von allen beteiligten Kreisen gelesen, vor allem von Männern und Frauen, die für Bibliotheken einkaufen — man kann sich die Wirkung vorstellen.

Also? muß das Gesetz verschwinden.

Herr Adriani ist fort; heute haben wir Herrn C. F. W. Behl, und wenn wir erst einmal im ABC weiter fortgeschritten sind, dann heißt es vielleicht: Jagow — Keudell — Loebell — Mumm... Darauf wollen wir es nicht ankommen lassen. Die Vertreter der Jugendpflege und der Fürsorge sind sowieso recht wenig geeignet, Vertrauen zu erwecken. Eine leise Verschiebung im Vorsitz — und das Unglück ist da. Das Gesetz muß fort. Das Gesetz darf nicht bleiben. Das Gesetz muß fort.

Ignaz Wrobel

Ib

Das Landesjugendamt der Provinz Brandenburg hat in seiner nächsten Sitzung Stellung zu nehmen zu dem Antrage des städtischen Jugendamtes Siegen in Westfalen, Ernst Glaesers Buch „Jahrgang 1902" als Schund- und Schmutzschrift zu erklären. Wann endlich wird man einsehen, daß ein ernsthafter Schriftsteller, was er auch schreibe, eo ipso kein Objekt für den Kammerjäger ist.

Mahatma Gandhi

I.

Ein Friedensfürst, ein Führer der Menschheit. Er lebt in seiner Zeit und steht doch über ihr. Ein paar Prinzipien, bis in die kleinsten Details durchgearbeitet, sind Richtlinien seines Lebens. Frühzeitig aufgegriffen, ein Leben lang verwirklicht.

Sein Gedankenwerk ist letzten Endes nicht originell. Abkehr vom weltlichen Leben und Suchen nach Wahrheit stammen von Tolstoi. Nächstenliebe und Duldsamkeit verdankt er Jesus, aus den Hinduschriften Bhagvadgita lernte er, daß Untätigkeit

ein Verbrechen ist und daß man seine Pflicht erfüllen muß, ohne Belohnung dafür zu heischen.

Gandhi hat diese Grundsätze mit einem lebendigen Sinn für Realität durchdrungen.

Gandhi ist kein Utopist. Er hat in Indiens Geschichte Epoche gemacht, er hat eine neue Zeit eingeleitet. Er verstand und teilte die Not, das Elend des einfachen Mannes von der Straße und wurde einer der ihren. In seinem Kleid, seinem täglichen Leben. Seine Einfachheit unterscheidet ihn in nichts von einem indischen Bauern, von dem ärmsten von ihnen. Für die Religiösen ist er das lebende Symbol Indiens geistiger Größe. Für die junge Generation, die nach einer neuen Ordnung strebt, ist er der große Pionier. Niemand ist unbestechlicher und unnachgiebiger, niemand tapferer in seinem Kampf gegen Unterdrükkung und Ungerechtigkeit der Gesellschaft gewesen.

Viel ist über Gandhis Sturz, seine Ausschaltung aus der Politik geredet worden. Das ist Geschwätz. Selbst heute, sechs Jahre nach der Aufgabe der Non-cooperation-Bewegung und seiner Gefängnishaft, verdankt jedes Ereignis ihm seine Anregung. Im Kongreß von 1928 bestimmte Gandhi die Gesamthaltung, und der diesjährige Kongreß wählte ihn zu seinem Präsidenten. Sein Einfluß in allen Lagern ist überwiegend, seine Herrschaft über die Massen unbestritten. Wie je steht er im Mittelpunkt. Sein sechzigster Geburtstag ist Indiens Nationalfeiertag.

Ayi Tendulkar

II.

Die deutschen Vorstellungen von Indien sind noch immer ziemlich vage. Der Durchschnitt sieht darin nur ein buntes Fabelland, wo Götter und Bajaderen noch heute gesellig verkehren. Die Gebildeten sagen auch gelegentlich „Nirwana" und halten das für ein besonders raffiniertes Rauschgift, die feinern Erotiker haben das Kamasutram auf dem Nachttisch liegen.

Aber Indien ist heute ein Land, das sich in gewaltiger sozialer Gärung befindet und aus tausend und einer verträumten Nacht in das unbarmherzige Taglicht moderner Emanzipationskämpfe tritt. Und sein großer Führer ist Mahatma Gandhi, ein Umgestalter und Umwälzer vom Range Lenins und Sunyatsens, aber einer, der nicht der blutigen Revolte vertraut sondern der Kraft des Gedankens.

Gandhi ist kein politischer Mensch im europäischen Sinne. Er ist mehr. Er ist die geheime Gewalt, die ohne Amt und Partei doch alle beherrscht. Er ist Verteidiger des Alten und Führer ins Unbekannte, Weisheitslehrer und Elementarschulmeister zugleich, Denker und Praktiker, Träumer und Organisator von amerikanischem Format. In allem aber beispielhaft, ob er für sanitäre Reformen eintritt oder das uralte Vorurteil gegen die Parias bekämpft oder schweigend in das Gefängnis der Engländer geht.

Der Weg aus dem Mittelalter in die Neuzeit ist für alle Völker blutig und dornig gewesen. Indien ist glücklich zu schätzen, daß ihm sein neues Gesetz nicht von einem Diktator auferlegt wird, nicht in dem unerbittlichen Kommando eines asiatischen Napoleon dröhnt sondern von der sanften Stimme Mahatma Gandhis verkündet wird.

C. v. O.

Arbeiterdichtung

„Arbeiterdichtungen" heißt eine neue Schriftenreihe des Internationalen Arbeiter-Verlags in Berlin. Dazu fällt mir ein Satz von Leo Trotzki ein: „Wie einfach wäre es, wenn ein Schriftsteller, nur weil er ein seiner Klasse ergebener Proletarier ist, sich an der Straßenecke aufstellen und verkünden könnte: ‚Ich bin der Stil des Proletariats!'"

Was hier von Hans Lorbeer („Wacht auf") und von Emil Ginkel („Pause am Lufthammer") als

Arbeiterdichtung — Erzählung und Gedicht — gegeben wird, ist — bitte seid mir nicht böse, aber es ist so — mittelmäßiges Feuilleton und oft auch das noch nicht einmal. Lorbeer und Ginkel sind Arbeiter, und beide schreiben vom Arbeiterleben. Sie haben Gesinnung, also etwas, was heute nicht allzuoft angetroffen wird. Doch Gesinnung, Freunde, verpflichtet! Wenn der bürgerliche Literaturbetrieb Nichtgekonntes auf den Markt wirft, dann wissen wir, warum das geschieht, er will Geschäfte machen. Aber wenn Lorbeer zum Beispiel von einer Krankheit schreibt, „die den Sarg gleich mitbringt", so ist das einmal aus bürgerlicher Unterhaltungsware schlecht abgeschrieben und dann unüberlegt. Keine Krankheit bringt einen Sarg mit, denn der kostet Geld. Auch mit dem Sterben der Menschen werden bekanntlich Geschäfte gemacht und nicht die schlechtesten. Eins jedoch kann Lorbeer: gut beobachten. Was er noch nicht kann, ist: schreiben. Doch wenn ihm das an Beispielen gezeigt wird, kann er das, glaube ich, lernen. Natürlich schildert Lorbeer, ein früherer Chemiearbeiter, — wie es nicht anders sein kann — die Welt in harten Schwarz-Weiß-Tönen. Und das Gleiche macht Ginkel in seinen Versen, in denen der Rhythmus oft über Stock und Stein springt. Aber manchmal gelingen ihm einige Zeilen, und die packen. Oft aber sieht es auch so aus: „Rase, Maske, mit der Zeit! Das Gesicht mal später schreit!"

Was Lorbeer und Ginkel gesagt werden muß, ist: Können will erarbeitet sein. Und ich muß mir gestehen, daß mir aus den „Arbeitsmännern" Shelleys, aus dem „Weberlied" Heinrich Heines und aus manchem Vers Freiligraths noch immer mehr revolutionäre Kraft entgegenströmt als aus dem, was Arbeitern heute hierzulande zu schreiben, zu singen und zu sagen möglich ist.

Das Proletariat hat sich noch keine eigne Kultur schaffen können, und wenn es sich eine geschaffen haben wird, dann wird es kein Proletariat mehr sein. Was heute als „proletarische Kultur" auftritt — Agitation, Manifest oder Tatsachenbericht —, arbeitet, abgesehen von den ökonomischen und historischen Werken der Arbeiterklasse, mit den Mitteln und nach den Gesetzen bürgerlichen Kunstschaffens. Einer unterdrückten und gegen ihre Unterdrücker kämpfenden Gesellschaftsklasse fehlen selbstverständlich die Voraussetzungen dazu, an neuen Formen zu arbeiten und in neuen Formen zu gestalten. Darum können wir weder von Ginkel noch von Lorbeer noch von einem andern in einer kapitalistischen Umwelt lebenden Arbeiterdichter eine neue Form erwarten oder das, was Trotzki den „Stil des Proletariats" nennt.

Ich habe diese zum Teil harten Worte geschrieben, weil ich weiß, wie gern man grade in weiten Arbeiterkreisen vollendetes künstlerisches Gestaltungsvermögen als reaktionär oder bürgerlich abtut und glaubt, mit Gesinnung allein genügend geleistet zu haben. Mit Gesinnung allein ist noch nicht einmal ein kleiner Streik zu führen. Der braucht eine Organisation und manches andre mehr. Und Ginkel und Lorbeer brauchen eine innere Organisation, an der sie fleißig arbeiten müssen: Formgebung.

Arthur Seehof

Rehabilitierung des Schriftstellers

Wenn jemand unter den heute lebenden Dichtern die Berufung zum Klassiker hat, so ist das André Gide. Klassiker haben hübsch artig zu sein, aber Klassiker sind meist sehr ungezogen. Herr Gide macht davon keine Ausnahme. Er vertraut seinen Lebenserinnerungen, die Ferdinand Hardekopf jetzt übersetzt hat, ein algerisches Abenteuer mit einem Araberjungen an: „Noch lange, nachdem Mohammed mich verlassen hatte, ver-

blieb ich in einem Zustand zitternder Glückseligkeit, und obwohl ich die Lust schon fünfmal erreicht hatte, erneuerte ich meine Ekstase zu wiederholten Malen ..."

Die Genugtuung des Dichters ist verständlich, aber es wäre hübscher gewesen, wenn er sie nicht publik gemacht hätte. Auch wenn es statt eines Mohammed eine Fatima gewesen wäre. Der große Victor Hugo, zum Beispiel, führte ein Journal mit merkwürdig verkritzelten, unleserlichen Zeichen, die sich zu gewissen Zeitläuften mehrere Male des Tages wiederholten. Unschuldige Editoren deutelten lange vergeblich daran herum, und erst der lebenserfahrenen modernen Philologie ist die Lösung gelungen.

Herr André Gide jedoch will solche Dunkelheit nicht hinterlassen. Die Geschichte ist nicht sehr dezent, trotz der höchst erlesenen Form, und es hat auch niemand danach gefragt. So bleibt nur die eine Möglichkeit: Gide weiß, daß die Dichter nicht mehr wie früher von den Frauen bevorzugt werden. Sie sind sogar ziemlich in Mißkredit gekommen. Sie sind von den Sportsleuten ziemlich radikal ausgestochen worden, und die fatale Psychoanalyse behauptet sogar, daß alle künstlerische Betätigung nur als die prunkvolle Bemäntelung von Impotenzgefühlen anzusehen sei. Mit diesem Vorurteil räumt André Gide gründlich auf, er zeigt mit einleuchtender Deutlichkeit, was auch ein Schriftsteller seines Ranges heute noch zu leisten vermag.

Dafür sollte die ganze Zunft ihm dankbar sein, daß er ihren alten Ruf wieder hergestellt hat, und der Pen-Club wird ihm gewiß eine Ehrendeputation mit Dankadresse ins Haus schicken.

Nachdem der Beweis aber so außerordentlich vielfältig geglückt ist, lasset uns wieder zu dem alten Grundsatz zurückkehren, daß uns nur die literarische Potenz eines Autors interessiert.

Celsus

Biedäd

Unser Ehrenmitglied und früherer Vorsitzender

Herr Major a. D.
Cäsar Sonnenkalb

ist unerwartet in die ewigen Jagdgründe eingewechselt. Wir legen als letzten Gruß einen grünen Bruch auf sein Grab und werden ihm treues Gedenken bewahren.

Sächs. Thür. Kurzhaar-Klub

Leipziger Neueste Nachrichten
1. Oktober

Das Bronnen-Kollektiv

Dr. Joseph Goebbels im nationalsozialistischen „Angriff" über „O. S.":

Dieses Buch ist für uns alle geschrieben; und es ist einem, wenn man in fieberhafter Spannung die Seiten durchrast, als hätte jeder von uns daran mitgeschrieben.

Die Farben

Die neuen Rosenarten
Friedrich Ebert
(dunkelblutrot)
August Bebel
(leuchtend rot)

Es kommt nur gute Qualität zum Versand. Hochstamm 3,25, Buschrose 0,65, solange Vorrat reicht.

Gärtnerei Steinfeld,
Magdeburg,
Immermannstraße 1

„Das Reichsbanner"

Liebe Weltbühne!

Richard Eichberg wird gefragt, wie er selbst denn seinen ersten Tonfilm „Wer wird denn weinen, wenn man auseinandergeht!" finde. „Na", sagt er, „schön is er nich, aber synchron!"

Antworten

Bayrisches Kultusministerium. Du hast für das Unterrichtsjahr 1929 folgende Bücher für die Schülerbibliotheken der Mittelschulen verboten: Richard Dehmel: Ausgewählte Gedichte, wegen „ihrer sinnlichen Liebesleidenschaft", Klara Viebig: Das schlafende Heer, und v. d. Leyen: Die schönsten Märchen der Weltliteratur („Züge, die die Phantasie der Jugendlichen überreizen könnten, zum Beispiel die Geschichte, wie Rübezahl eine badende Königstochter umschleicht und schließlich entführt"). Wie, und Siegfried darf ungestraft um Kriemhild buhlen und Rudenz darf Bertha von Bruneck bebend umschleichen, Romulus und Remus saugen an den Brüsten der Wölfin, ein König in Thule bewahrt sich Andenken von seiner Geliebten auf — und so etwas darf passieren, ohne daß du einschreitest? In was für einer sittenlosen Zeit leben wir!

Joseph Roth. Sie schreiben in der ‚Literarischen Welt' in einer Umfrage über die Tagespresse: „. . . die Leichtgläubigkeit eines sorgenvollen, schlecht bezahlten Redakteurs . . ." Bitte nicht so hochnäsig. Es können sich nicht alle Schriftsteller so gut verkaufen wie Sie.

Handelsmann. Dein Freund Morus weilt für ein paar Wochen in abgelegenen Erdteilen. Keine Angst — er kommt wieder!

Aktuelle Bühne. Du bringst am Sonntag, dem 13. Oktober, vormittags 11½ Uhr, im Lessingtheater, Ödön Horvarths Historie aus der Inflationszeit: „Sladek, der schwarze Reichswehrmann" zur Uraufführung. Weltbühnenleser erhalten an der Vormittagskasse (Eröffnung 10 Uhr) Vorzugskarten zum Preise von 3 M. (Kassenpreise 2 bis 16 M.).

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Der geschundene Bär von Carl v. Ossietzky

Möge die Republik zusehn, daß die
Konsuln keinen Schaden leiden!

Wieder große Konjunktur für Enthüller. Die meisten Redakteure kennen die geschäftigen Gestalten, die von Zeit zu Zeit auftauchen, die Mappen vollgestopft mit „Material", aus dem sich exaktest ergibt, daß X ein korruptes Subjekt ist, Y dickere Zigarren raucht, als ihm vor Gott und den Menschen zukommt. Ein paar Geldscheine heizen den Eifer der gekränkten Tugend, sie entfernt sich mit dem frommen Vorsatz, noch mehr Sünden ans Licht zu fördern und überläßt den Abnehmer der bittern Betrachtung, was abscheulicher ist: die Korruption oder diese nur auf Barzahlung reagierenden Savonarolas.

So oder ähnlich mag sich auch der Prolog der Affäre Sklarek abgespielt haben. Daß dieses Geschwür, das sich nach Anschwellung und Geruch schon lange nicht mehr Augen und Nasen entziehen konnte, grade ein paar Wochen vor den Kommunalwahlen platzen mußte — nur ein Fanatiker des Zufallsglaubens wird hier die Wahlmache zu übersehen vermögen. Die Entrüstung hat jedenfalls für ihren Ausbruch den wirkungsvollsten Moment gewählt. Aber wer die Sache auch angedreht hat, der Erfolg ist weit über die Spekulationen hinausgewachsen und hat sie, soweit sie parteipolitischer Natur waren, vielleicht selbst zerstört. Denn nicht eine Parteiclique ist entlarvt worden — das ganze Stadtregiment von Berlin ist zweideutig geworden, steht plötzlich in häßlichem Licht da, im fauligen Schimmer der Depraviertheit. Gerechte und Ungerechte, Tolerante und Geschäftemacher, alle stehen sie mit einem Mal in der einen unsaubern Geruchszone, und selbst die Redlichen tragen den Makel der Dummheit, weil sie nichts gemerkt haben. Das ganze Stadtregiment ist rettungslos kompromittiert. Der Mann auf der Straße hält die Lenker seiner Stadt allesamt für Spitzbuben. Das ist übertrieben, aber was geschehen, schlimm genug.

Nach Barmat, nach Kutisker leistet sich die Stadtbank noch immer die Fehler der ollen ehrlichen Seehandlung, ein paar zugelaufenen Industrierittern bis zu zehn Millionen zu kreditieren, nur weil sie ein großes Haus und einen Rennstall unterhalten. Die Verantwortlichen vom Magistrat aber, die einen Monopolvertrag abgeschlossen haben, für dessen Ausfertigung sie mit der Klopfpeitsche traktiert zu werden verdienten, schlossen beide Augen vor der betrügerischen Ausführung des Vertrages und vor der offenkundigen Tatsache, daß man an die Allerärmsten statt der pflichtgemäß zu liefernden soliden Ware elende Lumpen verteilte, die kein Geschäft, das nicht

straffällig werden will, sonst zu bieten wagt. Ein Netz von Gefälligkeiten umspannt dafür die Hochmögenden. Der Eine bekommt einen Anzug weit unter Preis, die Andern werden in der westender Schiebervilla mit Burgunder vollgepumpt, der Herr Oberbürgermeister bezieht einen Luxuspelz von der noblen Firma zu einem Preis wie geschenkt — nach seiner Erklärung leistet er an eine wohltätige Stiftung eine Zahlung von 1000 Mark. Warum? Fühlte er selbst, daß man mit Sklareks kein Geschäft machen kann, ohne seine Seele salvieren zu müssen? Dafür läßt er einen eingeschriebenen Brief unbeachtet, einen Brief, in dem die Monopolwirtschaft in ihrer ganzen Verschmuddelung abgebildet ist, nur um sich die Fahrt ins indianische Land nicht stören zu lassen. Niemand hat was gesehn, was gerochen. Mit jener überfraktionellen Weitherzigkeit, die den deutschen Politiker auszeichnet, wenn er aus dem rohen Tagwerk ins private Sein tritt, becherte und tafelte alles draußen bei dem Sklarekgelichter, das nicht erst das Stigma grober Kriminalität brauchte, um von Menschen, die auf sich halten, gemieden zu werden. So kamen sie alle an die Kette, alle. Ein paar Sozialdemokraten sind dabei, ein Kommunist und schließlich auch etliche von rechts. Ein Völkischer, der den ihm zukommenden Namen Honnette führt. Nicht zu vergessen der alte professionelle Judenfresser Bruhn. Jeder Antisemit hat bekanntlich seinen Juden, auf den er nichts kommen läßt. Herr Bruhn, ein im Lebenskampf abgeklärter politischer Charakter, hat gleich drei. Und damit auch die richtige Balance gewahrt bleibt, damit nicht zum Schaden echter Volksgemeinschaft das Schwergewicht auf die extremen Flügelparteien fällt, fungiert auch hier wie überall, seiner Verantwortung vollbewußt, ein einsamer Demokrat als Zünglein an der Wage. Eine jämmerliche Koalition.

Und doch stutzt man bei einigem Nachdenken vor dem schweren Wort: Korruption. Das ist zu tönend, das ist zu groß für die hier vorliegende Summe kleiner Schmierigkeiten. Korruption, das bedeutet Panama, bedeutet Kauf einflußreicher Personen. Hier ist kaum jemand gekauft worden. Es ist schlimmer, denn alle diese kommunalen Repräsentanten fühlten sich einfach verpflichtet, weil ihnen ein paar Kerle mit dickem Bauch und dicker Uhrkette kleine Aufmerksamkeiten hatten zuteil werden lassen. Eigentlich wäre der Aufwand gar nicht nötig gewesen bei der innern Unsicherheit der Herren vor einer ihnen fremden Abundanz. Das Aroma des Reichtums allein genügte, um sie zu betäuben. Sie hätten ganz von selbst funktioniert — auch ohne die mysteriös billigen Anzüge.

Es ist notwendig, hier ein paar offene Worte zu sagen, auf die Gefahr hin, von den Dummen mißverstanden, von den Böswilligen mißbraucht zu werden. Die Sozialisten haben mit den Würdenträgern, die sie in zehn Jahren Republik hier und an-

derswo Staat und Gemeinde beschert haben, zum Teil nicht sehr erhebend abgeschnitten. Black horses, über Nacht zu Rang und Einfluß gekommen, warfen sich mit dem unbändigen Appetit von Freigelassenen über den so plötzlich vor ihnen gedeckten Tisch des Lebens. In all den leidigen Affären von Sklarz bis Sklarek mußte auf den Zeugenbänken immer eine bunte Kollektion von sozialistischen Gratisessern Platz nehmen. Gewiß hatten es die Ersten, die vor zehn Jahren unvorbereitet in schwindelhafte Höhen stiegen, sehr schwer, denn sie standen mit dem Amt plötzlich in fremder sozialer Welt. Sie hatten nicht den Schliff alter bürgerlicher Kultur, andrerseits war das proletarische Bewußtsein, in tausend Versammlungen stolz verkündet, plötzlich wie weggewischt. Es war eine Übergangszeit, sie ist vorüber, und auch ihre Exponenten sind entbehrlich geworden. Viele unsrer Politikertypen sind schwer tragbar geworden, aber sie sind da und kleben, und Gott wird sie wohl zur Strafe über uns verhängt haben. Aber was wir absolut nicht mehr sehen möchten, das ist der vollgefressene Magistratssozi, der an der Tafel des reichen Mannes nicht wie ein netter leichter Glücksritter Fortuna zuprostet sondern die Demokratie segnet, die dem Tüchtigen freie Bahn schafft, und der sein Weinglas schwenkt wie mit einer gnädigen Gebärde gegen die Klasse, die er hinter sich gelassen hat, so als ob er sagen wollte: „Ich trinke für euch alle!" Was nützt so ein doppeltes Kalbslendenstück von Stadtvater denen, die er vertreten soll? Er manscht in den städtischen Gesellschaften herum, man grinst hinter seinem Rücken, aber er ist Herr Stadtrat Soundso, ein hohes Tier.

Hier soll keiner grauen Kopfhängerei das Wort geredet werden. Starke Naturen rechtfertigen einen ausladenden Lebensstil. Der schwelgende Danton war der Sohn eines epikuräischen Jahrhunderts, und wenn Ferdinand Lassalle wie ein Fürst auftrat, so war das nicht nur dieser Persönlichkeit angemessen sondern nobilitierte auch eine Sache, um die sich niemand gekümmert hatte. Um die armen magern Schultern einer von Hungermalen gezeichneten Klasse warf Lassalle in stolzem Faltenwurf den Mantel des großen Herrn. Aber die ungezählten Mittelmäßigkeiten —? Sie haben nicht viel Reiz aufzuweisen, sie sollen aber wenigstens ihr Amt treu erfüllen und die Würde ihrer Klasse nicht durch jährlich hundert Bankette schleifen. Jede junge Republik braucht etwas Puritanismus, und die junge Arbeiterbewegung, die heute überall in die Ratssäle der bürgerlichen Gesellschaft eindringt, muß für die Lebensformen der verdrängten Schicht schon ein Gran Verachtung mitbringen, wenn sie sich Respekt sichern will — nicht wahr? Was ist schon von einer Klasse zu fürchten, deren Vorkämpfer bei einem fetten Diner weich werden und ihre Prinzipien zu revidieren beginnen —?

Vielleicht hätte dieser ganze Skandal nicht die gefährliche Ausdehnung angenommen, wenn nicht allgemein das Gefühl vorherrschte, daß der Aufwand der Ära Böß nicht halbwegs den Leistungen entspricht. Der Vergleich mit den Schöpfungen der Gemeinde Wien kommt schon überhaupt nicht in Frage, nein, das Allereinfachste ist nicht geschehen, das Allerselbstverständlichste ganz und gar vernachlässigt worden. Die Stadtfinanzen sind verwahrlost, die städtische Bautätigkeit ist minimal und droht jetzt wegen leerer Kassen ganz zu versickern. Zwar zeigte Herr Böß in seinen Anfängen eine harte Hand, als es galt, die in der Kommune verbliebenen Reste der Revolution zu beseitigen. Zu seinen ersten Taten gehörte der Sturz des Stadtrats Horten, das war der Mann mit den Sozialisierungsplänen. Der andre Verschwörer gegen das Eigentum, Herr Doktor Adler, flüchtete darauf schreckerfüllt von der USP. nach dort, wo Sicherheit ist und das Mandat wie eine ewige Lampe glüht: ins Zentrum. Seitdem bedeutet die Amtszeit des Herrn Böß im Grunde nur ein in Permanenz erklärtes Pressefrühstück. Weltstadtklimbim, leere Repräsentanz, falsches Amerika. Es gab immer was zu feiern, immer was zu empfangen. Wie die Affäre verlaufen und welches Maß von Schuld im einzelnen auch festgestellt werden mag, der fleißige Festredner Böß ist unmöglich geworden. Ironie des Schicksals fügte es, daß ihn sein Unglück ereilte mitten in der Ausübung der einzigen Pflicht, die er schließlich wirklich ernst genommen hat: während einer Repräsentationstour von Jimmy Walker zum Goldenen Tor. Berlins Amerikataumel ist zu Ende, das Metropolisfieber hat ausgerast. Was bleibt, ist eine riesengroße Stadt in heillos zerrütteten Verhältnissen, die jetzt das Notwendigste in Ordnung bringen muß und nicht weiß, woher sie die Mittel nehmen soll. Vor der zerbröckelten Fassade sitzt der berliner Bär und leckt sich das zerschundene Fell.

Wirkliche Nutznießerin des Unglücks wird die Wirtschaftspartei sein nebst ähnlichen Gebilden, die von der Dummheit des verängstigten und ewig unter Steuerdruck ächzenden Kleinbürgertums leben. Die Serviette, mit der Herr Brolat sich den Mund gewischt hat, wird zur Sturmfahne der Käsehöckerparteien gegen den roten Magistrat werden. In diesem allgemeinen Wirbel verschwinden die Gestalten der unfreiwilligen Demiurgen, der drei Herren Sklarek. Die haben einstweilen den berühmten Verteidiger geheuert, der erst neulich den kleinen halbdunklen Herrn Stinnes in einen strahlenden jungen Sonnengott verwandelt hat. Keine Sorge, es wird ihm schon gelingen, aus den Sklareks, wenn nicht ehrbare Kaufleute, so doch trutzige Wikinger zu machen, die ihre Gebote aus eignem Sittengesetz schöpfen. Er wird den Enthusiasmus für diese Aufgabe, wie er kürzlich in seinem tiefboh-

renden rechtsphilosophischen Referat auf dem Anwaltstag ausführte, dem Bewußtsein der stets akuten Spannung zwischen Sozialethik und Individualethik entnehmen, und diese beiden konträren Begriffe werden wahrscheinlich in den Taten seiner Klienten jubelnd Hochzeit feiern. Hoffentlich vergißt er nicht, die beträchtliche Verringerung der Spannung in seiner Rechnung entsprechend zu bewerten, so daß der Anwalt diesmal nicht nur — wie es sein natürlicher Anspruch ist — als Organ der Rechtspflege wirkt sondern auch als Organ der strafenden Gerechtigkeit, womit wieder eine gelegentlich akute Spannung ausgeglichen wäre.

Labour-Congress von Wolf Zucker

Der Parteitag der Labour Party in Brighton wurde fast zur gleichen Zeit eröffnet, wo sich MacDonald auf der Berengaria für die Frontpage der englischen und amerikanischen Tageszeitungen photographieren ließ. Natürlich wäre es möglich gewesen, den Parteitag bis zur Rückkehr MacDonalds zu verschieben, doch scheint die Labour Party dieses Mal auf die außenpolitischen Standardreden ihrer Führer verzichten zu wollen, um dafür um so dringender die innenpolitischen Fachminister zur Rede zu stellen. Die Partei ist in der seltsamsten Situation, die sie seit ihrem Bestehen erleben konnte. Während alle Außenstehenden, verblüfft durch die großartigen Erfolge Snowdens im Haag und MacDonalds in Genf, der ehemals als bolschewistisch verschrieenen Arbeiterpartei eine plötzliche Sympathie entgegenbringen, wächst im Innern der Partei eine nicht zu verkennende Unzufriedenheit. Der aus den eigentlichen Arbeiterkreisen stammende Wählerkreis ist von der bisher geleisteten Arbeit der neuen Regierung enttäuscht, während die bürgerlich-liberalen Wähler die außenpolitischen Erfolge als ein unerwartetes Geschenk empfingen. Snowden ist bei seiner Rückkehr aus dem Haag so begeistert gefeiert worden, wie wir es nur beim Einzug unsrer geschlagenen Generale erlebt haben. Aber während selbst konservative Blätter entzückt feststellten, daß England endlich wieder die Führung der europäischen Politik an sich gerissen habe, erklärte ein Konvertit wie der seit den letzten Wahlen zur Arbeiterpartei gestoßene Baldwin junior, daß er befürchte, er habe sich getäuscht, als er für die Arbeiterpartei ins Unterhaus gegangen war, und noch mehr fürchte er, seine Wähler hätten sich getäuscht, als sie ihn wählten.

Der Arbeitsminister Thomas, der während seiner zweimonatigen Studienreise durch Kanada vermutlich bequemere Tage hatte, mußte ebenso direkten wie peinlichen Fragen Rede und Antwort stehen. Wie steht es mit der Arbeitslosigkeit, welche Mittel hat die Regierung ausgeworfen, um sie zu beheben, und wie weit sind die großen Notstandsprojekte, von denen man vor den Wahlen so viel sprach? Mehrere Male

mußte Thomas sich den Schweiß von der Stirn wischen, denn es steht durchaus nicht schön. Mister Wheatley konnte mit Sarkasmus fragen, wo die versprochene Hilfe in der Arbeitslosenfrage bliebe, da seit den vier Monaten, die die neue Regierung im Amt ist, die Zahl der Arbeitslosen um 47 000 gestiegen sei. Allerdings vergaß er hinzuzufügen, daß trotz dieses Wachsens die Gesamtzahl um 132 000 kleiner ist als im Vorjahre. (Die letzte veröffentlichte Gesamtzahl nennt 1 163 000 Arbeitslose.) Tatsächlich sind die bisher bewilligten Summen gering. Zunächst sind für das laufende Jahr sechs Millionen Pfund ausgeworfen. Nach den bisher üblichen Berechnungen, bedeutet das Arbeit für nicht mehr als viertausend Arbeitslose. Was sollte Thomas diesen Vorhaltungen entgegenstellen? Er sprach von dem großen Wegebauprojekt, das aber für fünf Jahre berechnet ist und kaum eine nennenswerte Entlastung des Arbeitsmarktes bringen dürfte. Die Stimmung auf dem Parteitag wurde ziemlich kühl und der außenpolitischen Erfolge kaum mehr Erwähnung getan.

Für den nichtenglischen Betrachter erhebt sich so die Frage, welchen Kurs die Regierung MacDonalds eigentlich steuert. Wird MacDonald sein außenpolitisches Rekordtempo beibehalten können, wenn er bei seinen Parteifreunden ständig an Vertrauen verliert? Diese Frage ist natürlich zu scharf — zu kontinental — gestellt. Trotzdem dürfte MacDonald auch bei einem noch so herzlichen Weekend mit Hoover die Sorgen um zu Hause nicht losgeworden sein. Und es scheint nur eine Erklärung für die tatsächliche Vernachlässigung der innenpolitischen Dinge zu geben: man steuert auf Neuwahlen los. Außenpolitische Erfolge sind stets wirksamere Parolen als innenpolitische, von denen ja nur ein Teil der Wählerschaft profitiert. Die einfache Parole: bisher hat England immer nachgegeben, jetzt setzt es seinen Willen durch, — wird die Wirkung auf die bisher schwankenden Kleinbürgerkreise, die in England ein so viel größeres Wählerkontingent darstellen als in Deutschland, nicht verfehlen. Bei den nächsten Wahlen wird die Arbeiterpartei in jedem Fall mit einer stark vergrößerten Zahl von Mitgliedern ins Unterhaus zurückkehren. Die Unzufriedenheit bei den bisherigen Anhängern ist noch nicht groß genug, um zu einem tatsächlichen Abfall zu führen, und die Zahl der bei den letzten Wahlen noch Unentschlossenen oder Indifferenten nimmt zweifellos ab. Ob allerdings der Zuwachs groß genug sein wird, um der Arbeiterpartei eine absolute Majorität zu sichern, ist die große Frage. Es scheint jedoch, daß MacDonald alles auf diese Karte setzt. Darum das außenpolitische Rekordtempo, das Fortissimo in der Abrüstungsfrage, die Einigung mit Hoover, die Ansetzung der Flottenabrüstungskonferenz für Januar, die Heimberufung der englischen Besatzungssoldaten. Viel Zeit hat MacDonald nicht, die Erfolge müssen gehäuft kommen, um zu wirken, und die innenpolitische Unzufriedenheit darf nicht zu groß werden, um einen heute noch unbezweifelbaren Wahlerfolg in Frage zu stellen. Wenn alles gut geht, kann MacDonald wagen, das Unterhaus im Februar aufzulösen.

Die grüne Front von Jan Bargenhusen

II.

Andreas Hermes

Es gab einmal eine Zeit, wo das geflügelte Wort „Personalpolitik muß Zentrumspolitik sein!" für das Reich noch keine Geltung hatte. Um diesen schmerzlich empfundenen Mangel abzustellen, wurde gegen Ende des Jahres 1919 von drei sehr einflußreichen Zentrumsparlamentariern eine Denkschrift verfaßt, in der ein gewisser Doktor Hermes, damals Sektionsleiter im Reichswirtschaftsministerium, aufs wärmste für den Posten eines Unterstaatssekretärs empfohlen wurde. Als besonderes Aktivum wurde angeführt, daß er es verstanden habe, „durch diplomatische Geschicklichkeit" die politischwirtschaftlichen Pläne seines Vorgesetzten, des Unterstaatssekretärs von Moellendorff, zu sabotieren.

Das köstliche Dokument, in dem es hieß, daß den „katholischen Kreisen" die Gelegenheit gegeben werden müßte, „auch in Einzelfragen einen maßgeblichen Einfluß auf das deutsche Wirtschaftsleben auszuüben", fiel dem damaligen Unterstaatssekretär in der Reichskanzlei, dem energischen Herrn Albert, in die Hände. Er schrieb an den Rand der Denkschrift die gradezu klassischen Worte: „Dieser Mann ist nach den Schriftstücken ein Juwel, nach meiner Kenntnis und Information hat er nicht das erforderliche Ausmaß. Vor allem fehlt ihm die Erfahrung in der Staatsverwaltung und die Kenntnis ihres Apparates. Dieser Mangel kann durch die katholische Konfession wohl nicht ganz ausgeglichen werden. Die Kandidatur wird auch zu heiß betrieben." Ein Vierteljahr später wurde Hermes, der mittlerweile zum Ministerialdirektor avanciert war, an die Spitze des neu geschaffenen Reichsernährungsministeriums gestellt. Am 1. April 1920 trat er, der „Aprilminister", seinen neuen Dienst an.

*

Als der Reichsernährungsminister Doktor Andreas Hermes im zweiten Kabinett Wirth erst provisorisch und dann, am 10. März 1922, auch endgültig das Reichsfinanzministerium aus Wirths Händen übernahm, stand der Dollar etwa auf 300, das heißt also: eine Goldmark war rund 70 Papiermark wert. Als Hermes das Ministerium im August 1923 verließ, mußten 3,70 Millionen Papiermark für einen Dollar gezahlt werden; der Wert des Geldes hatte sich während seiner Amtsdauer auf weniger als den zehntausendsten Teil des Anfangswertes gesenkt. Hermes trägt die Verantwortung für den mißglückten Versuch der Währungsstützung zu Anfang 1923, der an den Methoden des Ruhrkämpfers Stinnes scheiterte, und der ein gewaltiges Loch in den Goldbestand der Reichsbank riß. Hermes hat mit den törichten und unerhört primitiven Methoden der Ruhrkampf-Finanzierung die Inflation soweit getrieben, daß sie sich schließlich überschlug, weil ihr Enteignungsmechanismus mangels expropriierbarer Vermögens- und Einkommens-

teile ins Leere griff... Die frühern Finanzminister hatten Kriegs- und Nachkriegsanleihen des Reiches im Nominalwert von 18 Milliarden zurückgekauft, um die Anleiheschuld auch praktisch tilgen zu können. Der Minister Hermes hat in seinen Finanznöten diese 18 Milliarden, im Wert von damals etwa 400 000 Goldmark, wieder auf den Markt geworfen, um Bargeld in die leeren Kassen zu schaffen — mit der Konsequenz, daß die Aufwertung dieser Anleihen erfolgen muß, die dem Reiche etwa 3 Milliarden Goldmark kostet, und mit der weitern Konsequenz, daß Herr Stinnes junior jetzt Aufwertungsgewinne verbuchen kann.

*

Auch sonst ist über die Ministerschaft von Hermes einiges zu sagen. Daß er, ursprünglich ein besonderer Vertrauensmann Wirths, gegen diesen intrigierte, daß er, nach der Konferenz von Genua, im Sommer 1922 in Paris eigenmächtig Finanzverhandlungen mit privaten Kreisen anbahnte, das mag nur nebenbei erwähnt sein. Weit schlimmer ist, daß er in einer ganzen Reihe von „Affären" den relativ guten Ruf der Ministerien gefährdete und die Nachkriegsverwaltung des Reiches bei links und rechts gleichermaßen diskreditierte.

Das fing bereits mit seiner Ernennung zum Reichsernährungsminister an. Eigentlich bestand gar keine Notwendigkeit, das Kriegsernährungsamt wieder zu verselbständigen, das man aus sehr vernünftigen sachlichen Erwägungen heraus zu Anfang 1919 mit dem Reichswirtschaftsministerium vereinigt hatte, um für die Zukunft eine einheitliche Führung in der Wirtschaftspolitik zu garantieren. Aber der agrarische Flügel des Zentrums, und an seiner Spitze der alte westfälische Abgeordnete Herold, der Herr auf Loevelinkloe — diese Herren waren andrer Meinung. Sie setzten sich über alle Bedenken sachlicher und finanzieller Art hinweg, um die Chance auszunutzen, Männer ihrer Couleur in neue Amtsstellen hineinzubringen. Besonders der alte Herold scheint an Hermes einen Narren gefressen zu haben. Dabei ist Andreas Hermes durchaus keine bestechende Persönlichkeit. Schon rein äußerlich: groß, dick, breit, ein kolossaler Specknacken, Hängebacken, Schweinsäuglein, angeklatschte rotblonde Haare, eine kleine Schnurrbartbürste. Stirn und Kinn treten zurück; die Mittelpartie, mit der kräftigen Nase, beherrscht das Gesicht, das so, mit den in Fett eingepolsterten Augen und den dicken Backen, an einen Hamster erinnert. Im Auftreten gewichtig, gemessen, solide. Der Mann kommt nicht aus der Landwirtschaft, sondern aus der Bourgeoisatmosphäre der fröhlichen Stadt Köln. Außer einer großen Sprachkenntnis und einem ausgesprochen theoretischen Fachwissen brachte er, als er mit etwa vierzig Jahren Minister wurde, keine sehr große Mitgift in das neu geschaffene Reichsressort ein — es sei denn, daß man seinen großen Ehrgeiz und seine außerordentliche Wendigkeit, die andre Leute als politische Charakterlosigkeit zu bezeichnen pflegen, als besondere Aktiven bewerten will. Von einer einigermaßen hinreichenden Kenntnis des Verwaltungsapparates konnte bei ihm, wie Albert richtig bemerkte,

nicht die Rede sein. Die Leute der Kriegswirtschaft hatten eben das Verwalten noch nicht richtig gelernt. Dafür hatten sie sich eine gewisse Großzügigkeit angewöhnt — zum mindesten war das bei Herrn Hermes der Fall. Und diese Großzügigkeit in der Handhabung des Etatrechtes und der Amtspflichten führte bei ihm zu einer ganzen Reihe von Unfällen, einer immer peinlicher als der andre. Als man nicht mehr bloß munkelte, als die Presse laut über Korruptionsskandale lamentierte, kam es zu einer gerichtlichen Klärung, weiter zu der Prüfung der Vorwürfe im Reichskabinett, und endlich, ein bisher unerhörter Vorgang, zu der Einsetzung eines parlamentarischen Untersuchungsausschusses. Dieser Ausschuß nahm sich für seine wenig angenehme Arbeit gründlich Zeit. Am 15. Dezember 1920 war er eingesetzt worden, am 15. November 1922 legte der Vorsitzende, der Hansabundpräsident Doktor Hermann Fischer-Köln, seinen Bericht dem Reichstag vor. Ergebnis: negativ. Was stand zur Untersuchung?

Erstens: Doktor Hermes, Sektionsleiter im Reichswirtschaftsministerium, veranlaßt die seinem Ministerium unterstehende Preisausgleichsstelle für Stickstoff-Düngemittel, ein „Dienstautomobil" für das Ministerium zu kaufen und die Betriebskosten zu tragen — ein Verfahren, das etatsrechtlich zweifellos unzulässig, also gesetzwidrig ist, umsomehr, als der Verwendungszweck der Gelder der Preisausgleichsstelle genau umschrieben war; eine Genehmigung der verantwortlichen Instanzen bei der Preisausgleichsstelle lag nicht vor. Das „Geschäft" wird nachträglich durch Übernahme des Autos auf den Etat des Reichswirtschaftsministeriums „legalisiert", aber auch erst, nachdem die Öffentlichkeit schon aufmerksam geworden war. In diesem Zusammenhang hatte sich Hermes den Vorwurf gefallen lassen müssen, die Mitglieder des volkswirtschaftlichen Reichstagsausschusses „bewußt irregeführt" zu haben.

Zweitens: Doktor Hermes, soeben Reichsernährungsminister geworden, läßt sich von der ihm unterstellten Preisausgleichsstelle für Stickstoff insgesamt 850 000 Mark vorschießen; Zweck: Ankauf eines zweiten Autos (das mit 280 000 Mark, wovon noch „Provision" an Beamte der Ausgleichsstelle gezahlt wurden, damals sicherlich weit überzahlt war), Zahlung der Betriebskosten für den Wagen, schließlich Beschaffung einer Einrichtung für das Ministerzimmer (mit 80 000 Mark). Auch hier ist gegen das Etatsrecht verstoßen worden — besonders schlimm deshalb, weil das Reichsfinanzministerium den Kauf eines zweiten Autos ausdrücklich untersagt hatte.

Drittens: Die — angebliche — Bestechungsaffäre eines Geheimrats im Ernährungsministerium, wobei Hermes der Vorwurf gemacht worden war, nicht rechtzeitig und nicht entschieden genug eingegriffen zu haben. Diese Affäre ist von dem damaligen Staatssekretär im Preußischen Landwirtschaftsministerium Doktor Ramm aufgerollt worden; zwischen Ramms Chef, dem Minister Otto Braun, und Hermes bestand damals

ein offener Konflikt in der Frage des Abbaues der Ernährungswirtschaft.

Viertens: Die bekannte Weinaffäre. Folgende Tatsachen: Der Winzerverband Trier liefert dem neugebackenen Reichsernährungsminister im April 1920 eine Sendung Wein im Werte von 8430 Mark zum „Selbstkostenpreis" von 600 Mark aus einem ad hoc zusammengestellten Weinkeller; ein Freund von Hermes, der damalige Ministerialdirektor (jetzt Staatssekretär) im Ernährungministerium Heukamp, erhält davon 25 Flaschen; der Minister Hermes verlangt Anfang 1921 eine neue Sendung Wein „wie im vorigen Jahre"; geliefert werden 210 Flaschen zu Preisen, die unter den damaligen Sätzen der Weinsteuer liegen. Dabei läßt der Winzerverband den Minister anfragen, ob er den Preis nicht etwa zu hoch finde ... und der Minister antwortet, man möchte doch feststellen, ob die Preise nicht etwa zu niedrig seien. Eine Antwort erfolgt nicht. Kommentar des Unteruchungsausschusses, der feststellen soll, ob die trierer Winzer vom Ministerium bei der Zuwendung von Zucker bevorzugt worden sind: „daß ... weder von einer unehrenhaften Handlungsweise des Ministers Doktor Hermes, noch von Amtsmißbrauch oder von (aktiver oder passiver) Bestechung die Rede sein kann". Kommentar des Gerichts: „Rein objektiv betrachtet sind allerdings die Beziehungen des Nebenklägers Hermes zu den Winzern nicht vereinbar mit der Peinlichkeit, mit der der Beamte seine Integrität wahren und selbst den Anschein vermeiden muß." Sela.

*

In Dahlem draußen, in der Königin-Luise-Straße, hat das Reichsernährungsministerium ein sehr hübsches Haus, das noch aus der Vorkriegszeit stammt, fast ein kleines Palais. Es diente dem Präsidenten der im Nebenhause untergebrachten Biologischen Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft als Dienstwohnung. Heute wohnt darin ein Privatmann, nämlich Doktor Andreas Hermes. Wie er in die Dienstwohnung gekommen ist? Darüber erzählt man sich im Reichsernährungsministerium:

Es war unter der Ministerschaft des Doktor Hermes, da erschien in dieser Dienstwohnung des Präsidenten ein wohlgenährter Herr in den besten Jahren mit einer etwas jugendlicheren Begleiterin und begehrte Einlaß. Als das Dienstmädchen sagte, daß der Hausherr leider nicht anwesend sei, erklärte der fremde Herr, er sei der Minister, und seine Begleiterin sei sein Fräulein Braut, und man wolle sich nur die Wohnung des Herrn Präsidenten einmal ansehen. Das Mädchen führte die beiden Herrschaften durch alle Räume, vom Boden bis zum Keller; es war eine sehr eingehende Besichtigung, und plötzlich, im Salon, zog auch der Minister, zum Erstaunen seiner Führerin, aus einer rückwärtigen Tasche seines Beinkleids einen — Zollstock, ein richtiges Metermaß, und fing an, die Zimmerbreite auszumessen ... Nun, was weiter geschah, ist kurz erzählt. Ein paar Tage später kam eine ministerielle Verfügung an, die besagte, daß der Präsident der Biologischen Reichsanstalt die Dienstwohnung zu räumen habe und daß ihm

die Portierwohnung zur Verfügung stände. Minister Hermes zog in die Wohnung ein, die er nach Visitation und Vermessung für gut und passend befunden hatte — und da er nicht wieder auszuziehen brauchte, so wohnt er noch dort, bis auf den heutigen Tag.

*

Als die Inflation im Herbst 1923 ihren Höhepunkt erreichte, fuhr der Exminister Hermes zu seinen katholischen Freunden in den Vereinigten Staaten, um dort Land und Landwirtschaft zu studieren. Gleich nach seiner Rückkehr in die deutsche Heimat begann, zäh und vorsichtig geführt, der Kampf um die Wiedererringung einer politischen Position. Die westdeutschen Zentrumsagrarier verhalfen ihm 1924 zu einem Sitz im Landtag; 1928 folgte bereits das Reichstagsmandat. Als Nachfolger der Turn- und Sport-Exzellenz Lewald wurde ihm Ende 1927 von der Rechtsregierung die Leitung der deutsch-polnischen Handelsvertragsverhandlungen anvertraut. Anfang 1928 wählten ihn die dem Zentrum nahestehenden Bauernvereine zum Präsidenten. In dieser Eigenschaft bildete er mit dem Landbund-Präsidenten Schiele, dem Landwirtschaftsrat-Präsidenten Brandes und dem bayrischen Bauernbündler Fehr zusammen die „Reichsbauernfront", um nun in dieser Gemeinschaft die Wirtschaftspolitik derselben Reichsregierung zu befehden, deren Beauftragter er bei den warschauer Zollverhandlungen war! Und schließlich wurde er von Klepper, dem neuen Chef der Preußenkasse, in die Leitung des neugegründeten Einheitsverbandes der ländlichen Genossenschaften hineingeschoben.

Die Art und Weise wie das geschah, ist ein besonders unerfreuliches Kapitel. Die Genossenschaften wollten Hermes durchaus nicht zum Führer haben. Der Raiffeisen-Verband durfte freilich, unter dem Druck des Finanzdiktators Klepper, seinen Widerspruch nicht laut werden lassen. Um so schärfer protestierte die größte genossenschaftliche Organisation, der „Reichsverband", gegen den Versuch, dem neuen Einheitsverband „einen genossenschaftsfremden Parteipolitiker aufzuoktroyieren." Vergebens — Klepper wußte, was er dem Zentrum schuldig war, und er setzte schließlich, gestützt auf die Machtmittel der Preußenkasse, seinen Willen durch. Es ist nicht bekannt geworden, daß Doktor Hermes während der sechs Monate lang dauernden Kampagne, in der um seine Person gestritten wurde, auch nur ein einziges Mal erklärt hätte: er wolle sich den Genossenschaften nicht als Führer aufdrängen; an seiner Kandidatur dürfe das große Einigungswerk nicht scheitern. Der Kleber und Streber Hermes hat diese Worte, die ja doch nur eine noble Geste (und gleichzeitig eine Selbstverständlichkeit) gewesen wären, nicht gefunden. Ein Wunder ist es, daß Klepper mit der erzwungenen Kandidatur Hermes die genossenschaftliche Einigung nicht noch in letzter Stunde wieder zersprengt hat. Über die Situation, die sich nun im Präsidium des neuen Verbandes ergibt, wird später noch ausführlich zu reden sein. Auch dieser Sieg Kleppers hat, wie andre seiner Siege, die schwebenden Fragen

nicht gelöst sondern nur die Gegensätze verschärft, neue Komplikationen heraufbeschworen.

*

Klepper wußte genau, oder er hätte es wenigstens wissen müssen, daß der Mann, für dessen Kandidatur er sich so scharf ins Zeug legte, trotz gewisser äußerer Erfolge auf dem Wege zur politischen Rehabilitierung praktisch noch keinen festen Boden unter die Füße bekommen hatte. In der Vereinigung der deutschen Bauernvereine kämpft eine ständig wachsende Opposition gegen den Präsidenten Hermes, der dort dem regensburger Bauerndoktor Heim auf Gnade und Ungnade ausgeliefert ist. Die „Reichsbauernfront" der Schiele, Brandes, Fehr und Hermes ist in sich und mit der Reichsregierung verzankt. Die Genossenschaften, die parteipolitisch neutral bleiben wollen, verlangen von Hermes, daß er aus dem Präsidium der Bauernvereine (und damit aus der Front des Vier-Männer-Programms) ausscheidet, und sie wünschen weiter, daß er sein Reichstagsmandat niederlegt.

Dazu kommt noch als gravierendstes Moment das Fiasko, das Hermes in den Verhandlungen mit Polen erlitten hat. Auch dies war seit langem vorauszusehen — und ist Klepper nicht etwa gewarnt worden, sich auf Hermes zu kaprizieren, dessen Politik in Warschau — eine kaum verschleierte (und zum Schluß ganz offene) Sabotage des ihm gewordenen Auftrags — ihn zwangsläufig in einen Gegensatz zur Reichsregierung bringen mußte? Trotz seiner völligen Unkenntnis in zollpolitischen Dingen hätte auch Klepper sehen sollen, daß Hermes in seiner Doppelstellung, als Reichskommissar für die Polenverhandlungen einerseits, als agrarischer Interessenvertreter und Politiker andrerseits, ein falsches Spiel spielte. Das Ende kam um ein gutes halbes Jahr zu spät, als auch die Zentrumsminister im Kabinett auf Stresemanns Vorhaltungen hin zugeben mußten, daß die politischen Methoden ihres Parteikollegen Hermes indiskutabel seien. Er mußte gehen, nachdem er die Verhandlungen mit Warschau durch anderthalb Jahre hindurch planmäßig verschleppt hatte; sein Abgang war so ungeschickt, wie es seine Verhandlungstaktik gewesen war. Nicht weniger als dreimal hatte das Auswärtige Amt intervenieren müssen, um in Warschau zu retten, was durch Hermes' Schuld verdorben worden war. Freilich ist viel Porzellan für immer zerschlagen worden — Ulrich Rauscher, der Gesandte in Polen, kann ein Lied davon singen, wie verheerend der Unterhändler Hermes gewirkt hat und wie das Mißtrauen gegen die deutsche Regierung in der Zeit seines Kommissariats gewachsen ist.

Klepper hat, als er für Hermes optierte, auf den falschen Mann gesetzt. Der Bankrotteur des Ruhrkampfes, der als ein Hans Dampf in allen Gassen der Agrarpolitik seine Rückkehr ins große politische Spiel vorbereiten wollte, ist heute schon wieder bankrott. Er ist an allen Punkten der grünen Front, wo er auftrat, zurückgeschlagen worden. Mit Recht. Wie sagte doch der Staatssekretär Albert? „Dieser Mann hat nicht das erforderliche Ausmaß."

Arbeiter und Intellektuelle von Hans Conrad

Dieser Aufsatz ist Gegenstand einer prinzipiellen Diskussion mit Kurt Tucholsky.

In der Monatsschrift ‚Die Front‘ (Heft 7/II. Jahrg.) haben wir uns mit einem Aufsatz Kurt Hillers, erschienen in der ‚Weltbühne‘, auseinandergesetzt und die These, daß Deutschlands Tragödie mit der Gespaltenheit der Arbeiterbewegung zu begründen sei, insofern zurückgewiesen, als wir sachlich feststellten:

„Die Tragödie Deutschlands ist nicht zuletzt die jämmerliche Halbheit seiner ‚linken‘ Intellektuellen, die da über den Parteien thronen, weil es einem in den Reihen nicht leicht gemacht wird (um mit Kurt Tucholsky zu sprechen). Diese Leute haben 1918 glänzend versagt, sie versagen noch heute. Ihre Führerrolle war und ist kläglich, einfach jämmerlich, denn die lieben Leutchen glaubten und glauben, daß sie bloß auf das Podium zu steigen brauchen, um den Beifall des Volkes entgegenzunehmen. Aber das Volk hat diese Neulinge gar nicht verstanden, und jetzt klagen unsre überklugen Musensöhne dafür die Dummheit der Proleten an und beginnen, soweit sie nicht längst in die Gefilde der Ullstein und anderer Konzerne zurückgekehrt sind — zu wehklagen oder ihre billigen Weisheiten und Rezepte à la Hiller an den Mann zu bringen."

Und wir stellten die Forderung auf, daß die linken Intellektuellen „hinunterstiegen" in das Volk, nicht nur um die Revolution zu predigen sondern sie mit dem Proletariat zu organisieren. Kurt Tucholsky hat hierauf in einem Aufsatz „Die Rolle des Intellektuellen in der Partei" mit folgenden wesentlichen Sätzen geantwortet:

„Als ich im Jahre 1913 in die ‚Weltbühne‘ eintrat, begann ihr Herausgeber sich mit Politik zu befassen, ich bestärkte diese Neigung, wo ich nur konnte, und das Blatt stand damals ungefähr links von den Sozialisten. Weil es kein festes Programm hatte, konnte es in der Revolution nicht führend sein. Ich lege aber den größten Nachdruck auf diesen Satz:

Wir haben niemals beansprucht, die Führer der Arbeiterklasse zu sein."

Und weiter: „Die Forderungen Conrads sind richtig, aber sie sind falsch begründet. Zunächst wollen wir uns diese militärische Formulierung von dem Versagen abgewöhnen; das sind Kriegsformeln, die bei verständigen Leuten keine Geltung mehr haben. Eine Revolution ist kein Parademarsch, über den man nachher die Kritik abnimmt und Noten austeilt. Jeder marxistisch gebildete Arbeiter weiß, daß die Saalrevolution im Jahre 1918 nichts gewesen ist; jedes Fundament hat gefehlt (das sieht Conrad richtig), die Intellektuellen haben kaum einen Anteil an den Geschehnissen (das sieht Conrad nicht richtig.)"

Wir nehmen gern Gelegenheit, die Replik Kurt Tucholskys einer prinzipiellen Betrachtung zu unterziehen und die Rolle des Intellektuellen in der proletarischen Revolution kurz zu beleuchten.

Vorausgeschickt sei, daß der Vorwurf der offenen oder versteckten Feindseligkeit und Stimmungsmache gegenüber den Intellektuellen schlechthin uns keineswegs trifft. Jeder ernsthafte Marxist (wir brauchen wohl kaum mehr zu betonen, daß die Ebert, Scheidemann, Müller e tutti quanti nicht dazugehören) erkennt die unerläßlich notwendige Mitarbeit der Intelligenz an der Vorbereitung und Durchführung der proletarischen Revolution an. Diese Tatsache zu bestreiten, wäre einfach lächerlich und gleichbedeutend mit der Ignorierung des wissenschaftlichen Sozialismus, der Lehren eines Karl Marx und Lenin, überhaupt.

Wir erkennen auch durchaus jenen Teil der gesellschaftskritischen Arbeit an, die durch eine Reihe von Publizisten, die sich um die ‚Weltbühne' gruppieren, geleistet wird und die insofern objektiv revolutionär ist, als sie dem Proletariat in der Sammlung von Erkenntnissen hilft, die im Kampfe um die neue sozialistische Gesellschaftsordnung unerläßlich sind.

Aber wir gehen einen Schritt weiter und sagen, daß die Intelligenz, die die Notwendigkeit des Kampfes um die proletarische Revolution erkannt hat, nicht nur in Gesellschaftskritik und Literatur, sondern eben in revolutionärer Politik machten sollte. Und damit kommen wir zu den falschen Argumentationen Kurt Tucholskys und zur prinzipiellen Beleuchtung der Rolle der Intellektuellen in der deutschen Revolution.

*

Warum ist die Saalrevolution 1918 nichts gewesen? Warum hat jedes Fundament gefehlt? Kurt Tucholsky nimmt uns einen Teil der Antwort vorweg: „Wir hatten kein Programm —; wir haben niemals beansprucht, die Führer der Arbeiterklasse zu sein; die Intellektuellen haben kaum einen Anteil an den Geschehnissen —"

Ja, so ist es. Aber das ist keine Entschuldigung, keine zulängliche Verteidigung für die linken Intellektuellen sondern eine gradezu klassische Bestätigung der Richtigkeit unsrer Anklage! Man kann sich doch nicht damit entschuldigen, daß die Arbeiter Ebert und Noske die ganze Revolution versaut haben. Und wenn das Fundament 1918 gefehlt hat, das heißt eine zielklare revolutionäre, in den breiten Arbeitermassen ideologisch und organisatorisch genügend verankerte Partei des Proletariats, dann weil es in den Jahren vorher innerhalb der deutschen Arbeiterbewegung nicht geschaffen wurde. Gibt es deshalb für die „radikalen" Intellektuellen (die nach der Meinung Kurt Tucholskys links von den Sozialisten standen), eine Entschuldigung? Mitnichten! — Gewiß, es gibt einen herrlichen Lichtblick in dieser Entwicklung: Karl Liebknecht, Franz Mehring und einige Getreue, die in einer Zeit des schlimmsten ideologischen Bankrotts die Fahne des revolutionären Klassenkampfs gerettet und hochgehalten haben. Man kann natürlich auch das „Versagen" der deutschen Intelligenz im allgemeinen historisch-materialistisch erklären; wissen wir doch, daß neunundneunzig Prozent der „Dichter" und „Denker" des 19. Jahrhunderts an den Fleischtöpfen der Bourgeoisie gespeist wurden und gespeist werden konnten, da

Deutschlands Imperialisten in der Welt voran waren und die Söhne der Musen ihren ästhetischen Segen gaben. Aber das entschuldigt nicht, daß die „radikalen" Intellektuellen kein Programm hatten und daß sie, obwohl „links von den Sozialisten" nicht mit der Arbeiterklasse verbunden waren.

So hat im entscheidenden Augenblick das Fundament gefehlt. „Die Intellektuellen haben kaum einen Anteil an den Geschehnissen"; muß man nicht Kurt Tucholsky für dieses mutige Geständnis geradezu dankbar sein?!

*

Wir aber sollten aus der Geschichte lernen und vorwärts wollen! „Die Revolution ist kein Parademarsch", ausgezeichnet Kurt Tucholsky — aber Selbstkritik ist eine der größten Tugenden des Revolutionärs, und auf diese Selbstkritik kommt es uns an.

Wir haben erkannt, daß man nicht zwischen zwei Stühlen sitzen darf, daß die Zeit des Nur-Sängers und -Dichters in diesen rauhen Tagen des Kampfes vorbei ist, daß man sich in dem historisch gigantischen Ringen der Arbeiterklasse um ihre Befreiung durch die soziale Revolution nicht nur in den Tagen des Sturmes sondern auch in denen, da es scheinbar um uns still ist, da alles im kleinbürgerlichen Sumpf zu ersticken droht — einreihen muß!

Wir haben ein Programm, das Programm Lenins, den Leninismus. Wer es mit der Sache der Arbeiterklasse ernst nimmt, der ist verpflichtet und der kann im Rahmen dieses Programms ausgezeichnet revolutionäre Arbeit leisten, dann nämlich, wenn er die Rolle einer zielklaren Partei des Proletariats als Führerin im Befreiungskampfe der unterdrückten und leidenden Menschheit erkannt hat.

Und wenn unsre linken Intellektuellen noch allerhand an uns auszusetzen haben, dann sagen wir: Wozu sich bei den Kleinigkeiten aufhalten? Es gibt überall Menschliches, Allzumenschliches, es gibt noch zuviel Apparat und zuwenig Motor; aber das sind Übergangserscheinungen. Die Geburt einer wahrhaft revolutionären Partei ist kein eintägiger Prozeß. Und wenn Sie, Kurt Tucholsky, uns sagen, daß man mit der Leitung nicht gut auskommen kann, daß man „aneckt", daß man nicht herangelassen wird, dann sagen wir Ihnen, seien Sie nicht allzu empfindlich, nicht unglücklich darüber. Warum sich denn immer so sehr nur nach den „Spitzen" der Gesellschaft drängen?! „Begnügen" wir uns in der Rolle des einfachen Soldaten der Revolution. Mobilisieren Sie alle Ihnen zugänglichen Kräfte, gehen Sie zu den Arbeitern, nicht nur als Dichter (Carl von Ossietzky hat da im Untersuchungsausschuß über die Maivorfälle vorzüglich gearbeitet), hören Sie gut hin, was die Arbeiter reden, wo sie der Schuh drückt, formulieren Sie diese Nöte, helfen Sie mit, Richtung und Ziel im alltäglichen Kampfe zu geben. (Wie herrlich hat doch dies alles Lenin gekonnt! Man lese jetzt noch einmal die beiden Bände der gesammelten Werke aus der „Periode der Iskra".)

Ein Arbeiter hat kürzlich in der ‚Front' sehr fein geschrieben, daß die revolutionären Schriftsteller zu dem Arbeiter

kommen mögen, nicht nur um ihm schöne und gute Literatur zu bringen sondern auch um täglich und stündlich mit ihm zu kämpfen. Er hat auf die Rolle der revolutionären Betriebszeitungen hingewiesen. In der Tat, hier liegt ein unermeßliches Feld wahrhaft leninistischer Betätigung.

Oder denken Sie an das Gebiet der revolutionären Theorie, ein Feld, das in Deutschland heute nahezu brach liegt. Hätten wir nicht noch die Russen, wir müßten uns vor dem toten Marx und Lenin schämen.

Da erscheinen täglich möglichst zwei Dutzend Romane und philosophische Traktätchen über den Ernst und Unernst des Lebens und dergleichen Unfug mehr, aber keiner setzt sich hin und gibt eine ernsthafte marxistische Analyse dessen, was ist.

Das sind alles nur Hinweise, Gedankensplitter. Man muß noch öfter über diese Dinge reden. Das Aufgabengebiet ist riesengroß. Die Kräfte der Konterrevolution wachsen. Wir müssen unsre Kräfte konzentrieren, das ist zweifellos richtig; und wir können zusammenkommen, vorausgesetzt, daß unsre radikalen deutschen Intellektuellen endlich den kategorischen Imperativ des Bürgers Kant mit der Dialektik des Revolutionärs Marx vertauschen, daß sie von Lenin lernen und sich selbstlos und unlöslich mit dem Proletariat verbinden.

Ja, kein Zweifel, dann würden wir auch bei uns prächtig imstande sein, „Geschichte zu machen"!

Und — Kamerad Tucholsky — wir brauchten nicht mehr „Noten auszuteilen", es sei denn, wir würden trotzdem am Tage des gemeinsamen Sieges eine kleine Bilanz ziehen über die Rolle der deutschen Intellektuellen in der verbesserten Auflage der proletarischen Revolution.

Und so die radikalen Literaten ihre Examina gut bestanden, würden wir uns alle darüber nur freuen können.

Der Fall Boris Pilniak

Offener Brief an Maxim Gorki von Henri Guilbeaux

In der ‚Iswestija' haben Sie einen Artikel veröffentlicht, der von vielen als eine gemäßigte Kritik an Boris Pilniak gewertet wird, der aber, wenn man ihn richtig versteht, eine diskrete Verteidigung für Pilniak darstellt.

Die Affäre Pilniak interessiert nicht nur in Rußland, sie überschreitet dessen Grenzen. Der Fall ist nach vielen andern nur ein Symptom für einen in Rußland vorherrschenden Geistes- und Tatsachenzustand, über den ich mich gern mit Ihnen hier auseinandersetzen möchte.

Was hat Pilniak verbrochen?

Boris Pilniak, einer der charakteristischen Schriftsteller des neuen Rußland, Verfasser von „Riazan-la-Pomme" und andrer Werke, die vielleicht nicht die Kraft und Brutalität der Arbeiten Iwanows haben, die aber trotzdem mitzählen, hat eine Novelle geschrieben: „Krasnoje Derewo" (Der rote Baum), in der

er das Leben der russischen Provinz wahrheitsgetreu schildert. Diese Novelle sollte im ,Krasnaja Now' erscheinen; sie wurde zuerst stark zensuriert und erschien dann schließlich überhaupt nicht. Nachdem sie durch die „Gesellschaft für kulturelle Beziehungen mit dem Ausland" verschickt worden war, erschien die inkriminierte Novelle im Verlag Petropolis, der übrigens verschiedene russische Autoren verlegt hat.

Die Zeitung ,Poslednje Nowosti' in Paris, die von dem ehemaligen Kadettenführer und Minister Miljukow geleitet wird, mißt naturgemäß dem „Roten Baum" einen dokumentarischen Wert erster Ordnung bei. Nach dem Organ Miljukows beweist die Novelle die Unfähigkeit der Sowjetregierung, den Sozialismus in die Tat umzusetzen.

Es bedurfte nur dieses Anstoßes, damit in der ,Literaturnaja Gazeta' ein mittelmäßiger Journalist namens Wolin einen Stein auf Pilniak warf, indem er ihn als antibolschewistisch denunzierte. Auf Wolin folgten andre Skribenten seiner Art, unter denen sich Michail Koltzow besonders hervortat. Aber auch Schriftsteller von Rang wie Iwanow und Ognew tadelten Pilniak.

Pilniak wurde sofort seines Amtes als Präsident des Panrussischen Schriftstellerbundes enthoben. Vergebens unterzeichnete er eine vollkommene Loyalitätserklärung für die Sowjets, vergebens erklärte er, unter welchen Bedingungen die Novelle ohne sein Wissen im Ausland erschienen sei. Einige forderten sogar seine Deportation oder Ausweisung. Im Ausland aber gingen Leute ohne Gewissen und Talent, die im übrigen das russische Literaturleben gar nicht kannten, von Redaktion zu Redaktion, um die Erklärung Pilniaks zu kolportieren.

Im Grunde genommen hatte dieser schon einmal ähnliches geschrieben. Sein vorher erschienenes Werk: „Powest o nepogachenoi lune" (Geschichte vom nicht erloschenen Mond) war nur mit knapper Not durch die Maschen der Zensur gerutscht, denn er hatte als Thema die tragische Geschichte des Kriegskommissars Frunse gewählt, der auf Befehl der Regierung wegen einer gar nicht vorhandenen Krankheit operiert worden und an den Folgen der Operation gestorben war.

Zu Beginn Ihres Artikels, in dem Teil, wo sie Pilniak verurteilen, vergleichen Sie ihn mit einem gewissen Mann, den Sie in Kasan gekannt haben, und der stolz darauf war, daß sein Nabel angeblich zwölf Zentimeter höher saß als bei gewöhnlichen Sterblichen. Sie sagen, daß Pilniak alles im Eilzugtempo mache und es nicht abwarten könne, sich gedruckt und übersetzt zu sehen. Sie fügen noch hinzu, daß er seiner Generation entsprechend durch Geist und Willen Sozialist sei, durch Vergangenheit und Erziehung aber Individualist.

Schließlich kritisieren Sie noch mit Recht die Art, wie man in Rußland jemand auf den Gipfel hebt, um ihn bei der ersten Enttäuschung schnell zu stürzen. Sie nennen als Beispiel unter andern Babel und die Seiffullina.

Ich kenne einen berühmten Schriftsteller, der sich im buchstäblichen Sinne des Wortes in der gleichen Situation befunden hat und sich vielleicht darin noch heute befindet. Dieser Schriftsteller, Alexei Maximowitsch, ist niemand anders als Sie selbst. Nach der Oktoberrevolution bekämpften Sie zu Unrecht und mit Heftigkeit die bolschewistische Regierung in Ihrem Organ ‚Nowaja Schisn'. Aber nach dem Attentat der Dora Kaplan auf Lenin schlossen Sie sich feierlich dem Bolschewismus an und schrieben über Wladimir Iljitsch Sätze, die zu dem schönsten gehören, das wir Ihnen zu danken haben.

1922 sind Sie ins Ausland gereist. Und in Artikeln, Novellen und Interviews, die mit Begeisterung aufgenommen und abgedruckt wurden, die zitiert und unzählige Mal in Antisowjet- und Emigrantenkreisen kommentiert wurden, haben Sie heftiger als Pilniak das Sowjetleben kritisiert. Als ich einige Monate später ebenfalls Sowjetrußland verließ und mich von dem Volkskommissar Lunatscharski verabschiedete, wollte mich dieser veranlassen, in wenig freundschaftlicher und strenger Weise über Sie zu sprechen. Ich will hier die Ausdrücke nicht wiederholen, von denen er wünschte, daß ich sie überall da gebrauchen sollte, wo ich Gelegenheit hätte, über Sie zu sprechen.

Später haben Sie sich nach Italien zurückgezogen. Es wurden Schritte unternommen, Sie zur Rückkehr nach Rußland zu bewegen. Man stellte Ihnen frei, Ihre Bedingungen und Forderungen zu stellen. Es wurde Ihnen alles versprochen, was Sie von jedem Standpunkt aus nur wünschen konnten. Sie blieben fest. Sie antworteten auch schlecht gelaunt dem Dichter Assejew, der sich darüber wunderte, daß Sie, Gorki, es vorzogen, in Italien bei den Fascisten Mussolinis zu bleiben, anstatt unter den Arbeitern und Bauern Rußlands zu leben. Majakowski interpellierte Sie in rauhen und gehässigen Versen. Endlich kamen die Verhandlungen doch zu einem guten Ende, und eines Tages landeten Sie, von einer riesigen und begeisterten Masse empfangen, in Moskau.

Ihre Aufnahme wurde zu einem Triumphzug bis zu dem Tag, an dem Sie zum Mitglied der Sowjet-Exekutive ernannt wurden. Sie befinden sich heute auf dem höchsten Gipfel der Sowjets. Möge Gott verhüten, daß Sie etwas schreiben oder tun, was Sie vom Gipfel ins Leere stürzen würde. Sie wissen, daß Sie unten von einer Horde verhungerter Wölfe erwartet würden, von einer Bande ehrgeiziger Federfuchser, von Leuten, die zu allem fähig sind.

Zu allen Zeiten habe ich zu denen gehört, die die politischen Fehler Trotzkis kritisiert haben, und ich bin stolz darauf, weder auf Trotzki noch auf Stalin zu schwören. Aber ich frage Sie, Maxim Gorki, ist es kein betrübliches Zeichen, den Unterschied festzustellen in der Behandlung von Koltschak und Denikin einerseits und von Trotzki andrerseits, dessen unvergleichliche Dienste, die er der Oktoberrevolution geleistet hat, man doch nicht mit einem Federstrich durchstreichen kann, wie es einige junge Burschen tun, die glauben, sich alles erlauben zu dürfen, weil sie ein Parteibuch mitführen —?

Vor einigen Jahren schrieb mir eine Frau, die kurze Zeit als Tyrannin die französische Kommunistische Partei leitete, aus der sie im übrigen bald ausgeschlossen wurde, über Romain Rolland, für den Sie, wie ich weiß, eine brüderliche Zuneigung, nicht nur in Worten, sondern in Taten bewiesen haben: „Wir haben mit Herrn Romain Rolland gebrochen!" Es ist die gleiche Frau, die einige Monate früher, während der ersten Epoche des Kampfes gegen Trotzki sagte: „Ich war während der Revolution in Rußland. Ich war zwar nur eine kleine Lehrerin, aber ich erkläre, daß ich bolschewistischer gewesen bin als Trotzki."

Zu allen Zeiten habe ich zu denen gehört, die mit brutaler Strenge, die mir oft vorgeworfen wurde, den Intellektuellen Mangel an Mut und Logik, Unkenntnis sozialer und wirtschaftlicher Tatsachen vorgeworfen habe. Aber die Feindschaft gegen alles Geistige, die sich heute in gewissen Sowjet- und Kommunistenkreisen entwickelt, ist nur eine grobe und herzzerreißende Demagogie. Wenn auch im Juli 14 und im Oktober 17 so viele Intellektuelle versagt haben, waren nicht Lenin, Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, die die Internationale und die Revolution gerettet haben, Intellektuelle?

Das Komische, oder vielmehr das Häßliche dabei ist, daß die, die heute Jagd auf die Intellektuellen machen, meistens selbst minderwertige Intellektuelle sind, die sich als Arbeiter verkleiden und die Geistesbeschaffenheit eines Feldwebels haben. Man verjagt die Geistigen und setzt an ihre Stelle Kulis, die ohne Widerspruch und Überlegung die dümmsten Befehle ausführen.

Ist es nicht ein niederschmetterndes Schauspiel, gewisse Russen zu sehen, die mutigen und begabten Intellektuellen minderwertige Köpfe vorziehen, nur weil diese alles ausführen und nie Gewissenszweifel haben? Man kann Schriftsteller mit veralteten liberalen und demokratischen Ansichten kritisieren, aber ich behaupte, daß ein Romain Rolland und ein Heinrich Mann zum Beispiel, die zu den ersten gehört haben, die die bolschewistische Revolution begrüßt und verteidigt haben, trotz ihrer Ideologie zuverlässigere, loyalere und beständigere Freunde sind als diejenigen, die sich auf den marxistischen und leninistischen Kampffeldern herumtreiben, nachdem sie vorher mit der Majorität für den Krieg und später mit der Majorität gegen die Revolution gewesen sind.

Ich wünschte, die Individuen, die sich gegen talentvolle Schriftsteller ereifern, hätten alle das Schicksal von Michail Koltzow. Koltzow war bei den ersten, die in der niedrigsten Weise Pilniak angriffen. Koltzow ist der russische Prototyp dieser berufsmäßigen Schmeichler, dieser schamlosen Heuchler, die sich vor den Mächtigen beugen und um ihnen zu gefallen, diejenigen denunzieren, mit denen sie sich niemals messen können. Nachdem er sich in den weißen Redaktionen in Kiew herumgesielt hatte, wurde Koltzow rot nach dem Sieg der Roten. Als talentvoller und skrupelloser Erzähler und Nachahmer der Boulevardjournalisten gelang es ihm, einen

wichtigen Posten in der ‚Prawda' zu erhalten. Da er wahrscheinlich andre Leute für seinesgleichen hält, veröffentlichte Koltzow seine Feuilletons in drei Bänden ohne jeden Inhalt, unwichtige Sachen und törichte Denunziationen.

Koltzow hat nicht nur in Moskau gehetzt, er hat auch sein wenig sympathisches Talent in Riga und Berlin betätigt. In gewissen berliner Kreisen hat man ihn als großen proletarischen Schriftsteller gefeiert. Nachdem er sich in verräterischer Weise über Samiatin und Pilniak gestürzt hatte, nahm er im ‚Tschudak', einem Witzblatt, dessen verantwortlicher Redakteur er ist, eine antibolschewistische Zeichnung an und peng! wird dieser Geschickteste unter den Geschickten, dieser Schmeichler unter Schmeichlern in den Abgrund gestürzt. Peng!

Möge den französischen und deutschen Koltzows das gleiche traurige Schicksal widerfahren!

Was hat Boris Pilniak verbrochen —? Ist ein Schriftsteller, der gewissenhaft und getreu schildert, was er sieht und beobachtet und was er erlebt, jemand, der ein bestimmtes Stadium des Klassenkampfes in Worte kleidet, gegen Lenin? Ist es marxistisch, frage ich, das wahrheitsgetreue Bild eines russischen Dorfes nach zehn Jahren Sowjetregime zu retouchieren, obgleich man es in Berlin und Paris mit Hilfe von Dokumenten und Statistiken, die jeder tüchtige russische Beamte zu liefern vermag, sofort richtigstellen kann?

Lenin verabscheute die Schmeichler und liebte nichts so sehr, als der Wahrheit ins Gesicht zu schauen. Man sollte ihn sich zum Beispiel nehmen, ohne das unvergleichliche Vorbild, das er gegeben hat, zu entstellen.

Will man, daß der Schriftsteller heute von Rußland ein konventionelles Bild entwirft? Die vom Staat unterhaltene Kunst ist eine akademische und konservative Kunst, eine unaufrichtige und kalte Kunst. Für Rußland ist ein robuster Romancier besser, der in seinen Werken die düstern Farben zuweilen hervorhebt und übertreibt, als ein zarter Künstler, der Dummköpfe zart blau oder rosa anmalt. Wird vielleicht gewünscht, daß man Sowjetrußland als kommunistisches Eden darstellt? Gibt es auch nur einen einzigen wirklichen Marxisten, der nach zehn Jahren wundervoller Anstrengungen behaupten wollte, Rußland, das plötzlich aus dem Mittelalter herausgetreten ist, sei ein moderner Musterstaat geworden? Man verstünde und liebte Rußland nicht, wenn man sich ohne jeden kritischen Geist begeistern wollte. Und Angst vor Wahrheit ist nur ein Zeichen von Schwäche.

Maxim Gorki —!

Helfen Sie, Rußland von seinen Lobhudlern, von seinen Schweifwedlern, von seinen falschen Freunden, von allen Koltzows zu befreien. Unterstützen Sie alle, die wie Boris Pilniak mit großer Selbstlosigkeit, mit einer aufrichtigen brüderlichen und beständigen Sympathie das Leben eines großen Volkes beschreiben, das mit einer ungeheuren Aufbauarbeit beschäftigt ist!

Deutsch von Milly Zirker

Auf dem Nachttisch von Peter Panter

„Pröhn" ist ein schönes Wort — ich glaube: es stammt aus dem Plattdeutschen, aus Pommern oder aus Mecklenburg. Es bedeutet Kram, Krimskrams, alter Plunder. In Nachttischschubladen liegt immer Pröhn. Was liegt bei Ihnen? Ich habe gestern Ordnung gemacht: ein Handschuhdaumen lag da, ein Nagel, zwei Bureauklammern, ein altes braunes Taschentuch, noch ein Nagel, ein abgekauter Bleistift . . . pfui. Man wirft viel zu wenig fort, viel zu wenig — gut acht Zehntel aller Bücher zum Beispiel kann man getrost vor der Lektüre fortwerfen, ein Zehntel nach der Lektüre. Lasset uns das letzte Zehntel betrachten.

*

„Es rieselt im Gemäuer der Entente", schrieb der unsägliche Benedikt in seiner Neuen Freien Presse während des Krieges, so lange, bis Oesterreich selbst davonrieselte. Kraus hat das Wort berühmt gemacht.

Im Gemäuer des Sozialismus rieselt es aber wirklich; hier stimmt etwas nicht. Das mochten die Einberufer der „Sozialistischen Tagung in Heppenheim" gefühlt haben, die da in der Pfingstwoche 1928 getagt haben. Die Protokolle dieser Tagung liegen vor: „Sozialismus aus dem Glauben" (erschienen im Rotapfel-Verlag zu Zürich und Leipzig).

Obenan: Hendrik de Man und Henriette Roland-Holst, bei weitem die logisch besten Referate. Beide fühlen richtig: so geht das nicht weiter. Karl Marx hat den in ihm wohnenden Heroismus heroisch unterdrückt, und seine Nachtreter haben aus einer Lehre die zutiefst aus dem Herzen des Lehrers gekommen ist und dann erst den Verstand passiert hat, eine mechanische Ablauflehre gemacht: Organisiert euch, schwenkt in die Reihen, erkennt unsre Thesen an, streikt — und der Rest kommt ganz von alleine. Nun, er ist nicht von allein gekommen — und das jämmerliche Versagen der in die Regierung getretenen deutschen Sozialisten hat uns gezeigt, daß im Organismus dieser Partei ein schwerer Fehler vorhanden sein muß. Er ist auch vorhanden. Frau Roland-Holst hat das in ihren Thesen (auf Seite 177) recht gut formuliert:

> „Die Lebensgestaltung unterworfener Klassen (Völker, Rassen) ist in hohem Maße abhängig von den Lebensbedingungen, die ihnen von den herrschenden Klassen (Völkern, Rassen) aufgedrungen werden. Jedoch ist diese Abhängigkeit nie absolut.
>
> Der Marxismus betrachtete, trotz seiner dialektischen Denkweise, die ökonomische Entwicklung vorwiegend als Ursache und die Lebensgestaltung als ihre Folge. Es ist jetzt an der Zeit, das Versäumte nachzuholen und den Hauptnachdruck auf die Umgestaltung der Gefühle, der Motive der Lebensformen jeder Art im sozialistischen Sinn zu legen.
>
> Der Marxismus hat das Rationelle übermäßig stark betont."

Damit läßt sich schon viel anfangen.

Das Niveau dieser Unterhaltungen auf der Heppenheimer Tagung liegt hoch: die Leute haben wenig aneinander vorbeigesprochen, und bei allen hat man den Eindruck: hier wird mit ehrlichen Mitteln gesucht. Daß diese Mittel nicht ausreichen, ist eine andere Sache; es macht sich auch hier wieder die traurige Beschränktheit eines „Lagers" bemerkbar: für manchen großen Psychoanalytiker existiert der Sozialismus gar nicht oder kaum — diese hier sprechen wieder von Freud nicht. Die Gefahr dieser Diskussionen liegt in ihrer Entartung zum intellektuellen Gesellschaftsspiel; der Proletarier fragt mit Recht: was soll ich damit anfangen? Und so wirken denn die paar

Worte, die Reinhold Sputh in Heppenheim gesprochen hat, wie eine Erlösung. Zur Erkenntnis trägt er wenig bei — aber man spürt unter den ruhigen Worten den Schrei seiner Klasse.

Bei den andern spürt man ihn kaum. Mit dem Hut in der Hand sei angemerkt: selbst die Worte, die Buber dort gesprochen hat, wirken wie blasse Schemen, wie scholastische Kommentare, obgleich sie es nicht sind. Dergleichen bringt nicht weiter. Leicht verläuft sich das in die Gefilde jener Pseudo-Soziologie, die sich an ihrer eigenen Methodik berauscht; jener Pseudo-Philosophie, deren Jargon heute schon alle gebildeten Mädchen sprechen und alle Schmöcke schreiben und mit der nichts, nichts bewirkt wird. Die Praxis heißt dann Radbruch: der hat alles gelesen, weiß vieles, und tut, wenn es zum Klappen kommt, herzlich wenig. Und nur darauf kommt es an.

Der Umschlag gegen die mechanistische Weltauffassung der Generation von 1870 steht vor der Tür — er ist eminent gefährlich. Magie ist eine große und gute Sache; wird sie vulgarisiert, heißt sie entweder Vulgär-Katholizismus, wohl eine der schauerlichsten Sachen, die der Teufel erfunden hat und Gott zuläßt — oder es ergibt sich jenes verblasene theosophisch-psychoanalytische Puzzle, bei dem die Wichtigmacher herumlaufen und viel, viel weniger von Herrn Weißenberg entfernt sind, als sie selber glauben. Und zum Schluß wird sich dann wohl die politische Reaktion dieser Strömungen bemächtigen, und daher ist — neben demütigem Streben nach jener Wahrheit, die nicht auf die Gassen gehört — schärfstes Mißtrauen am Platze. Dieser „Sozialismus aus dem Glauben" verdient aufmerksame Lektüre, obgleich er einer Konkurseröffnung gleicht. Zu welchem Prozentsatz die Gläubiger akkordieren werden, steht noch dahin.

Die Wirklichkeit ist vorläufig noch grausig genug. Sprach ich schon von Plättners Zuchthausbuch? Man kann gar nicht oft genug davon sprechen. Es heißt „Eros im Zuchthaus" und ist im Mopr-Verlag, Berlin NW 7, erschienen. Das ist eine wichtige Publikation.

Formal halte ich das Buch für mißglückt. Der Verfasser hat zu viel Magnus Hirschfeld gefrühstückt, und nun ist aus einer schon bei jenem nicht immer schönen Terminologie ein höchst schauerlicher Mischmasch von Fremdwörtern, Fachvokabularium und Halbbildung entstanden, der mitunter bis zur Lächerlichkeit geht. Es ist ungemein bezeichnend, daß Plättner ein „Fremdwörterverzeichnis" anhängt — als ob man einen großen Teil dieser Dinge nicht auch auf deutsch sagen könnte! Die lateinischen Wörter müssen ihm ungeheuer imponiert haben. Aber das ist nur ein kleiner Schönheitsfleck des Buches — viel, viel wichtiger als die ungenügende und mitunter wandervogellyrische Darstellung ist das Material. Das ist ersten Ranges. Denn es ist erlitten.

Eine einzige Qual geht durch dieses Buch.

Wir können uns alle kaum vorstellen, was das heißt: die Sexualfunktionen unterdrücken. Es ist ja immerhin schon so weit, daß nicht mehr gegrinst wird, wenn einer von diesen Dingen spricht; aber es gibt genug Ärzte, und natürlich sind unter ihnen die beamteten Gefängnisärzte; die erklären diese Tortur, die in einer erzwungenen geschlechtlichen Abstinenz liegt, einfach für nicht vorhanden. Was wissen diese studierten Wachtmeister vom Menschen!

Ich halte alles, ohne Ausnahme alles, was Plättner uns erzählt, für möglich, für wahrscheinlich und das meiste für wahr. Jede Exemplifizierung an uns selber wird zuschanden. Jeder von uns lebt sicherlich manchmal monatelang im Jahr ohne sexuelle Betätigung — wenn er das will. Und dann geht es sehr gut. Ich kenne nur wenig Männer, die so abhängig von dieser Funktion sind, daß sie wie die verhungerten Faune umherlaufen, quaerentes quam devorant. In dem Augenblick aber, wo jemandem verboten wird, den Geschlechtspart-

ner zu suchen, wird die Sache schlimm. Dann frißt die Qual, dann quält die Zwangsvorstellung, dann tauchen die übelsten und infantilsten Gedankengänge wieder auf... Davon erzählt Plättner.

Was so unbeschreiblich aufreizend an diesem Buch ist, das ist die rohe Trägheit der beamteten Stellen. Soweit hier nicht versteckter Sadismus im Spiel ist, ein Sadismus, der doppelt feige ist, weil er sich hinter angebliche Gruppennützlichkeit verkriecht, sind es archaische Ideen, die den Fortschritt hindern: dergleichen kleidet sich in Soutanen, in Richterroben, in Uniformen — man reiße diese Kostüme herunter, man kratze den Beamten, und man findet, was Jung so schön den „Schatten" nennt. Es ist ein Elend.

Und es müßte gar kein Elend sein — denn die Beurlaubung verheirateter Gefangener, die Ermöglichung des Geschlechtsverkehrs in den Strafanstalten ist gar nicht so schwer, wenn man nur wollte. Man will aber nicht. Weil doch das „Volksempfinden", auf das die Herren sonst pfeifen, eine „Strafe" verlangt — auf einmal also kümmert sich der Strafvollzug um das Volk, und dann aber auch um seine niedersten, um seine verächtlichsten Ressentiments. Man kann dem Buch nur viele gute und einflußreiche Leser wünschen.

Deshalb, weil ja nichts schwerer ist, als in den starren Mechanismus einmal vorhandener Gefüge einzugreifen. Ihr wißt, wie schwer das bei den Fürsorgeanstalten ist; man bilde sich ja nicht ein, daß bejubelte Theateraufführungen eine Sadistin in Klein-Klotzow ändern werden, solange das System nicht geändert ist. Und es ist nicht nur mit den Fürsorgeanstalten so. Ein ungarischer Psychiater, Istvan Hóllós, zeigt uns, daß es in geistiger Beziehung in den Irrenanstalten nicht viel besser zugeht. Sein Buch heißt „Hinter der gelben Mauer" und ist in dem höchst verdienstlichen Hippokrates-Verlag zu Stuttgart erschienen; ein Verlag, der sich mit der Herausgabe von ärztlichen Volksbüchern sehr nützlich macht.

Dieses etwas pathetisch geschriebene Buch, in dem es mitunter kraus zugeht, vertritt eine gute These: jede mechanistische Anstaltsbehandlung ist eine Sünde am Menschen. Herr Hóllós ist ein bürgerlicher Individualist; was echte Kollektivität ist, ahnt er nicht — dennoch ist viel Gutes und Rechtes in seinem Buch. Er zeigt die schmale Grenze zwischen den geistig Gesunden und den geistig Kranken auf, (eine der schönsten Geschichten Roda Rodas faßt das in dem unsterblichen Satz zusammen: „Wir Psychiater unterscheiden uns von den Verrückten nur durch die Vorbildung"); und Hóllós bringt viel interessantes Material herbei. Vom geheilten Kranken: „Der geheilte Kranke muß viel gesünder sein als jeder andre Sterbliche." Hier liegt ähnliches vor wie bei den armen Rechtsbrechern, die den Unabsetzbaren in die Hände fallen: der Richter darf anormal sein, der Verbrecher darf es nicht. „Ich will aus der Anstalt erst wieder nach Hause gehen", sagt bei Hóllós ein Geheilter, „wenn ich tun und lassen kann, was mir gefällt; nervös, launenhaft, erzürnt sein, wann es mir beliebt, wie jeder andre Mensch — ohne daß sie denken, ich sei wieder verrückt geworden..."

Hóllós zeigt auch die schematischen Wahnvorstellungen auf, die sich die Gesunden von den Verrückten machen; die können ihnen gar nicht verdreht genug sein, die Haare müssen sich einem sträuben ... dann erst fühlen sich jene gesund. Diese Angst vor dem Irren hat sehr tiefe Ursachen.

Die Anstaltsbehandlung, die den Kranken durch die Nummernmühle dreht, ist famos wiedergegeben. Einer sagt von der Untersuchung: „Dann war nicht einmal von mir die Rede. Man sprach von jemand anderm: von einem Kranken, der unter den vielen andern eben jetzt an die Reihe gekommen war." Nämlich von ihm. Aber eben nicht von ihm. Das Ich geht verloren auf diesem fürchterlichen Wege.

Was Hóllós will, ist, daß man die Irren nicht nur, wie das heute geschieht, interniert, weil dabei jeder Mensch zerbrechen muß; er will, daß man sie wohnen läßt wie andere Menschen auch; mit einem Gitter, das sie möglichst wenig spüren. Eine vernünftige Forderung. Und doppelt beachtenswert, weil sie von einem Irrenarzt ausgesprochen wird, der auch seine Kollegen gegen törichte Vorwürfe in Schutz nimmt. Ein gutes Buch.

Der Nachttisch wird viel zu klein für die vielen, vielen Bücher ... ich werde mir einen neuen kaufen müssen (ohne Schublade).

Da hätten wir: „Nationalismus" von C. J. H. Hayes (erschienen im Verlag „Der Neue Geist" zu Leipzig). Hayes ist Professor an der Columbia-Universität in Amerika, und das merkt man. Das Buch hat eine bewundernswert gute These als Fundament, aber was auf dieser These aufgebaut ist, ist weniger schön. Und sehr gut untermauert ist der Laden auch nicht ... Hayes unterscheidet trefflich das legitime Heimatsgefühl von der Massenepidemie des Nationalismus; er erkennt auch dessen Rolle als Religionsersatz des zwanzigsten Jahrhunderts richtig; er sieht, wie die „Massen unter dem Zauber des Nationalismus ihre Führer weniger kritisieren und eher geneigt sind, in wirtschaftlichen Dingen den status quo anzunehmen. Auf die Menge wirkte der Nationalismus unter Umständen wie eine Art Lachgas. Wenn man einen Arbeiter dazu bringen konnte, es recht tief einzuatmen, so fühlte er sich dadurch erheitert und vergaß jedenfalls eine Zeitlang, daß er in der Fabrik ... für viel Arbeit schlecht bezahlt wurde ... Im Traum nationaler Größe übersah er, wie schmutzig in Wirklichkeit seine eigene Wohnung aussah." Bravo!

Aber es ist ein mit glatter Goldfeder geschriebenes Buch; die Amerikaner, so intolerant und reaktionär sie sonst sind: diesem Professor werden sie nichts tun. Denn es ist ein ungefährliches Buch, also ein zweitrangiges Buch. Folgerungen werden nur zaghaft gezogen; der tut keinem etwas. Der Verfasser — steht in der Einleitung — „hat den Krieg als Hauptmann beim amerikanischen Generalstab mitgemacht." Na, dann ist ja alles in schönster Ordnung.

Da ist ein Landsmann von ihm, der so ähnlich heißt, schon ein andrer Kerl. Das ist Arthur Garfield Hays. „Laßt Freiheitsglocken läuten!" (erschienen bei Grethlein & Co., Leipzig). „Zeitbilder aus dem heutigen Amerika" nennt er das Buch.

Walther von Hollander hat hier neulich rechtens auf den sonderbaren Zwiespalt hingewiesen, der im Amerikaner steckt: einerseits unbeschwerter Mut in der Aufzeigung von Mißständen — andrerseits eine Reaktion, die in ihrer Unbekümmertheit und ihrer Ungeistigkeit an alles heranreicht, was wir auf diesem Gebiet in Jurop produzieren. Der Rechtsanwalt Hays illustriert: Freiheit des Unterrichts — Freiheit der Rede und der Versammlung — Freiheit der Presse — Freiheit des Wohnsitzes (die Neger!) — Freiheit der Bühne — Freiheit der Meinung — und man darf sagen: alle diese Freiheiten gibt es, wenn es darauf ankommt, drüben auch nicht. Eine derart brutale Unterdrückung von allem, was aus der Norm fällt, eine widerliche Mischung von arrogantestem Preußentum und wildestem Wildwest-Geknalle, und das noch verbrämt mit der milchigen Tugendhaftigkeit jener Karikaturen von Pastoren, wie sie sie drüben ziehn: es ist bitter. Hays schreibt an einer Stelle: „Die Polizei ging mit größter Brutalität vor. Tränengas, Feuerspritzen, Flinten und Knüttel wurden angewendet, um eine Art Ordnung aufrechtzuerhalten". Diese „Art Ordnung" beherrscht alle Gemüter — natürlich auch die deutschen, die nichts so außer Fassung bringt, wie wenn diese „Ordnung" auch nur äußerlich gestört wird. Schande auf Schande: wie Amerika politische Flüchtlinge nur wegen ihrer Gesinnung ausliefert; zum Beispiel Italiener an die Fascisten; wie gemein sich die Regierung gegen die Protestler im Fall Sacco-Vanzetti benommen hat, und es sind nicht einmal sehr viel

gewesen... Das Ganze ist höchst bunt und mit grimmigem Humor erzählt. Zu Ende formuliert ist so eine Schilderung der Geschworenen im Justizmord Sacco und Vanzetti: „Man stelle sich eine gelangweilte Jury aus Geschäftsleuten des Mittelstandes vor, die einer langen Reihe von farblosen und unsichern Zeugen zugehört hat und nun plötzlich durch den schmetternden Ton des Patriotismus unliebsam zur Aufmerksamkeit gerufen wird." Das geht auf den Ankläger, Herrn Katzmann, der weniger die Schuldfrage als den Patriotismus der beiden Italiener prüfte. Sie fielen durch; er hat Karriere gemacht. Bei dieser Gelegenheit: das kleine Kapitel, das Hays hier über Sacco und Vanzetti schreibt, scheint mir wirksamer zu sein als der dicke Roman Upton Sinclairs, dessen Reinheit der Gesinnung leider in keinem rechten Verhältnis zu seinem künstlerischen Können steht. Da hat er nun das ganze Material über den Prozeß höchst fleißig durchstudiert — wie kann sich ein Dichter so einen Zug entgehen lassen: „Um elf Uhr vierundzwanzig nachts, nachdem sogar schon die Hosen der Verurteilten zur Durchführung der Elektroden aufgeschlitzt worden waren, kam ein Aufschub bis zum 22. August."

Das Werk von Hays ist ein lehrreiches Buch. Amerika ist bei uns viel zu hoch im Kurs notiert; warum kriechen wir eigentlich vor diesen Brüdern? Kennt ihr den unverschämten Fragebogen, den die amerikanischen Konsulate den Auswanderern und Reisenden vorlegen? Laßt euch so einen geben — ihr werdet eure Freude haben.

Zurück zum alten Kontinent. Und gleich dahin, wo es am europäischsten zugeht — so deutsch! Aber nett. „Nachfeier" von Franz Hessel (erschienen bei Ernst Rowohlt zu Berlin). Dieser Hessel ist kein ganz einfacher Fall.

Zunächst einmal: er ist ein Dichter. So etwas ist eben graden Wegs im Azur gepflückt: „... deutlich die Erinnerung an ein langvergangenes Jugendabenteuer mit den Beiden, der Spannsehnigen und der Fruchtfleischigen, die neben und über mir auf Kissen lagen wie die Göttinnen auf Wolken eines gemalten Plafonds und über mich weg ihre Affären besprachen, als wär ich gar nicht da, um sich dann wieder mit verschlafenen Händen meiner zu erinnern." Dieser letzte Infinitiv klingt nach wie ein leises Violinenthema... Im übrigen steht Hessel — ja, da steht er: „Da ist dieser Sonntagvormittag auf der Potsdamer Brücke, wohl gemerkt auf der kleinen, dem stilleren der beiden Brückenbögen, über den nicht die Bahn, nur Wagen gehn." Da ist er ganz. Nein, noch nicht ganz. Es ist eine Art Manneschwäche in diesem Mann, etwas fast Weibliches (nicht: Weibisches) — schon in dem reizenden Bändchen „Teigwaren leicht gefärbt" sind Stellen, die fast von einer Frau geschrieben sein könnten — es ist etwas Lebensuntüchtiges, o, wie soll ich dies Wort hinmalen, damit es nicht nach Bart und Hornbrille schmeckt? Und das weiß Hessel. Und weil er klug ist, macht er aus der Not eine Tugend und spielt, ein wenig kokett, den Lebensuntüchtigen: Ich bin nämlich ein stiller, bescheidener Dichter... Das ist nicht unangenehm, nur ein wenig monoton — trotz des großen Könnens, des wundervoll sauberen Stils, der bezaubernden eingestreuten Geschichten und Geschichtchen. So das Wort einer Französin: „Une femme, ça pleure comme ça pisse". Oder das von dem sächsischen Maler, der gelassen das große Wort ausspricht: „Gott", sagte der Sachse, „Gott. Bei uns in Sachsen glaubt keen verninftiger Mensch mehr an den lieben Gott." Und so. Aber eben doch um die entscheidende Spur zu dünn.

In der herrlichen Schilderung von Paris, das Hessel so gut kennt, steht anläßlich einer leicht ironischen Schilderung von sozialistischen Demonstranten: „Dürfen wir urteilen über Menschen, die eine Sache, eine Fahne haben? Ist unsre Unbefangenheit, die vor einem Dutzend Jahren noch Recht und Freiheit war, jetzt nicht Schuld und Leere?" Ja, Franz Hessel — das ist sie. Schuld und Leere.

Es ist in diesem Buch etwas Grundsätzliches, etwas, das Beachtung über den Einzelfall hinaus verdient. Es ist „der Kreis". Es ist die Zugehörigkeit zu jenen kleinen Cliquen, die nicht einmal Unheil anstiften, die oft viel Gutes und noch mehr Amüsantes tun — aber es ist doch eine große Überschätzung der kleinen Umwelt. Es sind jene, die von den Angehörigen des Kreises gern mit vollem Namen sprechen, um auszudrücken: „En voilà quelqu'un!" — „Franz Meckauer hat mir erst neulich gesagt ..." Der Fremde horcht auf. Sollte hier vielleicht eine Lücke in seiner Bildung sein? Wer ist Franz Meckauer? Niemand; irgend ein Freund. Aber die tausend Assoziationen, die bei den Kreislern mitschwingen, sind überbetont; hier stimmt etwas nicht. Ich habe vor dem Kriege einmal in Berlin so einen Kreis gekannt; ein Mediziner stand im Mittelpunkt, und wenn man da hineintrat, dann umgab einen ein Brodem von Geistigkeit, von Hochmut, von Witz, von übersteigertem Selbstbewußtsein, von Inzucht ... und was sind sie alle geworden, die Herren des Kreises? Ach, du lieber Gott. Nein, so geht das nicht. Es ist ein buntes Philisterium, das dann entsteht, wenn so ein Kreis erstarrt. Und wenn nun einer von ihnen gar etwas wird: dann ist die ganze Gesellschaft auf die hohe Notierung, die das Mitglied bei den eben noch verachteten „Bürgern" findet, so maßlos stolz, und die Duzfreundschaft mit dem Mann, der — man denke! — in den Zeitungen verhimmelt wird, wirkt sich herrlich aus ... Nein, nein — es ist nichts damit.

Hessel ist ein netter Mann — ich sage das nicht gegen ihn. Es bewirkt nur nichts, was sie da treiben. Hessel erscheint für die, die ihn zu kennen nicht die Freude haben, noch einmal in der Autobiographie einer ältern Dame: der Tochter eines englischen Pastors und einer oesterreichischen Turnlehrerin; das späte Mädchen schreibt unter dem Pseudonym Oskar A. H. Schmitz ... und hat auf diese Weise eines der buntesten Bilderbücher selbstgefälliger und aufgeweckter Dummheit geschrieben, das mir bekannt ist. Ein ewiger Primaner. Auch aus diesem Büchlein ist zu ersehen, daß Franz Hessel immer so gewesen ist — und wenigstens ehrlich.

Ja, das wärs. Dann liegt da noch in der Nachttischschublade eine kleine Schachtel, und in der schläft eine ganz alte, ganz verstaubte Gelatine-Kugel mit Rizinusöl, eine Bombe, die vergeblich wartet, daß sie einer abfeuert. Und zwei vergilbte Stecknadeln. Und ein Kalenderblatt. Und ein Heftchen mit frommen Sprüchen sogenannter Arbeiterdichter, darunter Karl Bröger, der nun glücklich bei der Bekämpfung des Schmachfriedens angelangt ist ... Pröhn. Pröhn.

Das Rotkäppchen von Norbert Schiller

Der Dichter / Der Regisseur / Der Regieeleve / Die Souffleuse / Der Wolf

Der Wolf (spricht mit leicht russischem Anklang): Das kann jeder Schauspieler. Dazu brauchen Sie keinen echten Wolf engagieren.

Der Dichter: Natürlich ein Unding. Die Frau kann ja auch kein Rotkäppchen spielen.

Der Regisseur: Ich schwöre, daß ich mit der Frau nichts habe. — Aber es ist ein Bruch in der Rolle.

Der Regieeleve: Ein Telegramm vom Bühnenbildner.

Regisseur: „Schicket die Maße. Ich stilisiere den Wald." Er kann mich.

Wolf: Wenn Sie bezahlen, es ist mir egal. Ich hätte jetzt bei einem Derussafilm die Hauptrolle spielen sollen.

Souffleuse: Mir ist mieß. Kinder fangt an.

Regieeleve: Ein Herr der Schauspielschule läßt sich entschuldigen. Er will rasch baden gehen. Der zweite Waldpächter. — Frau Geißel konnte telephonisch nicht erreicht werden. Die Großmutter.

Dichter: Natürlich ein Unding.

Regisseur (zum Wolf): Wenn ich bitten darf. Von halblinks hinten. Springen über die Bühne. Gestrafft, aber doch irgendwie witternd. Möglichst viel Nacht in den Gliedern.

Dichter: Ahnung des Künftigen. Dritten Akt langsam vorbereiten.

Regisseur: Von halblinks hinten.

Regieeleve: Die musikalische Untermalung läßt sagen, sie sei das nächste Mal da.

Regisseur: Ruhig. —. Sie treten aus einer Mulde auf.

Wolf: Mulde? Warum Mulde.

Dichter: Wenn ich was sagen darf, ich halte es für nicht sehr geschickt —

Regisseur: Doch. Sie werden sehen —

Dichter: Ohne vorgreifen zu wollen. Aber eine Mulde —

Wolf: Nein, keine Mulde. Ich müßte etwas singen. Von der Wolga oder so. — Übrigens, was ist Mulde?

Souffleuse: Halb zwölf. Los! Text.

Regisseur: Sie hat recht. Wir schaffens sonst nicht. Wenn ich bitten darf.

Wolf (liest): „Wie geit es Großmutterlein, Dir?"

Regisseur: Unglaublich diese Gestraffheit im Beweglichen und Sprachlichen. Das kann keiner von uns.

Regieeleve: Letzte Konzentration, sozusagen.

Wolf: Ich kann doch so bleiben.

Regisseur: Nein, ich sehe Sie mehr blond. Sie müssen blond sein wie der liebe Wolf unsrer heimischen Wälder.

Dichter: Wenn ich was sagen darf. Ich finde grade, daß er so bleiben soll. Den Wolf dachte ich mir als böses Naturprinzip. Etwas Überlebensgroßes. Faunisches.

Regisseur: Denken Sie, ich sehe ihn mehr rübezahlisch.

Souffleuse: Holt mir Kirschen.

Regieeleve (ab).

Dichter: Überdies, wenn der Wolf russisch bleibt, bekommt das Märchen gleichzeitig sozialen Einschlag.

Regisseur (nach einer Pause): Es muß nicht sein. Ich kann die Regie auch niederlegen.

Dichter: Ich kann das Stück auch zurückziehen.

Regieeleve (kommt): Es gab nur Birnen.

Souffleuse: Steinhart. — Hier teilts Euch.

Wolf: Ich kann leider nicht, wegen der Galle.

Souffleuse: Ich hab einen guten Spezialisten.

Regieeleve (flüstert etwas) —.

Regisseur: — Wie? Sprechen Sie deutlich. — Wäre gar nicht uninteressant. Den Wolf die Großmutter spielen lassen. Und einen Schauspieler den Wolf.

Dichter: Den Wolf die Großmutter? Das könnte irgendwie reizen. Oder nicht?

Regieeleve: Doch. Das könnte reizen.

Dichter: Wir erreichen zweierlei. Die Großmutter bekommt ein Überlebensgroßes. Faunisches.

Regisseur: Und der Wolf könnte dann blond sein, nicht wahr, wie der liebe Wolf unsrer heimischen Wälder.

Souffleuse: Los! Hier ist das Buch. Lesen! Rechts oben, Großmutter. — Ich gehe.

Wolf (liest): „Ich werde alt, ich werde grau, o weh."

Regisseur: Beim ersten Wurf. Wie das gleich sitzt.

Dichter: Unheimlich begabt. — Nicht wahr?

Regieeleve: Jawohl. Unheimlich gradezu.

Amüsier- und Debattiertheater von Harry Kahn

Der Eine freut sich; der Andre nicht. Auf Berlin nämlich.

Wer bloß sechs Wochen statt ebenso viele Monate zwischen Wald und See gesessen hat, der verspürt nur gemäßigtes Heimweh nach dem Räderwerk von Betrieb und Verkehr, von Kunst und Geschäft, von Blague und Claque. Ergel: man kann es abwarten. Wenn man erst einmal jahrelang von allem gehabt hat, sieht man ein: man muß nicht von allem haben. Es ist wie mit den Briefen, die der junge Napoleon (bei Shaw) gar nicht erst aufmacht: nach drei Wochen hat sich die Hälfte davon von selbst erledigt. Auch was die ersten sechs Wochen eines berliner Saisonbeginns überlebt, langt noch für einen einzelnen Mann.

Der Quantität nach, nicht der Qualität. So vielerlei da aufgetischt ist, es macht einen normalen Menschen nicht satt. Denn ein nahrhafter Bissen Brot, ein anständiges Stück Fleisch, ein frischer Teller Gemüse wird einem da nicht vorgesetzt. Bloß anreizend hergerichtete Hors d'oeuvres und aufreizend gewürzte Salate, altbackene Torten und Kompotte aus der Konservenbüchse. Der Gaumen wird hier und da ein bißchen angeregt; seinen Hunger kann man an diesen Schaugerichten nicht stillen. Das Einzige, was man davon hat, ist ein fader Nachgeschmack. Der Geist kriegt den Skorbut davon.

Betrachtet man einen Wochenspielplan der berliner Bühnen, so sieht das ja auf den ersten Blick recht bunt aus. Von „Marietta" bis zu „Stempelbrüder" ist ein weiter Weg; eine Welt liegt dazwischen (und ein Weltkrieg). Liegt wirklich die Welt dazwischen, unsre Welt, unser Schicksal, unsre Problematik, unsre Tragik und unsre Komik? Nichts liegt dazwischen; es ist alles wüst und leer. Hie Amüsiertheater — hie Debattiertheater. Dazwischen nichts; nichts für den mit Denk- und Gefühlskraft begabten Menschen, der die große Not seines Daseins, seines Eingespanntseins zwischen Himmel und Hölle im lebendigsten Bilde erleben will, um sich, lachend oder weinend, von ihr für eine kurze Spanne zu erlösen. Auf weiter Flur höchstens einmal ein einsamer Klassiker; aber auch an den kann man sich kaum halten: denn irgend eine „Auffassung" richtet ihn, mit Songs und Girls, mit Stahlhelm oder Rotfront, für die eine der beiden Konsumentenkategorien — wenn nicht gar für alle beide — her, aus denen einem Fremden das deutsche Theaterpublikum zusammengesetzt scheinen muß: Genießer und Kannegießer.

Stünden etwa „Die drei Musketiere" und „Zyankali" nur als Grenzpunkte da, wären sie peripherische Erscheinungen eines von einem geistigen Zentrum her sich ausweitenden, eben daher immer wieder gespeisten, erfüllten, erneuerten Kreises, man könnte sie sich gern gefallen lassen, Befriedigung der Sinne, Aufrüttelung der Gewissen — beide haben an ihrem Platz, den man, ethisch wertend, so hoch oder so niedrig lokalisieren mag, wie man will, ihr Recht. Niemand wird es ihnen auch verwehren wollen, sich für ihre durchaus legitimen Zwecke aller Mittel, der ältesten wie der jüngsten, der gröb-

sten wie der feinsten, also auch des Theaters, zu bedienen; schon gar nicht in einer Zeit der Auflockerung aller sensuellen und sozialen Sicherheiten, der Umlagerung von Gesellschaftsschichten und -zuständen. Man muß sich nur klar darüber bleiben, daß das alles mit dramatischer Kunst nur am Rande zu tun hat; daß die Verwandtschaft mit ihr eine rein äußerlich-technische ist. Die Bühne ist weder eine Fortsetzung von Lunapark und Ballhaus noch von Volksversammlung und Zeitung mit andern Mitteln.

*

Unter solchem Gesamtaspekt muß man zufrieden sein, wenn einem wenigstens wirkliches Amüsement und ehrliche Tendenz geboten wird; wenn nicht ein Etikett mit großer Firma billige Schleuderware deckt oder Konjunkturbeflissenheit sich als soziales Anklägertum aufspielt.

Wer ins Große Schauspielhaus geht, weiß, daß er sein Gehirn in der Garderobe abgeben kann. Daß er zu den „Drei Musketieren" Oropax mitnehmen muß, das kommt nur daher, daß Ralph Benatzky nicht den Mut der Bescheidenheit besessen hat, sich für die nun einmal nötige Musik ausschließlich auf Anleihen zu verlassen, statt auch noch aus der eignen Kasse beizusteuern. Aber die Augen darf man weit aufreißen, um sie mit dem Anblick von Charells einfallsreichen Arrangements ausgesucht schöner Menschenkörper und Ernst Sterns prunkender, aber nie die Grenze des Geschmacks überschreitender Kulissen- und Kostümphantasie zu füllen. Wer sich dagegen ins Berliner Theater begibt, braucht es sich, angesichts der Namen, die vom Zettel locken, nicht selbst zuzuschreiben, wenn er von einer Enttäuschung in die andre fällt. Entäuschung über Georg Kaiser, der sich, ohne innere Überzeugung und nur einer Tagesmode zulieb, dazu hergibt, den magern Volksstück-Einfall von den „Zwei Krawatten" — der schwarzen und der weißen als Symbole der Klasse, die bedient, und der andern, die sich bedienen läßt — ohne Witz und Schmiß zu den neun Bildern eines Revuestücks zu strekken; Enttäuschung über Mischa Spoliansky, in dem der sprühende Musiker von „Victoria" und „Es liegt in der Luft kaum wiederzuerkennen ist; Enttäuschung über Forster-Larrinaga, dem über der freudlosen Arbeit die Hände und Füße eingeschlafen zu sein scheinen, denn seine Regie kennt diesmal weder Schwungkraft noch Fingerspitzengefühl; Enttäuschung nicht zuletzt über den sonst so gewitzten und geschickten Doktor Klein, der im eignen Hause eine Vorstellung zuläßt, deren provinzielle Physiognomielosigkeit schon der äußern Aufmachung er in den früher von ihm geleiteten Bühnen schwerlich hätte verantworten mögen.

Achtmalhunderttausend deutsche Frauen setzen sich alljährlich der Gefahr aus, durch unbarmherzige Richter ins Zuchthaus oder durch unvorsichtige Hände unter die Erde zu kommen, weil sie ihre Leibesfrucht nicht austragen wollen oder können. Die erschreckende Ziffer, die wir, zusammen mit der des mörderischen Strafgesetzparagraphen, schon im vorigen Jahre von Rehfisch gehört haben, wird uns von Friedrich Wolf jetzt wieder ins Gewissen gehämmert. Seine Erschütterung

ist echt; das fühlt man noch durch den Einzelfall hindurch, den er sich aus Statistik und Lokalchronik zusammenkonstruiert und er vermag sie auf uns zu übertragen, weil er Menschen bilden und Szenen führen kann, ohne sich von der Tendenz hemmungslos zu Tirade und Theatralik verleiten, aber nicht ohne einem grimmigen Elendshumor breiten Raum zu lassen. Und da die Darstellung durch die „Gruppe junger Schauspieler" von der Verve getragen ist, die die Freude am Einsatz der eignen, sei es auch nicht immer zureichenden Kräfte für eine gute Sache verleiht, so übt „Zyankali" im Lessingtheater eine Wirkung und eine Zugkraft aus, wie sie bezeichnenderweise den „Stempelbrüdern" von Richard Duschinsky im Renaissancetheater nicht beschieden ist und nicht beschieden sein kann. Trotz Hartungs Regie, trotz Aufgebots von Ganz- und Halbprominenten, trotzdem die Arbeitslosigkeit, um die es sich hier dreht, heute doppelt so viele deutsche Menschenleben gefährdet wie der Abtreibungsparagraph. Aber bei Duschinsky ist viel weniger mitschwingendes Ergriffensein vom menschlichen Leid des Themas als bei Wolf, sondern in der Hauptsache federfertiges Aufgreifen einer modischen Szenerie und schlagwörtlichen Diktion; da wird gehäuft und verdickt, bis die Unwahrscheinlichkeit des Sonderfalls als Unwahrheit des ganzen Problems erscheint, und somit einer sehr guten Sache ein sehr schlechter Dienst erwiesen.

Trunkenes Lied von Theobald Tiger

Der Igel sprach zum Oberkellner:
„Bedienen Sie mich ein bißchen schnellner!
Suppe — Gemüse — Rostbeaf — und Wein!
Ich muß in den Deutschen Reichs-Igel-Verein!"

Da sprach der Oberkellner zum Igel:
„Ich hab so ein komisches Gefiegel —
ich bediene sonst gerne, prompt und coulant,
aber ich muß in den Oberkellner-Verband!"

Der Igel saß stumm, ohne zu acheln,
und sträubte träumerisch seine Stacheln —
Messer und Gabel rollten über die Decke.
Sie rollten zum Reichsverband Deutscher Bestecke.

Des wunderte der Igel sich.
Er ging in „Für Herren" züchtiglich;
doch der Alte, der dort reine macht,
war auf der Deutschen Klosettmänner-Nacht.

Ein Rauschen ging durch des Igels Stoppeln —
er tät bedrippt nach Hause hoppeln
und sprach unterwegs
(und aß einen Keks):
„Ich wohne gern. Aber seit ich in Deutschland wohne,
ist mein igeliges Leben gar nicht ohne.
Sie sind stolz, weil sie sich in Gruppen mühn —
doch sie sind nur gestörte Individühn.
Menschen? Mitglieder sind diese Leute.
Unsern täglichen Verband gib uns heute!
Amen."
(sagte der Igel).

Bemerkungen

Handelsteil

Da lesen wir nun so viel über Bankkrachs, zerplatzte Versicherungsgesellschaften, Geschäfte, die ihre Zahlungen eingestellt haben... viel Geld ist da verloren gegangen, viel Geld der andern — ja. Und was, glauben Sie, wird uns da beschrieben? Die letzte Verzweiflung der kleinen Leute, die ihre Spargroschen nicht mehr wiedersehen? zerstörtes Alter? zerstörtes Leben? Ach nein, das nicht. Es werden uns die Bankiers beschrieben. Was tun die Bankiers —? Sie brechen zusammen.

Jeder Bankier, der etwas ausgefressen hat, bricht zusammen. Er erleidet einen Nervenzusammenbruch. Und zwar bricht er entweder in einem Sanatorium zusammen oder auch zu Hause, aber das ist nicht so fein. Er — „Na, hören Sie mal, Sie sind aber komisch: Meinen Sie, das ist ein Spaß, so eine Pleite? Machen Sie das mal mit, ehe Sie mitreden ..." — Nein, danke; ich verdiene ja auch nicht so viel; ich brauche das nicht. Und ein Spaß ist es gewiß nicht. Ich meine nur... „Was? Was soll der Bankier denn tun, wenn er Pleite macht? Auf einem Bein tanzen?" — Nein, das sähe nicht hübsch aus. Ich meine nur... wenn sie einen Lokomotivführer herunterholen, weil er nach zehn Stunden Dienst ein Signal überfahren hat, und es hat ein Unglück gegeben, dann sperren sie ihn ein. Fertig. — „Und? Na und? Sperren sie den Bankier vielleicht nicht ein?" — Nicht so lange. Es finden sich zwei Hausärzte und ein Professor, die die ganze Strenge ihrer militärärztlichen Dienstzeit vergessen, die gar nicht mehr „k.v.!" brüllen, sondern ellenlange Atteste schreiben: die Haftfähigkeit... das Herz... und es finden sich fast immer Kautionen, und es finden sich fast immer Gerichtsbehörden, die den Mann herauslassen, den Herrn Verantwortlichen. — „Damit er draußen behilflich sein kann, sein Geschäft zu ordnen." — Sicher. Aber der verhaftete Arbeiter hat auch ein Geschäft: nämlich seine Familie, die durch die Bestrafung, die ihm zugedacht ist, fast allemal zugrunde geht . . . aber darauf kommt es wohl nicht so sehr an. Er ist ja nicht verantwortlich. — „Was wollen Sie damit sagen?" — Daß dieses Wort im deutschen überhaupt nichts mehr bedeutet. Verantwortlich? Ich habe eine verantwortliche Stellung ... deine Verantwortlichkeit... er ist mir dafür verantwortlich ... neulich habe ich in einer Tierschutz-Zeitschrift gelesen: „Wenn die Schafe eingerückt sind, ist für die Herde der Hund verantwortlich." Ich sage Ihnen: das Wort hat seine Bedeutung verloren. Ist im Weltkrieg jemand verantwortlich gewesen? Wer ist überhaupt verantwortlich? Ich werde es Ihnen sagen: kleine, untergeordnete, meist proletarische Einzelne — der Rest verkriecht sich hinter die Gruppe, hinter eine Vorschrift, hinter das Reglement, hinter einen Befehl — in Wahrheit trägt kein Mensch die Verantwortung für das, was er macht. Sie decken sich gegenseitig, und zum Schluß ist es niemand gewesen. Die Geschichte wird richten, wissen Sie? Das ist eine schöne Geschichte. — „Aber die armen Bankiers ..." Mir bricht das Herz. Ich sehe sie vor mir: schluchzende Devisenhändler, taschentuchauswringende Fondsmakler, zusammengebrochene Kommerzienräte ... nach bestem Wissen und Gewissen ... es muß furchtbar sein. Da gibts nur ein Mittel.

Sich auch weiterhin der Rechtlosen anzunehmen: jener kleinen Leute, die in die Klauen der Justiz fallen, und die sich nicht wehren können. „Das Gesetz in seiner erhabenen Gleichheit ver-

bietet Armen und Reichen, unter den Brücken zu schlafen" — sagt Anatole France.

Ignaz Wrobel

Ein Kardinal ist tot

In einem Salon des vornehmen Palais der Erzbischöfe von Paris, liegt auf einem Prunkbett, überdacht von einem silberbeladenen Baldachin, ein alter, toter Mann. Sein Gesicht hat nichts von der tröstenden Ausgeglichenheit, die manche Toten verschönt. Ein Zug von grämlicher Bitterkeit ist das Hervorstechendste in dem gelben Gesicht. Keine Erbauung, nichts Vorbildliches gibt es da für die hunderttausend Gläubigen, die am Trauerbett vorüberziehen. Der Körper ist so klein geworden, die Gebeine verschwinden unter der Last zeremonieller Decken. In schlotternder Gebärde hängt der große rote Kardinalsmantel an den Seiten herunter, einzig das weiche Hermelin seines Besatzes verwischt für einen Augenblick das Armselige dieser Schaustellung.

Am dritten Tag wird das Gesicht des Toten zugedeckt, und die Besucher bekommen nur noch den prächtigen Mantel zu sehen und die cappa magna, die auf dem verhüllten Haupte ruht. Das Totenzimmer hat sich in einen Kultraum verwandelt, die Besucher beten nicht mehr für den magern, kleinen Mann im Prunkbett, sie beten aus Zwang und ohne recht zu wissen, wofür und wozu. Es riecht merkwürdigerweise reinlich und frisch in diesem Zimmer ohne Fenster. Nichts stört die Verehrung; unter den herrlichen Stoffen liegt kein toter Mensch mehr, da thront eine Reliquie.

Die geniale Fälschung des Ereignisses wird in der Kirche zu Notre Dame konsequent zu Ende geführt. In dem unfaßbaren Steinwunder gotischer Erhabenheit wird im Chor, unter dröhnenden Höhen, ein götzenhafter Katafalk errichtet. Oben, von vierhundert Kerzen umräuchert, liegt — nicht der tote Kardinal. Da liegt, auf unwahrscheinliche Weise vergöttlicht, der rote Kardinalsmantel ausgebreitet.

Wo ist der Sarg?

Der wurde, ganz zu Anfang, ohne Orgelgebraus, ohne Glokkengeläut, zeremonienlos und schnell in den riesenhaften Katafalk geschoben, die Türen wurden zugemacht. Keiner hat den schmalen, mönchisch armen, schwarzen, blumenlosen Sarg beachtet, Er wird vor der festlichneugierigen Menge nicht wieder zum Vorschein kommen.

Dafür bevölkert sich der Chor mit Dutzenden von lila Prachtgewändern. Ein Aufgebot von feinen Zuchtköpfen marschiert auf und gibt dem alten Gestühl für einen Augenblick ein intensives und märchenhaftes Leben. Der Klerus Frankreichs tagt, vollzählig und erhaben aus dem mysteriösen Anlaß des Todes. Ihm verdankt er die glänzende Demonstration seiner eignen todüberdauernden Macht. Er zollt ihm dafür kein anerkennendes Wort. In einer solennellen Hochmesse, assistiert vom ganzen, herrlich funktionierenden Apparat einer jahrtausendealten Tradition, wird, frei von jeder persönlichen Trauer, hoher Rat mit Gott gehalten und sonst niemandem. Einmal mehr manifestiert, rein und ohne menschlichen Beigeschmack, die Kirche ihre einzigartige Größe.

Abends, bei verschlossenen Toren, ohne öffentliche Assistenz, walten bescheidene Priester ihres Amts. Sie holen sandalenschlurfend den schwarzen Sarg aus dem riesengroßen Katafalk und tragen ihn in die Krypta, wo schon ein Maurer mit dem Zementkübel wartet. In der schlechterleuchteten Grabkammer geschieht das Unbarmherzige: da wird, schnell und sachlich, ein Mensch eingescharrt, der vielleicht gut war und um den wirklich und tatsächlich keiner eine Träne weint.

Ingeborg Seidler

„Das Verhalten der Braut"

Das milde Urteil ist darauf zurückzuführen, daß das Gericht in der Verhandlung feststellen konnte, daß der Angeklagte durch das Verhalten seiner Braut zu der Tat veranlaßt worden war.

Zeitungsmeldung

Das „Verhalten der Braut" war Absage an den Verlobten. Vielleicht Untreue. Sie entzog sich ihm, traf Andre, „ging" nicht mehr mit ihm. Sie war 21, das Gefühl für den Bräutigam hielt nicht vor, würde für längere Brautschaft und gar Ehe nicht ausreichen. Das soll häufig vorkommen, dem Vernehmen nach, bei den Herrn noch öfter als bei den Damen. Man verabschiedet brutal, oder man trennt sich friedlich. Glücklich die Kreise, in denen keine gesellschaftlichen Rücksichten eine Ehe erzwingen, die sinnlos ist. Das Dienstmädchen, um das es sich hier handelt, folgte seinem Gefühl oder seiner Gefühllosigkeit. Man kann sie moralisch ablehnen, aber man kann nicht bestreiten, daß sie nur von einem selbstverständlichen Menschenrecht Gebrauch gemacht hat. Soweit das „Verhalten der Braut".

Die „Tat, zu der das Verhalten veranlaßte", war die Erdolchung des Mädchens. Der Bräutigam hatte in halbdunklen Drohungen am Abend des Mordes seine Absichten erkennen lassen; er hatte Briefe geschrieben, in denen er den Mord seiner Braut mit nachfolgendem Selbstmord ankündigte; er hatte vorbereitet und vorbedacht und etwas ausgeführt, was der Laie als „vorsätzlich", als „Mord" ansprechen würde. Indessen erkannte das Gericht auf Totschlag. Um so besser für den Täter. Er war ein armer Kerl, er liebte das Mädchen, er war verzweifelt, er wollte ein Ende machen mit sich und ihr, sei es darum Totschlag. Das Mädchen starb, der Bräutigam wurde gerettet und mühsam zur Gerichtsverhandlung hochgepäppelt. Die Ärzte bezeugten seine geistige Normalität, nicht einmal sexuelle Anomalien und Minderwertigkeiten konnten geltend gemacht werden, von § 51 keine Spur. Hingegen wurde festgestellt, daß der Täter „ein außergewöhnlich weicher und sensibler Mensch" sei. Mit außergewöhnlicher Weichheit und Sensibilität hat er den Totschlag an Anna, dem Dienstmädchen, verübt und dafür drei Jahre und drei Wochen Gefängnis erhalten. Immerhin ohne Bewährungsfrist — zur Zeit sitzt er. Wenn er herauskommt, ist er 27 und hat noch manches Jahrzehnt vor sich, seine Sensibilität auszuleben.

Wer diese Zeitschrift liest, weiß von vornherein, daß nun im Folgenden nicht etwa nach dem Henker gerufen werden wird. Noch ist die Erkenntnis, daß Staat und Gesetz nicht Gewalt haben dürfen, das Unwiederbringliche, das Menschenleben, zu nehmen, viel zu wenig Allgemeingut, als daß man nicht immer wieder, bei jeder, auch bei dieser Gelegenheit, den Begriff von der Heiligkeit des Lebens in die harten Herzen und Schädel der mehr oder minder reformsüchtigen Strafrechtler hämmern müßte. Aber es gibt

da noch etwas Andres, was man ihnen einhämmern muß, eine Angelegenheit, an der Themis so ahnungslos vorbeigeht, als sei sie nicht nur blind, sondern außerdem auch nicht weiblichen, sondern männlichen Geschlechts.

Eine der Hauptgründe der Verachtung, die früher die deutsche Justiz der französischen entgegenbrachte, war die Milde, mit der drüben Leidenschaftsverbrechen abgeurteilt, mit der namentlich „schöne Mörderinnen" freigesprochen wurden. Der oben dargestellte Fall (der sich in Frankfurt a. M. ereignet hat) beweist, daß auch die deutsche Justiz diese Milde anzuwenden beginnt, an schönen und sensibeln Mördern wenigstens. Mit dem milden Strafmaß, daß sie dem Schlosser R. bestimmt hat, fällt sie ein Vernichtungsurteil gegen das ermordete Mädchen. Das steht ihr nicht zu, und so geht es nicht. Denn man kann nicht die Frauen arbeiten und Steuern zahlen lassen wie die Männer, man kann ihnen nicht die gleichen Pflichten auferlegen wie den männlichen Staatsbürgern und ihnen dafür nicht die gleichen Rechte geben. Es ist hier nicht so sehr die Rede vom Gesetz, das die Frauen auch heute noch in tausend Dingen benachteiligt sondern vom indirekten Recht, vom moralischen Werturteil, das der richtende Mann sich weiterhin ganz naiv anmaßt. Im Grunde gibt jeder Richter dem andern Mann recht, der „das Luder, das ihn hintergangen hat", totschlägt wie der orientalische Pascha die Sklavin, während er die Untreue des Mannes selbstverständlich findet und weiblicherseits daraus gezogene Konsequenzen gänzlich anders beurteilt. Hier dringt die doppelte Moral ins Gesetz ein, wo sie noch weniger hingehört als ins gesellschaftliche Leben. Eine Frau wird wegen des Aufhörens ihrer Liebe ermordet, und das Gericht macht das Konto des zerstörten Lebens mit drei Jahren Gefängnis und allgemeiner Sympathie für den Angeklagten glatt. Wir sehen das zwanzigste Jahrhundert weder als das der Frau noch als das des Kindes an, aber wir müssen feststellen, daß wir auch nicht mehr im patriarchalischen Zeitalter leben sondern in dem der Gleichberechtigung der Geschlechter. Das mußte kommen, nachdem die Jahrhunderte reiner Männerherrschaft unter anderm dahin geführt haben, daß heute der pater familias seine Familie durchwegs nicht einmal mehr allein ernähren kann, sondern der Mithilfe der Frau bedarf. Es wird dringend Zeit, daß die theoretische Gleichberechtigung sich auch in die Praxis umsetzt.

M. M. Gehrke

Der Engel putzt sein Gefieder

Auf Wunsch des Verfassers
ist der Titel von
Eduard Engel:
Paraskewûla
geändert worden in:
Sechs Novellen
J. G. Cottasche Buchhandlung
Nachf., Stuttgart u. Berlin.

Börsenblatt

Strange Interlude

Obwohl sonst kein Rundfunkhöriger, wurde ich, durch des Reichsinnenministers Rede über das Volksbegehren an den Kopfhörer gelockt, halbwegs unfreiwilliger Zeuge des unmittelbar darauf folgenden Hörspiels „Krug-Aktien 117". Konnte man in bezug auf Severings Rede bezweifeln, ob sie etwas mit Politik zu tun habe, so war bei dem Hörspiel kein Zweifel möglich.

Es handelte sich da um eine Firma Leonhard Krug A.-G., deren Aktienmajorität von einer Konkurrenzfirma aufgekauft wurde. Diese an sich unpoetische Transaktion erhielt ihren dramatischen Schwung dadurch, daß die Konkurrenzfirma eine Amerikanerin war. Den Amerikanern, die in der Generalversammlung auftraten, hing ihr gebrochenes Kaufmannsdeutsch wie ein akustischer Judasbart um den Mund, während der zerbrochene Krug, Vorsitzender des Auf-

sichtsrats, im Sprechstil des verewigten Wilhelm resp. im Frühstil der Firma Opel deklamierte, deutsche Arbeit solle hier aus deutschen Händen gerissen werden, der Platz an der Sonne dürfe nicht aufgegeben werden, und er, Herr Krug, stehe zu seinen alten Arbeitern, voll und ganz. Die alten Arbeiter in der Kantine murmelten, gleichsam als Volkes Stimme und in der ihnen zugänglichen mehr schlichten Ausdrucksweise, die amerikanischen Rationalisierungsmethoden setzten den Arbeiter auf die Straße und vernichteten die angestammte Tradition deutscher Qualitätsarbeit. Und jeder Rundfunkhörer konnte sich überzeugen, daß, während die verwerflichen Amerikaner in angelsächsischen Kehllauten vor sich hinrechneten, ein deutscher Kaufmann jederzeit mit Herz und Gemüt bei der Sache sei und daß Bollwerke des Deutschtums auch dort zu finden seien, wo wegen unmoderner Betriebsführung keine Dividende ausgeschüttet werden könne. Nachdem sich die Amerikaner die Aktienmajorität verschafft hatten, unterbrachen sie rücksichtslos die patriotischen Ausführungen des Herrn Krug in der Generalversammlung, worauf das Hörspiel sehr plötzlich zu Ende war. Allerdings war für einen Rundfunkhörer, zwischen dessen Ohren ein Gehirn saß, jeder belehrende Abgesang auch ganz überflüssig.

Rudolf Arnheim

Der Busen marschiert

Frühmorgens geht das Kleid bis zum Knie
und das Fräulein ins Bureau.
Das Kleid sitzt stramm auf der Anatomie
und läßt keinen Raum für die Phantasie.
Man sieht den Bestand ja auch so.

Da wird nichts an- oder abgeschraubt.
Da gilt kein Pseudonym.
Denn was man nicht sieht, das wird nicht geglaubt.
Der Körper ist so, wie er ist, erlaubt.
Und die Haut paßt haarscharf ins Kostüm.

Das wäre also der neue Stil?
Immer kurz, immer jung, immer schlank?
Doch schon wird der Frau das Zuwenig zuviel.
Es war nicht ihr Ernst sondern wieder nur Spiel.
Und sie spuckt in den Kleiderschrank.

Aber abends, da flattert der Überhang,
und die Schleppe rauscht ums Gebein.
Der Wahn war kurz. Der Rock wird lang.
Und die Brust steht vor wie der Erste Rang
und schläft im Stehen ein.

Die Waden sind weg. Und die Hüften sind hin.
Der Schwund ist ziemlich komplett.
Nur der Busen marschiert und stößt ans Kinn.
Und die Frauen ähneln der Königin
Luise und tragen Korsett.

Nun tun sie wieder, als wären sie Feen,
und schweben massiv durch das Haus.
Doch wenn sie derartig vorübergehn,
so geht den Männern, die das sehn,
vor Schreck die Zigarre aus.

Erich Kästner

Antworten

Nationalist. Keine Sorge: sie ist noch am Werk, die Republikanische Beschwerdestelle, über die nächstens wieder einmal genauer gesprochen werden soll. Sie hat sogar in letzter Zeit wieder sehr schöne Erfolge zu verzeichnen: ein paar besonders üble Burschen sind verurteilt worden — nolens, volens — aber immerhin; einem hetzerischen Kreisblatt sind die amtlichen Bekanntmachungen entzogen worden... das sind so winzige Dinge, ich weiß. Aber in der Provinz, wo man im kleinen Kreis lebt, macht nur so etwas Eindruck. Diese Republik muß erst mit der Nase darauf gestoßen werden, sich selber zu schützen.

Herren Mynona und Requark. Ihr haltet es für angebracht, Erich Maria Remarque und sein Buch parodistisch zu verarbeiten, Herr Requark, indem er unter dem Titel: „In Troja nichts Neues" origineller weise die alten Griechen bemüht, Herr Mynona, indem er unter der von Egon Friedell entlehnten Formulierung: „Hat Erich Maria Remarque wirklich gelebt?" Remarques frühere Arbeiten durch den Kakao zieht. Requark dürfte, als von rechts kommend, kein sehr graziöser Satiriker sein, und des Philosophen S. Friedländer krampfhafte Humoresken kennt man zur Genüge — aber selbst wenn die Sachen gut sind: Es ist unanständig, sich an ein Buch, dessen Ernsthaftigkeit unbestritten und dessen Thema kein Komödienstoff ist, mit Veralberungen zu hängen, nur um ein wenig von der reichen Ernte einer besonderen Romankonjunktur in die eignen Scheuern zu sammeln. Parodisten sind schätzenswerte Leute, aber humoristisch aufgetakelte Nachzügler beneideter Erfolge bieten einen unsympathischen Anblick.

Berliner Weltbühnenleser. Jeden Mittwoch, abends 8 Uhr, im Café Adler am Dönhoffplatz. Am 16. spricht Dr. med. Lothar Wolf über seine diesjährige Rußlandreise.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112 Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Sklaven-Export von Carl v. Ossietzky

Niemand wird in diesen Tagen in ärgrer Verlegenheit sein als Herr Doktor Werner, der Oberreichsanwalt. Während er sich sonst seine Landesverräter aus einer linken Ecke holte, wird ihm jetzt von Herrn J. Goebbeles, dem Oberrabbiner der berliner Teutonen, der Herr Reichspräsident in Person präsentiert. Wird Herr Doktor Werner dieser Verlockung, die alle Jägerinstinkte in ihm wachkitzeln muß, widerstehen? Der Herr Reichspräsident täte gut, sich schon jetzt mit Paul Levi in Verbindung zu setzen, denn bei Herrn Lütgebrune wird er wohl kein Glück mehr haben...

Dieses Volksbegehren hugenbergscher Formung ist ein Akt jener politischen Hysterie, die nach oberflächlicher Meinung Heimat und Blüte nur in Frankreich hat. Aber seit Paul Déroulède und Fort Chabrol haben sich die Franzosen durchweg recht vernünftig gezeigt, der politische Wahnwitz hat dagegen in Deutschland tief Wurzel gefaßt. Was will Herr Hugenberg? Wogegen protestiert er? Gegen einen unbestreitbaren außenpolitischen Erfolg. Gegen die Befreiung einer deutschen Provinz von fremder Besatzung. Wo und in welchem Lande wurde je ein solcher Irrsinn so planmäßig zelebriert?

Aber zwischen all den Narreteien, die das Komitee Hitler-Hugenberg-Seldte in die Welt setzt, befindet sich doch eine vergiftete Waffe. Das ist die Geschichte von dem im Youngplan angeblich vorgesehenen deutschen Sklavenexport in die Kolonien der Andern. Eine horndumme Erfindung zwar, aber trotzdem perfide ausgedacht, und die amtlichen Richtigstellungen haben nichts genützt. Seit der Dolchstoßlegende und den Weisen von Zion ist nichts Bösartigeres ausgebrütet worden. Der Pfeil ist gewiß aus schlechtem Holz geschnitzt aber mit Curare getränkt. Denn es gibt eine große Schicht, die für solche Sensationen aufnahmefähig ist. Es gibt eine politische Unterwelt, wo keine Tatsachen, keine Augenscheinlichkeiten, keine Sachargumente verfangen. Kein Lichtstrahl aus der deutschen Wirklichkeit ist dorthin gedrungen, nur der dümmste Schwindel. Die sogenannte Volksbewegung wird bald erledigt sein. Auch Herr Hugenberg ist nur eine flüchtige Erscheinung. Aber der Flurschaden, den er angerichtet hat, wird nicht so bald behoben sein. Die von ihm ausgesäte Lüge wird die Republik noch durch viele, viele Jahre verfolgen.

Sklaverei —? Wen kann man damit eigentlich in Panik jagen? Ein tönerner Begriff, ein klapperndes Schlagwort. Mit oder ohne Youngplan — die breite Masse lebte vorher und wird weiter in einer Lohnsklaverei leben. Sie rechnet sich mühsam durch die Woche, mit Eisenklammern an den ihr von den Gesetzen der Wirtschaft diktierten Lebensstandard gefesselt. Dann kommt das Heer von Arbeitslosen, das nichts sehnlicher wünscht als baldmöglichst aus der enervierenden Untätigkeit in die Trupps der Lohnsklaven zu rücken. Dann kommt das Rentenproletariat, zerknitterte, verprügelte

Existenzen, immer mit einem Auge am Gashahn, dann das absinkende Kleinbürgertum, auf den Trümmern seines einstigen Besitztums noch immer die Bettelfahne seiner traditionellen „Selbständigkeit" schwingend. Die Ängstlichen, die sich in ihren Albträumen schon unter dem Bambusstock eines Virginiapflanzers ächzen sehen, mögen ruhig sein. Das kapitalistische System von heute braucht nicht die Fürsten des achtzehnten Jahrhunderts nachzuahmen, braucht nicht die Untertanen zu Tausenden nach Amerika zu verkaufen. Die moderne Leibeigenschaft ist bodenständig, sie stößt niemanden aus, sie kettet ans Land. Sie stößt nicht einmal die Arbeitslosen aus, denen in ihrem Hungerdasein noch immer die wichtige Funktion zufällt, als industrielle Reservearmee im Hintergrunde zu bleiben und die Löhne zu drücken.

Es ist der ewige spießbürgerliche Schwachsinn, zu glauben, es gäbe keine Sklaverei mehr, nur weil man seinen Passepartout in der Tasche hat, ohne Erlaubnis des Bezirksamtmanns von Berlin nach Brandenburg reisen und ohne Zustimmung seines Arbeitgebers heiraten darf. Das Helotentum des kapitalistischen Zeitalters ist heimatwüchsig, es war vor dem Dawes- und Young-Komitee da. Es wird bleiben, auch wenn die Gläubigermächte plötzlich vor Herrn Hugenbergs schöner patriotischer Haltung plötzlich Furcht bekommen und ihre Shylockkontrakte zerreißen sollten.

Weil sich aber die Tatsachen ökonomischer Zwangsläufigkeiten doch nicht so ohne weiteres fortzaubern lassen, deshalb hat man für den deutschen Hausgebrauch ein schreckliches Gebilde herbeigezaubert, an dem man auch die Empörung abreagieren kann. Das ist der „Weltkapitalismus", ein vages Kompromißprodukt, das man in der Arbeiterkate mit gleicher Ungefährlichkeit wie im Industriekontor verwünschen kann. Radikale Revolutionen gegen das Bankhaus Morgan stören das Ausbeutertum hierzulande nicht.

Dennoch gestattet sich Herr Hugenberg damit ein bitterböses Spiel, dessen Folgen einmal, wenn nicht noch auf ihn, so doch auf die Erben seiner Macht fallen werden. Einmal muß die nationalistische Radikalisierung Deutschlands ins Sozialistische umschlagen. Man kann nicht Hungerleidern dauernd vorlügen, der Feind stehe jenseits der Grenzen. Für die Gegenwart bleibt nur zu beklagen, daß ein größenwahnsinniger Industriedespot noch immer wagen darf, eine solche Giftgasattacke des Chauvinismus auf Deutschland loszulassen. Damit das Haus Hugenberg gedeiht, muß das Land wieder in Not und Zerrüttung geschleudert werden wie anno Stinnes. Gewissenlose Hetzmäuler sausen durch die Provinz und fanatisieren die Ewigdummen, in edler Konkurrenz mit den Blättern aus der Zimmerstraße. Keine Lüge, keine Niedertracht bleibt unverwendet. Der Cherusker Hugenberg braucht, wie sein sagenhafter Vorgänger, den Morast, um zu siegen.

*

Aber das alles wäre viel einfacher, wenn die Republik nicht durch eigne Schuld so viel Kredit verloren hätte.

Gastonia von Jakob Links

Eine einheitlich organisierte Klassenkampfbewegung gibt es in den Vereinigten Staaten noch nicht. Arbeiterorganisationen und Gewerkschaften in nennenswerter Größe und mit dem Willen zur Aktivität existieren lediglich in den Nordstaaten, vor allem in deren Industriezentren wie Pittsburg. In den Südstaaten, wo im letzten Jahrzehnt die industrielle Entwicklung rapide Fortschritte gemacht hat, sind die Arbeiterheere noch fast vollkommen unorganisiert. Im Dezember 1928 bekam der Gewerkschaftssekretär Fred Beal von der National Textil Workers Union den Auftrag, nach den Südstaaten zu gehn und vor allem die Textilarbeiter zu organisieren, deren wirtschaftliche Verhältnisse besonders trübe waren.

Der Hauptsitz der Textilindustrie des Südens befindet sich im Staate Nord-Carolina, das Zentrum ist die mittelgroße Industriestadt Gastonia, in dem sich der Riesenbetrieb der Manville Jenkes Company befindet. Kurz vor dem Eintreffen Fred Beals hatte der Senat der Vereinigten Staaten eine Kommission eingesetzt, die die Wirtschaftslage der Textilarbeiterschaft von Gastonia untersuchen sollte. Bei der Untersuchung stellte sich heraus, daß der Durchschnittsarbeitslohn bei elfstündiger Arbeitszeit 2,8 Dollar beträgt, oder 14,2 Dollar für fünf Schichten in der Woche. Wenn man den Kaufwert eines Dollars gleich zwei Reichsmark setzt, so verdienen die Textilarbeiter in Gastonia rund dreißig Mark in der Woche, nicht nur für amerikanische Verhältnisse sind das Hungerlöhne. Besonders kraß ist die Ausbeutung der Jugendlichen. Die Untersuchungskommission stellte fest, daß die Altersgrenze für Knaben und Mädchen vierzehn Jahre für Tagarbeit und sechzehn Jahre für Nachtarbeit ist.

Kein Wunder, daß es Fred Beal sehr bald gelang, die Textilarbeiterschaft hinter sich zu bekommen. Im April 1929 beginnt ein Streik von zweitausendfünfhundert Textilarbeitern im Loray-Werk, der Hauptfabrik der Manville Jenkes Company. Die Streikparole erfolgt, nachdem die Gesellschaft einige Arbeiter wegen ihrer Gewerkschaftstätigkeit gemaßregelt hatte. Wenige Tage nach Beginn des Streiks beginnt eine Serie von Überfällen auf die Streiks- und Versammlungslokale der Arbeiterschaft. Wer die Überfallenden sind, steht zunächst noch nicht fest, sie tragen Masken vor dem Gesicht. Als die Überfälle sich mehren, kauft das Streikkomitee vor der Stadt ein freies Stück Land, errichtet dort eine Zeltkolonie und bietet allen Streikenden Unterkunft. Eine Weile geht alles gut, allerdings mehren sich die Gerüchte, daß seitens der Polizei ein Generalangriff auf die Zeltstadt geplant sei. Dieser Angriff erfolgt in der Nacht vom 7. Juni. Polizisten dringen in das Lager ein, überwältigen die Wachen. Von beiden Seiten entsteht eine Schießerei. Der Leiter der Polizeiabteilung, Kommissar Aderholt, bleibt erschossen auf dem Kampfplatz zurück. Zwei Stunden später erfolgt ein zweiter Angriff auf die Zeltstadt, aber diesmal nicht von der Polizei, sondern durch eine Gruppe von Menschen, die sich das „Komitee der

Hundert" nennt und von dem ehemaligen Major Bulwinkle geleitet wird. Bulwinkle ist der Chef der privaten Überwachungspolizei der Manville Jenkes Company. Er und seine Leute gehen forscher vor als die Polizei: siebzig Arbeiter und Arbeiterinnen werden mehr oder minder schwer verletzt und vierzig von ihnen werden mit nach der Stadt genommen und ins Gefängnis gebracht. Ein Teil wird freigelassen, der Rest, zunächst zwanzig Männer und drei Frauen, des Mordes oder des Mordversuches an dem Polizeichef Aderholt angeklagt.

Ende Juli beginnt der Prozeß in Gastonia. Von den dreiundzwanzig Angeklagten sind inzwischen noch sieben freigelassen worden. Am ersten Prozeßtage hat man ferner die drei angeklagten Arbeiterinnen gegen eine Bürgschaftskaution von zusammen 15 000 Dollar auf freien Fuß gesetzt, sie bleiben aber wegen Totschlages angeklagt. Es sind also im ganzen sechzehn Angeklagte. Die Arbeiterschaft in Gastonia veranstaltet Massenmeetings zum Protest, daraufhin wird zur ruhigern Durchführung der Anklage der Prozeß nach der nahen Stadt Charlotte verlegt.

Alle einigermaßen einflußreichen Anwälte von Gastonia und Charlotte haben sich den Vertretern der Klägerpartei (Staat und Manville Jenkes Company) zur Verfügung gestellt. Lediglich der Rechtsanwalt Jimmison arbeitet für die angeklagten Arbeiter. In der Folgezeit bekommt er Drohbriefe, sein Bureau wird durchsucht, die Obern Zehntausend ächten ihn, selbst Überfälle werden auf ihn unternommen.

Der Prozeßbeginn in Charlotte zieht sich hin, da sowohl Ankläger wie Verteidiger die präsentierten Geschworenen ablehnen. Fast neun Tage dauert die Geschworenenwahl, mehr als sechshundert Männer und Frauen werden geprüft, zum Schluß bekommt die Anklagebehörde alle diejenigen Geschworenen durch, bei denen von vornherein feststand, daß sie ihrer ganzen gesellschaftlichen Stellung nach den Arbeitern nicht günstig gesinnt sein konnten. Das Gericht verlangte nämlich, daß alle Geschworenen „Besitzer versteuerbarer Werte" sein mußten. Daß dies kein Arbeiter sein konnte, liegt auf der Hand. Auch durfte keiner der Geschworenen einen auch nur entfernten Verwandten haben, der in irgendeiner Fabrik als Arbeiter tätig war.

Ende August kann endlich der Prozeß beginnen. Über die Vorkommnisse der ersten Verhandlungstage sind einige Nachrichten auch in deutschen Zeitungen erschienen: die Vertreter der Anklage schleppten die Wachspuppe des ermordeten Polizeichefs Aderholt in den Saal, um mit dieser Demonstration Stimmung zu machen. Die Empörung im Saal ist so groß, daß das Gericht befiehlt, die Puppe sofort hinauszutragen. Zwei Tage später bekommt ein Geschworener plötzlich einen Anfall von Irrsinn. Der Prozeß wird daraufhin für ungültig erklärt und vertagt.

Nun begann der Straßenterror. Wenige Stunden nach der Vertagung werden bereits drei bekannte Gewerkschaftsführer in Gastonia von einem Haufen Männer überfallen, mißhandelt und verschleppt. In den nächsten Wochen fast täglich neue

Überfälle. Sie sind fast alle vom Major Bulwinkle organisiert, der einige hundert Autos zur Verfügung hat. In diese Autos setzt er vier bis sechs Mann seiner Hundertschaft. Im geschlossenen Zuge fährt man vor das Haus des Streikkomitees, vor eine Versammlung, vor das Haus eines Gewerkschaftssekretärs und inszeniert Überfälle, die nur wenige Minuten dauern, aber in diesen wenigen Minuten wird jeder, der sich entgegenstellt, zu Boden geschlagen, werden die Akten angezündet, werden die Möbel kurz und klein geschlagen. Meist singt die Hundertschaft bei ihren Überfällen gemeinsam einen Choral, dessen Text lautet: „Lobet Gott, von dem aller Segen kommt!" Am 20. September geht man sogar so weit, das Gewerkschaftsbureau in Kings Mountain durch eine Dynamitbombe zu zerstören. Der Sekretär Teßner wird ins Auto gebracht, in den Wald verschleppt und mit Stöcken halb tot geprügelt. Eine von der Stadt eingesetzte Untersuchungskommission kommt zu dem Resultat, daß Schuldige nicht zu ermitteln seien. Als sie schließlich doch einige festnehmen muß, werden sie freigesprochen, denn der Hauptzeuge gegen sie ist ein Arbeiter, der sich weigert, den Eid mit der religiösen Formel zu leisten. Daraufhin erklärt das Gericht wörtlich: „Den Aussagen von Atheisten ist kein Wert beizumessen."

Die Überfälle, Plünderungen und Mißhandlungen werden nach diesem Untersuchungsergebnis mit verstärkter Kraft fortgesetzt. Ende September wird die Arbeiterin Wiggins, Mutter von fünf Kindern, auf der Straße viehisch ermordet. Von den Mördern ist keine Spur zu finden. Dagegen werden zwei Dutzend Arbeiter verhaftet und zwei neue Prozesse gegen sie eingeleitet. Währenddessen belagert die Hundertschaft von Bulwinkle mit großen Lastautomobilen die Zufahrtsstraßen von Gastonia, um zu Hilfe eilende Arbeiter aus andern Städten mit Gewehren und Revolvern zurückzutreiben. Bei einem dieser Kämpfe wird eine zweite Arbeiterin getötet. Auch die Polizei greift wieder ein und wirft in die Streikversammlungen Tränengas. Da inzwischen auch ein paar andre amerikanische Anwälte als Verteidiger der Arbeiterschaft nach Gastonia gekommen sind, werden in einer Nacht alle Häuser, in denen diese Verteidiger Wohnung genommen haben, überfallen.

Dennoch macht sich der Druck der öffentlichen Meinung bemerkbar. Die öffentliche Meinung, das heißt Massenproteste der Arbeiterschaft von U.S.A., Massenproteste auch der kommunistischen Parteien Europas, berühmte Anwälte Deutschlands, Frankreichs und Englands, fahren nach Gastonia, um die Angeklagten zu verteidigen.

Am 5. Oktober beginnt zum zweitenmal der Gastonia-Prozeß, aber diesmal ist die Anklage auf Mord zurückgezogen worden, lautet nur noch auf Totschlag. Die Geschworenen werden jetzt binnen zwölf Stunden gewählt, unter ihnen befinden sich sogar zwei Arbeiter.

Der Prozeß zieht sich lange hin. Wie er ausgehen wird, kann heute niemand sagen. Nach den allerletzten Nachrichten aus Gastonia sind im Verlauf der ersten Verhandlungstage

neun Angeklagte gänzlich freigelassen worden, so daß augenblicklich nur noch sieben Arbeiter sich wegen Totschlages zu verantworten haben. Totschlag wird unter Umständen mit lebenslänglicher Gefängnishaft bestraft.

Der Straßenterror jedoch setzt sich unvermindert fort: die Autokolonnen Bulwinkles fahren jede Nacht.

Neutralisierung Deutschlands? von Kurt Hiller

Den großen Erfolg haben bei uns die Bücher, die darstellen, was war und ist. Hauptbeispiel: die Kriegsbücher. Mehr oder minder oberflächliche, mehr oder minder „künstlerische" Reportage — je tendenzfreier, desto höher die Auflage. Man sollte annehmen, es langweile den denkenden Leser, dauernd zu hören: dies und das geschah, so und so ists gewesen; er wünsche statt der Abschilderung des Grauens, oder wenigstens nach ihr auch zu erfahren, was zu tun sei, damit es sich nicht wiederhole; just Das erfährt er bekanntlich in den bekannten Büchern nicht! Man sollte annehmen... Die Annahme trifft zu, nur die Hypothese vom denkenden Leser greift fehl. Es gibt, lieber Leser, sehr wenig denkende Leser; so wenig beinahe, wie es denkende Schreiber gibt. Und heutzutage weniger denn je! Denn während früher, etwa im achtzehnten und noch bis tief ins neunzehnte Jahrhundert hinein, immerhin die Oppositionen im Denken stark waren, gehört es heute zur Metaphysik und zum guten Ton der Opposition, auf Denken kein Gewicht zu legen: da ja den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß nicht das Denken bedinge, sondern „die Produktionsweise des materiellen Lebens". Nicht der Wille wollender Menschen forme die Gesellschaft, mache Geschichte, sondern die Wirtschaft sei es, die den Willen forme — eine Lehre, deren, wird sie hartnäckig gepredigt, traurigster Erfolg der ist, daß sie allmählich beginnt, zu stimmen. Noch hundert, zweihundert Jahre materialistischer Agitation: und die nichtwirtschaftlichen Triebfedern menschlichen Handelns sind wirklich verrostet. Das wäre der konterrevolutionärste aller möglichen Zustände; welch eine Paradoxie, daß Revolutionäre es sein würden, die ihn verschuldet hätten!

Einstweilen hält den Bau der Menschenwelt, neben Hunger und Liebe (auch die Liebe vergißt der Ökonomist!), noch Philosophie zusammen; in die Geschichte fließt der Gedanke — jawohl: der Gedanke — und gestaltet an ihr. Lenin, Mussolini: ihre Wirkung beweist es. Und so pessimistisch wir die auf „Organisierung des Friedens" abzielende Geschäftigkeit der Weltdemokratie zu beurteilen haben — sie ist geschichtliche Realität; der Friedensgedanke füllt einen erheblichen Raumteil des Bewußtseins moderner Gesetzgeber und Staatenlenker; mitgestaltend am Schicksal der Menschheit wirkt eine Idee, ein „ausgeklügeltes" Postulat von „Ideologen"; der ethico-politische Gedanke der Penn, Saint Pierre, Voltaire, Rousseau, Kant, der Victor Hugo, Tolstoi, Bertha von Suttner, Fried und all der andern Kirchenväter und -mütter des Pazifismus hat aufgehört, nur Literatur zu sein. Er hat sich den

Hirnen der Praktiker und Realpolitiker eingeätzt, selbst mindern Hirnen; sogar dem Bewußtsein von Industriellen, Journalisten und Diplomaten hat er sich aufgezwungen.

Also sollte doch wohl der Kurs des Denkens wieder steigen! Also sollten doch wohl Schriften, in denen nicht bloß Ursachen erforscht, sondern auch Ziele gesetzt, nicht bloß Tatsachen gezeigt, sondern auch Wege gewiesen werden, Wege, wie die Gesellschaft diesen Tatsachen entrinnen könne, wieder ihr Publikum finden! Die zentralen Großfabriken der Bildung, die riesigen Influenzmaschinen der öffentlichen Meinung — leider stehn ihre Bediener gemeinhin auf diesem Standpunkte nicht. Sie produzieren donnernd den deskriptiven Edelkitsch. Die normativen, die denktüchtigen, die zielsetzenden, wegweisenden Schriften ereignen sich geräuschlos an irgendeiner versteckten Stelle; zu Dessau etwa, im Verlag der Volksblatt-Buchhandlung.

Dort hat jetzt Gerhart Seger eine Broschüre erscheinen lassen: „Deutschland eine zweite Schweiz? Neutralisation als Kriegsverhütung." Seger, linker Sozialdemokrat mit gutem Pazi-Training, macht hier einen Vorschlag, der zunächst paradox klingt und an das Geräusch erinnert, das Kolumbus erzeugt haben muß, als er sein berühmtes Ei auf die Spitze stellte, der aber von schlichter Vernünftigkeit ist wie nur irgend eine der klassischen Erfindungen der Technik.

Die Schweiz ist „neutralisiert". Was heißt das? Es heißt: Keinem Staate darf sie den Krieg erklären; an keinem Kriege Dritter darf sie teilnehmen; kein Bündnis darf sie eingehen, das sie zur Kriegführung unter bestimmten Voraussetzungen verpflichten könnte; in Krieg und Frieden darf sie keine andre Politik treiben als die strengster Neutralität — und dafür genießt sie die Gewähr, daß ihre Neutralität unter allen Umständen respektiert wird. Eine Garantie, so zuverlässig, wie eine Garantie auf dieser Erde sein kann. Wer leistet die Garantie? In erster Linie jene Staaten, die die Neutralisierung der Schweiz untereinander und mit ihr selbst vertraglich vereinbart haben (die Großmächte des Wiener Kongresses, 1815); ferner: die im Vertrag von Versailles, 1919, die Neutralisation anerkannten; schließlich auch die Staaten, die ihre Zustimmung dazu stillschweigend erteilt haben.

Die Neutralität eines neutralisierten Staates zu brechen — das ist nach der zwischenstaatlichen Moral, die bereits 1914 gegolten hat und die heute erst recht gilt, keine Kleinigkeit. Der Täter eines so schweren völkerrechtlichen Delikts riskiert, sich die Feindschaft der ganzen Welt zuzuziehen; man denke an die Verletzung der Neutralität des neutralisierten Belgien durch Deutschland! Die Neutralitätsgarantie bedeutet also wirklichen Schutz. Stärkern Schutz als ein Heer.

Der Hauptwert der Segerschen Schrift besteht in dem mit meisterlicher Dialektik geführten Nachweis, daß, jenseits aller ethischen und politischen Erwägungen, rein technisch betrachtet, „Landesverteidigung" heute Mumpitz ist. Es gibt keine; technisch, kriegstechnisch gibt es keine. Denn:

Der Angriff im nächsten Kriege wird vor allem der Luft-

angriff sein; der Luftangriff, welcher Grenzen zur Belanglosigkeit, Schützengräben zur Farce macht; der tief bis ins Herz des Landes vorstößt, bis zu seinen Kraftquellen, bis in die dichte Mitte seiner Bevölkerung. Schutz dagegen gibt es nicht. Darüber sind sich die Sachverständigen einig. Unabweisbar sei die Erkenntnis, „daß eine Abwehr von Luftangriffen in defensivem Sinne auch von der stärksten militärischen Macht und Luftmacht der Welt nicht mehr garantiert werden kann und tatsächlich heute praktisch unmöglich ist." So Gotthard Sachsenberg, während des Krieges Kommandeur einer Fliegerstaffel, heute Direktor bei Junkers und Reichstagsabgeordneter. In England fanden Manöver statt, mit dem Ziel eines Luftangriffs auf London. „Es erscheint endgültig, daß die örtliche Verteidigung Londons von untergeordneter Bedeutung ist, daß die Verteidigungswaffe vielmehr das Bomben- und nicht das Jagdflugzeug ist, und daß die wirkungsvollste Verteidigung der Gegenangriff auf feindlichem Gebiet ist!" So wertet das Ergebnis jener Manöver Groves, britischer Brigadegeneral, der ehemalige Leiter des luftfahrttechnischen Dienstes. „Die einzige Verteidigung gegen einen Angriff zur Luft: ein Gegenangriff" — so auch der frühere englische Luftminister, Lord Thomson of Cardington. Dieser Tage grad berichtet ‚Oeuvre' von Luftmanövern über Paris. Ergebnis: „Unmöglich, die französische Hauptstadt vor den Wirkungen eines konzentrierten Fliegerangriffs zu schützen. Hundert Flugzeuge mit je einer Tonne Gasgranaten — im Verlaufe von einer Stunde wäre Paris mit Mann und Maus vernichtet." So Frankreichs militärische Sachverständige. „Der Politiker, der auf die Landesverteidigung schwört, bewegt sich also in einem circulus vitiosus. Er will nicht den Krieg, er will vor allem nicht den Krieg im eignen Lande, er will die Verteidigung an der Grenze, er will den Heimatschutz. Bereitet er aber alles das vor, begibt er sich an die Organisation der Landesverteidigung nach den modernen technischen Tatsachen des möglichen Angriffs, so wird er zum Opfer des eigenen Unternehmens: er bereitet tatsächlich den nächsten Krieg vor, und er muß die Zerstörung des eignen Landes ziemlich sicher in seine Kalkulation einsetzen — wir leben nun einmal nicht mehr im Zeitalter des letzten Weltkrieges. Die Untersuchung, ob sich die politische Aufgabe der militärischen Landesverteidigung lösen läßt, ergibt also: ja, sie ist lösbar; aber nur, wenn man bereit ist, denselben Angriffskrieg vorzubereiten, gegen den man sich grade zur Wehr setzen will... Landesverteidigung bedeutet heute die Bereitschaft zu einem Vernichtungsfeldzug gegen das angreifende Land, ohne die auch nur partielle Möglichkeit des Heimatschutzes für das eigne Land." So Seger; und sicher mit Recht so.

Heere sind eine unwirksame Waffe gegen den Krieg. Die Neutralisierung ist wirksamer. Namentlich, wenn sie mit völliger Selbstentwaffnung Hand in Hand geht. Eine abgerüstete Nation wird nicht angegriffen werden. Angriffskriege sind nachgerade derart verpönt, daß keine einen Angriffskrieg führende Regierung heute darauf verzichten kann, ihrem

Volke weiszumachen, der Krieg sei ein Abwehrkrieg. Ist das angegriffene Land neutralisiert und unbewaffnet, dann gelingt der Regierung des Angreiferstaates dieser Schwindel nicht mehr. Ein notorisch wehr-loser Staat kann nicht als Angreifer denunziert werden. Zutreffend schreibt Seger: „Wer wagt zu behaupten, daß Frankreich, England, Polen, Rußland, Italien einen solchen unzweifelhaften Angriffskrieg gegen ein neutralisiertes Deutschland zu führen bereit sind?" Keiner dieser Staaten würde das Odium einer unzweifelhaften Gewalttat auf sich nehmen. Nein, wahrhaftig nein, und demnach (mit den Worten dieses ungewöhnlichen Marxisten): „Der sicherste Schutz gegen einen Krieg ist, keinen zu führen, und die ganze Welt wissen zu lassen, daß man keinen führen wird."

Die deutschen Militaristen pflegen ihre Forderungen mit der besondern geographischen Lage Deutschlands zu begründen. Eben diese Lage spricht für Neutralisierung; wie sie für die Neutralisierung der Schweiz sprach. Die Gefahren, die ein Krieg mit sich bringt, sind für zentral gelegene Staaten besonders heftig.

Natürlich setzt die Neutralisierung eines Staates das Einverständnis der Bevölkerung mit seinem territorialen und internationalwirtschaftlichen Status quo voraus. Korridor und Young würden einem erheblichen Teil des deutschen Volks die Zustimmung zu Deutschlands Neutralisierung erschweren. Diesem Teil der Nation bliebe zu sagen: Das Leid und Grauen, das ein selbst „glückender" Versuch der Gewalt, die Grenzen zu berichtigen und das Tributjoch abzuschütteln, über unser Volk brächte, über Männer, Kinder und Frauen, würde noch unendlich größer sein als das Leid dieser Grenzen und das Grauen dieses Jochs. Der Nationalist, der bellizistische (wofern es schon kriegsgegnerische Nationalisten geben sollte), ist ohne Augenmaß; er vermag zwei Übel nicht zu vergleichen, er sieht ihren Größenunterschied nicht, oder er sieht ihn verkehrt; innig gewillt, seiner Nation zu dienen, fügt er ihr den schwersten aller Schäden zu; es ist, als wollte Doktor Eisenbart, um den Patienten von einer Kieferfistel zu kurieren, zur Keule greifen und ihm den Schädel zerschmettern.

Ich sehe gegen Segers Vorschlag einen einzigen Einwand, und der ist keiner: Warum soll ausgerechnet Deutschland neutralisiert werden? In der Tat, warum? Warum nicht auch Frankreich, nicht auch Polen, nicht auch der Rest der Welt?

Aber er soll es, er soll es! Wir haben nichts dagegen und alles dafür. Ein Riesensystem von Neutralisationen: gelingt auf diese Weise die Aushungerung des Kriegsgotts — nur zu! Daß die Methode einen Stich ins Komische hätte, hielte uns nicht ab, zur Siegesfeier zu erscheinen. Ist allen Garanten einer Neutralität selber die Neutralität garantiert und gehört zur Neutralisierung die Abrüstung, so kann zwar keine Garantie mehr vollzogen werden, aber es entfällt auch jedes Bedürfnis nach dem Vollzug. Wären wir nur erst so weit! Damit der Beobachter droben auf dem andern Stern aufhörte, uns auszulachen, weil wir uns gegenseitig erwürgen, obwohl doch die Freude ohnehin so kurz ist.

Rudolf Sieghart von Anton Kuh

„Präsident Sieghart ist von der Leitung der Bodenkreditanstalt zurückgetreten".

Was ist das? Eine Handelsnachricht? Nein. Es ist der Schlußsatz eines ungeschriebenen Romans. Lebten die deutschmitteleuropäischen Autoren nicht ausgesperrt von der Wirklichkeit (zu der man unter diesem Himmelsstrich auch nur durch eine besondere Legitimationskarte Zutritt erhält) und wären sie wegen dieser Unwissenheit nicht gezwungen, selbst da, wo nicht mehr die Seele des Menschen, der grüne Wald und die tirillierende Lerche sondern etwa das Drama der Markentwertung ihr Thema bildet, Schicksale zu fingieren statt nachzuschreiben, wie ließen sie sich dann einen Stoff entgehen, der im Werdegang eines Einzelnen den Niedergang einer Stadt, den Untergang eines Staates und die Geschichte eines Typus enthält — das fabelhafte Buddenbrook-Pendant unter dem Titel: „Die Singers"?

Singer ist ein oesterreichisch-jüdisches Pluraletantum, womit ein bestimmter Anteil an der Pressemacht Wiens bezeichnet wird. Ein Professor Singer kam aus dem Böhmischen zugewandert und wurde Kompagnon Heinrich Kanners, des hellblickenden Herausgebers der ‚Zeit'. (Die inzwischen das Zeitliche gesegnet hat.) Dann waren die drei Brüder Singer da, aus dem mährischen Ghettostädtchen Proßnitz, die Herren des stolzen „Steyrermühl"-Verlags: Wilhelm, der noble Präsident des Preßkongresses, Julius, der Lloyd-Präsident, der, in seiner ursprünglichen Art unverwandelt, das Reisfleisch in die Speisekarten der oesterreichischen Marine einführte, und Mendel, das unsterbliche, mauschelnde enfant terrible des wiener Reichstags-Couloirs („Nestor der Parlamentsberichterstatter"), der von Taaffe bis Seidler alle Ministerpräsidenten zu Freunden zählen durfte. Zu dieser Stammgruppe von Singers, die sowohl in jüdischer wie in oesterreichischer Hinsicht das gute Prinzip verkörperten, stieß um die Jahrhundertwende der Singer Nummer fünf, genannt: Rudolf, gleichfalls aus dem Mährischen stammend (einem Städtchen in der Nähe von Bielitz), doch in allem das böse Gegenteil von ihnen. Es kam im Verlauf der Begebenheiten zu einem Kampf der Singers auf dem Boden und um den Boden Wiens; und was das naive oesterreichische Auge später für die „Geschichte des Vaterlandes" hielt, das war im Grund nichts andres als Abspieglung und Begleiterscheinung jenes blutigen Kampfes. Der böse Singer hatte in ihm über die guten Singers gesiegt. Wie und wodurch sich jedoch dieser Sieg vollzog, davon soll hier die Rede sein; denn es wird schon in dieser Exposition begreiflich, daß es hier nicht nur um Macht, Ehrgeiz, Vaterland, nicht um Probleme der Geschichte sondern um ein Lehrstück über den zwiegespaltenen Charakter des Judentums geht.

Rudolf Singer nahm bald nach seiner Ankunft in Wien einen andern Namen an. Wovon träumt der Pferch-Entstammte, der nach der großen Karriere lechzt? Von Sieg und

Härte! Singer, Rabbinersohn wie soviele seiner Art (von Castiglioni angefangen), beugte seinen Kopf über das Taufbecken und nannte sich Sieghart. Er macht seinen Doktor juris, tummelt sich in den Pressebetrieben. Immer den Blick nach dem Gipfel gewandt, erreicht er es mit jener liebedienerischen Bescheidenheit, womit die Streber immer im richtigen Moment ihre Klugheit in Bereitschaft zu stellen und anzubieten wissen, daß die Aufmerksamkeit Körbers auf ihn fällt, des feinen, selbst gescheiten aber in der Einöde des oesterreichischen Bureaukratismus von allen guten Gehirngeistern verlassenen Ministers. Er wird Seiner Exzellenz „Läufel" (wie der Fachausdruck in den Redaktionen lautet). Körber rennt mit der jüdischen Krücke rascher. Er liebt den verschwiegenen, arbeitsheißen jungen Mann, der ihm soviele Rätsel der Journalistenseele aufzulösen weiß, ebnet ihm den Weg in den Ministerrat, macht ihn zum Pressechef. Oh, jetzt geht es im Galopp! Der Minister strauchelt zwar, aber sein Kanzleichef läuft über ihn hinweg. Wird Sektionschef, kommt in Franz Josefs Nähe, hat, kaum vierzigjährig, alle Macht in Händen.

Tiefes Aufschnaufen. Man könnte oder vielmehr müßte, soweit gelangt, endlich an den pekuniären Unterbau der Position denken. Sieghart weiß, daß der Weg für einen Judenstämmling nicht weiter führt. Er hat an den Kaiser ein Anliegen: eine kleine Bankstellung; so etwa Gouverneur der Bodenkreditanstalt, des riesenhaften Instituts, dem auch die Papierfabriken, will sagen: Zeitungen gehören. Franz Josef gewährt die Bitte, Sieghart wird Gouverneur.

Es ist Krieg, man schreibt 1917. Und nun spielt die Tragödie der drei Singers hinein, der braven Brüder aus Proßnitz. Das waren vernünftige oesterreichische Opportunisten, sie schämten sich ihrer Herkunft nicht, liebten den Frieden und die Pathoslosigkeit, wußten öfter als einmal das Krisenknäuel zu entwirren, markierten nicht Bodenständigkeit und wirkten doch für den weltstädtischen, kultivierten Wiener, kehrten niemals Deutschtum und Belange heraus, kurz, sie waren in ihrer Art Edelleute. Der Gouverneur aber, der mit der Bank zugleich die Aktienmajorität über ihre Blätter in die Hand bekam, war von andrer Art: Horizontträger sozusagen; vor seinen Augen spannte sich der stolze Bildungsbogen, der von Kant zur Börse, von der Wacht am Rhein zur Macht am Schottenring führt. Er atmete die Luft der großen politischen Welt voll des Stolzes, in ihr kein Singer mehr sondern ein ebenbürtiger Sieghart zu sein. Das sind die geborenen Gehrocknaturen, die ohne weltpolitischen Horizont nicht eine Viertelstunde leben können; von klein auf sagt man ihnen die große Karriere voraus; sie müssen natürlich nach dem Rat von Vater und Mutter und nach der Weissagung aller Tanten und Onkel im Politischen weben wie jener prager Parteiführer, von dessen Großvater die sprichwörtliche Rede ging: „Mein Enkerl wird einmal ein Politiker!" Ja, das ist ihnen dann auch die Politik: eine Selbstzweckwissenschaft, in der die tönenden Begriffe regieren und wo es um Gewalt, Bändigung, Niederringung (also um Karriere), nicht um Freiheit und Kraftentfaltung (also um

Leben) geht. Sie sind infolgedessen Ostrazisten, lassen alle Wirklichkeit an ihrem Willen zur Unwirklichkeit scheitern. Kostümieren sich als Nationalisten und halten es womöglich mit dem Kropf der Provinz gegen den Kopf der Hauptstadt.

Kein Wunder, daß der macht- und sieggewillte Sieghart, entschlossen, keinen Fußbreit des Elsaß aufzugeben und den Defaitismus im Innern niederzuringen, Herr seiner eignen Blätter sein wollte. Wilhelm Singer, der ruhige Altösterreicher, Freund Waldeck-Rousseaus, sah, was kommen würde; ja der siebzigjährige Mann ließ sich in seiner kindischen Gekränktheit zu einer Spanierpose hinreißen, die, so kindlich sie schien, etwas Liebenswertes hatte: er sandte dem Mann der Bodenkreditanstalt seine Duellzeugen. Es ist zu dem Zweikampf der Singers nicht gekommen. Denn kurz darauf starb Wilhelm, der Chef des ‚Neuen Wiener Tagblatts'.

Sieghart etablierte rasch sein neues System, er tat den ersten Schritt zur Verdummung der Reichshauptstadt, dessen letzten wir eben schaudernd erleben. Alles Geistige, Unpathetische oder Jüdische des Blattes mußte ausgemerzt werden! Zu diesem Zweck berief er (es liegt in solchen Naturen psychoanalytisch begründet, daß sie auf ihrer Lebenshöhe andern die Rolle zuteilen, die sie in der Jugend selber spielten) einen Mann als Chefredakteur, der gewissermaßen sein Sieghart, das heißt der sklavisch parierende Willensvollstrecker war, den Sieghart einst seinem Meister Körber abgeben mußte: einen hagern Hofrat von der amtlichen ‚Wiener Zeitung'. Das gemütliche und doch nicht geistlose Lokalblatt veränderte sofort seinen Geruch; amtskühle, trockene Unwirtlichkeit (und Unwirklichkeit) breitete sich aus, wo kurz zuvor die Vegetation der wienerischen Wirklichkeit immerhin noch Eduard Pötzlsche Gemüts- und Hermann Bahrsche Geistesblüten trieb; was weltbürgerlich, europäisch-gebildet schmeckte, wie zum Beispiel die Demokratie (die das „demokratische Organ" heute noch unter seinem Kopf verheißt) kam in Ächtung; die Figur des „Herrn von Nigerl", früher wenigstens Spießer der Weltstadt, also einer Beschäftigung mit den neuen Künsten und Gesinnungen nicht abgeneigt, wurde durch ihr wässriges, querköpfiges Abbild aus der Provinz ersetzt; zu diesem Zweck rief man die Mitarbeiter aus Graz, Salzburg, Linz herbei.

Das arme Wien! Von Natur aus mit genialer Antikriegerlichkeit begnadet, abhold allem Pathos der Gesinnung, Feind von jeder Art Nationalismus, wird zunächst von seinen provinzentstammten Zeitungsmachern, die als diktierende Amokläufer in ihren Redaktionsstuben herumrennen, in Krieg und Not getrieben. Soweit gelangt, muß es jetzt die Provinz als behördliche und geistige Herrin über sich sehen. Der Geist von Linz herrscht fortan nicht bloß in seinen Ämtern sondern auch in seinen Leibblättern. Aber das Traurigste: Wien merkt seinen Niveausturz nicht. Das ist ja das Verheerende des Journalismus, daß er sich jede Wirklichkeit schafft, die er haben will, indem er sie seinen Lesern bereits als bestehend eintrommelt. Der von Sieghart und seinem Stellvertreter bediente Wiener läßt sich mit der Zeit faktisch einreden, daß er

„großdeutsch" ist; daß ihm die nationalen Belange der Eisenbahner näher gehen als die eigne Ruhe; daß er lieber den Klemens Krauss an der Spitze der Oper sieht als den Bruno Walter. Man hetzt ihn gegen die Sozialdemokraten (mit denen er in Frieden leben könnte), man disputiert ihm den Seipel und den Schober auf, man gewinnt ihn für die Polizei. Alles mag gelingen, die politische Verwandlung in einen Linzer bleibt ám Ende nicht aus — nur eines gelingt nicht: ihn auch seelisch zum Kleinstädter zu machen. Sieghart wollte es. Er ließ überm Strich das Evangelium der „Würde" verkünden, verlangte gesetzliche Verstärkungen des „Ehrenschutzes". Ja, mit der Würde haben sies alle, die da aus der Enge gekrochen kommen und deshalb nur noch von der Attitüde leben. (Der Parvenu ist immer ein Feind des Götzzitats.) Und den Ehrenschutz brauchen sie wie einen Bissen Brot gegen jeden, der dem gravitätischen Gehrockcäsaren ins Gesicht leuchtet, das heißt, der um das Geheimnis weiß, wie und wozu aus einem Singer ein Sieghart wird. Dieweil der Herr des ‚Neuen Wiener Tagblatts' so die Rigorosität des Wieners zum Ziel nahm, bemühte sich sein Diener unterm Strich um die Tugendhaftigkeit. Als „alter Wiener" maskiert, der einmal weiß Gott was für ein verfluchter Kerl war, aber heute doch etwas mehr Anstand wünschen möchte, sagte er den sogenannten „Auswüchsen" den Krieg an — das sind die Feuilletonthemen, die der Kampf gegen Sozialismus, Republikanismus und Demokratie noch als Extradouceurs abwirft: Shimmy, Bubikopf, Nacktrevue. Die patriarchalische Lebensfreude (die bei Wilhelm Singer gut verwaltet war) wurde so unter Sieghart zum Umhängebauch eines zaundürren, bösen Archivars.

Wien merkte von der eignen, ihm im Spiegel seines Leibblatts entgegengehaltenen Verdummung nichts. Oh, es merkt immer erst, wenn es Kriege verliert oder das Geld. Und es muß beides verlieren — durch seine Siegharts. Dieser Typus, der gegenüber den politischen und literarischen Schwärmern mit seiner „Sachlichkeit" auftrumpft, ist nämlich unsachlich bis in die letzte Geschichtskonsequenz. An den Wirtschafts- und Bildungspanoramen festhaltend, die ihm beim ersten Schritt aus den Ghettomauern vor Augen schwebten, unterwirft er alle Wirklichkeit jenem Trugbild, ja er unterwirft ihm sogar die klare Rechnung; er muß sich die Großmachtträume seiner Eitelkeit Geld kosten lassen und bezahlt sie — leider aber nicht aus eigner Tasche. So verlor Sieghart Elsaß und Triest und im Anhang dazu die ganze oesterreichische Monarchie — aber die Bodenkreditanstalt blieb ihm; so verliert er jetzt, nach zwölf Jahren Zeitungsherrschaft, — eine Milliarde Schilling seiner Leser und Abonnenten. Oh wunderbare mathematische Welt, in der sich jedes Vergehen am Geist in der Ziffer ausdrückt! — gütiger, kluger Mendel Singer-Kosmos, wo man sich nicht ungestraft mit den Mächten von Linz, Graz, Salzburg gegen Wien verbündet! Der Würdenmann und Sittlichkeitsfanatiker brauchte die Kulturfronten seines ‚Neuen Wiener Tagblatts' — vom Bubikopf bis zu den Heimwehren — für die Interessen der Bodenkreditanstalt, weil diese in der

großdeutschen Provinz ihre Gelder hatte; er brauchte aber wiederum die Bodenkreditanstalt für jene Kulturfronten — von den Heimwehren bis zum Bubikopf — weil die Provinz immer mehr Geld nötig hatte. So zapfte sich die Bank mit Hilfe ihrer Zeitung das eigne Blut ab. Die Provinz ist bankerott, das heißt: Wien hat sein Geld verloren. Und das im doppelten Sinn des Wortes. Denn es hat unter Siegharts Unterstützung gegen das verlorene Geld den Geist der Provinz getauscht.

Vor Jahr und Tag, als der kleine Bosel in die Bodenkreditanstalt hineinwollte, wehrte sich der Gouverneur aus Leibeskräften; er stand Gewehr bei Fuß zur Kultur des alten Reichtums gegen den Konjunkturritter. Heute stehen sie beide, wo sie waren; bloß mit dem Unterschied, daß der eine sein eignes Geld verlor, der andre das seiner Mitbürger. Der Konjunkturritter kämpft eben auf eigne Faust. Der spanische Grande vom Schlag Sieghart nickt dem Krieg der andern zu.

Die Siegharte gibt es überall. Man könnte ihre Sünde in die Formel fassen: Verrat am Judentum durch Hineinlegung der Christenheit. Im bessern Fall werden sie bankrott.

Was das Volk begehrt von Erich Kästner

Da steht nun das deutsche Volk und erfährt
an den Anschlagsäulen, was es begehrt ...

Da stehen die Hauptunterstützungsempfänger,
die Kinder, die nachts auf der Erde liegen,
die Lungenkranken, die Drehorgelsänger,
die Dienstmädchen, die am Ersten fliegen,

die Wohnungslosen, die langen Bräute,
die Frauen, die sich im Dunkeln versteigern,
die Kleinrentner und noch andere Leute,
die unfreiwillig die Nahrung verweigern,

die Lumpensammler, die Krüppel-Verbände,
die Reisenden mit sieben Mark Spesen,
sie schreien und klatschen in sämtliche Hände
bzw. in ihre Prothesen:

„Wir begehren keine Dreizimmerwohnung.
Wir begehren weder Trinken noch Essen.
Wir begehren keine bessre Entlohnung.
Wir wollen weiter Kartoffeln fressen!

Wir begehren keine sozialen Gesetze.
Wir begehren nichts an Ideen und Entwürfen.
Wir begehren keine Kinderspielplätze.
Wir bitten, zugrunde gehen zu dürfen!

Wir begehren keine Raiffeisenprozesse.
Wir begehren kein Glück und kein Pflaumenkompott.
Wir begehren, in Hugenbergs Interesse,
Deutschlands Bankrott!"

Der liebe Gott (falls er existiert)
ist hoffentlich nicht bei Scherl abonniert.

Die Herren Wahrnehmer von Peter Panter

Von Briefmarken weiß ich nicht sehr viel. Es gibt so eine dreieckige Blaue, wie? ... die blaue Mauritius ...? nun, das ist nicht von Belang. Aber posito gesetzt den Fall: ich artikelte nun über Briefmarken. Und zwar des Sinnes: die teuerste Marke der Welt sei jene deutsche Drei-Pfennig-Marke, die da vor dem Kriege einmal in mehreren Bogen herausgerutscht ist; die Bogen wiesen sämtlich einen Druckfehler auf — da stand nämlich:

DFUTSCHES REICH

— eine der frühesten Prognosen für den Weltkrieg, die historisch nachweisbar sind. Schriebe ich nun, diese Marke sei die teuerste der Welt, was gewiß falsch ist, so wäre es richtig und verständlich, wenn ein Philatelisten-Verband, der das zufällig zur Kenntnis bekommt, sich einen seiner schön bedruckten Briefbogen hernimmt und mir mitteilt: „Sie haben sich geirrt. Diese Marke ist gar nicht so teuer. Laut Senfs Katalog ..." und so fort. Das hat Sinn und Verstand.

Dagegen ist die „Wahrnehmung der Verbandsinteressen" durch die beteiligten Vereine nunmehr zu einem öffentlichen Unfug geworden, gegen den nur dadurch wirkungsvoll protestiert werden kann, daß der Verein jedesmal ohne Antwort, sein Eingriff immer ohne Wirkung bleiben und höchstens einmal dem betreffenden Syndikus oder Sekretär eins auf die Finger geklopft werden muß.

Es ist nicht mehr möglich, zu sagen: „Es gibt in Spanien kleine Gürkchen, die ich in Deutschland noch niemals gefunden habe — etwas sehr Erfrischendes und Wohlschmeckendes", ohne daß der „Reichsverband Deutscher Gurkenbesitzer" in einem feierlichen Schreiben Protest einlegt. Die deutschen Gurken seien viel schöner. Die spanischen seien ein Dreck. Außerdem gebe es in Deutschland überall die spanischen Gurken. Leider. Gottseidank ... „und denn doch in Wahrnehmung unserer Verbandsinteressen bitten müssen, den schwergeprüften Gurkistenstand, der schon so schwer zu kämpfen hat, durch eine sofortige Richtigstellung ..." (Wahrscheinlich wird jetzt ein Schreiben des betreffenden Gurkenverbandes kommen, er heiße anders, und solche Gurken, wie dem seine Gurken ...) Und da gibt es kaum ein Blatt, kaum einen Verlag, kaum ein Theater, die nicht gleich, wie Polgar das nennt, „mit eingezogenem Selbstbewußtsein" den Rückzug antreten. Wovor haben sie Furcht?

Vor dem Boykott.

Diese Vereinigungen, vornean die Beamten, danach die Volksschullehrer, haben es mit der Standeswürde, mit den Verbandsinteressen, mit Gott weiß was allem — und sie kämpfen nicht schlecht für ihre falsch verstandenen Ideale. Immer hoch mit dem Minderwertigkeitskomplex! Vom Warenabsatz zu schweigen. Am bösesten wird die Campagne dann, wenn man der betreffenden Branche die Bedeutung abgesprochen hat — dann geraten sie ganz aus dem Häuschen. Denn in diesem übervölkerten Land der konstanten Arbeits-

losigkeit ist das höchste Ideal: die „für die Volkswirtschaft anerkannte Bedeutung der Arbeit" — dahinter kraucht im Gebüsch die Angst vor der Arbeitslosigkeit. Gott segne den Innendienst.

Es muß eine Firma geben, die diesen Verbänden fix und fertig liefert, was sie brauchen. Auf ihren Kongressen, Fachtagungen, in ihren Protesten, in ihren lächerlichen Einmischungen in die Kämpfe des Geistes findet sich ein Vokabular, das standardisiert ist. Man weiß das Zeug alles auswendig: die Wahrnehmung und die Bedeutung und die Volkswirtschaft und das Volksganze und in Anbetracht der Steuerbelastung . . . und was der Mensch so nötig hat.

Ganz besonders schön wird das aber, wenn sich diese Sekretäre, die gern Syndici, die Syndici, die gern Direktoren, und die Direktoren, die gern Reichsverbandspräsidenten werden wollen — wenn sich die in Streitigkeiten einmischen, die sie nun aber ganz gewiß gar nichts angehen.

*

Der Nervenarzt Ludwig Paneth hat in der „Gesellschaft für freie psycho-analytische Forschung" zu Berlin im März dieses Jahres einen Vortrag über „Das Problem der Psychosynthese bei Jung" gehalten, ein Meisterstück leuchtender Klarheit, sauber in der Diktion, voller Überlegenheit und Demut, die Wahrheit zu suchen — die Leser des Vortrages, der in einem Sonderabdruck der ‚Deutschen Medizinischen Wochenschrift' (Nummer 18; Verlag Georg Thieme, Leipzig) erschienen ist, werden sich daran delektieren. Eine höchst bemerkenswerte Schrift. Ich habe mit Jung meine großen Schwierigkeiten gehabt; vieles war meinem Verständnis ganz entrückt — er schreibt nicht so klar wie Freud, er hat es wohl viel, viel schwerer als dieser, der diesseitiger ist, rationaler . . . ein Entdecker hats immer schwer. Dieser Vortrag Paneths zeigt aber auch wenig geübten Alpinisten der Lehre, wie man über die Felsen herüberkommt. Für den Kenner der Materie darf angemerkt werden, daß hier die Genesis einer neuen Zeit liegt, deren Bedeutung man niemals an den Karikaturen ihrer Vertreter ermessen darf: Jung kann nichts für Keyserling und seine Leute — selbst bei jeder guten Ausstellung liegt ein Rummelplatz. Auch wird diese Lehre nicht den „Materialismus überwinden", oder wie diese Schlagworte heißen — aber man kann nicht an ihr vorbei, will man nicht der gradezu furchteinflößenden Plattheit jener „Freidenker" verfallen, die wirklich glauben, die Katholiken beteten Götzen an und alle Religionen seien Ammenmärchen. Solange sich dieser Kampf im Politischen bewegt, hält es schwer, der Religion beizuspringen, weil die politischen Auswirkungen Roms alles andere als erfreulich sind; im Augenblick aber, wo das nach innen schlägt, gehört schon ein sehr großer und hoher Geist dazu, um sich über den Katholizismus zu schwingen, der als Vulgär-Katholizismus leider sacht ins Protestantische abrutscht. Nun, das ist ein weites Feld. Also: Paneth.

Er spricht davon, wie Jung der Auflösung des Ichs, die Freud betreibt, eine Synthese gegenübersetzt — und bei jeder

Synthese müsse man nach dem Wohin fragen; nach dem Ziel: was denn da eigentlich zusammengesetzt werden solle. Ich will das, was Paneth sagt, interpretieren. In der Soziologie Simmels ist einmal davon die Rede, daß die meisten Menschen gar nicht „fertig" sind — die meisten sind schwache Skizzen dessen, was im Bereich ihrer eignen Möglichkeit liegt. (Um das wundervolle Wort eines schweren Schizophrenen heranzuziehen: „rasch hingemachte Männerchen".) Dem Schulze ist nicht etwa vorzuwerfen, daß er kein Napoléon sondern daß er nicht ganz und gar, bis an den Rand, Schulze ist. Mit ein bißchen andern Worten sagt Paneth das auch: Jung wolle durch seine Synthese die Menschen zu sich selber bringen; sie seien so oft mit der Welt zerfallen und allein, weil sie der Welt nichts Fertiges entgegenzustellen hätten — und hieran eben arbeite Jung. Paneth, dessen Klarheit nur noch von seiner Bescheidenheit übertroffen wird, sagt in den einleitenden Worten seines Vortrages: „Sehr vieles und sehr Wesentliches unseres Themas bewegt sich hart an der Grenze des Darstellbaren, zum Teil ist es wohl mit Worten, wenigstens in diskursiver Rede, überhaupt nicht darstellbar." Und weiter: „Ist es denn aber möglich, außer solchen negativen Bestimmungen auch positiv das allgemeine Ziel der Erziehung — mit welcher die Heilbehandlung auf dieser Stufe zusammenfällt — zu bezeichnen? Sicherlich ist es schwer, nicht zuletzt deshalb, weil die Sprache, wenigstens die deutsche, für Gedanken von so allgemeiner Hoheit kein entsprechendes allgemeines Wortmaterial zur Verfügung stellt, man also immer in Gefahr ist, sich eng oder einseitig auszudrücken." Für den, der in die Reden Buddhas auch nur hineingerochen hat, für den, der nur ein einziges Mal das Werk eines chinesischen Philosophen in der Hand gehalten hat, eine Selbstverständlichkeit: definieren Sie einmal exakt, was das ist: „das Tao", oder das „Dvandva" — und Sie werden Ihre Freude haben.

Man wird mir zugeben, daß hier ein geistiger Vorgang zur Darstellung gebracht wird; ein geistiger Kampf, etwas, das sich auf einer sehr hohen Ebene abspielt.

Ich lese das kleine Heftchen zum zweiten, zum dritten Mal — da fällt ein loses Blatt heraus. „Eine Erklärung zu meinem Aufsatz: Das Problem der Psychosynthese bei Jung." Eine Erklärung? Was ist geschehen?

Auf die dünnen Schälchen chinesischen Porzellans hat sich mit breitem Hintern ein Deutscher gesetzt. Wer? Der Deutsche Sprachverein.

Er nimmt wahr. Er protestiert. Was? „Gedanken von so allgemeiner Hoheit kann man nicht auf deutsch ...?" Das wäre ja ... Nun aber! Auf ihn mit Gebrüll!

Paneth hat das in ritterlicher Weise gelöst; er hat sich wirklich herbeigelassen, diesen Vereinsmeiern, die seine Bemerkungen nicht verstanden haben, denn sonst hätten sie ja nicht protestiert, auseinanderzusetzen, wie ers gemeint habe: In keiner europäischen Sprache, die ihm bekannt sei, könne man das ausdrücken, worum es sich handele — er habe nur auf die asiatischen Sprachen angespielt und er bitte „solche Le-

ser, die gleich dem Herrn Vorsitzer des Deutschen Sprachvereins, in jenen drei Worten eine Spitze gegen die deutsche Sprache erblicken sollten, diese Ersetzung vorzunehmen." Und ein höfliches Lächeln. Deutscher Sprachverein schwer blamiert ab.

Es ist beschämend.

Es ist beschämend, weil die Vereinswichtigmacher unser öffentliches Leben auf einen geistigen Tiefstand herunterziehen, der ihm grade noch gefehlt hat. Daß jede Kritik an einem Stand durch diese Burschen ungeheuer erschwert wird, weiß jeder von ihnen geplagte Zeitungs-Redakteur: geplagt von ihnen und vom Verleger, der täglich zweimal die Hosen wechseln muß, wenn solche Briefe einlaufen. Ich halte jede Richtigstellung, jede Verbesserung, mag sie von einer Einzelperson oder von Verbänden kommen (also doch von Einzelpersonen: nämlich von kollektivtrunknen Sekretären), für ersprießlich, solange man etwas dabei lernen kann. Unter den Briefen, die ich so bekomme, sind Leserbriefe von erquickender Gegnerschaft — schreiben die Männer oder Frauen deutsch und nicht beamtisch: ich antworte immer. Wenn aber diese Kegelklubs aller Arten sich erdreisten, sich in Dinge einzumischen, die sie einen Schmarrn angehn, dann werfe man den Brief in den Papierkorb und blase ihnen was. Wobei davon abgesehen werden mag, daß der Deutsche Sprachverein so ziemlich der allerletzte ist, der sich anmaßen darf, die „deutsche Sprache zu vertreten" — denn so etwas Ledernes wie seine Publikationen, so etwas Trostloses von Lehrerdeutsch war noch nicht da. Puristen, die deshalb kein unsauberes Sprachhemd tragen, weil sie überhaupt keines tragen — arme Luder.

Vom Nationalverband Deutscher Offiziere bis zu Herrn Fechter von der Deutschen Allgemeinen: es ist immer dasselbe. Unter denen, die Geistesprodukte zu Ware machen, unter den so nötigen Vermittlern des Geistes sind viele rasch hingemachte Männlein. Und wo sind die Männer —?

Der Halsmann-Prozeß Von Hanns Margulies

In Innsbruck vor tiroler Geschworenen wird ein Prozeß gegen Schatten geführt. Es ist ein gespenstisches Schauspiel. Der junge Student Philipp Halsmann aus Riga wird beschuldigt, seinen Vater ermordet zu haben. Er wurde vor einem Jahr von den Geschworenen schuldig gesprochen und zu zehn Jahren schwerem Kerker verurteilt; der Oberste Gerichtshof in Wien hob das Urteil auf, und nun wurde von neuem drei Wochen hindurch gegen ihn verhandelt.

Die Situation hat sich im Verlauf dieses Jahres vollkommen geändert, und wenn nicht schon zu Beginn des zweiten Prozesses so doch bestimmt nach der Beweisaufnahme stand für jeden, der der Verhandlung gefolgt war, fest, daß hier ein absolut Unschuldiger, ja nicht einmal einer, doch noch irgendwie verdächtig ist, auf der Anklagebank sitzt. Aber die Justizmaschine, einmal in Bewegung geraten, ist vor dem gewohnten Ende nicht zum Stillstand zu bringen.

Ich kenne nur einen einzigen Prozeß, der ähnlich gespenstisch verlief, in dem auch die Anklage gegen Schatten gerichtet war. Das war der Prozeß gegen den jungen Studenten Stanislaus Steiger in Lemberg, der beschuldigt wurde, gegen den polnischen Staatspräsidenten ein Attentat verübt zu haben und der sechs Wochen um

den Nachweis seiner Unschuld kämpfen mußte, bis ihn die Geschworenen endlich freisprachen. Damals allerdings erfuhr man, wer der wirkliche Attentäter war, denn er meldete sich, während man dies Mal auf den ominösen Unbekannten angewiesen ist.

Auch sonst weisen beide Fälle viel Ähnlichkeit miteinander auf, Ähnlichkeiten, wie Schicksal und Zufall sie schaffen. Hier wie dort handelt es sich um jüdische Studenten und in beiden Fällen um eine vergiftete Atmosphäre, in der die Erinnerung an Ritualmordprozesse geistert.

Philipp Halsmann ist an dem Auftauchen des Verdachts selbst schuld. Seine Angaben und Aussagen ließen die Einleitung der Voruntersuchung gegen ihn als vollkommen gerechtfertigt erscheinen. Der Untersuchungsrichter, dem der Fall zur Bearbeitung übertragen war, handelte, als er das Anklagematerial an die Staatsanwaltschaft weitergab, auch gar nicht wider besseres Wissen; sein Wissen reichte nur nicht aus, um zu erweisen, daß er auf falscher Spur war.

Die Psychologie der Zeugenaussagen ist heute bereits Allgemeingut, und man muß bei jedem Untersuchungsrichter voraussetzen, daß er sie, zumindest in ihren Grundzügen, kennt und beherrscht. Der innsbrucker Untersuchungsrichter, Landgerichtsrat Doktor Kasperer, aber erwies sich als ausgewachsener Ignorant. Es hätte ihm ja sonst auffallen müssen, daß Halsmanns Angaben über das, was er vom Tode seines Vaters zu wissen glaubte, äußerst widerspruchsvoll waren, und er hätte ihnen nicht so unbedingten Glauben schenken dürfen. Er hätte überprüfen müssen, ob das, was Halsmann ihm erzählte — und der junge Student sagte nie: so war es, oder: das tat ich, sondern stets: wenn dies so war, dann muß jenes so gewesen sein — objektiv richtig sei. Statt dessen benutzte er nur alles, was gegen den Beschuldigten sprach, verhehlte ihm, daß gewichtige Spuren gefunden waren, die auf einen Mordüberfall hindeuteten, legte ihn auf die Darstellung eines Unfalles fest, folterte ihn, indem er ihm jede Beschäftigung entzog und seinen Verteidiger fernhielt, und erwiderte auf die Frage, ob er die Raubmordfährte habe weiter verfolgen lassen: „Den Täter habe ich ja. Ich suche nur noch nach der Waffe und dem Motiv."

Ein wenig Wissen und ein wenig guter Wille hätten hier unendlich viel Gutes geleistet. Philipp Halsmann gab an, er habe, als er sich auf den Schrei seines Vaters umdrehte, dessen Gestalt ein wenig rücklings, etwas seitlich geneigt gesehen, ein fixes, unbewegliches Bild. Ein psychologisch geschulter Untersuchungsrichter hätte daraus allein schon erkennen müssen, daß Halsmann da etwas gesehen zu haben glaube, was er nicht gesehen haben könne. Denn hätte er den Absturz seines Vaters gesehen oder hätte er, wie der Untersuchungsrichter annahm, vortäuschen wollen, daß er den Absturz gesehen habe, so hätte er nie von einem fixen, unbeweglichen' Bild gesprochen, sondern hätte die Bewegung, den Absturz beschrieben.

Nun steht aber fest, daß der Vater, der eine übertrieben aufrechte Haltung hatte, an Schwindelanfällen, die vom Herz ausgingen, litt und daß er schon mehrmals, so auch auf einer Bergtour wenige Wochen vor seinem Tod, gestürzt war, und zwar immer nach rückwärts. Es zeigt sich also mit einwandfreier Deutlichkeit, daß das Bild, das fixierte, unbewegliche Bild des rücklingsgeneigten Vaters nichts als eine Erinnerungstäuschung des Sohnes ist, der, als er den Vater unten am Bachrand unbeweglich und blutend liegen sah, „Absturz!" dachte und die Vision des Absturzes, deutlicher, der Momentaufnahme einer Phase des Absturzes, in seine Erinnerung hineinkonstruierte.

Dem Untersuchungsrichter aber fehlte das Wissen und die Ge-

wissenhaftigkeit, den Dingen auf den Grund zu gehen, und er repräsentiert zugleich den üblen Typ des Gerichtsbeamten, der sich nur als das Vollzugsorgan der Vergeltung betrachtet. Der Untersuchungsrichter ist nicht berufen, bei jedem Mord den Mörder ausfindig zu machen. Das ist Aufgabe der Kriminalpolizei, seine dagegen ist, die Verdachtsgründe, die gegen den Beschuldigten oder Unbekannten sprechen, zu überprüfen, ohne sich von Antipathien oder Voreingenommenheiten leiten zu lassen. Herr Doktor Kasperer aber, der davon verständigt wurde, daß bei dem Toten ein namhafter Betrag von schweizer Franken vermißt werde, unterließ es, dieser Sache auch nur im Geringsten nachzugehen, denn er hatte ja den Täter.

Das in zehntägiger Verhandlung durchgeführte Beweisverfahren zerstörte auch die letzte Spur eines glaubbaren Motivs und zeigte mit einleuchtender Eindeutigkeit, daß hier ein Mord, ein Raubmord durch einen unbekannt und unentdeckt Gebliebenen verübt worden war. Da erschienen die Gerichtsärzte, beeidete und beamtete Sachverständige, auf dem Plan. Ihre Aufgabe war, die Wunden am Kopf des Toten zu beschreiben und ihren mutmaßlichen Ursprung anzugeben. Die österreichische Rechtspflege leidet unter der Institution des beamteten Gerichtsarztes, der die Wissenschaft, ähnlich wie es während des Krieges ein großer Teil der Ärzte getan hat, mißbraucht, um seinem Auftraggeber gefällig zu sein. Wurden damals Halbtote als felddiensttauglich bezeichnet, so tragen heute häufig unsre Gerichtsärzte das Material zusammen, nicht um das klinische Bild zu geben sondern um dem Staatsanwalt bei der Überführung des Beschuldigten zu helfen. Sie degradieren sich eindeutig zu Schergen des Staatsanwaltes. Wäre dies nur in diesem einen Fall geschehen, wären der innsbrucker Professor Doktor Meixner und der wiener Professor Doktor Werkgartner Ausnahmen, wäre die Sache viel harmloser. Aber hier ist dasselbe zu sagen wie vom Untersuchungsrichter. Auch sie verkörpern einen Typus.

Wie läppisch die Universitätsprofessoren im Falle Halsmann vorgegangen sind, zeigt ein Beispiel. Halsmann hatte angegeben, daß er an seinem Vater vorbeigegangen sei, während dieser ein Bedürfnis verrichtete. Nun hatte im ersten Prozeß, als gradezu eine Verdachtspsychose gegen den Beschuldigten herrschte, ein Zeuge behauptet — er gab im zweiten Prozeß zu, daß er sich geirrt haben könne —, als Einziger behauptet, Halsmann habe ihm gesagt, er sei hinter seinem Vater gegangen. Im zweiten Prozeß, in dem also bereits außer Frage gestellt war, daß Halsmann vorangegangen ist, wurde an den, übrigens als antisemitisch bekannten Gerichtsarzt die Frage gestellt, ob die Blase des Toten bei der Obduktion leer oder gefüllt gewesen sei. Professor Doktor Meixner bestätigte, daß sie leer war, aber er fügte hinzu, daß dies durchaus noch kein Beweis für die Richtigkeit der Angaben des Angeklagten sei, sein Vater sei stehengeblieben, um ein Bedürfnis zu erledigen, denn es komme gerade bei stärkern Personen vor, daß sie auch reichlich zu sich genommene Flüssigkeiten ausschwitzten...

Als die Verteidiger am zehnten Verhandlungstag gegen die Verlesung des psychiatrischen Gutachtens, für das die innsbrucker medizinische Fakultät verantwortlich zeichnet, protestierten und unter Zustimmung des Gerichtshofes darauf hinwiesen, daß es, wie das Beweisverfahren ergeben habe, von zum Teil falschen Voraussetzungen ausgegangen sei und folglich zu falschen Schlüssen geführt habe, wurde der Prozeß unterbrochen, um der Fakultät Gelegenheit zu geben, das Gutachten richtigzustellen.

Die Fakultät war nämlich gefragt worden, ob es möglich sei, daß die Angaben Halsmanns auf Erinnerungslücken und Erinnerungstäuschungen beruhten. Die Fakultät, die scheinbar ebenfalls von der Psychologie der Zeugenaussage nichts weiß, hatte das glatt

verneint. Es klingt wie ein Witz, ist aber leider keiner, wenn in dem Gutachten steht, daß Halsmanns Aussagen einen absolut glaubwürdigen Eindruck machten, so daß an ihrer Wahrheit nicht gezweifelt werden dürfe. Wenn er also leugne, seinen Vater ermordet zu haben, so sei dies auch vollkommen wahrheitsgemäß: er habe den Gedanken an den Vatermord eben verdrängt, habe den Mord vergessen und könne infolgedessen, da er sich ja nicht mehr erinnere, die Tat vollkommen wahrheitsgemäß in Abrede stellen.

Das steht wirklich in dem Fakultätsgutachten. Und auch das Wort Ödipuskomplex steht darin. Woraus man ersieht, welche ungeheure Verheerung die Freudsche Lehre in den Köpfen derer, die sie nicht verstehen oder die sie nicht verstehen wollen, anrichten kann oder aber auch, wie die Wissenschaft in Oesterreich an den Staatsanwalt verraten und verkauft ist.

Die Vertagung hätte Anlaß geben können, den Halsmann-Prozeß in einer die österreichische Justiz entsühnenden Weise zum Abschluß zu bringen. Die Berichterstatter, die zahlreich aus dem In- und Ausland gekommen waren und die Blätter aller Schattierungen politischer und religiöser Richtung vertraten, hatten an den Bundespräsidenten Miklas und an den Justizminister Doktor Slama ein Telegramm gerichtet, in dem sie ihrer einhelligen Überzeugung von der Unschuld des Angeklagten Ausdruck gaben und baten, daß der Bundespräsident und der Justizminister von den ihnen verfassungsrechtlich respektive gesetzlich zustehenden Mitteln Gebrauch machen und den Prozeß niederschlagen respektive die Anklage zurückziehen lassen sollen, „im Interesse des Ansehens der österreichischen Justiz."

Einen solchen Schritt haben Zeitungsberichterstatter noch niemals unternommen. Aber weder der Vertreter der Telegraphen-Union noch der des christlichsozial-antisemitischen ‚Tiroler Anzeigers' schlossen sich aus. Einen Erfolg hatte die Aktion nicht.

Die Würde, die „Unabhängigkeit" des Gerichtes, ließ das öffentliche Eingeständnis nicht zu, daß eine Anklage erhoben worden ist, die jeder Begründung ermangelt. Der Prozeß gegen den Schatten mußte fortgesetzt, ein Unschuldiger nicht nur ein Jahr, sondern noch einen weitern Monat lang gefoltert werden.

Die Frau im Mond von Rudolf Arnheim

...daß keiner groß zu denken hätt.
Befolgend dies ward der Trabant
Ein völlig deutscher Gegenstand.

Die Fritz Lang-Filme sind Parvenus: zu Geld gekommene Hintertreppenromane. Daß eins der Nick-Carter-Heftchen, die in diesem Film als Statisten auftreten, nur zehn Pfennige kostet, „Die Frau im Mond" aber Millionen, ist eigentlich der einzige Unterschied zwischen den beiden Produkten. Traurig nur, daß, zeitgemäß ausgedrückt, eine so wenig seriöse Firma eine Art Monopolvertrag hat, in jedem Jahr den Repräsentationsfilm der deutschen Filmindustrie, ja Deutschlands herzustellen, denn für das Ausland ist deutscher Film gleich Fritz Lang, dessen kindische Riesenspielzeuge sich glücklich der alteingesessenen Vorstellung von deutscher Märchenromantik und Grübelei einpassen. Dabei sind diese Filme, die nur durch eine Riesenreklame alljährlich zu einer Art Weihnachtsbescherung des deutschen Kinobesuchers aufgedonnert werden, Bagatellen, Nebensächlichkeiten, Durchschnitt,

und was Thea von Harbou sich ausdenkt, ist, auch wenn es noch so teuer vor die Leute gebracht wird, nicht fürs Deutschtum repräsentativ sondern privater Scherlkitsch. Wenn sich für dasselbe Geld nicht wundervolle Filme herstellen ließen, wenn man nicht die zwei Jahre lang vergeudete Arbeitskraft von Hunderten fleißiger Menschen bedauerte, so könnte man sich diese vergnügliche Jules-Verne-Historie, die auf den Quintaner im Menschen spekuliert, mit ruhigem Vergnügen betrachten.

Den gestirnten Himmel über sich und den Kostenanschlag in sich, den Mond zu Häupten und die Sonne im Herzen — unter dieser astrologischen Konstellation hat das Ehepaar Lang gearbeitet. Im Krater blühn wieder die Bäume. Der Teig ist, wie gehabt, mit allen Eiern angerührt: Raketenschiff, blinder Passagier, Radioreportage — alle Errungenschaften sind eingearbeitet (nur mit dem Persilflieger, der vor zwei Jahren ein Ereignis war und heute überlebt ist, haben sie sich verkalkuliert). Gewiß, die Technik ist fortgeschritten: Wenn man sich erinnert, wie kümmerlich vor Jahren das mit dem seligen Gunnar Tolnaes bemannte „Himmelsschiff" startete, und nun das Raketenschiff wie eine geröntgte Kaulquappe durch den schwarzen Weltenraum schießen sieht, so merkt man, wie die Zeit vergeht. Der wissenschaftliche Beirat hat allerlei bemerkenswerte Berechnungen und ansehnliche Apparate beigesteuert, nur eins berührt merkwürdig: Daß etwa ein Dichter, der verfilmt worden ist, sich im Grabe umdreht, versteht man, daß aber der Mond, wenn ihm das gleiche Schicksal widerfährt, unter dem herbeieilenden Raumschiff wie ein Irrsinniger um seine Achse tobt, wundert jeden, der in der Schule gelernt hat, daß die Rotations- und Umlaufszeit des Mondes achtundzwanzig Tage beträgt.

Das Raumschiff heißt „Friede", als führe es pankosmische Bestrebungen im Schilde, dabei ist Friede lediglich der Vorname der mitreisenden Astronomiestudentin, die während der Weltraumexpedition, wo alle Gravitationskräfte außer Rand und Band geraten, die einzige feste Attraktion für die Mitspieler darstellt. Diese Methode, irgendwelche Privatschicksale ideologisch zu überbauen, ist bekanntlich für Frau Harbou charakteristisch. Glücklicherweise hat sie diesmal nicht, wie schon mehrmals, das Hauptmotiv des Films aus der Politik entnommen, aber nach wie vor stellt sie sich Engrosgeschäftsleute oder Wissenschaftler vor wie Ludendorff die Freimaurer und die Juden. Die „fünf reichsten Leute der Welt" sitzen um einen Tisch wie die Weisen von Zion, ihr Beauftragter wütet gegen die Konkurrenz mit Feuer und Schwert, raubt Tresors aus, wirft anästhesierende Blumensträuße ins Auto und läßt Fabriken durch Fernzündung explodieren. Ein Hörsaal voller Wissenschaftler sieht aus wie eine Protestversammlung betrunkner Schizophrener, und der große Gelehrte schläft mit einem Globus im Bett und hält sich eine zahme Maus.

Wie seinerzeit in Duponts „Variété" auf dem Trapez, so herrscht hier im Raumschiff Eifersucht. Der Astralkapitän

Willy Fritsch liebt Fräulein Friede, die sich aber mit einem andern verlobt hat. Daher bekommt dieser Verlobte von Thea von Harbou den Uriasbrief der Feigheit in die Brusttasche: er wirkt verächtlich, drängt auf vorschnelle Heimfahrt und saust auch schließlich, feurige Raketen nach hinten auspuffend, allein nach Hause. Das rektifizierte Paar verlebt — ein neuer Tip! — seine Flitterwochen in der Kraterlandschaft. Friede im Monde und den Menschen ein Wohlgefallen!

Die fünfte Jahreszeit von Kaspar Hauser

Die schönste Zeit im Jahr, im Leben, im Jahr? Lassen Sie mich nachfühlen.

Frühling? Dieser lange, etwas bleichsüchtige Lümmel, mit einem Papierblütenkranz auf dem Kopf, da stakt er über die begrünten Hügel, einen gelben Stecken hat er in der Hand, präraffaelitisch und wie aus der Fürsorge entlaufen; alles ist hellblau und laut, die Spatzen fiepen und sielen sich in blauen Lachen, die Knospen knospen mit einem kleinen Knall, grüne Blättchen stecken fürwitzig ihre Köpfchen ... ä, pfui Deibel! ... die Erde sieht aus wie unrasiert, der Regen regnet jeglichen Tag und tut sich noch was darauf zugute: ich bin so nötig für das Wachstum, regnet er. Der Frühling —?

Sommer? Wie eine trächtige Kuh liegt das Land, die Felder haben zu tun, die Engerlinge auch, die Stare auch; die Vogelscheuchen scheuchen, daß die ältesten Vögel nicht aus dem Lachen herauskommen, die Ochsen schwitzen, die Dampfpflüge machen Muh, eine ungeheure Tätigkeit hat rings sich aufgetan; nachts, wenn die Nebel steigen, wirtschaftet es noch im Bauch der Erde, das ganze Land dampft vor Arbeit, es wächst, begattet sich, jungt, Säfte steigen auf und ab, die Stuten brüten, Kühe sitzen auf ihren Eiern, die Enten bringen lebendige Junge zur Welt: kleine pipsende Wolleballen, der Hahn — der Hahn, das Aas, ist so recht das Symbol des Sommers! er preist seinen Tritt an, das göttliche Elixier, er ist das Zeichen der Fruchtbarkeit, hast du das gesehn? und macht demgemäß einen mordsmäßigen Krach ... der Sommer —?

Herbst? Mürrisch zieht sich die Haut der Erde zusammen, dünne Schleier legt sich die Fröstelnde über, Regenschauer fegt über die Felder und peitscht die entfleischten Baumstümpfe, die ihre hölzernen Schwurfinger zum Offenbarungseid in die Luft strecken: Hier ist nichts mehr zu holen ... So sieht es auch aus ... Nichts zu holen ... und der Wind verklagt die Erde, und klagend heult er um die Ecken, in enge Nasengänge wühlt er sich ein, Huuh macht er in den Stirnhöhlen, denn der Wind bekommt Prozente von den Nasendoktoren ... hochauf spritzt brauner Straßenmodder ... die Sonne ist zur Kur in Abbazia ... der Herbst —?

Und Winter? Es wird eine Art Schnee geliefert, der sich, wenn er die Erde nur von weitem sieht, sofort in Schmutz

auflöst; wenn es kalt ist, ist es nicht richtig kalt sondern naßkalt, also naß... Tritt man auf Eis, macht das Eis Knack und bekommt rissige Sprünge, so eine Qualität ist das! Manchmal ist Glatteis, dann sitzt der liebe Gott, der gute, alte Mann, in den Wattewolken und freut sich, daß die Leute der Länge lang hinschlagen... also, wenn sie denn werden kindisch... kalt ist der Ostwind, kalt die Sonnenstrahlen, am kältesten die Zentralheizung — der Winter —?

„Kurz und knapp. Herr Hauser! Hier sind unsere vier Jahreszeiten. Bitte: Welche —?"

Keine. Die fünfte.

„Es gibt keine fünfte."

Es gibt eine fünfte. — Hör zu:

Wenn der Sommer vorbei ist und die Ernte in die Scheuern gebracht ist, wenn sich die Natur niederlegt, wie ein ganz altes Pferd, das sich im Stall hinlegt, so müde ist es — wenn der späte Nachsommer im Verklingen ist und der frühe Herbst noch nicht angefangen hat —: dann ist die fünfte Jahreszeit.

Nun ruht es. Die Natur hält den Atem an; an andern Tagen atmet sie unmerklich aus leise wogender Brust. Nun ist alles vorüber: geboren ist, gereift ist, gewachsen ist, gelaicht ist, geerntet ist — nun ist es vorüber. Nun sind da noch die Blätter und die Gräser und die Sträucher, aber im Augenblick dient das zu gar nichts; wenn überhaupt in der Natur ein Zweck verborgen ist: im Augenblick steht das Räderwerk still. Es ruht.

Mücken spielen im schwarz-goldenen Licht, im Licht sind wirklich schwarze Töne, tiefes Altgold liegt unter den Buchen, Pflaumenblau auf den Höhen... kein Blatt bewegt sich, es ist ganz still. Blank sind die Farben, der See liegt wie gemalt, es ist ganz still. Boot, das flußab gleitet, Aufgespartes wird dahingegeben — es ruht.

So vier, so acht Tage —

Und dann geht etwas vor.

Eines Morgens riechst du den Herbst. Es ist noch nicht kalt; es ist nicht windig; es hat sich eigentlich gar nichts geändert — und doch alles. Es geht wie ein Knack durch die Luft — es ist etwas geschehen: so lange hat sich der Kubus noch gehalten, er hat geschwankt..., na... na..., und nun ist er auf die andere Seite gefallen. Noch ist alles wie gestern: die Blätter, die Bäume, die Sträucher... aber nun ist alles anders. Das Licht ist hell, Spinnenfäden schwimmen durch die Luft, alles hat sich einen Ruck gegeben, dahin der Zauber, der Bann ist gebrochen — nun geht es in einen klaren Herbst. Wie viele hast du? Dies ist einer davon. Das Wunder hat vielleicht vier Tage gedauert oder fünf, und du hast gewünscht, es solle nie, nie aufhören. Es ist die Zeit, in der ältere Herren sehr sentimental werden — es ist nicht der Johannistrieb, es ist etwas andres. Es ist: optimische Todesahnung, eine fröhliche Erkenntnis des Endes. Spätsommer, Frühherbst und das, was zwischen ihnen beiden liegt. Eine ganz kurze Spanne Zeit im Jahre.

Es ist die fünfte und schönste Jahreszeit.

Frühlings Erwachen von Harry Kahn

Frank Wedekinds Kindertragödie spielt in einer deutschen Kleinstadt der neunziger Jahre. Karlheinz Martin, wie stets auf effektsicheres Theater mehr bedacht als auf die Integrität einer Dichtung, modernisiert und metropolisiert sie, bis sie dem Besucher seiner Volksbühne dicht auf die Haut gerückt ist. Was das Werk dadurch an Eindringlichkeit und Klarheit im Einzelnen gewinnt, verliert es an Gradlinigkeit und Wahrheit des Ganzen. Die Teile stimmen nicht mehr recht zueinander; das geistige Band fehlt zwar nicht, dazu ist es von Hause aus zu stark, aber es wirkt gestückelt. Die Aufhebung der zeitlichen und örtlichen Distanz für das heutige Weltstadtpublikum wird mit der Aufreißung historischer und psychologischer Diskrepanzen erkauft. Der Dialog deckt sich nicht mehr genau mit Epoche und Milieu.

Halbwüchsigen Berlinern von 1929 ist der Schnabel anders gewachsen als der Mund der Buben und Mädchen, von dem der Dichter vor vier Jahrzehnten in Zürich und München den Text ablas. Ihr Hirn räsonniert anders, ihr Blut reagiert anders. Fünfzehnjährige Jungens vom Mühlen- oder Kurfürstendamm brauchen sich heute kaum mehr mit einem Palma Vecchio auf einen verschwiegenen Ort zurückzuziehen, ganz davon abgesehen, daß sie das mit einer (eigenhändig signierten) Postkarte von Lya de Putti täten: schon die Freibäder vermitteln ihnen genügend Kenntnis des weiblichen Körperbaus zu entsprechender Versorgung ihrer Pubertätsträume; und ebensowenig brauchen selbst Söhne von Vätern, die nach einem folgenschweren Gespräch über Jugenderziehung zwar die ‚Deutsche Tageszeitung' entfalten aber gleichzeitig den Lautsprecher anstellen, das Konversationslexikon zu wälzen, um sich über die Details der Fortpflanzung zu orientieren. Ein Treppenwitz der Sittengeschichte und der stärkste Einwand gegen Martins teils mit erbarmungslosem Rotstift, teils mit ehrfurchtloser Füllfeder erzwungene „Aktualisierung" des Stücks ist es, daß er die berühmte Eingangsszene — „Warum hast Du mir das Kleid so lang gemacht, Mutter?" — weglassen muß, sintemalen die Entblößung oder Bedeckung der Frauenbeine, der Problematik der Moralisten längst entrückt, sich just in diesem Augenblick als eine simple Fragestellung für neuerungssüchtige Tailleurfirmen und geschäftstüchtige Textilfabrikanten erweist.

Grade daß Martin andrerseits alle Szenen, die früher zur Vermeidung „öffentlichen Ärgernisses" von der Bühne verbannt bleiben mußten, ohne Scheu einfügen konnte, das hätte ihm Fingerzeig und Gradmesser für die Entwicklung sein sollen, die seit (und nicht zuletzt durch) Wedekinds Auftreten vor sich gegangen ist; eine Entwicklung, die gewiß noch keineswegs abgeschlossen doch schon so weit vorangeschritten ist, daß sie sich mit noch so ausgiebigen Textretuschen und Szenenvarianten nicht wegeskamotieren läßt. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Voraussetzungen, auf denen „Frühlings Erwachen" aufgebaut ist, heute

nicht mehr gegeben sind. Das Werk ist, wie kurz das immer her sein mag, historisch geworden. Aus historisch gewordenen Voraussetzungen aber eine Welt entstehen zu lassen, die die charakteristischen Züge einer xbeliebigen Gegenwart trägt, das ist ein Unding, mag dabei ein Hamlet herauskommen, der in Oxford Psychoanalyse hört oder eine Wendla, in deren Zimmerchen hinein die Autohupen schrillen. Und man kann sich eines ironischen Lächelns nicht erwehren, wenn man sieht, wie solche „Aktualisierung" von Kunstwerken, was nichts anderes bedeutet als deren künstliche Enthistorisierung, gerade in Kreisen beliebt ist, zu deren Credo jene materialistische Geschichtstheorie gehört, der dergleichen Prozeduren glattweg ins Gesicht schlagen.

Nicht zufrieden mit der zeitlichen Verschiebung fügt Martin ihr noch die örtliche Verlegung hinzu. Nimmt jene dem Stück die letzte Logik, so stiehlt ihm diese seine stärkste Poesie. Durch Wedekinds Dichtung geht flötend der große Pan; in Martins Aufführung geht er flöten. Wo Martin und Neher hintreten, wächst kein Gras und kein Baum mehr sondern nur noch Beton und Zement. Wendla Bergmann und Melchior Gabor finden sich nicht auf dem Heu- sondern auf dem Dachboden: Hänschen Rielow und Ernst Röbel nicht im Weinberg sondern auf einer Vorstadtböschung, und die Sonne sinkt dabei nicht hinter den Berggipfel sondern verschwindet hinter einem Bauzaun; Moritz Stiefel irrt nicht mehr durchs Ufergebüsch sondern rutscht vom Geländer in den Landwehrkanal. Statt Herdenglocken und Winzergesang Rummelplatzgebimmel und Fabriksirenen. Dabei geht mehr verloren als bloß Feld-, Wald- und Wiesen-Lyrik, nämlich recht eigentlich das, was dem Werk die dichterische Gewalt und seine überzeitliche Bedeutung gibt: die Naturverbunden- und -verwurzeltheit seiner Menschen, ihre Einordnung in den großen Zusammenhang mit allem Kreatürlichen. Nicht um billiger Symbolik willen heißt das Stück „Frühlings Erwachen" (statt „Krankheit der Jugend" oder gar „Pubertät"), und daß er keiner Bukolik und Idyllik bedarf, um den „Erdgeist" zu beschwören, hat Wedekind später eindrucksvoll genug bewiesen.

Den großen Pan schlägt Martin tot; die kleinen Eroten macht er springlebendig. Hat man sich erst einmal mit der Veränderung und Verengerung des Originals abgefunden, so kann man seiner szenischen Reproduktion des immer noch höchst ansehnlichen und tief bewegenden Rests die Zustimmung nicht versagen. Selten hat man von Martin solch klares, eindringliches Theater gesehen; er läßt nichts verschwimmen, aber auch kaum etwas allzulaut knallen. Er gibt den einzelnen Bildern wie ihrer Folge das richtige Tempo: rasch, aber nicht gehetzt; er rundet und verbindet sie mit einem Takt, der ihm auch die heikelsten auszuspielen gestattet. Der verläßt ihn bloß in der Lehrerszene: ihr entzieht er zwei von den sechs Schulmeistergestalten sowie ihren bewußt grotesken Stil und versieht sie dafür mit einer hysterischen Studienrätin und einem flammenden Tiradenbold, dessen komischer Ernst inmitten einer tödlich karikierten Typenwelt Otto mit

Vornamen heißt. Nur Etlinger rettet in seinen Rektor ein wenig Geist von Wedekinds Geist. Als echtestes Kind dieses Geistes wirkt der Moritz Stiefel von Lorre. Balhaus hat für Melchi Gabor nur die eine Hälfte: die knabenhafte Frische; den versonnenen und versponnenen Erkenntnisdrang bleibt er schuldig. Und Fräulein Sieburg hat wohl Talent aber mehr zu Thekla Wallenstein als zu Wendla Bergmann. Die Ungleichheit der darstellerischen Werte geht durch den ganzen langen Zettel: neben einem scharf pointierenden Herrn steht eine verschwommene Frau Gabor. Frau Bergmann ist schauspielerisch so hilflos, daß die Hilflosigkeit der Figur nicht ergreift, und Ilse gibt sich mit einer Aufdringlichkeit ihrer äußerlich wie innerlich nicht übertrieben üppigen Mittel, die der Rolle die Anmut und Unschuld raubt. Daß trotz dieser Ungleichheit der Einzelleistungen eine ausgeglichene Vorstellung zustande kommt, muß Martin hoch angerechnet werden. Wenn er erst, wie er jetzt von den Nachwehen der expressionistischen Infektion geheilt scheint, von der Modegrippe des derzeitigen deutschen Kunstbetriebs, „Aktualisierung" geheißen, genesen ist, wird man der Volksbühne zu seiner Wahl gratulieren dürfen.

Korruption von Alfons Goldschmidt

Sklarek, das ist kein Einzelfall. Diesen Fall und ähnliche gab es und wird es noch lange geben. Auch im Anbruch einer bessern Zeit werden die Sklareks nicht gleich verschwinden. 1919 sagte mir ein kleiner Sklarek: „Die Revolution möchte ich sehen, in der ich nicht schieben könnte. Die gibts einfach nicht." Über Lieferungsskandale jammerte schon Augustus, und wenn Ihr Napoleons Wutbriefe aus Italien an das Direktorium lest, das war nicht anders damals als zur Zeit der Graugußgranaten, der mit Kaltleim zu Todesflügeln gepappten Propeller, der Kutisker-Ölwagen, die ungeleert aber bezahlt hin- und herrollten, und der famosen „Verteilung" von Rohstoffen, Fabrikaten und Lebensmitteln in der Stahlperiode. Auch Lieferungsmonopolisten hat es wahrscheinlich schon vor jenem sizilischen Sklavenquäler gegeben, der die Kornkammer Roms beherrschte und die furchtbare Revolution der Getreidekulis unter dem Propheten Eunus lange vor Christi Geburt verschuldete. Den Beamten, wenn sie nur an den richtigen Stellen saßen, hat Gott oft genug mehr als Verstand gegeben. Mit Humpen, Sektglas, Liebe, Kleidern und Geld wurde von jeher die ach so freie Zirkulation in bestimmte Richtungen geleitet. Noch gab es kein System, in dem die Verfügungsgewaltigen nicht mehr als erlaubt von dem fraßen, worüber sie verfügten, und die Bankette und Zigarren, sowie die Pelze und Hosen waren gewiß nicht das Wertvollste an dieser Verbrüderung.

* * *

Noch jede Regie, Diktatur oder Demokratie, hat mit der sonoren Behauptung angefangen: nun wird der alte Schweinestall ausgemistet. Es geschah dann eine Umbuchung, das heißt, an die Stelle der alten Krippengenießer kamen neue, und meist waren es mehr als die frühern. Das war ja auch selbstverständlich, angesichts der mit Bevölkerung und Technik wachsenden Lebensnotwendigkeiten. Auf jede Abbauparole folgte und folgt eine neue lustige Zeit der Verwaltungsgründungen und Verwaltungserweiterungen, und alle brauchen was: Federhalter, Tinte, Bureaumöbel, Häuser etcetera. Die vielen Krachs haben diesen Prozeß nicht im geringsten behindert und auch der Sklarekkrach wird gar nichts gegen die freundschaftliche und lukrative Verbindung „Privatwirtschaft" und Vergebungsstellen vermögen.

* * *

Der Fall Sklarek ist sozusagen ein Grenzfall, denn er begann an der Grenze von Inflation und Stabilisierung, als nämlich der Kriegs- und Inflationsbovel nicht mehr verwertet werden konnte, die entsprechenden Pleiten unausbleiblich waren und ein geschickter Dreher, wenn er nur rechtzeitig zupackte, als Retter auftreten konnte. Man nannte das und nennt das Liquidierung, und so haben denn die drei Brüder Sklarek die Städtische Kleiderverwertungs-Gesellschaft vor der Pleite gerettet und dafür einen Monopolvertrag eingeheimst. Dieses Geschäft wurde damals und wird auch heute noch täglich gemacht. Der Geldgeber, oder der, welcher Geldgeber findet und „einspringen" kann, das ist der gefeierte Mann. Wer die Entwicklungsgeschichte der Banken und der Industrieunternehmungen nur etwas kennt, weiß ja, daß die großen Vermögen und Mächte auf diese Weise entstehen. Die Sklareks haben also nichts getan, was in dieser Wirtschaft sonderlich wäre. Sie haben die Gelegenheit beim Schopf genommen, und da sie mit einer Verwaltung zu tun hatten, die mit und ohne Kontrolle blind war, so konnten sie sich ein Kreditsystem einrichten, das gradezu fabelhaft funktionierte. Kontrollausschüsse und Versammlungen, die etwas Vernünftiges verordnen sollten, tun das meistens nicht nur nicht sondern schläfern auch noch die Beamten ein. Nachdem man dem Rettertrio den Monopolvertrag schlankweg erneuert hatte, und zwar ohne eine Spur von Bezahlung, konnten die Sklareks, schon eingearbeitet auf diese lustige Zirkulation, so viele Villen, Pferde und andre angenehme Dinge kaufen wie sie nur wollten, und die kleinen Geschenke und Freundlichkeiten waren eigentlich überflüssig, angesichts der unwandelbaren Sturheit dieses mit hundert Kontrollen und sonstigen Sicherungen versehenen Apparates. Wären die Sklareks nicht Parve-

nus, sie hätten ungestört fette Millionäre werden und bleiben können, denn sie hatten ja Lieferungs-, Zahlungs- und Kreditsicherheit. Es ging Zug um Zug, Stadtkasse und Bezirksämter funktionierten zwar etwas langsam, aber doch wie geschmiert. Die Dummheit der Sklareks war, daß sie nicht genug und nicht schnell genug kriegen konnten, und so haben sie dann dieses feste Geschäft in wenigen Jahren unsicher gemacht. Sie sind Schieber aber keine Kaufleute.

* * *

Von Jahr zu Jahr habe ich weniger Lust, prinzipielle Erwägungen über solche Geschehnisse anzustellen. Das alles ist ja, solange ich derartige Dinge mit einigem Verstand lesen kann, schon so oft geschehen, daß einem die ganze Korruption sozusagen zum Halse herauswächst. Dennoch muß man immer wieder dagegen wüten, weil ja diese Provisionen auf Kosten der Arbeitskraft gewonnen und oft, wie im Fall Sklarek, aus dem Blut ärmster Menschen gesogen werden. Zum Staats- und Gemeindesozialismus selbst ist man zu feige, rationelle Verteilung der Lieferungen ist den Herren unbequem, und obwohl sie „öffentliche Gelder" verwalten, kümmern sie sich den Teufel um die produktive Anlage dieser Gelder. Sie sind liberal, aber sie haltens nicht, und da sie keine Verantwortung tragen, sondern schlimmstenfalls ihre „Ämter niederlegen", wie will man da was Gründliches gegen all die Freundschaften, Sturheiten, kleinen und großen Gemeinheiten ausrichten?

* * *

Verquickung von Amt und Privatinteressen, das gibts überall in der Verwaltung. Aufsichtsratsmitglieder machen Gesetze ad hoc, Aktien-Direktoren leihen sich das Geld ihrer Gesellschaften, Beamte geben sich wohlfeile Hypotheken aus einem Zentralschatz, Hunderttausende bevorzugen sich, während sie vorgeben, für die sogenannte Allgemeinheit zu arbeiten. Überall sind Monopole, überall Sklareks, sobald einer drinsitzt, will er mindestens Spesen haben. Wißt ihr denn, was in den Handlungsunkosten steckt, wo und wieviel jede Stunde gestohlen wird, weil irgend einer irgend ein Monopol hat? Da gibt es eine ganze Organisation gegen Bestechungen. Aber was ist Bestechung, wo fängt Bestechung an, wer kann ohne Bestechung leben? Wir, „Nationalökonomen" plagen uns um die Durchleuchtung der Krisen. Nun, rechnet mal die Klauprozente aus in dieser Wirtschaft. Viel Produktivität bleibt da nicht übrig. Diese Korruption ist eine organische Krankheit, mit etwas Antisklarekin wird sie nicht vertrieben. Da müßte man schon das ganze Blut erneuern.

Bemerkungen

Im Strafrechtsausschuß

Im kommenden Jahr will der Reichstag Strafrecht, Strafprozeß und Strafvollzug reformieren. Endlich wird die Möglichkeit geboten, den unübersichtlich gewordenen, übertüftelten Teil der Judikatur zum alten Eisen zu werfen.

Es muß gefordert werden, daß sofort nach Beendigung der Kommissionsberatungen eine klare und populäre Darstellung der bisherigen Beschlüsse veröffentlicht wird, die gemeinverständlich die Unterschiede zwischen den geltenden und neuen Paragraphen aufzeigt. Die Beratungen des Reichstages müssen von einer Volksbewegung getragen und kontrolliert werden. Aus dem Wust der bisherigen Erörterungen findet sich kein Mensch mehr heraus. Die unsystematischen, zufälligen Publikationen der Tagespresse sind zumeist juristisch ungenau und für den Laien unverständlich. Die Lektüre der amtlichen Protokolle gewährt ein trostloses Bild. Jeden Augenblick tauschen die Fraktionen die Abgeordneten aus, so daß bei den Mitgliedern der Blick für das Ganze verloren geht. Was Wunder, daß die amtliche Bureaukratie und der Regierungskommissar, Herr Oberreichsanwalt a. D. Ebermaier das Heft fest in Händen halten, weil sie allein, abgesehen von wenigen Kommissionsmitgliedern, das Chaos zu entwirren vermögen.

Es muß anerkannt werden, daß die Rote Hilfe auf ihrem letzten Reichskongreß den Versuch gemacht hat, die Delegierten sehr eingehend über den ganzen Fragenkomplex zu orientieren, soweit dies an einem Tage möglich war. Dort hätte man auch lernen können, welche Fragen wirklich volkstümlich sind. Da saß nicht einer, der nicht praktische Erfahrung mit dem brennenden Thema der Polizisteneide gemacht hat, da war niemand, der nicht unter dem raffinierten System polizeilicher Strafverfügungen in politischen Sachen (statt öffentlicher Gerichtsverhandlung) gelitten hätte.

Es gibt noch ein Füllhorn von Fragen, die vor der gesetzlichen Regelung öffentlich diskutiert werden müßten. Ich denke an das Thema: Prominente und simple Gefangene. Wer kümmert sich um jene Tausende verdorrter Kreaturen, die, ohne Familienanhang, ohne beziehungsreichen Anwalt, ohne Fühlung mit der Liga für Menschenrechte, der Roten Hilfe oder dem Vater Menzel, in den Strafanstalten dahinsiechen, vielfach verurteilt auf Grund von heute als gänzlich veraltet angesehenen Rechtsanschauungen? Es muß die gesetzliche Möglichkeit geschaffen werden, daß jeder Gefangene in etwa zweijährigem Zwischenraum durch einen hierzu geeigneten Vertrauensmann auf Staatskosten besucht wird. Man stelle eine Liste von Anwälten auf, die für die Bemühung Offizialgebühren erhalten mögen. Aus dieser Liste möge sich der Gefangene seinen Vertrauensmann heraussuchen, mit dem er alle Möglichkeiten einer Abkürzung seiner Strafhaft durchsprechen kann, der für ihn an das Ministerium, falls nötig, an das Parlament, an die Presse herantritt. Ich glaube, daß die Erfüllung dieser Forderung viel Hoffnungsfreudigkeit in die Anstalten hereintragen würde.

Sehr gespannt kann man sein, ob die im Dezember in Berlin zu ihrem Gründungskongreß zusammentretende Internationale Juristische Vereinigung und ihre deutsche Landesgruppe einen Kristallisationspunkt für die notwendige Volksbewegung bilden kann. Zum ersten Male wird der Versuch gemacht, die Juristen der ganzen Welt zu einer Organisation zusammenzuschließen, die die Gesetzgebung und die Rechtsanwendung im inter-

nationalen Maßstabe vergleichen soll, besonders in ihrer Auswirkung gegenüber der werktätigen Bevölkerung.

Mich als Anwalt reizt an dieser Arbeit hauptsächlich das Folgende. Die Kritik an der Justiz hat bisher vor den Anwälten Halt gemacht. Aber immer mehr wächst das Staunen, daß man bei den großen Justizirrtümern und Justizverbrechen fast niemals die Stimme der Anwaltschaft hört und daß deren Organisationen sich ängstlich und formalistisch mit internen Standesfragen, fast nie aber mit den großen volksbewegenden Fragen der Justiz befassen. Hier wird jetzt der internationalen Anwaltschaft ein weithin sichtbares Forum geboten, wo sie über die Landesgrenze hinaus gegen jedes offensichtliche Unrecht die Unterstützung der Juristen und der öffentlichen Meinung der ganzen Welt anrufen kann. Wo blieb zum Beispiel die internationale Anwaltschaft im Falle Sacco-Vanzetti? Warum schweigt sie zum Gastonia-Prozeß?

Alfred Apfel

Hugenberg schützt die Pressefreiheit

„Ein Anschlag auf die Pressefreiheit." Also schreit es Dich über drei Spalten des trüben ‚Tag' an und Du bist erschüttert, daß der edle cheruskische Geheimrat Hermann Hugenberg, neben der schwierigen Aufgabe, Deutschlands größten und giftigsten Zeitungskonzern zu leiten und dem undankbaren Geschäft, das Vaterland vor gallischer Versklavung zu bewahren, noch Zeit findet, sich um solche Lappalien zu kümmern. Pressefreiheit — das Losungs- und Kampfwort ungestümer und unausgereifter Jünglinge vor einigen Jahrzehnten und das Schild bolschewisierter Literaten in unsrer unseligen Zeit hat nun endlich eine würdige Zufluchtsstätte gefunden. Nun wird es keine Prozesse wegen Landesverrat, begangen durch die Presse, mehr geben, denn hinter der Pressefreiheit steht jetzt ER — Hugenberg der Gewaltige, der reine Tor, der unerschrockene Kämpfer für Ideale jeder Art, ohne Ansehen der Religion und Stammeszugehörigkeit, der Verfechter politischer, religiöser, nationaler und neuerdings auch presselicher Freiheit.

„Veranlaßt durch die weit über den Rahmen einer sachlichen Kritik hinausgehende Art und Weise, in der grade in letzter Zeit Blätter, die zu amtlichen Bekanntmachungen benutzt worden sind, über die haager Ergebnisse, die Regierung und ihre Mitglieder geschrieben haben", haben die Reichs- und Preußische Staatsregierung verfügt, daß solche Blätter, „die planmäßig die Verfassung oder verfassungsmäßige Einrichtungen beschimpfen oder verächtlich zu machen suchen oder die verfassungsmäßige Regierung, ihre Behörden und Amtshandlungen zum Zwecke der Untergrabung der republikanischen Staatsform planmäßig mit unsachlichen und insbesondere wahrheitswidrigen Mitteln bekämpfen", künftig von amtlichen Bekanntmachungen ausgeschlossen werden.

Ins Deutsche übersetzt: Staatsfeindliche Blätter werden in Zukunft keine Annoncen vom Staat erhalten, mit deren Ertrag sie ihre reaktionäre Propaganda finanzieren können.

Das also ist es, was den schwärzesten aller ‚Tage' so in Harnisch gebracht hat. Wenn es an den Geldbeutel geht, kämpft sogar Hugenberg für die Pressefreiheit — für eine Freiheit, die er meint.

NB. Der ‚Tag' hängt dem amtlichen Wortlaut der Verfügung einen Kommentar an, dessen Dummheit und Dreistigkeit nur durch ein Schlußaxiom, dem selbsterkenntnismäßige Bedeutung zukommt, gemildert ist. Wer jedoch glaubt, daß der Hugenberg-Konzern mit dieser Selbsterkenntnis den ersten Schritt zur Besserung betreten hat, dürfte im Irrtum befangen sein. Der Kom-

mentar schließt mit den Worten: „Eine wirklich gute Sache verteidigt man nicht mit solchen zweifelhaften Mitteln; sie lobt sich selber." Das soll Gott wissen! Wer in weiter grüner Flur, außer Hugenberg „selber", lobt Hugenbergs Vorschlag vom Volksbegehren?!

Johemi

Fiat

Mussolini, diese ölig-scharfe Frucht aus italienischem Boden, eingeweckt in deutsche Konservengläser, fix und fertig zum Gebrauch für deutsche Landwirte, Landgerichtsräte und Stahlfabrikanten — Mussolini ist drauf und dran, einen moralischen und nun auch gesetzlichen Boykott gegen fremde Autos zu verhängen. Die Italiener sollen sich italienische Wagen kaufen: die seien sehr gut. Verflucht sei, so da anrollt mit einem Hispano oder mit einem Maybach . . .! Hm.

Die Fiat-Werke sollen recht gute Wagen herstellen; ich will einmal annehmen, sie seien sogar außergewöhnlich gut. Aber Verbot ausländischer Wagen? Man sollte annehmen, dann wäre es nur konsequent, wenn Herr Mussolini die Ausfuhr der italienischen Wagen ins Ausland verböte. Denn er wird doch den Ausländern nicht etwas zumuten wollen, was er seinen Untertanen verbietet —!

Was Europa zerreißt und ihm diesen fürchterlichen Anblick eines ernsthaften Irrenhauses gibt, ist das wilde Nebeneinander von Epochen, die es gelten läßt: tobsüchtig gewordener Freihandel, nationale Beschränkungen und internationale Trusts, und das alles durcheinander, gegeneinander, unter- und übereinander —: eine Beerdigung mit Faschingszeremonien.

Dort soll die „nationale Idee" regieren, hier die ökonomische; hier beide, dort keine — nicht einmal davon zu sprechen, daß Mussolini wahrscheinlich die Arbeitgeber braucht, weil seine Politik zum Teil mit ihrem Geld gemacht worden ist... nun dankt er ihnen. Und nun können ja wohl wir andern einen Boykott gegen Fiat arrangieren, und dann wird Fiat protestieren, und dann wird Mussolini den seinen verschärfen, und dann die andern Staaten den ihren . . . „Was besteht, ist vernünftig" — sagt Hegel.

Ignaz Wrobel

Elegie auf den Feldherrn

Unverbunden mit der übrigen Kriegsliteratur und dennoch in ihrem Kielwasser schwimmend erschien von Max René Hesse die Reichswehrerzählung „Partenau". (Rütten & Löning, Frankfurt a. M.) Das Buch verdient höchste Aufmerksamkeit. Die außerordentliche Prägnanz seiner Sprache, die plane und durchdachte Anlage seiner künstlerischen Konzeption machen es zu einem Meisterstück neuerer deutscher Epik. Es verdient gleichzeitig erbitterte Ablehnung, denn die kühl distanzierende Form à la Stendhal, das Kostüm souveräner Unparteilichkeit enthält den geistig wachsamsten Nationalismus, der mir in jüngster Literatur vorgekommen ist. Der Verleger schickt das Buch mit der Parole von seiner „edelmännischen Männlichkeit" auf den Weg. Mit Falkenfeder am Barett? Nein, mit dem Stahlhelm auf dem Schädel.

Der Roman spielt in den Offizierskreisen der Reichswehr. Er ist aber keine soziologische Milieustudie, diese wäre wertvoll gewesen, er ist eine Elegie auf das sterbende Feldherrentum, ein verhaltener Päan auf die einsame Größe des strategischen Genies. Wer ist Partenau? Er hat als Oberleutnant den Weltkrieg mitgemacht und als junger Kompagnieführer den „Pour le mérite" erworben. Nach Friedensschluß bleibt er im Heere. Die plötzliche Hemmung seiner Laufbahn hat aus ihm einen wütenden Projekteschmied gemacht, einen Um- und Neudenker sämtlicher Schlachtpläne zwischen

1914 und 1918. M. R. Hesse beleuchtet hier einen der interessantesten erregendsten Ausschnitte der Gegenwart: die Reichswehr, das Nachleben der militärischen Führerschaft in einer Zeit, die für sie ein Hohlraum ist. Leider ist Hesse psychologisch vorgegangen, er hat es sich versagt, eine Typologie der Gruppenformen „Reichswehr", „Militärverbände" zu geben. Sein Buch streift nirgends die Politik. Es wird durchgehend vom Privatschicksal des Helden Partenau getragen. Partenau, finster abgekapselt gegen die Zeit, Einzelgänger, Frauenverächter, liebt insgeheim den jugendlich glühenden Fahnenjunker Kiebold. Feldherrenehrgeiz führt sie zusammen, brennt rauschhaft in ihrem Blut, wird Körperliebe zuletzt. Das Problem, Führer und Geführte, ist hier ins Homoerotische verschoben. Hinter wandhohen Stabskarten träumen sich die beiden in ein illusorisches Kriegsspiel hinein. Fähnchen werden umgesteckt, halblaute Befehle ausgegeben, ganze Nächte in dämonischem Kriegsfieber niedergebrannt. Der zukünftige Krieg heißt: Deutschland, Rußland gegen Polen und Tschechoslowakei. Siebzig Seiten Fachstrategie! Warum haben Sie keine Stabskarte beigefügt, Herr Verleger? Wahrscheinlich hätte damit das platonische Hasardspiel einen allzu peinlichen Wirklichkeitsgeschmack bekommen. Die Begriffe Gaskrieg, Tankangriff, Minenlager figurieren hier wie Formeln einer mathematischen Gleichung. „Wir haben die vom Reichstag immer bewilligten großen Summen für den Wehretat nicht verschleudert. Viele Millionen stecken in diesen nützlichsten Anlagen." Geschrieben im Jahre 1929, fünfzehn Jahre nach der Marneschlacht, elf Jahre nach Arras und der Augustschlacht an der Somme.

Partenau bricht zusammen, als Kiebold den Fallstricken einer jungen Baronesse erliegt. Er stirbt und sein Tod könnte das Buch rechtfertigen, wäre er in Konsequenz mit seiner Feldherrnneurose erfolgt. Denn welche Teilnahme können wir heute am Schicksal eines verhinderten Foch, eines verhinderten Ludendorff empfinden? Selbst die Existenz solcher Tragödien scheint uns etwas zweifelhaft. Partenau als Anführer einer nationalen Femegruppe hätte das Buch ins Aktuelle und Polemische gerückt. Balzac hat Napoleon hundertmal dargestellt, aber nicht als Feldherrn, den es nicht mehr gab, sondern als Erfinder, als Rechtsanwalt, als wirtschaftliches Machtwesen. Er hat ein Gesetz begriffen, das M. R. Hesse unbekannt ist: Das Gesetz der Verwandlung des Menschen und der Berufe.

Armin Kesser

Mietshäuser im Roman

Kein schlechtes Vorhaben, einige Werke neuer Unterhaltungsliteratur unter einem einheitlichen Gesichtspunkt analytisch zu betrachten; eine derartige Normierung wandelt zwar keinen erkannten Unwert zu einem Wert um, ermöglicht aber bestimmt, wenigstens an einem Faden anknüpfen zu dürfen, wo doch in der Gesamtschau unsrer heutigen Buchkritik beinahe alle haltbaren Stricke gerissen sind. Und das Mietshaus hat überdies als Gesichtspunkt noch den unverdienten Vorteil der rein ökonomisch-technischen Aktualität.

Ich muß aber von vornherein hervorheben, daß über die Titel und Leibbinden der Bücher hinaus nur der warme und klare Südamerikaner Azevedo („Ein brasilianisches Mietshaus", Th. Knaur Verlag) überhaupt den Versuch wagt, den in jeder südlichen Industriegegend als „Kompagniehaus" bezeichneten Ameisenbau unzähliger, kinderreicher, romanischer Arbeiterfamilien eben in seiner bewohnten und wachsenden Durchsichtigkeit zugleich mit dem erzählerischen Ausbreiten der Schicksale seiner

Bewohner uns erkennbar nahe zu bringen. Nur schade, daß diese lebhafte Erzählung den Anschein erweckt, dieses Schicksal spiele sich etwas zu abseits, unter tropischer Sonne, und ohne den natürlichen Vordergrund der allgemein sozialen Kämpfe ab, wo doch diese Züchtung erbärmlicher und doch so natürlicher Ausbeutungsinstinkte täglich um uns, neben uns von statten geht.

Da sehe ich den Pferdefuß. Im „Dritten Hof links" einer berliner Mietskaserne entdeckt Günther Birkenfeld nicht mehr eine organische Gesamtheit von Schicksalen, die alle unter Bedingungen ablaufen, die wiederum nicht einmal aus der Preßluft des kompensierten Schriftstellerhirns in die Welt stoßen sondern jenseits der stetigen Angriffstaktik der Erzählung in der heutigen kapitalistisch durchrationalisierten Gesellschaftsordnung gesetzmäßig erwachsen. Aber Birkenfeld radiert einfach die übrigen Wohnnummern dieses Mietshauses aus, um nun mit karger und sezierender Schärfe treffsicher aber einäugig und voll Phantasie den sentimentalen Ablauf einer beinahe ganz arbeitslosen Familie aufzuzeigen. Deshalb ist man auch Schriftsteller, daß man bei aller Gründlichkeit der Auswahl eines wichtigen Notstandthemas grade die objektive Einsicht in die Grundbedingungen dieser heutigen sozialen Not übersehen darf. (Der Roman ist bei Bruno Cassirer erschienen.)

Und dann Hans Christoph Kaergel: „Ein Mann stellt sich dem Schicksal" (Eugen Diederichs). Kaergel hetzt eine Treibjagd sich wild auflösender und wiederum schürzender Knoten von Einzelschicksalen um das Leben eines gottbegnadeten und alle Not in duldsame Güte verwandelnden Bergbaubeamten, ausgerechnet in diesem wackeligen Haus kleiner Arbeiterfamilien. Außer der romantischen Geschichte einer nur in einem Lehrerhirn tätigen Phantasie erfährt man hier kein Wort über ein wirkliches Mietshaus. Aber Kaergel ist schon in in Amerika gewesen und hat uns mit einem Wolkenkratzerbuch versehen; jetzt haben wir die Ernte dieser Reise vor uns, die selbst unsre stärkste Vermutung noch übertrifft. Was er in seinem Amerikabuch mit grimmiger Naivität zur Beruhigung seiner bedrückten Seele aufzählt, das gestellte Heimweh, die schönen Bismarckfeiern, das Grauen im Chinesenviertel und veraltete Einwände gegen Hochhäuser bis zu dem ehrlichen und unnützen Warnungsruf für Amerikaauswanderer, findet in seinem Roman, der doch das Schicksal der Menschen in einem großen Mietbau darzustellen beabsichtigte, endlich jene unbegrenzte Vegetation seelischer Phrasen.

Anton Gantner

Zwanzigstes Jahrhundert

Hat eine von den lieben Mitschwestern schon von dem Aberglauben gehört, daß ein Herr, der ein sogenanntes Grübchen im Kinn hat, zweimal heiratet? Ich habe eine ernste Bekanntschaft mit einem Herrn, der ein so geteiltes Kinn besitzt, und ich fürchte nun fast, ihn zu heiraten. Bin ich zu ängstlich oder — gar töricht?

‚Dies Blatt gehört der Hausfrau'

Liebe Weltbühne!

Der Verleger X. erzählt empört, daß ein bekannter Kunsthistoriker in einem Buch, das er verlegen soll, Gedanken über Monismus eingeflochten habe. „Herr, habe ich zu ihm gesagt, Ihre Meinungen können Sie haben, wo Sie wollen, aber nicht in meinem Buch!"

*

Telefonanruf bei der Frankfurter Allgemeinen: „Könnte ich Herrn Direktor Ehrlich sprechen?" Drauf die Sekretärin: „Bei uns ist kein Direktor Ehrlich!"

Antworten

Walter Ewest. Sie schreiben: „In Nummer 38 der ‚Weltbühne berichtet Carl von Ossietzky vom Schicksal der Straßenkehrerszene in Mehrings ‚Kaufmann von Berlin'. Diese Szene, als Symbol gedacht, hat sich in Wirklichkeit viel krasser in Frankreich 1919 und 1920 abgespielt. Für die Opfer der genialen Ludendorffschen Offensive war ja in diesen Jahren noch Krieg. Eine besonders schwere und gefährliche Arbeit war die Wiederherstellung der Straßen im ehemaligen Kampfgebiet. Explodierende Blindgänger und Handgranaten töteten und verwundeten viele. Die Straßen von Lens nach Arras, Souchay, Liévin, nach der Lorettohöhe und nach Lille lagen unter einer drei Meter hohen Erdschicht fast unauffindbar begraben. Aber es war nicht nur Erde, die sich schon wieder mit Gras bedeckte, nicht nur Granaten und Ruinen bildeten kleine Erhebungen, ganze Hügel türmten sich aus menschlichen Gebeinen. Das waren Opfer der Sappensprengungen, die einen riesigen Krater aufwarfen, um dessen Ränder erbittert gerungen wurde! Wohin mit diesen Knochen? Das Pflaster der endlich freigelegten Straßen wies ebenfalls riesige Löcher auf, die mit Erde, die nachgab, nicht auszufüllen waren. Die Straße mit Blindgängern zu unterbauen, ging nicht an — also hinein mit den Knochen! Und Tag für Tag fuhren viele Schubkarren die Gebeine an die Löcher, kippten sie aus und fuhren mit neuer rasselnder Last heran. Die Toten mußten fort — und die Lebenden wollten doch zueinander kommen. „Kommt alles untern Besen." Mehring hat tausendmal Recht.

Zeitungsleser. Du hast bei der Lektüre von Buchkritiken immer das bestimmte Gefühl, daß es mit dieser Rubrik schlecht bestellt ist. Zumeist ist da wenig zu beweisen: du findest die Besprechungen langweilig, flau, klischeemäßig, den Rezensenten ohne sichern Geschmack und sichere Bildung — nun, das sind Geschmacksachen. Manchmal aber will ein gütiger Zufall, daß sich schwarz auf weiß beweisen läßt, was man sonst nur allenthalben fühlt. In der ‚Literarischen Rundschau' des ‚Berliner Tageblatts' vom 15. Oktober also schreibt Felix Langer über Hermann Kestens „Liebesehe" dieses: „Hermann Kesten ist ein wertvolles Instrument, dessen ‚Herz auf Taille' vor wenigen Jahren zu tönen begann. Diese Verse hatten einen so eignen Klang und boten ihre Form einem Inhalt von so persönlicher Philosophie, daß man horchte und sich den Namen des Schöpfers merkte." Hier irrt Felix Langer, denn er hat sich gar nichts gemerkt, sondern die tönenden Instrumente verwechselt und Hermann Kesten für Erich Kästner gehalten. Um zu wissen, daß diese zwei nicht identisch sind, braucht man kein Spezialfachmann zu sein — jeder leidlich interessierte Mensch weiß es, nur der vereidigte Bücherrevisor nicht! Der bekannte Chansonnier Resi Langer, Verzeihung, der bekannte münchner Verleger Albert Langer fährt also in seiner Kritik fort und bemängelt, „daß Hermann Kestens Prosa keine so ausgesprochen eigne Note wie seine Verse haben" — nun, Hermann Kesten läßt gar keine Gedichte drucken, weil er weiß, daß das nicht sein Fach ist. Aber Herr Langer läßt Buchkritiken drucken.

Landgerichtsrat Löwenthal, Berlin. Wenn einer sich geirrt hat, dann muß er das sagen. Ignaz Wrobel hat geirrt und sagts. Er hat hier neulich — gestützt auf mehrere gleichlautende Zeitungsmeldungen — geschrieben, Sie hätten den des Mordes an der kleinen Zäpernick beschuldigten Wächter Schulz aus der Untersuchungshaft entlassen, weil er „ein vorbildliches Familienleben führe". Das ist nicht richtig. In der Begründung hat gestanden: „Nach der Vergangenheit, dem Familienleben und dem sonstigen Verhalten — Schulz

war niemals vorbestraft — gibt es keinen Anhaltspunkt dafür, daß das Geschenk des Bildes und das Angebot eines Kusses gegenüber der ermordeten Hilde Zäpernick einer sexualbetonten Neigung des Beschuldigten zu ihr entsprungen ist." Dagegen ist nichts zu sagen — alle Folgerungen Wrobels für diesen Fall entfallen. Alle Folgerungen bleiben bestehen für die zahllosen Fälle, in denen solche Fibelvorstellungen zur Belastung eines Beschuldigten herangezogen werden.

Berliner. Wissen Sie, was Hindenburg und die Sklareks gemeinsam haben? — Beide bekleiden höchste Stellen.

Fünf hamburger Seeleute. Ihr schreibt: „In dem Artikel ‚Die Seemannsordnung' von Richard Huelsenbeck in der Nummer 37 der ‚Weltbühne' ist ein Satz enthalten, der die Seeleute als ‚rüdes Volk' bezeichnet. Das stimmt nicht! Die Seeleute machen den Anspruch, mit zu dem fortgeschrittensten Teil des Proletariats zu zählen; und ein klassenbewußter Seemann ist nicht rüde. Was den Bildungszustand der Seeleute anbetrifft, an dem Huelsenbeck sich ebenfalls etwas rüde reibt, so wollen wir darauf hinweisen, daß der Verkehr der Seeleute mit den Genossen der verschiedensten Nationen schon von selbst bedingt, daß dieser Bildungsgrad nicht hinter dem eines Arbeiters im Lande in der schwarz-rot-goldnen Republik zurückstehen kann. Im Übrigen sind die Ausführungen zutreffend, wir sind ganz mit ihnen einverstanden und hoffen, daß ‚Die Weltbühne' häufiger sich der Sache der Seeleute annehmen wird." Auch Richard Huelsenbeck wird mit dem, was Sie schreiben, sicherlich einverstanden sein. Er hat es nicht böse gemeint.

Gert Niesa in Breslau wird gebeten, seine Adresse mitzuteilen.

Berliner Weltbühnenleser. Jeden Mittwoch, abends 8 Uhr, im Café Adler, am Dönhoffplatz. Am 23. spricht Lilli Korpus (AJZ.) über: „Ist die Presse unabhängig?".

Dieser Nummer liegt ein Verzeichnis der Neuerscheinungen des Universitäts-Verlages bei, das wir der Aufmerksamkeit unsrer Leser empfehlen.

Manuskripte sind nur an die **Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152,** zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 77 57. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Diktatur Severing von Carl v. Ossietzky

Es war am Ende des vergangenen Winters, als zuerst gemunkelt wurde, der Herr Reichsinnenminister werde angesichts des immer rabiatern Gehabens der Seldte- und Hitlertrabanten bald energisch werden und nicht einmal vor Artikel 48 zurückschrecken. Herr Grzesinski, Severings preußischer Statthalter, hielt Reden mit roter Gösch, und wir harrten neugierig der republikrettenden Herkulestaten. Doch nicht der Stahlhelm wurde kassiert sondern Rotfront, die erste Offensive galt nicht der pommerschen Vendée sondern dem kommunistischen Neukölln; Zörgiebel etablierte sich als Gallifet. Der Feind stand plötzlich wieder links, und als Herr Severing sich eines Tags der Siegestrophäen rühmen wollte, siehe, da hatte der Reichstag ohne viel Aufhebens das Republikschutzgesetz in die Versenkung fallen lassen. Der triumphierende Simson stand plötzlich ratzekahl geschoren da. Kein schöner Anblick.

Inzwischen sind Monate vergangen und die Haare wieder ein wenig nachgewachsen. Es ist noch nicht die alte Pracht, langt noch nicht hin, um die Könige von Philisterland unter Trümmern zu begraben, genügt aber für ein paar Krafthubereien.

Das Volksbegehren des Triumvirats Hugenberg-Hitler-Seldte ist ganz gewiß eine Dummheit allerdicksten Kalibers. Nur in Deutschland wirkt der Plan nicht lächerlich, außenpolitische Tatsachen, die aus unsrer Gebundenheit an die treibenden wirtschaftlichen Kräfte der Welt resultieren, durch ein Plebiszit wieder rückgängig zu machen. Nun mögen aber die Veranstalter des Volksbegehrens so absurd wie nur irgend möglich handeln, sie handeln trotzdem nicht illegal und nicht undemokratisch. Ihr Vorgehen ist gesetzmäßig, ihre Waffe der Verfassung des Deutschen Reichs entnommen. Die Regierung aber verstößt gegen die demokratische Konstitution, wenn sie Flugblätter beschlagnahmt, die der Propaganda für das Volksbegehren dienen, vor allem aber, wenn sie Beamten die ihnen verfassungsmäßig gewährleistete Meinungsfreiheit unterbindet.

Offen gestanden, es bedeutet eine nicht geringe Überwindung, sich zu dieser Anschauung zu bekennen. Die antidemokratischen Parteien sind in der Wahl ihrer Mittel niemals sehr fein gewesen, und ihre Agitation für das Volksbegehren setzt sich vornehmlich aus Fälschung und Verleumdung zusammen. Die Regierung hat tausendfach recht, dagegen einzuschreiten, und es stehen ihr dazu auch genügend gesetzliche Mittel zur Verfügung. Aber sie hat nicht geringste Veranlassung, die bessere Sache, die sie vertritt, durch ein ganz offenbares Unrecht zu bemakeln. Sie hat vor allem die Pflicht, die so gern im Munde geführte Demokratie auch dort anzuwenden, wo es unangenehm ist und vielleicht des augenblicklichen Vorteils beraubt. Denn das ist doch die wieder

und wieder und niemals ohne Selbstgefälligkeit verkündete Überlegenheit der Demokratie, daß sie in jedem Fall die Rechtsform wahrt und durch Gesetz und Verfassung sich selbst da gebunden fühlt, wo das politische Temperament einen andern Ausweg lieber sehen möchte. Haben wir es nicht bis zum Überdruß gehört, daß die Demokratie die beste Garantie biete, selbst ganz großen Umwälzungen im Staat die Bösartigkeit zu nehmen, da sie doch jeder Minderheit die gesetzmäßigen Möglichkeiten verbrieft, einmal Mehrheit zu werden? Das haben wir, wie gesagt, sehr oft gehört, und grade dieses Prinzip ist in den zehn Jahren Republik fortwährend durchlöchert worden. Die sogenannte Reichsexekution in Sachsen, das Ermächtigungsgesetz, das stille Ausnahmegesetz gegen die Linksradikalen — immer wieder wurde die ernsthafte Anwendung des Verfassungsbuchstabens durch leichtfertige Impromptus ersetzt und damit aufs peinlichste bewiesen, daß die Wortdiener der Demokratie es zu Zeiten selbst für nötig finden, das Antlitz ihrer Göttin zu verschleiern.

Auf einem andern Blatt steht, ob es richtig war, den Beamten eine Freiheit zu gewähren, die ihnen erlaubt, ihr Votum für ein Monstrum wie den § 4 des Volksbegehrens abzugeben. Nach der Magna charta von Weimar besteht allerdings kein Zweifel, daß sie es dürfen. Vor dem gesunden Menschenverstand ist es sicher ein Unding, wenn Funktionäre des Staats öffentlich zum Ausdruck bringen können, daß einige ihrer höchsten Vorgesetzten bestimmter Amtshandlungen wegen gerichtlich abgeurteilt zu werden verdienen. Denn diese Amtshandlungen der Minister sind politisch, man kann sie bejahen oder ablehnen, sie sind, wie man die Sache auch dreht und wendet, nicht unehrenhaft, und der Reichstag hat sie gedeckt. Das Verlangen, die verantwortlichen Personen der Außenpolitik vor ein Strafgericht zu ziehen, ist politisch und rechtlich lichterloher Wahnsinn; Beamte, die sich dafür einsetzen, halten sich kaum in den traditionellen Vorstellungen von Respekt und Subordination, die nun einmal mit ihrem Beruf verknüpft sind, aber gravierend ist nur, daß die Verfassung es ihnen nicht verwehrt, sie damit keine Insurrektion begehen und also auch nicht gemaßregelt werden können. Hat die politische Betätigungsfreiheit des Beamten auch vor der Vernunft ihre natürliche Grenze, so haben die Gesetzgeber von Weimar es jedenfalls nicht für nötig befunden, eine solche Grenzziehung auch nur zu versuchen. Das nachzuholen, gibt es ja den legalen Weg, aber eine Unterlassung der Konstituante kann nicht nachträglich durch Willkürakt wettgemacht werden.

Zugegeben, daß alle republikanischen Regierungen bisher ihre liebe Not mit großen Teilen der Beamtenschaft hatten, so ist grade dieser Anlaß nicht glücklich gewählt, um ein Exempel zu statuieren. Auch der politische Gegner kann den Beamten, die sich in der Kampagne für das Volksbegehren exponiert haben, die Achtung nicht versagen. Ihr politischer Horizont mag eng sein, ihr Begriff von den Fragen, um die es

geht, herzlich verquollen. Das hindert nicht anzuerkennen, daß sie Charakter und Zivilkourage gezeigt haben. Keine große Organisation steht hinter ihnen, keine anonyme Institution, die Kollektivverantwortung übernimmt, wenns schief geht. Sie haben als Einzelpersonen gehandelt, sie haben sich herausgestellt — im Gegensatz zu den vielen Andern, die genau so denken, aber es gern vermeiden, ihrer Gesinnung ein Gesicht zu geben und vor jeder Autorität katzbuckeln.

Die offene Fronde ist immer viel sympathischer und auch viel weniger gefährlich als der kleine zähe Widerstand der charakterlosen Rechnungsträgerei, die immer unverbindlich die Macht anerkennt, die sie bezahlt und die ihre Karriere sichert, aber immer nur, so lange sie Macht ist. Die Republik hat aber immer viel weniger unter den Frondeuren gelitten als vielmehr unter den Virtuosen der Opportunität. Es ist leicht, den Neinsager zu erkennen und auszumerzen, jedoch herzlich schwierig, die Urheber der unzähligen winzigen Hemmungen ausfindig zu machen, die ihre technischen Fähigkeiten hauptsächlich dazu benutzen, den ihnen anvertrauten Mechanismus zu lähmen. Überall sitzt sie, diese feige, namenlose Obstruktion, in Justiz, Armee, Diplomatie, Verwaltung und Schule, horstet diese falsche Loyalität, die der Republik nur Treue auf Zeit gelobt hat, ihren Geist verfälscht, ihre Arbeit sabotiert und ihren Namen nach Kräften lächerlich macht.

Hier liegt die wirkliche Schwierigkeit der republikanischen Aufgabe, hier aber auch die Sünde des republikanischen Staates, der sich mit diesem korrumpierenden Zustand von Zweideutigkeit still abgefunden hat. Was im Laufe der Jahre versäumt worden ist, das kann nicht durch ein gelegentlich statuiertes Exempel wieder gut gemacht werden. Am wenigsten aber durch die Maßregelung von Männern, die nur von ihrem staatsbürgerlichen Recht Gebrauch gemacht haben.

*

Was geht eigentlich in Oesterreich vor? Nach unsern Demoblättern ist Herr Schober der Mann der gütlichen Verständigung, der die Explosion vermeiden möchte. Aber schon seine Kompromißvorschläge sind eine wahnwitzige Zumutung. Hier ein paar charakteristische Sätze aus dem wiener Brief eines politischen Freundes: „Der Verfassungsentwurf ist ungeheuerlich. Niemals hätte Franz Joseph so etwas dem Parlament vorzulegen gewagt. Er geht weit hinter die 1867 gewährten Rechte zurück. Ganz Oesterreich wird unter Polizeiaufsicht gestellt. Die Regierung soll freies Ermessen haben, Ausnahmezustand zu verhängen, Suspendierung der Pressefreiheit, Einführung der Theater- und Kinozensur, das alte Ausweisungs- und Abschiebungsgesetz wird wieder lebendig, Einführung des Adels, Aufhebung der Geschworenengerichte. Ich finde, daß man der Sache in Berlin zu wenig Aufmerksamkeit schenkt. Man begeht den Fehler wie vor dem Kriege, da man die balkanischen Affären bagatellisierte. Aus Wien wird eine europäische Angelegenheit. Die Sache wird sich folgendermaßen abspielen. Die Vorlage wird im Parlament

von den Sozialdemokraten abgewiesen werden. Da eine Zweidrittelmehrheit auf legalem Wege nicht gefunden werden kann, wird man das Parlament schließen und die Verfassung diktatorisch einführen. Tuts Schober nicht, so wird es Vaugoin tun. Bei der Beseitigung des Magistrats, Einsetzung eines Regierungskommissars im Rathaus wird es zu Widerstand kommen. Die Arbeiter werden nicht, können nicht das Rathaus kampflos preisgeben. Hier also wird geschossen werden. Möglich, daß sofort der Generalstreik einsetzt. Man wird die Eisenbahnbrücken sprengen. Wien wird ohne Licht, Gas und Wasser sein. Die Bahnunterbrechung wird die Handhabe zum Einmarsch geben. Ungarn wartet darauf. Ist Oesterreich einmal besetzt, dann kann nur eine internationale Konferenz den Knoten lösen. Es wird das erste Loch in die Friedensverträge geschlagen. Apponyi schreibt ziemlich unverblümt darüber. Man will auf Kosten Oesterreichs die Tschechen für die Rückgabe ungarischer Stücke entschädigen. Es droht die Gefahr, daß Wien den Deutschen verloren geht. Man muß Wien retten, vor der eignen Provinz und vor Ungarn, vor den Tschechen und den Italienern."

Lord Haldanes Memoiren von Leopold Heinemann

Richard Burdon Lord Haldane of Cloan, der am 19. August des vergangenen Jahres starb, ist eine der stärksten und schöpferischsten Persönlichkeiten gewesen, die das an ungewöhnlichen Staatsmännern nicht arme England hervorgebracht hat. Auch in Deutschland war er nicht unbekannt, und in den Jahren vor dem Kriege stand sein Name mehr als einmal im Mittelpunkt. Nun hat seine Schwester, Lady Elizabeth, die Autobiographie des Mannes der Öffentlichkeit unterbreitet, der einmal als ein andrer Cato zu uns kam, Krieg und Frieden mit sich trug, der die Hand zum Frieden bot und sie, ohne daß sich ihm die unsre zum Handschlag entgegengestreckt hätte, wieder in die Falten seiner schicksalsschweren Toga versenken mußte. Dieses Buch wird bei uns einen ungewöhnlich aufmerksamen Leserkreis finden.

Intellektuelle sind zahlreiche englische Staatsmänner gewesen, aber der Intellektualismus dieses englischen Typs ging traditionell nach der literarischen Seite. Somers und Montague, Carteret und Chesterfield, Pitt und Fox, Melbourne und Derby, Gladstone und Disraeli verkörperten diese Richtung, die unter Haldanes Amtsgenossen besonders durch Lord Roseberry und Lord Morley vertreten gewesen ist. Lord Haldane hatte mit diesem literarischen Intellektualismus nichts, gar nichts gemeinsam. Nichts lag ihm ferner als Literatur, ihm — von dem wir wissen, daß er einer der ernstesten und bedeutendsten Goetheforscher war. Richard Burdon Haldane, der Schüler des großen Logikers und Erkenntnistheoretikers Lotze, war ein Mann der Wissenschaft. Goethe war für ihn ebenso wie Schopenhauer, dessen „Welt als Wille und Vorstellung" er ins Englische übersetzte, der Philosoph, war ihm das, was er einst bei uns einem Wilhelm von Humboldt gewesen ist. Hum-

boldtisch ist unter des großen Lotze frühem Einfluß seine Lebensanschauung gewesen, und es ist bezeichnend, daß er damals in Göttingen schon neben Lotzes Kollegs Geologie bei Seebach belegte. Im Rechenschaftsbericht seines Lebens nennt er unter seinen Schriften nur zwei, die ihm selbst als bedeutend erschienen, seinen „Weg zur Realität" (1903/4) und das Buch über „Die Herrschaft der Relativität" (1921). Das ist bezeichnend für den Mann, der von Beruf Jurist, ein ungewöhnlich erfolgreicher Jurist war. Schon als junger Mann war er einer der gesuchtesten Rechtsanwälte; unter anderm hat er damals einen Prozeß für die Deutsche Bank geführt und gewonnen. 1886 trat er ins Unterhaus ein, als eines der jüngsten Mitglieder der Liberalen Partei, und unter Gladstones Augen entfaltete er eine Tätigkeit größten Maßstabes. In diesen Jahren entwickelte er sich zum Reformator des englischen Hochschulwesens. Was Wilhelm von Humboldt für die deutschen Universitäten war, das wurde Haldane für die englischen. Er reformierte die londoner Universität und schuf aus dem, was früher nur eine Prüfungsbehörde war, eine Lehr- und Forschungsanstalt; er reformierte mit Ausnahme von Oxford und Cambridge das gesamte englische Hochschulwesen, verschaffte an den irischen Universitäten den Katholiken Gleichberechtigung, schuf nach dem Vorbild von Charlottenburg die erste Technische Hochschule in England und hatte, als er im Dezember 1905 zum ersten Male ein Amt annahm, bereits schöpferische Leistungen hinter sich, die das Leben jedes andern Menschen vollständig ausgefüllt haben würden. Dieses erste Amt war der Posten des Kriegsministers im Kabinett Campbell-Bannermann, und er erhielt es sehr gegen des Premiers Wunsch und Willen, nur unter dem Drucke, den Sir Edward Grey ausübte, der seinen eignen Eintritt ins Kabinett von dem gleichzeitigen Haldanes abhängig machte. Campbell-Bannermann äußerte resigniert: „Jetzt werden wir sehen, was Schopenhauer in der Kailyard — dem Kriegsministerium — fertigbringt!" Richard Burdon Haldane, der Englands Humboldt geworden war, brachte auch in der Kailyard „etwas fertig". Er wurde Englands Scharnhorst.

Der Zivilist Haldane, der noch als Kriegsminister dem deutschen Kaiser sagen ließ: Er trage einen schwarzen Rock und nicht einmal kaiserlicher Befehl könne ihn dazu bringen, auf dem friedlichsten Pferd der ganzen Mark Brandenburg aufzusitzen, der schon Ende der achtziger Jahre von sich sagt: „Ich hatte zulange mit Soldaten verkehrt, um ihren politischen Meinungen noch viel Gewicht beilegen zu können" — dieser Zivilist Haldane wurde Kriegsminister. Wie er sich einführte, ist bezeichnend für den Mann. „Am nächsten Tage", berichtet er, „kamen die Generale, die dem Kriegsrate angehörten, zu einer Besprechung mit dem neuen Minister. Nach einer kurzen Unterhaltung sagte der Dienstälteste zu mir, daß sie alle das Bedürfnis hätten, die leitenden Ideen der Reformvorschläge, die ich dem Parlament vorzulegen gedächte, zu erfahren. Meine Antwort lautete, daß ich mir wie ein keusches junges Mädchen vorkäme, das soeben mit einem bronzefarbenen Krieger verheiratet worden sei, und daß es nicht wahr-

scheinlich wäre, daß das Publikum früher als vor dem Ablauf der ersten neun Monate irgendein Ergebnis aus dieser Ehe erwarten würde."

So trat er sein erstes Amt an. „Zu dieser Zeit wußte ich nur wenig von militärischen Dingen und in Fragen der Armeeorganisation war ich völlig unwissend", versichert er. Aber noch ehe sein erstes Amtsjahr herum war, hatte er den Stoff gemeistert und der Zivilist wurde zum Armeeorganisator und zum Armeereformer. Im Jahre 1906 trat die Frage an ihn heran, „daß die Zentralmächte in Frankreich einfallen und das Land okkupieren könnten, in welchem Falle, bei weiterm Wachsen der deutschen Seemacht, unsre insulare Sicherheit von einer Invasion stark vermindert werden mußte." Sofort entstand in ihm der Plan zur Aufstellung einer Expeditionsarmee, „die so stark und so schnell zu mobilisieren sein mußte, daß sie im Falle eines deutschen Angriffs auf die nördlichen und nordöstlichen Teile Frankreichs der französischen Armee zu Hilfe kommen konnte." Im Jahre 1907 waren diese Pläne vollständig durchgeführt, und dazu war auch eine dauernde Verbindung zwischen der britischen und der französischen Heeresleitung geschaffen worden. In Deutschland waren diese Dinge nicht unbekannt, und als Haldane im September 1906 in Berlin weilte, sprach der Kaiser ihm davon. Um so merkwürdiger berührt dabei die Tatsache, daß man trotzalledem dem englischen Kriegsminister eine Gefälligkeit erwies, die sich bitter rächen sollte.

Die Einladung zu den Kaisermanövern lehnte er ab. Dafür erbat er sich einen Einblick in die Tätigkeit des preußischen Kriegsministeriums. Dieser Wunsch wurde erfüllt, und Haldane kam auf drei Wochen nach Berlin. Es zeugt von außerordentlicher Auffassungsgabe, daß er sofort das Wesentliche erkannte. Diese drei Wochen genügten, um ihn zum Scharnhorst Englands werden zu lassen. Alsdann schuf er die Trennung von Heeresleitung und Heeresverwaltung, führte das Intendanturwesen in der britischen Armee ein und hatte aus Berlin noch etwas andres mitgebracht:

> Ich nahm die Überzeugung mit, daß, wenn uns Deutschland jemals angreifen würde, das auf dem Wege über Frankreich und mit der französischen Nordküste als Basis geschehen würde. Die Idee, die ich mir bereits vorher gebildet hatte, empfing ihre Bestätigung und gleichzeitig der Wert einer sofort mobilisierbaren Expeditionsarmee.

Schon bei diesem ersten Besuch in Deutschland traf Haldane mit dem Kaiser zusammen, der behauptete: es sei falsch, daß er irgendwelche kritischen Bedenken gegen eine britisch-französische Entente habe. Im Gegenteil glaube er, daß solch ein Bündnis sogar gute Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich erleichtern könne. Er lege Wert auf diese guten Beziehungen und habe Schritte unternommen, sie durch Männer in leitenden Stellungen Frankreichs zu unterstützen. Es verlange ihn nach keinem einzigen Fuß französischen Bodens. Nur Delcassé sei es, der all die Unruhe erzeuge. Haldane bat den Kaiser, seine Meinung frei äußern zu dürfen. Der Kaiser gestattete, und Haldane erklärte ihm: daß nicht der Wunsch

eine Tripleallianz zwischen England, Frankreich und Rußland gegen ihn zu bilden der Grund der gereizten Stimmung sei, sondern dieser Grund seien Dinge, die er — der Kaiser — ausgesprochen habe und die in England Unbehagen (uneasiness) erzeugt hätten. Der Kaiser aber leitete das Gespräch auf den Zwei-Flotten-Standard Englands und erhielt die Auskunft: damit verhalte es sich, wie mit seinem eignen Armee-Standard — das sei ein Teil vom ‚Wesen' der englischen Nation!

Wilhelm II. hat später die Dinge anders dargestellt und folgendes berichtet:

> Im Jahre 1906 kam Haldane mit Erlaubnis der deutschen Regierung nach Berlin, um sich über die preußische Wehrverfassung, Rekrutierung, den Generalstab usw. zu unterrichten. Er wurde im Kriegsministerium beschäftigt, wo ihn der Minister, General von Einem, persönlich orientierte. Nachdem er etwa zwei bis drei Wochen dort gearbeitet hatte, kehrte er sehr befriedigt nach England zurück ... In Berlin sah man damals in Haldanes Mission eine „Annäherung" Englands, nach der man immer strebte, de facto war sie eine „Auskundschaftung" des deutschen Vetters unter dessen eignem Dach. Den Dank quittierte England mit dem Weltkriege, den Haldane mit vorbereiten half. In diesem Falle hatte Lord Haldane die Deutschen „übertölpelt"!

Diese Anschauung ist immerhin merkwürdig. Haldane war eingeladen! („I accepted the invitation, which I got extended to Colonel Ellison as my military secretary"). Was hätte der Kriegsminister Englands im preußischen Kriegsministerium sonst gewollt, als sehen, lernen — später das Gelernte verwenden? Haldane hat weder „ausgekundschaftet", noch „übertölpelt". Gelernt hat er allerdings — und geschadet hat Deutschland dieses Lernen unendlich. Ein Vorwurf aber kann nicht ihm, sondern ausschließlich denen gemacht werden, die es ihm ermöglicht haben.

Sechs Jahre später kam Haldane zum zweiten Male in offizieller Mission nach Berlin. Die Geschichte dieses deutsch-englischen Annäherungsversuchs ist bekannt. „Bethmann tat, was er konnte", berichtet Haldane, „aber er war nicht stark genug, dem Widerstand zu begegnen, wie ein Bismarck — der am Ende ein großer Friedenskanzler war — es gekonnt hätte." Wilhelm II. hat auch hier merkwürdige Dinge berichtet:

> Ehe die Verhandlungen begannen, schreibt er, machte ich den Staatssekretär von Tirpitz noch darauf aufmerksam, daß Haldane, obgleich augenblicklich Kriegsminister, sich wohl vorbereitet haben werde, und sicherlich von der englischen Admiralität, in der der Geist Fishers walte, eingehend instruiert worden sei. Fisher hatte in seinem Handbuch für englische Seeoffiziere neben andern beherzigenswerten Vorschriften einen Satz aufgenommen, der für den Admiral, seine Behörde und Seinen Geist charakteristisch ist und wörtlich lautet: ‚If you tell a lie, stick to it!' (Wenn du lügst, dann bleib' auch fest dabei) ... Das Gespräch dauerte mehrere Stunden ... Tirpitz war hervorragend.

Tirpitz war so „hervorragend", daß Haldane den Eindruck gewann, daß „der Kaiser den Frieden zu wünschen schien, aber nicht begriff, daß der beste Weg, den Frieden zu fördern, war,

das Schwert nicht zur Schau zu stellen. Im Aushängen des Schwertes aber schien Tirpitz ihn in gefährlicher Weise zu ermutigen, obwohl ich glaube, daß nicht einmal er Lust zum Kriege hatte."

Am Vorabend des Kriegs machte Ballin noch einen letzten Bremsversuch und schrieb an Haldane. In der letzten Juliwoche 1914 war er zusammen mit Sir Edward Grey sein Tischgast gewesen. Nun am 1. August schrieb er beschwörend:

> Vorige Woche gaben Sie mir in Ihrer eindeutigen Art die Versicherung, daß England nur zur militärischen Intervention veranlaßt werden würde, wenn Deutschland Frankreich schlucken (swallow) sollte, mit andern Worten, wenn das Gleichgewicht der Mächte durch deutsche Annexionen französischen Bodens sich sehr verändern würde.

Dieser Brief wurde nie beantwortet. Nun behauptet Haldane, daß Grey und er nie von „verschlucken" („swallow"), sondern von „angreifen" („attack") gesprochen hätten. Es ist gräßlich, sich vorzustellen, daß vielleicht das Mißverständnis oder die falsche Erinnerung, durch die zwei Worte verwechselt wurden: „Frankreich aufschlucken" und „Frankreich angreifen" so entsetzliche Folgen hatte.

Haldane ist wegen dieses Briefes sehr angegriffen worden, und die Gerüchte führten schließlich dazu, daß der Empfänger wegen Verdachtes der Deutschfreundlichkeit demissionieren mußte. Während des ganzen Krieges blieb die öffentliche Meinung gegen ihn, und noch am Tage des Einzugs der siegreichen Armee in London warnte die Polizei davor, unbekannte Personen ins Haus zu lassen. Am Abend dieses Tages ließ sich ein Offizier, ohne seinen Namen zu nennen, bei Lord Haldane anmelden. Haldane ließ den Fremden hereinführen. Es war der Feldmarschall Haig, der an eben diesem Tage als Sieger im Weltkriege an der Spitze seiner Armee, geleitet vom König, seinen Einzug in London gehalten hatte. „Ich beabsichtige nicht zu bleiben," erklärte er, „der Zweck meines Kommens ist nur, Ihnen ein Buch zu bringen, in das ich etwas eingeschrieben habe." Haig verabschiedete sich. Das Buch enthielt seine Kriegsrapporte und auf dem Vorsatzblatt standen folgende Zeilen:

> Dem Viscount Haldane of Cloan — dem größten Kriegsminister, den England je besessen hat — in dankbarer Erinnerung an die erfolgreichen Anstrengungen für die Organisation einer Armee für den Krieg auf dem Kontinent, die ungeachtet der starken Gegnerschaft im Kriegsrate und der unzulänglichen Unterstützung seiner parlamentarischen Freunde erfolgten. gez. Haig, Feldmarschall.

In Deutschland hat man bis heute die Bedeutung Haldanes kaum begriffen. Dieser weit über den Durchschnitt gebildete Staatsmann, der als einfaches Parlamentsmitglied der Reformer des englischen Hochschulwesens, als ziviler Minister Reformator und Organisator der britischen Armee, und, auch das muß erwähnt werden, der geistige Urheber des britischen Admiralstabes wurde, war eine zu bedeutende Persönlichkeit, als daß seine Zeitgenossen das Recht hätten, an einem solchen Leben vorüberzugehen.

Die grüne Front von Jan Bargenhusen

III.

Raiffeisens Ende

„Segensreiche Werkstätten christlicher Nächstenliebe", „Kulturträger" und „Pflanzbeete der Volkswohlfahrtspflege" — das sollten die ländlichen Spar- und Darlehnskassen Raiffeisenscher Art nach dem Willen des Gründers und nach den Worten seiner beredteren Epigonen sein. Als Friedrich Wilhelm Raiffeisen, „Vater Raiffeisen", wie er noch heute überall bei seinen Jüngern in ganz Europa genannt wird, im Jahre 1888 starb, siebzig Jahre alt, ein müder kranker Mann, der immer in der Enge gelebt hatte — Feuerwerker bei der Mainzer Festungsartillerie, Kreissekretär, Landbürgermeister, das sind die Etappen seines Lebens — da gab es in Deutschland noch nicht einmal fünfhundert dieser „Vereine". Seit jener Zeit sind die Genossenschaften zu einem entscheidend wichtigen Faktor in der deutschen Landwirtschaft geworden; es gibt kaum eine Dorfgemeinde, in der keine „Genossen" sitzen. Insgesamt zählt man in Deutschland jetzt mehr als vierzigtausend ländliche Genossenschaften. Von ihnen ist aber nur rund ein Fünftel dem „Generalverband der deutschen Raiffeisen-Genossenschaften" angeschlossen. Die Raiffeisen-Organisation ist nämlich von den Genossenschaften Offenbachscher Richtung (wie sie nach ihrem alten Vor-Ort heißen) vom „Reichsverband der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften" (so lautet die neue Firma) überflügelt worden. Der Offenbachsche Verband umfaßt heute mit über sechsundzwanzigtausend Genossenschaften fast zwei Drittel aller dieser Organisationen. (Dabei ist immer nur von den spezifisch landwirtschaftlichen Genossenschaften die Rede, nicht von den Konsumgenossenschaften freigewerkschaftlicher und katholischer Prägung und nicht von den gewerblichen Genossenschaften der Handwerker und kleinen Kaufleute, die in Schulze-Delitzsch ihren „Vater" sehen.)

Die Frage, warum der älteste Zweig des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens gegenüber den jüngern Trieben vom gleichen Stamm verkümmert ist, läßt sich dahin beantworten, daß ein großes Geschäft — und allmählich war aus dem Raiffeisen-Apparat ein Riesengeschäft geworden — nun einmal nicht mit den patriarchalischen Methoden und in dem charitativen Geist zu führen ist, die einen wichtigen Bestandteil der alten Raiffeisen-Tradition ausmachen. Was für die engen ländlichen Verhältnisse passen mochte, unter denen „Vater Raiffeisen" um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die ersten kleinen Ortsvereine geschaffen hat, das erweist sich heute, wo es um die Bewältigung von organisatorischen Massen und um die Durchführung von Millionen- und Milliardenumsätzen geht, vielfach als Hemmnis. Die Gründung des „Reichsverbandes" ist ja auch in bewußter Opposition zu der Überbetonung des traditionell geheiligten Wohltätigkeitsprinzips erfolgt, um den nüchternen Prinzipien des Geschäfts-

geistes innerhalb der Genossenschaften freie Bahn zu geben. Nichts charakterisiert die gewollte Eigenart des vielfach von Landpastoren — evangelischer wie katholischer Observanz — kultivierten Raiffeisen-Geistes so gut, wie das Wort, das ein hessisches Kaplänlein einmal, vor wenigen Jahren erst, gesprochen hat: „Wenn Raiffeisen katholisch gewesen wäre, dann hätte man ihn heilig sprechen müssen."

*

Durch siebzig Jahre hindurch ist die Tradition von „Vater Raiffeisen", rein äußerlich, streng gewahrt worden. Die Phraseologie ist dieselbe geblieben, aber die Zeitumstände, die Charaktere und auch die Köpfe der Männer, die Raiffeisens Erbe behüten sollten, haben sich gewandelt. Schon einmal, im Jahre 1904, hat eine schwere Krise die ganze Raiffeisen-Organisation erschüttert, die damals, nach einer mühevollen geschäftlichen Rekonstruktion, sich nicht besser zu helfen wußte, als dadurch, daß sie sich unter die Fittiche ihrer jüngern Konkurrentin, des „Reichsverbandes", begab. Die Ehe zwischen dem nüchternen Geschäftssinn des Reichsverbandes und der schwärmerisch-verklärten Ideologie raiffeisenscher Volkswohlfahrtspflege war nicht übermäßig glücklich. Nach einem knappen Jahrzehnt ging sie in die Brüche; der Raiffeisen-Verband gewann seine Selbständigkeit zurück.

Die zweite und viel schwerere Krise, die in den diffizilen Geschäftsverhältnissen der Stabilisierungsperiode von 1924 ihren Ursprung hat, führt jetzt zur Auflösung der alten Raiffeisen-Organisation und zu ihrer Verschmelzung mit dem „Reichsverband", der diese kritische Periode im ganzen besser, freilich nicht ohne örtliche Einbußen, überwunden hat. Der neue Einheitsverband der ländlichen Genossenschaften, der in seiner Firma den durch Tradition geheiligten Namen Raiffeisens weiter fortführen wird, ist im Grundsätzlichen bereits fertig. Die Auflösung der alten Verbände und die Konstituierung des neuen Gebildes wird die Aufgabe der nächsten Monate, vielleicht schon der nächsten Wochen sein. Wie kam es nun aber zu dieser Krise, die den Weiterbestand des alten und festen Raiffeisen-Gebäudes unmöglich gemacht hat?

Diese Krise beruht auf einem Versagen der Leitung, genauer gesagt, auf der unerhörten Mißwirtschaft, die in dem zentralen Geschäftsinstitut des Verbandes, in der Raiffeisenbank, während der Inflations- und Nachinflationsjahre eingerissen war. Während draußen im Lande die Arbeit der einzelnen dörflichen Genossenschaften und ihrer Provinz- und Landesverbände getreulich im alten Geiste und in den alten soliden Gleisen weitergeführt wurde (von wenigen Ausnahmen abgesehen), hielt in Berlin ein ganz neuer Geist seinen Einzug. In einem gradezu grotesken Gegensatz zu den alten biedermännischen Prinzipien baute man hier, in einem prunkvollen Bankpalast, ein „großzügiges" Geschäft auf. Der Geheime Justizrat Dietrich aus Prenzlau, bekannt als deutschnationaler Reichstagsabgeordneter und als Vizepräsident des Reichstags, war hier der unbeschränkte Herrscher; seine

Autorität, als langjähriger Leiter der Raiffeisenorganisation, war ohne Grenzen. Ein echter Bourgeois-Junker ist er, dieser König der Uckermark — jeder Zoll ein Major der Landwehr. Im Reitanzug, mit Plastron, hohen Stiefeln, Sporen und Gerte, kam er ins Bureau, ging er in den Reichstag. Seine beiden Mitdirektoren, Seelmann und Schwarz, würdigte er kaum je eines Wortes, und da in der Leitung der Bank, bei dem mehr als mangelhaften Zusammenarbeiten der Chefs, die leitende Hand fehlte, so konnte es nicht ausbleiben, daß die Abteilungsleiter auf eigne Faust Geschäfte entrierten. Ende 1924 war bereits das Chaos da.

*

Es ist ein besonders trübes Kapitel in der Geschichte der Raiffeisen-Organisation, daß die geschäftlichen Verluste, die damals entstanden waren, durch Jahre hindurch von dem kleinen Kreis der Eingeweihten aus Prestige- und Autoritätsgründen mit einer wahrhaft pastoralen Heuchelei verschleiert und verheimlicht worden sind. Ein Beispiel: 1927 hat der Raiffeisen-Generalverband zu Köln am Rhein, preisend mit viel schönen Reden, das Jubelfest seines fünfzigjährigen Bestehens gefeiert. Der neue Geschäftsführer des Verbandes, ein Major außer Diensten namens August Schmidt — bis vor kurzem noch Zivildienst-Angestellter im Reichswehrministerium — erstattete den Jahresbericht und sprach dabei die stolzen Worte: „Ein Jahr des Wiederaufbaus, äußerster Anspannung aller Kräfte, des Sichentgegenstemmens gegen ein widriges Schicksal liegt hinter den Verbänden; was 1924 und 1925 begonnen wurde, ist im Berichtsjahr mit der größten Kraft fortgesetzt worden." Ja, wie denn? was denn? Was ist denn eigentlich in den Jahren 1924 und 1925 bei der Raiffeisenzentrale „begonnen" worden? Die Antwort auf diese Frage liefert jetzt, reichlich post festum, der Untersuchungsausschuß des preußischen Landtags, der „zur Nachprüfung der Kreditgewährung der Preußischen Zentralgenossenschaftskasse an die Landbund- und Raiffeisen-Genossenschaften" eingesetzt worden ist, auf Drängen der Koalitionsparteien oder, sagen wir genauer, auf Drängen der Sozialdemokraten. Freilich hat man einen schlechten Zeitpunkt dazu gewählt, um jetzt endlich, durch die Wiederaufrollung der Affäre Raiffeisen, die man eher als eine „Affäre Dietrich" bezeichnen kann, eine verspätete Rache für die Barmat- und Kutisker-Affären zu nehmen — ein frischer Sklarek zieht eben mehr als ein alter Dietrich. Es kommt hinzu, daß fast alle pikanten Einzelheiten des Raiffeisenskandals aus den Jahren 1924/25, nämlich die Dinge, die sich hauptsächlich um die Person des flotten russischen Weißgardisten Sascha Uralzeff gruppieren, durch eine allzu enthüllungsfreudige Presse bereits seit Monaten abgeschossen worden sind. Nach dem Abbrennen dieses Feuerwerks der Enthüllungen verbleibt dem Untersuchungsausschuß bei seiner mühsam-schwerfälligen Arbeit nur eine relativ bescheidene Nachlese. Immerhin ist das Bild, das hier aus kleinsten Einzelheiten mit wenig Witz und geringem Geschick zu einem

Gesamtmosaik zusammengesetzt wird, noch erschütternd genug. Die Millionen, die damals der schwerringenden Landwirtschaft vorenthalten blieben, wurden in mehr oder weniger trüben Geschäften an alle möglichen Glücksritter mit vollen Händen weggeschenkt. Sehr richtig hat einer der Kritiker gesagt, daß jene Männer, die damals die Geschicke der Bank leiteten, jeden Geschäftsmann insgeheim als eine Schieberexistenz ansahen, — und weil ihnen das Unterscheidungsvermögen für seriöse und unseriöse Persönlichkeiten fehlte, so fielen sie den gewandten Schiebern rettungslos in die Hände. Es wäre freilich unrecht, wollte man dem alten Geheimrat Dietrich, der vor dem Untersuchungsausschuß mit viel Geschick die Rolle des mit Ehrenämtern überlasteten und geschäftlich nicht versierten Biedermanns zu spielen verstand, das volle Maß der Schuld aufbürden. Auch die Verwaltungs- und Aufsichtsorgane der Bank haben versagt. In diesen saßen, neben einem guten halben Dutzend Pastoren, die Männer des praktischen Geschäftslebens, die Verbandsdirektoren und die Leiter der Geschäftsanstalten aus der Provinz. Sie alle wagten es damals noch nicht, gegen die Autorität Dietrichs anzugehen und eine gründliche Untersuchung der Mißstände zu fordern. Ihr Zaudern hat ihnen freilich nicht geschadet: trotz des vernichtenden Urteils, daß der — zu spät! — eingesetzte Revisionsausschuß (unter dem Vorsitz des Herrn von Kameke) im Jahre 1927 über die meisten von ihnen gefällt hat, sind sie heute noch fast ohne Ausnahme in ihren alten Positionen tätig, und sie werden auch dem neuen Einheitsverband weiter in führender Stellung angehören.

Und noch eins: auch Semper, der frühere Präsident der Preußenkasse, trägt einen großen Teil der Schuld daran, daß bei der Raiffeisenbank, die doch nur von den Preußenkassenkrediten lebte, eine derartige Mißwirtschaft einreißen und durch Jahre hindurch fortbestehen konnte. Mehr noch: Semper ist auch weiterhin daran schuld, daß für die Rekonstruktion der Raiffeisenbank, die im Jahre 1926 erfolgte, als — bei zwanzig Millionen Aktienkapital — gut der doppelte Betrag verloren war, eine mehr als problematische Methode gewählt wurde. Bei der Bank war eigentlich nichts in Ordnung. Schon die Goldmark-Eröffnungsbilanz war mit verbrecherischem Leichtsinn zurechtgeschludert und zurechtgebogen worden, und alle folgenden Bilanzen sind gleichfalls falsch, zum mindesten in dem Punkte, daß nicht eingezahlte Aktien für voll gerechnet waren. Durch Semper erhielt das Institut nun für die Verluste einen langfristigen „Überbrückungskredit" der Preußenkasse, dessen juristische Sicherstellung infolge einer groben Fahrlässigkeit der Preußenkasse wirkungslos bleiben mußte.

*

Diese Situation fand Klepper vor, als er zu Beginn des Jahres 1928 die Leitung der Preußenkasse übernahm und das Raiffeisengeschäft, einen der größten Aktivposten seiner Bilanz, genauer durchforschte. Ehe er aber dazu kam, das Ver-

hältnis zwischen Preußenkasse und Raiffeisen zu bereinigen, wurde schon von dem damaligen Reichsernährungsminister Schiele ein sehr gescheit angelegter Gegenzug gegen das „sozialistische" Regime Klepper geführt: Schiele proklamierte die „Rationalisierung des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens", mit dem großen praktischen Ziel des Zusammenschlusses der beiden Hauptorganisationen Raiffeisen und „Reichsverband"; und er brachte den Reichstag dazu, im Rahmen des großen landwirtschaftlichen Notprogramms von 1928 einen Fonds von 25 Millionen Mark für diesen Zweck zu bewilligen. Mit dieser Aktion sollte der neuen Leitung der Preußenkasse ein geschlossenes und nach der Sanierung wieder voll leistungsfähiges Genossenschaftswesen entgegengestellt werden.

Es war Kleppers gutes Recht, daß er in dieser Lage vor allem darauf bedacht war, seiner Politik zum Siege zu verhelfen. Er mußte verhindern, daß der neue Einheitsverband mit einer einseitigen Frontstellung gegen die Preußenkasse zustande kam, und er mußte weiter dafür sorgen, daß bei der unvermeidlichen Liquidation von Raiffeisen die finanziellen Interessen seiner Bank gewahrt blieben. Dabei befolgte Klepper zunächst die naheliegende Taktik, sich des Beistandes der alten Konkurrenten von Raiffeisen im „Reichsverband" zu versichern. Der Vizepräsident dieser Organisation, der münchner Geheime Landesökonomierat Hohenegg, war sein erster Kandidat für den genossenschaftlichen Einheitsverband. Es schien so, als ob von der alten Raiffeisen-Organisation, nach der Regulierung ihrer Verluste, beim Aufgehen im Reichsverband auch nicht das Geringste mehr übrig bleiben würde. Die Liquidation der Raiffeisenbank und die Auflösung fast des gesamten Apparates war bereits eine beschlossene Sache. Schon hatte die Preußenkasse verläßliche Leute in die Leitung der Raiffeisenbank entsandt. Als der künftige Liquidator erschien dort eines Tages, mit dem Titel „Bankdirektor", ein bis dato völlig unbekannter Rechtsanwalt namens Grünewald, von dem man nur wußte, daß er ein ehemaliger Mitschüler Kleppers sei. Und dann kam, völlig überraschend, die neue Wendung: Klepper wechselte plötzlich, ohne erkennbaren äußern Grund, den Partner. Er ließ seine engen freundschaftlichen Beziehungen zum „Reichsverband" verfallen, der sich, durch bureaukratische Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten gehemmt, in der Vorbereitung der Genossenschaftsfusion mehr als lau gezeigt hatte, und er schloß mit den Trägern der Raiffeisentradition, denen er bisher nur als finanzieller Diktator gegenübergetreten war, ein Bündnis ab. Der Kampf um die Schaffung des genossenschaftlichen Einheitsverbandes trat damit in sein letztes und entscheidendes Stadium, mit der neuen Frontstellung: Preußenkasse und Raiffeisen gegen „Reichsverband". Kurz vor ihrem Ende fiel der Raiffeisenorganisation noch einmal, freilich als Werkzeug der Preußenkasse, eine entscheidende Rolle bei der Gestaltung der genossenschaftlichen Verhältnisse in Deutschland zu. Aber damit beginnt bereits ein neues Kapitel.

Die Pioniere von Ingelheim

von Johannes Bückler

Wenn man längere Zeit nicht in Westdeutschland gewesen ist, so wirkt eine Fahrt durch den Rheingau, von Frankfurt bis Bingen, überwältigend. Wie die Felder jetzt im Oktober noch von Fruchtbarkeit strotzen! Weiter hinunter, zwischen Bingen, Bacharach, Boppard, Koblenz auf der einen Seite und Rüdesheim, Aßmannshausen, der Loreley auf der andern ist Weinlese. Die Luft ist noch sommerlich warm, das dunkelgrüne Laub fängt erst an, sich herbstlich zu färben. Die schönen Autostraßen sind gesäumt von Weinfässern, bereit, den gutgeratenen 1929er aufzunehmen. Dazwischen läuft alle paar hundert Meter eine andre Flüssigkeit aus amerikanischen Ölpumpen. Der Bedarf an Öl ist riesig, denn die Zahl der an einem gewöhnlichen Wochentag beide Ufer des Rheins befahrenden Autos aller Nationen ist phantastisch. Und der internationale Verkehr auf dem Strom! Riesenschleppzüge von deutschen, französischen und holländischen Frachtschiffen, dazwischen verkehren auch im Oktober noch die Köln-Düsseldorfer Personendampfer, auf denen deutsch als Umgangssprache von amerikanisch und japanisch ausgestochen wird.

Im ganzen besetzten Gebiet ist die Trikolore und der Union Jack auf Halbmast geflaggt: Stresemann ist vor zwei Tagen gestorben. Die Stimmung unter den abrückenden englischen Truppen ist nicht die beste, das sorglose Etappenleben hat ein Ende. Ganz junge französische Soldaten auf dem Bahnhof in Höchst sind sehr mißgestimmt; der Kommiß ist eben keine reine Freude, um so weniger, als sie täglich vor Augen haben, daß die jungen gleichaltrigen Deutschen das nicht mehr nötig haben. Auf dem Bahnhof in Wiesbaden verabschieden sich vier englische Soldaten von einer Frau mittlern Alters, vielleicht die Quartierwirtin. Jeder von ihnen erhält einen Rosenstrauß zum Gedenken. Abschied vom Erbfeind. Gott strafe England!

*

Im übrigen haben sich Engländer wie Franzosen viele Sympathien, die zweifellos in der rheinischen Bevölkerung von jeher da waren, durch schikanöse Besatzungsmethoden, die wahrscheinlich untrennbar von jedem Militarismus sind, verscherzt. Ein Spezialkapitel bedeutet hierbei die große Zahl von Geschlechtskrankheiten — man bedenke: Truppen, die zum Teil seit vier Jahren im Feld gewesen waren, als sie ins Rheinland einrückten — und die große Zahl von zurückgelassenen unversorgten unehelichen Kindern! In einer Stadt von 100 000 Einwohnern sind unter einer Gesamtzahl von 2646 Lebendgeborenen in der Zeit vom 1. Januar 1919 bis zum 1. Januar 1929 458 uneheliche Soldatenkinder, die sich folgendermaßen verteilen: 26 Amerikaner, 114 Engländer, 263

Franzosen, 55 mit unbekannten Vätern, die aber bestimmt ebenfalls den Besatzungstruppen angehören. Wobei noch zu bemerken wäre, daß die Zahl der französischen Okkupationssoldaten in dieser Stadt weit höher war, sie überstieg die der Engländer ums Zweieinhalbfache. Die Letztern sind also prozentual die Produktivsten und auch die Rücksichtslosesten gewesen. Kein Wunder, daß die wohlgenährten, faulenzenden und kraftstrotzenden englischen Soldaten wegen ihrer erprobten Tüchtigkeit bei den rheinischen Frauen und Mädchen sehr beliebt waren; das gleiche trifft übrigens auch auf die Marokkaner zu. Abgesehen davon, daß die französisch-deutschen Beziehungen viel öfter zu Ehen geführt haben als die englisch-deutschen — die Franzosen wurden hierin durch die offizielle Politik ihres Landes insofern unterstützt, als sie bei einer Eheschließung eine Dreizimmerwohnung geschenkt bekamen (praktische Bevölkerungspolitik) —, haben die Franzosen auch, obwohl sie auf Grund ihrer Gesetze hierzu nicht verpflichtet sind (recherche de la paternité est interdite en France), in sehr vielen Fällen freiwillig für ihr Kind gezahlt, während die Engländer sich hiervon, obwohl sie auf Grund ihrer Gesetze verpflichtet wären, fast stets zu drücken verstanden. Wobei sie von ihrer Behörde ebenfalls in weitgehendstem Maße unterstützt wurden, indem nämlich jedesmal, sobald ein deutsches Mädchen seine Schwangerschaft meldete, der betreffende englische Soldat umgehend versetzt und dem Mädchen seine Adresse nicht bekanntgegeben wurde. Rund 10 000 Mark kostet jedes dieser 458 Kinder bis zum sechzehnten Lebensjahr die städtische Verwaltung, das sind rund viereinhalb Millionen in einer einzigen rheinischen Stadt von 100 000 Einwohnern. Diese Kosten werden allerdings zum Teil von den armen Mädchen wieder eingetrieben, bei einem Dienstmädchen zum Beispiel wurden zwangsweise monatlich 25 Mark erhoben. Eine pazifistische Frauengruppe im besetzten Gebiet versucht jetzt einen ersten Alimentationsprozeß in England durchzuführen. Es ist, je nach dem Ausgang des Prozesses, nicht ausgeschlossen, daß eine nach Statistiken zu errechnende größere Summe eines Tages in irgend einer Form auf dem Reparationskonto erscheint.

Im ‚Kölner Tageblatt' wird die Gesamtzahl der noch zu versorgenden unehelichen Kinder, deren Väter den Besatzungstruppen angehörten, auf etwa 15 000 geschätzt, wovon 8000 als englische Leistung zu betrachten sind. Die Engländer haben also trotz ihrer Minderzahl einen glorreichen Sieg über ihre Alliierten davongetragen. Das kölner Blatt bestätigt, daß die Franzosen sich gegenüber den Engländern als die weitaus bessern Väter gezeigt haben. England expects every man to do his duty! So sind denn auch unbeschadet ihres

mangelnden Familiensinns die Engländer weit stärker außerdienstlich beansprucht worden als die Franzosen. Immerhin scheinen die Pioniere von Ingelheim keine so dauerhaften Brücken gebaut zu haben wie die von Ingolstadt, sie sind verduftet, und achttausend Flüche donnern ihnen nach.

*

Wirtschaftlich und politisch entsteht im besetzten Gebiet mit dem Abrücken der Truppen eine Zeit der schwersten Krisen. Die freiwerdenden Wohnungen sind zur Behebung der Wohnungsnot nicht zu gebrauchen, da auf der einen Seite nur große und teure Wohnungen frei werden, auf der andern nur kleine und billige gesucht sind. Die freiwerdenden öffentlichen Gebäude wie Kasernen und Schulen stehen zum Verkauf; sie werden voraussichtlich wieder Schulen und Krankenhäuser werden, ohne jedoch die hohe Miete einzubringen, die die Städte in den letzten Jahren daraus gezogen haben. Die Geschäftsleute verlieren einen guten Teil ihrer zahlkräftigen Kunden. Die Gelder, die jetzt und in den nächsten Monaten aus den sogenannten Westfonds an kleine Handel- und Gewerbetreibende und an die Industrie in Form von Krediten ins Rheinland wandern, werden fatale Ähnlichkeit mit den Ruhrgeldern unseligen Angedenkens haben. Natürlich werden auch die Gewerkschaftskreise an den Krediten beteiligt sein. Dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn man die Gewähr hätte, daß wirklich soziale Politik damit getrieben würde. Das Geld wird aber nur, wie an der Ruhr, dazu verpflichten, durch dick und dünn mit der Regierung zu gehen.

Angesichts der nationalsozialistischen Agitation, die erst nach dem Abzug sämtlicher Truppen ihre volle Wirkung zeigen wird, ist die von Preußen beabsichtigte dreifache Verstärkung der Schupo bei der Bevölkerung durchaus nicht unerwünscht. Man hat aber aus der Vergangenheit nichts gelernt. Wie man seinerzeit nach Elsaß-Lothringen keine bodenständigen Beamten schickte sondern Urpreußen, so soll auch jetzt wieder die Absicht bestehen, die Schupo durch Ostpreußen statt durch Rheinländer zu verstärken. Das muß zu Zusammenstößen mit der rheinischen Bevölkerung führen. Der Rheinländer, der zwar der treueste Deutsche aber immer nur ein Muß-Preuße war, und der nur unter dem zehnjährigen ihm verhaßten militärischen Druck der Besatzung preußentreu geworden ist, wird sich keinesfalls von ostpreußischen Kommißstiebeln treten lassen. Das Rheinland fühlt sich viel zu sehr als Hüter alter Demokratie und Selbstverwaltung, um dann nicht aufzumucken. Darum Achtung, Preußisch-Berlin, Achtung! Sonst meldet sich der alte Vater Rhein auf Welle Europa!

Der Vater der politischen Polizei von Celsus

Skandale und Sensationsprozesse der letzten Jahre haben die politischen Polizeien der Welt wiederholt in eine ihnen sehr unerwünschte Tageshelle gerückt. Man kennt die I A, das Zweite Bureau, den Intelligence Service, die Siguranza, die G. P. U.; aus Memoirenwerken steigt der häßliche Schatten der zaristischen Ochrana auf. Gelegentlich fällt auch der Name des Mannes, der das unerreichte Vorbild einer zentralen politischen Überwachungsbehörde geschaffen hat. Doch haben die Wenigsten nur eine klare Vorstellung von Joseph Fouché, dem Polizeiminister der napoleonischen Ära. Denn Fouché ist mehr gewesen als der begabte Schnüffler, für den er gewöhnlich gehalten wird. Er war ein Politiker von ganz seltenen Qualitäten, ein Machiavellist von schreckerregender Skrupellosigkeit, für seine historische Mission ausgestattet mit der seelischen Veranlagung zu einer ganz großen Bösewichtrolle in der Tragikomödie der Menschheit.

Die Literatur über Fouché ist gering. Sein Spezialist ist der französische Historiker Louis Madelin, auf dessen Forschungen vornehmlich gestützt, jetzt Stefan Zweig eine sehr bemerkenswerte Darstellung Fouchés geschrieben hat (Joseph Fouché, Bildnis eines politischen Menschen. Inselverlag). Es gibt zum gleichen Gegenstand noch eine kleine inhaltreiche Studie von Hans von Hentig, dem ausgezeichneten Kriminologen.

Über Stefan Zweigs Arbeit läßt sich viel Gutes sagen. Der Autor hat hier nicht nur eine Persönlichkeit in den Mittelpunkt gerückt, über die noch keine Bibliothek zusammengeschrieben worden ist, es gelingt ihm auch unter Verzicht auf seine oft allzu blendenden formalen Mittel in klaren festen Linien ein höchst dramatisches Leben inmitten einer ebenso glänzenden wie brutalen Epoche zu zeichnen. Dieses ernste und bescheidene Werk, das nicht mit psychologischen Konstruktionen dort nachzuhelfen versucht, wo das Material nicht ausreicht, hat nichts mit gewissen heute beliebten Biographien zu tun, die nicht mehr sind als schlecht verkappte historische Romane. Es bedeutet eine wirkliche Bereicherung unsrer politisch-historischen Literatur, und, verehrte Herren vom Fach, es ist wieder einmal ein Außenseiter, der euch geschlagen hat.

Stefan Zweig meint einleitend, daß es wohl gegen den Wunsch der Zeit gehe, die heroische Biographien liebt, eine so amoralische Natur wie die Fouchés darzustellen. Aber in der Machtsphäre der Politik, so statuiert er sein Unternehmen, entscheiden selten die überlegenen Gestalten, die Menschen der reinen Ideen, sondern die Geringwertigeren aber Geschickteren: die Hasardeure, die Diplomaten mit flinken Händen und kalten Nerven. Joseph Fouché war eine jener bedeutenden Hintergrundgestalten, deren Anteil an den Geschehnissen den Mitlebenden kaum bekannt wird, während er der Nachwelt völlig verschwimmt. Er war ein Passionierter der Macht, in Intrigen, in Spekulationen, in anonymen Entscheidungen suchte er ihren Genuß; er brauchte nicht ihre Embleme, nicht die Kanonenstiefel der Autorität. Mehr als zwanzig Jahre ging er gesichtlos durch die große Politik, die er oft wesentlich bestimmte, in höflicher Gleichgültigkeit gegen die Unzähligen, die nicht einmal wußten, daß in dieser Hand die Bänder zusammenliefen, an denen sie zappelten. Napoleon hat ihn auf Sankt Helena den einzigen ganz vollendeten Verräter genannt, dem er begegnet sei. Dieses grausame Urteil ist mehr als die Erbitterung eines Gestürzten, die Geschichte bestätigt es. Joseph Fouché war der geborene Verräter, mehr noch: der vollendete Künstler, das Genie des Verrats.

Es lockt, die Etappen dieses Lebens zu skizzieren. Zu Beginn der Revolution ist Joseph Fouché Priesterlehrer in Nantes. Er

legt den schwarzen Rock ab, geht in die Politik, wird Freund Robespierres und beinahe dessen Schwager. Kommt als Gemäßigter in den Konvent, was zum Bruch mit dem Freund führt, der bereits Haupt der Montagnards ist. Es ist 1793 nicht leicht, Gemäßigter zu bleiben, der im Konvent zwar schweigt aber sich nicht immer um Ja oder Nein drücken kann, wenn er auch dem tarpejischen Fels nicht so nahe ist wie ein Vergniaud oder Danton. Es kommt doch einmal die Abstimmung über das Schicksal Ludwig Capets. Käseweiß und zitternd gibt der kleine Deputierte von Nantes sein Votum ab: La mort, damit den eignen Gefährten in den Rücken fallend. Dann schwenkt Citoyen Fouché zu den Radikalen ab. Man schickt ihn als Proconsul in die Provinz, wo er sich als hemmungsfreier Expropriateur von Kirchenschätzen ausweist; Wagenladungen von Monstranzen und kostbaren Altargeräten wandern nach Paris. Dann geht er nach Lyon, den Tod Chaliers zu rächen. Die Strafexpedition beginnt er mit einer in ihrer Art einzigen grotesken Blasphemie: er läßt einen Esel durch die Stadt treiben, dem man eine Bischofsmütze aufgesetzt und Bibel und Kruzifix an den Schwanz gebunden hat. Doch das ist nur der humoristische Teil seiner Mission: nachher werden in Monatsfrist etwa sechzehnhundert Menschen füsiliert — die Mitrailladen von Lyon. Nach Paris zurückgekehrt, wird Fouché Präsident des Jakobinerklubs, doch der Argwohn Robespierres vertreibt ihn schnell. Er scheint verloren zu sein, nur der Sturz des Unbestechlichen rettet seinen Hals. Sein Treiben in diesen Tagen ist ungeklärt. Man weiß nicht, ob er der Einpeitscher der Thermidoristen gewesen ist oder bereits seine Freunde an Robespierre verraten hatte.

Unter dem Direktorium hatte der Henker von Lyon geringe Chancen. Erst in den Abendstunden des wankenden Regimes entdeckt ihn Barras wieder und macht ihn zum Polizeiminister. Fouché steht jetzt fest auf der andern Seite der Barrikade. Seine erste Leistung ist die Schließung des Jakobinerklubs, dessen Präsident er einst gewesen war. Den Ministerkollegen fällt er bald auf die Nerven, weil er sie mehr bespitzelt als die Feinde des Staates. Am 18. Brumaire schläft der Herr Polizeiminister ungewöhnlich lange. Bei seinem Erscheinen ist der Putsch Bonapartes geglückt, Fouché tritt ruhig auf den lange vorbereiteten Boden der Tatsachen. In den folgenden zehn Jahren wird er der klassische Polizeiminister Europas. Napoleon verabscheut den Unentbehrlichen, der seine Ohren überall hat, jeden Morgen mit hämischer Gelassenheit die Skandale der erlauchten Brüder und Schwestern des Kaisers rapportiert, sich Josephine durch Gefälligkeiten verpflichtet und damit die Kaiserin selbst zur ersten Agentin seines ungeheuren anonymen Polizeireichs gemacht hat. Der Imperator wittert, daß der Minister mit seinen Feinden korrespondiert, kommt ein solcher Fall heraus, nun, so gehört das eben zum pflichtgemäßen Überwachungsdienst. Die Polizei führt eine eigne und unkontrollierbare Existenz. Die Polizei ist die einzige Garde, die sich nicht ergibt, nicht mal ihrem Herrn, dem Kaiser. Es kommt zu schrecklichen Auftritten: Napoleon möchte die fahle, dürre Häßlichkeit dieses Mannes am liebsten körperlich attackieren; vor den wässerigen, empfindungslosen Augen Fouchés schlägt der corsische Orkan in ohnmächtiges, unartikuliertes Gestammel um. Endlich kommt der große Krach. Entlassung. Doch jetzt leistet sich der Herr Polizeiminister den frechsten Witz seines Lebens: alles ist auf seine Person eingespielt, er braucht nicht erst sekrete Dokumente mitzunehmen, um die Apparatur lahmzulegen. Hilflos sitzt sein Nachfolger am leeren Schreibtisch. Der eigentliche Chef bleibt der Vertriebene.

Einmal tritt er noch bedeutsam hervor, es ist in der tragischen Episode der Hundert Tage. Er steht wieder in des Kaisers Diensten,

aber hält auch Verbindung mit den Kabinetten der Alliierten. Nach Waterloo beendet er die Agonie des Bonapartismus mit einem kalten sichergeführten Stoß. Gegen Napoleons Pläne, den Widerstand nochmals aufzunehmen, entfesselt er ein bizarres republikanisches Spectaculum: er holt Carnot und Lafayette aus ihren politischen Mausoleen und läßt sie pathetisch gegen die Despotie deklamieren. Plötzlich ist Paris wieder ganz jakobinisch. Napoleon resigniert. Fouché verhindert das Erscheinen der kaiserlichen Abschiedsproklamation im ‚Moniteur'. Nun ist er Herr der gesamten Exekutive und benutzt die Macht zu seinem letzten und abscheulichsten Streich: — er liefert Paris an die bourbonische Restauration aus. Unter dem Protektorat des Regiciden von Dreiundneunzig zieht Ludwig XVIII. in Paris ein.

Aber dieser Zynismus wurde selbst in dieser wenig heiklen Zeit als überdimensional empfunden. Mit Recht betont Stefan Zweig, daß Fouchés Erfolge großenteils in der kalten Schamlosigkeit lagen, mit der er die Partei wechselte. Er war kein heimlicher Überläufer, er ging am hellen Tage ins andre Lager. Seine öffentliche, unmaskierte Charakterlosigkeit war imposant. Sie war sein stärkster Bluff. Doch der letzte Verrat wollte sich nicht mehr auszahlen. Den Royalisten war der Expräsident des Jakobinerklubs nur ein wertvolles Instrument zur Wiederherstellung der Monarchie gewesen; ein paar Monate später hat man an seiner terroristischen Vergangenheit Ärgernis genommen. Seiner Ämter enthoben und verbannt geht er nach Oesterreich, wo Metternich ihm den prager Wohnsitz verwehrt, ihn erst nach Linz, dann nach Triest abschiebt. Tatenlos der Langweiligkeit österreichischer Provinznester ausgeliefert, von seiner jungen Frau öffentlich als Cocu lächerlich gemacht und — witzige Arabeske der strafenden Gerechtigkeit! — von Metternichs Polizei schikaniert und ewig unter Glas gehalten, verfällt der Sechzigjährige schnell und findet in seinem Jammer eben vor Torschluß zu den Heiligen zurück, deren Altäre er einst geplündert, deren Verehrung er persifliert hat.

Hans von Hentig hat das Wesen des Systems Fouché in ein paar knappen Strichen gezeichnet. Dieses System war nicht blutdürstig, nicht gewalttätig sondern ganz auf Vorbeugung gestellt. Zu diesem Zweck wurde nicht nur ein Netz von Observation über das Land gebreitet sondern auch die Auslandsspionage und Überwachung royalistischer und republikanischer Emigranten in aller Welt mit einer methodischen Genauigkeit betrieben, wie sie niemals wieder erreicht worden ist. Jeder wird zum Kontrolleur und Denunzianten seines Nächsten: der Concierge beobachtet die Hausbewohner, der Krämer die Kunden, die Dienstmagd die Herrschaft. Die Kneipwirte, die Pfandleiher, die Straßenbettler, alle, die viele Menschen sehen, sind, oft nur unbewußt, Augen und Ohren der Polizei. So kommen die Gewohnheiten und Heimlichkeiten jedes Einzelnen auf die Liste, muckt einer auf, so wird sie präsentiert. Die Politiker, die hohen Beamten können sich nicht mehr rühren; sie spüren die Kette am Fuß, ihre Neigungen und Laster sind registriert, eine selbständige Handlung nur, und der Skandal kommt über sie. Die Polizei ist allgegenwärtig und allwissend, sie ist aber auch nicht ungefällig. Sie bezahlt die Spielschulden von Ministersöhnen, die Kleiderrechnungen von Generalsfrauen, sie unterdrückt großmütig das Bekanntwerden von nächtlichen Abenteuern vornehmer Damen. Sie ist wirklich eine galante Institution, denn sie verlangt nichts als ein paar kleine Informationen, die gern gegeben werden. Die Damen sind glücklich, so billig davonzukommen. Was wissen sie, daß die ausgesagten Bagatellen einmal Mann oder Liebhaber Kopf und Hals kosten können?

Es ist nicht bekannt, daß Fouché dieses gefährliche Wissen je-

mals finanziell oder erotisch ausgebeutet hätte. Ihm genügte die Macht, das süße Gefühl, von seinem Arbeitszimmer aus, wie der Student bei Lesage, die Stadt ohne Dächer zu sehen und seine Werkzeuge überall dort tätig zu wissen, wo auch nur ein einziges Hirn sich gegen dies Regiment verschworen hatte. Kein Exil, keine Verborgenheit schützte vor seinen Spähern. Es paßt gut zu seiner behutsamen, Brutalitäten gern vermeidenden Art, daß er der Erfinder der Schutzhaft wurde und die Briefkontrolle aufs raffinierteste vervollkommnete. Schließlich schuf er, seiner Zeit weit voraus, eine Pressestelle, wo die besten Publizisten und Versemacher von Paris arbeiteten. Hier wurden Artikel fabriziert, die später in ahnungslose Blätter kamen, hier wurden Pamphlete auf mißliebige Politiker und Militärs geschrieben, Flugblätter mit frechen Karikaturen hergestellt, die dann von den Beamten beschlagnahmt wurden, wenn Paris sie genügend bestaunt hatte. Die französische Polizei trägt noch heute die unverkennbaren Merkmale ihres Schöpfers, das Zweite Bureau ist noch immer eines der exaktest arbeitenden Institute des Genres.

Als Fouché fünf Jahre nach seiner Entmachtung starb, war er schon ganz vergessen, fast eine mythologische Figur. Nur als das Gerücht entstand, daß er Memoiren hinterlassen habe, ging ein kleiner Schauer durch die pariser Gesellschaft. Vielleicht hilft gegen eine solche Erscheinung, die ihrer Zeit die Haut abgezogen und alles Tierische, alle Menschenunwürdigkeiten einer Epoche protokolliert hat, nur das Vergessen. So ist es wohl nur folgerichtig, daß die Erinnerung an Joseph Fouché, den Fanatiker der Lüge, von den Überlebenden so unbarmherzig unterdrückt wurde, als wäre er ein Fanatiker der Wahrheit gewesen. Der Seelenkenner Balzac, dieser wunderbare Mitfühlende aller Besessenen, hat ihn als Erster wieder ans Licht gebracht und ihm in „Une ténébreuse affaire" ein paar Sätze großartigen Gedenkens gewidmet.

Hej —! von Theobald Tiger

Auf einem leeren Marktplatz stehst du —
ganz allein:
die Häuser haben geflaggt, jedes trägt eine andre Fahne,
die Dächer sind schwarz vor Menschen;
eine wimmelnde Schlange ist rings um den Platz gepreßt.
Aus jedem Haus dringt Getöse, Blechmusik, Orgeln, wirres Rufen —
Und plötzlich
heben sich alle Arme, auf dich,
zehntausend ausgestreckte Zeigefinger, auf dich,
und ein Schrei steigt auf:
— „Hej!"

Was wollen sie von dir?
Was hast du getan?
Was sollst du tun?
So groß bist du doch gar nicht,
so bedeutend bist du doch gar nicht,
so wichtig bist du doch gar nicht . . .

Eintreten sollst du — in eines dieser Häuser,
in welches, ist ihnen gleich —
aber in eines,
und darum rufen sie:
— „Hej!"

Da ist das katholische Haus:
Würdige Junggesellen halten, verkleidet, ein Buch in der Hand;
manche sind weise,
viele klug,
alle schlau.
Sie wollen dich,
sie wollen sich
und vergessen IHN.
Sie teilen eine Art Wahrheit aus;
sie kennen die Herzen aller,
sie ordnen Regeln an, für alle:
ein Warenhaus der Metaphysik.
Aber etwas Starres ist da,
ein Trübes,
und drohend steht das Kreuz gegen den Phallus —:
geh nicht hinein.

— „Hej!"

Da ist das Haus der Nationen.
Sture Gewaltmenschen
halten, kostümiert, einen Damaszenerdegen in der Hand,
aber sie schießen mit Gas.
An ihren Wänden hängen Bilder mittelalterlicher Kämpfe,
Fahnen über den Kaminen —
aber sie schießen mit Gas.
Sie wissen nicht, warum sie das tun,
sie müssen es tun;
ihr Wesen schreit nach Menschenfleisch,
nach der herrlichen, den Mann aufwühlenden Gewalt,
so liebt ihn die Frau,
so liebt er die Frau.
In ihnen ist nichts,
daher wollen sie außer sich sein —
und wann wäre man wohl so außer sich
wie bei der Zeugung und beim Mord!
Verwaltungsbeamte des Todes —:
geh nicht hinein.

— „Hej!"

Da ist das Haus der feinen Leute.
Die spielen, ab sechs Uhr abends:
mit der Polaritätsphilosophie,
mit Theaterpremieren,
mit den Symphonien,
mit der Malerei,
mit dem Charme,
mit dem Stil,
mit den Versen Verstorbener,
mit den Witzen Lebendiger —
und alles darfst du bei ihnen tun,
(solange es zu nichts verpflichtet),
alles, nur eines nicht:
Nicht die Geschäfte stören,
den Ernst des Lebens,
der da ist:
Geld verdienen mit dem Schweiß der andern;
regieren auf dem geduldigen Rücken der andern;
leben vom Mark der andern...

Für die Sättigungspausen
haben sie einen Pojaz bestellt,
den Künstler.
Geh nicht hinein.

— „Hej!"

Da ist das russische Haus.
Du kennst es nicht genau.
Aber bist du reif für dieses Haus?
Ist dein Tadel:
ihre starre Dogmatik,
ihr Zeloteneifer, eine neue Kirche zu gründen,
ihr scharfer Haß gegen den Einzelnen
— aber Lenin war ein Einzelner —
ihre Affenliebe für alle, die alles heilen soll —:
ist dieser Tadel nicht deine verkappte Schwäche?
Auch sie: dieser Welt hingegeben
— erwarte nicht den Himmel von ihnen —
auch sie: Nationalisten,
freilich mit einer Idee;
auch sie: für den Krieg,
auch sie: erdgebunden;
das, was sie an die Amerikaner verhökern,
heißt nicht umsonst: Konzessionen ...
Bist du stark genug,
mitzuarbeiten am Werk?
Noch nicht —
geh noch nicht hinein.

— „Hej!"

Tausend Gruppen umbrüllen dich,
rufen nach dir,
preisen an die warme Heimat: Herde.
Sag: Hast du nicht Sehnsucht gehabt nach dem Stall,
nach dem warmen Stall, wo nicht nur die Krippe lockt,
— die Wiesen genügen —
nein: wo die tierische Wärme der Leiber ist,
das vertraute Muh und das Gemeinschaftsgefühl der Menschen?
Sie schrein:
In die Reihn!
In den Verein!
Sie schrein:
Die Zeit des Einzelnen ist vorbei,
das trägt niemand mehr!
Freiwillige Bindung!
Schwächling! schrein sie; Einzelgänger! Unentschiedener!
Her zu uns!
Zur Ordnung! Zur Ordnung!

Über den Häusern
ragen die Wipfel
geduldiger Bäume.
Rauschend bewegen sie schäumende Kronen.
Zurück zur Natur?
Hingegeben an dämmernde Herbstabende,
wo die göttliche Klarheit
des bunten Tags
sich auflöst in weich-graue Nebel?

Vergessen das Leid
der Millionen?
Und die Wirkung roten Weines
und eine Frau am Kamin
für die letzte Sprosse der göttlichen Weltordnung nehmen?
Frauen geben. Nimm. Aber erhoffe nichts.
Zurück zur Natur?
Bleib verwurzelt — aber geh nicht
mit der Laute zu ihr —:
Du gehst zurück ...

— „Hej!"

Da stehst du
und siehst um dich:
Die Rufer verschwimmen,
treten zurück ...
Du bist nicht allein!
Um dich
stehen Hunderttausende:
frierend wie du,
suchend wie du,
jeder allein, wie du,
Trost? Nein: Schicksal.

Bleib tapfer.
Bleib aufrecht.
Bleib du.
Hör immer den Schrei:
— „Hej!"
Laß dich nicht verlocken.
Geh deinen Weg. Es gibt so viele Wege.

Es gibt nur ein Ziel.

Sears, Roebuck & Co. von Egon Erwin Kisch

Klar, daß Mr. Sears seine gedruckte Biographie besitzt, denn er hat ein großes Geschäft gemacht und ist daher ein Herrlicher, ein Nachahmenswerter.

Hören wir, wie das Genie in Mr. Sears erwachte:

> „Er war 1886 Bahnhofsbediensteter in North Redwood, Minnesota, wo zwei Züge täglich durchkommen. Eines Tages hatte er ein Paket Uhren zu expedieren, dessen Annahme vom Adressaten, dem Geschäftsmann des Ortes abgelehnt worden war. Sears verkaufte die Uhren an seine Bekannten, und da diese mehr verlangten als im Paket waren, kam er auf die kühne Idee, bei Bezahlung der ersten Sendung gleich eine zweite zu bestellen ..."

Nun, er übersiedelte nach Chicago, nahm einen Uhrmacher für Reparaturen als Sozius auf, Mr. Roebuck (der Herrliche Nummer 2) und vollzog nach kurzem Zwischenspiel in Minneapolis, 1895 nach Christus, die Rückkehr nach Chicago. „Sears, Roebuck & Co." versandten nun nicht bloß Uhren, sondern alles.

Heute hat die Firma acht Millionen Kundschaft, viele Filialen, zweiunddreißigtausend Angestellte, und begnügt sich kei-

neswegs damit, die Fabrikanten nach dem Warenpreis zu fragen und zu dem einzelnen Stück das Porto zu addieren sondern unterhält eigne Werkstätten, eignen Bahnhof, eignes Postamt, eigne Bank und ist natürlich Aktiengesellschaft mit einem General als Präsidenten und einem Israeliten als Vizepräsidenten.

Das Geheimnis dieses Erfolges ist — außer der Gottverlassenheit der amerikanischen Provinz und des hundertprozentigen Herdeninstinkts von Onkel Sams sämtlichen Neffen — der Katalog.

Das ist wohl das verbreitetste Buch aller Jahrhunderte. Alljährlich erscheint es zweimal in einer Auflage von je zehn Millionen Exemplaren. Obwohl der Satz und die Klischees nur wenig geändert werden, die Massenauflage das Papier verbilligt, die Heftmaschine fünfzehnhundert Exemplare in der Stunde bindet, die Versendung als Drucksache erfolgt, kostet das Warenverzeichnis die Firma einen Dollar pro Stück.

Die tausend Seiten Katalogpapier werden gratis und franko verschickt. Das „franko" versteht sich übrigens von selbst, bei Sears, Roebuck ist alles franko, das Porto ist immer in die Warenpreise einbegriffen. Der Kunde hat auf der dem Katalog beigelegten Bestellkarte nur die Nummer der gewünschten Ware auszufüllen und in den gleichfalls beigelegten Briefumschlag einen Scheck, Dollarscheine oder Briefmarken zu stecken. Binnen vierundzwanzig Stunden rollt ihm die Ware zu.

Station 1 ist das Postamt der einlaufenden Briefe. Sie werden gewogen, damit man die Mindestzahl der Pakete abschätzen kann, die an diesem Tage zu expedieren sein werden. Vierzig Bestellungs-Karten gehen auf ein Pfund.

Freilich weiß man noch nicht, ob ein Siebenzimmerhaus im Kolonialstil (Nummer C 3255) oder ein Fläschchen Tinte (3 R 3452) verlangt wird, ob der jeweils beigelegte Scheck auf sechstausend Dollars oder auf siebenundzwanzig Cents lautet.

Nun, das stellt sich schnell heraus. Neben der Wage arbeitet der Brieföffner, der mit elektrischen Armen viertausendsechshundert Kuverts in der Minute aufschneidet. Am Brieföffner sitzen Mädchen mit mehr als elektrischen Armen. Innerhalb einer Minute weiden sie je vierhundert Umschläge aus, werfen mit der linken Hand Geld oder Geldanweisung aufs linke laufende Band, notieren mit der rechten Hand den Betrag auf dem Bestellschein und schnellen diesen aufs rechte laufende Band. In siebzehn Minuten sind zwanzig Postkörbe mit Orders als Einlauf erledigt.

Das Geld jagt in den vergitterten Teil des Saales, der Auftrag in die Manipulationsräume, wo er numeriert und kopiert wird. Von dort verständigt man durch Rohrpost die betroffenen Warendepots, welchen Beitrag sie für das Schlußpaket dieses Adressaten zu leisten haben. Eine Zwanzigkilo-Hantel kommt mit einem Damenhut ins gleiche Paket, ein Bruchband zu einem Paar Eheringe.

Inzwischen sind die Karten nach den Bestimmungspostämtern geordnet, und auf Grund der Fahrpläne ist die Anweisung gegeben worden, was zuerst versandt werden muß und bis zu welcher Minute. Achtundfünfzig Güterwagen warten im Bahnhof des Hauses, hundertsechzig Lastautos in der Kellergarage.

Einer dritten Amtshandlung unterzieht man die Aufträge, indem man sie in anderen Gegenden des Hauses effektuiert: in der Kartothek wird nachgesehen, ob Name und Adresse des Bestellers schon eingetragen sind. Wenn nicht, muß das rasch erfolgen, denn von morgen ab hat er auf lebenslängliche Zustellung des Katalogs Anrecht.

U.S.A. hat keine Einwohnermeldeämter, wo man die Adresse eines Übersiedelten, eines Verschollenen erheben könnte. Aber Sears, Roebuck & Co. besitzen den Namenskataster der Nation:

Wie, auch hier finden wir nicht den, den wir suchen? Sollte er bettelarm geworden sein oder gestorben? Sonst wärs doch unmöglich, daß er niemals die Bücher „Rote Asche" (Katalog Nummer 3 R 526) oder „Rebecca of Sunnybroke-Farm" (3 R 742) bestellt hätte, ja nicht einmal „Die Frau, die er sich wünschte" (3 R 947)! Wäre er nicht gestorben oder verdorben, hätte er sich unbedingt einen Öldruck angeschafft, „Alt-Venedig" (8 R 5714) oder „Das Gartentor" (8 R 5716) oder „Einsamer Wolf im Schnee" (8 R 5712; „this popular picture is still the best seller; noted for simplicity and depth of coloring").

Wenn er noch am Leben wäre, — nimmer könnte er so verhärtet sein, in einem Zimmer zu wohnen, das nicht eines der gedruckten und gerahmten Gedichte (Nummer 8 R 5761 bis 5772) schmückt und die der Preiscourant mit Fug und Recht also empfiehlt: „Jedes Heim hat einen Winkel oder eine Wand für eines dieser wohlbekannten Mottos. Verse über die Mutter, die Geliebte oder den Geliebten oder über die Freundschaft sind sorgfältig ausgewählt und für das gewünschte Gefühl ausgezeichnet geeignet. Zierliche Umrahmungen schmükken jedes Bild." Auch das hat er nicht bezogen. Also ist er tot? Nein, auch tot ist er nicht. Sonst müßte doch hier sein Grabstein bestellt worden sein.

Es bleibt noch eine Hoffnung: er kann bei Montgomery, Ward & Co., dem anderen Postversandhaus einkaufen. Und wenn man uns auch dort mitteilen sollte, daß er nicht zu den Beziehern des Katalogs gehört, dann, dann ist er unweigerlich verloren.

Dann läßt er sein Haus vom Baumeister bauen und nicht vom Postversandhaus, dann kauft er seine Bücher beim Buchhändler und seine Bilder beim Bilderhändler... dann ist er also ein Bolschewik geworden, dann hat er aufgehört, ein freier Amerikaner, ein Individualist zu sein. Wir wollen nichts mehr von ihm wissen, und wenn er stirbt, werden wir nicht einmal einen Immortellenkranz (3 C 127) für sein Gittergrab (9 J 2928) bestellen.

Junge Schriftsteller von Hermann Kesten

Dies ist das Vorwort zu der Anthologie junger Prosa „24 neue deutsche Erzähler", die, herausgegeben von Hermann Kesten, dieser Tage bei Gustav Kiepenheuer erscheint.

Der gefesselte Prometheus des Aeschylos sagt vor Beginn neuer, schrecklicherer Leiden: Das Wort wird Tat!

Da die Welt nicht übersichltich ist, die Meinungen der Wissenschaften rascher wechseln als die Generationen, da es stets gläubige und skeptische Menschen gibt, wird es schwer sein, alle Menschen davon zu überzeugen, daß die Einrichtungen des menschlichen Lebens immer besser und besser werden. Aber gibt es den Fortschritt, gibt es die Vervollkommnung irdischer Kultur, die wir alle sehnlich wünschen, nähert sich der Mensch seinem Idealbild, den Göttern, und ist das Bild dieser Götter besser und schöner als das eines grinsenden Affen, dann ist der Führer aus Nacht zum Licht der Geist, der ausgesprochene, der Wort gewordene Geist. Denn Wort wird Tat!

Ich bekenne mich zum Glauben an die Wirkung des Wortes. Im Anfang war das Wort. Ich glaube, daß das gesprochene Wort die Welt des Menschen ändern kann. Es verwandelt Meinungen und Staatsregierungen, Sitten und Religionen, Trachten und die Oberfläche der Erde, Ideen und Ideologieen, die Bedeutung, die Führung, die Qualität und den Sinn des Lebens, Menschen und Götter.

Dies ist die gemeinsame Religion dieser einiger zwanzig neuer Autoren dieser Sammlung. Die Meinung des Herausgebers geht dahin, daß die, die hier beieinander stehen, nicht zusammengestellt wurden sondern von Natur und Schicksal und Zeit aus zusammengehören, daß sie Gezeichnete einer Zeit sind, daß ihre Worte verwandt sind, daß die Bücher und Aussagen dieser Gruppe die heute maßgeblichen unter den jungen Nachkriegsleuten Deutschlands seien, und nicht nur Deutschlands, auch des jungen Rußlands, Polens, Frankreichs, Englands, Amerikas, Europas!

Es sind alles Gezeichnete, sicher nicht alles Berufene, denn es sind lauter junge Menschen, von denen zumeist wohl noch nicht abzusehen ist, wohin sie gehen werden. Und es sind nicht sämtliche Gezeichneten, es ist ein Teil, es sind Herausgegriffene, mehr mit Recht, minder mit Zufall. Viele fehlen. Entweder wir kennen sie noch nicht oder sie gaben nichts, oder die technische Begrenzung eines Buches bot nicht Raum für alle. Das ist hier gleichgültig. Dies Buch soll eine Gemeinsamkeit zeigen, und das würde keine entschiedene Partei sein, die nicht die Abwesenheit selbst einiger Hauptleute und Männer ohne Schaden vertrüge. Und ich glaube, wenn einmal Weg und Wille der Gruppe erkannt sind, so wird man mit Fingern auf die Außengebliebenen deuten: Dieser und dieser gehören dazu, und auch jener.

Dies Buch einigt kein Schlagwort, keine literarische Generation, kein Stilgrundsatz, es wurde nach keiner Richtung, nach keinem literarischen Paß gefragt, sondern auf die

Gemeinschaft eines Schicksals wurde geschaut, auf die sichtbaren Wundmale und Zeichen einer aufgelösten Zeit gesehen, nach den Spuren des Talents gesucht, Gefühl und Verstand gewogen und Wille gefordert, die Einlaßkarten waren nur Talent und Charakter.

Die Zeiten der Menschheit wechseln wie die Gezeiten des Meeres. Es gibt heute in Europa, in Amerika, auf der ganzen Welt und hier für uns in Deutschland eine Reihe junger Schriftsteller, die alle erst seit zwei oder drei Jahren heraufkamen, junge Leute, die noch den Schauder eines sogenannten Weltkrieges in den Sinnen, im Herzen, im Kopfe tragen wie Greise einen Rheumatismus in den Gelenken, es sind äußerst lebendige junge Leute, die unzufrieden sind mit dem gewöhnlichen Lauf der Welt, ja zum Teil sogar glauben, ihn bessern zu können, junge Menschen sind darunter, die böse sind, daß die Welt so böse ist, die es den anderen Menschen besser machen wollen oder sich selber wenigstens bloß, und wissen, daß es anderen besser gehen muß, damit es auch ihnen besser gehen kann.

Es sind alles junge Schriftsteller, die an die Wirkung des Worts, ja an die Wirkung ihres neuen und jetzt vielleicht noch schwachen Wortes glauben, es sind alles junge Menschen, die zu wissen glauben, daß ein Schriftsteller notwendig ist in dieser korrumpierten und bedürftigen Welt, von der heutzutage nur noch Photographen sagen: Die Welt ist schön!

Diese jungen Leute scheinen mir sehr lebendig, ob sie lachen, verzweifelt sind, sachlich oder voll Herz, romantisch oder naturalistisch, auch sie wollen, daß es wahr werde, dies Wort eine Photographen, dies Wort von der Schönheit der Welt, und nach dem Wort eines größeren Mannes, nach dem Wort des großen lebenden Schriftstellers Heinrich Mann wollen sie nützliche Schriftsteller sein, wobei sie wissen, daß nur das beste Wort und schönste Wort nützt, daß Pfuscherei und Charakterlosigkeit des Schriftstellers der Verderb der Literatur und der Welt sind. Wenn es denn schon ein Schlagwort sein soll, für diese jungen Schriftsteller hier, ein Losungswort, ein Parteizeichen, so sei es diese Devise (die für alle guten Schriftsteller aller Zeiten paßt!): Talent und Charakter!

Athen von Jacob Burckhardt

Dieses Athen aber mit seiner so zweifelhaften Gerechtigkeit liebte schwere, pathetische gerichtliche Strafen, wie andere Poleis auch taten. Alle Billigkeit und Objektivität des Strafmaßes, alle Richtigkeit des Verhältnisses zwischen Vergehen und Strafe, also die ersten Forderungen, die wir an ein Strafrecht stellen, welches Prinzip demselben immer zugrunde liegen möge, wurden nämlich durch die Idee getrübt, welche sich die Polis von sich selber machte. Jedes Vergehen wurde hier, abgesehen von seinem sonstigen Belang, als Bedrohung des Staates, als Minderung seiner Sicherheit betrachtet. Demnach hatte jeder Prozeß die Neigung, ins Politische überzuschlagen, und die Strafen erhielten so, weil die Polis die eigentliche Religion des Griechen war oder sein sollte, völlig das Ansehen einer Rache wegen Verletzung eines Heiligsten.

„Griechische Kulturgeschichte."

Der neue Shaw von Harry Kahn

Die Zeiten ändern sich, und selbst England ändert sich mit ihnen. Der „Verräter" MacDonald ist wieder in den Golfklub seines schottischen Heimatdorfs aufgenommen, und für den „Umstürzler" Shaw sind in einem Kurort Mittelenglands Festspiele veranstaltet worden. Keine Perle ist darob aus der Krone König Georgs gefallen. Im Gegenteil: der in Lossiemouth beim Golfspiel feiernde und der in Malvern durch Festspiele gefeierte Fabier bemühen sich, jeder auf seine Weise, die gewaltige Lücke wieder auszufüllen, die vor fünfviertel Jahrhunderten durch die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten in die Reihe der britischen Krondiamanten gerissen wurde. Ramsay MacDonald ist jetzt übern Atlantischen Ozean gefahren, um das Mutterland und die ehemalige Kolonie zu einem Bund zu verknüpfen, ehe jenes von dieser aus der Welthegemonie gedrängt wird; und George Bernard Shaw hat schon ein halbes Jahr vor dieser Reise ein Stück geschrieben, in dem der Gedanke dieses Zusammenschlusses zwar mit ironischer Geste glossiert aber als historische Notwendigkeit glorifiziert wird. Dem sozialistischen Politiker wie dem sozialistischen Dramatiker schwebt ein gigantisches Imperium englischer Zunge vor, ein römisches Reich angelsächsischer Nation und modernen Formats, gegen das das sonst noch vorhandene Staatengewimmel sich kaum als ein besserer Balkan präsentiert. Wie sich der nominelle Herrscher dieses Weltreichs betiteln wird, das ist lediglich eine Takt- und Etikettefrage; Shaws deutscher Übersetzer löst sie dahin, daß er die politische Komödie, die im Original „The Apple-Cart" heißt (was in Berlin etwa einen Kladderadatsch, in Wien ungefähr einen Palawatsch bedeutet), „Der Kaiser von Amerika" nennt. Das ist nicht nur historisch vorlaut sondern auch literarisch schief. Denn es verlegt den Nachdruck auf einen Nebeneinfall statt auf die Hauptidee des Stücks. Um das amerikanische Kaisertum dreht es sich nur beiläufig im dritten Akt, der an sich nicht viel mehr als ein Anhängsel zu dem ersten (wie der zweite ein Zwischenspiel zu den beiden) darstellt. Im Buch (deutsch bei S. Fischer erschienen) beansprucht der Expositionsakt schon an Seitenzahl anderthalbmal so viel Raum wie der ganze übrige Rest.

G. B. S. hat es sich eben nicht nehmen lassen, das Festspiel für G. B. S. selbst zu verfassen. Wenn die Veranstalter vielleicht befürchtet hatten, der Gefeierte werde sich, was bei seiner Veranlagung und Vergangenheit angenommen werden konnte, über sich und sie lustig machen, er werde seinen Spott ausgießen über den Festspielrummel, jenes fragwürdige Gemisch aus Adeptenenthusiasmus und Fremdenverkehrsinteresse, das, bisher kontinentales Monopol, vornehmlich auf deutschem Sprachgebiet floriert, so sahen sie sich angenehm enttäuscht. Der vielphotographierte und vielinterviewte Vierundsiebziger nimmt sich und seinen Ruhm ernster, als es der befehdete und verfemte Vierziger tat. So schrieb er sich denn in drei Wochen drei lockere Akte vom Leibe, deren Form wohl

mehr als ihr Inhalt mit dem ursprünglichen Untertitel „Eine politische Extravaganz" charakterisiert werden sollte. Denn wer Shaws Lebenswerk, wer vor allem sein letztes Werk kennt, kann die hier vorgetragenen Ideen schwerlich als sehr extravagant empfinden. Nicht revolutionäre Abschaffung des Kapitals sondern dessen evolutionäre Überführung in sozialistische Form, das war schon immer (im Einklang mit seinen Fabiergefährten) das Endziel von Shaws politischer Überzeugung und Betätigung. Und die Irrwege und Sackgassen, in die sich die einzig möglichen Vehikel zur Erreichung jenes Endziels, Demokratie und Parlamentarismus, auf ihrem Wege notwendig, nämlich aus ihrer Natur heraus, verlaufen müssen, wenn sie nicht von aufmerksamen und aufgeweckten Lenkern gesteuert werden, hat Shaw andeutungsweise schon früher vielfach bezeichnet; in dem Buch, das dem „Apfelkarren" voranging, hat er sie sogar sehr genau und ausführlich behandelt: wortwörtlich zum Teil aus dem „Wegweiser für die intelligente Frau zu Sozialismus und Kapitalismus" werden in dem Stück die Warnungen vor den Auswüchsen von Demokratie und Parlamentarismus wiederholt. Das einzig Extravagante, oder wenn man will: Paradoxe ist, daß sie hier einem König in den Mund gelegt sind. Aber das Instrument mit der Melodie verwechselt, wer deshalb Shaw der Schwärmerei für Monarchie oder gar Diktatur beschuldigt, und den Gipfel oberflächlicher Schulmeisterei erklimmt, wer diesem Dichter, der für die Ausbreitung und Durchsetzung der sozialistischen Ideenwelt mehr geleistet hat als alle unsere Kulissen- und Feuilleton-Kommunisten zusammen, einen Tadel wegen mangelnder Überzeugungstreue ins Klassenbuch schreibt. „Ihr seid das Salz der Erde. Aber wenn das Salz dumm ist, womit soll man salzen?" Nicht anders als jener herzensheißeste Anwalt der „Mühseligen und Beladenen" vor zwei Jahrtausenden seine Jünger, so warnt jetzt der feinste Kopf unter den Kämpfern gegen „Armut und Unwissenheit" seine Genossen: Die stärkste und reinste Idee verliert ihre Kraft und ihren Adel, wenn ihr euch ihrer auf törichte und niedrigeArt und zu törichten und niedrigen Absichten bedient; und einem intelligenten und energischen Kerl muß dann ohne viel Federlesens gelingen, sie euch aus den Händen zu winden und in ihr Gegenteil zu verkehren oder gar euch und sie einfach zum Teufel zu jagen.

„The Apple-Cart" ist eine Gelegenheitsarbeit, aber kein Neben- und Alterswerk. Seine psychologische und dialektische Struktur ist unorganisch; aber seine Idee und deren Träger stehen organisch in Shaws Oeuvre. Die Konzeption der Zentralfigur ist ohne die Erfahrung Eduard VII. und ohne das Erlebnis Mussolini gewiß nicht denkbar. Aber von jenem hat sie nur wenige, von diesem gar keine Züge. Desto mehr jedoch von andern Lieblingsgestalten Shaws: vor allem von Caesar und Undershaft. Auf deren Linie liegt, deren geistiger Bruder ist König Magnus; auch er ist ein Genie des Common Sense. All seine Gerissenheit und Überlegenheit besteht in weiter nichts als in der Anwendung einer ihm von der Natur

allerdings reichlich zugemessenen Dosis gesunden Menschenverstandes; jener Gottesgabe scharfen, durch Erziehung und Bildung noch geschärften, die Dinge aus Distanz und Perspektive betrachtenden Denkvermögens, das seinen Ministern, soweit sie es je besessen haben, in der Hysterie des Parteigezänks und in der Hetzjagd des Privatinteresses abhanden gekommen ist. Deren nach Rang und Intelligenz erster erkennt es nur zu gut, daß „ein Mensch, der Verstand hat und es weiß, stets zehn Männern über ist, die keinen haben und es nicht wissen"; so gut, daß er selbst darum einen Wutanfall fingieren muß, der ihm gestattet das Sitzungszimmer zu verlassen, damit er mit dem ihm zur Beschwichtigung nacheilenden König von Mann zu Mann aushandeln kann, worauf es ihm (und dem Kabinetts-Kollektiv) ankommt: die Unterdrückung der Redefreiheit des Königs. Der hat es nämlich verstanden, durch allerhand rhetorische Anspielungen auf das einzige ihm konstitutionell noch verbürgte Recht des Vetos gegen vom Parlament beschlossene Gesetze, die Politik der Regierung, wenn nicht zu durchkreuzen, so doch zu erschweren. Die Regierung droht ihm mit ihrem Rücktritt, falls er sich nicht verpflichtet, jeder ferneren rednerischen Betätigung zu entsagen. Und da in der Epoche, zu der das Stück spielt: am Ende unseres Jahrhunderts, die Arbeiterpartei (laut Shaw) allein über die absolute Mehrheit verfügt und sie auch durch Neuwahlen nicht verlieren kann, weil sie dem Volk als Garantin der von ihr geschaffenen „soliden Mittelstands-Wohlhabenheit" gilt, so sieht sich der königliche Fuchs am Ende des ersten Akts tatsächlich in die Falle getrieben. Gegen Ende des dritten aber hat er, vielleicht angeregt durch allerhand Gedankengänge und -sprünge während des Zwischenspiels mit seiner Geliebten, einen Dreh gefunden, der ihm ermöglicht, dem Tellereisen des Ultimatums, wenn auch unter Opferung seines fürstlichen Pelzes, zu entkommen und seinen Jägern selbst eine Schlinge zu legen. Er erklärt sich zur Abdankung bereit, um dann als einfacher Bürger und Honorable Member for Windsor das ihm als Herrscher versagte Recht der Kritik auszuüben; Kritik an einer Regierung, die bei aller ihrer Macht zu feige ist, mit ihren eigenen kulturellen Forderungen Ernst zu machen, und deren Macht da ihre Grenze findet, wo die Dividenden einer das Reich überspannenden „Bruchschadengesellschaft" in Mitleidenschaft geraten. Die Aussicht, mit diesem Kerl, der einen so großen Verstand hat und es nicht nur weiß sondern ihn auch anzuwenden versteht, als oppositionellem Parteiführer zu tun zu kriegen, erscheint dem Premier so wenig rosig, daß er, ohne seine Kabinettskollegen zu befragen, das Ultimatum zerreißt.

Wo ist in dieser blendend erfundenen, wenn auch allzu flüchtig ausgeführten Satire irgend ein Verrat an der Demokratie? Den können nur Leute wittern, die Demokratie für eine göttliche Offenbarung halten statt für Menschen- und darum Stückwerk; die nicht Wort haben wollen, daß die Demokratie ihre Fehlerquellen hat wie jede andere Gemeinschaftsform; nur daß, mit Shaw und seinem König Magnus zu

reden, „viel weniger Schwindel dabei ist, als bei vielen ältern Einrichtungen". Diesen wenigen Schwindel aufzuzeigen, für ihn Abhilfe zu fordern, ist das Gegenteil eines Verrats, nämlich ein Verdienst. Nur Angstmeier, die selbst keine Kritik vertragen, können Zeter und Mordio schreien über solch blitzend geistreiche Kritik an einem System, um das es erst dann schlecht bestellt wäre, wenn es sie nicht vertrüge. Einen Shaw mit den Schimpfwörtern „Fascismus" und „Senilität" abzukanzeln, weil er um die Werte der Persönlichkeit weiß und weil er sich die Frage — „die" Frage des Jahrhunderts! — vorlegt, wie diese unbestreit- und ununterdrückbaren Werte mit den Bedürfnissen der Gesamtheit am besten in Einklang zu bringen und zu ihrem Besten nutzbar zu machen sind, — das zeugt nicht nur von schlechtem Geschmack sondern auch von schlechtem Gedächtnis. Denn dieses Problem stand schon immer im Vordergrund von Shaws dichterischem Schaffen, und seine Liebe gehörte schon immer, wie die jedes wahrhaften Dichters, der großen Persönlichkeit. Freilich: in einem Lande, an dessen Spitze als Exponent der ausschlaggebenden Partei nicht einmal ein MacDonald sondern nur ein Müller steht, kann man sich schwer vorstellen, daß Persönlichkeit und Sozialismus keine inkommensurablen Größen zu sein brauchen. Aber man braucht sich, um in kleinerem Umkreis die Bedeutung und die Notwendigkeit der Persönlichkeit für die Erreichung eines Kollektivzwecks zu empfinden, bloß auszumalen, was aus diesem undicht gebauten, in der Personencharakteristik vielfach versagenden, im Dialog häufig versandenden Stück für eine Vorstellung geworden wäre, wenn nicht zwei Persönlichkeiten, jede in ihrem Bereich die stärkste der deutschen Bühne, ihr Form und Rückgrat, Fülle und Rhythmus aus Eigenem gegeben hätten: Max Reinhardt und Werner Krauß.

Die Tabellenzeitung von Kaspar Hauser

Warum machen sich eigentlich die Leute das Leben so schwer?

Die Leser müssen die ganze Zeitung durchfliegen, bis sie etwas gefunden haben, was sie interessiert — und die Journalisten müssen das alles schreiben ... Warum? Wozu? Es geht viel einfacher.

Es hat sich doch nun im Lauf der Zeit herausgestellt, daß dieselben Ereignisse immer wiederkehren. Früher war es: „Paschitsch bildet ein neues Ministerium" ... man konnte die Zeitung aufschlagen, wann immer man wollte —: stets bildete der alte Paschitsch ein neues Ministerium. Er muß 1003 gebildet haben.

Heute ist das nicht anders. Die Zeitung teilt uns in gefälliger Aufmachung nur das mit, was wir schon wissen. Wenn wir es aber schon wissen, dann fesselt doch nur noch die Menge des Geschehens und die Tatsache, daß es geschehen ist.

Vereinfachen wir uns also das Leben, den schwer geplagten Journalisten die Arbeit und dem Leser die Abendstunden und machen wir, weil wir sonst keine Sorgen haben, die

Tabellenzeitung

Gesetzlich geschützt

	Armbrüche	Beinbrüche	Hals- und Beinbrüche	Politische Wortbrüche	Zeppelinlandungen	Krach auf der Probe bei Brecht	Erschießung von Landesverrätern	Patriotische Rede eines Sozialisten für Anschluß	Pazifistische Rede eines Sozialisten
Deutschland . .	63	14	13	14 689 999 998	1	22	—	3144	—
Bayern	308	176 430	17 643 087	einer mehr	—	—	leider: —	683	—
England	76	21	2	—	1	—	—	—	—
Frankreich . . .	19	22	—	14	1	—	1	—	—
China	12 467	24	3	20 000 000 000	1	—	1 000 000 000	—	—
Litauen	—	—	—	—	1	—	einer mehr	—	—
Neukölln . . .	3	25	—	½	1	1	—	44	—

Zuversichtliche Haltung der Börse wegen der letzten Rede Briands	Zuversichtliche Haltung der Börse trotz der Rede Briands	Banditenüberfälle		Zuchthausstrafen		Filmpremieren
		auf Expresszüge	in Versicherungsgesellschaften	wegen Abtreibung	wegen Rechtsbeugung durch Richter	
1	1	54	3	183 Jahre	—	456,3

Proteste Hugenbergs gegen den Young-Plan		Hochzeiten und andere Unglücksfälle	Geburtstage			Revolverattentate			Einweihungsfeiern öffentlicher Häuser
Unterschriften	davon zurückgezogen		60.	70.	120.	aus Liebe	wegen Geld	wegen Geld aus Liebe	
2064	2065	1099	27	34	5	618	618	619	244

Bemerkungen

Bei Kellogg zuhause

Rosika Schwimmer, Ungarns enragierteste Frauenrechtlerin, Pazifistin und Volksrednerin, schweizer Gesandtin der Karolyiregierung, abgesetzt durch Bela Kun, dessen Diktatur sie verabscheute, flüchtete, als die Reaktion das Zepter ergriff, mit österreichischem Paß nach USA. Bewirbt sich dort 1921 um die Staatsbürgerschaft. 1926 ist das letzte Papier fällig. Gewissenhaft füllt sie vier Fragebogen aus. Frage 22: „Würden Sie zur Verteidigung des Landes, wenn nötig, Waffen aufnehmen?" bleibt unbeantwortet. „Für männliche Bewerber", dachte sie. Doch der Naturalisationsdirektor in Washington versteifte sich unglücklicherweise auf Beantwortung der Frage 22, obgleich alle Militärgesetze von USA. von „körperlich fähigen männlichen Bürgern" sprechen und unmißverständlich Frauen davon ausschließen, ihr Land mit Waffen zu verteidigen. Die Fünfzigjährige antwortete „nein", und das Staatsbürgerrecht wurde ihr verweigert.

Zeitungsalarm. Signal für militaristische und patriotische Organisationen, dem Naturalisationsdirektor Beifall zu klatschen, Signal für pazifistische und Kulturorganisationen, den neuen „Fall" auszufechten. In Ohio war vor kurzem einer Mennonitin das Bürgerrecht verweigert worden.

Vier Gerichtshöfe hatten im Lande Kelloggs und Hoovers drei Jahre Beschäftigung. Präsident Hoover, der Quäker, hält es für Männer und Frauen gleicherweise falsch, Waffen zu gebrauchen. Aber was ist zu machen, wenn Bundesrichter Carpenter hypothetische Fragen stellt: „Falls Sie als nurse einen verwundeten Amerikaner betreuen und beobachten, daß ein bewaffneter Feind sich nähert, würden Sie eine Pistole nehmen und den Feind erschießen?"

„Nein, das würde ich nicht tun."

Diese Antwort erwartet der Carpenter und prangert sein gestelltes Opfer an: „Sie sind kein willkommener Bürger, zu viel kosmopolitischen und zu wenig patriotischen Sinn."

Im Mai 1929 fiel die Entscheidung des Supreme Court: R. Schwimmer wird kein amerikanischer Bürger. Sie war bereit, den Naturalisationseid zu leisten, „die Verfassung und Gesetze von USA. zu unterstützen und gegen alle fremden und heimischen Feinde zu verteidigen" . . . doch sie stolperte über die verflixte Frage „22". Richter sind eben zu genau in solch delikaten Dingen. Sie wollen keinen Bürger, der sich weigert, zu tun, was die Gesetze des Landes nicht erlauben.

Hysterischer Fanatismus triumphierte. Generalanwalt Wheat vom Supreme Court kämpfte mit gemütsbewegender Leidenschaft für die negative Entscheidung: „Ihre glänzende Gesinnung, ihre ungewöhnliche Intelligenz, ihr außerordentlicher Intellekt machen R. Sch. äußerst gefährlich. Sie kann ihre Kräfte gebrauchen und andre zu derselben Opposition anspornen. Diese Art Nichttöter gilt es auszurotten."

Ein Zeitungssturm begann. „Wohin steuerst du, Amerika?" „Alle Grundsätze von Freiheit und Toleranz, auf welchen dieses Land aufgebaut wurde, trampelst du nieder!" Ein besonnener newyorker Demokrat, Senator Griffin, brachte den „Fall" vor den Kongreß. Ein neues Gesetz, das „Alle" angeht. Der Ächtung des Krieges muß die Ächtung des Kriegshandwerks, die Ächtung der Waffenträger folgen. Die militaristischen Organisationen beginnen schon ihre Schlacht und hoffen, die „Griffin Bill" vernichtend zu schlagen. Bleiben sie Sieger? . . . Die Perspektive wäre grandios: Amerika, der Schrittmacher für die Frauen in Waffen.

Thea Persius

Ein Besuch

Das Telephon klingelt. Man nimmt den Hörer auf, horcht hinein und zugleich auf die Straße, wo tausend Autos vorübersausen, in den schönen Vormittag, schöne Avenuen entlang. Eigentlich, was kann es schon sein, Clemenceau Poincaré, Poincaré Clemenceau, beide krank, alt, häßlich, fertig. Unten sausen Autos ins herbstlich kühle, rötlich-blonde Bois.

Aber nein, kein Karbolkommuniqué. Ein freundlicher Mann ist am Telephon, sagt, er heiße Schulz und wünsche, einen Besuch zu machen.

Ja, natürlich, warum nicht. Soll er kommen, ein Schulz mehr oder weniger, an dem schönen Tag, im süßen Paris, wenn die Kammer noch schweigt. Aber da klopft es schon. Vor der Tür steht ein großer magerer Mensch, einen Mantel am Arm, offenbar von der Reise gekommen, verbeugt sich und sagt: Schulz. Er lächelt dabei. Er wird gebeten, etwas zu warten, und, was ist da Merkwürdiges, nun nimmt er eine illustrierte Zeitung und schaut die Bilder an. Seine Hände sind breit. Die Haut seines Gesichts ist lappig vom vielen Rasieren oder vielleicht vom Hunger. Dann kommt er herein und läßt sich tief in einen Sessel hinunter.

„Sie erkennen mich nicht?" fragt er, „vor einigen Jahren hat man viel von mir gesprochen. Die Zeitungen waren voll."

„So, in welcher Angelegenheit?"

„Mein Name ist Schulz."

Was erwartet er von diesem Zauberwort? Er sitzt fast lauernd.

„Nein, wir erinnern uns nicht, leider . . ."

Der Gast im Sessel sinnt, seine hellen Augen mustern — „Erzberger" sagt er dann einfach.

Keiner von uns springt auf, keiner tut etwas, ich stehe nur und zittere in den Knien. Die Konversation nimmt den üblichen Gang in kleinen geronnenen Worten. Herr Schulz klagt über sein ruheloses Leben. Aus Spanien sei er eben ausgewiesen worden, nun wolle er weiter nach Antwerpen. Um Hilfe bitte er. Ja.

Dann ist er fort. Einfach, durch die Tür, nun geht er die Treppen herunter, die Concierge, nur sie, wird ihm einen mißtrauischen Blick nachwerfen. Wir rennen nicht ans Fenster, uns der Erscheinung zu vergewissern. Sie war so wirklich. Er ist in Paris, er wird die Stadt genießen, die Menschen, weiterwandern, leben.

Aus der Bezwingung erwacht, rufen wir die Botschaft an: „Halloh, der Mörder Erzbergers war da!"

„Waaas?"

„Ja!"

Doch die Herren der Diplomatie sind nicht so aufgeregt. Wie wohl das tut, diese Besonnenheit. Dennoch, das Wort „ausliefern" fällt sofort. Wie ausliefern? In unserem Redaktionszimmer dröhnt das erste befreiende schallende Gelächter. Die deutsche pariser Botschaft ruft sogleich die deutsche madrider Botschaft an, und eine Stunde später haben wir die beruhigende Nachricht: Madrid weiß von nichts.

Aber es beruhigt nicht. Der Tag ist hin. Da kam einer, sagte, er heiße Schulz und er habe Erzberger ermordet. Was Wichtigkeit, ob er die Wahrheit geredet hat. Mag er ein Schwindler sein, ein trauriger Schwindler, bei Gott. Einer hat Erzberger ermordet und der könnte in dem schönen herbstlichen Paris spazieren gehn. Und er geht spazieren, wenn nicht hier, dann in einem andern schönen Land. Das ist es.

Ingeborg Seidler

Unsoziale Novitäten

Die Verleger sollten endlich einmal ihre verantwortlichen Moderedakteure und -redaktricen zum Tempel hinauswerfen. Nur durch deren gutbezahlte Protektion war es möglich, daß man uns als verfrühtes Weihnachtsgeschenk den Schlepprock be-

schert hat. Vergeblich sucht man in den Spalten der meisten führenden Blätter und Zeitschriften nach einer einzigen Zeile der Kritik. Tag für Tag finden die Berichterstatterinnen unter dem sanften Druck der Schneiderfirmen das Dümmste und Unkleidsamste „bezaubernd", „herrlich" und „wie geschaffen für unsre Zeit", als ob sich die Zeiten und die Frauen alle halb Jahr änderten.

Diesmal nun ist die neue Modeparole keineswegs eine harmlose und gleichgültige Sache. Man will eine unsoziale Mode durchsetzen, eine kostspielige, unpraktische, unzeitgemäße und sogar unkleidsame, um dem Zustand ein Ende zu machen, daß sich Millionen von Frauen mit wenig Geld ein hübsches, elegantes und jugendlich anmutendes Festkleid schaffen können. Ginge es hier nur um die kleine Schicht von Begüterten, man würde es mit Vergnügen den Bankiersgattinnen und Industrieladies und den ja sowieso von Modesalons Gnaden lebenden Schauspielerinnen überlassen, ob sie wieder wie dazumal als stoffumwickelte Vogelscheuchen, zehn Jahre älter, herumlaufen wollen. Aber leider sitzen die Untertanen der Mode nicht nur im Salon sondern in ihrer Mehrzahl in Bureaus und Fabriken: die Werktätigen wollen den „feinen Damen" nicht nachstehen und werden deshalb versuchen, den Irrsinn mitzumachen. Es werden schwere Zeiten für Familienväter und Ehemänner kommen.

Klipp und klar sagt ein fast zynisch aufrichtiger Artikel der Modeberichterstatterin Stephanie Kaul im Oktoberheft der ‚Dame', wie die Dinge liegen. Es braucht fast keinen Kommentar dazu.

„Diesmal haben wir wirklich eine entscheidende, umstürzlerische Wandlung der Mode. Das demokratische Prinzip der letzten Jahre hatte höchsten Ausdruck gefunden. Man war stets bemüht, die Mode so auszugestalten, daß die eleganteste Frau und das einfachste Mädchen gleichwertig angezogen gingen. Das Jumperkleid war sein klassischer Ausdruck . . ., erleichterte es den Frauen außerordentlich, ganz gleich auszusehen. Die Entwicklung geht diesmal bewußt und absichtlich von den großen modellschaffenden Kleiderkünstlern aus. Sie haben mit einem schmerzlichen Bedauern beobachtet, wie die schneiderische Kunst immer weniger geachtet wurde. Individualisierung der Mode an Stelle der Typisierung, Kleider in Form und Schnittart, wie sie nur von Frauen getragen werden können, die ein eigenes Auto besitzen. Die Zeit einer hastigen, raschen Anprobe ist vorüber. Man braucht wieder Zeit — viel Zeit —, um jene Kompliziertheit in der Schnittführung herauszubringen. Im Stoffverbrauch selbst drückt sich der Luxus der neuen Modegesetze aus. In der Vielmeterzahl, in der die kostbaren Lamévoiles, die schimmernden Brokate, die verschiedenartigen Seiden verwendet werden müssen. Es kann bei einigermaßen konsequenter Entwicklung dieser Bewegung wieder jene Schichtung der Gesellschaft entstehen, die die Entwicklung der letzten Jahre fortgenommen hatte . . .!"

Deutlicher kann man es wohl nicht sagen. Es soll wieder eine Kaste gezüchtet werden, eine von Schneidern, Friseuren, Schuhmachern im Schach gehaltene Schicht von Frauen, die in Faltenrock, Hofschleppe und Boa, Haarknoten und versilberten Haarnadeln unterm Straußenfederhut einherspazieren. Millionen sollen und werden auf diese Vorbilder blicken. Der in einem Jahrzehnt mühevoll erkämpfte Fortschritt in Kleidung, Art und Gesinnung soll als auch eine Modelaune durch eine neue verdrängt werden.

Die neue Mode ist häßlich, mißfällt den Männern und auch den Frauen, sie wird nur mit Gewalt durchgesetzt, damit die Kaufleute wieder hohe Rechnungen ausschreiben können. Sie ist

unnatürlich, wilhelminisch und lächerlich. Das Reich der Frauen, seit ein paar Jahren wenigstens für das Auge einig in seinen Ständen, soll wieder aufgeteilt werden, die grande dame wieder stolz, ohne plebejische Konkurrenz, auf ihrem Sockel stehen wie die selige Auguste Viktoria im Rosengarten. Wir wollen uns das nicht gefallen lassen!

Sybille

Was tun die Birken?

So habe ich neulich hier gefragt ... was sie wohl tun, die Birkenblätter. Sirren? ... flirren? ... flimmern? ... ich wußte es nicht.

Brunhild schreibt: sie „schauern". Na, schauern ... vielleicht tut das der ganze Baum — aber er friert doch gar nicht, mir ist dies Wort zu schwer für das leichte Gezweig.

Georg Hermann zitiert Liliencron:

Der Birke Zischellaub verstummte
In ferne Länder floh der Tag ...

— das ist schon ähnlicher. Hier ist es wenigstens phonetisch gelöst; aber wenn man nun weitab steht und es nicht hören kann —?

Aber Georg Hermann kommt mir grade recht. Liliencron ... Neulich hat Franz Blei in der „Literarischen Welt" an ihn erinnert; ich glaube, daß er ihm Unrecht getan hat. Er sagte: der habe es sich so leicht gemacht; er habe mit der Muse getändelt. Ach nein — er hat gearbeitet wie ein Schwerarbeiter, gestrichen, gebosselt, verbessert, und abgeschrieben, bis es „saß". Ich meine, daß man ihn noch heute mit Genuß lesen kann — es stehen da wunderherrliche Gedichte (verliert sich in vierstündiger Lektüre Liliencrons; auftauchend:) Weil aber in politisch vermuffter Zeit ästhetische Werturteile immer gleich so feierlich genommen werden: ich lese Franz Blei mit größtem Vergnügen und mit mehr als Vergnügen. Divergenz über ein literarisches Werturteil ist kein Krieg.

Mein Gott, was tun die Birkenblätter —? Brunhild, komm her und stell dich unter einen Birkenbaum. Ich seh dich an — schauer mal. Fühlst du den Unterschied? Was tun sie? Ich werde dahingehen und es nicht gesagt haben.

Peter Panter

Hier schreibt Berlin

Fünfzig Autoren haben dies Buch über Berlin (Internationale Bibliothek Berlin) geschrieben. Solch ein Buch ist anregend wie der Anblick eines Bogens Papier, auf dem die Handschriften von fünfzig Menschen verzeichnet sind; aber es mag sein, daß ein derartiges Gewimmel der Temperamente mehr den Feinschmecker als den Hungrigen befriedigt. Wer die 420 Seiten durchgelesen hat, wird noch nicht schwarz auf weiß wissen, wie Berlin ist, aber er wird es nun sehr genau vom Hörensagen kennen. Was die Leute so erzählen: sie schwärmen, sie schimpfen, sie klatschen, sie beweisen — im Hintergrund die Angeklagte. Herbert Günther hat das Buch klug eingeleitet und zusammengestellt. Lustig, wie wenig von dem sprichwörtlichen rasenden Tempo in dieser Großstadtanthologie zu spüren ist. Eine große Koalition von Idyllen überstimmt ein paar tobende Nervöse. Gewiß, bei Georg Kaisers berühmtem Sechstagerennen siedet die Luft, und das Flackern der Lichtreklamen im nassen Asphalt ist beunruhigend — aber all das ist Oberfläche. Ritzt man die Haut, so sieht man darunter gemächliches Blut fließen, und wenn Walter von Molo in einer Skizze „Berliner Tempo" eine Rapidehetragödie auf der Elektrischen vorführt, so wirkt das verlogen und kindisch. Spießbürgerliches Vergnügen in einem Kabarett; ein altes Frauchen wird, von einem gütigen Schupo umsorgt, auf einer Bank ohnmächtig; die Stammkneipe der Leiermänner;

ein efeubesponnener Hinterhof; die stillen Fische im Aquarium — und nur einmal grollt ein echter Donner, wenn ein von Arnold Zweig gesteuerter, verrückt gewordner Untergrundbahnführer seinen Zug durch den Tunnel toben läßt; aber auch dies geschieht, wie man sieht, unfahrplanmäßig. Herr Wendriner stiefelt fahrig plappernd vorüber, Feuchtwangers amerikanischer Konfektionär sagt seinen schnoddrigen Vers, Erich Kästner lädt unsern eisigen Jargon von 1929 mit Güte (à propos: Was ist mit dem Gedichtemacher Max Kolpe? Man versteht, daß jemand nicht begabt ist, aber daß man sich dann so resolut aus dem Euter der Konkurrenz nährt, wie dieser es bei Kästner tut, ist doch wohl ungewöhnlich), und einige bemerkenswerte Skizzen von Martin Kessel locken zu näherer Bekanntschaft mit dem Autor. Zum Schluß gibt es ein paar gewichtige Abhandlungen. Wilhelm von Scholz vergleicht, als er von Berlins Kultur spricht, in einem lesenswerten Abschnitt die Begriffe „Kunststil" und „Kultur": „Boccaccio nennt Giotto jenen Maler, ‚der die Dinge am meisten so gemalt hat, wie sie wirklich sind'. Uns ist nicht zweifelhaft, daß wir in Giotto einen großen Stilisten vor uns haben. Der Künstler, der schaffend Stil, nicht Natur zu machen glaubt, den seine Zeitgenossen schon als Stilisten ansprechen, wird das Ufer der nächsten Generation nicht erreichen ... Wie mit dem Stil in der Kunst ist es ... mit der Kultur." Hingegen sei von H. v. Wedderkop zitiert: „Zu den ganz wenigen Stücken, die wirklich deutsch und lebendig zugleich waren, gehören ‚Hokuspokus' und ‚Der Garten Eden'. Diese beiden Stücke — ich kann auch nichts dafür — sind Musterbeispiele deutscher Theaterliteratur, wie sie sein soll; denn sie sind a) unproblematisch, b) unkünstlerisch, zwei allen guten Deutschen verdächtige Eigenschaften." Was, wie man zugeben wird, ebenfalls zu einer Betrachtung über Kultur und Stil herausfordert.

So daß dies hübsche Buch nicht nur ein ungefähres Stadtporträt sondern zugleich fünfzig Schriftstellerporträts liefert.

Rudolf Arnheim

Fortsetzungsbericht

Das Lesen von Fortsetzungsromanen in Tageszeitungen wird erschwert dadurch, daß selbst der getreueste Leser einmal die eine oder die andere Fortsetzung versäumt. Die meisten Zeitungen haben deshalb eingeführt, daß am Kopf jeder neuen Fortsetzung in ein paar Petitzeilen mitgeteilt wird, was sich bisher begeben hat. Bei Literatur, die noch andern als den Wert der Tatsachenvermittlung hat, ist diese Methode zwar geschäftlich attraktiv aber barbarisch.

Dort, wo sie angebracht wäre und keine ästhetischen Bedenken im Wege stehen, wird sie jedoch nicht geübt; nämlich bei den fortgesetzten Berichten über grade laufende Geschehnisse. Wochenlang liest man vom Jakubowskiprozeß, von der Haager Konferenz, vom Transferschutz, von der Affäre Halsmann. Versäumt man auch nur einen Tag die Zeitung, so ist man schon aus dem Zusammenhang und findet sich nicht mehr durch. Viele haben gar den Anfang nicht gelesen und müssen nun aus Andeutungen sich allmählich die Ursituation herausbuchstabieren. Da der übliche Zeitungsleser nicht gern denkt, läßt er entmutigt bald die ganze Rubrik aus.

Es wäre doch so leicht möglich, bei Vorfällen, die sich über Wochen hinstrecken, täglich dem Bericht ein kleines Resumee voranzuschicken, in dem mitgeteilt wird, worum es sich überhaupt handelt und wie weit man bis gestern gekommen war. Das ist einfach und naheliegend. Warum wird es nicht durchgeführt?

Alice Rühle-Gerstel

Antworten

Kurzschläfer. Sie fragen, wo man sich in Berlin einen vergnügten Abend machen könne, ohne in Neppplokalen zwischen Unsympathen sitzen zu müssen? Gehen Sie einmal in das kleine Kabarett „Die Katakombe", das der Verein berliner Künstler neulich in der Bellevuestraße eröffnet hat. Die jungen Künstler, die dort einen lustigen Unfug treiben, sind, was selten ist, nicht nur begabt sondern zugleich nett und manierlich. Zwischen Menzelbüste und Jazzbandkapelle haben sie eine kleine Bühne, drauf steht ein freundlicher Conferencier ohne schiefen Kopf und jüdische Witze; eine anmutige Tänzerin, Parodien auf Wandervogel und russische Kleinkunstbühne, und der Schauspieler Hans Deppe stellt drei Zimmervermieterinnen auf die Füße, die allein den Abend lohnen. Und eine kleine Schwedin ist da, bei deren Anblick jeder Atheist andächtig werden muß ... nun — nach Ihnen!

Gruppe revolutionärer Pazifisten. Freitag, am 1. November, 20 Uhr, im „Bürgersaal" des berliner Rathauses, öffentlicher Diskussionsabend: „Wie verhindern wir den nächsten Krieg?" Referent: Kurt Hiller. Korreferent: Landtagsabgeordneter Hans Jendretzky (KPD). Zur Diskussion vorgemerkt: Werner Abel (ehemaliger Ludendorff-Nachrichtenoffizier), Pfarrer A. Bleier, Dr. Rudolf Treuenfels, Bruno Vogel. Der Abend ist Dr. Helene Stöcker gewidmet, aus Anlaß ihres bevorstehenden sechzigsten Geburtstags.

Berliner Weltbühnenleser. Jeden Mittwoch, abends 8 Uhr, im Café Adler am Dönhoffplatz. Am 30. Oktober spricht Erich Glückauf über „Bringt MacDonald die Flottenabrüstung?" und am 6. November Hans Georg Brenner über „Die Situation beim deutschen Rundfunk".

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Gegenspieler von Carl v. Ossietzky

Niemand hat den Hochglanz der wilhelminischen Epoche so vollendet verkörpert wie der Fürst Bülow. Er ist der eigentliche Minister jenes Kaisers gewesen, der Bismarck rüde verabschiedete und dem ernsten Sozialpolitiker Posadowsky beim Vortrag die Teckel zwischen die Beine jagte. Wilhelm liebte die Lächelnden, die Wohlgelaunten, liebte den schmerbäuchigen Podbielski, aus dessen rosigem Bowlegesicht der anspruchslose Humor von hundert Offizierskasinos strahlte. Er kam auch mit dem blendenden Plauderer Bülow zehn Jahre aus. Doch als unter dem tristen Eindruck eines ungeheuren Skandals dem Kanzler einmal der Charme verging, machte er bald Schluß mit ihm. Als der Lächler, der Mann mit den Grübchen, Mohrchen, den treuen Pudel zur Seite, hat sich Bernhard Bülow dem Gedächtnis eingeprägt. So war er die immer heitere Beute der Karikaturisten, seine Kanzlerschaft fällt mit der Blütezeit des ‚Simplicissimus' zusammen. Wo Andre kämpften, lächelte er und siegte. Ein Zauberer.

Dennoch beschränken sich auch die freundlichsten Nekrologisten darauf, die Weltklugheit, die diplomatische Gewandtheit, die edle Kultur des Verstorbenen zu rühmen. Denn bei tiefer gehender Betrachtung kann nicht verborgen bleiben, daß unter ihm jene Politik eingeleitet wurde, die schließlich zum Kriege führte. Gewiß hat Bülow akute Gefahren stets abgebogen, aber er eröffnete auch jene fatale Außenpolitik, die mit Bluffs und Demonstrativakten der Welt die deutsche Schneidigkeit beweisen sollte aber in Wahrheit nur den Glauben an die deutsche Friedensliebe unterhöhlt hat. Weil Herr Tirpitz seine Schiffe bauen mußte, wurden Englands Verständigungsangebote zurückgewiesen, die Marokkoaffäre brachte Kriegsgefahr mit Frankreich; die einzige Idee war der zur höhern Ehre des monarchischen Prinzips erfolgte enge Anschluß an den Zarismus. Alle von Deutschland erwiesenen Liebesdienste haben Nikolaus nicht gehindert, seine eignen Wege zu gehen. Die Bilanz des Regimes Bülow ist schlecht.

Deutschland brauchte einen Staatsmann, der Kaiser einen Höfling. Bülow hatte beträchtliche staatsmännische Fähigkeiten, aber Neigung und Tradition machten ihn im selben Maße zum Courtisan. Er war bei uns wohl der Letzte von der Linie Talleyrand, einer jener Diplomaten, deren gesellschaftliche Triumphe bereits positive politische Leistungen bedeuten, weil sie im allgemeinen mit niemand als mit ihresgleichen zu tun haben und die Völker nur als ein unvermeidliches Anhängsel aristokratischer Regierungen betrachten. Diese Haltung schützt vor nationalem Banausentum und läßt sich zur Not noch mit einer gewissen Dosis von privatem Liberalismus vereinen. Öffentlich pflegte Bülow davon nur maßvoll Gebrauch zu machen. In innenpolitischen Debatten trat er oft preußischer

auf als ein guter Geschmack erlaubt hätte. Er konnte auf die Sozialdemokratie dreschen wie nur ein Köller oder Kröcher, und auf die Freisinnigen, die das Dreiklassenwahlrecht in Grund und Boden kritisierten, münzte er das ärgerliche Wort vom „Asphaltliberalismus". Er stand zwischen einem Volk von sechzig Millionen und einem Kaiser, der in den Ministern niemals viel mehr gesehen hat als gehobene Palastdiener, und dieser eine Mann mag ihm allerdings mehr zu schaffen gemacht haben als die geduldigen sechzig Millionen. Bismarcks Begriffe von der Nation waren immer etwas vormärzlich geblieben, aber er ignorierte die Nation nicht, und ein Blick auf Europa bereitete ihm „Cauchemars". Niemals hat Bülow die heitere Sicherheit des virtuosen Tänzers verloren. aber er hat auch immer nur für die Hofloge getanzt.

Als Kunstfreund war Fürst Bülow ganz vorurteilslos. Er hatte eine zu erlesene ästhetische Bildung, um das Verdikt seines kaiserlichen Chefs über die „Rinnsteinkunst" zu unterschreiben. In seinem Hause sah man oft die von der Zensur geschurigelten Vertreter der jungen Literaten. Das gehörte zu seinem privaten Liberalismus. Aber wenn er so um 1905 in eines zwanzig Jahre vorher zuerst erschienenen Versbandes geblättert und diese Stelle gefunden haben mag:

> Mein Herz schlägt laut, mein Gewissen schreit:
> Ein blutiger Frevel ist diese Zeit!

— so wird er das doch wohl als einen betrüblichen Literatenexceß angesehen haben. Wer schrie denn da so? Ein Herr Arno Holz. Wußte der Herr nicht, daß Deutschland ein mächtig aufstrebendes Land war, mit sauber geordneter Verwaltung, sozialpolitisch fortschrittlicher als die so oft kritiklos verhimmelten Staaten mit der parlamentarischen Demokratie —?

Arno Holz war ein harter, dunkler Gegenspieler dieser Aera des Oberflächenkultes und des falschen Optimismus. Er sah nicht Prosperität sondern Verödung und Entgötterung. Er sah Junkertum und Mammonismus auf der einen Seite, Millionenheere von Ausgebeuteten auf der andern. Es gab damals viele, die ähnlich düster sahen. Aber sie hatten keinen Einfluß und wurden nicht sehr ernst genommen. Ganz folgerichtig empfahl Wilhelm den Schwarzsehern schließlich, ihr Bündel zu schnüren.

Die lebenslängliche Opposition, das Mißtrauen gegen die Götzen seiner Zeit ist es, was Arno Holz seine Bedeutung gibt. Er gehörte nicht zu Jungen, die ein paar Jahre ungebärdig tun, um dann ganz brav in Amt und Ehren einzuschwenken. Seine Haltung wird sein Werk überleben, das zeitbedingt war und heute großenteils schon historisch geworden ist.

Er ist in jedem Lebensalter der Vorläufer gewesen, Sehender und Parolenausgebender mehr denn Schöpferischer. Er war seiner Epoche immer um ein paar Längen voraus, man möchte ihn Futurist nennen, wenn die Bezeichnung nicht schon vergeben wäre. Er lebte immer im Futurum. Sein „Buch der Zeit" ist der erste Posaunenstoß der Moderne, ein Ausblick

in eine neue Welt. Da ist zum erstenmal die Fabrik, die Straße: das Gebrodel der großen Stadt, hungerndes Proletariat, unromantisches Elend des geistigen Arbeiters. Gewiß ist die Fülle nicht gebändigt, scharfes realistisches Sehen steht kritiklos neben glatter Pennälerpoesie, unerbittliches Bekenntnis neben Blaublümleinlyrik. Aber trotzdem eröffnet das „Buch der Zeit" den Umsturz in der Literatur; die Makartstube der deutschen Dichtung von 1880 kommt bald zum Gerümpel. Und Arno Holz wird der Herold des Naturalismus, das tönende Organ der Durchbruchszeit. Vieles von dem, was er unternommen hat, ist schnell vergangen, viele seiner ausgestreuten Ketzergedanken — denn Ketzer war er mit jedem Atemzug — haben dennoch ihren Boden gefunden. Wer weiß heute noch von der versuchten „Revolutionierung der Lyrik", von der Attacke auf den Reim? Oder von seinen großen Dramen, die ehrenvolle Niederlagen sind in dem Jahrhundertkampf der deutschen Literatur um das Theater? Nicht seine oft abstrusen Theorien, nicht die Dramen, nicht die freien Rhythmen des „Phantasus" machen seinen Ruhm aus. Die Verwegenheit der selbstgeschaffenen Formen deckt sich oft nicht mit der Herkömmlichkeit der Inhalte. Dennoch war in allen seinen Versuchen ein Stück Zukunft, in seinem Irrtum noch fruchtbare Saat. Er war Johannes, der Vorläufer — der Täufer einer ganzen Zeit.

Arno Holz ist immer ein sehr streitbarer Mensch gewesen. Sein schroffes Temperament hat ihn noch vor ein paar Jahren in den weihevollen Räumen der Dichterakademie schrecklich Krach schlagen lassen. Die Ironie seines Schicksals wollte es, daß die zwei großen Erfolge seines Lebens jenseits eigentlichen Wirkens, jenseits seiner heiß geliebten Programme lagen. Nur wo der Dichter in ihm den Theoretiker und Gesetzgeber der Dichtkunst narrte, erscheint er ganz frei. Nur wo er sich selbst untreu geworden ist, erscheint er vollendet. Wenn er mit dem Jugendfreund Oskar Jerschke den „Traumulus" schreibt, gelingt ihm eines der besten Stücke Sudermanns, noch heute brauchbar und tausendmal solider gebaut als die schnell verfliegenden Tendenzdramen dieser Tage. Und dann sein keckscher Streich: die Dafnis-Lieder. Dazu steigt er beherzt in die Schreckenskammer der deutschen Literatur, an der auch die abgehärtesten Philologen ohne Aufenthalt vorübereilen, in die Barockdichtung, in den Lohensteinschen Schwulst, und bringt von dieser Extratour ein paar Bündel dreister, übermütiger und sehr fleischlicher Strophen mit. Der Dichter, der sonst ein Fußsoldat mit schwerer Bagage ist und sich in seinen Mußestunden vergnügt, die betreßten Literaturexzellenzen anzurempeln, erscheint hier unrettbar einer breiten, wahrhaft niederländischen Lebenslust verfallen: Preislieder auf einen guten, fetten Tisch folgen Hymnen auf eine zweihundertpfündige Erotik. Warum sich nicht bacchantisch an den Augenblick verlieren? Nur wo er seine verknurrte Dogmatik los wird, wirkt er ganz unbefangen.

Polizisteneide von Alfred Apfel

Das Thema ist akut und brennend geworden. Es gibt ungezählte Kriminalfälle, die nur auf Grund von Polizisteneiden entschieden werden. Als Beispiel führe ich die Verkehrsprozesse an. Wie selten nützt dem angeklagten Automobilisten oder Radfahrer der Hinweis auf die Möglichkeit eines Irrtums, einer Verwechslung des anzeigenden und schwörenden Schupomannes. Meistens hilft kein Gott gegen dessen Zeugnis.

Nichts ist aber mehr geeignet, das Verhältnis zwischen dem Volk und Schutzpolizei zu vergiften, als das Auftreten von vielen Beamten in politischen Prozessen, deren Zahl übrigens, wenn nicht alles trügt, in den kommenden Jahren in Deutschland ins Ungeheure wachsen wird.

Bei Straßenkundgebungen, Demonstrationszügen, Versammlungen und Aufläufen, den Begleiterscheinungen politisch aufgeregter Zeiten, weiß sich die Polizei nicht anders zu helfen, als durch Festnahme einer größern Zahl von Personen, wobei oft recht wahllos vorgegangen wird. Unleugbar werden bei solchen Anlässen ganz Unschuldige mit arretiert. Es kommt zum Strafprozeß. Der Angeklagte beteuert, daß er nichts mit der Demonstration zu tun gehabt habe, daß er als harmloser Passant zufällig in den Auflauf hineingeraten sei, daß er ohne jeden Grund plötzlich auf ein Polizeiauto geworfen, zur Wache gebracht worden sei und so weiter. Ich spreche nicht von Angeklagten, die aus politischen oder sonstigen Motiven die Unwahrheit sagen, sondern von unbescholtenen, jedem Laien glaubwürdig erscheinenden Beschuldigten.

Bei den Maiunruhen dieses Jahres erhielt der Kommandeur der berliner Schutzpolizei, Oberst Heimannsberg, einen Schlag über den Kopf. Er veranlaßte persönlich die Festnahme des Angreifers. Vor Gericht wurde er als Zeuge befragt, ob er den Angeklagten mit Bestimmtheit als den Täter wieder erkenne. Er sah ihn lange prüfend an. Es gereicht ihm zur Ehre, daß er den Mut aufbrachte, die Frage zu verneinen.

Seine einfachen Wachtmeister bringen aber diesen Mut sehr oft nicht auf. Sie betreten den Gerichtssaal zumeist mit dem unerschütterlichen Glauben an die Schuld des von ihnen Angeschuldigten. Mit wahrem Entsetzen hören sich die Prozeßbeteiligten an, wie in seltsamer wörtlicher Übereinstimmung die Beamten eines Reviers mit letzter Sicherheit Darstellungen von dem Vorfall geben, die offensichtlich mit der objektiven Wahrheit nicht übereinstimmen.

Dabei hat man nur in seltenen Fällen das Gefühl, daß diese Leute mit Bewußtsein unrichtige Aussagen machen. Aber man muß leider feststellen, daß bei der allzu militaristischen Ausbildung der Beamten verabsäumt worden ist, ihnen die elementarsten Grundsätze der Beobachtungskunst beizubringen. Es ist ihnen nicht eingeschärft worden, die Treffsicherheit der eignen Beobachtungsgabe bei wirren, aufregenden

Vorfällen nicht allzu hoch einzuschätzen. Weiter wird oft das Gedächtnis verkrampft durch die Angst, durch eine nicht genügend fundierte Anzeige den umständlichen und kostspieligen gerichtlichen Apparat nur zur Herbeiführung eines Freispruchs in Bewegung gesetzt zu haben.

Vor vielen Jahren hörte ich Karl Liebknecht plädieren. Ein spandauer Arbeiter sollte bei einer Demonstration gegen ein Polizeiverbot verstoßen haben. Ein Polizist nach dem andern beschwor die Schuld des Angeklagten. Dieser stand mit einem nicht uniformierten Zeugen allein auf weiter Flur. Der Staatsanwalt verlangte Bestrafung, sich auf die Bekundungen der Schutzleute stützend. Liebknecht trug etwas resigniert vor, daß Zivilisten doch auch Menschen seien. Warum solle der Eid eines Zivilisten weniger wiegen? Warum gelte das Wort des unbescholtenen Angeklagten nichts gegenüber der Darstellung der als Partei zu betrachtenden Beamten? Seine Bemühungen waren, wie damals üblich, erfolglos.

Heute ist bei einigen berliner Gerichten bereits fast der gegenteilige Zustand festzustellen, der zwar vom Verteidigerstandpunkt aus als erfreulich, aber von höherem Gesichtspunkt aus als beschämend betrachtet werden muß. Die Zahl der Freisprüche, die entgegen den Polizisteneiden erfolgen, ist zwar noch allzu niedrig, aber doch beachtlich. Nicht selten schließen sich sogar die Staatsanwälte, die doch die natürlichen Bundesgenossen der polizeilichen Zeugen sind, dem Antrag auf Freisprechung an. Die Richter suchen größeres Unheil dadurch abzuwehren, daß sie im Urteil feststellen, die Zeugen hätten sich begreiflicherweise geirrt.

Vor mir liegt das viel besprochene rechtskräftige Urteil der hundertzweiundvierzigsten Abteilung des Amtsgerichts Berlin-Mitte — Aktenzeichen 142. E. 900/29/4 — in dem Fall des Journalisten Stein, der am 1. Mai 1929, einem Reportageauftrag des ‚B. T.' folgend, sich in das Gebiet der Unruhen begab. Sein Fall illustriert treffend die ganze Frage.

Stein sah in einer Straße am Humboldthain berittene Schutzpolizisten im Trab heransprengen, die Demonstranten vor sich hertrieben. Schnell knipste er den Vorfall, flüchtete in ein Haus, klingelte im ersten Stock, da er die Straße vom Balkon aus beobachten wollte. Niemand öffnete. Er ging herunter und hielt sich im verschlossenen Hausflur verborgen. Ein Beamter riß die Haustür auf. Was wollen Sie hier? Antwort: Ich habe mich hierher geflüchtet. Beamter: Sie haben ja einen photographischen Apparat! Stein wurde am Mantel herausgezerrt, sich vergeblich auf seine Journalisteneigenschaft berufend. Ich möchte einen Zeugen mitnehmen, sagte er. Antwort: Quatsch, heute gibt es keine Zeugen. Ein Mann entriß ihm den Apparat, ein andrer legte ihm Handschellen an. Der Hauptmann kam im Dienstwagen an, ließ aber keine Vorstellungen gelten. Stein wurde auf das Lastauto geworfen. Ein Schupo nahm gegenüber mit gezückter Parabellumwaffe Platz. Aus der Haft, in der er noch allerhand Liebliches erlebte, wurde er später dadurch befreit, daß ein hoher Polizeibeamter ihn zufällig erkannte.

Diese Darstellung gab Stein am nächsten Tage in der Presse. Nicht das leiseste Dementi erfolgte. Alle Beteiligten waren schließlich bereit, die Sache auf sich beruhen zu lassen.

Viele Wochen später erhielt Stein vom Polizeiamt Wedding eine sogenannte polizeiliche Strafverfügung, die lautete: Sie haben sich am 1. Mai in der Putbusser Straße an einer grade für diesen Tage besonders nachdrücklich verbotenen Straßenkundgebung beteiligt, hierdurch die öffentliche Ruhe und Ordnung ganz erheblich gestört und somit groben Unfug verübt. Die Übertretung wird bewiesen durch das Zeugnis des Polizeioberwachtmeisters X. und andrer. Auf Grund des § 360 Ziff. 11 des Reichsstrafgesetzbuches wird deshalb gegen Sie eine Geldstrafe von 5 Mark hierdurch festgesetzt.

Stein erhob Einspruch, wodurch er eine öffentliche Gerichtsverhandlung provozierte. Bei Durchsicht der Akten fiel zunächst auf, daß das betreffende Polizeirevier seine Meldung nicht etwa in den ersten Maitagen sondern erst fünf Wochen später erstattet hatte, wodurch ein naheliegender Verdacht erweckt wurde. Ein Oberwachtmeister, der übrigens aus andrer Veranlassung in ein peinliches Gerichtsverfahren wegen Mißhandlung im Amt verwickelt ist — in erster Instanz ist er bereits verurteilt worden — meldete schriftlich, daß Stein sich unter den Demonstranten befunden habe und trotz Aufforderung vor dem Eingang des Hauses stehen geblieben sei. Drei weitere Wachtmeister erklärten in wörtlicher Übereinstimmung: Ich schließe mich den vorstehend gemachten Angaben in vollem Umfang an. Stein photographierte jedes Eckchen in jener Gegend und nach vielen Mühen gelang es ihm, zwei Zeugen aufzustöbern, die beobachtet hatten, daß man ihn, im Gegensatz zu der schriftlichen Meldung, nicht vor sondern in dem abgeschlossenen Haus arretiert hatte, daß er hilfesuchend in das Haus geflüchtet war, also nicht aus einem Demonstrationszug heraus verhaftet sein konnte.

Aus wohlerwogenen Gründen wurden die Entlastungszeugen nicht vor dem Termin benannt, sondern erst zu diesem, wie der Fachausdruck lautet, gestellt. Die Schutzleute beschworen, was sie vorher schon zu den Akten gemeldet hatten. Ihre Aussagen waren ein Gemisch von demonstrativem Festhalten auch gegenüber ernstzunehmenden Vorhalten und von falsch verstandener Kameradschaft. Sie fochten für die Revierehre. Stein warf seine Photos auf den Tisch, sezierte die Aussagen und fauchte, im Bewußtsein, Repräsentant der siebenten Großmacht zu sein, Worte wie Falscheid und ähnliche in den Gerichtssaal hinein.

Dem Richter wird eine Visitenkarte überreicht. Ein Herr aus dem Zuhörerraum bat um seine Vernehmung und siehe da, es erhob sich der Hauptmann des Reviers, der in Zivilkleidung der Verhandlung zugehört hatte, in dessen Gegenwart also seine Wachtmeister ihre Aussagen machen mußten. Der Herr Hauptmann sprang in die Bresche. Er beschwor einen Sachverhalt und Beobachtungen, die unmöglich stimmen konnten.

Nun kamen die beiden Entlastungszeugen. Zwei einfache Leute aus dem Volk, die ohne Drum und Dran beschworen, daß die Polizisten Stein aus dem Haus gerissen hätten. Der Richter bat, anscheinend aus dem sichern Instinkt, weitere Autoritätseinbußen zu vermeiden, um Abkürzung der Plädoyers und sprach frei. Die Schlußsätze der Begründung lauten: Die Zeugen X, Y und Z (Polizisten) haben ausgesagt, daß der Angeklagte vor dem Haus, vor dem zum Weitergehen aufgefordert worden war, gestanden habe und diese Aufforderung unbeachtet gelassen habe, vielmehr versuchte zu photographieren. Sie hätten ihn darauf verhaftet. Nach der Aussage der Zeugen R. jedoch und in Übereinstimmung mit den Angaben des Angeklagten ist er im Innern des Hausflurs verhaftet worden, und zwar ohne vorher zum Weitergehen aufgefordert zu sein, was ja auch, wenn die Verhaftung im Innern des Hauses erfolgt ist, höchst unwahrscheinlich ist. Bei den widerstreitenden Zeugenaussagen hat das Gericht die Angaben des Angeklagten als nicht widerlegt erachtet. Wenn auch keiner der Zeugen, besonders die Polizeibeamten als unglaubwürdig anzusehen sind, so muß doch berücksichtigt werden, daß bei dem damaligen Tumult ein Irrtum der Polizeibeamten durchaus erklärlich erscheint. Es sieht so aus, als ob der Angeklagte verfolgt worden ist, weil beobachtet worden ist, daß er photographiert hat und weil man dies nicht zulassen wollte. Da die Beweisaufnahme eine strafbare Handlung des Angeklagten nicht ergeben hat, war er mit der Kostenfolge aus § 467 Strafprozeßordnung freizusprechen.

Hiermit endet ein Prozeß über fünf Mark, mit einem an sich unbedeutenden Tatbestand, der aber illustrativ und im guten Sinne des Wortes revolutionierend gewirkt hat. Man wende von richterlicher Seite nicht etwa ein, daß nicht nur in Berlin bei widerstreitenden Aussagen zugunsten der Angeklagten entschieden werde. Das ist mir wohl bekannt. Aber ebenso bekannt ist mir, daß nicht jedem Angeklagten, der gegen eine polizeiliche Strafverfügung ankämpft, Pressebeziehungen und die Zeit und das Geld zur Verfügung stehen, Gegenzeugen tagelang zu suchen und sich einen Verteidiger zu leisten. Auch nicht alle Zivilzeugen, die sich vier Polizisteneiden gegenüber sehen, bleiben immer sicher in ihren Aussagen, wenn sie ungeschützt vor Gericht stehen und wenn man ihnen mit dem Meineidsparagraphen winkt.

Noch ein zweiter Fall. Vor einem berliner Gericht stand ein junger Mann, angeklagt, an einem verbotenen Demonstrationszug teilgenommen zu haben. Er bestritt das aufs entschiedenste. Er sei harmlos spazieren gegangen. Der anzeigende Wachtmeister beschwor bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden, daß er den Angeklagten in der vordersten Reihe eines Demonstrationszuges gesehen habe. Der Richter sah uns bereits fragend an, als ob er sagen wollte: Es ist doch wohl zweckmäßiger, den Einspruch gegen den Strafbefehl zurückzuziehen, zumal ein zweiter Polizist die Aussagen seines Kameraden unterstützte. Wir dachten: mehr als verlieren kann man den Prozeß nicht und bestanden auf der

Vernehmung des dritten Zeugen, eines ältern Herrn, von dem niemand wußte, warum und von wem er geladen war. Er wurde gefragt, ob er den Angeklagten in einem Demonstrationszug und überhaupt gesehen habe. Schüchtern begann er: Ich habe keinen Demonstrationszug gesehen, war auch gar nicht an jener Stelle und kann also auch nicht sagen, ob der Angeklagte an einem Zug teilgenommen hat. Schon wollte der Richter die Vernehmung als überflüssig abbrechen. Wir verlangten ihre Fortsetzung. Nun schilderte der Zeuge, daß er später beobachtet habe, wie die bei Gericht anwesenden Polizisten den jungen Mann in ganz barbarischer und sinnloser Weise mit dem Gummiknüppel bearbeitet hätten, so daß er bewußtlos auf der Erde lag. Eine Reihe von neutralen Tiergarten-Spaziergängern hätten sich voller Empörung angesammelt. Diese Aussage war die Rettung, denn jetzt konnte man die Vermutung äußern, daß der Polizist einer Anzeige wegen Mißhandlung im Amt habe zuvorkommen wollen, und zwar durch Einleitung eines Verfahrens, in dem er Zeuge sein konnte. Mein Mandant war zu jung und nicht gewandt genug, um damals sofort ein Verfahren gegen den Schutzmann anhängig zu machen, in dem er als Zeuge hätte schwören können.

Der Richter wurde schwankend und vertagte. Die Disziplinarakten des Beamten und andre Beweismittel sollen zum neuen Termin herbeigezogen werden.

Die Bekundungen des dritten Zeugen illustrierten übrigens auch die bei vielen Polizeibeamten beliebte Technik, Zeugen eines Vorfalles, die etwas über ungebührliches Verhalten von Polizisten aussagen könnten, davonzujagen. Überhaupt ist es mit gewissen Gefahren verbunden, sich bei der Polizei nach politischen Demonstrationen als Zeuge zu melden, da man zwar die Revierstube als Zeuge betreten, aber als Angeschuldigter verlassen kann.

Man stelle sich den jungen Proletarier allein, ohne Schutz, vor Gericht vor!

Diese beiden Fälle sind durchaus typisch für das, was sich fast alltäglich vor den Gerichten abspielt. Sie sind aber leider auch typisch für eine gewisse Desorganisation bei der Polizei. Wie ist es möglich, daß jedes Polizeirevier die Justizmaschine in Bewegung setzen kann, ohne daß eine Zentralstelle im Polizeipräsidium zunächst prüft, ob der Fall hieb- und stichfest ist und ob ein öffentliches Interesse an seiner Verfolgung vorliegt? Es ist zu verstehen, daß die Polizei nach großen Zusammenstößen ein paar krasse Fälle zur gerichtlichen Aburteilung bringt. Dann soll man das aber in einer sachlich gut vorbereiteten öffentlichen Gerichtsverhandlung tun und nicht Hunderte von Strafverfügungen heraussenden.

Ich habe mit vielen Richtern, Staatsanwälten, Verteidigern, hohen und niedern Polizeibeamten über diese Dinge gesprochen. Sie stimmten mir fast alle darin zu, daß mit der Praxis gebrochen werden muß, Urteile hauptsächlich auf Polizisteneide zu stützen, zumal in den Fällen, wo die Polizei

Partei ist, besonders aber dann, wenn der betreffende polizeiliche Zeuge ein Rencontre mit dem Angeklagten hatte. Man möge die Behauptung nicht für übertrieben halten, daß zahlreiche Schutzleute glücklich wären, wenn man ihnen die viele Schwörerei vor Gericht ersparte. Bei ihren Aussagen fühlen sie sich oft nicht als freie, nur ihrem Gewissen verantwortliche Staatsbürger sondern als zu einer Art Dienstleistung Abkommandierte.

Es bedarf gar keiner Gesetzesänderung, um den Aussagen eines unbescholtenen Angeklagten und der zivilen Zeugen gegenüber den Bekundungen der uniformierten Zeugen konkurrierende Kraft zu verschaffen. Bereits das geltende Recht sagt klar und deutlich, daß über das Ergebnis der Beweisaufnahme das Gericht nach seiner freien, aus dem gesamten Inbegriff der Verhandlung gebildeten Überzeugung zu entscheiden habe. Wir haben also schon den Grundsatz der freien Beweiswürdigung. Die Richter sind nicht an bestimmte Beweisregeln gebunden. Sie sind nicht behindert, ihre Überzeugung nur aus einem unbeeidigten Zeugnis und aus den Bekundungen des Angeklagten zu schöpfen. Viel Unheil könnte auch vermieden werden, wenn die Richter nicht immer die Schutzleute bereits zu Beginn ihrer Vernehmung schwören ließen. Ich will in diesem Aufsatz nicht fachsimpeln. Aber es sei gestattet, einen juristischen Kommentar zu zitieren, und zwar den von Löwe-Rosenberg zu § 61 der Strafprozeßordnung. Da ist sehr treffend ausgeführt, daß die Nachbeeidigung nicht nur dann erfolgen braucht, wenn Bedenken gegen die Zulässigkeit der Beeidigung überhaupt obwalten. Sie rechtfertigt sich auch dann, wenn es angemessen erscheint, die Beeidigung eines Zeugen erst nach seiner Konfrontation mit andern Zeugen vorzunehmen. Ja, so sagt der Kommentator, es wird bei der Vernehmung mehrerer Zeugen in einer Verhandlung häufig zweckmäßig sein, erst beim Schluß des gesamten Zeugenverhörs zur Beeidigung zu schreiten. Der Schöffe merkt dann eher, daß die Prominenteneide entthront sind und daß die Schutzleute doch nur einen Arm des Staatsanwaltes darstellen. Auch mancher brave Schupomann würde vor Schwüren bewahrt werden, die man heute voller Ingrimm Polizisteneide schilt.

Der Fall Peretti von Walter Rode

Wird ein Italiener in der Schweiz verhaftet, so streitet die Vermutung dafür, daß er eines gemeinen Verbrechens dringend verdächtig sei. Gerät aber ein Schweizer in italienische Gefangenschaft, so darf man vornherein annehmen, daß er nichts andres begangen hat als die Unvorsichtigkeit: sich nach Italien gewagt zu haben ungeachtet der Gefahr, auf irgend einer schwarzen Liste zu stehn. Die Annahme, dem Schweizer geschehe Unrecht, wird dadurch begründet, daß in Italien leicht und gern verhaftet wird, daß jeder Nichtfascist dort das Gut der Freiheit nur prekaristisch genießt, das heißt, sich nur derzeit, nur bedingt, nur bis zu der jeden Moment

zu gewärtigenden Anwandlung des nächsten verfluchten Kerls unter den Schwarzhemden, ihn einzukerkern, auf freiem Fuße befindet.

So sehr also auch für den in Italien verhafteten Schweizer die Vermutung der Unschuld streitet, zumal wenn dieser Schweizer ein Tessiner, ein Nichtfascist, ein Bekenner der schweizerischen Freiheiten gegenüber dem Fascismus ist, und umgekehrt für die Haltung der fascistischen Franktireurs, die mit der im Tessin organisierten fascistischen Spionage zusammenarbeiten, das Übelwollen, die Rachlust, das entmenschte Vergnügen der Abruzzenräuber, sich eines Feindes bemächtigt zu haben, so ist es mit dem Schutz, den die kleine Schweiz einem im heutigen Italien gefangen genommenen und gehaltenen Schweizer angedeihen lassen kann, elend bestellt. Die schweizerischen Bundesbehörden benehmen sich in solchen Fällen: im Falle Fröhlich, im Falle Cesare Rossi und jetzt im Falle Peretti, nach einem Grundsatz, den der Papst bei den seinerzeitigen Mißhandlungen der Popolari durch die Fascisten hinsichtlich des Verkehrs mit diesen aufgestellt hat. Die Anwälte der geprügelten und gepeinigten Katholiken baten den Papst um ein Eingreifen, sie setzten dem heiligen Vater auseinander, daß die Fascisten noch lange keine legitime Staatsmacht seien, sondern eine militante Kriegerkaste, die sich im Nahkampf durch Einschüchterung und Gewalt die Herrschaft eben erst erringe; daß der arbeitsscheue handfeste Kerl, der da öffentliche Gewalt spiele und den friedlichen Bürger bedränge, nichts andres sei als ein Brigant. „Grade darum", gab der Statthalter Gottes auf Erden zur Antwort, „muß man sie fürchten und vorsichtig behandeln."

Man kann nicht glauben, daß Bundesrat Motta, der Leiter der schweizerischen auswärtigen Politik, ein Bewunderer des Fascismus, daß er selbst ein Fascist sei, wie seine Feinde schreiben. Aber man darf glauben, daß er Bedenken trägt, den nach Erfolgen lüsternen Fascismus zu reizen, und daß er daher eine Haltung an den Tag legt, die leicht als Schwäche gedeutet werden kann. Motta bremst die Demonstrationsbewegung im Tessin zugunsten Perettis. Er wünscht, daß der Fall Peretti aus der öffentlichen Diskussion verschwinde. Er hofft ohne Zweifel, von hinten herum, durch diplomatische Verbindungen dem armen Peretti besser zu helfen als ihm durch das Pochen auf das Recht, durch Anrufung der höchsten Prinzipien der Menschheit, durch erregte Rufe über die Grenze hinüber geholfen werden kann. Er will offenbar verhindern, daß die Verurteilung des bereits angeklagten Peretti zu einer Forderung des fascistischen Prestiges werde.

Mit dem Fall Peretti hat es folgende Bewandtnis: Giuseppe Peretti, Werkführer in den Werkstätten der schweizerischen Bundesbahnen in Bellinzona, ist ein friedlicher, jeder praktischen Politik abholder, dem Alpinismus, der Selbstbildung und der Verbreitung von Wissen im Volke hingegebener Arbeiter. Es ist unwahr, daß der von seinen Arbeitsgenossen wegen seiner Hilfsbereitschaft verehrte Mann praktischer Anarchist sei. Peretti war in seiner Jugend eine Art Edel-

anarchist, hat sich aber, wie gesagt, seit vielen Jahren überhaupt nicht mehr mit Politik befaßt.

Am 11. Mai dieses Jahres, einem Samstag, fuhr Peretti von Bellinzona in der Schweiz, seinem Wohnort, nach dem nahen Mailand in Italien, um sich dort zu vergnügen. Er ist weder Montag den 13. Mai, wie er es vorhatte, noch später aus Mailand nach Bellinzona zurückgekehrt.

Die Arbeitsgenossen Perettis, über dessen Ausbleiben beunruhigt, sowie die Werkleitung veranlaßten die Präfektur in Bellinzona, bei den Quästuren in Como und Mailand nach dem Verbleib des Vermißten zu fragen. Es wurde in Kenntnis der dem nichtfascistischen Tessiner in Italien drohenden Gefahren sofort auch die Frage gestellt, ob Peretti etwa verhaftet worden sei. Die Antwort der Quästuren lautete: man wisse nichts von einem Peretti; in die Gefängnisse sei Peretti nicht eingeliefert worden.

Die fascistischen Behörden logen. Peretti war in eine der von dem Schweigen der fascistischen Diktatur bedeckten Gruben gefallen. Fascisten hatten sich des wehrlosen Reisenden bemächtigt, wie dies in der räuberseligen Zeit des vorgaribaldianischen Italien üblich war, und verleugneten ihren Fang.

Aber in den Tessin, nach Locarno und Lugano, wohin täglich Reichsitaliener kommen, ihr Herz über die Bedrückungen im Vaterland auszuschütten und die Symptome des nahen Bankerotts der fascistischen Raubherrschaft zu künden, waren Stimmen gedrungen, daß Peretti in Mailand festsitze, daß er am 11. Mai sofort bei seiner Ankunft in Mailand, also ehe er auf italienischem Boden irgend etwas verübt haben konnte, verhaftet worden sei. Daß seine Verhaftung auf Wunsch der fascistischen Spitzel in Bellinzona erfolgt sei, die ihren Spießgesellen in Mailand, den dortigen Bahnhoffascisten die Abfahrt Perettis aus der sichern Schweiz in das Abruzzenland telephoniert hatten.

Die Bundesregierung in Bern intervenierte durch den Konsul in Mailand, den Gesandten in Rom, direkt: von Regierung zu Regierung. Nach sieben Wochen erhielt sie die Antwort: der Schweizer Giuseppe Peretti sei beschuldigt, eine anarchistische Tätigkeit im Königreich Italien entwickelt und mit mailänder anarchistischen Kreisen Berührung gehabt zu haben. Kein Sterbenswort darüber: was für eine Tätigkeit, was für eine Berührung.

Im August verbreitete sich in Bellizona das Gerücht, Peretti sei in den Kerkern Mussolinis ermordet worden. Das Gerücht übertrieb. Wahr ist nur dies, daß Peretti, bis zu seiner Berührung mit dem Fascismus ein kerngesunder Mensch, in seiner Gefangenschaft an einem schweren Herzleiden erkrankt ist.

Anfang Oktober ist Peretti nach Rom in das Gefängnis Regina Coeli gebracht worden. Die schweizerische Gesandtschaft teilt mit, daß wenig Hoffnung bestehe, Peretti vor einer Verurteilung durch das Sondergericht zu retten.

Wie wenig Hoffnung wird jedermann beurteilen können,

der auch nur die offiziellen Berichte über die am 27. September stattgefundene Verhandlung gegen Cesare Rossi gelesen hat. Keine Färbung des Herganges kann die Schamlosigkeit der Prozedur, die Hoffnungslosigkeit jeder Verteidigung verdecken. Hat die Presse Italiens eine Ahnung davon, wie ihre Servilität, wie ihre Lobsprüche für die Gutgesinnten, ihr beflissener Abscheu gegen die Subversiven das Regime persiflieren? Vergebens wird man das Urbild des Fascismus in der Antike suchen. Das Urbild des Fascismus findet sich in der Geschichte der südamerikanischen Republiken. Herr Mussolini gemahnt weniger an Rom, weniger an Tiberius, er gemahnt mehr an Guatemala und dessen langjährigen Diktator Manuel Estrada Cabrera.

Über die Entschlossenheit der Ausnahmegerichte Mussolinis, zu verurteilen und die Wahrheit vor diesen Gerichten schreibt Gaetano Salvemini: „Wer auch imstande wäre, zur Entlastung eines Angeklagten auszusagen, könnte unmöglich den Mut hierzu aufbringen. Er wäre den wildesten Drohungen ausgesetzt. Würde er dennoch der Wahrheit dienen, die Deportation auf die Inseln wäre das Mildeste, das ihm blühte.

Die Mehrzahl der Prozesse vor dem Staatsgerichtshof werden von den Ämtern der fascistischen Polizei instruiert, die seit Ende des Jahres 1926 in jeder Provinz am Ort des Kommandos der schwarzen Legion amtieren. Diese Ämter sind leibhaftige Schulen des Verrats und der Spionage, denen alle Fascisten ihr Scherflein an Beobachtungen, Erhebungen, Gebärdenspäherei darbringen. Gründe des Prestiges und der Einschüchterung bewegen das Gericht, schuldig zu sprechen. Auf Wahrheit und Tatbestand wird kein Bedacht genommen.

Der Fall des in die Fänge des Fascismus geratenen Peretti bewegt die ganze Schweiz: Tessiner, Franzosen und Deutsche, Sozialisten und Liberale. Für das Komitee „pro Peretti" hat der ausgezeichnete schweizer Publizist Doktor Adolf Saager in Massagno unter dem Titel: „Rettet Peretti!" einen Aufruf an die Presse aller Länder gerichtet.

Der Fall Peretti berührt uns alle. Er zeigt die dem Italienreisenden drohenden Gefahren. Wo einst Italien war, das einladende, lachende Italien, die zweite Heimat des Enterbten, den „ein graulicher Tag hinten im Norden umfängt", ist heute für den Nichtengländer und Nichtamerikaner ein einziges großes Bagno.

Der Fall Peretti ist klar: Die fascistische Camorra behauptet ihre Herrschaft mit denselben Mitteln, mit denen sie sich durchgesetzt hat. Wer der Camorra nicht paßt, wird ins Gefängnis geworfen und gefoltert. Peretti ist jenen Briganten in die Hände gefallen, die eine Gefahr sind für die Angehörigen aller Nationen, die keine Kriegsflotten haben. Was heute dem Schweizer Peretti passiert ist, kann morgen und übermorgen einem Deutschen, einem Oesterreicher, einem Tschechen passieren. Rettet Peretti heißt: Werft das Licht eurer Scheinwerfer auf das Dunkel, mit dem die Machthaber des Fascismus ihre Gefängnisse und Folterkammern bedecken. Öffnet das herrlichste Land Europas wieder seinen Liebhabern und Bewunderern!

Eine Frau allein von Agnes Smedley

Die amerikanische Schriftstellerin Agnes Smedley, in Deutschland bisher unbekannt, wird demnächst vom Malik-Verlag mit ihrem großen autobiographischen Roman „Eine Frau allein" eingeführt werden. Agnes Smedley gibt in diesem Artikel ein Bild ihrer harten Jugend, zugleich das Bild einer sozialen Schicht Amerikas, die jenseits von aller „prosperity" steht.

In Süd-Colorado, in einer von Rockefellers Grubenstädten, verlebte ich die Tage meiner Kindheit. Mein Vater war ein ungelernter Arbeiter, der, von Ort zu Ort ziehend, Arbeit suchte, meine Mutter wusch Wäsche. Ich versuchte nach den Schulstunden, Brot für meinen Hunger zu verdienen, indem ich Geschirr und Windeln waschen ging oder in der winzigen Zigarrenfabrik der Stadt Tabakblätter entrippte. Auch meine ältere Schwester arbeitete in einer Wäscherei. Bei uns lebte noch eine junge und schöne Tante, die Wäsche wusch und manchmal für Geld ihre „Freundschaft" abgab. Den Waschlohn gab sie meiner Mutter, mit dem Geld, das sie von ihren „Freunden" bekam, erhielt sie sich selbst.

Wir lebten zusammen in einem Einzimmerzelt auf steinigem Boden, zwischen den Eisenbahnschienen und dem gefahrdrohenden Fluß, unmittelbar an der Häusergrenze der Stadt. Monatlich eine Miete von vielleicht zwölf Dollar zu bezahlen, konnten wir uns nicht leisten, und außerdem machte die Arbeit meines Vaters häufiges Umziehen notwendig. Oft lebten wir in irgendeinem Bergarbeiterlager, dann wieder in der Stadt, aber immer wieder schlugen wir unser Zelt am selben Fleck auf. Dieser Fleck ist mein Zuhause geworden.

Meist schliefen wir in unserm Zelt zu acht, nur wenn Verwandte durchkamen, die westwärts zogen, nach Idaho oder Nevada, um „ihr Glück zu machen", waren wir mehr. Solange wir klein waren, schliefen wir fünf Geschwister in einem Bett, drei am Kopf-, zwei am Fußende. Später schliefen zwei meiner Brüder auf Stroh am Boden. Außerdem besaßen wir noch zwei Betten: in einem lagen meine Tante und meine Schwester, in dem andern meine Eltern. Diese drei Betten nahmen drei Ecken des Zeltes ein, in der vierten standen die Luxusgegenstände, die wir besaßen — die Nähmaschine und der Schaukelstuhl.

Ich erinnere mich, daß ich morgens beim Aufstehen immer müde und unausgeschlafen war. Ich wurde sechzehn Jahre alt, ohne jemals eine Zahnbürste oder Badewanne gesehen oder in einem bezogenen Bett mit Nachthemd geschlafen zu haben.

Sexuelle Dinge waren mir kein Geheimnis. Von frühester Kindheit an hatte ich, was mich stets tief erregte, die intimsten Umarmungen meiner Eltern gesehen. Ich war elf Jahre alt, als mein betrunkener Vater meine Tante aus dem „Hause" warf, weil er sie vor unserm Zelt in den Armen eines Mannes ertappt hatte. Er tat es plötzlich, obwohl er doch die ganze Zeit wußte, woher sie ihr Geld bekam. Ich war dabei, als er die Situation beschrieb.

„Ja, ne Hure, ne ganz gemeine Hure", schloß er.

„Und wenn ichs bin, wer ist schuld dran?" sagte sie, „Du! Du schleppst dein ganzes Geld in die Kneipe und kommst jeden Sonnabend nachts voll besoffen nach Haus. Wer hat die ganze Zeit deine Frau und die Kinder erhalten? Du weißt ganz gut wer: ich! Und wie ichs tue, weißt du auch. Weil ich dir gestern sagte, meine Schwester kannst du hin- und herschubsen und ihr jedes Jahr ein Kind machen, deshalb hast du heute eine Wut auf mich. Mit ihr kannst du machen, was du willst, aber mit mir nicht, mir hast du gar nichts zu sagen, ich verdien mir mein Bett und mein Futter allein."

„Mach, daß du raus kommst, und untersteh dich und komm noch mal her", brüllte mein Vater in höchster Wut. Dann zwang er sie, ihren Blechkoffer zu packen und mitten in der Nacht fortzugehen. Meiner Mutter Gesicht war fahl und starr, noch einen Monat lang hinterher sprach sie kaum ein Wort.

Dann heiratete meine Schwester, ein Mädel von fünfzehn Jahren; ein Jahr darauf starb sie im Kindbett.

Das wahre Gesicht des Lebens blieb mir keineswegs verborgen. Ich bemerkte, daß das, was meine Tante gesagt hatte, richtig war. Nicht nur von meinem Vater. Von keinem Mann ließ sie sich „etwas sagen". Einmal hörte ich, wie ein Mann ihr Vorwürfe machte, weil sie ihre Verabredung nicht eingehalten hatte; wie sie ihn zurechtwies, das kann man gedruckt nicht wiedergeben. Ich bewunderte sie, und ihr Leben schien mir weitaus erstrebenswerter und achtbarer als das meiner Mutter und andrer verheirateter Frauen um uns herum.

Ich sah, daß die Frauen bei der Heirat versprechen mußten, ihrem Manne zu gehorchen. In Nachahmung der obern Klassen hörten die meisten auf zu arbeiten. Nach kurzer Zeit fingen dann die unvermeidlichen Zänkereien an. Ein Kampf, in dem die Frau immer den Kürzern zog. Ich belauschte diese Kämpfe, und einmal empfing ich einen Eindruck, der mir nie wieder aus dem Gedächtnis schwand.

„Gib mir die Kleider wieder, die ich dir gekauft habe," schrie der Mann.

„Um Gotteswillen, Schatz, du weißt doch, ich liebe Dich," weinte die Frau.

Ich kroch in unser Zelt zurück, schamerfüllt und erniedrigt, niemals, niemals würde meine Tante einen Mann so angebettelt haben.

Ich lebte unter den brutalsten und primitivsten Bedingungen. Daß es überhaupt noch eine andre Welt gab, war mir viele Jahre hindurch unbekannt. Schließlich kam ich aber doch dahinter. Das verdankte ich meiner Mutter. Sie war eine Frau, die so selten sprach, daß ich mich nicht einmal auf ihre Stimme richtig besinnen kann. Schmächtig, mit einem feinen Gesicht, jung verbraucht, mit weißen Haaren, harten, vom vielen Waschen fast schwarzen knotigen Händen, starb sie in einem Alter von achtunddreißig Jahren an chronischer Unterernährung.

Wenn sie in wohlhabende Häuser ging, Wäsche brachte oder holte, oder einen ganzen Tag zum Reinmachen blieb, sah sie, daß die Kinder in höhere Schulen gingen, Klavier spielen konnten. Sprach sie mit mir, dann war es immer über die

Schule. Ihre Kinder „Bildung lernen" zu lassen, mir später ein „Pjano" zu kaufen, war das Ziel ihres Lebens. Sie arbeitete wie ein Pferd, den schwachen Körper bis spät in die Nacht übers Waschfaß gebeugt, und immer glaubend, wer am schwersten arbeite, verdiene am meisten Geld. Durch sie gewann ich die Vorstellung, daß die kleine höhere Schule am Hügel das Ziel alles Strebens sei. Einmal standen wir beide an der Flußböschung und starrten hier unten, nahe den Abfallgruben der Stadt, auf die Spitze des Gebäudes oben, das von drüben durch die Bäume schien; ein andermal, als ich ihre Wäsche abliefern half, kamen wir an der Schule vorbei, und ich blickte furchtsam auf das Haus.

Ich war in meiner Kindheit von religiösen Vorurteilen verschont geblieben, die Kirche wurde bei uns nie erwähnt. Den Namen Gottes lernte ich allein durch Fluchen kennen. Die höhere Schule am Hügel war die einzige Religion die ich hatte.

Später erfuhr ich dann aus Büchern von einer andern mir unbekannten Welt. Ich las unaufhörlich, zuerst Märchen, später alles, was meine Lehrerin erwähnte. Anstatt meiner Mutter zu helfen, wie ich es eigentlich hätte tun müssen, las ich. Bis spät in die Nacht hinein hörte ich sie in der kleinen Küche, die aus ungehobelten Brettern unserm Zelte angefügt war. Hörte, wie das Bügeleisen bums-bums-bums über das Plättbrett fuhr; sie bügelte sich ihr junges Leben weg, damit ihre Kinder „Bildung lernen" konnten.

Meine Lehrerin schien mir wie eine Bewohnerin jener fernen fremden Welt aus meinen Büchern. Sie hatte viele weiße Blusen und wechselte sie häufig. Auf ihrer weißen, reinen Hand trug sie einen goldnen Ring. Ich fürchtete und bewunderte sie über alles. Jeden Monat wählte sie die beste Schülerin für den Ehrenplatz der Klasse aus, und solange sie meine Lehrerin war, behauptete ich diesen Platz. Ich erinnere mich noch heute an das Stillschweigen, das sich über den Schulraum herabsenkte, wenn alle andern Kinder eine Frage nicht beantworten konnten und die Lehrerin sich in einem letzten Versuch an mich wandte. Dann pflegte ich aufzustehen, ein barfüßiges häßliches Kind in einem verwaschnen Kattunkleid, die dünnen Haare zu zwei Rattenschwänzchen geflochten und mit einem Stückchen Bindfaden zusammengebunden. Die Arme steif an beiden Seiten des Körpers, beantwortete ich ihre Frage.

„Musterkind", höhnten die gutgekleideten Kinder auf dem Schulhof, „Dreckbalg von hinter der Bahn!"

Ich haßte es, ein Mädchen zu sein. Ich sah die Prügel, die die Frauen bekamen, die alljährlichen Geburten, die sie, wie in Sklaverei, festschmiedeten, die Abhängigkeit vom Mann ums liebe Brot, ich sah sie sich unterwerfen, gehorchen, ich sah aber auch dagegen, wie unverheiratete Mädchen, die sich ihren Lebensunterhalt selbst verdienten, dafür freies Verfügungsrecht über ihren Körper und ihre Seele behielten. Ich sah meine Mutter unzählige Male durch meinen Vater gedemütigt, ihren Willen gebrochen, und mein Haß wuchs. Wäh-

rend meiner ganzen Kindheit bekam er genug Nahrung, um riesige Dimensionen anzunehmen.

Eine meiner lebendigsten und bittersten Erinnerungen knüpfte sich an folgendes Vorkommnis: Es war zur Zeit, als die Frauen in Colorado grade das Wahlrecht erlangt hatten. Damals wurde mein Vater bezahlter Agent eines politischen Cliquenführers der Stadt. Er kaufte Stimmen für einen Dollar pro Stück und bekam einen bestimmten Prozentsatz für jeden Wähler, den er zur Wahlurne brachte. Er hielt es für ausgemacht, daß auch die Stimme meiner Mutter ihm gehöre. Tagelang vor der Wahl zankten sie sich darüber, aber meine Mutter weigerte sich, ihm zu sagen, wie sie wählen werde. Zum ersten Mal in ihrem Leben hielt sie ein Symbol der Unabhängigkeit in ihren Händen. Am Wahltag schritt sie ruhig an meinem drohend dastehenden Vater vorbei und ging zur Wahl; sie kam zurück und weigerte sich noch immer, darüber zu sprechen.

Mein Vater ging vom Hause fort und blieb den ganzen Winter über verschwunden. Meine Tante, die meiner Mutter auch nach dem Hinauswurf heimlich geholfen hatte, war verschollen. Wir starben fast vor Hunger und Kälte. Meine Mutter wusch und plättete vom frühesten Morgen bis Mitternacht. Ich mußte die Schule verlassen und für den ganzen Tag in die Zigarrenfabrik zur Arbeit gehen. Und auf dem Heimweg wurde ich zur Diebin. Ich ging in Lebensmittelgeschäfte und stopfte mir die Taschen voll, wenn der Verkäufer mir den Rücken drehte. Einmal, während des Winters, tauchte mein Vater plötzlich in unsrer Küchentür auf, fragte meine Mutter, ob sie nun sagen wolle, wie sie gewählt habe. Sie weigerte sich, und er zog ab, heftig fluchend. Im Vorfrühling brach sie zusammen und lag mit Rheumatismus und Neuralgie zu Bett. Sie kapitulierte, und mein Vater zog als Sieger ein.

Meine Mutter ging niemals wieder zur Wahl — für leere Symbole hatte sie keine Verwendung. Mit bittern Gefühlen denke ich an diesen einsamen Kampf meiner Mutter für die Unabhängigkeit der Frau. Sie wusch für die Frauen, die mit solcher Beredsamkeit von der Bedeutung des Wahlrechts sprachen. Aber wenn sie zu ihnen kam, eine ärmliche schweigsame Waschfrau, mußte sie durch die Hintertür ein- und ausgehen, das kümmerliche Essen, das ihr in der Küche vorgesetzt wurde, verzehren. Gewiß, man kann sich doch eine Waschfrau nicht mit ins Eßzimmer nehmen. Und doch kämpfte sie während der ganzen Zeit einen Kampf, den zu kämpfen nicht eine von diesen Frauen der obern Klassen den Mut, den Idealismus und die Kraft aufgebracht hätte. Es ist leichter, ins Gefängnis zu gehen und, ein Opfer des idealen Zwecks, wie eine Heldin gefeiert zu werden, als eine arme Wasch- und Scheuerfrau zu sein und fünf Kinder mit seinem kümmerlichen Verdienst durchzubringen. Dieselben Frauen, die große Reden über die Befreiung der Frau führten, handelten dann im Hinterhaus mit meiner Mutter über die Bezahlung. Ich habe gehört, wie sie sie fragten, ob sie nicht auch fände, daß dreißig Cents pro Dutzend für Waschen und Plätten eigentlich zu viel

wäre, wo sie doch diese Woche mehrere kleine Stücke mit dazu gegeben hätten.

Es war nur natürlich und folgerichtig, daß ich den Entschluß faßte, nie zu heiraten, nie zu lieben, niemals Kinder in die Welt zu setzen. Unmittelbar vor ihrem Tode, ich war damals sechzehn, stand ich über den zarten verbrauchten Körper meiner Mutter geneigt. „Versprich mir, daß du weiter Bildung lernen wirst", flüsterte sie. Ich versprach es ihr. Als ihre Augen sich für immer geschlossen hatten, legte ich meinen Kopf auf ihre magere Brust und wollte auf den Herzschlag lauschen, der niemals wiederkam. Ich vergoß keine Träne. Wir begruben sie in einem Kiefernsarg, setzten ans Kopfende des Grabes eine Holztafel mit ihrem Namen, und noch immer weinte ich nicht. Aber in meinem Herzen lebte ein hartes, noch ungeformtes Haß- und Rachegefühl.

Bald nachher ging ich vom Hause fort, weil mein Vater den Versuch gemacht hatte, mich zu schlagen. Ich rang wild mit ihm und fühlte einen entsetzlichen seelischen Chok, als ich ihn wieder schlug — meinen eignen Vater. Ich verließ meine Brüder und meine Schwester, und viele Jahre hindurch wanderte ich und arbeitete, bald hier, bald da — vagabundierend. Ich habe das Gefühl der Leere kennen gelernt, wenn der Hunger so groß ist, daß er nicht mehr schmerzt. Ich war Kellnerin, Geschirrwäscherin, auch sonst noch alles mögliche. Ich lernte Stenographie. Als Stenotypistin und Kellnerin verdiente ich schließlich genug Geld, um ein Jahr lang eine Schule zu besuchen und dann noch ein weiteres. Immer dachte ich daran, mit der Zeit Lehrerin zu werden und meine Brüder und meine Schwester zu mir zu nehmen. Aber die Zeit läuft schneller als die Erfüllung menschlichen Hoffens. Meine Brüder waren schon fast Männer, als ich Lehrerin geworden war, einer von ihnen war als Tagelöhner bei einem Kanalbau getötet worden. Meiner Schwester konnte ich helfen, sie ist heute Leiterin einer Schule in Californien.

Nachdem meine Schwester mit ihrem Studium fertig war und Lehrerin wurde, ging ich nach New York, um tagsüber zu arbeiten und abends Universitätskurse zu besuchen. Natürlich war ich Sozialistin. Nur ein Narr könnte, wenn er mein Leben gelebt hätte, etwas andres sein. Ich arbeitete als Journalistin. Selbst aus den Tiefen der Armut und Unterdrückung stammend, identifizierte ich mich mit den Armen und Versklavten. Die Tatsache, daß ich Frau war und dies Schicksal haßte, verstärkte noch meine Gefühle. Ich trat ein für die Sache meiner eignen Klasse, der Arbeiter, ebenso wie für die der Frauen, der Neger als Rasse, und schließlich schloß ich mich der revolutionären Bewegung für die Freiheit Indiens an. Ich habe es niemals bereut.

Ich habe mich so vollständig mit der indischen Freiheitsbewegung identifiziert, daß ich fast aufgehört habe, Amerikanerin zu sein. Meine Arbeit für diese Bewegung hat mich schon einmal ins Gefängnis gebracht und kann es wieder tun. Die Gefangenschaft hat meine Überzeugung nicht geschwächt — sie gab mir neues Wissen um menschliche Leiden.

Der Hunger nach Liebe, nach Zärtlichkeit und Zuneigung war einer der tiefsten und tyrannischsten Triebe in mir. Und ich war einsam. Geschlecht und Heirat aber betrachtete ich als Feinde der Frau. Es schien jedoch keinen andern Weg zur Liebe und Gemeinschaft zu geben als über das Geschlecht. Im Alter von neunzehn Jahren hatte ich geheiratet. Kurz darauf verließ ich meinen Mann, er ließ sich von mir scheiden. Seine Art widerlegte alle meine Theorien von der herrischen Natur des Mannes, aber unsre Ehe bedeutete für mich kaum etwas andres als wiederholte unterbrochene Schwangerschaften, denn ich war fest entschlossen, niemals ein Kind zur Welt zu bringen zu solchem Leide, wie ich es erlitten hatte.

Die Jahre gingen dahin. Ich brauchte geistige und körperliche Liebe, ich fand sie. Doch um meine Freiheit zu bewahren, lebte ich nicht mit einem Manne sondern mit mehreren; ich gab eine Beziehung auf, erlebte eine lange Periode starrer Askese, brach zusammen und schloß eine neue Beziehung. Ich brauchte ein menschliches Wesen, das alles mit mir gemeinsam hatte, das ein Teil von mir und meinem Leben war; aber dieser brennende Wunsch kämpfte mit meiner Furcht vor dem Manne als dem Unterdrücker der Frau und mit meinem Haß gegen die Ehe. Den Konflikt vertiefte meine typisch amerikanische Haltung gegenüber allem Sexuellen als etwas unentschuldbar Anstößigem. Ich war immer unglücklich — ob mit oder ohne Gefährten, denn dieser Konflikt ließ mich nie in Frieden. Nicht das war es, daß ich mit vielen Männern lebte, nein, daß ich überhaupt dem Geschlecht unterworfen war. Verstandesmäßig wußte ich, daß mein Leben mir gehörte und daß ich es nach Belieben leben konnte; gefühlsmäßig empfand ich nichts als einen ärgsten Abscheu vor meiner sexuellen Abhängigkeit.

Endlich lief ich vor alledem davon und suchte Zuflucht in Europa. Aber Liebesbedürfnis ist kein geographisches Problem. Ich traf einen Mann, der all meine Überzeugungen in bezug auf die Frau, auf soziale und politische Dinge in sich zu verkörpern schien. Nach weniger als einem Monat lebten wir zusammen. Es war vielleicht zu erwarten, daß unsre Ehe nicht dauern würde, denn ich brachte einen ganzen Komplex sexueller Schuld mit. Als mein Mann begann, mich über mein sexuelles Vorleben auszufragen, als er in erfinderischer Weise mich peinlichen Verhören unterzog, wurden meine innern Kämpfe immer schlimmer und schlimmer. Meine Theorien von persönlicher Freiheit befahlen mir, ihn zu verlassen und meinen Überzeugungen zu leben, aber meine Liebe zu ihm hielt mich zurück, gefangen. Die Folge dieses Konfliktes war eine Erkrankung, die mich fast zum Wahnsinn brachte.

Heute unterrichte ich, schreibe und arbeite noch in der indischen revolutionären Bewegung. Und ich lebe allein. Sicher wird es nicht immer so sein. Aber nie werde ich das Erbe meiner Kindheit los werden, nie werde ich mich von gewissen Erinnerungen befreien können, die mich nicht in Ruhe leben lassen.

Auf dem Nachttisch von Peter Panter

Wenn ich mich ein wenig aufrichte, kann ich mit der Nasenspitze grade über den Bücherstapel hinwegsehen. Nein, aber was zu viel ist, ist zu viel ... und bei jedem Wort werfe ich ein Buch herunter, das ich auswendig kann, ohne es je gelesen zu haben. „So kommen Sie Ihrem kritischen Amt nach! Da kann man sehen ..." Pedd di man nich uppn Slips! — Herunter die nachhinkenden Kriegsbücher — („Peng! zwei Granaten — pumm, bautsch! vier Granaten ... die Kameraden neben mir ... ich sage noch zum Feldwebel ...") herunter! Herunter die „Untersuchungen über den Geist der Musik bei den indoslavischen Völkerschaften" („Eine rein geistige Konstellation kann in diesen Ingredienzien schon wegen ihrer Einstellung zum Neu-Protestantismus nicht erblickt — —") herunter! Herunter jene falschen Galsworthys mit den dickleibigen Romänern. (Sechster Band: „Inge blickte versonnen auf die väterlichen Gutsfelder, die die Familie aus vierter Hand im achtzehnten Jahrhundert geerbt hatte. Die Hinkeldeys — —") herunter! Herunter die feinen Stadtromane. („Der Generaldirektor spielte nachlässig mit seinem schweren Goldfüllfederhalter. Pinzius, sagte er zu seinem Prokuristen, so geht das nicht weiter ... die Herforder Werke haben wiederum — —") herunter! Herunter die Ackerromane aus treudeutsch-schweißiger Faust („Der Bauer nahm einen gewaltigen Schluck aus dem Kruge, den ihm Marianne darbot. Die Ochsen, meinte er — —") herunter — herunter — —

„Briefwechsel von Theodor Fontane und Paul Heyse, 1850 bis 1897." Herausgegeben von Erich Petzet (erschienen bei der Verlagsgesellschaft der Weltgeist-Bücher zu Berlin). Blüh auf, mein Herz! Blüh auf, mein halbes Herz!

Nämlich: was die Fontaneschen Briefe angeht. Ja, wer so kann ...! Jeden einzelnen habe ich mit Andacht herausgepickt. „Mein lieber Paul!" fangen die meisten an — und was steht da nicht alles! Da ist kaum einer, in den er nicht eines jener typischen Fontaneschen kleinen Aquarelle hineingepinselt hätte; so ganz nebenbei: Kinderszenen, die Beschreibung einer gesellschaftlichen, einer literarischen Situation — das ist nun zum Entzücken gar! Ich will keinem die Vorfreude verderben, es stehen bezaubernde Sachen in dem Bändchen. Und solche Sätze, die unsereinem aus dem Herzen herausgeschrieben sind — einen Kranz auf dein Grab, Theodor Fontane! „Ich bin völlig freier Schriftsteller, was gleich nach ‚reisender Schauspieler' kommt." Und wenn man den Tiefstand der damaligen Produktion kennt (1859), dann kann man so ungefähr ermessen, wie schlecht sie diesen behandelt haben. Das ist ein bitter-süßes Buch.

Der Adressat dieser Briefe — der „liebe Paul" — ja ... also ... ich ja nicht. Zunächst tut sich der liebe Paul in der Freundschaft etwas kühl — aber da kann ich mich täuschen. Sich vorzustellen, dieser geölte Friseurkopf sei einmal ein Dichter gewesen, ist für uns nicht ganz einfach; auch der Gedanke, daß es ein „Heyse-Archiv" gibt, ist recht erheiternd. Immerhin: er hat den Nobelpreis gehabt. (Kennen Sie auch nur einen von den Preisrichtern bei Namen? Na, dann ists gut.) Den Nobelpreis also — und hat im Alter eine „Maria Magdalena" geschrieben, die aufzuführen sie ihm sogar verboten haben ... und er hat sehr schöne Übersetzungen aus dem Italienischen gemacht ... aber ich ja nicht. Mein Gott, ist das alles tot! Das ist eine sehr nachdenkliche Lektüre. O, wie ist das verweht! ach, ist das nur noch Staub für Philologen — es hat so etwas Meistersingerhaftes, was sich die Herren in ihren dichterischen Kegelklubs da vorrechnen — nun liegt das auch daran, daß hier der ganze Literaturstaub eingefangen ist, es waren ja Privatbriefe, kein Mensch hat je an ihre Veröffentlichung gedacht, und nun wibbelt und kribbelt

das von Eintagsgrößen, und von denen am meisten ... Tot. Mausetot. Und Heyse ist ja wohl rund dreißig Jahre dahin ... stimmt das? Ich weiß es nicht einmal. Das ist eine gesunde Lektüre.

Und neben hundert klugen Sätzen des alten Märkers, der nun wirklich einer gewesen ist (aber Hugenberg liest ihn nicht), steht da auch ein Satz über das Theater. Aus dem Jahre 1860, wie neu. „Ich finde unsere Theaterzustände greulich, viel schlimmer als unsere Buchmanufaktur, und weise mit Entschiedenheit jede Aufforderung zurück, auch in die böhmischen Wälder zu gehen. Das Quantum von Dummheit, Indolenz, Klugschmuserei, Eitelkeit und Intrigue, das einem wie ein Riesenblock in den Weg gerollt wird, ist zu groß, als daß man Lust haben könnte, sich daran zu verheben. Die Starken mögen es wagen, und es ist ganz recht, daß Du Dich nicht abschrecken läßt." Komm an mein Herz —!

Gehn ma weiter, wie der böhmische Fremdenführer zu sagen pflegte. Da hat sich in die neuen Besprechungsexemplare ein alter Band eingeschoben, den ich immer wieder zur Hand nehme, weil er so gut und so sauber gearbeitet ist. Nun weiß ich nicht, ob man ihn noch kaufen kann — das weiß man bei den Verlagen nie so genau ... „Klassischer Journalismus", Die Meisterwerke der Zeitung, gesammelt und herausgegeben von Egon Erwin Kisch (erschienen bei Rudolf Kaemmerer, Berlin). Wenn es den noch gibt, oder ihr erwischt das — obgleich ich nicht hoffen will, daß man es dort erwischen kann — auf einem Bücherwagen: dann aber nichts wie hin. Das ist eine Fundgrube. Kisch hat die unbekanntesten Seiten bekanntester Autoren zusammengetan und brillante Arbeiten unbekannter Autoren, und allen gemeinsam ist die herrliche Wildheit des Tages: „Jetzt oder nie! Morgen sind wir alle tot!" Zeitung im besten Sinne. Dreimal gelesen: den Aufsatz von Börne über Johann Wolfgang von Possart, Geheimbderath zu Weimar. (Ja, das war er nämlich auch — das vergessen wir zu leicht. Sollte man aber doch nicht. Bei aller Verehrung: man sollte nicht.) Und Helferich Peter Sturz und ein paar prachtvolle Aufsätze von Ernst Moritz Arndt, Herrschaften, wie haben sie uns die guten deutschen Patrioten verfälscht! Es ist wirklich eine Schande. Kisch hat da etwas sehr Gutes gemacht — ich möchte es jedem Journalisten zu Weihnachten schenken.

Gehn ma weiter. Da schickt mir ein neuer Mann, Ernst Gieser aus Berlin-Zehlendorf, die von ihm herausgegebenen Bändchen seines Verlages „Editeufra", Editio Teuto-Franka ... Hm. Ein indiskutables „Tagebuch eines Dobermanns"; unbrauchbare „Bemerkungen über die Tat" vom pariser Verleger Bernard Grasset; und dann ein recht interessantes Bändchen, ebenfalls von Grasset: „Die Angelegenheit der Literatur". (Aber viel zu teuer — was macht Ihr denn da! 7,50 für 126 Seiten!) Wenn, was ich hier auf meinem schwedischen Nachttisch nicht feststellen kann, im französischen Text „L'Affaire de la Littérature" steht, dann ist der Titel ebenso unzulänglich übersetzt wie das ganze Buch. Auch heißt „Publicité" gewiß nicht „Publizität" sondern in diesem Zusammenhang schlichtweg: „Propaganda" — diese Übersetzung stuckert über den Plötz und alle französischen Grammatiken der Welt. Was Herr Grasset, dessen Photographie für 7,50 beigegeben ist, uns zu sagen hat, ist nicht immer sehr belangreich, im Deutschen wenigstens nicht, wo die leichte Nettigkeit des französischen Zeitungsstiles wegfällt. Man wünschte sich mehr Fakten und weniger Aperçus, die mitunter etwas napoléonhaft anmuten. Manchmal hat er Humor. „Wenn Sie auf einige malerische Einzelheiten gespannt sind, kann ich Ihnen verraten, daß Männer ihr Manuskript flach anbringen und Frauen gerollt. Warum? Bisher ist es mir noch nicht gelungen, diese Frage zu klären, und ich überlasse sie Ihnen zu nachdenklicher Betrachtung." Manchmal hat

Grasset, der Papa Radiguets, Witz, mitunter auch keinen — und das Wichtigste über diese „Angelegenheit" steht nicht im Buch. Denn grade die Begriffe, die sich in dem Wort „affaire" kreuzen (Sache und Geschäft) sind nicht gut gegeben — am besten noch an der Stelle, wo er das Verlegergefühl beschreibt: „Ein besonderes Gefühl, das die echten Verleger kennen: das Gefühl für die Sache, die man nimmt." Das ist gut. Sonst aber stehen viele runde Sätzchen (französisch: des phrases) darin. Nun, vielleicht entwickelt sich dieses verlegerische Verständigungswerk noch; vorläufig ist da nicht viel.

Gehn wir weiter. „Afrika singt", eine Auslese neuer afro-amerikanischer Lyrik, herausgegeben von Anna Nußbaum (erschienen in der Speidelschen Verlagsbuchhandlung zu Wien). Ein sehr schönes Buch. Übersetzt haben: Hermann Kesser, Josef Luitpold, Anna Siemsen, Anna Nußbaum. Ihr wißt ja. Lyrik kann man gar nicht übersetzen. Man kann sie, wenn alles gut geht, nachschaffen. Ob das hier geglückt ist, kann ich nicht beurteilen — ich kenne die Originale nicht. Mitunter ist es bestimmt nicht gelungen. „Dirnen und Burschen" gibt Gedankenverbindungen, die sicherlich nicht schwarzfarbig sind. Andere Gedichte wieder sind sehr schön — es ist unsagbar schwer zu entscheiden, was hiervon auf das Konto des Übersetzers und was auf das des Übersetzten zu buchen ist. Nun habens ja die Leute, die aus dem Englischen übertragen, nicht leicht. Man denke nur an unser nachklappendes, stumpfes „nicht", die Verzweiflung jedes Lyrikers — wie schön haben es jene, bei denen die Konstruktion „don't" die Negation vorwegnimmt, so daß der Vers mit dem tönenden Verbum schließen kann! Und die vielen einsilbigen Wörter! es ist das Ideal einer Sprache für Songs, für wirkliche, nicht für Schnadasongs. Am bedeutendsten und revolutionärsten: Langston Hughes, eine außerordentlich starke Begabung. Wunderschön — nicht von ihm — das Gedicht „Deine Hände" — mit einer Schlußzeile, die nur eine Frau schreiben kann; sie möchte sich in seine Hände kauern, ganz einschmiegen . . . und dann, wie nachhallend:

— Selbst dann, wenn dus vergißt.

Die Rassenfrage, die von Europa aus nicht zu entscheiden ist, die mir aber auf der amerikanischen Flagge, gleich neben den Namen Sacco und Vanzetti, wie ein häßlicher Fleck zu haften scheint, die Rassenfrage wird einmal so behandelt:

Weifser Bruder, was wirst du sagen?

Komm, Bruder! Komm!
Laßt uns treten vor unsern Gott.
Und wenn wir vor ihm stehen,
Ich werde sagen:
Herr, ich hasse nicht,
Ich werde gehaßt.
Ich quäle nicht,
Ich werde gequält.
Ich begehre niemandes Land,
Mein Land wird begehrt.
Ich verspotte kein Volk,
Mein Volk wird verspottet.
Und, Bruder, was wirst du sagen?

Ein schönes Buch.

Nun sind also doch die Kriegsbücher dazwischengerutscht, eins, zwei . . . Aber das eine ist, um die Wahrheit zu sagen, nicht gerutscht — ich habe es auf den Nachttisch gelegt: es ist das schönste von allen; nicht das größte, aber das schönste. Ich stelle es noch über Remarque. Es sind „Les Croix de Bois", von Roland Dorgelès (er-

schienen bei Albin Michel, 22 rue Huyghens, Paris). Helm ab zum Gebet.

Ich kenne das Buch, das drüben ein ungeheurer Erfolg gewesen ist, seit Jahren, und ich habe nie darüber berichten können — ich kann es auch heute noch nicht so, wie ich gern möchte. Das macht: es scheint mir unübertragbar zu sein. Wenn das nicht ein großer Künstler in die Finger bekommt; einer, der lange Soldat gewesen ist; einer, der Schützengraben-Französisch und Schützengraben-Deutsch versteht — und beides wie geschmiert ... vielleicht ... dann vielleicht ... Es ist etwas ganz und gar Einzigartiges. Tausend Beispiele.

Es fängt erst einmal so an:

„In dieser Jahreszeit gab es nicht viel Blumen, aber einige hatte man doch gefunden und sie als Schmuck in die Gewehre des Nachschubs gesteckt, der da, zwischen zwei stummen Spalieren Neugieriger — mit Blumen geschmückt wie ein Kirchhof — in losen Trupps durch die Stadt zog." So fängt es an. Und dann gehts los.

Dieses unbeirrbare Zivil im Franzosen; wie der Neuangekommene jemand in der Kompagnie findet, mit dem er über Paris sprechen kann, er spricht nicht nur über Paris, er spricht auch nicht „von der Heimat" — jeder Satz, den er sagt, ist gegen, gegen, gegen das Kommiß ... „Schon, daß ich die Namen aussprechen konnte: das war Wiedergeburt verlorenen Glücks." Die Brutalität des französischen Militärs wird nicht verschwiegen — dies ist ein wahres Buch. Der Feldwebel („adjudant" entspricht dem nicht ganz), der jedem, der ihm in die Quere kommt, gleich zwölf Kugeln verspricht, „den Gnadenschuß nicht eingerechnet"; einmal von einem der zahlreichen standrechtlich Erschossenen: „Ja, der war aus Cotteville. Er hatte zwei Kinder." Absatz. „Zwei Kinder, so groß wie der Pfosten, an den sie ihn gebunden haben ..."

Wie das Soldatengeschwätz eingefangen ist — pointenlos, so ... wie sie so daher geredet haben. Die Marne! Was haben sie von der Schlacht an der Marne behalten? Immerhin: pour une bataille c'était une bataille, wie man drüben sagt. „Weißt du noch: die kleinen Melonen in Tilloy ..." und: „In Gueux haben wir vielleicht Wein bekommen — Mensch, ganze Eimer voll —!" und so. Es sind Züge darin, die nur ein Franzose finden konnte: so der vom Bauer, der von seinem Haus aus den französischen Sturmangriff sehen kann. „Komm rasch raus!" ruft er seiner Frau zu. „Schnell! Los!" — „Nö — ich kann nicht", ruft die Frau zurück; „die Milch kocht über ..." und das ganz pointenlos, so wie eben einer schreibt, der seine Bauern kennt, und weil jeder Franzose selbst ein Stück vom Bauern in sich trägt, unzerstörbar.

Woher er dies hier hat, weiß ich nicht; es muß ihm der selige Shakespeare nachts im Traum erschienen sein. Das Bauernmädchen ... „sie denkt oft an uns, wenn das Regiment im Graben ist. Und wenn die Kanonen besonders laut dröhnen, dann zählt sie leise jeden Schuß ...: ein wenig .... von Herzen ... mit Schmerzen ... wie wenn sie an einer Margeritte zupfte." Über diese Stelle kann ich niemals hinweglesen.

Und dann jene, die ich hier einmal veröffentlicht habe, wo er davon spricht, wie die Soldaten immer reden und reden und doch gehorchen. (Ich gebe es hier abgekürzt): „Ja, wie sie im Frieden gedient haben, da haben sie gesagt: „Laßt mich mal hier rauskommen, dann werde ichs ihnen aber besorgen!" Und dann sind sie herausgekommen, und dann war gar nichts. Und dann: „Laß mal Krieg sein, — da werden wir aber — —" Und dann hat der Krieg angefangen: große Wiedersehensfreude mit dem Unteroffizier: „Na, geht gut, ja?" Und dann im Krieg: „Mensch, laß das hier aus sein ... aber dann — —" und so in infinitum.

Aber wie soll man das übersetzen? Es ist dasselbe wie bei uns — aber es ist doch nicht dasselbe. Einer weiß, was ihm blüht, wenn er es mit dem Vorgesetzten anlegt. Aber er muß, er kann nicht anders. „Est-ce bête, hein, de jouer sa peau pour un mot . . ." Oder dies hier: Ja, die englischen Tommys sind feiner als wir, die Franzosen, das ist wahr — — „Seulement, on a pour nous qu'on sait causer." Das kann man nicht herüberbekommen; weil das eben bei uns keiner denkt und keiner fühlt.

Manchmal rutscht er auch aus; so, wenn er von den Deutschen spricht; sie streuen unter die Kinder Bonbons, „die sie in Reims gestohlen haben . . ." also das ist ein Schwupper. Nicht etwa, weil sie sie genommen haben — natürlich haben sie das getan; sondern weil in diesem Zusammenhang die abrupte Betonung des bürgerlichen Rechts ein Wahnsinn ist. Wenn sie weiter nichts getan hätten . . .!

Aber das ist es ja alles nicht. Die Schönheiten, die Einzelszenen, die Massenszenen, die Übersetzungsschwierigkeiten . . . wie das geht und geht und weitergeht, der Regen rinnt, und dann besaufen sie sich, und dann ist Nachtangriff, und dann ist Tagangriff, und dann ist da die Sappe (eine der wildesten Episoden, die einen in den Traum verfolgt) — und dann regnet es, und dann sind sie dreckig, und es hört nicht auf und hört nicht auf . . .

Ein Meisterwerk.

Vielleicht sollte eine Stelle — wenigstens als kleine Probe — in das schöne Volksbuch „Der Krieg" aufgenommen werden, herausgegeben von Kurt Kläber (erschienen im Internationalen Arbeiter-Verlag zu Berlin). Wir sind alle drin: dazu sehr gut ausgewählte Proben neuer Autoren. Es sind rechtens auch Nationalisten vertreten. Hilft so ein Buch? Schreckt es ab? Das ist eine schwere Frage — was uns Sclutius damals erzählt hat, sind sehr ernsthafte Bedenken gewesen. Aber vier Millionen Holzkreuze —?

Weitermachen.

Lied von der Anna May Wong

von Karl Wickerhauser

Die Pfeife ist gestopft und das Vergangne zu greifen;
was vor Jahren war, ist wie wenns heute geschieht.
Und man bittet, den Refrain nicht mitzusingen oder zu pfeifen
sondern ruhig weiterzurauchen — und das ist das Lied:
Sie war schlank und zart und voller Güte,
und wenn ihre Stimme klang, klang ein Gong,
und ihre Wange war eine Lotosblüte,
und ihre Heimat das heiße Hongkong.

Ich war damals Schiffsmusikant, und wir lagen im Hafen,
und ich ging von der Amphitrite und war krank vor Begier,
wieder einmal mit einem anständigen Mädchen zu schlafen,
Kavalier zu sein und nicht immer Ersatzmann von zwei bis vier.
Über der Finsternis die Mondampel glühte,
und da saß eine am Fenster und sang einen chinese song,
und sie erschien mir schlank und zart und voller Güte,
und sie sah mich und sagte: Dear boy, come along!

Wie mirs geschienen hatte, war es wahrhaft und richtig,
und ich habe seither mein Lebtag an sie gedacht.
Unsre Bekanntschaft war wunderbar uralt und flüchtig,
und sie dauerte tausend und eine einzige Nacht:
Das Mädchen war schlank und zart und voller Güte,
und wenn ihre Stimme klang, klang ein Gong,
und ihre Wange war eine Lotosblüte,
und ihr Name war Anna May Wong.

Die Polemischen von Wolf Zucker

Abwechslung ist die Seele des Geschäfts, daran ist nichts zu ändern, in der Konfektion ebenso wenig wie im Journalismus. Und wenn die Abwechslung nicht von allein kommt, so muß man sie eben heranholen. Für nichts ist nichts. Ja die Lokalredaktionen haben es gut: Jeden Tag ein kleiner Lustmord, Besichtigung des unheimlichen Tatorts, der das Verbrechen geradezu herausforderte, Beschreibung der kleinen Leiche, die deutliche Würgemale am Halse aufweist, und Dachstuhlbrände, deren die Feuerwehr bei Redaktionsschluß noch nicht Herr werden konnte. Die Lokalredaktionen haben es gut, neiderregend für die Kollegen vom Feuilleton. Jeden Tag von zehn bis vier Feingeistigkeit und für Sonntags „Die Erotisierung der modernen Musik" aus dem Stehsatz — wer soll das aushalten?

Wie gut, daß es Polemiken gibt. Die bringen Bewegung in den Laden, mal etwas andres, und außerdem stehen ja die kulturellen Belange auf dem Spiel. Wenn man solch eine Polemik hübsch einleitet, gewissenhaft durchführt — nachfolgende Beleidigungsprozesse nicht ausgeschlossen — und schließlich zu effektvollem Ende führt, so reicht das dann immer mal wieder eine Weile. Aber man muß es geschickt anfangen können, denn einen Feind zu finden ist ebenso schwer wie einen Freund. Feindschaften sind für den berufsmäßigen Polemiker Gnadengeschenke des Himmels; monatelang kann man ihnen vergeblich nachlaufen, und dann ist es plötzlich da, unbegründet, überraschend, fast unverdient. Aber nicht unerwartet: wie ein lockeres Mädchen am Abend zwar nicht weiß, mit wem sie die Nacht verbringen wird, für alle Fälle aber neue Reizwäsche anzieht, so auch der Polemiker. Einmal muß die Erfüllung kommen, der neue Freund für das Mädchen und der neue Feind für den Berufshasser. Cafébausbesuche inklusive Zeitungslektüre sind in beiden Fällen beschleunigende Momente.

Kampfeslustig betritt der Polemiker das Café: Ah, Feinde ringsum und viel Feind viel Ehr. Nun noch die Schürzung des Knotens, giftstrotzende Parenthesen in sonst ohne Arg aufgebauten Aussagesätzen wirken oft Wunder, auch ist die Kolportierung der Erzählung eines Kollegen, dem ein andrer Kollege einmal etwas über Herrn X gesagt haben soll, nicht zu vergessen. Man muß sich ranhalten, was tut ein braver Journalist nicht alles, um das Feuilleton abwechslungsreicher zu gestalten. Man kannte Herrn X, den Feind, schon lange. Leiden hat man ihn nie mögen, dazu war man sich gegenseitig zu oft im Wege. Aber zur öffentlichen Polemik hat es bisher noch nicht gelangt. Nun ist es also Zeit. Und zu Nutzen von Kunst und Wissenschaft, die Dichtkunst mit einbegriffen, wird jetzt die Pressekampagne entfesselt.

Der polemisierende Journalist ist eine Mischung von General und Revuemanager. Wie ein Theaterstück mit knalligen Pointen beginnt er harmlos, fast wie eine gesellschaftliche Konversation. Aber auf dem Höhepunkt muß die Polemik wie ein Theaterstück bei einem friedlichen Publikum die Illusion erwecken können, es handle sich um Naturkatastrophen, wenn hinter Pappwänden Murmeln auf eine gespannte Trommel geschüttet werden. Die Hilfstruppen und Verstärkungen haben sich vor Beginn der Schlacht zum Generalappell einzufinden, in reingewaschenem Zustande, und für den Schluß muß der prächtigste Effekt aufgehoben werden.

Der erste Angriff erfolgt unauffällig unter den kurzen Notizen in Nonpareille, mehr wie ein Füller wirkend. Ein paar allgemeine Bemerkungen, über eine gewisse Art Schriftsteller, die dann jedoch so genau beschrieben werden, daß der Angegriffene weiß, wer gemeint ist. Allerdings nur er allein weiß es. Das harmlose Lesepublikum, das für gewöhnlich seiner Zeitung gegenüber eine gesunde Gleichgültigkeit empfindet, hat überhaupt nichts bemerkt, da es die Gazetten durchaus nicht mit der Genauigkeit zu lesen pflegt wie diejenigen, die sie machen. Dem Angegriffenen jedoch ist nichts entgangen. Selbst ein Polemiker von Profession, würde er sich als Verschwender großer Möglichkeiten vorkommen, ließe er die ihm gebotene Gelegenheit ungenützt vorübergehen. Er antwortet in einem ihm nahestehenden Blatt, ruhig noch aber mit zukunftsträchtig zugespitzter Dialektik.

Drei Tage später ist der Kampf in vollem Gange. Der Angreifer gibt höhnisch seiner Verwunderung darüber Ausdruck, wie schnell sein Gegner die doch so allgemein gehaltenen Vorwürfe auf sich bezogen habe, es lägen wohl bestimmte Gründe vor, und er sei auch bereit, dem Gedächtnis des Gegners zu Hilfe zu kommen, falls dieses etwa versage. Nochmals kurze Rücksprache mit den Feuilletonchefs auf beiden Seiten, dann geht die Sache richtig los. Ein wohlpräpariertes Arsenal von Anschuldigungen kommt auf beiden Seiten zutage, und das Publikum erlebt staunend, wie aus kleinen Anfängen so plötzlich eine große Sache werden kann.

Schöne, erfüllte Tage und Abende. Alle Schriften und kleinsten Veröffentlichungen des Gegners werden mit philosophischer Akribie durchgearbeitet, noch niemals haben seine einzelnen Worte so viel Beachtung gefunden. Vergilbte Zeitungsfolianten werden sorgsam nach Äußerungen der gegnerischen Seite durchgeblättert, als handle es sich um lange verschollene Dokumente unschätzbaren Wertes. Und in den nun etwa dreimal in der Woche erscheinenden Berichten von den Kriegsschauplätzen häufen sich die Anführungsstriche in einem Maße, daß die Metteure Sorge um ihre Bestände bekommen. Und da in dieser Branche sogenannter Geistesarbeit niemand

zusehen kann, ohne ein bißchen mittun zu wollen, so erscheinen auch bald bei beiden Gegnern die Helfer, Materialbelieferer und Sykophanten. Wieviel Unrecht der andre in der Welt getan hat! Es ist eine wahre Freude, ja eine ethische Tat, ihn an den Pranger zu stellen. Und als wenn zwei Seetiere miteinander in Kampf geraten, so schäumen die Wogen auf, trüben sich wolkig, Blasen steigen an die Oberfläche und zerplatzen.

Nun ist auch der Zeitpunkt gekommen, wo man zu Verbalinjurien übergehen kann. Es kommt nicht mehr so genau darauf an. Die Sache muß vor den Kadi, Beleidigungsklage, Schutz berechtigter Interessen, Widerklage. Termine werden anberaumt, die Parteien zur Einreichung der Schriftsätze aufgefordert. Von dem, was nun kommt, träumen unter Albdruck biedere Einzelrichter der Amtsgerichte nach zu schwerem Abendessen. Schriftsätze? Dicke Folianten, dialektische Meisterstücke polemisch gefärbter Federn, philologische Untersuchungen der gegnerischen Interpunktion, der eine besonders dolose Tücke beigemessen wird, bändeweise. „Staunend liest's der anbetroffne Chef." Es ist fraglich, ob der Amtsrichter, der sonst Polizeisachen, Wäsche auf dem Balkon, Radfahren ohne Laterne, abzuurteilen hat, zwanzig Fälle an einem Vormittag, jemals über die ersten vier Seiten der Schriftsätze hinauskommt. Fassungslos brütet er über feinziselierten Sätzen, in denen jedes Komma einen neuen Angriff bedeutet, und begreift daran so viel wie von der Differentialgleichung der Kurve eines bewegten Punktes auf rotierenden Körpern.

In der Verhandlung rät er schon aus purem Eigennutz zu einem Vergleich der Parteien. Aber er hat mit seiner für jeden Polemiker völlig unbefriedigenden Einigungsformel kein Glück. Resigniert setzt er einen neuen Termin an. Im neuen Termin dasselbe Bild. Zwei erbittert Streitende, die dieses gesagt und jenes nie behauptet haben wollen. Der Amtsrichter zieht sich auf die Prozeßordnung zurück, das Materielle des Falles verstehen höchstens noch die Anwälte. Denen schwebt das Augurenlächeln um den Mund, — es ist für sie nicht das erste Mal und auch nicht das letzte. Bei ähnlichen Fällen sehen sie sich wieder.

*

Wer gemeint ist? Niemand, denn dies ist kein polemischer Aufsatz. Pressepolemik — das ist der anmaßende Glaube der Journalisten, das Publikum nehme die Zeitungen ebenso wichtig wie sie selber. Eine ganz falsche Vorstellung von der sogenannten Öffentlichkeit, die viel kleiner ist als der Journalist sie sich träumt und eine arrogante Überschätzung der eignen Wichtigkeit. In den meisten Fällen eine höchst überflüssige Angelegenheit.

„Atlantic“ von Rudolf Arnheim

Wie hier die Kräfte des Regisseurs E. A. Dupont und seiner Schauspieler ins Leere gestreut werden, nur weil eine von der Konkurrenz gehetzte Industrie nicht warten darf, bis die Ingenieure ihr Werk vollendet haben, das ist etwa so tragisch, als wenn man einen Schriftsteller zwänge, einen Roman mit unsichtbar werdender Tinte zu schreiben. Die Technik der Tonreproduktion ist ein wenig besser als neulich bei dem trostlosen Tobisfilm „Das Land ohne Frauen", aber keine Rede kann davon sein, daß die verfügbaren Mittel schon würdig wären, von Künstlern gehandhabt zu werden. Immer noch werden wertvolle Stimmen in ein unästhetisches Gebell transponiert; die Schauspieler müssen, damit der Lautsprecher die Worte nicht zu Brei macht, mit der Feierlichkeit von Leichenpredigern deklamieren (und natürlich entsprechend auch in einem opernsängerhaften Zeitlupentempo gestikulieren); aus demselben Grunde setzt notgedrungen alles Situationsgeräusch (Stimmengewirr, Musik, Schrittegeklapper) aus, sobald die Solistenstimmen zu sprechen haben — hat der Solist seinen Satz ausgesungen, so fällt das Rhabarber der Geräuschkulisse mit der belustigenden Abruptheit eines Orchestertutti ablösend ein; aus demselben Grunde muß das Aufnahmemikrophon viel zu nahe am Schauspieler stehen, so daß man bei der Vorführung zwar die Worte versteht, die Stimme aber aus einem halben Meter Entfernung hört, selbst wenn für das Auge der Sprechende weit weg im Hintergrund steht. Zu der Charakterisierung von Geräuschen ist noch nicht der erste Anfang gemacht: Solange man nicht unterscheiden kann, ob in einem Buch geblättert wird oder eine Scheibe zerbricht, gehört der Tonfilm nicht ins Atelier des Künstlers sondern ins Laboratorium.

Denn noch ist kaum eine Spur von jener bezwingenden Illusion spürbar, die sich bei vervollkommneter Technik einstellen und die zu der Notwendigkeit führen wird, von den Prinzipien des stummen Films radikalen Abschied zu nehmen. Schon jetzt sind die filmischen Reize auf ein Minimum reduziert: Hinsehen lohnt nur noch, wenn man das Mienenspiel der Darsteller verfolgen oder sich über den Ablauf der Handlung und den Schauplatz orientieren will. Was übrigens kein Zeichen gegen sondern für Duponts künstlerisches Gefühl ist. Er merkt, daß er jetzt unter andern Gesetzen steht.

Noch ganz und gar im Unklaren scheint man sich darüber zu sein, daß die Annexion des gesprochenen Wortes nicht nur Rechte sondern auch bitterernste Pflichten mit sich bringt. Was die Tonfilmleute bis jetzt fabrizieren, das sind — (es ist zuweilen wichtig, Schlagworte zu prägen!) — „textierte Bildstreifen". Nach dem Grundsatz: „Wenn gute Reden sie begleiten, dann fließt die Arbeit munter fort" illustriert man die naturgemäß primitive Pantomime der Filmszene durch ein ebenso primitives und überflüssiges Geplauder. Wobei aber zu bedenken ist, daß eine Bildszene im Sinne des Geistes, im Sinne des Sprechtheaters primitiv sein darf (so primitiv, wie

etwa die Malerei von jeher gewesen ist!), niemals aber Gesprochenes; ganz abgesehen davon, daß ordinäre Filmhandlungen, die bisher mit der überirdischen Stummheit des nichttönenden Films ihre Blöße wie mit einem Hermelinmantel bedeckten, nun in volltönender Robustheit auf die Nerven jedes geschmackvollen Zuhörers losgehen.

Zeige ich einen Mann, der drohend zur Tür weist, und lasse ich ihn zugleich sprechen „Hinaus mit dir!", so ist das überflüssiger Beirat und vor allem, was von vielen übersehen wird, schlechtes Drama! Man hat das Gefühl, daß ein kluger Mensch wie Kortner sich in den Boden schämen muß wegen der Albernheiten, die er da herzubeten hat. Da der Bildzauber des stummen Films verschwinden mußte und statt dessen dürftige Alltagsdialoge dargeboten werden, deren Text von den Schauspielern improvisiert zu sein scheint, so darf man wohl fragen, aus welchem Grunde die Vorstellung überhaupt stattfindet, von welchem Kunstprinzip her die Legitimierung genommen wird. Die Tonfilmleute mögen sich möglichst eindringlich klarmachen, daß sie in demselben Augenblick, wo sie auch nur ein einziges Wort sprechen lassen, Aeschylos, Shakespeare und Goethe zu Konkurrenten haben.

Ideal und Wirklichkeit von Theobald Tiger

In stiller Nacht und monogamen Betten
denkst du dir aus, was dir am Leben fehlt.
Die Nerven knistern ... Wenn wir das doch hätten,
was uns, weil es nicht da ist, leise quält.
Du präparierst dir im Gedankengange
das, was du willst — und nachher kriegst dus nie ...
Man möchte immer eine große Lange,
und dann bekommt man eine kleine Dicke —
Ssälawih —!

Sie muß sich wie in einem Kugellager
in ihren Hüften biegen ... groß und blond.
Ein Pfund zu wenig — und sie wäre mager ...
wer je in diesen Haaren sich gesonnt ...
Nachher erliegst du dem verfluchten Hange,
der Eile und der Phantasie ...
Man möchte immer eine große Lange,
und dann bekommt man eine kleine Dicke —
Ssälawih —!

Man möchte eine helle Pfeife kaufen
und kauft die dunkle — andere sind nicht da.
Man möchte jeden Morgen dauerlaufen
und tut es nicht ... Beinah ... beinah ...
Wir dachten unter kaiserlichem Zwange
an eine Republik — und nun ists die —!
Man möchte immer eine große Lange,
und dann bekommt man eine kleine Dicke —
Ssälawih —!

Bemerkungen

Reinigung — aber womit?

Mir ist aufgefallen: es gibt eine ganze Menge sauberer Menschen. Sie waschen sich, zumeist auch da, wo sie sich früher nur ungern und an höhern Feiertagen zu waschen pflegten; sie putzen ihre Sachen ab, sie schrubben oder lassen es tun, sie reinigen, säubern, putzen, machen, tun ... nur:

Wenn man dann nachsieht, womit sie reinigen, dann muß man sich sehr wundern.

Kochen sie ihre Zahnbürsten aus? Reinigen sie ihre Besen? Waschen sie ihre Staublappen? Säubern sie ihre Kämme? Museen des Drecks kann man dort entdecken, wo man es am wenigstens vermutet: in den Reinigungsinstrumenten. Es ist, als unterlägen jene nur der Zwangsvorstellung, sich zu säubern — aber sie achten nicht darauf, womit sie es tun.

Was auf eine Frage der hauswirtschaftlichen Erziehung hinauslaufen täte — aber freilich: so optimistisch sind wir nicht. Es wird noch lange, lange Jahre dauern, bis Hausfrauen verstehen, was eine vernünftige Normung ist; bis sie Maschinen gescheit für sich arbeiten lassen; bis sie ihren Kram mit Liebe und Verständnis tun. Ich spreche nicht von der Notlage solcher Hausfrauen: ich glaube, daß man fast alles, was sie tun, praktischer, sauberer, schneller und ebenso billig und ebenso teuer machen kann, als es heute geschieht. Aber ich will mich mit der russischen Regierung nicht verfeinden ... wie man früher sagte.

Sich zu säubern ist gut. Die Säuberungsgegenstände reinlich halten ist besser. Sind die immer reinlich? Sie sind nicht immer reinlich. Sehen Sie: der Staat kämmt sich in der Rechtspflege die Schuppen aus dem Haar. Nun sagen Sie selbst —: womit tut er das —?

Ignaz Wrobel

Hermann Ungar †

In einem Beitrag zum ewig aktuellen Thema Dichtung und Wirklichkeit hat Hermann Ungar von sich selbst bekannt: „Trotzdem ich ein Mensch unserer Zeit bin, erzogen, alles durch die Brille der Vernunft zu sehen und nur das zu glauben, was einleuchtet oder durch Erfahrung bewiesen ist, bin ich nicht frei von Resten eines alten, besonders im Landvolk noch verbreiteten Aberglaubens." Der vor sechsunddreißig Jahren in einer mährischen Kleinstadt geborene Dichter entstammte geographisch und seelisch einer Landschaft, deren Menschen mit dem Satan des Kompromisses nicht paktieren, die ihre Konflikte auf Tod und Leben ausfechten und lieber in der selbstgeschaffenen Hölle schmoren, anstatt als brave Produkte eines zivilisierten Säkulums zum Psychoanalytiker zu gehen. Hermann Ungars Welt ist nicht aus Papier gebaut, in seiner realistisch-mythologischen Welt sind Schuld und Sühne nicht entwertete Worte sondern eherne Ketten, zwischen denen das

Blut des Lebens rauscht und sich vergeudet.

Als Hermann Ungars Erstlingswerk, der Novellenband „Knaben und Mörder" erschien, nannte Thomas Mann das Buch „ein kleines, frühes Meisterwerk". Diese Aussage ehrte den Urteilenden ebenso wie den Beurteilten. Mit der Großmut des geistig Reichen, der den eigenen Besitz nicht haushälterisch abzugrenzen braucht, erkannte Thomas Mann durch sein Urteil die Existenz einer andern, ihm wesensfremden, sehr unbürgerlichen und gar nicht humanen Welt an. Vielleicht war der junge Dichter dem ältern Meister, in dessen Werk mordende Knaben schwer vorstellbar sind, trotz allem wesensverwandt, weil der Ältere im Jüngeren einen von denen ahnte, auf die seine eigne Definition zutraf: „Ein Schriftsteller ist ein Mensch, dem das Schreiben schwerer fällt als andern Menschen".

Vielleicht fiel Hermann Ungar das Schreiben gar nicht schwer, aber — das ist sein Ruhm — er machte es sich schwer. Er gehörte zu den ehrenhaften Sträflingen auf der Galeere der Kunst, die sich selbst nie genug tun. Sein Verantwortungsbewußtsein schied ihn von den schnellfertigen Könnern. „Die Kunst", schreibt Charles Baudelaire, „ist ein Zweikampf zwischen Idee und Künstler, in dem der Künstler vor Entsetzen aufschreit, bevor er besiegt ist." Hermann Ungar ist diesem Kampf nicht ausgewichen. Seine Bücher sind erlitten. Sie erweisen die Identität zwischen Schöpfer und Geschöpfen. So wahr Stendhal identisch ist mit dem Helden und Mörder aus „Rot und Schwarz", so wahr ist Hermann Ungar identisch mit dem Lehrer Joseph Blau aus seinem Roman „Die Klasse", mit diesem unsichern Menschen, der die ganze Welt als eine eigens gegen ihn erfundene Verschwörung betrachtet; er ist identisch mit all den gequälten Menschen aus dem Buch „Die Verstümmelten", das denen, die an einem Kunstwerk nur das Stoffliche begreifen, als Schreckenskammer und literarisches Gegenstück zu den Bildern des Museums Wiertz in Brüssel erscheinen mag. Aber Ungar war nicht in Greuel und Laster verliebt, er beschrieb sie, weil er wußte, er spielte nicht mit ihnen. Dieser Tapfere war nicht auf hohe Auflagen aus sondern auf die Wahrheit. Sein Weltbild war das uralte der jüdisch-christlichen Theologie, der Himmel und Hölle, Verdammung und Gnade Realitäten sind. Hermann Ungar besaß außer seinem künstlerischen Gewissen auch ein soziales. Der Diener Modlitzki im Roman „Die Klasse" führt die Herrschaft der gutgepflegten Oberschicht ad absurdum, indem er ihren Befehlen wörtlich gehorcht. Dem Feinhörigen werden die zynisch-devoten Satzgebilde des teuflisch klugen Modlitzki Wesentlicheres über den Klassenkampf sagen als ein Dutzend Propaganda- und Plakatfilme. In Modlitzki ersteht der Figaro des Beaumarchais, der das ancien régime erschreckte, in erneuter Gestalt, die sich zum Urbild verhält wie ein Panzerwagen zum Galanteriedegen. Dieser Modlitzki, der dem Ruß-

land der Leibeigenschaft entstiegen scheint, könnte schwerlich der Held eines Librettos werden.

Der breite Erfolg, der dem liebenswerten und kameradschaftlichen Menschen zu gönnen war, kam mit dem Drama „Der rote General", das Rollen, aber von der Eigenart des Dichters kaum etwas enthält. Die drei epischen Bücher Hermann Ungars sind das Denkmal dieses Eigenwilligen, dieses Unermüdlichen, dessen Dasein die Welt um mehr als einen Ton, um mehr als eine Farbe bereichert hat. Die drei erzählenden Werke Hermann Ungars (erschienen im Ernst Rowohlt-Verlag) können von keiner Mode weggeschwemmt werden, sie gehören zum Unverlierbaren deutscher Prosa. Sollte eine Generation sie vergessen, so wird die nächstfolgende sie wiederentdecken.

Paul Mayer

Die Macht der Wissenschaft

Wie die ‚Freie Deutsche Schule' zu Würzburg berichtet, ist es in Bayern gelungen, ein System zu entdecken, das jede von Gott nicht gewollte Wallung der Geschlechtlichkeit zunichte macht. Der ‚Altöttinger Liebfrauenbote' gibt uns das Rezept.

„Wenn die Reize kommen, dann etwa im Kopf ausrechnen, wieviel 27 mal 28 macht. Bis du das Resultat hast, ist das gereizte Nervensystem abgelenkt und alles wieder in Ordnung."

Das läßt mich gar nicht mehr schlafen. Hier in Schweden sind die Frauen sehr schön und wohlschmeckend; ich gehe nie mehr ohne Logarithmentafel aus. Bis gestern hat es gut funktioniert: wenn Inge oder Karen oder Senta vorbeikam — ich die Tabelle heraus — 27 mal 28 ... und alles war in Ordnung. Seit gestern klappt es nicht mehr.

Ich muß es dem ‚Altöttinger Liebfrauenboten' sagen —: sein System hat, mit Verlaub zu sagen, ein Loch. Nämlich: immer, wenn ich jetzt in der Wirtschaft oder im Büchlein für die Markenkasse ausrechnen will, wieviel 27 mal 28 ist, dann ist aber gar nicht alles in Ordnung. Es muß da irgend etwas haften geblieben sein, ein Komplex ... es ist ganz schrecklich. Meine Mama hat mir alle Rechenbücher fortgenommen; „es regt den Jungen so auf", sagt sie.

Übrigens schlage ich vor: 3 mal 23. Es kommt der Sache näher.

Kaspar Hauser

Der heimliche Kaiser

Den Aufruf gegen das Volksbegehren hat, wenn man dem Börsen-Courier (22. Oktober) glauben darf, unter andern unterzeichnet: „Wirkl. Geh. Rat Holtz, Chefpräsident des Deutschen Reichs i. R., Potsdam." Nanu?

Antworten

Maximilian Müller-Jabusch. Sie schreiben zu Ignaz Wrobels „Das Nachschlagewerk als politische Waffe" in Nummer 34 der ‚Weltbühne': „Als ich mein Handbuch des öffentlichen Lebens in diesem Frühjahr in die Welt hinausschickte, habe ich ein wenig überlegt, ob ich Ihnen nicht ein Exemplar schicken sollte. In einem solchen Nachschlagewerk, so ernsthaft es gemeint und gemacht ist, stehen eine Menge Dinge, an denen der Satiriker seinen Spaß haben könnte, denn neben vielem andern ist es ein Spiegel menschlicher Schwächen und Eitelkeiten und ein rücksichtsloser und sachlicher Bericht über allerhand Rückständigkeiten und Verkehrtheiten, von denen der deutsche Mensch durchschnittlich keine Ahnung hat. Die Vorstellung, mich verpantern oder betigern zu lassen, hat mich behaglich schmunzeln lassen. Und nun geschieht was? Sie gehen hin, kaufen sich das dicke Buch und dann attackiert mich Ignaz Wrobel —. Also, angewrobelt zu werden, macht mir nun gar keinen Spaß, denn die Abspaltung Ihres Ich, die Ignaz Wrobel heißt, hat gar keinen Humor und, bei aller sonstigen Sympathie, mit Ignaz Wrobel war ich nur in seinen ganz jungen Jahren hundertprozentig einverstanden, als er den ‚Zeitsparer' schrieb. Sie zitieren den Leitsatz meines Handbuches: ‚Das Handbuch des öffentlichen Lebens ist parteifrei. Es bringt Tatsachen und Ziffern, aber es vermeidet jede Stellungnahme.' Und dazu schreiben Sie: ‚Parteifreie politische Nachschlagewerke gibt es nicht und kann es nicht geben.' Mit dieser Feststellung haben Sie Recht. Aber Sie widersprechen damit meiner Programmforderung nicht, denn es ist eine Selbstverständlichkeit, daß niemand sich so objektivieren kann, daß dieses Programm vollständig durchgeführt wird. Glauben Sie mir, es ist eine verdammt schwere Sache und erfordert eine gehörige Portion Selbstentäußerung, wenn man ein solches Werk zusammenstellt und dabei alles das unterdrücken muß, was man zu dem und jenem sagen möchte und könnte. Ein Geschäft ist das Buch übrigens nicht, weder für mich noch für den Verleger. Sie nennen den Verleger ‚kaiserlich'. Nun, als ich das Buch begann, war es im Verlag des Sozialisten Parvus und der Oberbonze im Schutzverband deutscher Schriftsteller, Robert Breuer, war sein Verlagsdirektor. Lieber Freund, fragen Sie mich nie danach, wie Breuer seine Schutzverbandsforderungen als Verleger erfüllt hat. Der Verlag Koehler ist Gold dagegen. Er hat das Handbuch mit demselben Programm übernommen, mit dem es bei Parvus war und hat mir nie in meinen Kram hineingeredet. Was er im übrigen für Bücher verlegt, soll mir gleichgültig sein. Sie kreiden mir an, daß ich den Stoff so anordne: 1. Deutschland, 2. Die deutschen Lande außerhalb Deutschlands, 3. Das Ausland. Diese Einteilung habe ich nach dem Vorbild der großen angelsächsischen Nachschlagewerke ‚World Almanac' und ‚Whitackers Almanac' vorgenommen, die das Britische Weltreich und die Vereinigten Staaten für sich zusammenstellen und erst dann die ‚foreign countries' folgen lassen. Wissen Sie warum? Des Absatzes wegen. Und vielleicht ist Ihnen auch aufgefallen, daß ich ebenfalls Oesterreich und Danzig breiter behandle als andre Länder. Dort leben nämlich Leute, die mein Handbuch kaufen, weil sie diese ausführlichen Angaben über Oesterreich und Danzig nur bei mir finden. Im übrigen bin ich der Ansicht, daß diese Länder auch aus politischen Gründen eine eingehendere Behandlung und deswegen eine Sonderstellung verdienen. Sie kreiden mir weiter die Statistik des Deutschtums in der Welt an. Da ist Ihnen leider entgangen, daß ich diese Statistik mit ausdrücklichem Zitat der Quelle dem ‚Statistischen Handbuch des gesamten Deutschtums', herausgegeben von dem Leiter des Instituts für Statistik der Minderheitsvölker an der

Universität Wien, Prof. Doktor Wilhelm Winkler, entnommen habe. Mag sein, daß diese Statistik nicht bis aufs i-Tüpfelchen richtig ist. Sie ist jedenfalls richtiger, als die amtliche Statistik der betreffenden Länder, deren Ziffern ich ja auch gebe. Aus der Statistik geht ja auch ganz klar hervor, wer von ihr erfaßt worden ist: die Menschen deutscher Sprache, die sich zum deutschen Kulturkreis bekennen. Diese Eigenschaften können Sie weder den Balten, noch den deutschsprechenden Schweizern abstreiten. Von deutscher Staatsangehörigkeit ist jedenfalls nicht die Rede. Nun das Kapitel über den Versailler Vertrag. Da sind wir nicht einer Meinung, und ich fürchte, da kommen wir auch nicht zusammen. Sie nennen das Kapitel ‚einen einzigen deutschnationalen Leitartikel'. Nun, ich habe über die Fragen, die mit dem Vertrag von Versailles zusammenhängen, vier Jahre lang Leitartikel im ‚Berliner Tageblatt' geschrieben, Leitartikel, die oft genug polemisch waren, sich jedenfalls aber in der Grundanschauung nicht im mindesten von diesem Kapitel unterschieden, und weder Theodor Wolff noch die Leser haben geahnt, daß sie deutschnationale Leitartikel lesen. Ich übrigens auch nicht. Bei allem Eifer für die Sache des Friedens, der bei mir nicht minder groß ist wie bei Ihnen, bei allem ehrlichen Willen zur Verständigung — die Schande, die dieser Vertrag für seine Urheber bedeutet und die diese Männer treffende fürchterliche Verantwortung dafür, daß man erst heute zur ‚Liquidierung des Krieges' schreiten kann, werde ich auch in diesem Handbuch nicht höflich umlügen. Nichts liegt mir ferner, als die Fehler, die auf deutscher Seite gemacht worden sind, wegleugnen zu wollen, aber sie bedeuten so gut wie nichts gegenüber dem, was die andre Seite belastet. Und trotzdem habe ich mich auch hier bemüht, so viel wie irgend möglich nur die Tatsachen sprechen zu lassen. Daß diese Tatsachen die Siegerstaaten belasten, du lieber Gott, das ist ihre eigne Schuld. Wenn Sie Ausdrücke wie ‚erpreßt', ‚Ausbeutung', ‚Ausschreitungen der Besatzungsangehörigen' monieren, so komme ich nicht mit, denn das sind die juristischen Bezeichnungen der Tatbestände, die niemand wegleugnen kann. Sie nennen es Tendenz, wenn ich der Übersicht über die Entwaffnung Deutschlands einen Anhang mit einer Übersicht über die Bewaffnung der andern Mächte anfüge. Ja, wie denn? Soll hier nicht grade der Pazifist zustimmen, wenn er sieht, daß das Versprechen der allgemeinen Abrüstung, das Deutschland im Vertrag von Versailles gegeben wurde, schnöde gebrochen worden ist? Ich leugne den Splitter in unserm eignen Auge nicht, aber das gibt mir das Recht, auf den Balken im Auge der andern zu zeigen. Sie monieren weiter die Fassung einzelner Biographien. Sie beanstanden, daß ich Poincaré ‚mitschuldig am Kriegsausbruch' genannt habe, mitschuldig, nicht etwa alleinschuldig. Ich glaube, Sie haben Emil Ludwigs Buch ‚Juli 14' hier besprochen, und Emil Ludwig dürfte derselben Ansicht sein wie ich. Ich mag nicht mit Ihnen über jedes der Beispiele, die Sie anführen, rechten, aber Sie haben vielleicht gesehen, daß ich mich bemüht habe, grade die Biographien nichtdeutscher Persönlichkeiten zu kleinen Charakteristiken auszugestalten. Das ist vielleicht eine Gefahr, aber vielleicht auch ein Vorzug. Nur glaube ich, kann man aus diesen Charakteristiken nicht die Grundmelodie, die Sie in Ihren Beispielen zu hören glauben, allgemein heraushören. Es ist nett, daß Sie hier Möglichkeit des Zufalls nicht ganz ablehnen, aber Sie leugnen den Zufall ganz und gar ab für das, was Sie mir am schärfsten ankreiden, wenn Sie nämlich behaupten, daß bei der Aufzählung der fremden Staaten fünfmal, nämlich jedesmal im Abschnitt ‚Heer und Flotte' eine schwere Unrichtigkeit steht, und da haben Sie nun Unrecht! Sie werfen mir vor, daß ich bei Dänemark, Schweden, Norwegen, Holland und Finnland angegeben habe, ‚Allgemeine Wehrpflicht' und behaupten, daß diese Staaten keine allgemeine Wehrpflicht, sondern bestenfalls

‚Allgemeine Dienstpflicht' haben. Falsch! Ihre begriffliche Unterscheidung ist nicht richtig. Sie stellen ‚Wehrpflicht' und ‚Dienstpflicht' einander gegenüber und verstehen unter Dienstpflicht die ‚Pflicht zum Zivildienst'. Nach deutschem Sprachgebrauch — ich verweise Sie auf die alte deutsche Wehrordnung — ist Wehrpflicht die allgemeine Verpflichtung zum Militärdienst, auch zum Dienst ohne Waffe. Dienstpflicht dagegen (§ 5 Absatz 2 der Wehrordnung) ist die ‚Pflicht zum Dienst im Heere oder in der Marine'. Die Dienstpflicht wird nach Absatz 3 in die aktive Dienstpflicht und die Reservepflicht eingeteilt. Im alten Deutschland war übrigens die Wehrpflicht auch nicht ganz allgemein, denn nach § 4, Absatz 1 gab es Ausnahmen. Und wer war wohl ausgenommen? Sie werden staunen: ‚Die Mitglieder regierender Häuser und die Mitglieder der mediatisierten vormals reichsständischen und derjenigen Häuser, welchen die Befreiung von der Wehrpflicht durch Verträge zugesichert ist oder auf Grund besonderer Rechtstitel zusteht'. Also, das habe ich auch nicht gewußt. Außerdem aber brauchte meines Wissens der katholische Geistliche nicht mit der Waffe zu dienen, und mindestens im alten Preußen hat es auch Ausnahmen für die Mennoniten gegeben. Wie das zuletzt war, habe ich nicht feststellen können."

stud. phil. Kurt Schmidt, Frankfurt a. M. Eine deutsche Ausgabe von Lord Haldanes Memoiren, die Leopold Heinemann hier in Nummer 44 behandelt hat, wird noch vor Weihnachten in der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart erscheinen.

Düsseldorfer. In deiner Stadt hat sich ein politisch-literarisches Kabarett „Die kleine Weltbühne" aufgetan, das sich am 10. November, vormittags ½11 Uhr, im Trianontheater, Kasernenstraße 43, vorstellen wird. Düsseldorfer Schauspieler, Maler, Musiker und Literaten sind am ersten Programm beteiligt. Das Entrée beträgt 1 M.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6

Ministerpräsident Tardieu von Simson Carasco

Durch den Sturz Poincarés ist in Frankreich eine Aera zu Ende gegangen, in der es von den tollsten Widersprüchen wimmelte, die aber charakteristisch war für ein Land, das noch an die Vorteile eines militaristischen Sieges glaubt und Angst hat, an dem Leben der Nachkriegszeit aktiv und entschlossen Anteil zu nehmen. Das Kabinett Briand, das bloß ein Schatten des Kabinetts Poincaré war, versuchte noch, diesen Anlauf zur Tat aufzuhalten. Doch nach seinem Abgang ist die französische Politik in eine aktive Periode eingetreten, und der Kampf zwischen Links und Rechts spitzt sich immer mehr zu. Ob die Linke genügend vorbereitet ist, soll hier nicht besprochen werden. Tatsache ist jedoch, daß die Rechte einen Mann zur Verfügung hat, dessen intellektueller Wert nicht sehr groß ist, der aber durch seinen rohen, ungezähmten Egoismus, durch seine eiserne Energie und seine krankhafte Macht- und Geldgier wenigstens für kurze Zeit einen brauchbaren Führer abgeben kann. Es ist der neue Ministerpräsident Frankreichs, André Tardieu, die fleischgewordene Korruption, der Typus des Geschäftspatrioten, den es in allen Ländern gibt.

Jedenfalls ist Tardieu eine Gefahr für den innern und äußern Frieden Frankreichs. Ein französischer Politiker hat von Tardieu gesagt, er finde, wie ein Schwein, nur Freude im Kot und Schmutz, und sein Name gab zu einem in Paris wohlbekannten Wortspiel Anlaß: „Tar-dieu" oder „Dieu des tares", das heißt: „Gott der Anrüchigkeit". In der Kammer wurde er von einem Abgeordneten öffentlich beleidigt: „Es gibt Individuen, deren Unanständigkeit allgemein bekannt ist, und die dennoch stets ungestraft ausgehen. Sie, Herr Tardieu, sind der Letzte, der das Recht hat, einen andern Dieb zu schimpfen!" Poincaré selbst schrieb einmal ironisch: „Ich mache Herrn Tardieu keineswegs die Ehre streitig, alle Eigenschaften zu besitzen, um mir politische und moralische Lektionen geben zu können."

Wird die Linke nicht energisch gegen ihn vorgehen, so wird sich die Bourgeoisie trotz ihrer Verachtung für Tardieu seiner Führung unterstellen. Er hat ihr Beweise seiner Brauchbarkeit gegeben und durch seine Geschicklichkeit, eine Serie von kommunistischen Komplotten zu inszenieren, vollauf gezeigt, daß er der starke Mann ist, den sie braucht.

*

Tardieu war in die verschiedensten Skandalaffären der Vor- und Nachkriegszeit verwickelt. Heute noch ist es zum Beispiel unmöglich genau festzustellen, wie weit er an dem Totschweigen des Finanzskandals der ‚Gazette du Franc' Anteil hat. Wie eine pariser Linkszeitschrift kürzlich enthüllte, gelang es Tardieu bei den letzten Wahlen, wo er in Belfort kandi-

dierte, nur durch die schamlosesten Mittel der Korruption gewählt zu werden. In Frankreich wird er allgemein „Le requin" (der Haifisch) genannt, dessen Riesenappetit er besitzt, und merkwürdigerweise ähnelt sein Kopf durch Kieferbau etcetera ganz der Kopfform dieses Raubfisches. Sein Äußeres verrät seine Psyche.

Während des Krieges fuhr der große Patriot Tardieu nach Amerika, um dort für Frankreich Schiffe zu kaufen. Diese Geschäfte waren jedoch alle sehr unklar. Er war es auch, der nach dem Krieg mit dem Finanzminister Klotz zusammen die Liquidierung der amerikanischen Stocks in Frankreich übernommen hatte. Poincaré hat die Verwaltung dieser Liquidierung folgendermaßen beurteilt: „Von den zwei Milliarden neunhundertdreiunddreißig Millionen Dollars, die Frankreich in Amerika für den Krieg ausgegeben hatte, fallen eine Milliarde achthundertvierzig Millionen Dollars auf irregulären Gewinn." Der verantwortliche Mann für diese Geschäfte war Tardieu.

Und schließlich müssen wir feststellen, daß er es war und nicht Klotz, der in der Kammersitzung vom 3. September 1919, als man die Frage aufwarf, wer die Verluste in Amerika dekken werde, antwortete: „Deutschland wird schon zahlen!"

*

Aus Dokumenten der russischen Geheimarchive, die 1923 in der ‚Humanité' veröffentlicht wurden, geht hervor, daß Tardieu in den Jahren 1912 und 1913 regelmäßig Zahlungen aus den Geheimfonds der russischen Regierung erhielt, um im ‚Temps', dessen außenpolitischer Leiter er war, für die russische Politik zu arbeiten. Er erhob sich sogar in seinen Artikeln, als treuer Diener des Zaren, gegen den französischen Botschafter in Petersburg.

Doch der Name Tardieus wurde besonders durch zwei finanzpolitische Riesenskandale bekannt.

Einen großen Lärm machte die Affäre von N'Goko Sangha, deren Geschichte genau in dem Buch von Maurice Violette „La N'Goko Sangha" enthalten ist, sodann im Kammerbericht Nummer 376 des Jahres 1910 und schließlich in „Agadir" von Joseph Caillaux.

Die N'Goko Sangha war eine staatlich konzessionierte Gesellschaft des französischen Kongos mit sieben Millionen Hektar Bodenbesitz und über zwei Millionen Goldfranken Kapital. Offiziell war die Gesellschaft damit beauftragt, Bananen und Gummi zu ernten. Doch wie Caillaux behauptete, wußte ihr damaliger Präsident des Aufsichtsrates, ein gewisser Mestayer, nicht einmal, wo der Kongo liegt. Für ihn war das ganze Unternehmen nur ein Mittel, den Staat zu schröpfen. Anläßlich einer Berichtigung der Grenze zwischen dem deutschen Kamerun und dem französischen Kongo forderte die N'Goko Sangha eine Summe, die fast dem Grundkapital gleichkam. Doch diesmal wurde ihr die Summe verweigert.

Mestayer und Konsorten standen drei große Zeitungen zur Verfügung, mit denen sie das der Regierung entlockte Sünden-

geld teilten: ‚Le Gaulois', ‚La Liberté' und ‚Temps', wo Tardieu mitarbeitete. Zu gleicher Zeit bekleidete er den Posten eines Verwaltungschefs im Ministerium des Innern. Die drei Blätter führten eine heftige Kampagne gegen die Regierung und Tardieu ging im ‚Temps' sogar so weit, falsche Nachrichten zu veröffentlichen über deutsche Kaufleute, die die Grenzen des Kongo überschritten hätten. Dies verschlimmerte natürlich die ohnehin schon gespannten Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland.

Angesichts dieser Campagne sah sich die französische Regierung zum Nachgeben gezwungen, doch stellte sie die Bedingung, daß die N'Goko Sangha einem deutsch-französischen Konsortium beitreten sollte. Mit einem Schlage wäre die Regierung damit diese kostspielige Gesellschaft losgeworden. Der Vertragsentwurf wurde in Berlin zustande gebracht. Die N'Goko Sangha sollte eine Subvention von zwei Millionen dreihundertdreiundneunzig Goldfranken erhalten. In der Kommission, welche die Höhe des Betrages zu bestimmen hatte, vertrat Tardieu die Interessen der Gesellschaft gegen den Staat, in dessen Diensten er stand. Caillaux gibt uns in seinem Buch „Agadir" (Seite 64) die Erklärung für die Haltung Tardieus: „Von dieser Summe waren 400 000 Francs zur Zahlung für aktive Mithilfe vorgesehen." Das heißt für André Tardieu!

Doch Albert Thomas, der jetzige Direktor des Internationalen Arbeitsamtes, brachte die Sache vor die Kammer. Das Übereinkommen zwischen Regierung und N'Goko Sangha zerschlug sich, und nur durch hohe Protektion gelang es Tardieu, der Justiz zu entgehen. Jetzt tat er sich als hundertprozentiger Patriot auf und wühlte jahrelang gegen die Außen- und Kolonialpolitik Frankreichs. Schließlich brach der Krieg aus, ohne daß die N'Goko Sangha Genugtuung erhielt. Doch Tardieu war einer der Verfasser des Vertrages von Versailles, und da er Frankreich nicht zum Zahlen hatte bewegen können, wußte er in den Versailler Vertrag den Artikel Nummer 124 einzuführen, der bestimmte, daß Deutschland die Subventionen für die N'Goko Sangha zu zahlen habe.

*

Im Jahre 1910 beschloß eine anglo-französisch-türkische Finanzgruppe, eine Eisenbahnlinie zwischen Homs in Syrien und Bagdad anzulegen, als Konkurrenz der deutschen Linie. Die Sache schien von vornherein nicht sehr lukrativ. Doch wozu sind die Regierungen da? Die Finanzgruppe beschloß, daß die türkische Regierung für die Differenz aufzukommen, Garantien zu leisten und viereinhalb Prozent Zinsen zu zahlen habe. Natürlich wurde die türkische Regierung niemals um ihre Meinung gefragt. Die Gesellschaft fand es viel einfacher, durch Frankreich und England auf die Türkei einen Druck ausüben zu lassen und so zu ihrem Ziel zu gelangen. Durch die Vermittlung eines gewissen Bernard Maimon wandte sie sich an einflußreiche Journalisten. In England an Herrn Arthur Barry, in Frankreich an André Tardieu vom ‚Temps'. Für das Gelingen des Geschäftes versprach man Tardieu eine Million.

Er ging sofort ans Werk. Er hatte einige Unterredungen mit den an der Sache interessierten Ministern, und alles schien zu gelingen. Da widersetzten sich die französischen Botschafter in England und in der Türkei, einem Unternehmen zu dienen, das nicht rein französisch sei.

Der große Patriot Tardieu wurde böse. Die Interessen Frankreichs widersetzten sich den seinen. Da verspricht die anglo-französisch-türkische Gesellschaft ihm im Falle des Erfolgs außer der Million den Präsidentenposten im Aufsichtsrat. Tardieu verdoppelt seinen Eifer. Er begibt sich nach Berlin, wo er Unterredungen mit dem Direktor der Deutschen Bank, Herrn von Gwinner, hat. Er versucht, ihn für seine Pläne gegen die französische Regierung zu gewinnen.

Zu gleicher Zeit greift der ‚Temps' die französischen Botschafter in England und in der Türkei an und veröffentlicht eines schönen Tages geheime Dokumente über Pläne Frankreichs in der Türkei, eine Eisenbahnlinie anlegen zu wollen. Dies war eine Warnung für Deutschland, sich vor der französischen Politik in der Türkei in Acht zu nehmen. Tardieu, der große Patriot und Propagandist der Revanchepolitik, hatte keine Skrupeln.

Tardieus Mitarbeiter, Gerard Maimon wurde eines Tages festgenommen, ebenso sein Sekretär Pallier und ein gewisser Rouet, der die Dokumente im Außenministerium gestohlen hatte. Sie wurden zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Doch der Mann, für den sie gestohlen hatten, ging ungestraft aus.

„Ich pfeife auf die Programme, und die Skrupeln sind nur böse Auswüchse des Geistes", das ist ein beliebter Ausspruch von André Tardieu, dem neuen Ministerpräsidenten Frankreichs.

Scheidungsprozeß? von Carl v. Ossietzky

Durch ein kleines überraschendes Pronunciamiento hat das Zentrum die Vertagung der Ehescheidungsreform durchgedrückt. Da nicht anzunehmen ist, daß Herr Prälat Kaas in dem knappen Quartal bis zur Abwicklung des Volksentscheids sich zu libertinistischen Prinzipien durchringen wird, so dürfte diese Vertagung identisch sein mit dem sozialdemokratischen Verzicht, dem Zentrum noch weiterhin schamverletzende Zumutungen zu stellen. Übrigens scheint die Laune des Zentrums nicht unbedingt dahin zu gehen, die Kameradschaftsehe mit dem roten Belial noch lange fortzusetzen. Dabei war es doch vornehmlich die Sozialdemokratie, die das Konkubinat durch häusliche Tugenden zierte. Das Zentrum hat über seine Beteiligung am Lasterpfuhl kaum zu klagen, und überhaupt haben die Partner sich nicht zur Praktizierung einer fessellosen Sinnlichkeit gefunden.

Jedenfalls hängen die Wolken schwer herab, und ohne Hugenbergs geniale Aktion wäre das Gewitter schon da.

Der Ausgang des Volksbegehrens ist für die Linke eine schwere Enttäuschung. Es ist ein fauler Trost, sich und andern vorzureden, Hugenberg habe die erforderliche Ziffer ja nur eben und eben erreicht. Ausschlaggebend aber ist, daß er sie erreicht und die Linke diese Möglichkeit immer bestritten hat, auf das Wie kommt es jetzt nicht mehr an. Man soll seinen Gegner nicht unterschätzen, auch wenn man ihn für mondsüchtig hält; diese lyrische Krankheit tritt in Deutschland ohnehin zu Zeiten epidemisch auf. Es ist der alte Fehler der Linken vor einer unsympathischen Situation: Man tut vornehm und bagatellisiert die Gefahr. Das hat sich schon 1925 bei der Hindenburgwahl bitter gerächt. Man hat nichts gelernt daraus.

Und schon werden neue Enttäuschungen vorbereitet. Anstatt daß die Linkspresse sich jetzt endlich zum offnen und klaren Kampf für den Youngplan rüstet, verschanzt sie sich lieber hinter dem breiten Rücken des früher gar nicht so sehr adorierten Reichspräsidenten; über jede Schulter des alten Recken guckt eine kleine freche Demokröte und quietscht „Ätsch — ER sagt es auch!" Das mag gewiß ganz spaßhaft sein, aber die Demoblätter sollten bei der Wahl ihrer Autoritäten etwas bedenklicher sein.

Noch gefährlicher sind die Hoffnungen auf den Zerfall der Rechten. Wahrscheinlich geht es in Hugenbergs Hauptquartier jetzt etwas turbulent zu, aber Spekulation auf die Uneinigkeit der Gegner ersetzt nicht die eignen strategischen Anstrengungen. Es darf auch nicht übersehen werden, daß bei einer neuen Gruppierung rechts die republikanischen Parteien nichts gewinnen. Im Gegenteil. Führt die akute Auseinandersetzung bei den Deutschnationalen zu einer Abstoßung der Extremen und zur Vereinigung mit den Kerntruppen der verwaisten Stresemannpartei, wie es Herr von Kardorff möchte, so können für lange Jahre alle Hoffnungen auf eine Linksregierung begraben werden. Denn es ist kein Zweifel, daß das Zentrum aus kulturpolitischen Rücksichten mitmachen wird, wenn nur die Diehards verschwinden. Die Beteiligung der Bayern und der kleinen wirtschaftlichen Interessengruppen dürfte selbstverständlich sein, während die Demokraten, zwischen Sozialdemokratie und Bürgerblock eingeklemmt, schneller noch als die englischen Liberalen verfallen würden. Das Ergebnis der Klärungen auf der Rechten wäre nur ein deutsches Tardieukabinett für unabsehbare Zeit. Die schlechteste aller denkbaren Lösungen.

Das Zentrum bringt denn auch deutlich zum Ausdruck, daß die Fortdauer der Verbindung mit der S. P. D. nur durch deren Verzicht auf fleischliche Freuden zu erkaufen ist. Stärkere Persönlichkeiten, geschicktere Taktiker als die sozialistischen Minister würden vielleicht ein erträglicheres Kompromiß finden als das Fallenlassen grade der Ehescheidungsreform, die eine gut liberale Rechtsforderung ist. Das Zentrum wird sich auch damit nicht zufrieden geben und kaum ruhen, bis es nicht ein paar Jahre Mittelalter über uns verhängt hat.

Rundfrage über Rotfront von Kurt Hiller

Am dritten Mai dieses Jahres ist in Preußen, bald darauf auch im übrigen Deutschland der Rote Frontkämpfer-Bund behördlich aufgelöst worden. Zum Anlaß nahm man die Vorfälle des ersten Mai, obwohl der RFB beschlossen hatte, sich als solcher an der verbotenen Demonstration nicht zu beteiligen, obwohl er diesen Beschluß strikt durchgeführt hatte und obwohl durch die traurigen Ereignisse jenes Tages ausschließlich das Schuldkonto des berliner Polizeipräsidenten belastet worden ist. Auch im freiheitlich und gerecht gesinnten Teile des Bürgertums gab es hierüber ja nur eine Meinung.

Die „Begründung" des Auflösungsbescheids enthält eine Fülle von Unzutreffendem, vor allem sehr schiefe Behauptungen über die angeblich kriminelle Praxis der Roten Front-Kämpfer, ferner den gröblich verfälschten Text einer Resolution. Hiermit hat es folgende Bewandtnis: Die fünfte Gaukonferenz des RFB Berlin-Brandenburg hatte eine Entschließung angenommen, die von „einer neu aufsteigenden Welle der revolutionären Arbeiterbewegung" sprach, „mit gigantischen Massenkämpfen, die den Gang der proletarischen Revolution beschleunigen" würden. Ob diese optimistische Prognose zutraf, darüber läßt sich streiten. Nicht darüber, daß sie gesetzlich erlaubt war. Aber eben die Entschließung, in der sie vorkam, wird vom preußischen Innenminister als besonders belastend zitiert, und zwar wegen der Worte: „... und die wir zu einem bewaffneten Aufstand zu steigern haben, bis zur siegreichen Durchführung der Revolution in Deutschland". Tatsächlich und nachweislich enthielt die zitierte Entschließung diese Worte nicht; der Polizeibericht muß sie hineingefälscht haben. (Wofür auch die Sprache spricht, dieses nationale Polizeideutsch: „Bis zur siegreichen Durchführung der Revolution" — niederlagenreich würde man sie kaum durchführen können. Am „Siegreich wollen wir Frankreich schlagen" würde ich mich schon aus stilistischen Gründen nicht beteiligen!)

Auch Grzesinskis Hinweis auf die allgemeine und unbestreitbare revolutionär-sozialistische Tendenz des Roten Frontkämpferbunds ist nicht stichhaltig; wäre ers, dann müßten sozialdemokratische Gruppen, soweit sie auf dem Standpunkt des revolutionären Klassenkampf stehn (das soll es noch geben), ebenfalls aufgelöst werden. Das republikanische Innenministerium argumentiert hier auf eine Art, wie der Wilhelminismus seit dem Falle Bismarcks und des Sozialistengesetzes nicht mehr zu argumentieren gewagt hat.

Der Rote Frontkämpfer-Bund war keine kommunistische Organisation, sondern eine betont überparteilich-proletarische (in der die Kommunisten freilich dominierten). Er war antiputschistisch gesonnen; er diente der geistigen und körperlichen Abwehr fascistischer Übergriffe und Aufstandsversuche. Auch das „Reichsbanner" will diesem Ziele dienen. Aber im Gegensatz zum „Reichsbanner" hielt der RFB sich von kapitalistischen, klerikalen, halbnationalistischen Elementen und Einflüssen frei. Er war eine wirkliche, saubere, starke Abwehrorganisation des Proletariats.

Eine auch geistig starke. Seine Zeitung ‚Die Rote Front' (mit Pamphleten von Walter Sthamer und anderm Prächtigen) bewies das. Seine Diskussionsabende bewiesens — von deren Niveau ich mich gelegentlich als Gast überzeugen konnte. Gewiß, zwischendurch der übliche Materialistenmulm; doch beherrschend Hart-Klares, leuchtende Kampfjugend.

Der Wert dieses Bunds: daß sich im Dienst eines klaren Ziels (des Ziels jedes ehrlichen Sozialisten) Körpermut verband mit höchst potentem Willen zur wissenschaftlichen Fundierung dieses Ziels und zur Klärung der Wege.

Unvermeidlich bei Einzelnen ein gelegentliches Überkippen der Kampflust ins Randalierende und Gewalttätige. Die Fälle stellen einen verschwindenden Prozentsatz dar gegenüber den entsprechenden auf der rechten Seite. Wenn die Verbotsbegründung den „militärischen" Charakter des RFB hervorhebt, so fragt man sich vergeblich, warum die mit ganz andern militärischen Mitteln arbeitenden rechtsradikalen Verbände denn dann nicht erst recht aufgelöst werden. Aber der ‚Stahlhelm' (bis auf seine westdeutsche Sektion), der ‚Wehrwolf' und die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei dürfen den Aufstand gegen Republik und Völkerfrieden in gemütlicher Gesetzlichkeit weiter vorbereiten.

Diskutabel wäre eine Auflösung sämtlicher Wehrverbände. Die fascistischen und halbfascistischen am Leben zu lassen, den RFB aber zu verbieten — dagegen empört sich doch wohl jedes anständigen Menschen Sinn für gleiches Maß, für Loyalität, für Gerechtigkeit. Mit Demokratie hat solch Verfahren nichts mehr zu schaffen.

Der Auflösungsbescheid beruft sich vor allem auf das Republikschutzgesetz. Am 3. Mai war es noch in Kraft; seit dem 22. Juli ist es erloschen. Diese Tatsache schafft eine ganz neue staatsrechtliche Situation — wie das Reichsgericht, als Staatsgerichtshof zum Schutze der Republik, an den die Beschwerde des RFB gegen die Anordnung seiner Auflösung erging, vor einigen Wochen anerkannt hat. Das Reichsgericht hat die Beschwerde nämlich an den Reichsinnenminister weitergegeben, mit der Erklärung, es sei nach dem Fall des Republikschutzgesetzes nicht mehr zuständig. Severing hat jetzt also sozusagen in eigner Sache Richter zu sein.

Mir scheint, die Zurücknahme der Auflösungsanordnung müssen, unbeschadet aller politischen Meinungsverschiedenheiten, diejenigen mit Schärfe fordern, die der Meinung sind, daß die in der Verfassung verbürgte Vereinsfreiheit nicht auf Kosten einer mißliebigen Richtung außer Kraft gesetzt werden darf; und daß, je bedrohlicher heute der Fascismus vorprellt (siehe Oesterreich), desto wichtiger die ungehemmt sich entfaltende Wirksamkeit antifascistischer Abwehrbünde wird.

*

Diese Gedanken etwa legte ich einem Rundschreiben zugrunde, das ich unlängst an eine Reihe linker Intellektueller richtete und das in die Frage ausklang, ob der Empfänger bereit sei, folgende Erklärung zu unterzeichnen:

> Da Wehrverbände in Deutschland bis auf weiteres erlaubt sind, fordern wir Unterzeichneten aus Gründen der Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit die Aufhebung der Anordnung vom Mai 1929, durch die der Rote Frontkämpfer-Bund aufgelöst worden ist.

Die Erklärung erhielt die Unterschriften von:

Max Barth, Joh. R. Becher, Hellmuth Falkenfeld, Bruno Frei, Eduard Fuchs, Prof. Alfons Goldschmidt, E. J. Gumbel, Prof. Felix Halle, Walter Hasenclever, Hein Herbers, Kurt Hiller, Max Hodann, Richard Huelsenbeck, Alfred Kerr, Egon Erwin Kisch, Kurt Kläber, Peter Martin Lampel, Berta Lask, Otto Lehmann-Rußbüldt, Prof. Theodor Lessing, Leo Matthias, Walter Mehring, Prof. Paul Oestreich, Erwin Piscator, Ludwig Renn, Freiherr von Schoenaich, Magnus Schwantje, Arthur Seehof, Helene Stöcker, Bruno Vogel, Herwarth Walden, Erich Weinert, Ignaz Wrobel, Gustav Wyneken, Arnold Zweig.

Unter diesen 35 sind neun oder zehn Kommunisten, nicht mehr, und eine Anzahl eingeschriebener Parteigenossen unsrer beiden Herren Innenminister. Freilich: nur ein einziger General und kein ein-

ziger Generaldirektor ist unter den Unterzeichnern. Es steht daher zu befürchten, daß der Eindruck auf die zuständigen Stellen (ehemalige Arbeiter) schwach sein wird.

Nicht unvermerkt bleibe, daß eine ziemlich beträchtliche Anzahl Adressaten die Unterzeichnung mit der Begründung verweigert haben, es komme nicht auf Wiederherstellung des Roten Frontkämpfer-Bunds, sondern auf Aufhebung sämtlicher Wehrverbände an. So Pfarrer Bleier, Max Deri, Hans Natonek, Gerhart Pohl, Professor Veit Valentin, Karl Wilker. So auch die Brüder Mann.

Thomas Mann schreibt mir:

> Ich würde mit Vergnügen einen Antrag zur Auflösung aller ‚Wehrverbände' unterschreiben, aber der Augenblick, wo man nun wirklich auch dem ‚Stahlhelm' zu Leibe geht (in Rheinland und Westfalen), scheint mir, für meine Person, nicht der rechte, auf Wiederherstellung des Roten Frontkämpfer-Bundes zu dringen. Ich muß also bitten, mich zu entschuldigen.

Gern und immer. Daß man dem ‚Stahlhelm' „zu Leibe geht", ist ein Glaube, den ich nicht teile.

Heinrich Mann:

> Ich möchte Ihre Forderung nicht unterschreiben. Eher würde ich fordern, daß auch die Gegenseite entwaffnet und aufgelöst wird.

Entwaffnet von wem? Von der Reichswehr? Oder sollte diese am Ende selber zur Gegenseite gehören? Wer entwaffnet dann sie? Hier liegt der Hase im Pfeffer. Gegen die Gewalt sind wir alle; aber gegen die Gewalt gibt es keine wirksame Macht, die nicht selber Gewalt wäre. Gewaltlosigkeit verewigt die Ohnmacht.

Behala von Johannes Bückler

Je mehr der berliner Kommunalskandal an Umfang zunimmt, desto deutlicher wird auch die Erkenntnis, daß bei den hochmögenden Herren vom Magistrat weniger die Tugend als vielmehr die Intelligenz lädiert worden ist. Klein sind die in die Tasche gesteckten Beträge, ungeheuer dagegen die durch mangelnde Aufsicht und kindische Verträge verwirtschafteten Summen. Übrigens ist es auch zu beklagen, daß die Öffentlichkeit sich so ausschließlich für das Exterieur des Falles Sklarek und für die Sensationen des oberbürgermeisterlichen Garderobenschranks interessiert. Denn es gibt noch eine kommunale Fehlleistung, aus der der Stadt ein ungeheurer Schaden erwachsen ist und über die allerdings in der großen liberalen Presse wenig zu lesen war, weil dafür nicht arme, geschäftsunkundige sozialistische und kommunistische Bönhasen verantwortlich zu machen sind sondern ein paar besonders kluge und angesehene Exemplare aus der demokratischen Fraktion des Rathauses. Wiederholt ist das Thema angeschnitten worden, doch immer wurde schleunigst gestoppt, niemals das Notwendige in nötiger Ausführlichkeit gesagt. Das ist das traurige Epos von der Behala — der Berliner Hafenanlagen und Ladestraßen-A.-G.

Bekanntlich ist Berlin durch seine geographische Lage der Zentralisationspunkt eines riesigen Weltverkehrs und Welthandels geworden. Berlin vereinigt die Wasserstraßen von Elbe und Oder und verbindet so Nord- und Ostsee. Entwicklung der Technik und Aussicht auf einer europäische Zollunion

machen Berlin immer mehr zum handelspolitischen Schwerpunkt Europas. Albert Ballin hat Berlin einmal den „Seehafen der Zukunft" genannt.

Berlin hat neun Häfen. Die beiden größten sind der Osthafen und der Westhafen, von denen der erste 1913, der letzte erst 1923 fertig wurde. Der Wert der gesamten Hafenanlagen, einschließlich der Ladestraßen wird bis zu einer Goldmilliarde und darüber geschätzt. Der Gesamtflächeninhalt beträgt 1 110 000 qm.

Und was hat Berlin mit diesem gewaltigen Besitz getan?

Berlin hat alle seine Häfen mit sämtlichen Geländen, Gebäuden und dazu gehörigen Einrichtungen auf fünfzig Jahre und außerdem sämtliche achtzehn berliner Ladestraßen auf dreißig Jahre an die „Behala" — Berliner Hafen und Lagerhaus A.-G. — einer einseitig interessierten Kapitalistengruppe, bestehend aus der österreichischen Speditionsfirma Schenker & Co. und der Firma Busch, überlassen. Eine Analogie findet man nur in der glücklicherweise nicht zur Ausführung gekommenen Inflationsidee, Stinnes die Reichsbahn auszuliefern.

In der Behala ist die Gruppe Schenker-Busch mit 75 Prozent Aktienmehrheit vertreten. Sie beherrscht die Verwaltung, den Aufsichtsrat und den Arbeitsausschuß, während die Stadt Berlin nur mit 25 Prozent beteiligt ist. Und selbst diese kümmerliche Beteiligung an ihrem eignen wertvollen Besitz hat die Stadt nicht als Sacheinlage in die Gesellschaft eingebracht, sondern sie hat ihn durch Bareinzahlung erkauft.

Diese Verträge sind im Frühjahr 1923 geschlossen worden. In einer Zeit der schlimmsten Inflation, in einer Zeit, wo sich auch der kleinste Heringsladen nicht auf andre als kurzfristige Abmachungen einließ, hat sich die Stadt auf fünfzig Jahre festgelegt. Und zu was für Bedingungen!

Die Beträge, die die „Behala" in Raten zu zahlen hatte, wurden nicht in Goldmark, sondern in Papiermark angesetzt und bezahlt. Die im März, April und Mai fälligen Beträge wurden in inzwischen vollkommen entwerteter Papiermark im Juni, Juli, August abgeführt. In den jeweiligen Dollartageskurs umgerechnet hat die Behala im ganzen 368 310 Goldmark bezahlt. Um es ganz deutlich zu machen: Nicht als Jahrespacht, sondern als Gesamtsumme für fünfzig Jahre. Das sind nicht ganz 7500 Mark Jahrespacht, eine Summe, die ein kleines Café oder Restaurant in Berlin zahlt. Andrerseits zahlt aber die Firma Ford für einen Lagerschuppen bei der Behala 150 000 Mark Miete jährlich. Ungefähr die Hälfte dessen, was Berlin für fünfzig Jahre bekommen hat. Im übrigen soll diese Summe aus dem Erlös des noch auf dem Gelände herumliegenden städtischen Baumaterials geflossen sein.

Daß grade die Firma Schenker bei den damaligen Verhandlungen bevorzugt worden ist, lag zum Teil daran, daß diese Firma der Stadt die Beschaffung einer amerikanischen Anleihe versprochen hat. Ein Versprechen, das nie gehalten worden ist. Andrerseits hätte aber die Stadt mit diesem wertvollen Pfandobjekt eine bessere Anleihepolitik betreiben können.

Die Stadt ist seinerzeit von maßgebenden Wirtschaftskreisen und von der Handelskammer dringend gewarnt worden. Es war für Sachverständige nicht schwer, eine Rentabilitätsrechnung aufzustellen. Aber der sozialdemokratische Stadtrat Schüning und seine Leute wußten es ja besser. Er wußte es wirklich besser, denn er ist nach Abschließung des Vertrags aus städtischen Diensten ausgeschieden und dafür ... Generaldirektor der Behala geworden!

In einer demokratischen Versammlung wurde der Herr Oberbürgermeister von einem Parteifreund in der Hafensache lebhaft interpelliert. Der Betreffende führte auch nachträglich seine Bedenken in einem ausführlichen Exposé aus. Er erhielt von Böß keine Antwort. Auf dem demokratischen Parteitag 1926 kam die Angelegenheit zum Vortrag und zur Diskussion. Eine von einem charlottenburger Stadtrat eingebrachte Resolution, die die Fraktion verpflichten sollte, im Rathaus die Sache zur Klärung zu bringen, wurde fast einstimmig angenommen. Der eigentliche Antragsteller, der Verkehrsfachmann Otto Simon, begnügte sich aber nicht damit, sondern setzte die ganze Angelegenheit in einer Broschüre mit genauen Zahlenangaben und Berechnungen klar und überzeugend auseinander. Diese Schrift ist dem Magistrat und allen Stadtverordneten zugegangen. Als Kommunisten und Nationalsozialisten entsprechende Anträge einbrachten, wurden diese mit den Stimmen der Sozialdemokratie, der Volkspartei und der ... Demokraten abgelehnt. Dafür stimmten außer Kommunisten und Nationalsozialisten die Deutschnationalen und das Zentrum. Das „Zünglein an der Wage", die Demokraten, war wieder einmal nach der falschen Seite ausgeschlagen. Als besonders eifriger Einpeitscher hat sich dabei der große Volkstribun Merten bewährt, der Wurmfortsatz des alten Kommunalfreisinns, sein Sekundant war Herr Doktor Paul Michaelis, der bei den Behalaverträgen ausschlaggebend mitberaten hat. Er hat es gewagt, 1926 und 1927 im ‚B. T.' die berechtigten Einwände gegen das traurige Machwerk von einem Vertrag als deutschnationale, antisemitische Hetze zu bezeichnen. Noch am 11. April 1929 bringt er im ‚B. T.' einen begeisterten Behala-Artikel. Der demokratische Stadtrat Beuster, der ebenfalls eine wesentliche Rolle beim Abschluß des Vertrages gespielt hat, mußte später auf Grund von Zeitungsangriffen wegen Grundstücksspekulationen zurücktreten, wie der soeben zu traurigem Ruhm gelangte demokratische Stadtrat Rosenthal. (Herr Beuster ziert übrigens jetzt die Liste der Volkspartei.)

Bei den Kommunalwahlen vom 17. November dürfen diese Dinge nicht übersehen werden. Die Demopartei, die ja schon bei den letzten Wahlen von auffallender Schwindsucht geplagt war, wird sich immer mehr dem Zustand nähern, den sie selbst immer verurteilt und bespöttelt hat, wenn ihr unbequeme Kritiker lästig waren, dem Zustand der Splitterpartei, und das mit Recht. Mit keiner Rabulistik kann die Partei vergessen machen, daß sie eine Hauptverantwortung trägt für die Mißwirtschaft unter Böß.

Neuerburg und Reemtsma von T. H. Tetens

Was wissen Sie von der Zigarette, verehrter Raucher? Meistens nur, daß sie schlecht und teuer ist. Wissen Sie aber auch, daß die schlechte Qualität auf eine mangelnde Zigarettenkultur beim Raucher wie beim Fabrikanten zurückzuführen ist? Daß Sie, verwöhnter Raucher, mit zu jenen gehören, die aus dem bemalten Pappendeckel oder dem lackierten Blech Rückschlüsse auf den Tabak ziehen? Wenn Sie Zigaretten kaufen, schauen Sie zuerst auf die Schachtel und die beiliegenden Bilder. Sie wünschen sich dicke Zigaretten mit viel Gold. Haben Sie schon überlegt, daß die Ankündigung einer großen Zigarettenfabrik: sie bringe mit ihren modernen Mischmaschinen die besten Mischungen zustande, eine Spekulation auf die Kritiklosigkeit und Denkfaulheit des Raucherpublikums ist? Erlesene Tabakprovenienzen stehen nur in verhältnismäßig beschränkten Mengen zur Verfügung, und darum können nur kleinere Firmen, die keine Massenmarken forcieren, die Pflege guter Zigarettenqualitäten betreiben. Bedenken Sie auch, daß in Ihren Zigaretten höchstens ein Zehntel des gezahlten Preises auf den Tabak entfallen kann, weil vom Kleinverkaufspreis über 40 Prozent der Staat als Tabaksteuer und 30 Prozent der Händler für sich beansprucht. Der Rest geht drauf für Verpackung, Inserate und Litfaßsäulen, für die goldnen Mundstücke und Zugabeartikel, für Gewinne und Dividenden und nicht zuletzt für die Versorgung der guten Freunde in der Bureaukratie und unter den Parlamentariern. Was bleibt da also noch für Sie?

„Alles für den Tabak!" lautet die stereotype Wendung der Zigarettenreklame. Für den Tabak?

Die Geschichte der deutschen Zigarettenindustrie ist mit Skandalen und Skandälchen überreichlich gesegnet. Vor dem Kriege war es der unter englisch-amerikanischem Einfluß stehende Zigarettentrust, der einen Rekord an Affären aufstellte. Die patriotisch erhitzten Gemüter jubelten laut, als bei Kriegsbeginn der Koloß von der Deutschen Bank auf dem Wege einer weniger patriotischen Transaktion gefressen und gut verdaut wurde. In jener Zeit verblaßten die einstigen großen Sterne Laferme, Waldorf und Batschari. Junge robuste Eroberer, damals noch völlig unbekannt, die in irgend einem Etagenwinkel die Konjunktur witterten, begannen allmählich und sicher unter geschickter Ausnutzung vielfacher Chancen des Tabaksteuergesetzes und warmherziger Förderung durch die ministerielle Bureaukratie sich Machtpositionen zu schaffen, vor denen heute die Finanzbureaukratie selber zittert.

Die mehrfachen, den Wünschen bestimmter Firmen entgegenkommenden Änderungen des Tabaksteuergesetzes während der Nachkriegsjahre führten zum Massensterben zahlreicher Betriebe und boten seltsamerweise einigen wenigen einflußreichen und begünstigten Firmen Gelegenheit zu einer wahrhaft phantastischen Markteroberung. Von rund siebenhundert Herstellungsbetrieben aus dem Jahre 1924 sind kaum

mehr als zwei Dutzend namhafter Firmen übrig geblieben. Die wenigen selbständigen Firmen werden von den beiden Mammutkonzernen Reemtsma und Neuerburg fast erdrückt, die heute schon zusammen achtzig Prozent der deutschen Zigarettenproduktion beherrschen. Nicht unerwähnt bleibe, daß ein geheimes Poolabkommen zwischen Reemtsma, Neuerburg, Garbaty und Greiling besteht, dessen Ziel unzweifelhaft eine allmähliche Senkung des Handelsverdienstes, also die Vergewaltigung des Handels und die Vernichtung der Außenseiter ist. Wissen Sie überhaupt, welche Firmen heute noch selbständig und daher in der Lage sind, Qualitätsware herzustellen? Sie lassen sich an den Fingern abzählen. Namen wie Abdullah, Muratti, Oesterreichische Regie, Nestor Gianaclis, Kyriazi, Bostanjoglo zeigen, wo Qualitätspflege getrieben wird: da nämlich, wo ausländisches Kapital der Aufsaugung und Qualitätsnivellierung Halt gebietet. So gut wie alles andre ist vertrustet, und daher ist es immer dasselbe, ob Sie eine Senoussi oder eine Josetti, eine Overstolz oder Mokka, eine Salem oder Dolomit rauchen.

Mit dem Wachsen der deutschen Zigarettenindustrie hielten die Skandale und Affären gleichen Schritt. Da ist der berüchtigte Fall Batschari, bei dem das Reich durch ein als „Sanierung" deklariertes Manöver um fünfzehn Millionen Mark Steuergelder geschädigt wurde. Und dies unter Mitwirkung des eigens hierfür bestellten Treuhänders des Reichsfinanzministeriums, Doktor Hans Schulte-Berlin, und bei voller Kenntnis hoher Beamter der Reichsfinanzverwaltung. Da ist jener noch immer ungeahndete Aderlaß, den die Firma Reemtsma mit einem ingeniösen Steuerschnitt am Reichssäckel verübte, indem sie lange Zeit hindurch unter Mithilfe deutscher Zollämter wertlosen Tabakstaub unter der Deklarierung „Zigaretten" exportierte. Die „Zigaretten" ließ Reemtsma in die Ostsee versenken und heimste dabei einen Millionengewinn durch die ungesetzliche Inanspruchnahme der Tabaksteuer-Rückvergütung ein. Schon damals zeigte sich, daß Schulden eine Macht sind, denn die Reichsfinanzverwaltung, die sonst gar nicht zimperlich tat, wenn es galt, kleinern Betrieben den Garaus zu bereiten, wagte in diesem Falle keinen Finger zu rühren. Reemtsma erklärte kühl, daß der Fiskus bei einem eventuellen Vorgehen viele Millionen Tabaksteuergelder verlieren würde und außerdem für die brotlos gewordene Arbeiterschaft sorgen müßte.

Herrn Doktor Schulte haben wir bereits genannt. Er ist der Leiter der Deutschen Revisions- und Treuhandgesellschaft m. b. H. Seine eigenartigen Beziehungen zum Reichsfinanzministerium sind in der Öffentlichkeit noch nie richtig beleuchtet worden. Diesem Revisor ist ein seltsames Monopol der Prüfung und Überwachung der Zigarettenherstellungsbetriebe übertragen. Jeder Fabrikant, der Steuerkredit in Anspruch nehmen will, ist gezwungen, sich an die Treuhandgesellschaft Doktor Schultes zu wenden, um hier sein Vermögen, seine Bücher und seine Geschäftsverhältnisse prüfen und überwachen zu lassen und den von Herrn Doktor Schulte hierfür

diktierten, recht hoch bezifferten Obolus zu entrichten. Über dieses Monopolsystem ist man in der Industrie von jeher empört gewesen, weil es einmal der Sonderbereicherung der Treuhandgesellschaft aus jeder Transaktion und zum andern der Geschäftsspionage Tür und Tor öffnet. Weil aber Herr Schulte eine gefürchtete Macht ist und ein Jeder die ruinösen Folgen einer Auflehnung scheut, so hat noch keiner gewagt, diese Vogtwirtschaft anzugreifen.

Der ärgste Skandal war jedoch die bewußte Förderung der Interessen der Konzerne Reemtsma und Neuerburg durch beeinflußte hohe Beamte des Reichsfinanzministeriums. Bestimmte Kreise hatten sich schon immer um die Herbeiführung der Zwangswirtschaft im Zigarettengewerbe bemüht. Im Frühjahr 1927 wurde fieberhaft und äußerst geheim von den das Privatmonopol anstrebenden einflußreichen Vertretern der Konzernindustrie hinter den Kulissen gearbeitet, mit dem Erfolg, daß das Ministerium am 18. Mai 1927 eine Verfügung erließ, die unter dem Vorwand, das Steueraufkommen zu sichern, mit einem völlig ungerechtfertigten und verfassungswidrigen administrativen Eingriff die Wirtschaftsfreiheit des Zigarettengewerbes im Interesse weniger Großfirmen aufhob. Dieser geglückte Coup brachte durch die behördlich angeordnete Herabsetzung des Händlerverdienstes allein dem Konzern Reemtsma eine Sonderbereicherung, die hoch in die Millionen ging. Es war der Auftakt zu einem Skandal, der nach außen hin als „Zigarettensteuerproblem" zwar den Reichswirtschaftsrat und den Reichstag ausgiebig beschäftigte, dessen dunkle Triebkräfte man aber wegen der damit notwendig gewesenen Entlarvung hoher Amtsstellen in der Öffentlichkeit nicht aufzudecken wagte.

Sie, verehrter Raucher, wissen wohl kaum, daß durch die Schuld maßgeblicher Stellen des Reichsfinanzministeriums das Reich bisher sechzig Millionen Steuergelder verloren hat, die der Raucher beim Kauf der Zigaretten mit der Ware bereits gezahlt hatte und die nur noch an den Fiskus abzuliefern waren... Durch eine fahrlässige Gesetzeshandhabung hat das Ministerium der deutschen Zigarettenindustrie — entgegen der klaren Gesetzesbestimmung, daß bei Zahlungsgefährdung Steuerzeichen nur gegen Barzahlung oder Sicherheitsleistung zu verabfolgen sind — über zweihundert Millionen Mark fortlaufend an Steuerkrediten gewährt, die hauptsächlich von wenigen großen Firmen als zinsloser, ewiger Betriebskredit verwendet werden und somit eine enorme Vergrößerung des nur sechzig Millionen betragenden Eigenkapitals der Zigarettenindustrie bedeuten. Bei einer 1928 vom Reichswirtschaftsrat durchgeführten Erhebung wurde festgestellt, daß von dem 120 Millionen Mark betragenden Banderolensteuerkredit „mindestens 60 Millionen als festangelegtes Kapital in Gebäuden, Maschinen und so weiter Verwendung gefunden haben"! Hier finden Sie eine mit Kapitalüberfluß gesegnete Industrie. Vergleichen Sie damit die überall auftauchenden Berichte über die bedauernswürdige Lage der Zigarettenindustrie und vervollständigen Sie dieses groteske Bild durch die Tatsache, daß

der Reingewinn von Zigaretten-Aktiengesellschaften seit Jahren 10 Prozent und noch viel mehr beträgt.

Wie kommt aber ein solcher Segen aus dem sonst so knauserigen Reichsfinanzministerium über die Zigarettenindustrie? Halt! Sagen wir richtig: nicht über die gesamte Zigarettenindustrie sondern über wenige, sich in hoher Gunst sonnende Unternehmen. Ein bestimmter Teil der Industrie bediente sich eines erprobten deutschen Hausmittels: der guten Verbindung. Als solche erwies sich der badische Finanzbeamte Regierungsrat Doktor Flügler, ein Duzfreund des Reichsfinanzministers a. D. Doktor Köhler, den der Verband der deutschen Zigarettenindustrie (lies: Reemtsma-Neuerburg) zum Geschäftsführer und Syndikus bestellte. Wer erinnert sich heute noch, daß dieser treffliche Mann als Verteilungskommandeur für Rauchwaren in Ober-Ost die Ostfront durch die von ihm gelieferten Rauchwaren unerträglicher und gesundheitsgefährlicher gemacht hat als alle Vergasungsversuche der Russen? Dieser ausgezeichnete Organisator, durch Gesinnung und Parteigemeinschaft der rechte Freund des Finanzministers Doktor Köhler dem Verflossenen und dessen gleichgestimmten — leider noch nicht verflossenen — Ministerialräten, lockte durch Angaben, die laut Feststellung des Landgerichts Hannover „der Wahrheit nicht entsprochen haben", bei Doktor Köhler jene ominöse, ungesetzliche Maiverfügung heraus, die angeblich die Steuerrückstände sichern sollte, in Wirklichkeit aber einen amtlich getarnten Bereicherungscoup für die Konzerne Reemtsma und Neuerburg darstellte. Den Zigarettenhändlern wurde durch behördlichen Zwang der Handelsnutzen erheblich beschnitten, und die wenigen, noch selbständigen und ohne Steuerschulden dastehenden Fabriken, die böse genug waren, die entnommenen Banderolen dem Fiskus sofort bar zu bezahlen, sollten laut Feststellung eines preußischen Landgerichts gezwungen werden: „sich dem Machtdiktat einer ziffernmäßig kleinen, aber kapitalistisch und technisch übermächtigen Industrie auf Gnade oder Ungnade auszuliefern." In einem Urteil des Landgerichts Elberfeld heißt es ferner: „Besonders eigenartig hat das Gericht das Verhalten der Firma Reemtsma selbst berührt. Während die ministerielle Verfügung vom Mai 1927 die Sicherstellung der Steuerschuld der Zigarettenindustrie an den Fiskus bezwecken wollte, hat die Reemtsma A.-G. die Gelegenheit benutzt, sich zu bereichern."

Die Hauptschuld für alle diese Mißstände trifft das Reichsfinanzministerium. Was sich die Finanzbureaukratie auf steuerlichem Gebiet und an Eingriffen in das Gewerbe bis heute geleistet hat, mit welchen zweifelhaften Mitteln sie dunkle Zwecke zu fördern sucht, auf welche Weise sie unangenehme Tatsachen verschleierte, das läßt sich im Rahmen dieses Aufsatzes auch nicht annähernd wiedergeben. Es gab keine Affäre, bei der nicht die Firma Reemtsma und einzelne Beamte des Ministeriums in einem Atemzug genannt wurden. Hundertfach sind in Fachkreisen der frühere Finanzminister Köhler und einzelne Ministerialbeamte der unzulässigen

Interessenförderung der Firma Reemtsma bezichtigt worden, ohne daß es den Herren eingefallen wäre, diese Vorwürfe auch nur einmal zurückzuweisen. Es entbehrt nicht eines ironischen Beigeschmacks, daß derselbe Minister Köhler, in dessen Machtbereich die Klüngelwirtschaft blühte, als rückverwandelter Abgeordneter vor einiger Zeit in einer vielbemerkten Reichstagsrede eine scharfe Kontrolle der Finanzgebarung der einzelnen Ministerien forderte — er wußte sicher warum!

Es gibt noch vielerlei, was Sie nicht wissen, verehrter Raucher. Von Banderolenschiebungen und Fälschungen größten Umfanges bis zu Steuerschiebungen in legaler und illegaler Form. So dürfte es Sie interessieren, daß die stets prononziert nationale Reemtsma A.-G. eine zum größten Teil im Besitze ihres Haupttabaklieferanten David Schnur befindliche Abrahmungsgesellschaft, die Caland A.-G. in Amsterdam, errichtet hat, mit dem Zweck, die den deutschen Steuerbehörden nicht gegönnten Gewinne im Wege entsprechender Gestaltung der Rohtabakübernahmepreise einzubehalten und so die Bilanzen der Reemtsma A.-G. zu tarnen. A propos David Schnur! Die Tabakhändler erzählen unter sich, daß die Sonne über Mazedonien lacht, wenn die deutschen Händler dort erscheinen, und daß die übrigen Einkäufer weinen, weil durch die Unkenntnis dieser Händler die Preise gründlich verdorben worden sind und noch werden.

Sie wundern sich, lieber Raucher, daß Sie über diese Dinge so wenig erfahren? Ich nicht, denn ich weiß, daß das Reklamebudget der Zigarettenindustrie viele viele Millionen beträgt und daß man der Pressekritik mit Inseraten den Mund stopfen kann. Und unbequeme Fachorgane? Es genügen zwanzigtausend Mark, um ein oppositionelles Fachblatt umschwenken zu lassen, und es reicht ein einjähriger Inseratenauftrag aus, um einen schwere Schiebungen enthüllenden Aufsatz in das freundliche Bild: „Was sagt der Bär?" zu verwandeln. Starker Tabak, nicht wahr?

Nun wissen Sie schon etwas mehr von der Zigarette, als Ihnen jemals der ehrbare Kaufmann Overstolz ausgeplaudert hätte.

Rundfunktantièmen von Hermann Kasack

Wie ist das eigentlich? Seit mehr als fünf Jahren besteht der Rundfunk. Eine Reihe von verschiedenen Sendegesellschaften ist da. Sie lassen unter anderm auch von Schauspielern oder Autoren Werke und Arbeiten lesen, deren „Vervielfältigung und Verbreitung" durch das Urheberrecht dem Autor geschützt sind. Im bestehenden Gesetz ist bis heute noch nicht der Urheberschutz auf Rundfunksendungen — wozu jetzt auch die Bildfunkübertragungen kommen — ausgedehnt. Das Urheberrecht findet nur eine sinngemäße Anwendung auf Funksendungen oder Übertragungen durch den Sender. Das Chaos, das dadurch zunächst entstand, hat sich dann durch die ersten Reichsgerichtsurteile etwas gelichtet. In ihnen wurde festgestellt, daß das Recht der Verbreitung durch Rundfunk im Rahmen der allgemeinen Urheberschutzfrist dem Verfasser gehört; daß also darunter fallende Rundfunksendungen tantièmepflichtig seien. Mit der Dachorganisation der einzel-

nen Sendegesellschaften, der Reichsrundfunkgesellschaft, wurden Verträge geschlossen, die einen bestimmten Tarif festlegten. Je nach der Hörerzahl der betreffenden Sendegesellschaft berechnete sich eine Pauschalsumme für Theaterstücke, abgestufte Zeilenhonorare für Lyrik und für Prosa. Soweit gut. In der Praxis aber ergaben sich Fälle, für die diese generelle Regelung nicht ausreichte, die der willkürlichen Auffassung der einzelnen Sendegesellschaften überlassen blieben. Das meiste dieser Art ist auch heute noch nicht geändert. Beispiele: ein Autor liest einen Abschnitt aus einem Drama vor. Vorgesehen ist nur ein Pauschalhonorar für die Sendeaufführung ganzer Stücke. Also behilft man sich dann mit Zeilenhonorar. Aber wie? Soll man den Zeilensatz für Prosa nehmen? Und wenn ein Stück in Versen geschrieben ist? In Breslau wurde einmal der letzte Fall nach dem (höhern) Zeilentarif für Lyrik berechnet — eine sehr zweifelhafte Auslegung. Es fehlt heute noch ein von der Reichsrundfunkgesellschaft vereinbarter und für alle Sendegesellschaften entsprechend ihrer Hörerzahl verbindlich gestaffelter Zeilentarif für vorgetragene Dramenausschnitte. Und worunter fällt nun Döblins „Manas"? Gilt dafür der Satz für Prosa oder für Verse? Beides läßt sich vertreten. Oder: Berlin respektive die Reichsrundfunkgesellschaft vertrat noch vor anderthalb Jahren den inzwischen aufgegebenen Standpunkt, unveröffentlichte Arbeiten, Manuskripte in Schreibmaschinenschrift, seien nicht tantièmepflichtig.

Vor etwa drei Jahren hat sich eine „Gesellschaft für Senderechte" gegründet. Sie propagiert Vorlesungen aus den Werken der ihr angeschlossenen Autoren, übernimmt die Abrechnungskontrolle und das Inkasso bei den Rundfunksendern. Also eine Art Zwischenstelle, die sich in den Verkehr zwischen Autor und Rundfunk eingeschoben hat. Sie nimmt für ihre Tätigkeit eine Provision von 30 Prozent vom Inkasso in Anspruch und führt außerdem noch weitere 25 Prozent an den jeweiligen Verleger des Autors ab. Der Autor erhält also in diesem Fall ungefähr die Hälfte des tatsächlich ausgesetzten Honorars. Aber das ist schließlich seine Sache, wenn er sich an die Gesellschaft für Senderechte vertraglich gebunden hat. Es ist allerdings nicht mehr seine Sache, wenn sein Verleger, ohne den Autor zu fragen, für ihn oder gar einen en-bloc-Vertrag für seine sämtlichen Autoren mit der Gesellschaft für Senderechte abgeschlossen hat. Der Verleger ging dabei von der Voraussetzung aus, daß ihm im Rahmen des Verlagsvertrages auch die Rundfunkrechte stillschweigend vom Autor überlassen worden seien. Der Irrtum dieser Auffassung ist jetzt durch das Reichsgerichtsurteil I 320/28 vom 16. Februar dieses Jahres in dem prinzipiell grundlegenden Prozeß der Wilhelm Busch Erben festgestellt. Darin heißt es, daß dem Autor allein das Funkrecht an seinen Werken gehört, und er es erst ausdrücklich an einen Dritten abtreten muß; daß ein Verlag, auch wenn ihm seinerzeit, mindestens vor der Erfindung des Rundfunks, „alle Rechte" vom Autor übertragen wurden, keine Berechtigung hat, die Rundfunkrechte damit stillschweigend einzubeziehen. Die Tantièmen sind also in voller Höhe an den Verfasser — ohne Zwischenabzug des Verlegers — zu zahlen. Mit diesem Reichsgerichtsurteil ist nun endlich der klärende Präzedenzfall geschaffen.

Was geschieht aber praktisch? Zum Beispiel folgendes: Ich gehöre weder der Gesellschaft für Senderechte an, noch habe ich meinen Verlegern das Recht der Verbreitung durch Rundfunk überlassen. Mitte März las ich im hamburger Sender neben anderm auch ein kleines Gedicht, das aus einem bei Kiepenheuer erschienenen Buch stammt. Es handelt sich um einen Bagatellbetrag, aber um so besser läßt sich für das Prinzipielle streiten. Die Nordische Rundfunk-Aktiengesellschaft weist mir nämlich das gesamte Zeilen-

honorar an (Arbeiten, die nur in Zeitschriften erschienen waren) mit Ausnahme dieses einen Gedichts, da das Gedicht in einem Bande steht, der „im Verlage Gustav Kiepenheuer verlegt ist und dieser Verlag Mitglied der Gesellschaft für Senderechte ist. Wir werden mit der Gesellschaft für Senderechte respektive obigem Verlag abrechnen und wird der Kiepenheuer-Verlag Ihnen den Tantièmebetrag auszahlen".

Ich setze dem hamburger Sender auseinander, daß diese Auffassung auf Grund der oben erwähnten Reichsgerichtsentscheidung hinfällig sei. Hamburg bleibt dabei (vom 23. März): „. . . teilen wir Ihnen höflichst mit, daß uns von der Gesellschaft für Senderechte, Berlin, der Kiepenheuer-Verlag als Mitglied dieser Gesellschaft bezeichnet wurde. Aus diesem Grunde ist es leider nicht möglich, die Gesellschaft für Senderechte, respektive den Kiepenheuer-Verlag zu übergehen und mit Ihnen direkt abzurechnen. Wir bitten Sie, sich wegen der Tantième an den Kiepenheuer-Verlag zu wenden." Was ich mit diesem Erfolge tat (Brief des Kiepenheuer-Verlags vom 7. Mai): „. . . ein Honorar vom hamburger Rundfunk ist nicht an uns abgeführt worden. Wir haben uns bei der Gesellschaft für Senderechte erkundigt, ob es eventuell dort eingegangen ist, worauf sie uns sagte, daß sie die Tantièmen nur für Mitglieder einziehe, und Sie ja nicht Mitglied sind." Erst dieser Tage, im Oktober, klärte mich ein Brief aus Hamburg darüber auf, daß der Betrag seinerzeit an die Gesellschaft für Senderechte abgeführt worden war, daß diese aber die Abrechnung nicht akzeptiert hatte, weil ich nicht Mitglied sei.

Ich habe das gleiche Gedicht (und andres) aus Kiepenheuer-Bänden früher schon gelesen an den Sendern: Breslau, Köln, Frankfurt, Berlin: und jeder dieser Sender hat das Honorar unmittelbar an mich gezahlt und nicht einer Zwangskartellierung der Gesellschaft für Senderechte Vorschub geleistet. Ein klägliches Durcheinander! Sollten sich nicht einheitliche Richtlinien für sämtliche Sender in all diesen Fragen aufstellen lassen? Denn auf Grund der verschiedenen Reichsgerichtsentscheidungen lassen sich durchaus die praktischen Anwendungen allgemeingültig regeln (vergleiche auch die interessante Dissertationsschrift von Friedrich Knöpfke: „Die Wiedergabe von Bühnenwerken im Rundfunk in ihrer urheberrechtlichen Bedeutung", Breslau 1926), auch bevor das Funkrecht im Urheberrecht besonders berücksichtigt ist.

Der Autor läuft heute im allgemeinen nicht mehr Gefahr, daß sich eine Sendegesellschaft ihrer Tantièmeverpflichtung entziehen will. Aber der Autor leidet unter der Verwirrung, in die ihn jene Verleger gebracht haben, die mit der Gesellschaft für Senderechte Verträge über ihre Autorengruppen geschlossen haben. Diese Verträge sind jetzt als ungültig anzusehen, weil sie unter falschen Voraussetzungen geschlossen worden sind. Regreßpflichtig werden wahrscheinlich letzten Endes die Verleger bleiben, die sich irrtümliche Rechte angemaßt haben. Ob allerdings heute noch Sendegesellschaften Honorare, die nach Angabe der Autoren ihnen direkt zustehen, der Gesellschaft für Senderechte überweisen dürfen, ist zweifelhaft. Jedenfalls würde sich die Reichsrundfunkgesellschaft ein großes Verdienst erwerben, jetzt eine klärende Norm im Interesse aller Autoren zu schaffen. Gewiß wäre es am einfachsten, wenn sämtliche Autoren dieser Gesellschaft für Senderechte zugehörten, aber: kann man es Autoren verdenken, wenn ihnen etwa fünfzig Prozent an Provisionen für ihren Honoraranteil an Rundfunktantièmen unbillig hoch erscheinen, und wenn sie ihre Rechte lieber selber wahrnehmen wollen!? Ich meine: die Reichsrundfunkgesellschaft sollte freiwillig die moralische Verpflichtung auf sich nehmen, die Mißstände, mögen sie nun von den Verlegern oder von der Gesellschaft für Senderechte mitverschuldet sein, im Interesse aller

Autoren zu beseitigen. Es wäre beispielsweise schon ein großer Schritt zur Besserung, wenn die Reichsrundfunkgesellschaft sämtliche Rechte, die von der Gesellschaft für Senderechte und von manchen Verlegern bisher in Anspruch genommen worden sind, auf Grund der neuen Rechtslage nachprüfen würde. Irgend jemand muß die Dinge in die Hand nehmen! Die Reichsrundfunkgesellschaft ist dafür die gegebene Instanz. Nachdem einmal die Tantièmepflicht des Rundfunks in Deutschland anerkannt ist und dem Autor das Eigentum des Funkrechts an seinen Werken zusteht, müßte es sich allgemein regeln lassen, daß die Tantièmen auch dem Autor ohne überflüssige Umständlichkeiten wirklich zukommen.

Unmögliche Menschen von Béla Balázs

Funkgespräch zwischen Moskau und New-York:

— War es nicht merkwürdig und schön, das mit der Seele?

— Seele? Was hatten die Menschen eigentlich damit gemeint?

Unmögliche Menschen — so heißt ein Roman von mir, der demnächst (bei Rütten und Loening) erscheint. Dieser Roman berichtet von einer seltsamen Menschenart, die ganz verschollen ist. Aber die heute über dreißig sind, haben sie gut gekannt. Noch in den ersten Kriegsjahren war sie sehr verbreitet. Jetzt erscheint sie uns fremdartiger als eine exotische Sekte.

Wir über dreißig waren es selber gewesen.

Dieser Roman aus dem Jahre 1914 erzählt von unsachlichen Menschen. Von Leuten, die es noch mit ihrer Seele zu tun hatten und von innern Konflikten, von ethischen Problemen getrieben wurden. Er erzählt von den Krisen und vom Untergang der letzten unpolitischen Generation.

Die Sachlichkeit der Kriegs- und Nachkriegsnot, die Sachlichkeit des Amerikanismus, des Bolschewismus, der wirtschaftlichen und politischen Erkenntnis hat diese „Seelenwelt" endgültig begraben. Sie ist eine kulturhistorische Kuriosität geworden. Aber wir, die wir uns selbst überlebt haben, können uns heute schon mit unserer eignen Vergangenheit auseinandersetzen. Wir haben bereits Distanz genug, um ihr gerecht zu werden.

Der Roman erzählt von Menschen, die ohne Sinn für die Alltagsrealität nach „Forderungen ihrer Seele" leben wollten. Ohne Verbindung mit der sozialen Wirklichkeit, gerieten sie in luftleeren Raum. Es waren Don Quichotes mit phantastischen Leidenschaften, mit tragisch-groteskem Heroismus. Unmögliche Menschen. Aber die letzten ethischen Fragestellungen der bürgerlichen Kultur wurden in ihnen offenbar, so blutignackt in ihrer Unanwendbarkeit, wie nie zuvor.

Es waren die Abenteurer und Rebellen der Seele. Sie lehnten sich auf gegen die innerlich leer gewordene konventionelle bürgerliche Gesellschaft. Da sie aber gegen Bestehendes nicht anzukämpfen wußten, so wurden sie zu negativen Revolutionären, indem sie aus der Gesellschaft, die sie nicht zu beseitigen vermochten, hinausgingen auf die Vagabundenstraßen der Boheme, des Spleens, der Monomanie. Es

waren gewiß die Besten, die da Schwärmer, Sonderlinge und Narren wurden und in einer heimlichen Freimaurerschaft zu einander fanden.

Viele sind untergegangen. Viele sind noch da, wie Gespenster. Aus der Zeit gefallen und ganz außerhalb. Doch Viele rangen sich durch und standen später auf den Barrikaden der wirklichen sozialen Kämpfe. Denn dahin führte der einzige offene Weg für diese Generation.

Wie und warum wurden diese Menschen zu Revolutionären, da sie es nicht durch Hunger, nicht durch soziale Unterdrückung geworden sind? Die Not, die sie trieb, war: die große Not der Seele. Damit hat es begonnen.

Es ist ein Roman der Abenteuer. Ein wildes Dickicht von Gestalten, Schicksalen und Geschichten aus jener Zeit. Doch alle sind von derselben Unruhe, von derselben Frage bewegt: Was entscheidet? Was ist der Maßstab? Woran soll man sich halten? Was ist wirklich? (Denn ein Erdbeben brachte damals alles ins Wanken, und man flüchtete in die tiefsten Keller, um nach den Grundfesten zu suchen, die bestehen würden. Aber nichts bestand. Wie Variationen über ein Thema reihen sich die vielen Geschichten zu einem Querschnitt. Das scheinbar Persönlich-Zufällige erweist sich so als etwas gesetzmäßig Allgemeines.

Es war überall in Europa ähnlich zu dieser Zeit. Doch nirgends wurden die Abenteuer der Seele so phantastisch wild und verzweifelt wie in der balkanischen Verlassenheit Ungarns, wo der Roman spielt. In magyarischer Landschaft, mit zügellosen asiatischen Träumereien, mit wütendem Blut, ohne westliche Hemmungen.

Gestalten ohne Umwelt. Aus unmittelbarer Nähe gesehen. Der Roman ist wie aus lauter Großaufnahmen montiert, mit der Schnittechnik des modernen Films komponiert. Er zeigt die Welt so, wie jene Menschen sie gesehen haben. Sie selber erzählen ihre Geschichten, in ihrer Sprache von damals. Mit ihrem Fieberatem von damals. Darum sind sie ohne Spott und Ironie gezeichnet. In ihrer entwurzelten Einsamkeit, in ihrer verirrten Angst, in ihrem Untergang vollzieht sich das Urteil. Es wird nicht von der hohen Richtertribüne einer andern Welt ausgesprochen. Nur am Horizont steigt die neue, die soziale Wirklichkeit auf, in die sich die beiden Helden des Romans hinüberretten.

Wir stehen heute literarisch wieder an einem Wendepunkt. Die Dürftigkeit der „neuen Sachlichkeit" ist nachgerade unerträglich geworden, und das Bedürfnis nach einer „neuen Geistigkeit" erwacht. Aber jede neue Wegbiegung öffnet auch nach rückwärts einen neuen Blick, und so wird jetzt die alte Geistigkeit wieder sichtbar werden. Dieser Roman will keine Rückkehr zu ihr sein. Im Gegenteil, er beweist ihren hoffnungslosen Leerlauf durch ihren Untergang. Aber indem er sie überhaupt zur Diskussion stellt, knüpft er an sie an.

Jede Generation sucht sich ihre Ahnen. Und wenn wir auch ganz andre Menschen geworden sind, so doch Menschen immerhin, über die weder eine Apparaturgebrauchsanweisung noch eine Registraturmaschine volle Auskunft geben kann.

Schöne Photos, billige Photos von Ernst Kállai

„Es besteht allerdings die Gefahr, daß durch die klare Demonstration der photographischen Mittel in der nächsten Zeit eine ungewollte Krise der photographischen Arbeit eintreten wird. Es werden nach den gegebenen ‚Rezepten' ohne Schwierigkeit ‚schöne Bilder' herzustellen sein." Moholy-Nagy ist es, der diese Befürchtung auf einer erläuternden Texttafel der Werkbundausstellung „Film und Photo" ausspricht. Sie ist durch die Ausstellung selbst bereits überholt. Denn diese Ausstellung vorgeblich sachlicher Optik, die von der „unverfälschend dokumentarischen Kraft" der Photographie zeugen sollte, dokumentiert in der Hauptsache einen sehr verbreiteten falschen Ehrgeiz. Die Mehrzahl der ausstellenden Photographen hat es nicht auf möglichst strenge, getreue, Wesentliches erfassende Darstellung von Gegenständen sondern auf möglichst überraschende, interessante, extravagante Bildwirkungen abgesehen. Auf allerlei Mätzchen der Perspektive von unten oder oben, der Überschneidung, der Belichtung, der Kopiertechnik, der Vergrößerung. Auf einen mechanistischen Zauber des Scheins, hinter dem man sich das Objekt in seiner tatsächlichen Beschaffenheit und realen Lebensbedeutung erst mühselig zurechtphantasieren muß. Es sei denn, daß man sich mit dem rein formalen, oft gewiß sehr geistvoll-spitzfindigen Witz der „Optik an sich" zufrieden geben will. Doch ist es beim besten Willen unmöglich, sich auf die Dauer mit dieser optischen Kurzweil zufrieden zu geben. Der stereotype Glanz, den ihre Lichtempfindlichkeit über Mülleimer und Konfekt, über Industriekolosse und Sektglasstilleben gleicherweise verklärend schimmern läßt, ist billig wie das Lächeln der Konfektionspuppen im Schaufenster und kitschig wie der Duft von Parfümerieläden. Wie unerträglich fade und oberflächlich wirkt schon nach drei-, viermaliger Wiederholung diese Schnittigkeit der besondern Bildausschnitte und Perspektiven, wie abgegriffen das schematische Spiel mit den optischen Sensationen der „entfesselten Kamera". Wenn das eine Spiegelung des Wirklichen unsrer Zeit sein soll, eine Reportage, so ist es optischer Feuilletonismus, ist es Bildjournalistik im allerbedenklichsten, allerflüchtigsten Sinn. Mondän und snobistisch, wie geschaffen für „Vogue", „Die Dame", „Sport im Bild". In den Händen der meisten dieser Photographen, oder, um das ehrbare Handwerk nicht zu beleidigen: dieser Photographierer ist die Wirklichkeit nur Vorwand, um munter draufloszuknipsen, um mit der Kamera die eigne Gedankenlosigkeit spielen zu lassen, kalkulierend, daß die Kreuzung von Menge, Apparatur und Zufall schon irgend etwas „Interessantes" ergeben werde. Was dabei herauskommt, ist freilich weniger Spiegelung der Wirklichkeit als Selbstbespiegelung eines eitlen, technisch neugerüsteten Aesthetentums. Ein neues, ein kaltes l'art pour l'art. Viel unleidlicher als das frühere, das immerhin einen ganz andern Einsatz von Persönlichkeit und Kultur erforderte.

Kein Wort gegen die tatsächlich dokumentarische Photographie, wie man sie in illustrierten Wochenschriften, in Kino-

berichten, Kulturfilmen und erst recht in wissenschaftlichen Publikationen auch volkstümlicher Art zu Hunderten und Tausenden sehen kann. In solchem optischen „Dienst am Objekt" kann der Photograph sich bis zum Bekenner einer hohen Welt- und Werkgesinnung steigern. Es genügt, den Namen Renger-Patzsch zu nennen. Beispiele dieser Art aber sind in der Werkbundausstellung an den Fingern abzuzählen. Gute, tüchtige Reportage gibt es mehrfach. Doch was soll mit ihr auf dieser Ausstellung demonstriert werden? Welche Gesichtspunkte waren bei der Auswahl maßgebend? Man sieht zehn, zwanzig, dreißig Bildreportagen für hundert oder tausend oder zehntausend andre, die mit dem gleichen Recht auf der Ausstellung sein könnten, weil sie optisch genau so interessant und inhaltlich genau so — gleichgültig wären wie das, was man tatsächlich zu sehen bekommt. Wo bleibt der dokumentarische Wert einer Reportage, die nur als rein optisches Moment auftritt, als nackt-sachlich-mechanische Momentaufnahme ohne jede Spur von sozialer Deutung oder Wertung dabei? Die gleiche Momentaufnahme einer Streikversammlung in der ‚Woche' und in der ‚A. I. Z.' etwa — und wie oft begegnet man den gleichen Photos in Zeitschriften verschiedener, einander feindlicher Parteien — dient doch bestimmt zwei ganz verschiednen Aussagen über Sinn und Recht dieser Streikversammlung. Photoreportage ohne das politisch-soziale Drum und Dran der Zeitung, in der sie ursprünglich erschien, ist im Grunde doch wieder nur Augensensation, Sehnervenreiz, dem je nach Belieben des Betrachters die verschiedenst gefärbten Brillen vorgesetzt werden können. Das käuflichste, gefügigste Orientierungs- oder auch Desorientierungsmittel für alle. Dem Besucher der Photoausstellung steht es frei, die paar, einer sozial-politischen oder -ethischen Betrachtung überhaupt zugänglichen Photoreportagen beliebig zu deuten. Sie sind losgelöst von allem, womit der Gegenstand oder das Ereignis ihres Berichtes zeitlich-örtlich, kausal und zielbestimmt verknüpft war, worin ihr eigentlicher Sinn als Gebrauchsbilder, als Illustrationen lag. Sie sind nur für sich selbst da — wie Plastiken oder Gemälde. Während diese aber ihre Sinngebung, ihre nähere oder weitere Tendenz bereits durch die eigne Erscheinung deutlich zu erkennen geben, sind die Photoreportagen höchstens neutrale Optik.

Schöne Photos, interessante Photos, glänzende Photos ... es ist die Stimmung eines ästhetischen Ausverkaufs. Billige Photowoche. Am billigsten dort, wo am meisten „künstlerisch" getan wird. In den Aufnahmen mit Flächenverschränkungen à la Kubismus, mit spukhaften Phantasien à la Surrealismus. Oder in den Photogrammen von Moholy-Nagy. Ohne Kamera, direkt auf lichtempfindlichem Papier hergestellt, durch Einschalten von Lichtfiltern und Lichtabsorbierern verschiedener Dichte, verschiedener Form zwischen Lichtquelle und Bildfläche. Hier exzelliert das Spiel mit dem Zufall: raffiniert und kindisch-begnügsam zugleich, aufdringlich-effektvoll und herzlos. Kalt, kalt wie Glanzpapier. Glatte, gleitende Lichtspielerei auf der lichtempfindlichen Schicht des Photopapiers. Licht-

parfümerie. Weil es, um nochmals Moholy-Nagy zu zitieren: „nicht darauf ankommt, aus der Photographie wieder Kunst zu machen sondern auf die tiefe soziale Verantwortung des Photographen. Seine Arbeit muß das unverfälschte Dokument der zeitlichen Realität sein."

Uns scheint, hier wird falsch gespielt. Man soll nicht professorale Töne über soziale Verantwortung, dokumentarischen Wert und dergleichen reden, wenn einem das Spiel der Technik über alles geht. Nebenbei: Es ist die gleiche technische Verspieltheit, mit der sich Moholy-Nagy als Bühnenbildner Piscators im „Kaufmann von Berlin" so penetrant bemerkbar gemacht hat. Und man soll sich nicht in scheinheiliger Unschuld die Hände waschen und vor einer bevorstehenden Inflation rezeptmäßig schöner Photos warnen, wenn man selbst bereits nach billigstem Rezept auf Quantität arbeitet.

Berliner Theater von Peter Panter

Der Unterschied zwischen dem Satz „Heute abend geh ich ins Theater!", gesprochen von einem Zweiundzwanzigjährigen im Jahre 1912, und demselben Satz, gesprochen von demselben Mann im Jahre 1929 —: diesen Unterschied möchte ich Theater spielen.

Da streiten sich die Leut herum, wie Komödie gespielt werden soll: Schauspieler, prominente Chargen und wildgewordene Spezialtalente . . . Regisseure . . . Dramaturgen . . . Oberspielleiter . . . in der Ecke steht ein bescheidener Mann, der Autor, was! Autor! wenns gut geht: der Bearbeiter der Übersetzung — das Theaterstück ist Vorwand und Anlaß geworden.

Weil es aber das Geistige ist, das uns ins Theater lockt, ein Geistiges, das dialektisch zerlegt ward, Kampf zwischen Engel und Teufel, zwischen Hell und Dunkel, zwischen Ja und Nein, so entfällt heute ein gut Teil des Interesses, weil das ganze Orchester spielt, aber kein Notenblatt liegt vor den Herren, der Dirigent rudert mit den Armen in der Luft herum, und es ist ein schöner Anblick, eine kunstreiche Veranstaltung, ein herrlicher, ein bestaunter, ein leerer Lärm. Anmerkung fürs Regiebuch: (strahlend) „Heute abend geh ich ins Theater!" — und: (stumpf, trocken) „Heute abend geh ich ins Theater!" — Wer oder was ist schuld?

*

Der erste Theaterabend fand mittags statt: in der berliner Volksbühne haben sie die „Unüberwindlichen" von Karl Kraus gegeben. Als die Wogen des Beifalls durch das Theater rollten, trat Kraus vor die Gardine und dankte. Er täusche sich nicht: er hat kein Publikum erobert. Er hat ein erobertes Publikum erobert.

Es war der Idealfall von „Theater"; so muß griechisches Theater gewesen sein, das Publikum der mittelalterlichen Passionsspiele oder das der japanischen Schauspiele — an diesem Vormittag hatte Kraus etwas, was in den Gefilden der Kunst so selten ist: ein homogen zusammengesetztes Publikum.

Sie hatten alle die „Fackel" gelesen; sie hatten ihr Pensum gelernt; sie wußten, wer Bekessy ist und wer Schober; sie wußten, daß jene Anspielung dies bedeutet und diese jenes — schlug der oben einen Ton an, so klangen unten dieselben Akkorde wieder, dieselben Assoziationen tauchten auf, dieselben ausgeschliffenen Gedankenbahnen — und hier liegt die Schwäche des Stücks. Kraus setzt voraus, er gestaltet nicht. Was ist uns Bekessy?

Unsere Korruption sieht anders aus; unsere Journalisten haben andere Fehler und andere Untugenden, hierzulande sind die Leute billiger und schwerer zu bestechen, beeinflußt wird hier, nicht gezahlt — wenn einer von uns Geld nähme, verfiele er einfach der Lächerlichkeit; hier ist es gar nicht pikant, bestochen zu sein — es ist nur dumm. Hier lassen sie sich zum Abendbrot einladen; wenn sie dreimal durch Dahlem getrudelt sind, sind sie nicht mehr dieselben — hier arrangieren sie ihre Buchbesprechungen: „Für die Literarische Welt fehlt mir noch einer, im Tageblatt schreibt Langer, in der Voß Sochaczewer, ... Stefan Zweig ... ich werde es mit Pantern versuchen ..." hier knistert kein Schein und kein Scheck ... Lobst du meinen Juden, lob ich deinen Juden ... und wenn die französischen Presseschieber zum Schluß eine Villa haben: bei uns zulande können sie sich aus dem Ertrag ihrer jahrelangen Gefälligkeiten ein Weekend machen. Nein, hier gibt es wohl keine Bekessys.

Um so schwerer hatte es Kraus, uns seinen Bekessy zu servieren. Der wird von Peter Lorre als ein fetter Unsympath gespielt, ein lärmendes Goulasch — warum nur haben die deutschen Schauspieler diese fatale Neigung zum Gebrüll! Dieser Bekessy hat unrecht, immerzu unrecht...

Castiglioni hingegen ist nur ein Flammeri der Angst und nichts als das. Siehst du näher hin, so stehen da — wie bei Molière — kaum noch Menschen sondern nur Eigenschaften... und daher hat auch diese Komödie von Kraus etwas Starres, Unbewegtes: hie Welf, hie Waiblingen! Waiblingen ist Kraus selber, ein durch und durch taktvoller, ruhiger und moralischer Mann. Er vernünftelt durch das Stück; anders als der Herr Grabbe, der mehr Scherz, Satire und Selbstironie verstand; der geistert durch das seine und wird nicht schlecht angefahren. „Kommt mir der Kerl noch spät in der Nacht durch den Wald, um uns den Punsch aussaufen zu helfen! Das ist der vermaledeite Grabbe, oder wie man ihn eigentlich nennen sollte, die zwergigte Krabbe, der Verfasser dieses Stücks! Er ist so dumm wie ein Kuhfuß, schimpft auf alle Schriftsteller und taugt selber nichts, hat verrenkte Beine, schielende Augen und ein fades Affengesicht! Schließen Sie vor ihm die Tür zu, Herr Baron, schließen Sie vor ihm die Tür zu!" Nicht so Kraus. Der hat in diesem Stück recht, immerzu hat er recht ...

Nicht recht tut er daran, einen der stärksten dramatischen Momente seit Barlach zerlaufen zu lassen. Seine beiden Konzeptsbeamten Hinsichtl und Rücksichtl sagen die Wahrheit auf wie die Papageien... sie sind Werkzeuge der

Wahrheit ... In der Kunst gibt es nur ein Kriterium: die Gänsehaut. Man hat es, oder man hat es nicht. Dieser Augenblick hatte es. Der sowie eine bescheiden starke Leistung Hans Pepplers. Und ein spitz-frecher Redakteur von Paul Nikolaus. Der Rest war Mathematik. Das Stück hörte auf, die Begeisterung zerlief, die Leute hatten im Theater getobt, sie riefen den Namen unseres Schober: „Zörrgiebel!" riefen sie und: „Erster Mai!" — und dann war alles wieder still, und das Stück war zu Ende, und da stand Karl Kraus und hatte einen Sieg erfochten, der keiner war: über und unter Literaten.

*

Mein zweiter Abend war ein abendlicher Abend: Auf dem Zettel des Staatstheaters stand „Don Carlos" — aber gegeben wurde „Der Kaufmann von Madrid". Soll man, um Zuschauer und Dichter einander nahe zu bringen, das Publikum heben oder den Dichter popularisieren? Jeßner hat seinen Schiller nach Berlin W 50 versetzt.

„Nicht aus Willkür", belehrt mich das Programmheft, „sondern aus der Erkenntnis und der Resonanz zweier Aufführungen heraus entstand diese dritte Inszenierung". Ich mag die Regisseure nicht, die die Stücke zuschneiden wie die Wintermäntel. Wenn Jeßner den Carlos anders sieht als Schiller, dann möge er uns ein neues Stück schreiben — den Schiller lasse er so, wie er da ist. Resonanz? Das heißt auf deutsch: Angst. Jeßner wills allen recht machen — er machts keinem mehr recht. Vor wem hat er Angst?

Das berliner Theater ist eine Klubangelegenheit von etwa zweitausend Menschen; das Publikum ist gut genug, die Ränge zu füllen, zahlen soll es auch — aber eigentlich stört es. Es versteht ja doch nichts. Wichtig ist die Kritik.

Die Kritik der Tageszeitungen wird vom Publikum gelesen wie ein Vergnügungsanzeiger, daher wir denn nur mit einem einzigen Wort wirklich abschrecken können: nämlich mit dem Wort „langweilig". Alles andere kümmert Herrn Wendriner und Frau Generaldirektor Gasteinicke überhaupt nicht. Wohl aber kümmert es seltsamerweise die Theaterdirektoren. Die engagieren einen Künstler nicht wieder, weil Kerr ihn nicht mag, und reißen sich nach einem, den Ihering gelobt hat, und nach der Premiere fiebert der ganze Klub: „Was hat Monty Jacobs gesagt? was Norbert Falk? Wissen Sie, daß Holländer ...? Na, Pinthus wird doch nicht ..." Ein Wunder, daß die Besatzung nicht samt und sonders größenwahnsinnig wird — Anlaß dazu hätte sie reichlich. Am Ende werden wir noch erleben, daß eine Schauspielerin nach der Premiere bei drei Kritikern anrufen läßt, die lachen den Anrufer nicht aus sondern geben ihm wirklich ihre Kritiken vor dem Erscheinen, die Schauspielerin liest, atmet auf, wird mit Kamillentee zu Bett gebracht ... es geht nirgends so komisch zu wie auf der Welt. Und wenn der Intendant des Staatstheaters nicht nur vor dem lächerlichen Apparat kuscht, der ihm etatsmäßig aufgebürdet ist (Welch Winter seines Mißvergnügens!) —wenn er nicht nur mit diesen gehobenen Obersekretären paktieren muß, von denen eine Mandel so viel leistet wie zwei geschickte

Sekretärinnen eines Privattheaters — wenn er nun auch noch ängstlich prüft, ob Fritz Engel von seinem Platz alle Versatzstücke gut sieht und was wohl dieser Kritiker zu seiner Inszenierung sagen wird und jener —: so spricht daraus nicht etwa das Bestreben, aus den Kritiken zu lernen — es ist und bleibt Furcht. Was entsteht so? So entstehen Kompromißlösungen. Die deutsche Rechte, deren Angriffe auf Jeßner dem Mann bisher viel Rücksichtnahme von links her eingetragen haben, die Rechte, die nicht weiß, wo Gott wohnt, hat den Intendanten in einem falschen Verdacht: der sitzt brav in der Mitte, wie der Generalsekretär eines großen Verbandes, der mit „realen Gegebenheiten rechnet". Keine Sorge: dieses Staatstheater kostet uns zwar viel Geld, aber es repräsentiert wenigstens aufs beste die Regierung, die ihrerseits kein besseres Theater spielt.

Dieser „Carlos" hatte einen Schillerschen Darsteller — einen einzigen.

Da war kein König. Der da als König Kaftan der Erste durch die Szenen ging: Kortner, ist ein Schauspieler von großer Kraft, ein ganzer Kerl, eine Potenz, aber nie, niemals ein König. Er steht in Reiterstiefeln — seine Beine können nicht reiten. Er gibt seine Befehle wie einer, der bisher hat gehorchen müssen und nun ängstlich wartet, ob sie auch tun werden, was er sagt. Er brüllt — aus Unsicherheit. Er trumpft auf — aus Schwäche. Er ist kein König. Man hat es, oder man hat es nicht. Er sehe bei Werner Krauß, was das ist: ein Herrscher; wie man noch im zweireihigen Jackett, mit Packard und Radio, ein König sein kann.

Das Stück hatte keinen Carlos. Es hatte keinen Posa. Es hatte keinen Domingo — es hatte keinen Kardinal, nur einen Schauspieler, der einen Kardinal zu geben hatte, es hatte keine geistige Spannung, und es konnte sie nicht haben — denn es hatte vor allem einmal keinen, der die Sprache dieses Stücks sprach, keinen, der sie sprechen konnte. Außer einem.

Dieser eine war der alte Kraußneck. Das ist ein Schauspieler, über den ich vor zwanzig Jahren bestimmt einen kleinen Witz gemacht hätte — wegen seines zu dick aufgetragenen, edeln Bibbers, wegen der Theaterallüren einer schon damals versunkenen Zeit ... das ist gewiß wahr. Aber wenn er heute, inmitten dieser Stimmen in Zivil, seinen Mund aufmacht, so tönen aus diesem Mund Verse — gewichtige, echte und volle Schillersche Verse, Kraußneck hat das nämlich gelernt; er weiß, was ein Vers ist — es „stimmt".

Bei den andern stimmt es gar nicht. In diesem Haus saß einst auf seinem angestammten Parkettplatz der alte Fontane und schrieb schon damals ein paar entzückende Sätze über die „märkischen Kommandostimmen", die so gar nicht zum Pathos passen wollten. Verse —? Bei Jeßner wird eine etwas verwickelte Prosa gesprochen, denn sehn Sie mal, man spricht doch auch an der Börse nicht in Versen, immer hübsch vernünftig — was heißt hier: Verse! Die Königin zu Carlos, vom König: „Der Ihnen das größte Reich zu Erben gibt!" Carlos: „Und Sie zur Mutter". Er will sagen: Ja, er gibt mir

ein großes Reich. Er gibt sogar noch mehr: dich, meine Geliebte, gibt er mir. Und nun, die beiden Worte, die alles töten: zur Mutter. „Und Sie zur Mutter" sprach Herr Doktor Carlos so, wie etwa Hans Waßmann eine Pointe fallen läßt, in einem Wort, schnell, nebenbei hingenuschelt. So spielt man keinen Schiller.

Man spiele ihn meinethalben gar nicht, wenn man ihn, was er nicht ist, für überholt hält. Kann man aber die geistige Spannung zwischen diesen funkengeladenen Personen nicht herstellen, dann lasse man die Hände von einem gebändigten Vulkan wie diesem. Die berühmte Stelle „Der König hat geweint" war keine Stelle — und welch ein Augenblick ist das! Das, Leopold Jeßner, ist Theater! Und was haben Sie daraus gemacht? Vier Worte — nichts, nichts. Früher lief der Schauspieler auf der Straße wie ein gekränkter Napoleon herum; heute spielt er den Napoleon wie einen gekränkten Stationsvorsteher. Aber wenn einer böse ist, so ist er noch lange nicht königlich. Und welche Sprachtechnik! Bei uns wird auf der Bühne gemauschelt oder berlinert — nun laßt uns einmal hochdeutsch hören. Und wo sonst, wenn nicht an einem Staatstheater?

*

Der dritte Abend war eine richtige, besmokingte Premiere „Seltsames Zwischenspiel" von O'Neill im Deutschen Künstlertheater.

Es waren alle da, die da glauben, wenn sie da seien, seien alle da — und die Türen klappten in die ersten hundertundzwanzig Takte dieses Spiels, denn der Berliner kann gar nicht eilig genug zu spät kommen, und dann fing es an und entpuppte sich als ein seltsames Zwischending: außen Psychoanalyse und innen Lavendel. Und noch dazu eine „jewish science", für den Salon der feineren Leute präpariert: — „Ich hasse meine Mutter" ist so ziemlich der Höhepunkt dessen, was jene bis auf die Seelenlosigkeit entkleideten Gesellschaftsmenschen auszudenken wagen. Eine sauber shampoonierte Psychoanalyse. Und das uns, in Europa? Nächstens wollen wir deutschen Kaugummi nach den Vereinigten Staaten ausführen. Lags an der Übersetzung? An der nur braven Regie lags gewiß.

Den herrlichen Forster hatten sie auf einen falschen Platz gestellt — er war fehl am Ort: was da herumging, war weder Forster noch die Figur, die er zu spielen hatte. Er wuchs von Szene zu Szene — aber nicht zu sich. Haben diese Regisseure keinen Instinkt?

Aber da ist die Elisabeth Bergner. Die war langsam auf dem Wege gewesen, Parodie ihrer selbst zu werden — dabei hat sie Nachahmerinnen genug. Bei diesem Leerlauf, dem sie zu verfallen drohte, traten leichte und dann schwere Mängel auf: Monotonie des Gemaunzes, Hysterie zum Hausgebrauch und ein ganz leichter Buckel. Nichts mehr davon. Eine Schaumgeborene, nein: eine Erdgeborene stieg aus den Wellen. Und sie riskierte etwas:

Wie sie den ersten Satz dieser dummen „innern Monologe" spricht, die in Wahrheit alte biedere Theatermonologe sind; wie sie starr dasteht, auf ihren schwatzhaften Vater sieht und sagt: „Er soll nicht so viel reden"; wie sie liebt und haßt, ihr Kind und ihre Liebe austrägt; wie das Einfachste und Gleichgültigste in ihrem Mund zum Ausdruck eines Schicksals wird —: das hat uns wieder gezeigt, daß das Theater nicht tot ist. Es ist nur blutarm, dabei überfüttert mit Kunstpräparaten, aber es lebt. Noch ...?

Was am Theater „schon" ist, steht dahin; sein Publikum ist zum großen Teil „noch".

In die Untiefen O'Neills wurde oft und zu wiederholten Malen hineingelacht. Was ist es mit diesem Publikum?

Das berliner Publikum kommt sich sehr skeptisch vor; es ist aber in seinen großen Teilen nicht einmal naiv. Sieht man von dem „Klub der Dazugehörigen" ab, so gibt es für die Majorität der Galerie im Parkett eherne Gesetze der Wirkung. Zum Beispiel diese:

Worte, die Tags zuvor in der ‚B. Z.' gestanden haben, sind komisch. Das Wort „Aspirin" darf in keinem tragischen Satz vorkommen — es wird gelacht (wie früher bei „Dackel", „Schwiegermutter" und „Synagoge" gelacht worden ist). Dazu kommt, daß der Berliner — und insbesondere der berliner Jude — Pathos nur noch verträgt, wenn es ihm, wie Arnheim das hier einmal ausgedrückt hat, durch einen hinterher fallenden Witz belohnt wird. Ja, Pathos dient auf vielen Bühnen überhaupt nur dazu, eine trockne Schlußbemerkung einzuleiten, wobei wiederum ein niedriger Begriff von Schadenfreude die Hauptrolle spielt. Es ist in den deutschen Umgangsformen so vieles besser geworden, die Leute sind glatter und höflicher, sogar viele Beamte sind es, wenn es sich nicht grade um verschwiegene Polizeireviere handelt ... aber unausrottbar sitzt in diesen Köpfen der Grundsatz: Um etwas zu gelten, behandele den andern wie Reis am Absatz. Nichts hatte an dem O'Neill-Abend so viel Erfolg wie jene als gedachte Randglossen gesprochenen Sätze, die den Gegner heimlich beschimpfen. „Wie geht es Ihnen gnädige Frau?" (beiseite): „Alte Schraube!" — Das ist kein Bühnenscherz — das ist eine Weltanschauung.

Das berliner Publikum sieht in jedem Stück, neben allem andern, auch noch eine deutsche Posse, eine, wie sie etwa Guido Thielscher um Weihnachten herum zu spielen pflegt, mit: „Himmel, meine Frau!" — und: „Schnell in den Kleiderschrank!" — es ist für einen Bühnenautor beinahe unmöglich, ja es ist für ihn ungeheuer gefährlich, diesem Parkett Dinge des Alltags tragisch zu servieren. Hierzu gehört eine erhebliche Rückversicherung an Ironie, sonst geht das schief.

Sie lachen wie Schulkinder, wenn der Lehrer (der vorigen Generation) von einem Nachttopf spricht. Sie lachen, wenn da oben gesagt wird: „Wir haben zurzeit eine erhebliche Hausse" denn, hihi, jeder Mensch weiß doch, daß Kunstseide und Oberbedarf ... haben Sie heute abend gelesen ...? Sie lassen sich nicht gern bezaubern, sie bringen ihr eigenes Le-

ben mit und wenig Bereitwilligkeit für das fremde, und sie messen, was ihnen geboten wird, nur an ihrem kleinen Privatdasein. Wie stark muß ein Dramatiker sein, um diese zu unterwerfen!

O'Neill, geborener Joyce, geschiedener Ibsen, verwitweter Sudermann ist solch ein Dramatiker nicht. Wenigstens nicht in diesem Stück, dessen aufgeklebte moderne Fassade über den Grundriß nicht täuschen kann. Den Berliner schon gar nicht, der seine ihm unangenehmen Gefühle dem Pathos gegenüber gern mit einem Stoßseufzer durch die Nase abzureagieren pflegt. Nur der Respekt vor Frau Bergner verhinderte ein Malheur; wunderbar geduldig hörten sich tausend erwachsene Menschen eine ausgewachsene Kinderei an.

*

Die erste Theaterstadt der Welt? Sie hat alle Anlagen, es zu sein, sie war es, und sie kann es wieder werden, wenn man davon absieht, daß anderswo nur schlechter und nicht besser Theater gespielt wird: sie hat ein Publikum, das sich auf die Dauer nichts vormachen läßt; sie hat eine verklüngelte und beeinflußbare aber auf die Dauer unbestechliche Kritik — und sie hat eine Fülle von Schauspielern, die ein beachtliches Niveau sichern, ein Niveau, das hier wesentlich höher liegt als etwa in Paris. Berlins große Schauspieler kann man an den Händen aufzählen.

Lasset uns applaudieren, wenn sie gut gespielt haben — und auf den Fingern pfeifen, wenn sie statt in unserer Zeit in einer Aktualität von Schlagzeilen leben.

Schauspieler von Alfred Polgar

In Wien wird, auf der Szene des Burgtheaters, eine Geschichtskomödie des äußerst bühnensicheren Hans Saßmann gespielt, die „Metternich" heißt und von diesem Staatsmann, indem sie ihn psychologisch aufdröselt, großzügig das Odium nimmt. Er ist, im Stück, nicht die saure Polizeiseele, als welche ihn die Historie beglaubigt, sondern ein starker politischer Kopf mit Weltanschauung und einem für jede Groß- und Schandtat brauchbaren, weil in biegsamen Paradoxen hängenden, „Oesterreich"-Begriff. Diesem Begriff huldigt (oder besser: ihn hofiert) mit patriotischem Augenaufschlag Saßmann, der das Theater im Gefühl hat wie im Griff und, wenn er zugreift, von Hemmungen nicht irritiert wird. Er behält, am Burgtheater, Recht. Die Szene, in der der napoleonische Marschall, vom Eifer des Disputs hingerissen, den österreichischen General beim Rock packt: „Was will euer Kaiser eigentlich?", worauf der General, zornglühend, schnarrt: „Daß man seine Generale respektiert!", dann noch, sozusagen mit schneidender Zurechtweisung, hinzufügt: „Sie sind wohl in keiner oesterreichischen Kadettenschule erzogen worden?" und schließlich, in letzter Militär-Ekstase, dem Marschall ein „Abtreten!" hin-

schmettert (Napoleon, das braucht man wohl nicht erst zu sagen, war damals schon recht parterre) — also dieser Szene wird im heutigen Burgtheater allemal leidenschaftlich applaudiert. Wehmut und Schmerz um das verlorene Kasernen-Paradies entspannen sich in Beifall für den Dichter, der sie zu wecken wußte.

Aber den Kaiser Franz spielt Willy Thaller. Ein Mann über siebzig. In seinem gallig-gemütlichen Wesen und Tonfall ist Oesterreich. Er posiert nichts Kaiserliches, und doch scheint, daß er der Kaiser ist, in jedem Augenblick durch ihn vollkommen beglaubigt. Ein kleiner Mensch sitzt da auf dem Thron, aber es wächst ihm Größe zu dadurch, daß er, aus der Entfernung, in die er gestellt ist, die Menschen klein sieht. Die Würde hat er als ein Selbstverständliches, das er sich nicht erst erspielen muß, und hat sie noch in der Art, wie er, zu jovialem Zweck, Würde aufgibt. Ein Herr. Aber ein Herr aus dem Volk, ihm weltenweit fern, ihm durch Charakter, Sprachfarbe, Mutterwitz, Lebensschau ganz nahe. Ein alter, bis ins Innerste abgekühlter, leicht böser, wenns keine Unbequemlichkeiten macht auch leicht guter, mißtrauischer, schlau-beschränkter Hausvater der Monarchie, der den Purpur wie einen Schlafrock trägt und auf dessen Schultern selbst der Schlafrock noch als ein imperiales Kleid sitzt. Dieser letzte wiener Volksschauspieler hat die Kunst der transparenten Sprache, die, ohne daß er viel dazu tun müßte, durchschienen ist vom Wesen des Sprechenden. Er steht ganz im Licht eines spöttisch milden, fast schon etwas geisterhaften Humors, der, vom Alter hervortreten gemacht wie vom Abenddunkel der Mond, ein kostbar-letzter Gewinn ist aus dem Fern-werden von Menschen und Dingen.

*

Es wird auch außerhalb Berlins gut Theater gespielt, zum Beispiel in München bei Otto Falkenberg, der seit Jahren in seinen „Kammerspielen" als Regisseur von Geist, Temperament und empfindlichstem Gefühl für dichterische wie theatralische Werte sich Ruhm verdient, ohne daß er ihm zuteil würde. (Denn München liegt nicht in der Welt sondern in Bayern.) Ich schlage Falkenberg dem hohen berliner Ordenskapitel für den Stern der Prominenz, mit kritischen Brillanten, vor. Eine Aufführung wie die des Kriegsdramas „Die andere Seite" an den münchner Kammerspielen würde in ihrer Einfachheit, Geschlossenheit und Intensität (auch des geschwiegenen Wortes) sogar in Berlin als seltene Theatergabe gewertet werden. Von zwei Darstellern darf die deutsche Bühne Großes erhoffen: von H. Balser, einem modernen Schauspieler alten Stils (alter Stil insofern, als Leidenschaft, Feuer, natürlicher Adel in Haltung, Gang, Gebärde und Kurage zu großem Ausdruck Sachen sind, die man auf der Bühne nicht

mehr gern trägt), und von dem jungen Liebenein, in dessen bezaubernder Frische, Freudigkeit, Helligkeit ein rührend-unzeitgemäßer Knabenglaube an Welt und Leben sich verrät. Ach, wie ist es doch erfreulich, solchen Jüngling noch zu finden!

*

Was Persönlichkeit auf der Sprechbühne ist und gibt, kann man jetzt bei der Massary studieren.

Mit einem Mindestmaß an schauspielerischem Aufwand erzielt sie ein Höchstmaß an Effekt. Sie spart mit Ausdruck und Bewegung, aber was sie der bescheidenen Rolle gibt, ist Gefühl von ihrem eigensten Gefühl, Wärme von ihrer eigensten Wärme. Die menschliche Substanz der Spielerin, Figur und Text ätherfein durchdringend, ist es, die den Zauber übt. Wie sich solche Transfusion, durch die ein Wesentliches vom Ich des Darstellers in das Dargestellte übergeht, ihm Leben leihend oder zumindest, für drei Abendstunden, den vollkommenen Schein des Lebens, wie sich das vollzieht, unmerklich, niemals stockend ... da liegt ein großes Kunstgeheimnis aller großen Schauspielerei.

Der Partner redet ein paar Minuten lang gleichgültige Rede: aber diese wird aufschluß- und beziehungsreich, spaßig, lächerlich, Unbewußtes des Redners verratend ... durch das Zuhören der Massary. Eine Fingerbewegung, ein eiliger Schatten über die Stirne, ein Auf- oder Abblenden in den Mienen: damit übt sie schöpferische Kritik an dem Gesprochenen. Auch im Schweigen offenbart sich da Persönlichkeit; die allem, das an sie rührt, zu stärkerer Geltung verhilft, wie der Spiegel dem Licht zu stärkerem Leuchten.

Ein Novum für die deutsche Bühne ist das Parlando der Massary durch seinen stillen Reichtum an Zwischen- und Obertönen, die dem Wort Farbe geben, zum Text gleichsam die stützende und füllende Harmonie hinzutun. Alles selbstverständlich, ohne Mühe und Mache.

Was für eine genialische Musikerin, auch ohne Musik!

Dem Mann, der . . . von Joachim Ringelnatz

Der Mann, der meine Schuhe putzt
Am Bahnhofsplatz,
Hat abends, wenn er die Trambahn benutzt,
Neben sich einen Schatz.

Wie gern würde ich diesem Kind
Auch mal die Schuhe reinigen.
Jedoch sie sagt: „Baron, Sie sind
Ein dickes Schweinigen."

Weil mir das Titelchen „Baron"
Nicht zukommt, noch mir nutzt,
Gab ich heute großen Extralohn
Dem Mann, der meine Schuhe putzt.

Bemerkungen

Peter Martin Lampel

Der Staatsanwalt in Liegnitz hat einen Fememord aufgespürt, von dem auch die genauesten Kenner dieses traurigen Kapitels nichts geahnt haben.

Alle Hochachtung, Herr Prokurator!

*

Es gibt einiges mit Peter Martin Lampel zu rechten, der eben noch ein Bürgerschreck war und heute schon sein Publikum mit einem alle Extreme gleich inbrünstig umarmenden Liberalismus rührt. Wie schnell geht bei den Geschöpfen der berliner Konjunktur der Weg der Läuterung, der Weg vom „In tyrannos!" zum Juste milieu. Ein kleines halbes Jahr, und die Spanne von „Revolte" und „Giftgas" zu der homosexuell ornamentierten Maxdreyerei der „Pennäler" ist zurückgelegt. Sire, ce n'est pas la révolution, c'est une émeute!

Viel ist gegen Peter Martin Lampel zu sagen, doch nicht dem Staatsanwalt von Liegnitz, der ihn zum Fememörder machen will, gebührt das Wort. Das Verfahren scheint nicht viel solider gebaut zu sein als Lampels Stücke, nur fehlt deren braves Ethos.

*

Lampel hat jetzt einen Femeroman veröffentlicht, in dem vermutlich persönliche Erlebnisse verarbeitet sind. Auch Herr Bronnen hat einen Fememord genau beschrieben, obgleich er sich damals nicht in Oberschlesien, sondern wahrscheinlich grade am Ostpol aufgehalten hat. Herr Bronnen hat eine bestialische Lebensnähe gefunden, die nicht aus der faktischen Zeugenschaft sondern aus dem Wunsch herrührt, dabei gewesen zu sein, während der heutige Sozialmoralist Lampel mit Schrecken an Vergangenes zurückdenkt und deshalb recht blaß bleibt. Herr Bronnen ist der Gefährlichere von beiden.

Es wird Lampel vorgeworfen, an einer der oberschlesischen Bluttaten des Freikorps Oberland beteiligt gewesen zu sein. Bis jetzt ist weder bekannt, ob ein solcher Mord wirklich stattgefunden hat, noch ist eine Leiche vorhanden. Nur ein Geständnis eines Herrn Müller liegt vor.

In Oberschlesien ist 1920/21 sehr viel gemordet worden. Hier entstand die schwarze Feme, die dann weiter nach Norden rückte. Schließlich hat es so etwas wie eine Generalamnestie für alles gegeben, weil man die Toten nicht lebendig machen und auch die Täter nicht finden konnte und weil ersten und letzten Endes doch alles fürs Vaterland, fürs teure, geschehen war. „Es wurde der Mantel der Liebe darüber gebreitet," wie es in dem Femeprozeß der ‚Weltbühne' der Staatsanwaltschaftsrat Lesser ausdrückte.

Warum wird der Mantel jetzt weggezerrt?

*

Niemals hat Lampel seine rechtsradikale Vergangenheit verhehlt, niemals, daß er in den chaotischen Jahren, wie unzählige junge Leute, überall da war, wo Bürgerkrieg gespielt wurde, bald rechts, bald links. Diese

wilden Zeitläufte sind vorüber, und die zahlreichen Begnadigungen seitdem suchten der Tatsache Rechnung zu tragen, daß man für kollektiven Wahnsinn nicht jeden Einzelnen zur Rechenschaft ziehen kann.

Es soll aus dieser Zeit ein Gutachten vorhanden sein, in dem Lampel als schwerer Psychopath gekennzeichnet worden ist. Solche Gutachten gibt es über viele Leute, und sie machen keinen Staat damit, und dann gibt es noch viele andre, die keines haben, aber rechtens einen nervenärztlichen Befund als Kokarde am Hut tragen müßten. Was besagt es gegen Lampel, daß er in einer wirren Zeit verwirrt gewesen ist?

Es gibt heute in Deutschland hunderte von Männern, die in Oberschlesien und anderswo „Verräter" abgekillt haben und denen deshalb das Frühstück nicht schlechter schmeckt. Was bewegt den Staatsanwalt von Liegnitz, sich als Bluträcher zu gebärden, wo doch die patriotischen Motive der oberschlesischen Metzeleien für alle Staatsanwälte bisher außer Frage standen, denn keiner hat sich jemals gerührt? Oder richtiger: der Staatsanwalt muß ja automatisch auf eine Anzeige reagieren, aber durch welche unterirdischen Kanäle mag diese Denunziation geflossen sein?

Ich fürchte: Lampel könnte zwanzig Fememorde auf dem Gewissen haben — wenn seine schriftstellerische Arbeit nur die Linie seiner oberschlesischen Zeit beibehalten hätte, würde ihn niemand behelligen. Aber er gilt für die nationale Hinterwelt als ein wichtiger Exponent des sogenannten hauptstädtischen Kulturbolschewismus, und der sollte getroffen werden. So suchte man in der Vergangenheit des Mannes, bis man endlich etwas fand. Nun soll die Justiz die Vendetta einer obskuren Clique vollziehen.

Lampel hat harte Kämpfe mit der Zensur gehabt; er ist auch ein besonderer Favorit der Filmzensur. In München-Kuhschnappel hält man ihn für einen überaus bösartigen Sittenverderber. Es ist nicht so schlimm damit, unser Autor fing in dem günstigen Konjunkturklima schon an, sich zu entwickeln. Die Leitung in die Provinz ist lang. In Berlin wird der arme Lampel schon von den Radikalen preisgegeben, über die Provinz kommt er erst jetzt als eine schreckenerregende rote Wolke. Grund genug zum Einschreiten.

Die Wege der deutschen Zensur sind wunderlich verschlungen. Die Zensur ist eben nicht identisch mit den behördlichen Überwachungsstellen, gegen die es direkte Mittel gibt. Es lassen sich jederzeit an die Dutzend Paragraphen des Strafgesetzbuchs gegen ein bei den National- und Sexualmuckern unbeliebtes Schriftwerk anschirren; so kann die in der Verfassung gewährleistete Gedankenfreiheit leicht illusorisch gemacht werden und dabei noch die Fiktion des liberalen, zensurlosen Staates gewahrt bleiben. Und es bleibt außerdem noch der gegen Lampel gewählte Weg, einen bekämpften Autor, den man nicht kleinkriegen kann, mit irgend einem gemeinen, ganz unliterarischen Verbrechen in Verbindung zu bringen. Das verschafft nicht nur dem Mann ein häßliches Odium sondern infamiert die Richtung, die Sache, die Anhängerschaft. Gegen diese perfide Anonymität der Zensur gilt es Waffen zu finden.

*

Seit geraumer Zeit wird von rechtsradikaler Seite eine laute Campagne geführt für die Begnadigung des Oberleutnants Schulz und seiner Mitverurteilten. Bedeutet das Vorgehen gegen Lampel einen Teil der Befreiungsaktion? Will man sich aus dem linken Lager Geiseln holen, um eine Pression ausüben zu können?

Die ‚Weltbühne', in der vor Jahren die ersten stichhaltigen Mitteilungen über die Fememorde gemacht worden sind, hat immer wieder hervorgehoben,

daß es sich nicht um die Abstrafung der armseligen Werkzeuge, der Klapproths etcetera handle sondern um die Feststellung der politischen Höchstverantwortlichkeit. Diese Frage hat uns einen Prozeß eingebracht, den wir verloren haben, weil von uns eine Antwort verlangt wurde, die eigentlich die Herren Zeugen von der Reichswehr hätten geben müssen. Wir sind in diesem Prozeß unterlegen, weil wir vor einer silberbetreßten Mauer von Ministerialoffizieren standen, in deren schweigende Widerstandskraft nicht Bresche zu schlagen war. Keine Geheimloge hätte verschwiegener sein können als diese Herren. Möge der Himmel verhüten, daß die von Herrn von Seeckt geschaffene Wehrmacht sich jemals im Felde zu bewähren habe, aber ihre Tauglichkeit für den Gerichtssaal hat sie bewiesen.

Dennoch ist es nicht unbedenklich, Peter Martin Lampel mit den Fememorden zu verkoppeln. Denn dadurch wird dieses ganze inzwischen von der Zeit ziemlich verschüttete Thema plötzlich wieder freigelegt. Und nun gar Oberschlesien, über dessen Gräber der Mantel der Liebe gebreitet worden ist. Es ist unmöglich, einen Fall Lampel zu fabrizieren, ohne daß daraus ein Fall Oberschlesien wird. Der Mantel der Liebe, nein — es ist auch der Mantel der Scham. Hunderte von feigen, kaltblütigen Morden sind in Oberschlesien begangen worden von irregeführten enthusiastischen Dummköpfen, die zur höhern Ehre der Nation nächtlich geschaufelte Gräber füllten. Niemand hat bisher danach gefragt, und die Beteiligten haben nicht geredet. Wollt ihr einen der Zeugen dieser entmenschten Zeit herausgreifen und bezichtigen — gut, dann fordern wir die Generalanklage! Dann sollen sie alle zur Verantwortung gezogen werden, die mitgemacht haben, die Tausenden, für die das heute weite Vergangenheit ist und die Morgen für Morgen friedlich an ihre Arbeitsstätte gehen und so ruhig Glockenschlag zwölf ihre Stullen auspacken, wie sie damals Gurgeln abgeschnitten haben. Dann soll die mit dem breiten geduldigen Fahnentuch des Vaterlandes bedeckte blutige Affenschande, die sich „Verteidigung Oberschlesiens" nannte, endlich sichtbar gemacht werden.

Sie müssen sich entscheiden, meine Herren Denunzianten. Wollen Sie den Fall Lampel aufziehen, so sollen Sie dafür den Fall Oberschlesien bekommen! Voilà ...

C. v. O.

Helene Stöcker sechzig Jahre

Wenn wir Helene Stöcker zu ihrem sechzigsten Geburtstag beglückwünschen wollen, so brauchen wir uns nicht um die Schilderung vergangener und überlebter Problemstellungen zu bemühen. Was uns heute angeht und vielleicht noch die nächste Generation in Atem halten wird, hat diese Frau schon vor mehr

als dreißig Jahren erfaßt. Im eignen kleinen Kreis revoltierte sie zuerst gegen den Bildungstaumel der ersten studierenden Frauen in den neunziger Jahren, durchbrach die geheiligten Bezirke der frischgebackenen „Gleichberechtigung" mit dem ketzerischen Anspruch, der geistig selbständigen Frau ein Recht auf Liebe und Mutterschaft einzuräumen. Die Ablehnung einer auserwählten Schicht, die es vorzog, sich „für den Geist zu entscheiden", hinderte sie nicht, noch weiter zu gehen. Sie fand, daß es den Müttern überhaupt nicht gut gehe und griff ein: nicht in der üblichen Form von bürgerlicher Wohltätigkeit sondern im krassesten Gegensatz zu der gesamten damaligen Frauenbewegung; verfemt und bekämpft von all denen, die heute als Trägerinnen neuer Kultur und Sittlichkeit gefeiert werden. Nachdem 1905 der Bund für Mutterschutz gegründet war und in mehrjähriger praktischer Arbeit und geistigen Kämpfen in der Zeitschrift die Notwendigkeit seiner Existenz bewiesen hatte, verweigerte man ihm noch um 1910 herum die Aufnahme in den Bund Deutscher Frauenvereine. Durch hunderte von Zeitungen ging die Begründung, daß eine Organisation, die ihre charitative Tätigkeit, kombiniert mit entsprechenden theoretischen Forderungen, grundsätzlich auf die unehelichen Mütter ausdehnte, keineswegs dem Volkswohl diene, sondern eher geeignet sei, die Unsittlichkeit zu fördern. Ein paar Jahre später, und Helene Stöckers mutigste und größte Tat wurde von demselben Echo begleitet: in konsequenter Erfüllung ihres weiblich-mütterlichen Erhaltungswillens ist sie, auch unter dem starken Einfluß Bertha von Suttners, von jeher Kriegsgegnerin gewesen. Sie ging mit der berühmten weiblichen Abordnung im April 1915 nach dem Haag, beteiligte sich an dem Protest der Frauen gegen den Krieg und wurde rückkehrend hier „zum zweiten Mal verbrannt". Man fand, daß die Frau, die so alle Bande der Liebe zu ihrem Vaterland vergessen habe, nicht mehr würdig sei, ein Amt in der deutschen Frauenbewegung zu bekleiden.

Als der Mutterschutz in der alten Form der Heimunterbringung und Unterstützung zum Teil durch die öffentlichen Wohlfahrtseinrichtungen abgelöst worden war, hat Helene Stöcker wiederum als erste die ungeheure Bedeutung von Sexualberatungsstellen und Geburtenkontrolle erkannt und auch in diesen Fragen Neuland entdeckt; die von ihr geschaffenen Stellen haben den Weg für die Einrichtungen der Städte und der Krankenkassen geebnet. Als selbstverständliche Konsequenz ergab sich auch ihre Mitarbeit im Kartell für Reform des Sexualstrafrechts und ihre rege Beteiligung am Gegenentwurf zu den Bestimmungen des amtlichen Strafgesetzentwurfs.

All das klingt nach einem eminent politischen Leben im männlichen Sinne und ist im wesentlichen die große hilfsbereite Geste einer sehr klugen, sehr gütigen Frau, die es instinktsicher verstanden hat, weibliche Aufgaben in den Kreis der sozialen und politischen Pflichten zu rücken. Mit einem großen Opfer an eignen Wünschen, für das ihr heute gedankt werden soll. Sie kam ja anfangs nicht von der politisch-ökonomischen Seite zu ihrer Lebensaufgabe; sie war in ihren Anfängen rein gefühlsmäßig. Ihr ursprüngliches Arbeitsgebiet, Germanistik und Philosophie, brachte sie in das Seminar von Erich Schmidt, dessen Name noch heute das Bildungsprogramm einer ganzen Generation repräsentiert. „Zur Kunstanschauung des 18. Jahrhunderts, von Winkelmann bis Wackenroder" hieß ihre Doktorarbeit, und als typisches Kind des fin du siècle lebte sie von Nietzsche. Ihr schöner Tagebuch-Roman „Liebe", ein unerhört echtes Dokument ihrer Zeit, verrät noch eine ganz starke Sehnsucht nach ausschließlich künstle-

rischer Gestaltungsarbeit. Vor mehr als dreißig Jahren hat Helene Stöcker diese Welt aufgegeben, um für Mutter und Kind, für wichtigste Menschenrechte und für den Frieden zu kämpfen. Ihr Opfer war nicht umsonst: die leisen Anfänge einer besser geordneten Wirklichkeit verdanken wir nicht zuletzt ihrem Dasein.

Hilde Walter

Palucca

In einer Zeit, die so viele begabte Menschen aber keine begabten Führer hervorbringt, darf es nicht wundernehmen, daß auch in der Kunst überall da, wo eine Vielheit von Mitwirkenden zu einheitlichem Werk zusammengefaßt werden müßte, dem Publikum nur gemischte Freuden zuteil werden. Ungetrübt glückliche Abende erlebt man fast nur noch, wenn ein einzelner Mensch sich produziert. Mutterseelenallein auf einer kahlen Bühne steht, vom Scheinwerfer scharf ins Auge gefaßt, die Tänzerin Palucca.

Sie duckt sich nicht, wenn sie startet — sie hebt die edle Vogelnase in die Luft, der Kopf hat keine Schwere, schwebt, nach oben strebend, ganz frei auf den Schultern; die Schwerkraft ist aufgehoben, wo Palucca tanzt, und daher ist ihr Stolz kein mühseliges Sichaufrecken sondern selbstverständlicher Auftrieb eines aristokratischen Körpers. Die Musik setzt ein, und was Palucca nun treibt, ist schon rein technisch so unfaßlich, daß den vielen kleinen Tänzerinnen, die im Parkett sitzen, die geölten Haare zu Berge stehen. Sie kann mit den Fäusten stoßen und auf die Bohlen donnern, aber sie kann auch wie eine sachte sich entfaltende Rauchwolke vom Boden emporschweben, dann gleiten die Kniekehlen unhörbar auf, kein Muskelzucken stört das unendlich langsame Steigen, sie wiegt sich in den Achsen, biegt den Rumpf rücklings zur Erde, und unter dem seidnen Kittel atmet ohne Hast und Anstrengung ihr Leib. Und dies alles ist so eingegossen in den Ablauf der Musik, daß man meint, der liebe Gott persönlich habe die Synchronisation vorgenommen. Es ist wohl die beglückendste Art, wie ein Mensch auf Musik reagieren kann. Die Sechzehntel zucken in den Fingerspitzen, der schleifende Schwung des Tangos führt aus dem Schoß über die Schenkel, und vor dem plötzlichen Ruck eines Sforzato scheut sie, sich bäumend. Ein Körper bedankt sich für das Geschenk der Töne.

In Paluccas Tänzen ist kein Restchen mehr von jener Genrekunst, die mit Krinolinen, Negermasken, Busenschildern und Schleiern den Leuten kleine Kabarettgeschichten vormimte. So wie ihre Kostüme nur mit der Schönheit glatter Farbflächen und mit der Anmut biegsamer Falten wirken und weder Amazone noch Bajadere vortäuschen wollen, so ist die Ausdruckskraft der Bewegung, das Elegische und das Übermütige, das Torkeln und das Schreiten, das Attackieren und das Zurückweichen, für sie nur Material, um optische Melodien zu bauen, deren orchestrale Reichhaltigkeit den Zuschauer Sekunde für Sekunde, einen ganzen Abend lang, in ein frohes Erstaunen versetzt. Im Tanz tritt, grade weil die verfügbaren Elemente primitiver, überschaubarer und an Zahl viel geringer sind als in allen übrigen Künsten, das Wunder schöpferischer Einfälle am allerhandgreiflichsten zutage. Zumal bei Palucca, deren Register die aller andern Tänzerinnen umfaßt und die jedes

Jahr wieder mit neuen Überraschungen kommt: Herb, in starrer Kraft, debütierte sie, nachdem sie Mutter Wigman verlassen; nicht lange, und sie gab dazu eine frauliche Weichheit und Koketterie, und im Jahre darauf sah man sie toben und steppen und parodieren. Es scheint, dies Talent hat keine Grenzen.

Die Mutter Wigman hat seinerzeit auf dem Tänzerkongreß in Essen gesagt, ihre Generation sei nur der Dungboden für die kommende. Es ist nicht eben galant, diese Metapher aufzugreifen. Aber: Auf dem Dungboden ist eine einzige Blume gewachsen. Tausende von Menschen laufen blind daran vorbei.

Rudolf Arnheim

Willst du nicht das Lämmlein hüten?

Zur Aufklärung!

Bei dem von einer gewissen Presse stark aufgebauschten Vorkommnis, bei dem ein katholischer Geistlicher des Kreises Neurode eine anstößige Rolle gespielt haben soll, handelt es sich um ein mehr oder weniger harmloses, zufälliges Zusammentreffen desselben mit zweifelhaften Frauenspersonen beim Frühstück in einem öffentlichen Lokale Breslaus, bei dem er bei der Bezahlung der Zeche um 40 Mark geprellt worden ist. Die vorgesetzte Behörde hat den Sachverhalt klargestellt und sieht daraufhin von der Erhebung eines Disziplinarverfahrens ab.

Volksblatt Neurode

Der Druckfehler

Der Herr von Artagnan, einer der „Drei Musketiere" des Großen Schauspielhauses, sagt im letzten Bild, als das Volk rebelliert:

Die Tore auf und dem Volk ein Salve!
Laß sie ein, die vor den Gittern draußen stehn
Mit ihnen nur,
Nicht gegen sie kannst Du regieren!
Die Tafeln sind gedeckt,
Es seien auch die ihren! . . .

Textbuch der Gesänge, Seite 39:

„Die Tore auf und dem Volk eine Salve!"

O weiser Setzer, o du kluger Setzer . . .!

Dem Weltall wieder angepaßt

Auf dem schneeweißen Meersande und am kräuselnden Wannsee fällt immer mehr ins hauptsächlich männliche Auge, daß es Busen, Hüften und Rundungen gibt. Rund ist die Welt, und rund sind wieder die Formen der Frau.

Die Schönheit

Liebe Weltbühne!

Die Redakteure der ‚B. Z.' veranstalteten aus Jux untereinander ein Preisausschreiben, wer die beste Schlagzeile für die front page erfände. Den ersten Preis erzielte Moritz Müller mit:

„Franz Ferdinand lebt —
— Der Weltkrieg war umsonst!"

Antworten

Generalintendant. Welche Gefühle mögen Sie bewegt, welche Gedanken mögen Sie gewälzt haben bei der Lektüre der mit Ihrem sonoren Titel überschriebenen „Carlos"-Rezension Ihres einstigen Hätschelkindes, jetzt Hugenbergs jüngstem Montags-Vasallen? Dieser Artikel, der unter anderm mitteilt, daß Schiller „ein unbewußt pangermanistisches Gefühl im Busen trug", dafür aber auch eine „merkwürdige Verkennung dynastischer Pflichten", diese Expektoration einer schönen Dichterseele beginnt folgendermaßen: „In fernen Zeiten, als sich die Revolutionäre „Bürger" nannten und der Adel für eine „Humanität" focht, der er seinen Adel zum mindesten nicht verdankte, schrieb Schiller dieses Stück. In ferneren Zeiten, als die übermenschlichen Kräfte des Glaubens Länder blühen machten oder verwüsteten, spielt dieses Stück. In fernsten Zeiten soll Herr Jeßner diese Stücke noch gut inszeniert haben. Der fernen, der ferneren Zeiten kann man sich heute schwer erinnern. Die fernsten Zeiten aber seien heute vergessen." Jene fernsten Zeiten, die da mit dem Mantel sozusagen christlicher Nächstenliebe bedeckt werden, waren die, in denen „Ostpolzug", „Rheinische Rebellen" und „Katalaunische Schlacht" zur Freude der Clique und zum Schmerz des preußischen Steuerzahlers im Staatstheater aufgeführt wurden und deren Verfasser am Gendarmenmarkt aus- und einging. Ja, ja, Undank ist der Welt Lohn.

E. A. Dupont. Die Kritiken über Ihren Tonfilm „Atlantic" waren, dem Gegenstand entsprechend, zum Teil wenig günstig; sie waren durchschnittlich Muster von Sachlichkeit gegenüber dem Artikel, mit dem Sie im ‚Filmkurier' darauf antworten. Ein so begabter Künstler sollte nicht wie eine beleidigte Primadonna schimpfen, sich in der Enthüllung von Pseudonymen ergehen und ernsthafte Argumente mit billigen Witzchen zurückweisen. Ihre Kritiker haben sich nicht darüber verbreitet, ob Sie Dupont heißen oder eine geborene Duppke sind — also sollten Sie das Niveau der Diskussion nicht drücken. Und: Sie erklären den Durchfall damit, daß die Kritiker allzu plötzlich von Ihnen mit dem Tonfilm überrascht worden seien. Als ob nicht im Gegenteil Sie vom Tonfilm überrascht worden sind!

Pressezeichner. Ihr Kollege B. F. Dolbin, den wir hier neulich unter eine scharfe Lupe gelegt haben, schafft dennoch rüstig fort. Mit Buchillustrationen hat er bewiesen, daß er „nichts für kleine Kinder und junge Hunde" ist, wie der Berliner sagt. Das sollte uns nicht kümmern — es gibt schlechte Zeichner genug. Aber daß er nach wie vor die ehrlichen Gesichter von Menschen, die „der Zeitgeschichte angehören" und sich daher nicht wehren können, verstümmeln darf, ist jammervoll. Was er da tut, fällt unter den Begriff üble Nachrede.

Lichtspieltheaterbesitzer. Im Rahmen der schönen Filmsondervorführungen, die der Freundeskreis der Staatlichen Kunstbibliothek mit großem Erfolg veranstaltet, hat die berliner ‚Kamera', der Trost aller Filmfreunde, die wichtigsten alten Filme aller Völker vorgeführt. Erfolg: der kleine Saal gestopft voll, das Publikum steht im Korridor Schlange. Sie sehen, es müssen nicht immer Novitäten und Reißer sein. Zweitens: Eine dieser Sondervorstellungen brachte Jaques Fayders prachtvolle Parlamentssatire „Les Nouveaux Messieurs". Seit langem nicht ist ein Film mit soviel spontanem Jubel aufgenommen worden. Dürfen wir von Ihnen erwarten, daß ein Film, der einen so eindeutigen Riesenerfolg hatte, sofort in den Abendspielplan übergeht?

Premierentiger. Sie keuchen? Sie kommen nicht nach? Wir auch nicht. Das ist des Städtchens jetzt so der Brauch: vier Wochen lang gar nichts und dann am Monatsanfang alles auf einmal. Eine Premierenlawine geht mit dem wechselnden Mond herunter; sich hier sofort auch nur mit den dicksten Blöcken kritisch zu befassen, dazu reichte das halbe Heft nicht aus. Warum das so ist? Schuld daran ist vor allem die Verkoppelung von Star- und Abonnementssystem bei den berliner Bühnen. Die teuren Prominenten werden ja, wie möblierte Herren, meist von Monat zu Monat gemietet. Hat man sie einmal, muß man sie bis Ultimo beschäftigen, koste es, was es wolle; das ist immer noch billiger, als was sie kosten, wenn sie spazierengehen. Also wird die Vorstellung mindestens dreißig Mal gehalten. (Haben Sie bemerkt, daß es heute durchwegs Dreißiger-, Sechziger-, Neunziger-Serien gibt?) Ein durchgefallenes Stück wird nicht mehr nach drei oder fünf Aufführungen eingesargt: Begräbnisse erster Klasse kommen kaum mehr vor. Die Rückversicherung des Abonnements erlaubt seine Galvanisierung: das, worauf keine Laufkundschaft mehr anbeißt, ist immer noch gut genug für den Abonnentenstamm, der die Spesen von dreißig Mal „Happy End" oder „Hannibal ante portas", seis auch mit Ach und Krach, hereinbringt. Daß solch Publikum gegen die im Sack gekaufte Katze re- und demonstriert, durch Pfeifen und Zischen bei der dritten, vierten Wiederholung die Absetzung erzwingt — wie kürzlich bei Achards Groteske in der „Tribüne" —, das ist ein Ausnahmefall, dessen Seltenheit die Regel bestätigt.

Berliner Weltbühnenleser. Am 13. spricht Dr. Bruno Frei über „Werden und Wesen des Austro-Fascismus". Café Adler, 8 Uhr.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten: es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 77 57. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Die Seeschlacht der Zukunft von Lothar Persius

Wer versucht, sich ein Phantasiegemälde von Seeschlachten in der Zukunft zu entwerfen, trifft auf technische Widerstände. Im Weltkrieg gabs nur einen Zusammenstoß großen Stils zwischen Seestreitkräften: vor dem Skagerrak. Was hat sich dort zugetragen? Am 1. Juni 1916 waren 60 720 deutsche und 117 150 britische Kriegsschiffstonnen in die graue Tiefe der Nordsee gesunken. Es gingen die deutschen Farben auf Halbmast über dem Grab von 2414 Seeleuten, und die Streiter unter dem Union Jack trauerten um 6104 gefallene Kameraden. Wozu? Vernünftige Mariniers beider Parteien haben die Schlacht als sinnlos verurteilt. Nichts wurde an der schon vorher bestehenden Situation geändert: Wilhelms Hochseeflotte blieb in ihren Häfen eingeschlossen, die Blockade der deutschen Küsten aufrechterhalten. Die Engländer aber hüteten sich vor ähnlich törichten Prestigetaten. Die Deutschen hatten vielleicht noch, wie Winston Churchill es so hübsch sagte, „the inclination (zu neuen Heldenstücken), but not the possibility" — wegen zu starker Verluste. Man vergesse nicht: der Reiche erträgt leichter Verluste als der Arme! Wesentlicher Faktor zur Erklärung der nur vereinzelten Zusammenstöße größerer Verbände im letzten Krieg war das erfolgreiche Debüt der U-Bootswaffe. Des Kapitänleutnants Weddigen Geniestreich — am 22. September 1914 versenkte er mit dem alten, kleinen „U 9" innerhalb einer Stunde drei englische Panzerkreuzer zu je 12 200 Tonnen — sowie die Torpedierungen britischer Linienschiffe durch deutsche U-Boote vor den Dardanellen, im Kanal etcetera ließen es englischen Admiralen geraten erscheinen, mit ihrem Personal und Material vorsichtig umzugehen, veranlaßten sie, Spazierfahrten von Linienschiffen und Panzerkreuzern zu unterlassen.

Wie wirds im Zukunftskrieg sein? Baisse herrscht heut zum großen Kummer der big navy men auf dem Markt der Monstreschlachtschiffe. Gewinndurstige Werftbesitzer, Geschütz- und Panzerplattenfabrikanten sowie ehrgeizige Admirale, kurz Leute, die zum eignen Vorteil für große Flotten agitieren, also im neuzeitlichen amerikanischen Jargon „Shearers", haben sich schon 1922 auf der ersten Seeabrüstungskonferenz in Washington belehren lassen müssen, daß die Ära der Mammutschiffe dahin ist. An solchen Monstra von 45 000 Tonnen (wie der britische Panzerkreuzer „Hood"), armiert mit 40,6-cm-Geschützen, war noch Geld zu verdienen. Der Bau eines U-Boots von geringer Größe, bestückt mit wenigen kleinen Kanonen, ist verhältnismäßig wohlfeil, und dennoch ist ein solches Boot imstande, ein Riesenpanzerschiff, dessen Bau über 150 Millionen verschlingt, im Handumdrehen zu versenken. Wohl wurden im Verlauf des Weltkrieges die Abwehrmittel gegen U-Bootangriffe verbessert. Aber alle Einwände, die gegen U-Boote auf der Konferenz in Washington gemacht wurden, waren nicht überzeugend. Die englische und die ameri-

kanische Admiralität blieben fest. Ihr Urteil lautete: „Große Panzerschiffe zu bauen ist Blödsinn." So kams zur enormen Beschränkung der Linienschiffe und Panzerkreuzer, kams zum Abkommen: vor Ablauf von zehn Jahren darf kein Neubau auf Stapel gelegt werden. Nicht gelang damals die Herabsetzung der Kreuzer- und der Torpedotonnage. Aber auch diese Typen, besonders die großen Kreuzer, werden bald ins Grab sinken, zum wenigsten erhebliche Einschränkung erdulden müssen. MacDonald und Hoover kamen in Washington überein, daß auf der londoner Abrüstungskonferenz im Januar 1930 der beiderseitige Kreuzerbestand auf 340 000 Tonnen, der Torpedobootsbestand auf 200 000 Tonnen festgelegt werden solle. Zum Vergleich: 1914 besaß England 887 130 Kreuzertonnen, Deutschland 332 676 und Amerika 210 170, heut hat England 643 880, Amerika 367 430 (Panzerkreuzer und geschützte Kreuzer).

Im Kreise radikaler Pazifisten werden MacDonald und Hoover als Schrittmacher für die Abrüstung gefeiert. Wait and see. Werden die vorläufigen Verabredungen von den Regierungen und Parlamenten gutgeheißen werden? Es bleibt abzuwarten, wie erfolgreich der Widerstand der big navy Leute sein wird und ob der Entschluß siegen wird, auf die alten Seekriegsmittel zu verzichten, weil das Flugzeug in Zukunft eine grundlegende Umwälzung hinsichtlich der Kampfmethoden auf dem Meer hervorrufen muß. Lächerlich wirkt auf den Fachmann das Feilschen um Tonnenzahlen, wie es vor kurzem zwischen Amerika und England und zwischen Frankreich und Italien stattfand und wohl noch weiter stattfinden wird. Ob ein Kreuzer 6000, 8000 oder 10 000 Tonnen groß ist, wird von geringem Belang sein, denn wie groß die Schiffe auch sind, eine Bombe, aus einem Flugzeug lanziert, wird sie in wenigen Sekunden zu den Fischen schicken. Das haben die vorjährigen amerikanischen Versuchsmanöver erneut bewiesen. Zu ihnen wurden frühere deutsche, beim Friedensschluß abgelieferte Kriegsschiffe verwandt. Drei Kampfflugzeuge warfen zunächst auf das U-Boot „U 117" 180 Pfund schwere Bomben. Das Boot wurde in zwei Teile zerschnitten. Dann bildete das große Torpedoboot „G 112" die Scheibe. Die Bombe traf in den Schornstein. Das Boot flog in die Luft. Hierauf wurde der Kreuzer „Frankfurt" geopfert. (1915 vom Stapel, 5000 Tonnen groß.) Eine 600 Pfund schwere Bombe brachte das Schiff schleunigst zum Sinken. Endlich wurde das Linienschiff „Ostfriesland" (22 800 Tonnen) angegriffen. Es war besonders durch viele eingebaute wasserdichte Abteilungen möglichst unsinkbar gemacht worden. 2000 Pfund Bomben wurden verwendet. Die aufgenommenen Photos zeigen folgende Wirkung: Nach dem Auftreffen der Bombe hinten senkt sich das Achterschiff stark. Eine Minute später ist das Schiff seitwärts umgefallen und liegt auf der Backbordseite. Nach wieder einer Minute ist das Schiff bis zum Heck versunken, und nach weiterer dreiviertel Minute bezeichnet nur noch Schaum und Wellengekräusel den Ort, wo das Schiff in die Tiefe ging. Somit ist also in noch nicht drei Minuten ein rund 23 000-Tonnen-Panzerschiff durch die Wirkung einer Bombe von 2000 Pfund Gewicht versenkt worden.

Anknüpfend an diese Versuche wurden noch zwei ältere amerikanische Panzerschiffe von rund je 16 000 Tonnen mit Bomben beworfen. „Virginia" war nach 48 Sekunden ein totales Wrack, obwohl die Bombe das Schiff gar nicht getroffen sondern in einiger Entfernung vom Heck ins Wasser geschlagen war. „New-Jersey", auf der eine Bombe von 1100 Pfund Schwere gelandet war, drehte sich völlig um, der Kiel schwamm kurze Zeit oben, dann versackte der Panzer. Der offizielle Bericht sagt: „Durch die Manöver ist bewiesen, daß eine einzige Bombe genügen wird, um das modernste Panzerschiff in kürzester Frist außer Gefecht zu setzen."

Vergegenwärtigt man sich an Hand dieser Bombenwürfe die enorme Offensivkraft des Kampfflugzeugs, so wird klar, daß seine Macht jedem Vehikel gegenüber, das auf dem Wasser fährt, gigantisch ist. Im Weltkrieg wagten Schiffe sich nicht auf die hohe See aus Sorge vor Unterseeangriffen. Im Zukunftskrieg werden sie auch im Hafen vor den Bomben der Flugzeuge nicht sicher sein. Die einzig mögliche Lehre aus den vorangeführten Versuchen ist: Verschwende keinen Pfennig mehr für den Bau von größern Kriegsschiffen, vor allem von Panzerschiffen. „Aber Herr Groener ist doch emsig dabei. In den nächsten Etat wird er die erste Rate für das zweite Panzerschiff einstellen. Und die englische Presse ist voll des Lobs über A." Was Herrn Groener angeht, so fühlt er sich halt verpflichtet, den versailler Vertrag „voll auszuschöpfen". Da ist nichts zu machen, um so mehr, als ihm Hilfsstellung durch den Reichspräsidenten wird. Auch die Volksvertreter werden ihn nicht im Stich lassen. Was die englische Presse anbetrifft, so verleitete sie seit jeher andre Leute zu Torheiten. Als unser Panzerkreuzer „Blücher" 1908 vom Stapel lief, priesen die londoner Blätter diese wunderbare Konstruktion. Bei nur 16 000 Tonnen Größe trug „Blücher" zwölf 21-cm-Geschütze, und lief 25 Knoten. Gleich darauf verließen die in aller Stille gebauten drei ersten Kreuzer-Dreadnoughts der „Indomitable"-Klasse die Hellinge. Sie hatten 20 000 Tonnen, waren armiert mit 30,5-cm-Geschützen und liefen 27 Knoten. Unser Marineattaché in London erhielt einen gepfefferten Rüffel. Aber davon wurde „Blücher" nicht besser, das Schiff, das am 24. Januar 1915 durch das Feuer der englischen Kreuzer unsanft auf die Doggerbank gebettet wurde. Damals jammerte Wilhelm: „Ich habe Tirpitz ja immer gesagt, daß unsre Kreuzer nichts taugen und daß besonders der ‚Blücher' ein ganz erbärmliches Schiff sei." So berichtet Admiral v. Pohl.

Verspricht „A" ein „Blücher" zu werden? Amtliche Bekanntmachung sagt, er soll sechs 28-cm-Kanonen tragen und 27 bis 28 Knoten schnell sein. Nach dem versailler Diktat darf das Deplacement nicht 10 000 Tonnen überschreiten. Wenn sechs 28-cm-Kanonen von 50 Kaliberlänge installiert werden, wird die Belastung so groß, daß die Schnelligkeit schwerlich 27 Knoten sein wird. Aber gesetzt den Fall, „A" läuft wirklich 27 oder 28 Knoten. Was wäre damit erreicht? Neuzeitliche Kreuzer verfügen über eine Geschwindigkeit von 40 Knoten. Der britische Schlachtkreuzer „Hood" ist mit 38,1-cm-Ge-

schützen bestückt. Trifft er auf „A", so wird er das deutsche Schiff spielend in den Grund schießen, ohne daß dieses auch nur eine Granate abzufeuern braucht, denn seine Geschosse würden ja doch nur weit vor „Hood" ins Wasser fallen. Bei dieser Hypothese ist angenommen, daß keine Flugzeuge und U-Boote vorhanden wären, was im Ernstfall aber der Fall sein dürfte. Ein pariser Blatt schrieb: „Unsre neuen 10 000-Tonnen-Kreuzer, wie „Tourville" (also kein Panzerschiff!), das am 24. August 1926 von Stapel lief, haben eine Geschwindigkeit von 37 Knoten, und auch unsre älteren Kreuzer laufen alle 33. („Duquesne", „Suffren" etcetera.) Sie brauchen keine Angst vor dem deutschen Entoutcas zu haben".

Trotz des selbstverständlich erbitterten Widerstandes der big navy men wird voraussichtlich der Bau von Panzerschiffen, überhaupt von größern Überwasserschiffen in nicht zu ferner Zeit aufgegeben werden. Nur noch kleine Kreuzer für den Schutz der Kauffahrteischiffe in Friedenszeiten, für Vermessungen, für Hilfe bei der Fischerei, sowie Unterseeboote dürften gebaut werden. Diese Entwicklung wird durch finanzielle Faktoren gefördert werden. Die Baukosten großer Kriegsschiffe sind enorm hoch und ebenso die Indiensthaltungskosten. Bis zu 1400 Köpfe zählt ihre Bemannung. Flugzeuge zu bauen ist billig, wenige zehntausend Mark kostet ein Kampfflugzeug. Seine Besatzung beläuft sich auf einige Mann. Admirals- und Stabsoffiziersgehälter werden gespart. Flugzeugführer sind Leutnants und Unteroffiziere.

Eine Seeschlacht zu erleben, besteht also geringe Aussicht. Vielleicht treffen gelegentlich ein paar kleine Kreuzer im fernen Ausland plötzlich aufeinander, und ihre Kommandanten werden dem Drang nicht widerstehen, „die Ehre der Flagge" zu verteidigen. Aber solche Scharmützel würden noch weit sinnloser sein als die Schlacht vor dem Skagerrak.

Die grüne Front von Jan Bargenhusen

IV.

Der Friede von Frankfurt

Raiffeisen und Reichsverband: das sind schon äußerlich beträchtliche Gegensätze. Bei Raiffeisen hat man den in altväterlichen Traditionen gebundenen Provinz-Genossenschaften eine zentralistische Leitung gegeben, die ein beträchtliches Maß von Autorität für sich beansprucht und gleichzeitig das ökonomische Schwergewicht in sich vereinigt. Dieser Mischung von salbungsvollem Patriarchat und forschem Generaldirektortum entspricht die mit historischen Reminiszenzen an „Vater Raiffeisen" ausgeschmückte Klubsesselherrlichkeit eines modernen Bureaus. Verglichen mit der schweren Pracht der Raiffeisen-Paläste im „grünen Viertel" zwischen Potsdamer und Anhalter Bahnhof wirkt das alte Bürgerhaus am Landwehrkanal, das die Offenbacher als Hauptquartier bezogen haben, durchaus nüchtern. Es ist, im Gegensatz zur Organisations- und Bankenzentrale bei Raiffeisen, ein simples Ver-

waltungsgebäude, der Sitz einiger braver Bureaukraten, denen die Aufgabe zufällt, die Interessen der im Reichsverband-Bundesstaat vereinigten ökonomischen Mächte in Berlin zu wahren. Das Haupt der Bureaukratie, der geschäftsführende Direktor, oder, wie er nach altem genossenschaftlichem Brauch genannt wird, der „Generalanwalt", ist heute Herr Gennes, der langjährige vertraute Mitarbeiter jenes „Geheimerats" Wilhelm Haas, der, 1913 im hohen Alter verstorben, der Gründer und erste Leiter des Offenbacher Verbandes gewesen ist. Gennes, ein gebürtiger Trierer, den der letzte Großherzog von Hessen trotz der preußischen Herkunft zum Regierungsrat ernannt hat, trägt mit größerm Recht als diesen Titel den Beinamen „die graue Eminenz" — nicht etwa, weil er ein so großer Intrigant wäre wie jener Herr von Holstein in der Wilhelmstraße sondern weil er, still und unauffällig, grau gekleidet, mit kahlgeschorenem grauem Kopf und wachsamen grauen Augen unter schweren Lidern, doch der eigentliche Herr des Hauses ist. Dazu ist freilich zu sagen, daß ihm das Präsidium des „Reichsverbandes" recht gern und vertrauensvoll die Zügel anvertraut hat. Das Präsidium: da ist zunächst, sehr repräsentativ, der einundsiebzigjährige Geheime Ökonomierat Johannssen-Hannover, der Vertreter einer Generation, die früher in den preußischen Landwirtschaftskammern sachlich und gewissenhaft, ohne politische Aspirationen, die Geschicke der Landwirtschaft leitete. Da ist weiter der alte münchner Genossenschaftler Hohenegg, ein Mann, der als kleiner Verbandsrevisor angefangen und sich Stufe um Stufe hinaufgedient hat. Der alte Geheimrat mit den munter und listig funkelnden Äuglein hinter der goldgefaßten Brille ist ein tüchtiger Geschäftsmann, ein gescheiter und geschickter Debatter, ein Fuchs — aber mit Qualitäten, auch mit Qualitäten des Charakters. Schließlich ist noch der hallenser Landesökonomierat Doktor Rabe zu nennen, gleichfalls aus den Landwirtschaftskammern hervorgegangen — ein typischer Vertreter jenes körperlich schweren und geistig beweglichen Menschenschlags, den die Provinz Sachsen in ihren kapitalistisch geschulten Landwirten hervorzubringen pflegt.

Das ist, wie man sieht, ein recht bürgerliches Milieu, nüchterne Leute, recht guter Durchschnitt — aber es fehlt der Auftrieb durch große Ideen. Bei Raiffeisen sieht es ein wenig anders aus. An der Spitze dieses Verbandes steht Magnus Freiherr von Braun, dem Herkommen nach ein veritabler ostpreußischer Junker, ein sehr gewandter Vertreter des preußischen Berufsbeamtentums. Seine Laufbahn bekam freilich 1920 einen entscheidenden Knacks, als er, damals Regierungspräsident in Gumbinnen, beim Kapp-Putsch — gleich seinem damaligen Chef, dem Oberpräsidenten August Winnig unerfreulichen Angedenkens — ein etwas schiefes Bild von der politischen Machtverteilung konzipierte, worauf man ihn zur Disposition stellte. Jene sehr interessante und mächtige „altpreußische" Korpsstudentenclique, die, in loser Fühlung zum Hugenbergkreis stehend, einen bedeutenden Einfluß auf die agrarischen Spitzenorganisationen ausübt, setzte ihn dann an

die Spitze der Raiffeisen-Organisation. Als Helfer am Werke hat er sich aus dem Reichswehrministerium einen Major a. D. namens August Schmidt verschrieben, einen Mann, der sich außerordentlich fortgeschritten vorkam, als er ein Buch über „Das Neue Deutschland in der Weltpolitik und Weltwirtschaft" schrieb. Auf der Bauchbinde, die Reimar Hobbings Verlag dem Werke mitgab, steht, schlicht, ganz schlicht geschrieben: „Wie ist Deutschland zu retten?" Herr Schmidt weiß nämlich das Rezept: durch die „Aufbauwirtschaft", die als „neue Form aus dem grünen Baume des Lebens organisch herauswächst". Und was will, bitte, die „Aufbauwirtschaft"? „Auf Niederringung des Gegners ist sie eingestellt, und weil sie das ist und Verzicht sowie Resignation nicht kennt, will sie alle Kräfte des deutschen Volkes mobilisieren, will sie die Produktion ständig vergrößern, verbessern und verbilligen, will sie die Volkswirtschaft lenkbar und damit zu einem scharfen Schwert in der Hand des führenden Staatsmanns machen." Kurz, ein munteres Büchlein. Hier sind also, wie man sieht, die „großen Gesichtspunkte" und die wahrhaft großzügigen Ideen, die in der Leitung des „Reichsverbandes" fehlten.

*

Als der Einheitsverband der ländlichen Genossenschaften gegründet werden sollte, war Klepper zunächst auf der Seite der Offenbacher, um den Widerstand der an den traditionellen „Belangen" festhaltenden Raiffeisenleute zurückzudrängen. Plötzlich, ganz überraschend, wechselte er den Partner — ging in die Einheitsfront mit Raiffeisen. Warum? Es hatte sich gezeigt, daß mit dem schwerfälligen „Reichsverband" nicht recht zu operieren war und daß die Präsidentschaftskandidatur von Hohenegg doch größere Schwierigkeiten mit sich brachte, als ihr Promotor Klepper anfänglich gedacht hatte. Diese Schwierigkeiten lagen vor allem in dem sehr tiefgehenden Gegensatz zwischen München und Regensburg, also zwischen der bayrischen Reichsverbands-Organisation unter Hohenegg und der Genossenschafts-Organisation des bayrischen Bauernvereins unter Doktor Heim. Und auf König Heim und seine Launen mußte Klepper nolens volens Rücksicht nehmen, denn der regensburger „Bauerndoktor" war (und ist) ja nicht nur eine wichtige Figur innerhalb der Bayrischen Volkspartei sondern auch, durch seinen Bauernverein, die Stütze der von Hermes geführten Bauernvereins-Organisation. Ging Heim, wegen der Kandidatur Hohenegg, in die Opposition, so hatte Klepper bei all seinen Plänen die Gegnerschaft von Hermes und den Widerstand des Zentrums zu gewärtigen ... eine sehr schwierige Situation! Man darf ja nicht vergessen, daß der neue Leiter der Preußenkasse damals, nicht zum wenigsten wegen seines Geniestreiches beim Kauf des Scheuer-Konzerns, sehr, sehr anlehnungsbedürftig war und daß ihn die Möglichkeit einer neuen politischen Gegnerschaft schrecken mußte. Heim stand dem Gedanken der Genossenschafts-Rationalisierung, die, als Vereinheitlichung, seiner Meinung nach zur Verpreußung und „Verblödung" führen müsse, durchaus feindlich gegenüber, und auch Hermes warnte schon mit erhobenem

Zeigefinger vor den „ungesunden Unifizierungsbestrebungen", die der weltanschaulichen (sprich konfessionellen) Eigenart nicht gerecht werden könnten. Wenn aber die um Hermes und Heim gruppierten Genossenschaften nicht mit in den Einheitsverband zu bringen waren, bestand dann nicht auch die Gefahr, daß gewisse andre Organisationen, etwa Teile des Raiffeisenverbandes, abspringen würden?

Sollte man mit Hermes, Heim und dem Zentrum gehen oder versuchen, mit Hilfe der öffentlichen Meinung einen Druck auf die der Eintragung widerstrebenden Bauernvereins-Genossenschaften von der Zentrumscouleur auszuüben? Klepper, vor diese Wahl gestellt, suchte die Stelle des geringsten Widerstandes: Verständigung mit dem Zentrum, Druck auf den Reichsverband. Heim erhielt die Zusage, daß auch seine Organisation, obwohl sie keinerlei Betriebsumstellungen bei der genossenschaftlichen Vereinheitlichung vorzunehmen brauchte, einen nennenswerten Betrag aus dem Fonds erhalten würde. Hermes sollte der geschäftsführende Präsident des Einheitsverbandes werden, mit einem Jahresgehalt von beiläufig hunderttausend Mark. Raiffeisen wurde dieser Front Heim—Hermes—Klepper durch gewisse Zusicherungen hinsichtlich der Wahrung seiner Tradition eingegliedert.

*

Nunmehr ging Klepper dazu über, in den einzelnen Landesteilen unter Anwendung von Drohungen — Entzug von Krediten — und durch Gewährung von Zuschüssen, die die Preußenkasse „zunächst" (das heißt bis zur endgültigen Ausgabe des 25-Millionen-Fonds) aus eignen Mitteln gab, den Zusammenschluß der Genossenschaftsgruppen etappenweise zu forcieren. Das geschah bei strenger Wahrung der Maxime, daß katholische und evangelische Kartoffeln nicht zusammengeworfen werden dürfen, daß also katholische und neutrale Genossenschaftsorganisationen nicht miteinander verschmolzen werden sollten. Unter sorgfältiger Schonung der Genossenschaftsgruppen der Bauernvereine und der alten Stammgebiete von Raiffeisen wurde die „rationale" Gliederung des neuen Einheitsverbandes von der Preußenkasse her festgelegt. Ganz Bayern sollte einen Verband bilden — bis auf den Bezirk um Regensburg, die Heimsche Reservation; ganz Ostpreußen einen Verband — bis auf das katholische Ermland; ganz Pommern einen Verband — bis auf eine kleinbäuerliche Raiffeisengruppe um Köslin; das ganze Rheinland einen Verband — bis auf eine Raiffeisen-Insel bei Koblenz, und so fort. Nachdem so die Dinge in der Provinz weitgehend vorbereitet waren, begann Klepper, in einer ganzen Reihe von Konferenzen, unter entsprechender Bearbeitung der Presse und mit einem wahren Jongleurspiel immer neuer und wechselnder Argumentationen, die Leitung des „Reichsverbandes" selbst unter Druck zu setzen. Als der „Reichsverband" der Kandidatur Hermes die Kandidatur Loë gegenüberstellte — Baron von Loë, ein Zentrumsmann, aber als krasser Reaktionär und Royalist verschrien, ist der Führer des rheinischen Bauernvereins und des rheinischen Genossenschaftsver-

bandes — da wurde von Klepper sogar der Reichsernährungsminister Dietrich in dieser Angelegenheit bemüht. In einer stundenlangen Unterredung gelang es Klepper, den Minister wenigstens soweit umzustimmen, daß er die Kandidatur Hermes befürwortete. (Die offiziöse Darstellung der Preußenkasse, wonach Dietrich den Genossenschaften von sich aus das „Kompromiß" mit der Kandidatur Hermes vorgeschlagen haben soll, ist, glatt und rund gesagt, eine Entstellung des Sachverhalts).

Schließlich glaubte Klepper, den Einheitsverband hinreichend mürbe gemacht zu haben. An einem der heißesten Julitage des heißen Sommers 1929 kam in Frankfurt am Main endlich das Kompromiß über die Personalbesetzung im Einheitsverband zustande: ein neuer Frankfurter Friede. Nach diesem Kompromiß teilen sich Reichsverband und Raiffeisen in die Besetzung des ersten Präsidiums, das auf drei Jahre eingesetzt wird, um erst dann aus dem Wahlkörper des Einheitsverbandes, sicherlich in ganz andrer Form, neu hervorzugehen. An der Spitze des sechsköpfigen Präsidiums steht, als Ehrenpräsident, der alte Papa Johannssen vom Reichsverband. Es folgen, mit gleichen Rechten, die beiden Präsidenten Hohenegg (vom „Reichsverband") und Hermes (für die Splittergruppen); ihre Vertreter sind Doktor Rabe („Reichsverband") und Freiherr von Braun (Raiffeisen). Weiter gehört Regierungsrat Gennes vom „Reichsverband" als Generalanwalt des neuen Verbandes dem Präsidium an; als seine Stellvertreter werden benannt die Herren Direktoren August Schmidt von Raiffeisen und Brenning vom „Reichsverband". Das also ist das endgültige Kompromiß.

*

Wie ist es zu beurteilen? Kleppers Versuch, Hermes zum hauptamtlichen und geschäftsführenden Präsidenten wählen zu lassen, ist mißglückt. Weiter: das Präsidium wird, natürlich mit Ausnahme des Generalanwalts, ehrenamtlich tätig sein. So ist es also nichts mit dem Gehalt von hunderttausend Mark, das Klepper seinerzeit Hermes in Aussicht gestellt hatte. Das heißt auch, daß die finanzielle Basis für diejenigen Präsidialmitglieder, die nicht gleichzeitig von einer andern Stelle des Genossenschaftsapparats als Funktionäre honoriert werden (wie Johannssen, Hohenegg, Rabe), denkbar schmal ist. Wenn der Raiffeisenverband aufgelöst wird, ist Herr von Braun ohne jede Brotstelle — und damit vielleicht weitgehend auf die Gnade der Preußenkasse angewiesen. Und wenn Hermes die Leitung der Bauernvereins-Organisation niederlegt oder niederlegen muß, was ja über kurz oder lang der Fall sein wird, so bleibt ihm (da er auch das Mandat der Polenverhandlungen losgeworden ist) nach dem Ende seiner Tätigkeit beim Enquête-Ausschuß nur noch die bescheidene Ministerpension, dazu die Aufsichtsratstantième des Scheuer-Konzerns. Somit erhebt sich die bange Frage: Wird der Präsident Hermes vom genossenschaftlichen Einheitsverband genügend Geld zum Leben haben? Und wenn nein: Was gedenkt Präsident Klepper zu tun, um sein Geschöpf Hermes weiter am Leben zu erhalten?

Henri Barbusse und die Platte „Lord help me—!“

von Ignaz Wrobel

Jack (kommt nach einer Weile zurück und setzt die Schale auf den Blumentisch). Das war ein Stück Arbeit! — (sich die Hände waschend): Ich bin doch ein verdammter Glückspilz! —

Die Büchse der Pandora

Das erste Mal, daß ich Menschenblut habe fließen sehen, und nicht das meine, das ist in der Dorotheenstraße zu Berlin gewesen. So etwas bleibt, nicht wahr: ich stak grade bei „Dusche“, meinem Schulfreund, heute ein Nervenarzt vor dem Herrn, als auf der Straße Stimmen laut wurden, wir rissen die Fenster auf, da lief ein brüllender Kerl mit großem, gelbem Schnurrbart über den Damm, er blutete im Gesicht und schrie immerzu ... Menschen strömten zusammen, es gab einen Tumult, das Gesetz erschien; laufende Schutzleute der damaligen Zeit sahen immer aus, als fiele der Staat zusammen; was dann geschah, weiß ich nicht mehr. Aber wie mein Gefühl gewesen ist — das weiß ich noch ganz genau.

Es war zunächst der große Schock, natürlich. Für uns Kinder ist ja die Haut, die das bißchen Blut von der Außenwelt trennt, nicht dünn gewesen; ein Gesicht war ein Gesicht, daran konnte man doch nichts ändern... Und nun war das auf einmal offen, zerfetzt, mißgestaltet, blutig! Ein furchtbarer Schreck.

Und dann etwas andres. Mir ist das damals nicht bewußt geworden, es kündigte sich nur dunkel an, so dunkel, wie es eigentlich bis heute geblieben ist. Ich gebe es am besten wieder, wenn ich sage: es war um einen Ton dumpfer als ein Gefühl; es regte sich etwas, das neben der Wollust wohnte, aber durch dicke Wände von ihr getrennt. Immerhin waren die Wände nicht so dick, daß die benachbarte Lust sich nicht unmerklich aufrichtete .. nein, sie wachte nicht auf, mir war das scheußlich, der Mann litt, schrie, ich wollte das nicht... aber weil in der benachbarten Gefühlskammer so ein Rumor war, legte sich die Wollust gewissermaßen auf die andere Seite, faulig, leicht geschreckt; es ging sie noch nichts an ...

Als „Blaise, der Gymnasiast“, eine Schöpfung Henri Monniers, von seinem Kameraden auf einer Bank im genfer Park sexuell aufgeklärt wird, klopfen Mägde auf einem Nachbargrundstück Teppiche. Blaise fügt hinzu: „Ich werde dieses Teppichklopfen hören, solange ich lebe.“

Ich werde diesen blutenden Mann sehen — solange ich lebe.

*

Bei Flammarion in Paris ist vor einiger Zeit ein Buch von Henri Barbusse erschienen „Faits divers“. (Die deutsche Übersetzung heißt „Tatsachen“ und ist im Neuen Deutschen Verlag, Berlin W 8, erschienen.)

„Faits divers“ ist sehr schwer zu übersetzen: es ist jene Sparte der französischen Zeitungen, in der bei uns „Lokales und Vermischtes“ zu stehen pflegt, „Aus aller Welt“ — das heißt:

wo das früher gestanden hat; heute machen ja die Umbruchredakteure, einer alten, lieben Kriegsgewohnheit folgend, jeden Mord als Schlagzeile auf der ersten Seite auf — damit das Publikum ja nicht glaube, es könne an einem Tage auch einmal nichts geschehen sein. Früher kamen die Ereignisse in die Zeitung; heute werden die Ereignisse von der Zeitung ereignet. Ja also: faits divers...

Barbusse, einer der wenigen Europäer, die es nach Björnson und außer Fritjof Nansen gibt, hat nichts weiter getan, als aus vielen Ländern, hauptsächlich aus Frankreich und vom Balkan kleine Ereignisse zu sammeln — Dinge, die in der Zeitung mit drei Zeilen abgetan werden: eine Verhaftung... der wegen Hochverrat eingesperrte X ist aus dem Gefängnis Y nach Z überführt worden .. gar nichts, wie —? Eine Hölle stinkt auf.

Alles, was er erzählt, ist wahr und authentisch.

Erstes Kapitel: „Der Krieg." Da nimmt er sich, wie es recht und billig ist, zunächst einmal seine eigene Nation vor. Das Gebrüll vom „beschmutzten Nest" zieht ja nicht mehr — es gibt nur wenige Ausländer, denen wir das Recht einräumten, Deutschland so heftig zu kritisieren, wie wir es tun. Dieses Recht muß man sich erwerben. Barbusse hätte es — er hat es nie getan. Er beginnt also mit seinem Frankreich im Kriege.

Nun gibt es da einen Zug in der französischen Armee, dem ich merkwürdigerweise noch niemals, in allen Hugengebirgen, in allen nationalen Zeitschriften niemals begegnet bin — und das wird wohl seinen Grund haben.

Die französische Heeresdisziplin ist nach allen meinen Informationen manchmal laxer als die deutsche — was die Form angeht. „Rouspéter" — „meckern" .. etwas dem deutschen Feldwebelgehirn völlig Unvorstellbares — das ist drüben in gewissen Grenzen und bei kleinen Anlässen erlaubt. „Sie gehen heute abend auf Patrouille!" — Aber nun legt der los: „Ah, mais des fois — non, mais... tout de même... ah, ça ... voyons..." Und so in infinitum. Dann geht er vielleicht doch. Oder auch nicht: wenn sich der Feldwebel das abhandeln läßt. Dieses kleine Scharmützel von Mensch zu Mensch findet natürlich nur gegen die unteren Chargen statt, aber da kräftig. Und da sagt auch keiner etwas. Der Deutsche wird dann „dienstlich" (eine der schauerlichsten Sprachschöpfungen dieses Stammes) — der Franzose nimmt das hin, er weiß: dies ist ein Ventil, überschüssiger Dampf muß heraus, und nachher funktioniert die Maschine viel besser. Soweit gut und schön.

Hat es aber geregnet, ist das Wetter schlecht, ist der Druck von oben aus irgendwelchen Gründen besonders stark, oder steht eine besondere „brute" (eigentlich: unbehauenes Holz, im übertragenen Sinne: Rohling, ungeschlachter Kerl) am Kommando: dann kann es geschehen, daß die Militärbestie zupackt. Und wenn sie drüben einmal zugepackt hat, läßt sie sobald nicht mehr los. Und dann endet es meist sehr schlimm.

Ehe ein deutscher Soldat standrechtlich von Deutschen erschossen wurde, mußte er wirklich schon allerhand getan haben. (Ich sehe hier von dem politischen Justizmord an Köbes und

Reichpietsch ab, dessen Täter zum Teile heute noch, wie zum Beispiel Herr Dobring, in Diensten dieser Republik stehen.) Vor die Gewehrläufe der Eigenen ... in Oesterreich ja, in Deutschland sehr, sehr schwer. Zuchthausstrafen, die gemeinsten Schikanen in den Strafanstalten für „Soldaten zweiter Klasse" (was ein Pleonasmus ist), alles — aber Tod: selten. In Frankreich: häufig. Nach den Feststellungen der französischen Liga für Menschenrechte, die sich — nachher — sehr verdient um die Aufdeckung dieser Verbrechen, begangen durch die „conseils de guerre", gemacht hat, scheinen etwa 6000 (in Worten: sechstausend) Menschen als „Spione", „Verräter", „Feiglinge" etcetera von den Franzosen im Laufe dieses Krieges erschossen worden zu sein. Diese Fälle erzählt Barbusse.

Einmal traf der Herr Boutegourd, als General der 51. Division verkleidet, einen Haufen Soldaten, deren Marschroute er sich nicht zu erklären wußte. „Sechs Mann raus und an die Wand!" Es gab sehr verständige, sehr anständige Offiziere seiner Umgebung, die diesen Feigling von seiner Untat abzubringen versuchten — vergeblich. Die sechs Mann wurden aufgebaut und abgeknallt. Einer wurde schlecht getroffen (so, wie es damals einem der zweiunddreißig Matrosen in der Französischen Straße geschehen ist), er entkam. Und fiel dann später. Dann ist da der Herr Mathis, der sich laut rühmt: „Zweihundert Deutsche hatten wir geschnappt, aber ich habe nur zwanzig nach hinten gebracht. Die übrigen ..." und dann eine sehr genaue Schilderung dieses ekelhaften Schlachtens; die Franzosen wollten erst nicht recht heran; sie mußten, Herr Mathis befahl es ihnen ... Dann eine gradezu grauenerregende Geschichte, und alles das gut belegt, von einem ganzen Trupp: da waren 250 (in Worten: zweihundertundfünfzig) französische Soldaten, die angeblich gemeutert hatten ... das war 1917 ... diese Meutereien sind niemals ganz aufgeklärt worden. Damals hatte die „Sûreté Générale", die französische politische Polizei, Spitzel in die Regimenter gesteckt, und wieweit die Spitzel den Brand, den sie löschen sollten, vorher noch ein bißchen schürten, wollen wir nicht untersuchen ... kurz: die zweihundertundfünfzig wurden für schuldig befunden. Sie wurden fortgeführt, durch die Nacht, man sagte ihnen nichts von einem Urteil, nichts von einer Untersuchung, nichts. „Halt." Halt. „Hinsetzen." Hinsetzen. Tiefschwarze Nacht ... „Seht mal grade aus ...!" Die Begleitmannschaften entweichen im Dunkeln ... niemand achtet darauf ... Und dann, von hinten: die Maschinengewehre. Dies sind Söhne französischer Mütter gewesen. Die Mörder auch.

Dann die Geschichte vom Soldaten Olivier Bonnoron, der 1925 als Freiwilliger nach Marokko ging, um dort die Interessen der französischen Kapitalisten zu verteidigen und auszubauen — und der unterwegs auf einem Schiff von einem tropenkollrigen und ewig besoffenen Unteroffizier erschossen wurde. Das kann vorkommen. Und dann kann vorkommen, daß das Kriegsministerium der Mutter des Soldaten einen Brief schreibt, den Barbusse wörtlich abdruckt; eine verlogene Amtsflegelei — mit einer dicken Lüge in der Mitte. „Ein Unglücksfall ..."

Dieses Kriegsministerium wird von Herrn Paul-Prudent Painlevé geleitet, noch heute, wenn ich nicht irre, irgend eine Art Ehrenpräsident der französischen Liga für Menschenrechte. Man kann ihr zu diesem Mitglied nur gratulieren. („Que voulez-vous! Il faut être en bons termes avec l'administra-a-ation!" Ja, ich weiß.)

Zweites Kapitel: Der weiße Terror. Hier wird einem schlecht.

Barbusse, der in seiner Broschüre „Was man aus Georgien gemacht hat" (ebenfalls im Neuen Deutschen Verlag) diesen Balkan-Terror ausführlich geschildert hat, gibt hier Proben. Der Rumäne Boujor, den die Rumänen eingesperrt haben, sechs Jahre lang im Halbdunkel, sechs Jahre lang zum Schweigen verurteilt, ohne Bücher, ohne Kameraden, ohne die geringste Zerstreuung, sechs Jahre. Eine Genossin, die sich als seine Geliebte ausgab, um ihn zu sehen, hat ihn gesehen. Seine erste Frage war: „Sind die Bolschewisten noch an der Macht?" Die Frau wurde gleich von der Türe gerissen. Sechs Jahre...

Die Geschichte, in der die rumänischen Emigranten die Arten der gebräuchlichen Polizei-Foltern aufzählen — man mag das nicht abschreiben, lest es selbst. Doch, lest es — es ist lehrreich, o, so lehrreich! Es sind gradezu raffinierte Martern dabei, seelische ... mit asiatischer Grausamkeit ausgedacht ... es ist ganz grauenhaft. Bewußte Übertragung von Typhus auf Gefangene ist noch eine der mildesten.

Wundert es einen, daß der König — der verstorbene Ferdinand von Rumänien — dieselbe Peitsche geschwungen hat? Es wird dort die Geschichte erzählt, wie er den Ehemann seiner Freundin, als der Krach machte, von zwei „Geheimen" auf die Erde werfen ließ; dann trat er ganz langsam auf den keuchenden Wehrlosen zu und zerdrückte die Spitze seiner brennenden Zigarre auf der Nase des Brüllenden. Es ist immerhin ein geistreicher Einfall.

So der König. Ich habe es nicht gern, wenn man über ein ganzes Volk herfällt — die Grenzen unter den Menschen laufen ja nicht so, wie dieses geistesverwirrte Europa sie auf der Landkarte gezogen hat ... sie laufen anders: quer durch die Nationen. Aber wenn man von dem unterdrückten bäurischen Proletariat Rumäniens absieht, dann darf man, und besonders aus eigner Anschauung, sagen: die Bürger, die Advokaten, die falsch französierten Beamten, die da in den Städten Rumäniens herumregieren: das ist wohl der letzte Dreck dieses Kontinents. Solche Verkommenheit mag man sich noch einmal suchen. Ich weiß nicht, wo das Haupt Europas sitzt; aber welcher Körperteil an diesem Organismus die herrschende Klasse Rumäniens ist, das weiß ich ganz genau.

Drittes Kapitel: „Et le Reste." Darunter einer der erschütterndsten Abschnitte — noch viel stärker als bei Zola —: über die Minenpferde in französischen Bergwerken. Da arbeiten Tausende und Tausende von Pferden unter Tag, bis zum Verrecken, unter den elendsten Bedingungen; ihre Hufe verfaulen, die Augen sind ausgelaufen, blind, lahm geprügelt, fast

ohne Pflege, nie einen Strahl Licht... Produktion! Produktion! Das Herz krampft sich einem zusammen. Und das ist heute noch so.

*

Und warum ist das alles so? Die Sache ist mit dem Marxismus nicht erklärt; hier steckt eine gewaltige Unterlassungssünde im Denken der Kommunisten. Hier ist noch etwas andres.

„Ich sah", erzählt bei Barbusse ein ungarischer Flüchtling, „diesen ungarischen Edelmann, immer ruhig, immer aufrecht, und eines Tages kam er an mir vorüber, er wurde zum Untersuchungsrichter geführt, und durch die Türen konnte man alles hören — ich mußte im Vorzimmer warten, bis ich dran war. Und weil er nicht lügen wollte, weil er keine „Verschwörung" gestehen wollte, keine Namen nennen, nichts, weil er nicht einmal sprechen wollte — da brachten sie ihn eben zum Schreien. Wir hörten die Säbelscheiden durch die Luft pfeifen und auf seinem Körper aufschlagen... und dann wurde es auf einmal ganz still (un brusque silence pendant lequel se faisait un travail qu'on n'entendait pas) — dann wurde es auf einmal ganz still; was sie nun machten, konnte man nicht hören. Und dann: ein entsetzlicher Schrei. Die Tür öffnete sich, schwere Stiefel polterten, dann wurde er herausgebracht. Noch vor einer halben Stunde war er so kerzengrade dahergegangen, jetzt lag er, zusammengeschrumpft, auf einer Bahre; er, der nicht hatte sprechen wollen, heulte; der Speichel rann ihm aus dem Mund. Um den Hosenbund war alles aufgerissen, sein Leib lag da nackt, und unten klaffte ein großes, rotes Loch... Der Beamte, der ihm die Hoden herausgeschnitten hatte, hatte das mit einem rostigen Messer besorgt, wie er sich nachher rühmte... „Ich hatte so eine schwere Hand an dem Tag", sagte er.

Was ist das —?

Hier, in dieser Pause, während der etwas getan wurde, was man draußen nicht hörte und was den Herzschlag des Zuhörenden in wildes Klopfen brachte: in dieser Pause ist es ganz. Es ist der tiefe Grausamkeitsdrang des Menschen, der einen gesetzlichen Ablauf findet. Diese rumänischen Beamten werden niemals einen Lustmord verüben. Sie haben das nicht mehr nötig.

Die Möglichkeit, schrankenlos und verantwortungslos Böses zu tun, steigert den vorhandenen Trieb — aber zu unterst ist er in allen. Er manifestiert sich auf zweierlei Weise: sie wollen leiden oder leiden machen, das sind Korrelate, die sich ergänzen. Es beginnt mit dem legalen und natürlichen sozialen Geltungsdrang, der in jedem Männchen, in jedem Menschen ist — die zuschauende Öffentlichkeit ist seine Geliebte, vor der der Pfau sein Rad schlägt. Unter anderm getrieben von diesem Motiv, tun sie viel Gutes und Nützliches. Steigert sich das aber, dann rühren sich die Tiefen und geraten in gärende Bewegung — Wollust, Wille zur Macht und der Trieb, zu quälen, kommen durcheinander; plakatiert wird

das als: Patriotismus, die Nation muß leben, der Klassenkampf, die Ordnung muß wiederhergestellt werden, und was man so trägt. Aber hier sitzt es; hier ist der blutige Quell dieser kollektiven Raserei. Und was masturbierende Sadisten sich ohnmächtig stöhnend in stiller Stube ausdenken, das, was sie tun möchten, wenn sie nur die Kupplerin und die Straflosigkeit bezahlen könnten: hier ist es herrliche Wirklichkeit. Hier ist: Verantwortungslosigkeit des Beamten, der ja in Wirklichkeit nie eine trägt; Straflosigkeit; Verschwiegenheit — und dazu noch die Gloriole sozialer Nützlichkeit. Hier ist alles. Wehe den kleinen Mädchen, den kleinen Jungen, den einsam auf den Feldern wandernden Schnitterinnen, wenn der Staat diesen legalen Ablauf nicht hätte: Polizei, Zuchthausbeamte und den Krieg. Hier werden Verbrechen begangen, die keine sind. Die es sind.

Dieses fürchterliche Buch ist in einem glasklaren, meisterhaften Französisch geschrieben: eine Niederdruckdampfmaschine, fast nirgends entweicht zischend die Empörung über die Untaten, ganz ruhig ist das erzählt, Grad auf Grad wird im Druckmesser des Lesers aufgespeichert, solcherart wertvolle Energien aufstauend — und während ich es lese, habe ich fortwährend einen Klang im Ohr. Es ist der Klang einer Stimme: eines Negers.

Und wenn Sie das Buch von Barbusse ganz verstehen wollen, dann kaufen Sie sich die Grammophonplatte Columbia Nummer 14 180 D. „Lord, help me!" heißt sie. Da betet der schwarze Reverend Herr J. C. Burnett zu seinem Gott. Das hören Sie sich an.

Es ist kein Kunstgenuß — es ist ganz, ganz etwas andres. Er psalmodiert; er wiegt sich in diesen monotonen Tönen, um die Gemeinde in den gewünschten Massenrausch zu versetzen — das sind uralte Mittel. Er steigert sich — er brüllt — er kreischt; zwei plärrende Frauenstimmen sekundieren. „I will tell you my sins!" Aber es ist kein Bußfertiger, der da zum Himmel schreit. Das, was Sie hören, klingt, als ob ein Mensch geschlachtet werden soll — und das soll er auch, wenn auch nur geistig. In diesen quetschenden Kopftönen erkennen Sie das ewige Schlachtfest der Menschen: es heult aus dem zivilisierten amerikanischen Bürger der Urahne heraus, der am Niger die Menschen geopfert hat; die Gongs polterten dazwischen — pom — pom — pom —, und um das Feuer tanzten die Vorfahren dieses Reverends und schrieen und brüllten und warfen Arme und Beine nach streng bewegtem Rhythmus in die Luft, sich steigernd zur herrlichen Mordlust: der da, der Geschnürte, der Feind — er soll langsam getötet, gebraten, zerstückelt und gefressen werden, auf daß man sich seine Kraft einverleibe. Und auch darum, weil dies, nach der Zeugung, das Schönste ist, das es auf Erden gibt: den Mitmenschen leiden zu machen. „Lord, help me!" Amen.

*

Selbstverständlich kommen in zivilisierten Ländern derartige Schreckenstaten nicht vor.

André Gide von Wolf Zucker

Daß die Deutschen zum Romantischen, die Franzosen dagegen mehr zum Klassischen neigen, ist eine alte Halbwahrheit und für Kunst, Literatur und Politik in ausreichendem Maße behauptet worden. Interessanter als diese Typengegenüberstellung ist die Beschäftigung mit den Außenseitern, die sich solcher Einordnung durchaus nicht fügen wollen. André Gide, dessen sechzigster Geburtstag in diesen Tagen gefeiert werden soll — was in Deutschland, wegen der Unbekanntheit dieses Autors bei uns, auf einige Schwierigkeiten stößt —, gehört zu diesen Abseitigen. Er ist, obwohl seine sprachliche Form durchaus in der Tradition wurzelt und sich von der des achtzehnten Jahrhunderts allenfalls durch ein paar Termini aus der wissenschaftlichen Psychologie oder aus dem Sport unterscheidet, Romantiker. Romantiker nicht in dem bequemen Sinne der Hugos, der Mussets, der George Sands, die aus Mangel an Idee Stoffe, Aufbauten, Drapierungen brauchten, sondern im Sinne der Schlegels, denen er in seinen Werken fast die Beispiele für eine romantische Kunsttheorie liefern könnte, die sie zu ihren Lebzeiten vergeblich gesucht haben. Die Komposition aller Romane und Erzählungen Gides ist dialektisch — eine Tatsache, die ihn von vornherein außerhalb des klassischen französischen Geistesstroms stellt und ihn französischen Biedermännern schwer verdächtig macht. Sie nennen ihn „anarchistisch", „kalt betrügerisch", „bewußt pervers", und was dergleichen Ausdrücke dieses Jargons mehr sind. In allen Angriffen auf Gide aber, ob sie nun vom Figaro oder vom Mercure de France ausgehen, kehrt der wohlbekannte Ruf nach dem Scheiterhaufen wieder für den, der die Jugend verderbe und neue Götter einführe. Diese Vorwürfe sind zwar lächerlich und unerheblich, bewirken aber, daß der Kreis der „Nouvelle Revue Française", deren Mittelpunkt Gide seit mehr als zwanzig Jahren ist, sich nur noch cliquenhafter zusammenschließt und absondert. Dies ist unerfreulich, denn ein lebendiger Nachwuchs, der sich sehr ernsthaft mit Gide auseinanderzusetzen hätte, wird so ausgeschlossen. Die Auseinandersetzung mit Gide könnte eher von Deutschland aus erfolgen; denn mit dem Romantiker werden nur die Romantiker einen guten Kampf ausfechten.

Gides Romantik ist keine Bequemlichkeit. Seine Lehrer, von denen er sie, vielleicht gegen deren Absicht, bezog, sind Nietzsche, Bergson, Barrès. Von Anfang an, im „Tagebuch des André Walter", in den „Erzählungen", im „Immoralisten" bis zur „Rückkehr des Verlorenen Sohnes" steht das schöpferische, dialektische Ich, das seine Welt aus sich heraus erzeugt, im Mittelpunkt; ein Ich, das sich aus allen Bindungen der Konvention, des Intellekts, des Gesetzes herauskämpft, um sich frei im Lebensstrom treiben zu lassen. Es ist der Triumph des subjektiven Erlebnisses, der den Anfängen Gides ihren hinreißenden Schwung, ihr bei aller Reflektiertheit romantischen Pathos gibt: „La vie intense, voilà le superbe! Que jamais l'âme ne retombe inactive!" Solche Worte hätte auch Luzindens Julius sprechen können.

Die Verabsolutierung des Subjektiven geht stets nach zwei Richtungen: auf der einen Seite verlangt sie letzte Vollendung der subjektiven Passivität, Erschöpfung des Genusses ohne Verantwortung, den Rausch, die unendliche Hingabe an das Erleben. Wollüstig genießt der „Immoralist" die Verderbnis eines Kindes, die Verwilderung eines Gutshofs, auch die Lüge. Gide selber nennt diese Freude das Unmenschliche. Andrerseits bedeutet aber die subjektive Verabsolutierung, die Lösung vom objektiven Gesetz, eine neue Verantwortlichkeit: das Subjekt wird zum obersten Richter, der zu entscheiden hat, ohne strafen zu können, der aus Verantwortlichkeit, nicht aus Laszivität, das Eingreifen scheut, der beobachtet, voraussieht, urteilt, mit subjektiver Notwendigkeit ohne objektive. Wirkung. Das ist der Onkel Eduard der „Falschmünzer". Beide Möglichkeiten des Subjektiven sind bei Gide gegeben, beide werden sogar vervollkommnet. Und zwar nebeneinander. Gerade das ist so typisch romantisch bei Gide, daß er in seinen Helden ein dynamisches Spannungsverhältnis zwischen Rausch und Verantwortlichkeit schildert. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Tendenz des Onkel Eduard gegen die moralische Falschmünzerei geht, gegen den „Geist der Sorglosigkeit", gegen den Konjunkturopportunismus. Aber gleichzeitig ist Onkel Eduard ein geistiger Voyeur, ein lüsterner Zuschauer des Lasters. Identifiziert sich Gide mit ihm? Gide läßt diese Frage ohne Entscheidung, jedenfalls hat er dem Onkel Eduard, der ja das Buch „Falschmünzer" schreibt, nicht seinen eignen Namen geben wollen.

So ist auch die Frage, ob Gide nicht ein Verderber der Jugend sei, noch einmal zu stellen, allerdings von andern Voraussetzungen aus und mit andern Konsequenzen. Wenn Onkel Eduard gerecht sein will, muß er sie bejahen. Denn das Wesentliche ist gerade, daß er durchaus den Überblick über die Verirrungen der jungen Menschen besitzt, sie jedoch niemals hindert. Seine Warnungen sind akademisch, mehr klinische Aufzeichnungen mit Theoretikerfreude am Fall, im doppelten Sinne des Wortes.

Es mag merkwürdig erscheinen, daß hier von einem Dichter und seinem Werk mit so viel theoretischen Überlegungen gesprochen wird. Aber Gide fordert dazu heraus. Sein eignes Interesse vor allem ist theoretisch. Es gibt bei ihm nicht die fortlaufende, spannende Erzählung, denn es geht ihm um die Auseinandersetzung der Ideen und nicht um Unterhaltung. Dem Kampf der Ideen schaut Gide gebannt zu, mit einer fast sinnlichen Anteilnahme. So auch ist die — wieder romantische — Einbeziehung der Gestalt des Autors als reflektierenden Raisonneurs in die Erzählung zu verstehen. In irgend einer Verkleidung spielt er selbst mit, wägt ab, denkt nach — aber er fällt keine wirksamen Entscheidungen. In den letzten Werken allerdings überwiegt deutlich die ethische Tendenz, die Forderung nach Verantwortlichkeit. Die „Schule der Frauen", eine grausam-hartnäckige Abrechnung mit der männlichen Pose, an der eine Frau zerbricht, ist verglichen mit andern Werken Gides sogar eindeutig zu nennen. Und das will viel

heißen. Denn selbst hier ist der Verurteilte, der posierende Mann, noch als eine an sich existenzfähige Möglichkeit genommen, die Gide aus sich selbst herausstellt.

Es sind reflektierende Romane, die Gide schreibt, stets noch vor der Entscheidung, Ideenromane. Diese Art der Erzählungskunst hat gegenwärtig, im Zeitalter des Reportageromans, eine schlechte Presse. Doch was tut das. Sie ist, weil stets notwendige Fragen gestellt werden, gültiger als jede noch so gut unterhaltende Literatur. Wenn die Öffentlichkeit von der Existenz dieses wahrhaft europäischen Dichters so wenig Notiz nimmt — um so schlimmer für sie.

Goethe von Arthur Eloesser

Dies ist eine Probe aus dem ersten Band von Arthur Eloessers neuer Literaturgeschichte (Verlag Bruno Cassirer, Berlin), der vom Barock bis Goethe führt.

Goethe brauchte ein langes Leben, er verlangte es von den Göttern, und er erhielt es. Wir schätzen sein Leben als sein größtes Werk; es ist uns wichtiger als das von irgendeinem Schöpfer. Goethe sagte von Raffael und von Kepler, daß sie mit dreißig und vierzig Jahren ihrem Leben ein Ende gemacht hätten; das heißt, daß sie fertig waren und keiner Wandlung mehr fähig. Als Achtzigjähriger, immer noch faustisch Forschender, Wollender konnte er das großartig leichtsinnige Wort sprechen: Was ist Gestern? Gestern ist gar nichts. Man zeigte mit abergläubigem Respekt auf Dante als den Mann, der in der Hölle gewesen war. Man steigt nur einmal in die Hölle hinab, und wer das Paradies beschrieb, wird keine neue Sonnen mehr entdecken. In Goethes Leben, namentlich in der Mitte der Mannesjahre sind Stockungen und Versteifungen, wie er auch physisch Fett angesetzt hat; aber er ist nicht nur einmal zu den Müttern hinuntergestiegen und mit neuen Geheimnissen zurückgekommen. Shakespeare hörte auf zu schreiben, legte den Zauberstab nieder, als er das Theater verließ; sein Werk war wahrhaft vollendet, und so durfte er sterben. Man tut Goethe fast unrecht, wenn man ihn als den großen Vollendeten rühmt, noch größeres, wenn man ihm den olympischen Selbstgenuß einer schicksalentzogenen, in sich beschlossenen Harmonie zuschreibt. Es war eine banale Legende, die ihn das „Mehr Licht" als Programmwort in der letzten Lebensstunde sprechen ließ, als ob er irgendein Aufklärer gewesen wäre. Viel schöner ist die Vorstellung, daß er als Sterbender geheimnisvolle Zeichen in die Luft schrieb, daß er überhaupt nicht aufhören konnte zu schreiben oder mitzuteilen, wie er es lieber nannte. Lessing wollte so oft wiederkommen, als es für ihn hier zu lernen gab, solange seine Erziehung nicht vollendet war. Goethe hatte das größere Weltbild; man traut ihm übernatürliche, mystische Kräfte zu und jenen höheren Sinn, dem das Licht tönte, der der Brudersphären Wettgesang vernommen hatte. Mit dem bißchen Moral, sagt er aus dem 18. Jahrhundert heraustretend, läßt sich doch keine große Weltansicht fassen. Natur und Naturwissenschaft hatten ihm eine organische Verbundenheit mit

der Schöpfung gegeben, eine tiefe Geborgenheit im Universum, obgleich er von den Philosophen, nicht nur von Spinoza, vor allem von Leibniz, Kant, von Schelling mehr Rat angenommen hat, als man früher zulassen wollte.

Als Denker hat Goethe keine Entscheidung getroffen, er hätte dann aufhören müssen, Künstler zu sein. Was wissen wir von Gott? Die beschränkte Wahrnehmung auf diesem Planeten versichert uns nichts als die Unmittelbarkeit göttlicher Gefühle. Goethe hatte den Sternenglauben, der noch Lessing, Wieland, Herder vereinigt. Jede Sonne, jeder Planet trägt in sich eine höhere Intention, einen höheren Auftrag, vermöge dessen Entwicklungen ebenso regelmäßig und nach denselben Gesetzen zustande kommen müssen wie die eines Rosenstockes, eines Blattes und Stieles. Im Leben jener anderen hat ein Rosenstock als Wirklichkeit und Gleichnis nicht viel bedeutet. Goethe lebte tiefer, kindhafter im Mythos, wie er selbst zu einer mythischen Figur wurde. Mythos ist Einheitswillen von Natur und Geist und läßt nur persönliche Bildungen zu, von denen jede das Geheimnis ihrer Bestimmung hat, die Aufforderung zu unendlicher Tätigkeit. Kein Wesen kann zu nichts verfallen. Goethe sprach gern im Leibnizschen Sinne von den Monaden, noch lieber von den Entelechien, für die sich keine andere Bestimmung annehmen ließe, als daß sie ewig auch ihrerseits an den Freuden der Götter als selig mitschaffende Kräfte teilnehmen dürften. Die Würde der Schöpfung ist ihnen anvertraut, sie kommen von selbst auf allen Wegen, von allen Bergen, aus allen Meeren, aus allen Sternen, und er sei gewiß, daß er noch tausendmal wiederkommen würde, wie er schon tausendmal dagewesen sei. „Wirken wir fort", schreibt der fast Achtzigjährige an den alten Freund Zelter, „bis wir vor- oder nacheinander, vom Weltgeist berufen, in den Äther zurückkehren. Möge dann der ewig Lebendige uns neue Tätigkeiten, denen analog, in welchen wir uns schon erprobt, nicht versagen. Fügt er sodann Erinnerung und Nachgefühl des Rechten und Guten, was wir hier schon gewollt und geleistet, väterlich hinzu, so würden wir gewiß nur desto rascher in die Kämme des Weltgetriebes eingreifen. Die entelechische Monade muß sich nur in rastloser Tätigkeit erhalten, wird ihr diese zur anderen Natur, so kann es ihr in Ewigkeit nicht an Beschäftigung fehlen. Verzeih diese abstrusen Ausdrücke! Man hat sich aber von jeher in solche Regionen verloren, in solchen Sprecharten sich mitzuteilen versucht, da die Vernunft nicht hinreichte und wo man doch die Unvernunft nicht wollte walten lassen."

Goethe war nicht immer gleich groß als Dichter. Seine Dichtung gleicht einem Strom, der an den Quellen mit einem ungeheuren Sturz hervorbrach, der in der Mitte des Lebens allzu streng reguliert, manchmal auch verflacht oder versandet scheint, der dann vor der Mündung eine neue ungeheure Tiefe gewinnt, eine Ruhe und eine Breite, die noch alle uns erreichbaren Erlebnisse, erwerbbaren Gedankengüter zu tragen fähig ist. Seine Existenz war durch Zeiten und Umstände begrenzt,

die er weise gebrauchte, indem er sich ihnen fügte als einer Wirklichkeit, der sich nicht entgehen läßt. Er war kein tragischer und kein heroischer Mensch, schon weil er ewig werdend in keinem Prinzip fest werden konnte, wohl aber tiefen Leidens fähig, von einer Empfindlichkeit und Zerbrechlichkeit, die sich keinen anderen Heilkräften als denen der Natur anvertrauen konnte. Der Künstler hat keinen anderen Heroismus als die Ausdauer, als die Beharrung in seinem Selbst; seine Leiden, die ihn zu zerstören drohten, sind zu Überwindungen, zu Schöpfungen geworden. Der griechische Mythos erzählt von neuen Göttern, die bedroht werden, die sich vor der Verfolgung durch Verwandlung retten, die sich aus der Erniedrigung erhöhen, zu höherer Tätigkeit und Heilswirkung umschaffen. Das Wort Spinozas Nemo contra deum nisi deus ipse war für ihn eine Erfahrung, der Friedensschluß nach den Kämpfen in seinem Dämonium, der Pakt seines schöpferischen Wesens mit dem göttlichen Wirken. Dieser Tantalus wurde zur olympischen Tafelrunde zugelassen; was man seine Heiterkeit nennt, war eine Tat, eine Erwerbung, die der Selbstlosigkeit über allen Stufen der Selbstheit, wie er einmal in der Weimarer Entwicklungszeit, im stillen Kampf mit den Drohungen, Lockungen, Erniedrigungen der Realität die Idee des Reinen preist, die sich auf den Bissen erstreckt, den er in den Mund nähme, und die immer lichter in ihm werden soll. —

Es gibt keinen Begriff, der Goethes Leben einfaßt, obgleich wir von seinem Daseinsgebrauch eine vollständigere Kenntnis haben als von dem irgendeines Menschen, der je gelebt hat. Wir können die Saaten und Ernten seiner Jahre vergleichen, die Anwendung seiner Tage, oft sogar seiner Stunden nachrechnen, die Einheit der Persönlichkeit setzt sich aus der Vielheit der Leistungen nicht zusammen; es ist als ob auch dieser bereitwillig Mitteilende, dieser aufrichtigste aller Menschen, der sich selbst als Haupttugend die Freiheit von aller Prätention nachsagt, in einer versachlichten, fast nach Schubfächern geordneten Existenz noch ein anderes esoterisches Leben verhüllte. Es gibt eine Goetheforschung, die wohl einmal an der Grenze der möglichen und wichtigen Kenntnisse anlangen wird; was darunter bleibt, werden wir, wie er sich selbst verhielt, als ein Unerforschliches verehren müssen. Man kann von ihm wissen, aber muß an ihn glauben. Es gibt einen Goethekult, den man als eine moderne Religion bezeichnen kann, weil er uns bindet, weil er die Darbringung unserer innersten Kräfte fordert, der erhaltenden und schaffenden, solange wir an unsere Bestimmung, an unseren höheren Auftrag glauben. Es kommt nicht darauf an, sein Leben zu verstehen; denn dazu müßte es als Tat und Wirkung abgeschlossen sein. Wenn es Goethe auch vergönnt war, sein Hauptwerk zu beenden, als Meister jeglichen Geschickes sein Haus gelassen zu schließen, er hinterließ ein Testament, auf das noch Jahrhunderte warten, um es völlig zu entsiegeln. Erwirb es, um es zu besitzen! Was uns, Europa, die Welt an ihn bindet in bildungsbedürftiger Unvollkommenheit und Gestaltlosigkeit, ist eine ungeheure Verantwortung und Rechtfertigung vor dem menschlichsten aller Menschen.

Kinematographisches von Rudolf Arnheim

Zu einem anständigen Kinopalast gehört auch, daß darin Filme laufen. Deswegen laufen des Abends überall Filme. Und natürlich lauter nagelneue. Noch einmal Toni van Eyck und noch einmal Gustav Fröhlich und noch einmal Lil Dagover ... Die Insel der verlornen Mädchen, Verdrängte Jugend, Der Kadett der Zarin, Schatz — wer hat dich so heftig gebräunt?, Hedwig Courths-Dieterles neues Monumentalwerk: „Wenn Seelen unter Blüten weinen", Sie sehen und hören Lee Parry in dem Monumentalfilm „Zu Füßen des Mikado", eine Filmnovelle von Karl Vollmoeller und Karl Zuckmayer nach dem bekannten Foxtrottlied: „In Yokohama nachts um elf" von Originalkomponist Egon I. Schminkowski ... dreimal in der Woche ist Premiere, und man sieht immer, immer dasselbe. Manchmal ist es hübsch, meistens langweilig, und immer dasselbe.

Selbst die Ankündigung eines neuen Russenfilms bietet keine Garantie mehr für einen schönen Abend. Gewiß, was früher Paris für die Maler war, ist heute Rußland für die Filmregisseure: die hohe Schule der Form darf man bei jedem Werk, das von Osten kommt, voraussetzen, aber die Gesinnung, die als ein sicherer Stecken und Stab die Gestaltung bis in die mindeste Einzelheit dirigierte, scheint nun zuweilen brüchig. Ressentiment von der Stange, ja manchmal: Kitsch von links herum. Alexander Room baut in seinem „Menschenarsenal" ein verdächtig malerisches Zuchthaus auf, einen amphitheatralischen Lichthof, in dessen Mittelpunkt sich ein nahezu von Fritz Lang erdachter, eifrig telephonierender Aufseher mittels eines kleinen Verkehrsturms im Kreise dreht. Der Zuchthausdirektor ist, als der Repräsentant der Gewalthaberkaste, von einem moralischen Schicksal zum Krüppel geschlagen: ein verwachsener, äffischer Zwerg hockt im Lehnstuhl, zuckt hysterisch mit den Gliedmaßen. Der verfolgte Führer der Revolutionäre ruht, wenn der Film zu Ende ist, friedlich im Kreise seiner Lieben: individuelles Familienglück als Ausgleich für die allgemeine soziale Ungerechtigkeit der bürgerlichen Gesellschaftsform — mit andern Mitteln dichtet unsre Herzmaschine Thea von Harbou auch nicht!

Ähnlich der „Giftgas"-Film von Michael Dubson und N. Sarchi. Die Verfasser haben sich geschickt akklimatisiert und, von schönen Einzeleinfällen abgesehen, in dem geruhsamen Drehstil gearbeitet, der hierzulande für die Verfilmungen der Romane von Ludwig Wolff eingebürgert ist. Es scheint, die Luft der deutschen Ateliers ist dem Zustandekommen von guten Filmen abträglich. Erstaunlich, wie sich das selbst im Äußerlichsten ausprägt, wie das Gesicht der Vera Baranowskaja, seit der „Mutter" in jedermanns herrlichster Erinnerung, glatt und ausdruckslos wird. Das Giftgas, das ein unübertreffliches Material für ergreifende, wichtige Filme abgäbe, dringt von der Leinwand nicht ins Publikum. Ein junger Chemiker trägt Krieg und Frieden in seinem Arbeitskittel: der Stoff, den er erfunden hat, läßt sich als Düngemittel und als Giftgas auswerten. Die Industriekapitäne, brutal und von schweinischer Sinnlichkeit, wie es sich gehört, wählen den Krieg und versuchen gleichzeitig die Frau des Erfinders zu vergewaltigen, während dieser, statt seine Enthüllungen in die Redaktion der ‚Roten Fahne' zu tragen, zügellos umherläuft, bis es zu spät ist und das Gas ausströmt. Und noch ehe sich der Regisseur die Zeit genommen hat, die Gaskatastrophe in einer eindrucksvollen Apotheose zu schildern, bricht, nachdem hin und wieder ein paar Leute tot zu Boden gesunken sind, seltsam verfrüht das Jüngste Gericht herein: die Toten stehen aus den Gräbern auf und schweben anklagend über die Lichtreklamen der berliner Firmen Bechstein und Kempinski. „Seid menschlich!", rufen sie, aber das Publikum eilt schon zu den Garderoben. So macht man keine Propaganda. Ten-

denzwirkungen können von einem Kunstwerk nur dann ausgehen, wenn es die Schrecken der Realität zeigt. Hier aber macht man ein Puppenspiel aus einer ernsten Sache, läßt man den mächtigen Bundesgenossen Film unausgenutzt. Mag sein, daß zur Aufführung einer gewaltigen Gaskatastrophe, etwa der Vergasung einer Großstadt, Geldmittel nötig gewesen wären, die nicht da sind, weil sie anderswo in den Mond geschossen werden müssen, aber keinen Pfennig mehr hätte es gekostet, den Gang der Handlung mitten durch die Wirklichkeit zu führen. Auch dies: Kitsch von links herum.

Eine seltsame Abart von guter Gesinnung, einen Anstand, der ganz im Thematischen stecken bleibt, konstatiert man in historischen Filmen wie dem „Napoleon" von Lupu Pick und Willy Haas. Saubere, objektive Geschichtsmalerei ohne nationalistische Verzerrung, naturgetreue Ausstattung, ausgezeichnete Schauspieler und dabei so sterbenslangweilig, daß man sich ernstlich nach Felix, dem Kater, sehnt. Filme wie dieser sind zwar in der Technik, nicht aber im Prinzip über die kleinen Wochenschaufilmchen herausgekommen, mit denen Max Skladanowsky, der dieser Tage sein fünfzigjähriges Erfinderjubiläum feiert, anno 1895 im Wintergarten die Filmkunst eröffnete. Damals waren es Wachtparaden und die Feuerwehr, heute ist es das Interesse an den Lebensstationen einer historischen Figur, aber hier wie da stammt die Konzeption rein aus dem Gegenstand. Man interessiert sich für Napoleon, nicht für Film. Man stellt den Apparat, der noch dazu eine merkwürdig flaue Photographie liefert, vor die Schauspieler, und zufällig im Blickfeld der Linse entrollt sich ein Stückchen Trauerspiel.

Das entgegengesetzte Extrem findet man am reinsten bei den Franzosen. Durch fast die ganze französische Filmproduktion geht ein Zug von unlebendiger Kunstgewerblichkeit: im Freudentaumel über die Entdeckung raffinierter Filmmittel zerstückelt und verstümmelt man die Inhalte. Selbst so gute Filme wie Charles Dreyers „Johanna" und Jean Renoirs „Nana" riechen penetrant nach Kulisse. Einer schönen weißen Wand, einer verblüffenden Einstellung zuliebe verwässert man kräftigen Extrakt mit abstrakter Ornamentik, und daraus erklärt sich das merkwürdig Gespenstische aller dieser Arbeiten, das dann in den Spitzenleistungen zu einem großen, unnaturalistischen Stil wird. Eine Sonderveranstaltung der Staatlichen Kunstgewerbebibliothek brachte neulich einen französischen Kurzfilm „Boxkampf". Mit der brillantesten Technik des Übereinanderkopierens, mit der überraschenden Verwendung von Negativen, von Detailausschnitten und absurden Einstellungen werden da einem Naturvorgang optische Muster abgelauscht, die vom Sinn des Inhalts nichts übrig lassen. Nichtsdestoweniger geschieht heute in diesem Lager das Wichtigste für den Fortschritt der Filmkunst. Dort werden Forschungsreisen in das unbekannte Land der Filmmittel unternommen, von deren Ausbeute die Künstler der Zukunft zehren werden. Ja es kommt dabei zu so bedeutenden Dingen wie den Anfängen einer völlig irrationalen „Filmlyrik". Der holde Irrsinn der Ballade „La petite Lili" von Cavalcanti und das phantastische Traumstück von René Clair „Entreacte" sind dafür Beispiele. Zwei riesenhafte Augen blicken aus den Wellen eines Sees, der Gazerock einer Tänzerin entfaltet sich, von unten durch ein Glas und mit der Zeitlupe aufgenommen, wie ein Blütenkelch, ein Kamel zieht einen Leichenwagen — das sind unanalysierbare Metaphern wie aus einem Gedicht von Gottfried Benn.

Ihren Gipfel erreicht diese Produktion in René Clairs „Le Chapeau de Paille d'Italie" (Der Florentinerhut), wohl der einzigen europäischen Filmkomödie, die wir Chaplin entgegenzusetzen haben. Hier ist der Reiz eines Formmotivs, der grotesken bürgerlichen Kleidung der neunziger Jahre, zum Anlaß geworden, um die unnatürliche, tra-

gisch-schmuddlige Moral einer Überspießerepoche durch ihre äußerlichen Kennzeichen bis ins Tiefste zu charakterisieren. Die belanglose Sitte, daß eine Dame nicht ohne Hut über die Straße gehen dürfe, wird mit grandioser Gewaltsamkeit in den Mittelpunkt eines riesenhaften Tumults gezerrt. Viele lange Akte füllen sich mit malerischen Konflikten, die in nichts anderm bestehen, als daß jemandem seine Stiefel zu eng sind, daß ihm der gegipste Schlips rutscht, daß ein weißer Handschuh abhanden kommt. Eiserne Jungfrauen, in benagelte Hemden gezwängt, ein phantastischer Staatsstreich des Drum und Dran, der Heiratszeremonien, der Quadrille, des Zwickers, der ehelichen Treue, des Unterrocks. Ein Arsenal gelbsüchtiger, verbogener, ungelüfteter, eingezwängter Zivilisationstypen, mit denen verglichen die Dirnen von Otto Dix Elidamädchen sind. Das ist der Weg von geschmäcklerischer Augenweide zu großer Kunst.

Die einen kommen von der Form, die andern von der Natur. Die einen stilisieren die Möglichkeiten des Ateliers, bis ein Zerrspiegel des Wirklichen entsteht, die andern erhaschen in der trivialsten, unkünstlichsten Wirklichkeit Kleinigkeiten, in denen das Ganze steckt: die überraschende Geste eines unbeobachteten Menschen, den Glanz des Lichts auf einem schmutzigen Bottich. Ein kleiner Film, „Markt in Berlin" von Wilfried Basse, gibt ein sehenswertes Beispiel solch geschickter Reportage. Es sind kluge Augen, die da der Mutter Natur Filmeffekte stehlen. Unversehrt von den Vorurteilen mit Quecksilberlicht geblendeter Fabrikanten, ohne starre Prinzipien für das, was man tun dürfe und was nicht, ohne Rezepte in der Tasche geht ein junger Mann mit einer handlichen Federwerkkamera unbemerkt durch das Gewimmel der Marktbuden, faßt hier ein grämliches Hausfrauengesicht, dort das fixe Gestikulieren eines Händlers, den samtigen Schatten unter einer Zeltbahn, das Blinken feuchter Pflastersteine. Zeigt einen Reichtum der Pantomimik und der Staffage, an dem unsre Spielfilmregisseure vorübergehen, weil sie in den stumpfsinnigen Betrieb einer Vergnügungsindustrie eingespannt sind, nach deren Musterkollektion sie eingeführte Marktware zu produzieren haben. Diese entsetzliche Inzucht, die jede frische, originelle Kraft abstumpft oder von vornherein fernhält, beraubt uns erlesener Genüsse, die nicht etwa deshalb unterbunden werden, weil sie zu kostspielig sind sondern weil die Indolenz unsympathischer Grossisten keine Notwendigkeit zu Anstrengungen sieht, wenn das Geschäft auch so geht.

Als Beispiel, in welchem Geist heute Filme fabriziert werden, zum Schluß eine kleine Geschichte. Neulich fand die Uraufführung eines Tonfilms „Der Günstling von Schönbrunn" statt, den der Regisseur Erich Waschneck für die Greenbaumfilmgesellschaft im Emelkakonzern gedreht hatte. Dieser Film war als stummer Film angelegt und fertiggestellt worden, aber nachdem er geschnitten war, dekretierte die Gesellschaft, daß er aus geschäftlichen Gründen in einen Tonfilm umgearbeitet werden müsse. Zwecks Einlegung von Dialog- und Gesangsszenen sollten vierhundert Meter — also etwa ein Sechstel der Gesamtlänge! — aus dem fertigen Film herausgenommen werden. Der Regisseur weigerte sich, und so griffen Andre zur Schere, eliminierten ganze Szenen und verunstalteten dadurch den Gang der Handlung; kürzten die einzelnen Einstellungen und verstümmelten so an unzähligen Stellen, was der Regisseur nicht ohne Absicht zusammengesetzt hatte. Die Darsteller des Films ergingen sich in der neuen Fassung mitten im Ablauf der Handlung in unmotivierten Tobis-Gesängen, und die eingestreuten Dialoge wirkten derart dürftig, daß sie nach der Premiere wieder herausgenommen werden mußten. Der Regisseur hätte seine Arbeitsmöglichkeiten bei der ganzen Industrie in Frage gestellt, wenn er gegen diese Verwüstungen vor der Uraufführung öffentlichen Protest eingelegt hätte.

So war er gezwungen, vor dem großen Publikum und der Kritik ein ziemlich blamables Machwerk mit seinem Namen zu decken.

Es braucht hier nicht diskutiert zu werden, wieviel Waschnecks Film in der ursprünglichen Fassung wert ist. Alle Tage passiert andern, schlechteren und besseren Regisseuren dasselbe wie diesem, ohne daß sie sich dagegen wehren könnten. Allzu typisch ist die unbedenkliche Brutalität, der völlige Mangel an Respekt vor der Einheitlichkeit einer künstlerischen Arbeit, die kritiklose Gier nach der Novität, die dann nachher oft durchaus nicht zu den erhofften Kassenerfolgen führt.

Wenn allabendlich so viel trostloses und stumpfsinniges Zeug über die Leinwände läuft, so darf man neun Zehntel der Schuld daran ruhigen Herzens der Industrie in die Schuhe schieben.

Die Besetzung von Theobald Tiger

Es haben die deutschen Filmdirektoren
noch niemals die Schnur ihres Handelns verloren;
drum merke sich jeder junge Adept
das folgende Besetzungsrezept:
Wenn du elegant brauchst,
nimm Paul Otto;
wenn du brutal brauchst,
nimm Homolka;
wenn du Seelchen brauchst,
nimm die Bergner;
wenn du berlinisch brauchst,
nimm Graetz;
wenn du dämonisch brauchst,
nimm Veidt;
wenn du gar nichts brauchst,
nimm Liedtke —
Spezialisten für Tränen, Spezialisten fürs Lachen.
Und nie darf einer was andres machen
als das, womit er schon ein Mal gewirkt.
Die Ressorts sind säuberlich abgezirkt:
Nummer IV, Nummer III, Nummer II, Nummer I —
jeder seins.

Dies Verfahren scheint mir aber — das seh ich —
auch auf andere Gebiete ausdehnungsfähig.
Man kann, um seine Geschäfte zu stärken,
sich folgende Dienstanweisung merken:
Wenn du Heereslieferungen brauchst,
schwenk Fahnen;
wenn du ein Mädchen brauchst,
nimm Seele;
wenn du Steuern brauchst,
sag: Frankreich;
wenn du junge Aktien brauchst,
sag: Wirtschaft;
wenn du Rührung brauchst,
nimm 's Mutterl . . .
wenn du Rache brauchst,
nimm einen Richter —
So hast du für alle Lagen des Lebens
stets etwas parat und kämpfst nie vergebens.
Der Mittel sind viele in den Kulissen . . .
man muß sie nur anzuwenden wissen.
Nummer IV, Nummer III, Nummer II, Nummer I —:
jeder seins.

Poetae laureati von Harry Kahn

Nobelpreis 1929

„Bald fehlt einem der Becher, bald fehlt einem der Wein", soll Hebbel ausgerufen haben, als ihm die Nachricht, der Schillerpreis sei ihm verliehen worden, ans Sterbebett gebracht wurde. Beinahe wäre Arno Holz in die Lage gekommen, diesen schmerzlich resignierten Ruf zu wiederholen: hätte ihn der Tod ein paar Wochen später von seinem Nierenleiden erlöst, so wäre ihm wahrscheinlich in diesem Jahr als erstem deutschen Nachfolger Hauptmanns, den er zeitlebens als seinen Epigonen betrachtete, der lang erwartete, nie erreichte Nobelpreis zu Teil geworden. Und vielleicht hätte solche ihm in letzter Stunde noch gewährte Befreiung von der Sorge um die hinterlassene Familie seinem immerwachen Spott den Stachel genommen, mit dem er die späte Kunde aus Stockholm gewiß begrüßt haben würde. Nun ist der klangvolle und klingende Preis also Thomas Mann zugefallen. Auch der ist in den letzten Jahren jedes Mal genannt worden, sobald der kritische Novembertag herannahte, an dem vor einem Dritteljahrhundert der um die menschliche Kultur so besorgte Erfinder ihres furchtbarsten Zerstörungsmittels gestorben ist. Aber anscheinend war Deutschland erst diesmal „dran". Das Stockholmer Komitee hält mit dem Literaturpreis, für den eine reichhaltigere Auswahl an Kandidaten besteht als an Würdenträgern der Wissenschaften, geschweige an preiswürdigen Friedensförderern, ersichtlich einen gewissen Länderturnus ein, dem, zumindest seit dem Weltkrieg, politische Einflüsse und Einflüsterungen nicht ganz fremd sind. Da nun also wieder einmal Deutschland an der Reihe war, so kam, da Stefan George (wenn dieser Name den schwedischen Herren überhaupt ein Begriff ist) mit priesterlicher Gebärde abgewinkt haben dürfte, nur Thomas Mann in Betracht. Über diese Wahl kann man sich, jenseits alles Kultur-Chauvinismus, nur freuen. Wer im Heute nicht einseitig die Wurzel des Morgen sondern in erster Linie die Frucht des Gestern sieht, kann der Lebensarbeit dieses Dichters die höchste Achtung und Bewunderung nicht versagen. Daß die Problematik des Werdenden bei ihm zurücktritt vor der Tradition des Gewordenen, darf die Ehrfurcht vor einem Künstler nicht schmälern, der tiefer als die meisten seiner schaffenden Zeitgenossen die verpflichtende Wahrheit begriffen hat, die ein ihm in der geistigen Anlage sehr verwandter Dichter, der verstorbene Leo Greiner, in diesen Blättern einmal so ausgesprochen hat: „Form ist Sittlichkeit". Thomas Mann hat mit einem menschlichen und künstlerischen Verantwortungsgefühl, das in unsern Tagen kaum seinesgleichen hat, den seelischen Bestand durchforscht, erkannt und aufgezeichnet, mit dem der deutsche Mensch in die vermutlich wichtigste Epoche der neuern Geschichte eingetreten ist. Das ist ein Verdienst, dessen historischer Wert vielleicht größer ist als sein literarischer, um dessentwillen er jedoch unbedingt als einer der stärksten Repräsentanten des europäischen Geisteslebens dieser Zeit zu gelten hat und noch lange gelten wird.

Des Kaisers Soldaten.

Hermann Essig war kein repräsentativer, aber er war ein exemplarischer Deutscher. Den Nobelpreis hätte der im Krieg Gefallene wohl nie bekommen; aber, mit mehr Berechtigung als mancher nach ihm ein einziges Mal, wurde er zwei Mal mit dem Kleistpreis ausgezeichnet. Er gehört zu einem Dichtertypus, den die andern Kulturvölker, zumal von der Bühne her, kaum kennen, der aber bei uns in solcher Häufigkeit auftritt, daß man ihn als eine ausgesprochen deutsche Spezies bezeichnen darf. Dramatiker, deren formende Hand ihrem brennenden Herzen und brausenden Hirn nicht zu folgen vermag; deren Ausdruckskraft der Fülle oder Wucht ihrer Visionen nicht gewachsen ist. Bei Essig, dem kleinsten allerdings in der Reihe, die von Kleist und Grabbe bis zu Barlach und Jahnn reicht, wird die Diskrepanz und Dissonanz schon an seiner Diktion deutlich hörbar, „Themata von Hodler in Thumanns Sprache", schrieb S. J. vor zehn Jahren. Das trifft in der Proportion; aber in der Charakteristik stimmt es nicht. Mit Hodler hat Essig kaum mehr zu tun als mit Auerbach oder Anzengruber, denen man ihn auch an die bäuerlich zugeschnittenen Schöße ihres Bürgerrocks gehängt hat. Essig macht keine hohl monumentalisierten Figurinen sondern so bis zum Platzen gefüllte Gestalten, daß ihre Konturen sich ins Skurrile verbeulen und verbuckeln. Essig war kein Schreibtischler und kein Sommerfrischler; er war von Bauern geboren, hat sein halbes Dasein lang unter ihnen gelebt und gelehrt. Vom Bauern her, der noch der halbwegs ursprüngliche Mensch ist, noch nicht verbildet und verhüllt von Kultur und Konvention, stammt seine Kenntnis und Erkenntnis der Menschennatur. Es war nicht schön, was er da sah; und er dachte nicht daran, es zu beschönigen. Sondern er versuchte es darzustellen, so roh, so stur, so toll, wie er die Menschen sich gebärden sah, Spielbälle ihrer Triebe, Opfer ihrer selbstgeschaffenen Einrichtungen. Wie der dumpfe und stumpfe Egoismus des Individuums aufbegehrt gegen den ebenso dumpfen und stumpfen Mechanismus der Institution, bis es Blut und Tränen setzt, das ist der eigentliche Inhalt der drei Akte von „Des Kaisers Soldaten", die weder pazifistisch noch militaristisch gemeint sind. Daß das Blut nur aus einem abgehackten Daumen spritzt und die Tränen lediglich einer feschen Ulanenuniform nachfließen, das erweist Essig als den echten Tragikomiker, der Trauer und Grauen des Lebens am stärksten in der Lächerlichkeit und Jämmerlichkeit seiner Manifestationen erlebt. Wenn Stroheim einmal um einen Filmstoff verlegen ist, so mag er sich (von Oesterheld & Co) dieses Stück kommen lassen; Essigs Menschendarstellung hat mit seiner nicht wenig gemeinsame Züge. Für die Bühne (des Schillertheaters) war Fehling der rechte Regisseur. Er legte eine von allen Lyrismen entleerte, dafür mit geistiger Leidenschaft geladene Vorstellung hin, deren schauspielerisches Gelingen noch höher anzuschlagen ist, weil sie ohne alle Prominenten auskam. Dafür wurden Leute von begrenzter oder noch kaum erschlossener Begabung — Hans Rehmann und Renate Müller etwa — zu bisher nicht erreichten Leistungen gesteigert.

Satyrspiel

Wir haben im vorigen Jahr freundlich geschmunzelt über Edouard Bourdets statirısch angesäuertes Lustspiel „Soeben erschienen", das enthüllte, wie man in Paris preisgekrönter Romancier wird. „So gehts in Frankreich zu, eh du mon dieu, mon dieu", trällerten wir frei nach Frank Wedekind vor uns hin, in dem erhebenden Bewußtsein, daß dergleichen bei uns völlig unmöglich sei. Bei uns geht so was mit rechten D.ngen und nur nach bestem Wissen und Gewissen zu. Es handelt sich doch um die Förderung der Kunst, und das ist eine ideale und seriöse Sache. Aber bei dieser idealen und seriösen Sache werden auch in deutschen Landen recht muntere Dinger gedreht, und wenn der Idealismus unserer Kunstförderer nicht grade mit der Kasse anfängt, so hört er doch meist vor ihr auf. Da ist z. B. der Fall des Dichters Alfred H. Unger, der jüngst den Preis erhalten hat, den die prominenten Theaterdirektoren Berlins stifteten (oder sich stiften ließen?), als sie plötzlich erkannten, daß etwas zur Hebung der deutschen Dramatik geschehen müsse. Man kann der Ansicht sein, daß es dafür noch andere Mittel gibt: man könnte sich etwa denken, daß es das ganze Metier heben und damit auch die Produktion beleben müßte, wenn in Direktions- und Dramaturgen-Büros weniger Versprechungen gemacht, die gemachten aber eingehalten, wenn Entscheidungen rascher getroffen, die getroffenen auch beachtet würden, kurz: wenn zuerst einmal das Vertrauen in die maßgebenden Faktoren des berliner Theaterbetriebs gehoben würde. Aber dieses Vertrauen muß immer tiefer sinken und mit ihm das Niveau des ganzen Betriebs, wenn jene Instanzen sich nicht einmal mehr bemüßigt fühlen, die Zusagen einer öffentlichen Auslobung einzulösen. Die prominenten Herren Ausschreiber und Preisrichter hatten versprochen, das von ihnen zu krönende Drama in einer ihrer Bühnen aufzuführen. Wo aber kam das nicht ohne einige Verzögerung gekrönte Stück heraus? Im Deutschen Schauspielhaus des sehr anständig und rührig arbeitenden Herrn von Ostau, das bloß einen Mangel hat: nämlich den eines Publikums. Den andern Herren war das Stück nicht genehm, weil es, in einem aufgerissenen Etagenhaus eine Reihe von Menschenschicksalen ineinanderschlingend, als eine szenische und stoffliche Dublette von Bruckners „Verbrechern" wirkt. Ganz davon abgesehen, daß Verfasser und Verleger für „Menschen wie du und ich" die Priorität vor „Verbrecher" in Anspruch nehmen, — das Stück des immer noch nicht enthüllten Pseudonymus war längst gedruckt, wurde sogar noch aufgeführt, als das Ungersche beim Preisrichterkollegium vorlag. Man darf also wohl fragen: Warum haben die Herren Praktiker ihm den Preis zuerkannt, wenn sie sich dann von den praktischen Folgen ihrer Entscheidung drücken müssen? Mit der Auszahlung des Geldpreises unter gleichzeitiger Desavouierung des gekrönten Werks haben sie nur des begabten jungen Dichters Gläubigern genutzt, die ihm den größten Teil der zehntausend Mark jetzt weggepfändet haben. Die Tantièmen, die er aus dem dem großen Publikum fast unbekannten Theater hinterm Bahnhof Zoo herausziehen wird, werden ihn schwerlich dafür entschädigen.

Früchte aus Palästina von Morus

Laß alles beiseite, was du an Bibelstunden- und Bädekerbildung mitschleppst: daß dies das Grab Rahels ist und dort die Jungfrau Maria auf der Flucht einen Tropfen Milch verlor (wofür man ihr eine Kapelle baute), daß hier Jesus den Schiffbrüchigen erschien und da der Fisch den guten Jonas verschlang. Geh so unsentimental durch das Land, als ob es der Kreis Schwiebus wäre. Ich weiß schon, das ist falsch. Denn alle, die hierherkamen, von den Kreuzfahrern bis zu den schwäbischen Templern, die sich, mit arabischen Arbeitern, sehr hübsche Wirtschaften geschaffen haben, und bis zu den jüdischen Herzlianern, hatten den Blick rückwärts gewandt. Aber Motive sind noch kein Maßstab. Wenn der Zionismus mehr sein will als eine Sektiereridee, muß er sichs gefallen lassen, mit Allerweltsmaßstäben gemessen zu werden.

Was also hat er in Palästina zuwege gebracht? Zunächst: ein Fiasko der Zahl. Während unter großen Zubußen hunderttausend Menschen nach Palästina gingen, sind in derselben Zeit Millionen Juden, ohne Hilfe von draußen, nach Amerika ausgewandert. Aber auch von denen, die glücklich in Jaffa oder Haifa gelandet sind, ist nur ein kleiner Teil in dem Sinne bodenständig geworden, in dem es sich die Zionisten anfangs dachten. Der Plan, aus Palästina ein jüdisches Bauernland zu machen, ist gescheitert. Die große Mehrzahl der Einwanderer ist, freiwillig oder unfreiwillig, in den Städten hängen geblieben oder hat sich neue Städte geschaffen. Von den 160 000 Juden, die jetzt in Palästina leben, wohnen etwa 35 000 auf dem Lande, die Handwerker und Händler in den Dörfern mitinbegriffen. Und unter den wirklichen Landwirten und Landarbeitern stellen die alten Rothschildschen Siedlungen noch immer eine beträchtliche Gruppe. Für die Hunderttausend, die nach dem Kriege unter zionistischer Ägide einwanderten, sind nur 4500 ländliche Siedlungsstellen geschaffen worden. Rechnet man die Familienangehörigen hinzu, so hat knapp jeder Fünfte ein Stückchen Land gefunden. In Sowjetrußland ist inzwischen, mit viel weniger Aufhebens, die dreifache Zahl jüdischer Städter als Bauern angesiedelt worden. Allerdings darf in Rußland die Siedlung noch nicht 4000 Mark kosten, in Palästina kostet sie 20 000 Mark.

Auch für die Zukunft sind die Siedlungspläne arg zusammengeschrumpft. Man rechnet damit, daß, wenn es gut geht, dreißig Prozent der Einwanderer auf dem Lande und siebzig Prozent in den Städten untergebracht werden. Die Juden werden also auch in Palästina das städtische Element bilden, während die Araber die Landbevölkerung stellen. Auch von den zwei Millionen Menschen, die in Palästina eine Heimstätte finden könnten, hört man nichts mehr. Das reale Ziel des nächsten Jahrzehnts ist, die jetzige Zahl zu verdoppeln, so daß die Juden dann annähernd ein Drittel der gesamten Bevölkerung wären. Diese Dreihunderttausend will man möglichst auf zwei Abschnitte konzentrieren, auf einen Landstreifen in der Nähe der Küste, wo man jetzt mit dem Bau von Orangenplantagen

beginnt, und im Emek Jesreel, einem Tal, das sich zwischen nackten Bergen im Norden des Landes von Haifa aus hinzieht. Nimmt man alles zusammen, so kommen vielleicht drei, vier preußische Landkreise heraus.

Man muß sich in diese Größenordnung erst einmal hineinfinden, um alles weitere zu verstehen. Auf so beschränktem Raum kann sich auch eine Zentralverwaltung noch um alle Einzelheiten kümmern und dafür Sorge tragen, daß in dieser Siedlung eine Zisterne erneuert und in der andern eine Scheune gebaut wird. Im ganzen hält sich die Zentrale klug zurück und überläßt den Siedlern, nachdem sie einmal installiert sind, das Weitere.

Die leisten Erstaunliches. Ich möchte nicht in den Ghettoton verfallen, der hier häufig mitschwingt, und nicht bei jedem Nagel, der eingeschlagen wird, in helle Bewunderung darüber ausbrechen, daß Juden sogar einen Stall zurechtzimmern, daß Juden sogar Orangen pflanzen, daß Jüdinnen sogar Kühe melken können. Es hat schon größere und schwierigere Kolonisierungswerke gegeben als dieses, bei dem die Pioniere immerhin tausend Pfund mit auf den Weg bekommen. Kanada, Südamerika, Australien zu besiedeln war gewiß auch kein Vergnügen. Sie sind zum großen Teil ebenfalls von Menschen urbar gemacht worden, die aus einem andern Klima kamen und bis dahin Städter waren. Aber trotzdem bleibt die Leistung der jüdischen Siedler in Palästina eine Tat. Mitten in einer Wüste, mitten im Schmutz und Phlegma des Orients haben sie eine europäische Insel geschaffen, die sich sehen lassen kann.

Ein Teil der Siedler hat seine Eigenwirtschaften, ein anderer Teil ist in Dorfgenossenschaften zusammengeschlossen, produziert gemeinsam, nach einheitlichen Wirtschaftsplänen, und teilt den Ertrag unter sich gleichmäßig auf. Was in Rußland, nach zwölf Jahren Sowjetregime, jetzt in großem Maßstab eingeführt werden soll, ist hier, in der Nußschale, schon seit langem verwirklicht: Agrarkommunismus als moderne Betriebsform.

Was sich besser bewährt hat, die individuelle oder die gemeinschaftliche Wirtschaftsführung? Man erhält keine eindeutige Antwort. Die Verwalter der beiden zentralen Siedlungsfonds sind nicht Sozialisten, lassen aber den sozialistischen Siedlern ohne Ranküne Spielraum und enthalten sich vorsichtig eines entscheidenden Urteils. In den Gemeinschaftssiedlungen, den Kwuzahs, selbst, ist man zufrieden und weist mit genauer Buchführung nach, daß der Ertrag nicht schlechter ist als im Einzelbetrieb. Ein paar Kwuzahs sind indessen zur individuellen Betriebsform übergegangen. In den früher gemeinsamen Obstgärten hat nun jeder seine vier oder sechs Bäume und im Kuhstall seine beiden Kühe. Ich habe die abtrünnigen Kwuzah-Leute befragt, weshalb sie auseinandergegangen sind. Der Eine: „Die Frauen vertrugen sich nicht." Ein andrer: „Ich wollte mir für meine Kinder noch ein Zimmer zubauen." Ein Dritter: „Ich dachte, ich werde mehr verdienen, wenn ich meine Milch allein verkaufe." Im ganzen kann man wohl sagen, daß es weniger auf die Gesinnung als auf das Alter ankommt.

Die jungen Einwanderer, zwischen zwanzig und dreißig, fühlen sich in der Kwuzah sehr wohl, nach dreißig, mit Familie, wird es manchem unbequem. Der Beweis ist aber erbracht worden, daß es so und so geht und, da niemand an der Existenz der individuellen Bauernwirtschaft gezweifelt hat, daß auch die Gemeinwirtschaft auf dem Lande möglich ist.

Freilich hat die zionistische Zentrale versäumt, der Gemeinwirtschaft da einen Platz zu sichern, wo die Chancen am besten sind: im Plantagenbau. Die großen Orangenanlagen gehören dem englischen Chemie-Lord Melchett, dem newyorker Warburg, dem ungarischen Multimillionär Mauthner. Die Zionisten sind froh, daß sich nun auch jüdisches Großkapital nach Palästina zieht und ohne die Sammelbüchse ein paar Millionen ins Land fließen. Lord Melchett, in seiner voradligen Zeit Alfred Mond, ein Zionist ohne Gêne, hat auch die größte palästinensische Apfelsinenhandlung ‚White & Sons' aufgekauft und will im Heiligen Lande eine Insektenpulverfabrik errichten — Sektenpulver wäre in diesem Lande vielleicht noch nötiger. Insgesamt, schätzt man, wird er eine Million Pfund investieren.

Das ist stattlich. Aber trotz alledem sehe ich noch nicht den Springbrunnen, der das Land dauernd befruchtet. Schließlich ist auch der Leiter der Imperial Chemical Industries kein Limonadenfabrikant. Lord Melchett ist ein Mann gegen die Siebzig, seine Familie ist zionistisch völlig desinteressiert und könnte morgen schon vorziehen, sich statt der palästinensischen Orangengärten ein neues Fideikommiß in Old England zu kaufen. Es fehlt noch an Großunternehmern, die nicht mit dem guten Herzen sondern mit dem Rechenstift in der Hand sich für Palästina interessieren. Das Bankwesen ist — hört, hört, in einem Judenstaat — kümmerlich entwickelt. Es gibt weder Hypotheken- noch Gründungsbanken von einigem Belang. Es gibt keine Spezialindustrie wie etwa in Ägypten die Zigarettenindustrie, die einem raschen Bevölkerungszuwachs eine wirtschaftliche Basis bieten könnte. Das einzige großzügige Projekt, die Gewinnung von Kali aus dem Toten Meer, steckt noch im allerersten Versuchsstadium. Keiner vermag einem eine Kalkulation vorzulegen, aus der man ersieht: hier wird etwas; aber viele zweifeln daran, daß überhaupt etwas daraus wird.

Alles, was hier geschieht, ist einstweilen so klein, daß auch gescheite und weitblickende Menschen allmählich Provinzaugen bekommen haben. Die Errichtung einer mittleren Zementfabrik gilt bereits als eine Haupt- und Staatsaktion. Als Nationalheld der palästinensischen Wirtschaft wird Pinchas Ruthenberg verehrt, der Mann, der in die jüdische Heimstätte das elektrische Licht legt. Ruthenberg, ein Ingenieur aus Petersburg, hat sich, lange vor dem Kriege, eifrig als russischer Sozialrevolutionär betätigt und soll bei der Ermordung Rasputins erfolgreich mitgeholfen haben. Seither hat sich sein Tatendrang in anderen Gleisen bewegt. Mit Hilfe der englischen General Electric hat er in den größeren Städten Palästinas hübsche, saubere Kraftstationen gebaut, und überall sieht man auch schon die Masten, die künftig die Elektrizität von einer Über-

landzentrale aus verbreiten sollen. Sicherlich eine anständige technische Arbeit. Aber nichts Außergewöhnliches. Oder hat man in der Provinz Palästina vergessen, daß immerhin die AEG von den Juden Rathenau und Deutsch geschaffen worden ist, daß Ruthenbergs Protektor, der Leiter der englischen General Electric, Sir Hugo Hirst, früher schlicht und simpel Hugo Hirsch hieß, daß der genialste Kopf in der amerikanischen General Electric der russische Jude Sarnoff, der Präsident der Radio Corporation, ist?

Nein, ich bedaure sehr: diese Heldenverehrung vermag ich nicht mitzumachen. Die große jüdische Unternehmerleistung auf palästinensischem Boden ist noch nicht sichtbar. Was bisher erreicht worden ist, ist das Werk hervorragender Agitatoren, milder Gaben und sehr harter Arbeit. Die Früchte aus Palästina sind noch nicht reif. Sie schmecken noch reichlich bitter.

Gedanken beim Überfahrenwerden von Erich Kästner

Halt, mein Hut! Ist das das Ende?
Groß ist so ein Autobus.
Und wo hab ich meine Hände?
Daß mir das passieren muß.

Arthur wohnt gleich in der Nähe.
Und es regnet. Hin ist hin.
Wenn mich Dorothee so sähe!
Gut, daß ich alleine bin.

Hab ich die Theaterkarten,
als ich fortging, eingesteckt?
Pasternack wird auf mich warten.
Der Vertrag war fast perfekt.

Ist der Schreibtisch fest verschlossen?
Ohne mich macht Stern bankrott.
Gestern noch auf stolzen Rossen.
Morgen schon beim lieben Gott.

Bitte, nicht nach Hause bringen.
Dorothee erschrickt zu sehr.
Wer wird den Mephisto singen?
Na, ich hör ihn ja nicht mehr.

Und ich hab natürlich meinen
guten blauen Anzug an.
Anfangs wird sie furchtbar weinen.
Und dann kommt der nächste Mann.

Weitergehen! Das Gewimmel
hat doch wirklich keinen Sinn.
Hoffentlich gibts keinen Himmel.
Denn da passe ich nicht hin.

Das Begräbnis erster Klasse,
mit Musik und echtem Sarg...
Dodo, von der Sterbekasse
kriegst Du zirka tausend Mark.

Andre würden gerne sterben.
Noch dazu in voller Fahrt.
Nur die Möbel wirst Du erben.
Hätt' ich wenigstens gespart.

Bemerkungen

Oesterreich will nicht sein

„Nicht geboren sein,
ist der Wünsche höchster."

Die kriegerischen Bewegungen der bewaffneten Verbände in Oesterreich gegeneinander, die Demonstrationsmanöver der Heimwehr gegen den Schutzbund und des Schutzbunds gegen die Heimwehr gehorchen der Parole geborener Nichtkämpfer: „Halts mi zruck, sonst erschlag ich eahm."

Die Politik in Oesterreich ist die Kirchweihparade zweier feindlicher Gruppen, die zwar mit Abneigung genug geladen sind, sich wechselseitig Haß zu bezeigen, doch nicht mit Entschlossenheit genug, loszuschlagen.

Warum ist der Mann auf der Straße entweder Sozialdemokrat oder militanter Christlichsozialer? Warum ist der Oesterreicher entweder positiv oder negativ elektrisch geladen? Warum verabscheut er aus tiefster Seele den „Heimwehrpülcher" oder den „Genossen"?

Weil Oesterreich noch immer ein Gewoge souveräner Parteien ist, kein Staat wie andre, in denen die politischen Parteien bestimmter Klassen staatsmächtig geworden sind. Der Haß der Parteien in Oesterreich gegeneinander ist nicht der domestizierte Parteihaß innerhalb eines festgegründeten Staates, er ist der mörderliche Antagonismus, der um die erste Staatsgründung ringenden, um sie kreisenden gesellschaftlichen Kräfte.

Oesterreich ist kein Staat. Es hat einen Präsidenten, es hat hunderttausend Ämter, es hat Völkerbundsgelder — aber es ist kein Staat. Dem Verbrennungsprodukt der oesterreichisch-ungarischen Monarchie, dem Renunciat Oesterreich, dem Gebiet, auf das die andern Völker des Zwangverbandes verzichtet haben, konnte der staatliche Lebensfunke bisher nicht eingehaucht werden.

Die Erklärung eines Territoriums zum Staat, eine Staatsgründung auf dem Papier, gelingt in der Wirklichkeit nur dann, wenn sie bloß deklarativ, nicht wenn sie konstitutiv ist. Nur dann scheint auf dem Papier Leben erschaffen worden zu sein, wenn ausgesprochen wird, was ist. Bulgarien war da; Ungarn war da; Belgien war da. Oesterreich war nie da; und denkt nicht daran, zu sein. Als das damals sogenannte Deutschoesterreich seine Selbständigkeit, seine Freiheit von der Coexistenz mit acht Nationen erlangt hatte, war seine erste Handlung die, diese Selbständigkeit wegzuwerfen. Oesterreich wollte nicht sein. Es erklärte sich als Bestandteil der deutschen Republik; es ging ins Ausland.

Oesterreich will als geschichtslose Nation nicht leben. Es will sein Dasein als neuer, noch nie dagewesener Staat nicht einmal beginnen. Es will seine Gründung auf dem Papier nicht ratifizieren. Es will nicht geboren werden. Weder in der Narkose der Parteienkoalition, noch in dem Blutbett des Parteikrieges.

Oesterreich hat nicht den Willen zu sich selbst. Wie könnte man sich sonst vorstellen, daß der Kampf um den Staat, die kriege-

rische Niederwerfung der Steidleverbände durch den Schutzbund oder des Schutzbundes durch die Steidleverbände nicht längst stattgefunden hätte? Worauf warten diese Barnum- und Bailey-löwen? Richtig ist: der Herr Steidle ist kein Mussolini. Richtig ist, daß in dem Maurergehilfen Mussolini das Blut der Condottieri des fünfzehnten Jahrhunderts und in dem Condottiere Steidle das Blut des Tapezierergehilfen Hitler fließt. Aber die Maschinengewehre der Herrn Starhemberg und Deutsch wären trotz lobenswerter Abneigung gegen alles Blutvergießen bei Erringung der Macht im Staate längst von selbst losgegangen, würde dieser Staat überhaupt in die Erscheinung drängen.

Aber Oesterreich begnügt sich damit, ein Territorium, ein locus minoris existentiae zu sein. Es läßt sich nicht zur Ordnung eines europäischen Kleinstaates mittlerer Art und Güte zwingen, weil die ausländischen Herrn Zeitungskorrespondenten nicht länger warten und schon gar nicht verstehen wollen, daß ein stummer foetus wie Oesterreich immerhin erfreulicher ist als ein schreiender Balg wie Italien.

Walther Rode

Eine nachsichtige Justizbehörde

Wenn ein Richter beleidigt wird, wird in der Regel prompt der Rechtsprechungsapparat in Bewegung gesetzt, und da die Hüter des Gesetzes in eigner Sache (nämlich in Sachen ihrer eignen Kaste) zu urteilen haben, bleibt die Straftat selten ungesühnt. Wenn nun eine hohe Behörde voll weiser Mäßigung und göttlicher Langmut gegenüber dem Sünder auf Ahndung einer herausfordernd deutlichen Beleidigung gleich dreier Richter verzichtet, muß der mißtrauische Dritte neugierig werden und sich den Fall aus der Nähe besehen.

Ein Kaufmann in Stuttgart, der als Generalbevollmächtigter einer ehemaligen Pfarrersfrau und ihres zweiten Mannes, eines Majors außer Diensten, einen Erbschaftsprozeß wegen 1,2 Millionen Mark betreibt, hat in einer Broschüre, die in einer Auflage von mindestens fünfhundert Stück, also in ziemlicher Öffentlichkeit, erschienen ist, drei Richter beleidigt. Die Broschüre ist außerdem von seinen beiden Auftraggebern unterzeichnet. Es wird in ihr drei Richtern Rechtsbeugung vorgeworfen und behauptet, sie handelten bewußt zum Nachteil des betreffenden Ehepaares und wendeten unzulässige Praktiken an, um einen betrügerischen Rechtsanwalt, der ebenfalls die Majorsfrau geschädigt habe, vor der Aufdeckung seines Betrugs und den strafrechtlichen Folgen zu schützen. Die Broschüre ist an den württembergischen Landtag gerichtet; sie ist sämtlichen Abgeordneten, dem Gericht und dem Justizministerium zugesandt worden.

Man sieht: eine sehr deutliche und provozierende Beleidigung; allem Anschein nach begangen, um eine Klage herauszufordern.

Die drei Beleidigten haben dem württembergischen Justizministerium in einem gemeinsamen Schreiben offiziell Mitteilung von der Beleidigung gemacht und ihm „anheimgestellt", ob es Strafantrag stellen wolle. Sie zitieren unter anderm auch, daß der Kaufmann in seiner Broschüre von der „durchaus freimaurerisch organisierten (er meint natürlich: wie ein Freimaurerorden organisierten) Richtersippe" rede, „welche jedes Mitglied des Gerichtshofs, das sich nicht dem Druck der allmächtigen Korruption füge, ohne weiteres ‚totschlage'; denn an diesem Prozeß seien große Herren interessiert" usw. Die drei Richter erblicken in diesen Behauptungen eine absichtliche Ehrenkränkung und „schwere Beleidigung", und das kann man ihnen nachfühlen.

Das württembergische Justizministerium hat folgende Antwort erteilt:

Das Justizministerium glaubt von der Stellung eines Strafantrages absehen zu sollen. — Abgesehen von der Frage, inwieweit die Schrift durch § 193 StGB. gedeckt ist, erscheint einerseits die Zurechnungsfähigkeit des Verfassers und Verbreiters Weinbrenner nach den bei dem Justizministerium erwachsenen, den Weinbrenner betreffenden Vorgängen und nach dem Inhalt der vorliegenden Schrift zum mindesten zweifelhaft. Andrerseits dürfte den Eheleuten Buttersack gegebenenfalls nicht zu widerlegen sein, daß sie von dem Inhalt der von ihrem Generalbevollmächtigten Weinbrenner verfaßten Schrift im einzelnen nicht Kenntnis genommen haben, sodaß auch ihre strafrechtliche Haftung von vornherein nicht außer Zweifel steht.

Das Ministerium legt also den Beleidigten nicht nahe, ja stellt ihnen nicht einmal anheim, auf eigne Faust Strafantrag zu stellen. Es sieht ganz danach aus, als ob Herr Weinbrenner eine recht gute Position hätte.

Der § 193 wird im allgemeinen bei so schweren formalen Beleidigungen keinem Angeklagten zugestanden. Der Versuch, den Kaufmann, der vielleicht ein unbequemer Prozeßfanatiker, im übrigen aber alles andre als ein Idiot ist, als womöglich unzurechnungsfähig zu verdächtigen, wirkt komisch. Als ob die deutschen Gerichtsärzte mit Bescheinigungen über den Anspruch auf den § 51 hausierten! Und wie erstaunlich ist gar die scharfsinnige und entgegenkommende Überlegung, die beiden andern Beleidiger hätten am Ende den Inhalt der Schrift gar nicht richtig gekannt, also unwissentlich beleidigt. Wo ist sonst schon einmal einer vor einem Prozeß bewahrt worden, weil er eventuell nur aus Fahrlässigkeit einen Richter beleidigt hätte?

Das württembergische Justizministerium hat sich und den drei beleidigten Richtern einen sehr fragwürdigen Dienst erwiesen. Bedeutet seine Haltung vielleicht, daß man sich für das kleinere Übel entschieden hat?

Franz Holl

Einfachheit

Das wollen wir uns immer wieder klar machen:

Terminologie ist noeh gar nichts.

Da ist nun die Formalbildung in die Breite, also nicht in die Tiefe, gegangen, und: „funktionell" — „kulturphysiologisch" — „physiopsychologisch" — „Komplex" — das können sie nun alle. Aber ist damit etwas ausgesagt?

Die Deutschen haben zwei große Grundgesetze entdeckt, und zwei sehr bequeme dazu: sie glauben, eine Sache damit entschuldigt zu haben, daß sie ihren technischen Hergang erklären — und sie halten es für bedeutend, wenn sie eine Binsenwahrheit in das Vokabularium ihrer eingelernten Fachwörter einspannen. Aber es ist nicht viel damit.

Mitunter läßt sich das nicht vermeiden — mitunter bringt es einen weiter.

Aber seit jeder Esel mit ein paar angelesenen Philosophie-Brocken herumjongliert, daß einem ganz angst und bange wird, hat das aufgehört: es ist einfach trivial geworden, platt, alltäglich, nichtssagend und völlig leer. Zurzeit wird getragen:

Soziologie (ganz fürchterlich), Individual-Psychologie, Musik-Philosophie und bei den ganz Feinen: Erkenntniskritik.

Oft habe ich mir die unnütze Mühe gemacht, diesen Kram ins Deutsche zu übertragen — es kam fast immer heraus: „Ignoramus" oder: „a = a", auch hießen diese Wortkaskaden, wenn man sie hatte von sich abrauschen lassen: „Aufgeregte Menschen denken nicht so logisch wie ruhige" oder ähnliche epochemachende Weisheiten. Damit ist wenig getan.

Man sei mißtrauisch, wenn der Autor in dem byzantinischen Stil falscher Wissenschaftlichkeit einhergestelzt kommt. Der Kaiser hat ja keine Kleider ... und unter dem tombacknen Zeug siehst du ein paar jämmerlich dünne Beine und geflickte Unterhosen.

Peter Panter

Americana

Die alten Meister als Reklamehelden

Morris Gest hatte kürzlich „das große Privilegium und die Ehre, ein beschränktes Engagement anzukündigen des weltberühmten Original Freiburger Passions-Spiels, des erhabenen Schaustücks, direkt von Freiburg, Baden, Deutschland ... mit der ganzen Faßnacht-Familie und der Freiburger Original-Besetzung von 1000 Spielern." (Zeitungsinserat.)

Diese Faßnacht-Familie — Adolf Faßnacht als „Christus" und Georg Faßnacht als „Judas" — hat, wenn man dem Propagandamanager des Passionsspiels glauben darf, allerhand berühmte Dinge auf dem Gewissen. Die zitierte Zeitungsannonce enthüllt nämlich: „Dies ist die gleiche Familie, die Leonardo da Vinci, um das Jahr 1496, zu seinem berühmten Gemälde „Das letzte Abendmahl" inspirierte; Fra Angelico, um 1430, zu seinem Bilde „Die Jungfrau und Kind"; Giorgione, um 1500, zu dem Gemälde „Das Haupt Christi"; Tizian, um 1500, zu dem Gemälde „Das berühmte Haupt Christi", jetzt im Prado, Madrid, und andere berühmte Maler ..."

Allerhand Respekt vor dieser langlebigen, ununterbrochen inspirierenden Familie! Ich denke, wir sind nun dem Geheimnis der künstlerischen Hochflut um 1500 endlich auf der Spur.

*

Was die alten Meister aber mit den Automobilmarken „Cadillac" und „La Salle" zu tun haben, das wird einem erst dann klar, wenn man den vornehmen Katalog der Cadillac Motor Car Company, Detroit, in die Hand bekommt. Ein Katalog? Eine Liebhaberausgabe. Auf Büttenpapier, mit farbiger Kunstdruckbeilage: „Der lachende Kavalier" von Frans Hals. „Meisterwerke — Ein Galerie-Katalog" ist der Titel. Da erfahren wir zunächst, daß „die Farbenharmonien dieser Autos absolut authentisch sind". Was das heißen soll? Geduld! „Um sich über diesen wichtigen Punkt die nötige Sicherheit zu verschaffen, holten sich die Entwerfer ihre Inspirationen von jenen Männern, die sich vor allen andern als Meister der Farbe erwiesen haben — von den Künstlern, deren Bilder sich zwischen den Kunstschätzen der Menschheit einen dauernden Platz errungen haben ..." Nun kommen die Autos der Reihe nach:

No. 1 — Cadillac Fünf-Personen Sedan: „... diese Type gibt geschickt die prächtigen Farbenharmonien von Michelangelos Meisterwerken an der Decke der Sixtinischen Kapelle wieder ..."

No. 2 — Cadillac Club Cabriolet: „Ebenso reichlich wie die weltberühmte Mona Lisa von Leonardo da Vinci ihre hohe Position im Kunstverstand der Menschen verdient, werden Kunstliebhaber im Farbenentwurf dieser Ausstattung den gleichen Effekt delektieren können, der den Repräsentanten der italienischen Renaissance entspricht .."

No. 3 — Cadillac Sedan Limousine: „Adaptiert nach Sar-

gents Stilleben „Gartennelke und Feuerlilie" ... Der Farbenentwurf reflektiert Sargents subtile Meisterschaft in der Wiedergabe von Lichtstrahlen im Dunkel des verdämmernden Tags, das Körperliche verschwimmend in Zwielichtgrau ..." — und so weiter.

Sorollas „Schwimmer", Tizians „Flora", Gainsboroughs „Blue Boy", Holbeins „König Heinrich VIII.", „Le Chapeau de Poil" von Rubens, Whistlers „Cremorne Lights", Botticellis „Magnificat", Watteaus „Conversation", Vermeer van Delfts „Kopf eines jungen Mädchens", „Lachender Kavalier" von Frans Hals, „Col. George Coußmaker" von Reynolds, Rembrandts „Adeliger Slave", Corots „Erinnerung an die Normandie", „Philipp IV. von Spanien" von Velasquez — die halbe Kunstgeschichte wurde so, der Reihe nach, von der Cadillac Motor Company in Detroit verautelt.

Kunstkritiker heraus — die Automobilausstellung wird eröffnet. Das ist die amerikanische Rache für die europäischen Konstruktivisten, die ihre Meisterbilder aus Zahnrädern und altem Pneumatikgummi zusammenfügen.

*

Prima Gottesacker

In USA. sind nicht nur Eisenbahnen, Telegraph, Telephon und Radio privatwirtschaftliche Betriebe sondern auch die Friedhöfe. Auch sie werben und locken deshalb natürlich mit allen Mitteln moderner Reklame. Warum zögern die Toten? In einer New Yorker Zeitung stand folgende Anpreisung:

Ein moderner Parkfriedhof!
Schafft eine bezaubernde Atmosphäre von Pracht und Inspiration um die
:: Beerdigungsstätte ::
Kommt und überzeugt euch!
Stetige Sorgfalt!
Immerwährender Tribut!
Valhalla Burial Park, Inc.,
Tel.: Triangle 3278
32 Court Str., Brooklyn.

*

Amerika, du hast es besser ...

Man erinnert sich wohl dieses Wortes, mit dem Goethe vor dem Land „ohne Burgen und ohne Schlösser" seine Verbeugung gemacht hat. Amerika hat ihm das nie vergessen. Der Name Goethe wurde dort ziemlich bekannt. Anläßlich der hundertachtzigsten Wiederkehr seines Geburtstages hat man sogar vor, Goethe zu feiern. Und es ist irgendwie durchgesickert, daß der Mayor von Philadelphia an den deutschen Gesandten bereits eine höfliche Verständigung von diesem löblichen Vorsatz gerichtet hat, worin betont ist, daß „mit der Wahl dieses Tages, des Geburtstages Goethes, der größte Musiker Deutschlands geehrt werden soll ..." Vermutlich hat er dabei an die bekannte Oper „Faust" gedacht oder an die Vertonung des Schubertgedichts „Der Erlkönig".

Karl Burger

Liebe Weltbühne!

In Frankfurt am Main ist die Inschrift des Schillerdenkmals geändert worden. Sie heißt jetzt:

„Dem Erfinder der Bürgschaft!

Die dankbare Frankfurter Allgemeine."

Antworten

Prager Weltbühnenleser. Du wunderst dich über das Verbot, das der Divisionskommandeur Kadlec über das Remarque-Buch verhängt hat. Nun, die Tschechoslowakei ahmt nicht nur durch dieses Verbot das Italien Mussolinis und die Heimwehrhelden an der Spitze des oesterreichischen Kriegsministeriums nach. Es sind auch andre Fakta vorhanden, die ein Fortschreiten des Fascisierungsprozesses in der Tschechoslowakei aufzeigen. Den tschechoslowakischen Soldaten wurde das Wahlrecht — diese wichtige Errungenschaft der Revolution — genommen. Die zur Landesverteidigung geschaffene Armee wird immer mehr und mehr für Offensive vorbereitet. Die scharfe Zensurierung der Soldatenlektüre, die Zusammenstellung der Kasernen-Bibliotheken beweisen das. Remarques Schicksal erreichte Jaroslav Hasek schon längst. Sein weltbekannter „Schwejk", ein vom Präsidenten Masaryk als Meisterstück anerkanntes Werk, die Geschichte des einfachen — tschechischen — Soldaten im Weltkrieg, wurde als unrichtige Lektüre für den Soldaten qualifiziert und verboten. Ja die Vorkriegswerke des einstigen Generalinspektors der tschechoslowakischen Armee, des Dichters Machar, wurden ebenfalls zensuriert. Die Vorkriegsreden und Aufsätze des tschechoslowakischen Kriegsministers a. D., Klofatsch, wurden wegen ihres antimilitaristischen Charakters verboten. Böse Mäuler wollen sogar wissen, daß manches Werk des Präsidenten dieser demokratischen Republik nicht neuverlegt werden kann, weil sich der Zensor an das Werk heranmachen und den Rotstift in Tätigkeit setzen würde.

Westdeutsche Weltbühnenleser. Kurt Tucholsky spricht an diesem Montag in Köln, Saal der Lesegesellschaft, am Dienstag in Frankfurt a. M., Saalbau — Kleiner Saal, am Freitag in Mannheim, Saal der Harmonie, am Sonnabend in Wiesbaden, Kasino, am nächsten Montag in Darmstadt. Anfang 8 Uhr.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Buchrucker contra Hammerstein

von Alfred Apfel

Der Major a. D. Buchrucker hat den Chef des Truppenamtes im Reichswehrministerium, General Freiherr von Hammerstein-Equord, wegen Meineides angezeigt. Diese Nachricht lief gleichzeitig mit der Notiz durch die Presse, daß das Landgericht II Berlin das Meineidsverfahren gegen Buchrucker, das auf Betreiben des Herrn von Hammerstein eingeleitet worden war, rechtskräftig eingestellt habe. Es ist nicht ohne Interesse, den Hintergrund dieses forensischen Ringens aufzuhellen.

Der ehemalige Generalstabsoffizier Buchrucker wurde nach seiner Entlassung aus der Armee, 1920, die Haupttriebkraft der sogenannten Schwarzen Reichswehr. Er half die legale Truppenmacht allein in der Provinz Brandenburg um etwa zwanzigtausend ausgebildete Soldaten zu vermehren, die über beachtenswertes Material für den äußeren und inneren Kampf verfügten. Er war der Vertrauensmann des zwar durch den preußischen Innenminister verbotenen aber heimlich weiterbestehenden Heimatbundes. Die Reichswehr konnte nur einen kleinen Beitrag zu den großen Unkosten ihrer Reservearmee beisteuern. Die Hauptmittel bekam Buchrucker zu seiner freien Verfügung von andern Stellen. Welche diese waren, sagt er in seiner aufschlußreichen Schrift „Im Schatten Seeckts" (Berlin, Kampfverlag, 1928) nicht. Aber er erzählt glaubhaft: „Die Geldgeber standen zum Teil dem Reichsheere mißtrauisch gegenüber. Sie wollten dafür, daß sie zahlten, Schutz gegen die von ihnen befürchteten Unruhen und besorgten auf Grund früherer Erfahrungen, daß das Reichsheer aus innerpolitischen Gründen den Schutz nicht rechtzeitig gewähren würde; dann wollten sie von den Truppen geschützt werden, für deren Aufstellung sie zahlten. Dies sagte Buchrucker offen dem Oberstleutnant von Bock, dem Stabschef des Wehrkreises, im Herbst 1922 und fügte hinzu, es wären auch andere nicht vorherzusehende Fälle möglich, die sie beide scheiden könnten. Von Bock antwortete: Wir vertreten Interessen, die auseinanderlaufen können. Der, dessen Weg sich von dem des andern trennt, teilt dies ihm vorher mit. Dann haben wir beide Handlungsfreiheit. Darauf geben wir uns gegenseitig unser Wort."

Buchrucker wurde Anfang 1923 vom Wehrkreiskommando III formell durch Zivildienstvertrag angestellt. Er prägt für die Zusammenarbeit zwischen der schwarzen und legalen Reichswehr die zweifellos richtige Formel: Amtliche Ablehnung und Ableugnung, geheime Duldung und Förderung. Es kam der Augenblick, wo in den oberen Regionen die ganze Geschichte brenzlich erschien. Man rückte plötzlich von der schwarzen Reichswehr ab. Gegen Buchrucker wurde sogar ein Haftbefehl erlassen, der allerdings nicht vollstreckt wurde, weil der Generalstabsoffizier I a des berliner Wehrkreises, der Oberstleutnant (jetzt Oberst) Held, Buchrucker Kenntnis von dem Haftbefehl gab. So war ein Gegensatz zwischen legaler und schwarzer Reichswehr entstanden, der zu blutigen

Exzessen geführt hätte, wenn ihn nicht Buchrucker durch den sogenannten Küstriner Putsch, der für ihn nur ein Scheinunternehmen bedeutete, beseitigt hätte.

Buchrucker wurde wegen Hochverrats zu zehn Jahren Festung verurteilt. Er verschwieg vor Gericht alle wichtigen Zusammenhänge, entlastete die Reichswehr völlig und nahm die Verantwortung auf sich. Während der Festungshaft erfuhr er, daß man in den Kreisen der Reichswehroffiziere munkle, er habe das im Jahre 1923 dem Obersten von Bock gegebene Wort gebrochen. Er verlangte eine ehrengerichtliche Klärung, der man aber im Reichswehrministerium gerne ausweichen wollte. Buchrucker ließ nicht locker. Schließlich stimmte Doktor Geßler zu, die Angelegenheit der Entscheidung des Vereins der Angehörigen des ehemaligen Generalstabs (Schlieffen-Vereinigung) zu unterbreiten. Der Ehrengerichtsspruch reinigte Buchrucker von dem Vorwurf des Wortbruchs. Er hatte zur Folge, daß der Reichspräsident von Hindenburg Buchrucker nach vierjähriger Festungshaft begnadigte.

Buchrucker wurde durch die Weltbühnen- und Femeprozesse wieder in das Rampenlicht der Öffentlichkeit gezogen. Er hielt sich bei seinen Aussagen merklich zurück und vermied besonders jede Belastung der Reichswehr. Da diese aber die Femetäter im Stich ließ, trat Buchrucker aus seiner Reserve heraus und stellte öffentlich die Verantwortlichkeit der Reichswehr fest.

Im Klapproth-Prozeß (Mai 1928) kam es vor dem stettiner Schwurgericht zu einer Explosion, die den äußern Anlaß zu den beiden Meineidsverfahren bildet.

Diesem Prozeß wohnte von Hammerstein als Heeressachverständiger, Buchrucker als Zeuge bei. Buchrucker wurde gefragt, wer den „schwer bewaffneten Schlachthaufen" (so hatte sich von Hammerstein ausgedrückt) im Herbst 1923 bei der Zitadelle Spandau zusammengezogen hätte. Er erwiderte: Ich. Auf eine weitere Frage fügte er hinzu: Nicht auf Befehl, aber nach meiner Auffassung mit dem Einverständnis des Wehrkreiskommandos.

Von Hammerstein: Entweder werden hier Meineide geschworen oder ...

Unterbrechung durch den Vorsitzenden.

Von Hammerstein: Buchrucker hat das Wehrkreiskommando hintergangen und hinter seinem Rücken gefälschte Gestellungsbefehle ausgegeben.

Buchrucker: Ich habe das Wehrkreiskommando nicht hintergangen und keine gefälschten Gestellungsbefehle ausgegeben, auch nicht ausgeben lassen, auch nicht deren Ausgabe stillschweigend geduldet.

Von Hammerstein beantragt die Protokollierung der Aussage, die erfolgt. Im weitern Verlauf der Verhandlung erhob sich von Hammerstein ungefragt und sagte: Buchrucker hat Oberst von Bock, wie dieser eidlich ausgesagt hat, sein Ehrenwort gegeben, nichts hinter dem Rücken des Wehrkreiskommandos zu tun und Oberst von Bock hat sich dadurch sehr getäuscht gesehen. Buchrucker eilte nach vorne, schlug mit

der Faust auf den Zeugentisch, daß das Kruzifix beinahe herunterfiel und rief, mit der Sprache ringend, daß es unter Ehrenmännern selbstverständlich sei, daß eine durch rechtskräftigen Ehrengerichtsspruch erledigte Sache auch von dem als erledigt betrachtet werde, dem der Spruch nicht gefalle. Der Vorsitzende schnitt die weitere Erörterung ab. Das Gericht habe nicht den Fall Buchrucker sondern den Fall Klapproth und Genossen zu beurteilen. Am nächsten Verhandlungstag erbat Buchrucker das Wort zu einer Erklärung. Er setzte kurz auseinander, daß der Reichswehrminister sich verpflichtet hätte, den Spruch des Generalstabsvereins anzuerkennen. Er trug dann — dieser Punkt muß zum Verständnis des Nachfolgenden besonders beachtet werden — ein weiteres Gutachten des Ehrenrats vom 3. November 1927 vor, das die Bedeutung des Ehrengerichtsspruches vom 16. August 1927 würdigte und feststellte, daß auch der später erhobene Vorwurf der Fälschung nicht zutreffe. Er fügte hinzu, er hätte überhaupt keine Gestellungsbefehle, die mit Unterschrift und Stempel des Wehrkreiskommandos versehen waren, herausgegeben oder herausgeben lassen und wisse auch nicht, daß dieses geschehen sei.

Darauf verlas von Hammerstein folgende Erklärung: Die Entwicklung der Dinge in diesem Prozeß zwingt mich, noch einmal zu erklären, daß die Militärbehörden unbedingt volle Aufklärung wünschen, damit die politisch vergiftete Atmosphäre zwischen dem Heer und großen Teilen des Volkes entgiftet wird. Gegen Buchruckers Aussage stehen die eidlichen Aussagen mehrerer aktiver Offiziere des Heeres. Es muß und wird geklärt werden, wer recht hat. Hat Buchrucker recht, so wird das Heer die Konsequenzen ziehen. Hat er nicht recht, so wird er die Folgen zu tragen haben. Nach meiner amtlichen Kenntnis hat er nicht recht. Ob er falsch geschworen hat oder ob er geistig nicht mehr in der Lage ist, falsch und richtig zu unterscheiden, wird Sache der Gerichte sein.

Gegen Buchrucker wurde das Verfahren wegen Meineides eröffnet. An der Anzeige war das Erstaunlichste, daß das Reichswehrministerium gegen Buchrucker anführte, er hätte als Angeklagter in seinem Hochverratsprozeß ja selbst erklärt, daß die Reichswehr nichts gewußt habe! Das war der Dank vom Hause Geßler für sein anständiges Verhalten im Prozeß, bei dem es buchstäblich um seinen Kopf ging.

Die Voruntersuchung dauerte anderthalb Jahre. Durch Beschluß vom 3. Oktober 1929 wurde er außer Verfolgung gesetzt und zwar auf Grund eines ausführlich begründeten Einstellungsantrags der Staatsanwaltschaft. Anfang dieses Monats ist Buchrucker zum Gegenangriff übergegangen, um die Verantwortlichkeit der Reichswehr noch einmal in öffentlicher Gerichtssitzung festzustellen und dadurch die Amnestierung seiner frühern Untergebenen zu erreichen. Er hat bei der berliner Staatsanwaltschaft Anzeige wegen Meineides gegen Herrn von Hammerstein erstattet und zwar auf Grund folgenden Sachverhaltes. Während der Festungshaft hatte er erfahren, daß von Hammerstein in einem Brief geschrieben hatte: „Letzten Endes gab Buchrucker hinter dem Rücken des

Wehrkreiskommandos gefälschte Gestellungsbefehle an alle Mannschaften heraus." Buchrucker unterbreitete die Sache dem Ehrenrat, der ihm mitteilte, daß Herr von Hammerstein nunmehr in einem Schreiben, gerichtet an den Vorsitzenden des Ehrenrats, erklärt habe, daß der Ausdruck „gefälschte" ungenau gewesen sei. Herr von Hammerstein habe sich bereit erklärt, die Empfänger des Schreibens von der berichtigten Auslegung des Wortes „gefälschte" in Kenntnis zu setzen.

Trotzdem er also seine Behauptung von der Herausgabe gefälschter Gestellungsbefehle dem Ehrenrat gegenüber rektifizieren mußte, wiederholte Herr von Hammerstein im Klapprothprozeß die gleiche Behauptung ohne jede Einschränkung. Buchrucker vertritt die Ansicht, daß, wenn man einige Monate vorher vor dem Ehrenrat eine Beschuldigung als ungenau zurückgenommen hat, man sie nicht nachher als Sachverständiger des Wehrministeriums unter Eid wiederholen darf.

Man kann gespannt darauf sein, welche Stellung die Staatsanwaltschaft zu dieser Anzeige einnehmen wird und ob sie, da doch Buchruckers Meineidsvorwurf mindestens ebenso begründet ist wie der zurückgewiesene von Hammersteins, nunmehr auch gegen Letztern die Eröffnung der Voruntersuchung beantragen wird.

Der friedlose Trotzki von Walther Rode

Ein europäischer Staat nach dem andern hat in diesen Monaten Leo Trotzki das Asyl verweigert.

Im heutigen Europa und Amerika gibt es kein Asylrecht.

Mit dem Regime seines Vaterlandes zerfallen und bei den herrschenden Klassen der übrigen Welt unbeliebt sein, ist mit der Ausweisung aus dem Planeten gleichbedeutend. Die einst von der Kirche und von politischen Flüchtlingsstätten wie der Schweiz und England geübte Pflicht, Verfolgten Asyl zu gewähren, hat sich aus dem Bewußtsein der Menschheit verflüchtigt.

Ein deutscher Staatsrechtslehrer, vom Trotz der Eigenstaatlichkeit erfüllt, definiert in einem Aufsatz über Fremdenpolizei die Geisteshaltung des „modernen Kulturstaates" wie folgt: „Gleichwohl kann nicht auf das Prinzip verzichtet werden, daß jeder Staat kraft seiner Machtvollkommenheit das zweifellose Recht hat, die Bedingungen, unter welchen er Ausländern sein Territorium zeitweilig oder dauernd öffnen will, autonom festzusetzen. Dieser Grundsatz ist in letzter Zeit wiederholt aber vergeblich aus weltbürgerlichen Optativen heraus bekämpft worden, obwohl er weit weniger Bedenken bietet als die alle juristische Bestimmtheit auflösende Proklamierung des Prinzips der Gastlichkeit."

Dennoch kann der einzelne bürgerliche Einwanderer in Europa auf die Rechtswohltat des der juristischen Bestimmtheit ermangelnden Prinzips der Gastlichkeit wohl zählen. Ist man ein beliebiger Fremder, ein forestiere ohne Distinktion, ein vertretbares Objekt der Einreise- und Aufenthaltsüberwachung, so hängt die Erlangung eines Visums, wenn man noch außerhalb des erwählten Asyls weilt, sowie der Aufenthalts-

bewilligung oder -verlängerung, wenn man es erreicht hat, zwar von dem Dafürhalten eines Konsuls oder Kommissärs ab — darf aber mit ziemlicher Sicherheit gewärtigt werden.

Ist man aber ein Mensch, der im Lande, in das er möchte, so fremd ist, daß ihn dort jedes Kind kennt, weil sein Name und sein Bild der ganzen Menschheit bekannt sind, hat man dieser Menschheit einen Ruck gegeben, der noch in Aeonen verspürt werden wird, so ist man ein lästiger Ausländer auf der ganzen weiten Erde und bekommt den juristischen Begriff der Ungastlichkeit in seiner ganzen Bestimmtheit zu spüren. In der Ablehnung Trotzkis vereinigen sich die Bürger aller Länder.

Kann man sich vorstellen, daß ein einziges Land in Europa oder Amerika Herrn Mussolini, wenn er eines Tages abgewirtschaftet hat, die Aufnahme verweigern wird?

Daran ist der Größenunterschied zwischen diesen beiden Männern zu messen, und es folgt daraus, daß der von Mussolini immer wieder als Revolution bezeichnete Sieg bestenfalls eine Überwindung der ehemaligen Schlamperei auf den italienischen Eisenbahnen, daß die Revolution Trotzkis jedoch kein bloßer Sieg über die Kapitalisten- und Grundbesitzerklasse Rußlands sondern der Sieg über den Geldsack schlechthin war.

Für den Bürger und seinen Staat ist Trotzki, ob mit Stalin uneins oder nicht, ob abgekämpft oder nicht, die Weltrevolution auf dem Marsch. Die Ablehnung Trotzkis ist aus Ranküne gegen den nie mehr aus der Welt zu schaffenden Umsturz der bürgerlichen Ordnung an einem Platz der Erdoberfläche und aus Furcht vor der beispielgebenden Kraft dieses Umsturzes zusammengesetzt. Trotzki, obgleich heute ein Ausgestoßener, ein bloßer Malkontenter im herrschenden Bolschewismus, ist das Symbol und der Träger jener Macht, die den Bürger überwunden, zum ersten Mal seit Anfang der Welt das stumme Volk auf die Bühne der Geschichte gestellt hat.

Was sind Garibaldi und Kossuth und selbst Karl Marx für Waisenknaben von flüchtigen Revolutionären gewesen? Wie freundlich hat noch im Jahre 1915 Zürich den großen Lenin beherbergt?

In welchem Zustand paradiesischer Kapitalsfreudigkeit hat sich Europa und Amerika vor der russischen Novemberrevolution befunden! Der Bürger: der Hausherr, der Fabrikherr, der Grundherr kann einem Trotzki seine Existenz und Unerbittlichkeit nie verzeihen, und wenn er sich hundertmal mit Stalin verfeindet hat und diesen in Schriften dialektisch in den Grund bohrt.

Die der mißlungenen Weltrevolution mit Leben und Komfort Entkommenen werden den machtlos gewordenen Trotzki, ihren verhinderten Schlächter, niemals pardonnieren. Weder das Deutschland der am Ruder befindlichen Revolutionsbeamten noch ein andres Land Europas, wo die Massen trotz eben errungener Wahlsiege ebenfalls nichts zu sagen haben, am allerwenigsten die Länder eigentumsfanatischer Kleinbürger werden Trotzki das Gastrecht gewähren. Trotzki hat Anspruch auf den Nansenpaß mit dem Visum des sozialistischen Zukunftsstaates.

Achtgroschenjungens von R. Asmus

An Düsseldorfs Mordfront, zwischen beamteten und privaten Detektiven, spaziert ein junger Mann, ausdrucksloses Gesicht, verkniffene Augen, gescheitelt, manierlich, Umlegekragen, äußerlich nichtssagend: Georg Koch. Von der düsseldorfer Polizei nach außen euphemistisch als Arbeitsloser bezeichnet. In Wahrheit Polizeispitzel. Überall taucht er auf, bespricht sich mit Polizeibeamten; festgenommen, freigelassen, festgenommen, freigelassen. Hat manches auf dem Kerbholz, ist trotzdem, vielleicht grade deshalb Polizeispitzel. Auch Mörder? „Dem Angeklagten ist die Tat zuzutrauen", lautet so manches Gerichtsurteil.

An Düsseldorfs Mordfront, zwischen beamteten und privaten Detektiven arbeitet Kriminalrat Doktor Hans Schneickert, früher Leiter des Erkennungsdienstes am berliner Polizeipräsidium, vereidigter Schriftsachverständiger, Dozent für strafrechtliche Hilfswissenschaft an der Universität. Mit dem Doktor Stieber, weiland Kriminal-Polizeidirektor in Berlin, und von 1861 bis 1866 Polizeiagent des russischen Zaren, sagt Schneickert im Praktischen Lehrbuch der Kriminalpolizei: „Zunächst sind die Vigilanten bei der Verfolgung flüchtiger Verbrecher gar nicht zu entbehren... Große Vorsicht ist freilich bei den Mitteilungen solcher Vigilanten, welche selbst zur Klasse der Verbrecher gehören, notwendig. Hier muß der Beamte stets erwägen, daß der Vigilant meist noch auf einer tieferen Stufe steht als der Verbrecher..."

In der Praxis, wo neben dem Schutz der Gesellschaft manches nur ad majorem gloriam commissarii geschieht, sieht solche „Erwägung" so aus, wie sie Kriminalkommissar Ernst Engelbrecht nach fünfzehn Jahren Diensterfahrung gibt: „Eines Morgens wurde mir vertraulich mitgeteilt, daß im ‚Dalles', der damals berüchtigtsten Verbrecherbörse... Die Angaben waren derart präzis, daß die Kriminalpolizei sie für zutreffend halten mußte." „Eines Morgens erschien in meinem Dienstzimmer ein Mann und teilte mir mit, daß fünf Burschen einen Mordanschlag beabsichtigten. Es sei geplant, so berichtete der Vertrauensmann... Mir war zu Ohren gekommen, daß ... Es war von meinen Vertrauensleuten ein großer Betrieb festgestellt worden, bei dem eine Aushebung lohnend erschien...: So ist mir der Fall bekannt, wo zwei Beamten eines Polizeiamts, nachdem ihnen wohl in erster Linie die Aufklärung eines Einsteigediebstahls zu verdanken gewesen war, bei einer Belohnungssumme von 1000 Mark mit je 40 Mark abgespeist wurden, da alle Beamten des betreffenden Spezialdezernats beteiligt wurden und ein erheblicher Teil der ausgesetzten Belohnung schon vorher für Vigilanzzwecke ausgegeben sein sollte."

Bei diesem „sollte" liegt der Hase im Pfeffer. Da traut niemand dem Nächsten. Niemand braucht das Geheimnis der überhaupt nicht oder falsch unterschriebenen Vigilantenquittung zu lüften. Kontrolle auch durch Vorgesetzte existiert nicht. Nachprüfung, so behaupten die Kommissare, untergräbt das Vertrauensverhältnis zwischen Spitzel und Auftraggeber. Wahr ist das nicht.

Jeder hat seine Spezis. Eifersüchtig wacht der Schutzherr über sie. Er bezahlt sie möglichst niedrig; hoch nur dann, wenn ansonsten der Vigilant statt „Lampen" „Kippe" macht, Schweigen höher als Verrat bezahlt zu werden droht.

Doch auf dem Kontokorrent steht außer Ware gegen Geld auch Ware gegen Dienst verbucht. Dem Kommissar sind die Jungens acht Groschen wert, dem Staatsanwalt Knast um Knast; denn sie sind alle, alle vorbestraft. Für den Staatsanwalt unauffindbar, für den Schutzkommissar jederzeit bereit.

Und dann die Übergänge von den gemeinsten Strolchen, die alles verpfeifen, zu den feineren und feigeren, die nur Tips geben, zu denen, die nicht mehr Vigilanten sondern Agenten heißen und oft sogar Ausweise haben. So einer war Haarmann von 1918 bis 1924, als er Falschmünzern nachstellte, Diebstähle aufdeckte, Nacht um Nacht Hannovers Bahnhofswartehallen mit offiziellem Ausweis betrat — und nebenbei mordete.

So sieht die Sorte aus, über die der Staat seinen Mantel breitet, weil niemand diese Hilfsorgane sehen darf. Kein Richter, kein Staatsanwalt kennt das Zeug von Angesicht, aber in den Akten steht: „Von vertraulicher Seite, die auf keinen Fall genannt werden will, wird gemeldet ..." Und in der Hauptverhandlung, wenn der Achtgroschenjunge in der Öffentlichkeit sagen soll, was er wirklich gesehen hat, hebt der Kriminalbeamte beschwörend die Hand zum Gericht: „Meine Aussagegenehmigung ist beschränkt; den Vertrauensmann zu nennen, ist mir nicht gestattet." Retzlaffs Polizeihandbuch: „Mitteilungen dieser Personen können als Amtsgeheimnis behandelt werden, was in der Regel zu empfehlen ist." Und Schneickert sagt: „Überhaupt wird der Polizeibeamte darauf bedacht sein müssen, das Erscheinen des Vigilanten als Zeugen vor Gericht grundsätzlich zu vermeiden. Er wird schlimmstenfalls sogar auf ein derartiges Beweismittel ausdrücklich verzichten." Anstand gegenüber dem Achtgroschenjungen, damit die Komplizen nicht über ihn herfallen? Ja, zum kleinen Teil auch deshalb, vor allem aber, weil es sonst Skandal gibt, weil die Schweinerei nicht rauskommen soll und weil sonst niemand den schmeichelhaften Satz druckt: „Den unermüdlichen Nachforschungen des Kommissars Vielgenannt gelang es ..." — wo es doch nur verpfiffen war.

Nur in politischen Prozessen tauchten, tauchen Spitzel leibhaftig auf: Die Bande um Orloff, dann die in 2. c. J. 2691/19, wo es in der Anklageschrift heißt: „Auf die Mitteilungen des erregten Acosta, daß der Spitzel Blau in der Großbeerenstraße sei ...", und im breslauer Geheimbundprozeß wider Kräcker und Genossen im Jahre 1887 heißt es im Urteil: „So versagt dem erkennenden Richter eine Gruppe von Beweismitteln vollständig, welche dem mit der Untersuchung betrauten Beamten wichtige Dienste leisten möchten, das sind die Aussagen der sogenannten „Vertrauensmänner" der Polizei. Es unterliegt nicht dem leisesten Bedenken, daß es das Recht, ja die Pflicht der Verwaltungsorgane ist, sich auch dieser Werkzeuge zu bedienen, um ihre Pflichten zu erfüllen."

Die politischen Achtgroschenjungen jeglicher Observanz sind ein besondres Kapitel, von denen angefangen, die ihre politischen „Feinde" für Geld an diverse Amtsstellen liefern, bis zu denen, die ihre „Freunde" artikelweise verkaufen. Die andern, die unpolitischen Achtgroschenjungen, die Kochs, die Haarmanns, die Klamotten-Edes, die Kotteletten-Willis und die Margots mit der kalten Hand, sollte die Polizei beschleunigt abbauen, weil der Staat nicht mit Verbrechern „Kippe machen" darf. Denn weiter ist das nichts. Das Geldnehmen und -geben ist unsozialer als manche der von den Jungens verpfiffenen Taten.

Die Anstalt von Ignaz Wrobel

„Betritt Revision die Zellen (Aufsichtsbehörde, Vorsteher, Inspektoren, Geistliche, der Anstaltsarzt und so weiter), so erhebt sich der Gefangene, bleibt vor seinem Arbeitsplatz stehen und erwartet, das Gesicht nach der Tür zugekehrt, den Besuch. Bei nächtlicher Revision unterbleibt dies."

Aus der Hausordnung
einer preussischen Strafanstalt

Die Soziologie definiert seit ihrem Bestehen ununterbrochen sich selbst.

Man sollte denken, es gebe nichts Interessanteres als soziologische Bücher und Zeitschriften: es gibt nichts Langweiligeres. Da ist zu lesen: was Soziologie ist; was sie nicht ist; was sie sein soll; was sie sein sollte; inwiefern sie überhaupt sein muß; ihr Verhältnis zur Religionsphilosophie . . . es ist ein müßiges Gesellschaftsspiel von solchen, die unter Gesetze fallen, die sie leider nicht aufgestellt haben: unter Gruppengesetze.

Wenn sie noch Material anhäuften! Aber selbst mit dem ist es hier nicht getan. Die Herren vergessen, daß eine Wissenschaft noch niemals ohne Intuition weitergekommen ist. Sie publizieren: „Die Massenbewegungen seit den Alexandrinern" und lassen außer acht, sich selber einzubeziehen — denn „Masse" ist für sie etwas Verächtliches, etwas von der Straße . . . Die soll hier nicht untersucht werden. Hingegen ist die Gruppe etwas, dem wir alle in wechselnden Formen angehören. Ansätze zur Psychologie der Massen sind da. Es gibt keine brauchbare Untersuchung über Gruppengesetze.

Ich unternehme hier den Versuch, eine ganz bestimmte Gruppe in ihren Funktionen bloßzulegen: die Anstalt. Ich verstehe darunter öffentliche oder private örtliche Komplexe, in denen Menschen zwangsweise oder freiwillig zu einem bestimmten Zweck unter Aufsicht zusammenleben. (Beispiele: Strafanstalten, Fürsorgeanstalten, Arbeitshäuser, Waisenhäuser, Altersheime undsofort.)

Jede dieser Anstalten hat ihre eigne Prägung, abhängig vom Landstrich, von der sozialen Stufe der Insassen, von der wirtschaftlichen Lage der Unterhalter und der Unterhaltenen. Doch lassen sich Gesetze aufstellen, denen alle Anstalten unterliegen, und eben dies scheint mir Soziologie zu sein.

Diese Darlegungen sind nun nicht etwa von einem Einzelfall abgezogen; sie sind keineswegs induktiv sondern fast ausnahmslos intuitiv. Für die induktive Methode müßte man eine Erfahrung haben, die ein einzelner Mensch wohl niemals aufweisen kann: ein solcher Forscher müßte jahrelang abwechselnd als Leitender und als Insasse solcher Anstalten gelebt und gearbeitet haben, ein Fall, der kaum denkbar ist. Hier versagen auch Statistiken, Theoreme, die faden Leitsätze, deren Resultat vorher im Gefühl feststeht (Spiele, von denen es in der Soziologie wimmelt — sie ist fast immer zweckhaft: sie will etwas . . .), hier sind wir nur auf die Eingebung angewiesen. So gewiß es ein schwerer Denkfehler vieler Kommu-

nisten ist, anzunehmen, nur sie fielen nicht unter Gruppengesetze, so gewiß hat die bürgerliche Soziologie einen ebenso schweren Fehler: diese soziologischen Untersuchungen werden von Vertretern der herrschenden Klasse angestellt, es fehlt also das Gegengewicht. Die heute in Europa so moderne Freude an den „neuen Bindungen" wird stets von den Bindenden, niemals von den Gebundenen gepredigt.

*

Die Anstalt dient einem Zweck: Menschen sollen in ihr aufbewahrt, gebessert, geheilt, erzogen, zur Arbeit angeleitet werden.

Jedes Anstaltsleben dient neben diesem plakatierten Zweck einem Selbstzweck: es hat sich selbständig gemacht, denn stets wachsen dem Menschen seine Zwecke über den Kopf. Daß die Anstalt durch ihr Wirken einen Zweck erfüllen soll, vergessen sämtliche Beteiligten leicht — bei der Gründung sowie bei Festsetzung der Hausordnung wird auf diesen Zweck der Anstalt noch Bezug genommen.

Die Menschen, die ständig in einer Anstalt leben und arbeiten, sind in zwei Gruppen zu teilen: in die Leidenden und in die Leitenden.

Die Leitenden kommen, abgesehen von der Neugründung, in die sie ihre Routine mitbringen können, einzeln in die bestehende Anstalt, werden ihr zugeteilt, hineingewählt, an sie versetzt... sie finden also ein fertiges Gebilde vor. Dieses Ganze läßt sich beeinflussen, aber schwer. Dazu gehört ein Unmaß von Energie und Zeit: der Reibungswiderstand eines den Anstalten immanenten Trägheitsgesetzes läßt gewöhnlich alle Änderungsversuche zunächst einmal zu Schanden werden: sie müssen oft wiederholt werden. Verschlechterungen lassen sich sofort durchführen; Reformen, mit denen ein Plus an Erdulden der Leidenden verbunden ist, immer; solche, mit denen mehr Arbeit der Tätigen verknüpft ist, schon schwieriger.

Die Tätigen zerfallen in das Ober- und das Unterpersonal.

Eine Anstaltsleitung ist ohne echte Verantwortung. Sieht man von schweren kriminellen Taten ab, die auch ein einzelnes Individuum belasten würden, so kann gesagt werden, daß Gesetzgebung und Volksanschauung in einer solchen „Leitung" etwas Überlegenes schlechthin sehen, dem nur sehr schwer beizukommen ist. Der Leiter kann fallen: über die Mißgunst der Verhältnisse; über seine Unbeliebtheit bei der Zentrale; über Kunstfehler im Betrieb, dies aber nur dann, wenn seine Feinde sie sich zunutze machen. Man fällt nicht über Fehler — man fällt über ausgenutzte Fehler.

Eine Zentralstelle, der mehrere solcher Anstalten unterstehen, kann unmöglich in jede hineinkriechen und ist gezwungen, sich mit oft vorher angekündigten Besichtigungen oder den Berichten zu begnügen, die die Anstaltsleitung ihr zuführt. Sie weiß demnach meist nicht genau, was im einzelnen wirklich in der Anstalt geschieht, und sie wird bei Unglücksfällen, bei Beschwerden und andern ärgerlichen Vorkommnissen, die von ihr zunächst als Störung des Dienstbetriebs aufgefaßt werden, nur sehr selten eingreifen. Denn:

In der Zentrale sitzen in der Regel, wenn man von dem anscheinend für alle Positionen tauglichen Juristen absieht, frühere Anstaltsdirektoren, die mit ihren Kollegen auf Grund jenes innern Verwandtschaftsgesetzes sympathisieren, das jede Gruppe aus einer Zweck-Einheit zu einer Seelen-Einheit zusammenschmelzen läßt. Die Überlegenheit eines in die Zentrale versetzten ehemaligen Anstaltsleiters wird sich wohl im Dienstverkehr zwischen Zentrale und Anstalten auswirken — niemals aber, wenn Dritte im Spiel sind. Jede Beschwerde „nach oben" hat zunächst die sehr große Widerstandsschwelle zu überwinden, die aus Kollegialität, Faulheit und einem Gefühl zusammengesetzt ist, das die einzelnen Anstaltsleiter noch mehr beseelt als die Zentrale: dem Gefühl für die Aufrechterhaltung der Autorität. Ist die Beschwerde so stark, daß sie das alles überwindet, dann dringt sie durch.

Auf nichts ist der Anstaltsleiter so erpicht wie auf die Ausdehnung seines Betriebes. Er verträgt alles: Kritik, die ihm ja meist nicht viel anhaben kann, Kontrollen, Revisionen, Besichtigungen — nur eines verträgt er nicht, daß man ihm die Anzahl der von ihm beherrschten Menschen oder Sachen mindert. Hier ist sein schwacher Punkt. Sei es, daß man ihm eine Kompagnie Soldaten fortnimmt, ein Außendienst-Kommando Strafgefangener, einen Krankenhausflügel — das ist wie ein kleiner Tod. Schlimmer: wie eine Niederlage bei der Liebeswerbung. Noch schlimmer: wie ein Geldverlust. Minderung sozialer Macht und somit sozialen Machtgefühls verwindet kaum einer.

Der Leiter, der neu in eine Anstalt eintritt, will den Leidenden zunächst wohl. Auf seine Weise: auch der Strenge will den ihm Unterworfenen wohl, der sogar ganz besonders; fast immer glaubt er es.

Der erste Gedanke eines neuen Leiters, sein Grundgefühl für alles, was er in bezug auf die Anstalt denkt und anordnet, ist:

Die Schweinerei hört jetzt auf.

Jeder neueintretende Leiter ist davon überzeugt, einen Saustall zu übernehmen, in dem er Ordnung machen müsse; auch braucht er diese Vorstellung zur Hebung seines Ichs sowie als Antrieb für seine nicht immer gut bezahlte Arbeit. Jede Arbeit, die ein Mensch tut, schafft sich ihre kleine Religion: auch der Henker hat die seine.

Die Reformen eines neuen Leiters bewegen sich gewöhnlich in zwei Richtungen:

Er legt den Leidenden neue Lasten auf — Beispiel: Neueinführung einer Revision morgens und abends um sieben Uhr — und er verschafft den Unterworfenen neue Scheinrechte, die die meist gar nicht haben wollen. Denn diese neuen Vergünstigungen sind fast ausnahmslos mit neuer Arbeit verbunden. Daran denkt der Leiter nicht.

Er denkt überhaupt fast niemals daran, daß er hier lebende Menschen vor sich hat, wie er einer ist. Alle Herrscher halten ihre Beherrschten für eine andere Rasse. Der Leiter ist selten das, was man einen „Unmenschen" nennt; nur

sieht er in den Leidenden lediglich „Material", Nummern, Baukastensteine einer Ordnung, die zunächst visionär in seinem Kopf vorhanden oder schon im Anstaltsleben mehr oder minder ausgebaut ist. Die Steine sind für ihn nur dazu da, die Ansprüche dieser Ordnung zu erfüllen. Mit welchen Opfern das geschieht, mit welchem Aufwand an Zeit, Mühe, Ärger, Unterwerfung: das bewegt ihn deshalb nicht, weil er das gar nicht spürt. Niemals überlegt sich ein Leitender, wie denn nun zum Schluß, nach Festsetzung aller Reglements, das Leben der von ihm Beherrschten aussieht, die alle seine Anordnungen wirklich ausführen.

Der Leiter hält strikt auf die Pflicht der Leidenden, die sie der Anstalt schulden: zu arbeiten, gesund zu werden, krank zu bleiben ... Der Leiter will für alle. Geht er durch die Anstalt, so fühlt er sich, besonders anfangs, wie vor einem Coitus: die innere Sekretion ist vermehrt, er ist doppelt Mann denn zuvor, er schwillt auf — (die Sprache sagt hier sehr gut: „er kommt sich vor") — und das alles auch dann, wenn er gar nicht zum Hochmut neigt. Dies ist auch kein Hochmut — es ist ein soziologischer Vorgang, dem alle Menschen unterliegen. Hinzukommt das, was Nietzsche, besonders für dieses Jahrhundert, „der Mensch als Schauspieler" genannt hat — der ehemalige deutsche Kaiser ist dafür ein gutes Beispiel gewesen. Der Leiter tut seine Arbeit geschminkt. Er tritt vor dem Untergebenen und dem Leidenden auf, er bewegt sich wie auf einer Bühne, er fühlt aller Augen auf sich gerichtet; so spricht er sonst nicht, wie er hier spricht, so geht er sonst nicht — es sind winzige Nuancen, aber immer deutlich erkennbar. Auch Mißfallen, das sich ja nicht laut äußern kann, ist ihm Beifall, weil Wirkung.

Der Leiter will am liebsten, um mit Jung zu sprechen, „eine einsame Insel, wo sich nur das bewegt, dem man sich zu bewegen erlaubt". Er ruft: „Was liegt da für ein Papier!", und es ist nicht so sehr die Unordnung, die ihn bewegt, wie die Undiszipliniertheit des Papiers, das schon ganz leicht revoltiert. Es ist ein Fremdes, und das Fremde ist hier Revolution. Daher die Neigung aller Anstaltsleiter, ihre Anstalt möglichst scharf gegen die Außenwelt abzuschließen.

Der Leiter stößt in seiner Arbeit auf zwei große Widerstände.

Der eine ist die Indolenz seines Unterpersonals. Kein Leiter kann mit seinem Personal ganz zufrieden sein, weil es niemals so viel Machttrieb für das Ganze mitbringt wie er. Also läßt es oft in der Arbeit nach, was ihn aufbringt und ihn, ist er nicht sehr energisch, niederdrückt. Im Grunde ist für ihn der Unterschied zwischen den Leidenden und jenen Leitenden, die er beherrscht, nicht sehr groß; beide sind seiner Macht unterworfen, nur nach verschiednen Graden — und so behandelt er sie auch beide.

Der zweite Widerstand ist der der Leidenden selbst — den kann er brechen. Im Augenblick, wo die Leidenden sich gegen seine Helfer auflehnen, nimmt er Partei für das Personal, auch dann, wenn es unrecht hat. Er tut das, wie er glaubt,

„aus Gründen der Disziplin"; in Wahrheit tut er es, weil er seinen eigenen Machtwillen im kleinen Machtwillen der Helfer durch die Leidenden beleidigt sieht.

In den meisten Fällen wird der Anstaltsleiter nicht imstande sein, die kleine Alltagsarbeit allein zu leisten. Für diese untergeordneten Dinge (Listenführung und so fort) hält er sich eine besondere, mit ihm auch örtlich zusammenarbeitende Hilfe. Diese Hilfe wächst in ihrem Ressort fast jedem Leiter über den Kopf, selten über den Willen, immer über den Betrieb. Ob das ein Feldwebel, ein Sekretär oder eine sogenannte Oberschwester ist —: stets hängt von diesem Unterwillen die Färbung der Ausführung des Oberwillens ab, hängen ab die winzigen oder auch starken Nuancen, die dem Leidenden seinen ganzen Tag vergällen oder versüßen können. Auf diese Dinge ist der Herr fast ohne Einfluß: trägt man ihm solches vor, so schüttelt er ungläubig und verächtlich den Kopf: Jupiter, den eine Laus mit ihren Sorgen behelligt.

Dieser Helfer hat gewöhnlich alle Eigenschaften eines guten Wachhundes: treu, bissig, verfressen und laut um jeden Quark. Die Autorität des Herrn ist die seine, er selbst die Karikatur des Alten, dem er sich auch in Äußerlichkeiten im Lauf der Jahre langsam assimiliert. Selten mit Geld bestechlich, obgleich auch das natürlich überall da vorkommt, wo sein Gehalt unzureichend ist und die Leidenden im Besitz größerer Geldmittel sind; fast immer bestechlich durch kriechende Servilität, (der der Herr nicht immer erliegt) — sieht der Helfer in demütiger Unterordnung der Leidenden die anbetende Anerkennung des Systems.

Herr und Helfer kumulieren alle Ehrerbietung, die die Leidenden, notgedrungen oder ehrlichen Herzens, dem System darbringen, auf ihre eigene Person. Jene opfern einer Sache, die Götter werden fett.

Fast niemals quält der Leiter die Seinen bewußt; es kommt vor: es sind krankhafte Fälle, die in der Übertreibung nur zeigen, was im Keim der Gesunden steckt. Der Herr quält:

um einer von ihm ausgedachten „Ordnung" willen, die manchmal die wahre Ordnung ist, es aber nicht zu sein braucht;

um vor sich selber die nötige Achtung zu haben;

aus Langeweile;

immer, wenn sein Widerspruch gereizt wird und seine Autorität auf dem Spiel steht. Solche Widerstände bricht er mit einem viel größeren Aufwand an Kraft, als nötig wäre, um sie zu brechen.

Das Unterpersonal tut in den meisten Fällen seinen Dienst zunächst indifferent. Sieht man hier von religiösen Hemmungen ab, die merkwürdige Korrelate im weiblichen Sadismus, zum Beispiel bei Krankenschwestern, haben, so bleibt im allgemeinen etwas, was man als „brummig-gleichgültig" bezeichnen kann, wenn persönliches Temperament dem Dienst nicht eine andere Note gibt. Die verschwindet, wenn es oben donnert. Die enge, tägliche Berührung des Personals mit den

Leidenden stellt einen gewissen Kontakt her; in Strafanstalten verstehen sich die beiden Schichten wohl nur auf der untersten Stufe menschlichen Verkehrs: in Zoten und in Abortnähe. Es gibt Angehörige des Personals, die in ihrer Person — dem Herrn nacheifernd — das ganze System repräsentiert sehen und geehrt wissen wollen: solche Menschen haben stets Reibereien mit den Leidenden. Sind jene, was mit ihrem Helferstolz durchaus vereinbar ist, gleichzeitig gutmütig, so werden grade diese bei Konflikten nicht immer von der Leitung gedeckt.

Es geht demnach durch die Gänge einer Anstalt als treibendes Motiv: versachlichte Eitelkeit. Daß mit diesem Getriebe auch ein Zweck erreicht wird oder erreicht werden soll, ist im Alltag des Anstaltslebens ein völlig nebensächlicher Faktor. Manchmal sagt so ein Lungensanatoriums-Diktator: „Na, da sind Sie nun also gesund geworden!" — aber das hat wenig Färbung: die Heilung ist etatsmäßig, wie der Tod.

Das Leben des Unterpersonals gleicht, wenn es sich in der Anstalt abspielt, dem Leben der Leidenden, nur ist es um einige Grade freier — diese Leute sind sozusagen nicht mehr, und sie sind noch nicht... Sie empfinden, wenn sie den niederen Schichten angehören, diese Stellung nicht als ambivalent: so ein Mensch ist durchaus imstande, vor dem Leidenden den Leiter und vor dem Leiter den Leidenden — nicht zu markieren; er ist jedesmal wirklich ein andrer. Gewöhnlich sind die Angehörigen des Personals mit dem Anstaltsleben sehr eng verwachsen; sie hüten die Traditionen, besonders die schlechten — („Das haben wir hier immer so gemacht" ist ein Satz ihres Glaubensbekenntnisses), sie wachen ängstlich über ihre kleinen Vorrechte und Vergünstigungen und hegen im allgemeinen eine ziemlich starke Verachtung für die Leidenden. Sie haben Respekt vor dem Leiter, wenn der sie schlecht genug behandelt — und es ist ein mit Liebe gemischter Respekt: ist doch jener die Quelle ihrer kleinen Autorität, des tiefen Kerns ihres Lebens.

*

Das Leiden der Anstalts-Leidenden besteht hierin:

Ihr privates Leben ist zusammengeschrumpft.

Sie haben entweder so gut wie gar keines (Strafgefangene) oder ein zu beengtes — und hier und nur hier liegt der tiefe Grund der Verzweiflung dieser Leute. Die Anstalt frißt sie auf.

Zunächst ist da die Zeiteinteilung. Der Mensch kann es nur sehr schwer ertragen, stets nach einer fremden Uhr zu leben — und nun noch nach einer, die ihm den Tag zerreißt, seinen Tag. Regelmäßigkeit allein wäre freilich kein Grund zur Verzweiflung, besonders dann nicht, wenn sie sich jemand freiwillig auferlegt hat — der wahre Grund liegt darin, daß kein menschliches Wesen es verträgt, auf die Dauer als Sache behandelt zu werden. Man kann einen Sklaven patriarchalisch prügeln — das ist lange nicht so schlimm wie die stumme und unerbittliche Einordnung in ein vom Eingeordneten nicht oder so nicht gewolltes Nummernsystem. Irgend etwas möchte

jeder Mensch irregulär tun: über eine Hecke springen, rauchen, wenn andere nicht rauchen; einmal laut schreien — ich sehe hier von groben Exzessen ab. Macht man ihm das unmöglich, so legt man den Grund zu unendlicher Traurigkeit, Verzweiflung, Ekel am Leben. Solch ein Mensch geht seelisch ein. Verglichen mit dem, was er mit seiner „Freiheit", die er ja in dieser Gesellschaftsordnung gar nicht haben kann, wirklich anfängt, fehlt ihm gar nicht so sehr viel — und alles. Es fehlt ihm das, was wir mit unserer kleinen Freiheit beginnen: umhergehen, wann es uns paßt; telephonieren; pfeifen; nicht sprechen, wenn wir nicht sprechen wollen; früh ins Bett gehen; spät ins Bett gehen — die Anstaltsinsassen können das entweder gar nicht oder nur unvollkommen. Selbst ihr Schlaf ist Dienst. Darunter leiden sie unermeßlich.

Das Verhältnis der Leidenden untereinander ist selten gut.

Immer ist da ein Stärkerer, ein Oberleidender, der mit der Zeit die höchste Stufe des Kellers erreicht — er kann mit dem Kopf hinaussehen und reicht beinah in das Unterpersonal hinein. Dieses verwehrt ihm natürlich in Ernstfällen den Zutritt; in leichten Fällen wird er ihm gewährt, und das hebt ihn sehr und läßt ihn viel von dem, was er zu erleiden hat, vergessen. Er bezahlt das teuer, vielmehr: seine Mitleidenden bezahlen das teuer. Er ist meist ein Angeber, ein Speichellecker, ein Unterhund — er ist der Helfer von Helfershelfern. Auf seine kleinen Vergünstigungen ist er nicht so stolz wie auf den leichten Schein einer Pseudo-Autorität, die er auf diese Weise genießt.

Leidende verachten sich untereinander — das ist das Primäre. Liebe, Freundschaft, gutes Herz, Trieb und Temperamente können diese Verachtung auflösen und überbrücken.

Die Leidenden stehen niemals gegen die Leiter zusammen. Täten sie es wirklich, so wären jene ziemlich machtlos. Ein solcher Universalwille kann aber deshalb nicht zustande kommen, weil in jedem Leidenden der Machttrieb schlummert. Er leidet wohl — aber zutiefst bejaht er dieses Leiden; er verneint nur die Rollenverteilung: er ist es, der gern leiden machen möchte. Oft setzt er sich im Tagtraum an die Stelle des Leiters. Daher wird er sich stets nur dazu verstehen, etwas zu tun, was man im Anstaltsjargon und auch sonst „stänkern" nennt — er wird kleine Sticheleien, Lügen, Klatschereien gegen die Leitung und das Personal aufbringen, Schwierigkeiten zu vergrößern suchen, schon, um sich wichtig zu machen und hier wenigstens ein kleines Gebiet zu haben, das ihm allein gehört. Er wird sich aber fast niemals, solange er diesen Machttrieb innerlich nicht überwunden hat, gegen das System auflehnen. Er kann es nicht. Es ist sein System.

Die schwere seelische Störung durch die Einengung der Persönlichkeitssphäre zeigt sich bei den Leidenden auch in ihrem rührenden Verhältnis zu allen Gegenständen, die nicht „Anstaltssachen" sind: Vogelbauer, Pantoffeln, Kalender oder

eine Zeitung ... das ist das ihre, in diese Ersatzhandlungen konzentriert sich die ganze Sehnsucht nach verlorenem Glück. Die Leiter neiden es ihnen und verkleinern es, wo sie nur können.

So ergänzen sich Leidende und Leitende zu einer schönen Einheit: zur Anstalt. Es ist durchaus nicht immer grobe Gewalt, die dieses Getriebe zusammenhält, auch nicht immer die Not — es ist darüber hinaus eine gewachsene Einheit, eine Zusammengehörigkeit von Menschen, die sich dieser Gesetzmäßigkeit nicht bewußt sind. Beide sehen ineinander den Feind: beide können mit einander nicht anders leben.

Und so leben sie —:

Düster schwelt unter dem Nummernleben der Leidenden der Rest von Seele, der ihnen geblieben ist. Er entlädt sich in seiner Karikatur: in Fressen, Zoten, Klatsch und Masturbation. Dies sind nicht etwa, wie die Leiter meinen, „Laster" — sondern eben jene letzten, den Leidenden gebliebenen Symbole für das Unregelmäßige, zu dem jeder Mensch spielerisch, als Gegengewicht für seine Bindungen, hinstrebt. Das übliche Anstaltsleben ist sozialschädigend — weil es keinen echten Kollektivismus, der allein auf freiem Willen aufgebaut werden kann, in sich birgt. Kommen solche Menschen aus der Anstalt heraus, so haben sie meistens mehr Schwierigkeiten mit der Umwelt zu überwinden als vorher.

Der Leitende aber hat, wie die Sprache so tief sagt: „in der Arbeit seine Befriedigung". Er hat sie wirklich. Er kann sich in ihr ausleben. Er herrscht. Er macht sich zum Sklaven seiner Arbeit, wenn er ein anständiger Kerl ist — aber er herrscht. Und feuert sich ununterbrochen wieder an und entzündet sich: am Widerstand seiner Helfer, am Widerstreben der Leidenden, an den Schwierigkeiten des Apparats, an den Reibereien mit seiner Zentrale, die ihn von allem am meisten bedrücken, weil hier die Grenzen seiner Freiheit sind. Auch fühlt er sich meist in seiner Arbeit nicht anerkannt — er träumt von Größerem: mehr organisieren! mehr Anstalten! viele! alle! Der Machttrieb spielt auf ihm sein Lied.

Leitende Frauen unterliegen dem Machttrieb stärker als Männer, weil die meisten zu tun vermögen, was nur wenige Männer können: eine Arbeit bis in die letzte Falte hinein ernst nehmen. Frauen glauben an das, was sie im Dienst tun, wie an ein Evangelium. Daher sind sie: doppelt so aufopferungsbereit wie Männer, doppelt so machtgierig, doppelt so boshaft wie jene, wenn es diese Macht zu verteidigen und auszubauen gilt. Sehr oft schlägt der Machttrieb bei Frauen in seelischen Sadismus um — dann wohl immer, wenn sie geschlechtlich nicht voll befriedigt sind. So kommen viele Kindermißhandlungen zustande.

*

Die Anstalt dient einem Zweck: Menschen sollen in ihr aufbewahrt, gebessert, gedrillt, erzogen, zur Arbeit angeleitet werden ... aber in allen regiert über Menschen und Sachen der soziale Geltungsdrang einer herrschenden Klasse.

Die Jagd nach dem Manne von M. M. Gehrke

Vor ein paar Monaten konnte man bei Gelegenheit des Jakubowski-Prozesses in einem illustrierten Blatt eine Aufnahme des Lokaltermins sehen, auf der sich im Hintergrund ein Bauernhaus, davor die Richter und Sachverständigen befanden und ganz vorn ein junges Mädchen stand, ein schlankes Mädchen in weißem Plisseeröckchen, das knapp die Kniee deckte, in dunklerer flotter Gürteljacke, in deren Tasche sie die rechte Hand geschoben hielt. Unterm linken Arm trug sie eine Aktenmappe, sie hatte helle, offenbar seidene Strümpfe an, Spangenschuhe und einen allerdings für die Mode etwas zu hochköpfigen Hut, unter dem ein reines Profil schwach sichtbar wurde. Wie sie so dastand, in einer hübschen und ungezwungenen Haltung, konnte sie für eine Dame gelten, die unmittelbar mit der Gerichtsverhandlung zu tun hatte, eine Referendarin oder eine Journalistin. Dieses nett aufgemachte damenhafte junge Mädchen war indessen die Braut des Arbeiters Jakubowski — eines armseligen polnischen Kätnersohns, der kaum deutsch konnte, ein Proletenleben führte und nur durch seinen Tod auf eine schreckliche Weise aus der Masse herausgehoben worden ist.

Man wende nicht ein, daß seit der Hinrichtung Jakubowskis Jahre vergangen seien, in denen die Braut auf diese oder jene Weise habe Karriere machen können, sondern man blicke lieber um sich. Man wird täglich Szenen wie die folgende beobachten können: in einem eleganten Villenviertel kommt einem auf dem Bürgersteig eine Dame in gut sitzendem pelzbesetztem Mantel entgegen — der Pelz ist Kaninchen, aber wer trägt kein Kaninchen? —, seidnen Strümpfen — Kunstseide, aber wer trägt echte? —, mit leichter Bemalung und allem, was sonst dazu gehört, und neben ihr geht auf dem Fahrdamm der Metzgerbursche, sein Fahrrad schiebend, in gestreiftem Leinenkittel, die leere Bütte unter den Arm geklemmt. Man denkt: die Gnädige hat den Laufjungen ihres Lieferanten auf der Straße getroffen und gibt ihm rasch noch einen Auftrag. Aber näherkommend hört man, wie die Dame in einem fast demütigen Ton sagt: „Doch — ich kann mich auch morgen abend freimachen!" und der Metzgerbursch antwortet nachlässig: „Also dann morgen um acht!" Auch der Dialekt und vielleicht noch eine bestimmte Grobheit des Gesichts lassen darauf schließen, daß wir in der jungen Dame das Kinder- oder Stubenmädchen vor uns haben und nicht die gnädige Frau.

Gewiß: es gibt immer noch einige Frauen, die echte Pelze, echte Seide und sogar echten Schmuck tragen. Aber ihre Zahl kommt nicht in Betracht gegenüber dem guten und mittleren Bürgertum, das den Luxus der oberen Vierhundert nicht mitmachen kann, das aber die modische Silhouette hat — genau so wie die Frauen der arbeitenden und dienenden Klassen sie haben, sobald sie die Straße betreten. Es ist hier nicht die Rede von geistig-seelischer Prägung der Züge, von Zucht und Gepflegtheit des Körpers, nicht von dem, was

unter Kleidern und Schminke steckt, sondern nur von der Silhouette und der Aufmachung. Nach ihr zu urteilen, haben heute alle Landarbeiter und Metzgerburschen Bräute, die mindestens wie Filmstatistinnen aussehen.

Was geht da vor?

Zweifellos etwas Unnatürliches, eine Divergenz, die an gewisse Erscheinungen in östlichen Ländern erinnert, wo verschlampte, fadenscheinige, ja schmutzige Männer sich neben kostbar gekleideten strahlenden Frauen als berechtigte Begleiter zeigen; jedem Mitteleuropäer ist das einstens unbehaglich aufgefallen. Man behauptete, daß die Männer für die grenzenlose Verschwendungssucht ihrer Frauen so zu schuften hätten, daß ihnen selbst nicht einmal Geld für reine Kragen bliebe, während jene sich mit immer neuen Edelsteinen behängten. Aber damit haben die heutigen Erscheinungen nichts zu tun, es sind Zeitmerkmale ganz andrer Art. Wenn eine Arbeiterin, wie statistisch festgestellt ist, ein Siebentel bis ein Sechstel ihres Wochenlohns für Strümpfe ausgibt, also einen vollen Tag der Woche nur für ihre Strümpfe arbeitet, so handelt sie nur scheinbar aus Putz- und Vergnügungssucht. In Wirklichkeit kämpft sie um den Mann.

Die zwei Millionen Weltkriegstote allein auf deutscher Seite haben bekanntlich die Folge, daß ein sehr großer Teil der kurz vor 1900 geborenen Frauen heute ohne Mann dasteht, immer allein gewesen ist und kaum mehr Aussicht hat, diesen Zustand zu ändern; die Nachkriegsmänner sind zu jung für sie. Die Nachkriegsfrauen aber, die fünfzehn- bis fünfundzwanzigjährigen, tragen in sich, durch alle Schichten, schon ererbt die Angst vor dem Zukurzkommenkönnen, die Hemmungslosigkeit der Kriegs- und Inflationsjahre, eine neue weibliche Liebesaktivität, ja -aggressivität, das Bewußtsein fortschreitender moralischer Umwertung und sozialer Umschichtung. Tatsächlich sind auch die Chancen der Jüngern gedrückt, da grade die Generation der dreißig- bis vierzigjährigen, also eigentlich heiratsfähigen Männer völlig dezimiert ist. Und die in tausend Jahren anerzogene Überzeugung, daß die Heirat der einzige Weg zu Kind und Hausstand sei, ist aus dem Gefühl noch viel schwerer herauszubringen als aus Gesetzbuch und gesellschaftlichem Kodex.

Die Folge ist, daß die Frau viel häufiger und in viel breiteren Gesellschaftsschichten als früher jedes Mittel anwendet, den Mann anzulocken und festzuhalten. Es ist klar, daß diese Mittel für die Arbeiterin und das Dienstmädchen ganz stark in äußerlichen Dingen liegen. Wenn sie ihm durch ihre Aufmachung die Illusion gibt, ein sozial höheres Wesen zu sein, so ist er gefesselt. Er, der Laufbursche oder Autoschlosser oder Bäckergeselle, will sie vielleicht weniger mit der Tochter des Hauses verwechseln können, in dem die Braut dient, als mit der idealen Edelnutte, die er sich mindestens jede Woche einmal für 1,25 Mark im Kino besieht. Das Kino lehrt, daß die Nutten keine Nutten sondern edle Frauen und daß lange Seidenstrümpfe und was dazu gehört, durchaus nicht nur in Freudenhäusern beheimatet sind, wie man früher einmal

glaubte. Die Braut beziehungsweise Freundin — Kindermädchen, kleine Verkäuferin, Fabrikarbeiterin — ähnelt ein wenig dem Kino-Ideal. Sie hat nichts dagegen, daß der Freund neben ihr nach gar nichts aussieht. Häufig steht sie tatsächlich sozial eine bis zwei Stufen höher. Sie ist froh, wenn sie überhaupt einen hat.

Dies alles geht natürlich ganz unbewußt vor sich. Aber man begreift, warum der Unterschied zwischen „Herrin" und „Dienerin" sich zur Zeit immer mehr verwischt und daß es hier noch andre Gründe gibt als die fortschreitende Demokratisierung.

Ketzereien von Harry Kahn

Biographien: die große Mode. Nach der Überfütterung mit halbgarem Kollektivismus wird der Hunger nach anständig gekochten Individualitäten immer größer. Wahllos wird alles verschlungen, was dem Zahnrad- und Treibriemenmenschen dieser Zeit die tröstliche Gewißheit vermittelt, daß es Motoren und Akkumulatoren einmal gab, noch immer gibt und stets geben wird. Ein sehr bekannter Schriftsteller, der bereits auf eine stattliche Bändereihe von „Lebensbeschreibungen großer Männer" zurückblicken kann, sagte mir jüngst: „Ich verstehe keine Bohne von Chemie; aber wenn mir ein Verlag den Auftrag gibt, ein Buch über Nahrungsmittelchemie zu schreiben, so nenne ich es ‚Justus von Liebig', und es wird mindestens zwanzig Auflagen haben."

*

„Jugend ist Trunkenheit ohne Wein", sagt Goethe. Aber es gibt eine Champagnerjugend und eine Fuseljugend.

*

Der Lippenstift ist eines der wichtigsten Requisiten der Literatur-, vornehmlich der Theaterkritik geworden. Je verkalkter ein Kritiker heute ist, desto eifriger beteiligt er sich am Tanzunterricht der Jungen, um sich auf den Black Bottom der Eintags-Tatsachen stellen zu können.

*

Das neueste Schlagwort der Zunftkritik ist „verstaubt". Kotzebue ist „verstaubt" und Hebbel ist „verstaubt". Dumas ist „verstaubt" und Ibsen ist auch „verstaubt"; Hirschfeld ist „verstaubt" und Hamsun ist ebenfalls „verstaubt". Das im Mutterleib schon Verwelkte und das nie Veraltende wird in die gleiche Rumpelkammer geschmissen. Der Geburtsschein als Wertmerkmal und die Ewigkeit als quantité négligeable. Es wäre interessant zu erfahren, ob diese Kritiker nicht mehr mit ihren Frauen schlafen, weil sie den Geschlechtsverkehr als „verstaubt" ablehnen.

*

Es hat sich jetzt langsam herumgesprochen, daß der Film nicht photographiertes Theater sein darf. Aber wenn es nach gewissen derzeitigen Kritikern — und den von ihnen verwirrten Autoren — ginge, müßte das Theater nichts andres sein als Kintopp mit lebenden Menschen.

Wintergroßstadtmorgen von Arno Holz

Aus der nachgelassenen, noch unveröffentlichten Neubearbeitung des „Phantasus".

Durch
die Friedrichstraße, die
scheußlich
gußeisernen Gaslaternen brennen nur halb,
die
grauen, häßlichen, eintönig toten
Häuserfronten
zwiedämmern schon, der dunsttrübe Wintermorgen
fröstelt,
den alten Weichflauschhavelock kinnunterverknöpft, den kalten,
feuchten,
strohhalmzerknautschten Virginiastummel
schief,
die Seele lasch, die
sogenannten Sinne in jedem sogenannten Sinne
leer,
herzdumpf, schlappschlaff, hirnstumpf,
ausgelaugt
schlendere ich, trolle ich, bummele
ich
nach . . . Hause.

Auf dem schwarzen Asphalt,
verdrossen-gleichmütig,
immer einer hinter dem andern,
in
schräger Reihe,
eine
den fahlen, dreckigen, klatschklitschig klumpigen
Eis- und Schneematsch
mit
breiten
Gummiglitschen
vor sich
herschiebende,
herschubbende, herstubbende
Kolonne;
ein
letzter, müder,
kopfwippnickender, altersschwach klappernder
Droschkengaul;
ein
mit einem
großen, geflochten halbrundbügeligen, wachsleinewandverdeckten
Semmelkorb,
schlafschwer, seines Weges
daherstolpernder,
mehlweißblasser, sich mit seinem
linken
Handrücken blöde die Augen reibender
Bäckerjunge;
an
einer Ecke, unweit einer
Litfaßsäule,

die
von einem fix geschäftigen,
schirmmützigen,
kniehoch-engen kanonenstiebeligen Kittelaujust
mit
Pinsel, Leiter,
Eifer,
Glattstreichbrett und Kleistereimer,
Plakatblatt um Plakatblatt,
eben
gerade wieder frisch beklebt wird,
ein interessiert gelangweilt zukuckender Schutzmann, der gähnt,
zwischen zwei Dämchen,
die
eine balanziert zwei Schirme, die andre den Stock,
torkelnd, rülpsend,
beide Arme zweischläfrig eingehenkelt,
das
arisch feudale, agrarisch
martiale,
verwogen, oliven, verbogen
kecke,
herausfordernde,
gänzlich
unangebracht, abenteuerlich, romantisch
süddeutsch
spielhahnfederige
Lodenhütchen
kreuzfidel im Genick,
ein
Betrunkener.

In mir,
langsam, schwankend,
allmählich,
traumdeutlich, traumwirklich,
traumlebendig,
traumwahr, traumklar
steigt
ein Bild auf!

Ein ... grüner Wiesenplan ... ein
lachender, lustiger,
lichtblauer
Frühlingshimmel,
ein
weißes ... Schloß mit ... weißen
Nymphen.

Davor ein ... riesiger
Kastanienbaum,
der
breitweitschattend, bodentiefästig, kronausladend,
seine
prangenden, prunkenden,
prächtigen,
herrlichen, roten, stolzen, feierlichen
Blütenkerzen
in
einem
stillen Wasser spiegelt!

Leopold Stokowski von Hans Reimann

Zwischen Orchester und Orchester besteht ein Unterschied. Es kann gut sein oder schlecht oder mittelmäßig. Und selbst das beste Orchester kann vor dem Mikrophon ein schlechtes Orchester sein. Hier entscheidet die Intelligenz des Dirigenten. Oder die Routine; die ohne Intelligenz nicht möglich ist. Beim Tier redet man vom Instinkt. Ich glaube, den gibts gar nicht. Es wird wohl nur eine feige Umschreibung für Intelligenz sein. Der Tanz der Salome existiert in zwei ausgezeichneten Grammophon-Fassungen. Eine von Richard Strauß (Grammophon), eine von Klemperer (Electrola). Die von Richard Strauß ist trostlos gegen die von Klemperer. Sie ist nicht mikrophonetisch empfunden. Leo Blech ist nächst Klemperer und Mengelberg (dessen Orchesterplatten die zweitbesten sind und aus mir unbekannten Gründen in Deutschland nicht verkauft werden) dem Geheimnis der Grammophonakustik am glücklichsten dahintergekommen. Aber noch immer ist die Orchesterwirkung auf der Platte entstellt, verkleinert, zerschoben, gebrochen, abgeschwächt, und noch immer gilt der Satz, daß die Wiedergabe umso reiner und voller, je dünner und sparsamer das Orchester besetzt ist. Die Handvoll Cooptimists erzielte mehr Wucht und Fülle, als achtzig Mann dies zuwege bringen. Und die Revellers übertrumpfen die Don-Kosaken. Wie lange hat es gedauert, bis die Rundfunkmusiker eine andere Plazierung erfuhren denn im gewöhnlichen Konzert! Und wie wenige Dirigenten haben den Mut, zehn Sologeigen durch eine einzige, unmittelbar ans Mikro gerückte zu ersetzen, um intensivere Klang-Effekte zu erzielen! Bei unseren durchschnittlichen Orchesteraufnahmen geraten die Streicher leicht ins Kreischen, und die Bässe verschwinden in wattierte Hintergründe. Daß das Cello unentstellt zu hören ist, liegt an der bequemen Ton-Straße dieses Instrumentes, der altgoldenen Mitte. Um ein Fortissimo zu erzeugen, bedarf es keineswegs der Rumpelei auf einem Dutzend mannbarer Celli sondern der raschen und unhörbaren Heranrollung des Tönespenders. Und achtens und neuntens: nicht einmal Beethoven (der beispielsweise mit Bläsern zwar genial doch immerhin primitiv und zuweilen irrig hantierte) hat fürs Mikrophon gedacht. Darum meine ich, daß Retuschen und akustische Ummodelungen nicht nur gestattet sondern im Gegenteil dringend erforderlich sind. Was schiert mich die hohe Qualität eines Orchesters, wenn der Dirigent (auch Generalmusikdirektor genannt — offenbar, weil er Generalmusik macht —) keinen Unterschied kennt zwischen dem Musizieren vor dem Publikum und dem Musizieren vor dem Mikrophon? Im Aufnahmeraum gelten Gesetze, die mit den Gesetzen des Podiums im Konzertsaal nicht das mindeste gemein haben; und ist die Probeplatte nicht befriedigend ausgefallen, so muß halt eine zweite, dritte und siebzehnte gemacht werden. Seit dem Sommer 1927 bete ich jeden Abend zu Apoll, daß sich die gewißlich nicht von mir allein gemachte Entdeckung langsam herumsprechen möge und daß die Dirigenten in die Mysterien der Tonverwandlung dringen. Im Konzert, sobald es öffentlich steigt, ist der Dirigent nicht sehr viel mehr als eine bestaunenswerte, Konzentration und aesthetischen Genuß steigernde Attrappe. Er dürfte getrost daheim bleiben; denn seine Arbeit liegt in den Proben — dort, wo ihn kein Publikum sieht. Im Aufnahmesaal ist er die Hauptperson, der Regisseur, der spiritus rector. Den Takt finden die Musiker im Dunkeln. Die dynamische Verteilung geht sie nichts an.

Obiges hat Leopold Stokowski, der geheimnisvolle Mann, als erster durchdacht und in die Tat umgesetzt. Sagen umranken ihn. Er soll schwer krank sein. Er soll in weißen Handschuhen dirigieren.

Er soll dieses und jenes. Fest steht, daß wenige Orchesterplatten an die Platten Stokowskis (erschienen bei Electrola) heranreichen.

Er begann mit der „Rienzi"-Ouvertüre: DB 382. Der erste Ton ist mau und säuerlich. Nichts läßt aufhorchen. Eine der üblichen Aufnahmen. Gut ausgewogen und ähm Richard Wagner. Dann kam die „Tannhäuser"-Ouvertüre: DB 386, 387. Ein Versuch, der im Keim stecken blieb. Ziemlich geschwind in der Auffassung und wiederum ähm Richard Wagner. Dann kam EJ 19: ein slavischer Marsch von Tschaikowsky. Und man horchte auf. Ein Wunder war geschehen: die Schallplatte hatte Bässe. Die es bis dato einfach nicht gab. Und dann haute die Electrola drei Stokowskis hintereinander auf den Markt, und diese drei Platten, jeden Monat eine, von wegen sparsamer Dosierung, benahmen einem die Puste: EJ 166, EJ 187 und EJ 231. Und zwar: Webers „Aufforderung zum Tanz", völlig renoviert, mit einer ungeahnten Anmut und Delikatesse und mit zwei Harfenglissandi in der zweiten Hälfte, die vom Komponisten mitnichten vorgesehen waren sondern eine entzückende und logische Eigenmächtigkeit des Bearbeiters bedeuteten. Das Stück existiert in einer Fassung der Firma Grammophon und in einer Fassung der Firma Parlophon. Parlophon ist leidlich, aber Grammophon muß man parallel zu Stokowski spielen, um den Unterschied auf der Zunge und in verzweifelt geballten Fäusten vergehen zu lassen. Zweitens: Liszts ungarische Rhapsodie II, wild peitschend, Puszta, elementar, Puszta. Die dritte: Toccata und Fuge von Bach (en ré mineur), umgeschrieben für Orchester; eine Frechheit; eine Dreistigkeit; eine Gotteslästerung; und dennoch: absolut heutig und ganz und gar Bach; zuletzt die Orgel als Verbündete. Dann erschienen Straußwalzer: EJ 261; sozusagen im Bubikopf, bis zur Unbarmherzigkeit entkitscht und entschlampt; ohne sentimentales Verweilen; wie mit der Rute dirigiert; die blaue Donau rauschte wie neugeboren, und die Geschichten aus dem Wiener Wald muffelten nicht mehr nach Lavendel und poetischer Pappe sondern barsten vor Ozon und Würzigkeit. Und überall eine Wucht der Bässe, daß man Angst bekam, die Nadel werde Löcher reißen. Dann kam (EJ 318 bis 322) die stolzeste Tat: Brahms, Symphonie C-Moll, und man war an einer Starkstromleitung gekreuzigt. Nichts Verwischtes, nichts Farbloses. Alles glasklar, schmissig, ehern, temperamentgeladen. Dann kam (EJ 270) Mussorgskys (den ich heimlich Mussogorgsky nenne, weil mir der Original-Name zu kurz ist) Kovanchtchina-Zwischenakt, düster und Grauen malend; und auf der Rückseite eine Kostprobe aus dem „Feuervogel", eine Dornröschenhecke, ein sinnverwirrend bunter Teppich. Dann DB 841 und 842 die viergeteilte Ballett-Musik aus dem „Feuervogel": pathetisch, gradatim, reich an kleinen Finessen, die große Linie stets herausgeschält, eine Ziselierarbeit, eine Goldschmiederei, proper, zweischneidig-überspitzt, eine Orgie verruchter Delikatessen, sogar im Pianissimo ohne Beigeräusch, kantig und klobig in der Tiefe, zitterig in puncto Flöte. Dann EW 53: Nocturno II („Fêtes") von Debussy, ein Gang durch einen kristallenen Orchideengarten, nervös, überzüchtet, flackerig und mit gackernden Bläsern, stark getupfte Akzente, wirbelnde Kaskaden, kühne Schlingschleifen. Dann wiederum Bach, diesmal ohne den geringsten Schmuck: EJ 348, das Praeludium Es-Moll und „Ich ruf zu dir, Herr Jesu Christ". Ernst, männlich, feierlich, groß. Ohne pikante Saucen. Dann EW 56: ein kaukasischer Marsch von Ippolitow-Iwanow (feurig, schneidig und mit donnernd herausgeholten Crescendi) und ein orientalischer Tanz von Glazounow (etwas dünn und quasi die Nachgeburt von der Scheherazade).

Und schließlich Rimsky-Korsakoffs „Scheherazade" auf EJ 309 bis 313, gut geschnitten und dreiviertelstündig. Ein Halbdutzend eindeutiger Grundthemen, aufgelockert und variiert und gefüttert und

von Märchenarabesken umrankt. Ein Kaleidoskop fürs Ohr, eine Symphonie für die Augen. Das pp beinahe erträglich, die Klarinette sauberer als die Solovioline, die Harfe am edelsten (309); drei Trombone ohne Furcht und Tadel, das Fagott durchsichtig und naturgetreu, die Solovioline zwirndünn (310); die Celli wie reife Früchte (311); schwelgerisch, in feisten Strichen, lagern sich die Geigen Prinz und Prinzessin, während unterwärts die Sechzehntel knackern (312); und (313) nach einem hemmungslosen Sprung (Klavier-Auszug S. 55) landen wir im E-Dur der Erzählerin.

Weber, Liszt, Bach, Walzerstrauß, Brahms, Mussorgsky, Stravinsky, Debussy, Rimsky-Korsakow ... vier Ypsilons und fünf Nicht-Ypsilons. Aber der Brahms wiegt sie alle auf. Und wer den Brahms besitzt, der ruht nicht eher, als bis er ... Und dann kauft er unbehört jede Stokowski-Platte.

Der verrutschte Hut von Theobald Tiger

„Wenn eine Dame nachts allein mit einem Mann im Auto nach Hause fährt, hat sie sich die Folgen selber zuzuschreiben."

Aus der Urteilsbegründung eines Berliner Schöffengerichts

Was ein Berliner Kavalier ist,
der bringt — ist die Gesellschaft aus —
und wenn es morgens früh um vier ist,
die Dame, welche ... stets nach Haus.
Im Auto soll man Bande knüpfen.
Das muß so sein und hebt den Herrn.
Der Name „Schlüpfer" kommt von: schlüpfen.
Er glaubt: die Frauen haben das gern ...
Das wollen sie aber gar nicht!
Das mögen sie aber gar nicht!
Das tut ihnen gar nicht gut!
Wie kommen sie denn nun nach Haus?
„Und wie seh ich überhaupt jetzt aus?
— und einen ganz verrutschten Hut!"

Es erben sich Gesetz und Rechte
wie eine ewige Krankheit fort.
Er meint, wenn er das nicht vollbrächte,
dann sei er kein mondäner Lord.
Er muß. Teils gnädig und teils müde
und überhaupt, weils dunkel ist.
„Ach, der Chauffeur ... sei doch nicht prüde ...!"
Ein Mann ist stets ein Egoist.
Sein Motor will auf Touren laufen.
Die Frau braucht Zeit. Es saust die Fahrt.
Sie will nicht um die Liebe raufen:
Haare apart und Bouletten apart.
Doch jener wird gleich handgemein.
Jetzt oder nie ...! Die Hand ans Bein ...
Das wollen sie aber gar nicht!
Das mögen sie aber gar nicht!
Das tut ihnen gar nicht gut!
Berliner Autoliebe stört.
Immer hübsch alles, wos hingehört —
ohne verrutschten Hut —!

Galizien am Meer von Morus

Orient, das ist: wenn etwas verfällt, läßt mans verfallen. Galizien, das ist: wenn Stuck abfällt, putzt man nach; aber man vergißt überzustreichen.

Tel-Aviv ist Galizien. Bitte nicht den Mund zu verziehen, denn Galizien ist Europa, und Tel-Aviv ist ein Wunder, von dem alle commis voyageurs schwärmen. Nicht schmutzig, oh nein. Wenn man wissen will, was Schmutz und was Orient ist, braucht man nur am Strand tausend Meter weiter nach Süden zu gehen, wo in höchst malerischer Verkommenheit Jaffa sich auftürmt; obwohl auch dort schon die Nähe der neuen Judenstadt ein wenig abfärbt. Tel-Aviv ist, verglichen mit allem, was es in dieser Ecke gibt, — die großen Levantehäfen Alexandria und Beirut nicht ausgenommen —, feinstes Europa. Von Westlern gebaut, mit westlichem Geschmack und westlicher Geschmacklosigkeit, von Osteuropäern bewohnt. Aber nach acht Jahren erst leicht angeschmuddelt, die Wände, die Tischdecken und die Westen der Kellner ein bißchen fleckig, die Stoffmarquisen ausgefranst und der Straßenasphalt an den Rändern schon etwas durchlöchert. Mit einem Wort: Galizien.

Tel-Aviv ist keine Kolonistenstadt und kein Europäerviertel für eine Oberkaste und farbige Diener sondern selbstverständliches Europa. Menschen aus Lemberg und Lodz und Charlottenburg sind umgezogen, und nun wohnen sie da, im äußersten Winkel des Mittelmeers, auf dem zweiunddreißigsten Breitengrad. Als ob das gar nichts wäre. Sie haben sich solange eingeredet, daß dies ihre Heimat wäre, bis daraus eine Stadt geworden ist, genau so wie die Städte der Länder, denen sie den Rücken gekehrt haben. Die Selbstverständlichkeit ist so groß, daß sie schon provozierend ist.

Die Westler finden — auch das haben sie mitgebracht — die Stadt durchaus nicht gelungen. Es sind viel zu viel Gipssäulen da und zuviel falsche Maurermeisterei. Charlottenburg müßte ganz anders aussehen. Aber nun haben es die Charlottenburger einmal so gebaut. Und die Aussicht, daß das schlechte Material und die falsche Pracht bald baufällig werden können, ist in dieser Zone nicht groß. Doch der Wille zum Bessermachen ist da und sehr heroisch.

Oder ist das doch nur Kraftmeiertum? Es wird Abend, und nun sind die Revolutionäre vom Morgen verschwunden. Die Stadt bleibt dunkel, dunkler als die Straßen von Jerusalem, das ein arabischer Bürgermeister verlottern läßt. Der Mond scheint ja, erklären einem beruhigend die Fortschrittler: Nächste Woche werden wir schon wieder Licht haben. Es wird Freitag abend, und mit den Läden schließen Gasthäuser und Kinos. Am nächsten Tag ist die Stadt tot. Keine Arbeit wird angerührt, kein Lokal ist geöffnet, kein jüdischer Chauffeur fährt. Arabische Kutscher aus Jaffa kommen herein, um die dringendsten Fahrten zum Bahnhof zu machen. Die Sabbatruhe ist vollkommen und ärger als der englische Sonntag. Wo bleiben die Revolutionäre, die mir gestern noch sagten, sie

ließen sich nicht von den Rabbis regieren? Wo sind die jüdischen Gewerkschaftler, die sogar auf die Klagemauer verzichten wollen? Wo sind die Zionisten, die die religiöse Form als Privatsache proklamieren? Sie suchen nach Ausreden und erzählen, was sie den Langbärten schon abgetrotzt haben. Damit die Unverheirateten eine warme Mahlzeit bekommen, dürfen am Sabbat sogar schon die Speisehäuser anderthalb Stunden geöffnet werden. Und letzte revolutionäre Errungenschaft im jüdischen Kirchenstaat: in der eigenen Wohnung darf man am Sonnabend schon Klavier spielen. Und wenn es nach uns ginge —, zwinkern die Gottlosen.

Aber es geht nicht nach ihnen. Es geht nach der Masse, die aus den Judenstädten Polens eingewandert sind. Die haben die Mehrheit und üben sie deutlich spürbar aus. Sie haben die geistige Enge des Ghettos mit herübergebracht und zwingen die andern hinein. Sie bestimmen im neuen Palästina die Lebensform und richten Werktag und Ruhetag so ein, wie sie es von früher her gewohnt sind. Wer will es ihnen verargen? Sie bilden neunzig Prozent der jüdischen Einwanderer. Was sie an Neuem aufgefangen haben, stammt weniger aus den westlichen Bezirken Europas als aus Sowjet-Rußland. Der Kaftan, den die Einwanderer der Rothschild-Siedlungen noch aus dem Ghetto mitbrachten, ist unter den Jungen, die unter zionistischer Führung nach Palästina kommen, verpönt. Die Kleidung unterscheidet sich kaum von der Moskaus. Nur sieht man, das hat immerhin die Meeresnähe bewirkt, mehr weiß als grau. Auch der Ursprung ist der gleiche: man mußte und wollte an Kleidung sparen. So blieb das Sporthemd oder die einfache Russenbluse.

Sowjet-russisch ist auch, was an Künstlerischem sich regt. Daß über Nacht keine eigene Kultur entstehen kann, wie sie die Zionisten erträumen, ist gewiß. Daß bisher noch nicht der Ansatz zu einer neuen Nuance sich zeigt, ist nicht sehr verheißungsvoll, braucht aber noch nicht gegen künftige Entwicklungen zu sprechen. Einstweilen ist alles Import. Die große Mode: der jüdisch-russische Import aus Moskau, die Habima. Ein Regisseur der Habima ist in Tel-Aviv hängen geblieben, hat, halb aus Dilettanten, halb aus stellungslosen Berufsschauspielern, streng nach dem moskauer Vorbild, eine nette Provinztruppe zusammengebracht, „Das Zelt", und spielt in einem offenen Gartentheater vor Tausenden. Eine andere Truppe, „Der Besen", führt, ebenfalls auf moskauer Art, politische Späße vor. Inhaltlich ist Tragik und Komik von gleicher Harmlosigkeit. Denn trotz moskauer Dekorationen und trotz den Russenkitteln, trotz den dreißigtausend organisierten jüdischen Arbeitern, die es in Palästina gibt und trotz den sozialistischen Genossenschaften in den zionistischen Kolonien sind die neuen Einwanderer von friedfertiger Kleinbürgerlichkeit. Sie bringen in ihren materiellen aber auch in ihren geistigen Ansprüchen die Genügsamkeit der ostjüdischen Kleinstadt mit. Da das Vorbild fehlt, besteht keine Neigung, spontan den Sprung von der Grenadierstraße zum Kurfürstendamm zu

machen. Das Niveau der Lebensführung wird bewußt auf osteuropäischer Stufe gehalten.

Das macht den deutschen Juden, die nach Palästina gegangen sind, das Leben nicht leichter. Da sie nicht aus äußerm Zwang und mit noch stärkerem Willen, sich nur als Juden zu fühlen, hinübergekommen sind, suchen sie mit äußerster Zurückhaltung sich in die Judenschaft des Landes einzuordnen. Aber eine gewisse Absonderung und eine halblaute Opposition gegen die ostjüdische Majorität ist unausbleiblich. Die Gruppierung, die sich dabei ergibt, ist einigermaßen kurios. In der opponierenden geistigen Oberschicht finden sich deutsche Juden mit den Juden aus den zaristischen Sperrgebieten, aus Moskau und Petersburg und Baku zusammen. Sogar die Unterschiede zwischen Sefardim und Aschkenasi, die für die Masse der Gläubigen noch einen dicken Trennungsstrich bedeuten, verwischen sich in der Gentry. Am merkwürdigsten aber, daß selbst die Notabeln der jemenitischen Juden aus Abneigung gegen die Einwanderer aus Polen mit Berlinern und Moskauern sich verbinden. Die Heirat eines früheren berliner Bankprokuristen mit einer Jüdin des altpalästinensisch-jemenitischen Patriziats hat die Verständigung offiziell gemacht. Möglich, daß aus diesem etwas bunten Zusammenschluß einmal die Führerschicht der palästinensischen Judenschaft hervorgehen kann. Vorerst gelten die Juden, die nicht aus Osteuropa stammen, als gesellschaftliche Außenseiter. Die deutschen Juden in Palästina sind alles andere als hochtrabend. Aber es verdient doch registriert zu werden, was ein berliner Kaufmann, der seit fünf Jahren in Tel-Aviv wohnt, mir sagte: „Es hilft nichts, wenn wir dauernd hierbleiben, werden wir alle Analphabeten."

Das demokratische Mehrheitsprinzip, das kulturell mehr, als es gut ist, unter den Juden Palästinas dominiert, hat freilich da versagt, wo es am nötigsten wäre. Vor einiger Zeit gab es in der Stadtverwaltung von Tel-Aviv einen solennen Staatsstreich. Da die sehr gemäßigte Arbeitermehrheit nach Ansicht der Bürgerlichen zu teuer wirtschaftete und eine Einigung nicht zu erzielen war, steckten sich die wohlhabenden Leute hinter die britische Mandatsbehörde, und der englische Gouverneur von Jaffa dekretierte kurzerhand ein Zensus-Wahlrecht. Wahlberechtigt ist seither nur noch, wer jährlich wenigstens ein halbes Pfund Wohnungssteuer entrichtet; eine Voraussetzung, die schärfer ist als vor dem Kriege bei der preußischen Dreiklassenwahl. Der Zweck der Übung wurde denn auch prompt erreicht. Zwei- bis dreitausend Personen verloren ihr Stimmrecht, und bei der Neuwahl zog eine bürgerliche Mehrheit ins Stadtparlament ein. Viel geändert in der Stadtverwaltung hat sich auch damit nicht. Aber die Stadt Tel-Aviv hat seitdem den traurigen Ruhm, das plutokratischste Wahlrecht der Welt, einschließlich der Diktaturstaaten, zu haben.

Die großen zionistischen Geldgeber, die bisweilen befürchten, unter den Juden Palästinas herrsche, auf ihre Kosten, ein wüster Bolschewismus, können beruhigt sein. In Tel-Aviv wird nicht die rote Kappe getragen.

Bemerkungen

Kampfgenosse Oberreichsanwalt

Die mit Nationalisten scharf durchwachsne Eins-A des berliner Polizeipräsidiums, welche sich nur nicht einbilden möge, weil sie die Politik überwache, sei sie gefeit davor, von der Politik überwacht zu werden, hat sich, was mich betrifft, in Leipzig die verdiente Abfuhr geholt. Der Leser erinnert sich vielleicht (aus Nummer 36 der ‚Weltbühne'), daß die berliner politische Polizei mich bei der Reichsanwaltschaft denunziert hatte, ein Verbrechen nach § 86 des Strafgesetzbuchs begangen, nämlich „ein hochverräterisches Unternehmen vorbereitet" zu haben und zwar durch Publikation gewisser Grundsätze des revolutionären Pazifismus. Da der Inhalt der denunzierten Thesen nicht meine Privatschrulle sondern die Überzeugung einer politischen Gruppe war, der angesehene Schriftsteller der Linken angehören, so durfte die Angelegenheit öffentliches Interesse beanspruchen. Am 10. Juli wurde ich vernommen. Am 1. November hatte der Herr Oberreichsanwalt die Freundlichkeit, mir zu schreiben: „Das Verfahren gegen Sie wegen Vorbereitung zum Hochverrat habe ich eingestellt. Werner." Dieser Brief hat für den Kampf gegen den Krieg eine außerordentliche Bedeutung. Denn:

Der am wenigsten harmlose meiner inkriminierten Sätze hieß: „Es gilt, den Aufstand gegen den Krieg systematisch vorzubereiten." Das war keine theoretische Betrachtung sondern eine Aufforderung zum Handeln. Auch nicht zum Handeln bloß in einem bestimmten, denkbaren Falle; sondern zum Handeln heute ... für einen bestimmten Fall; zur systematischen Vorbereitung eines Aufstands, einer Revolution.

Hat eine Revolution die Verfassung zum Angriffsobjekt, dann ist sie Hochverrat; hat sie den Krieg zum Angriffsobjekt, während sie sich an der Verfassung desinteressiert, dann stellt sie keine nach geltendem deutschen Recht strafbare Handlung dar. Das hat der Oberreichsanwalt mit seinem Einstellungsentschluß unzweideutig anerkannt.

Ein gewaltiger Unterschied, bitte, ob ein Gericht freispricht oder der Ankläger einstellt. Besonders, wenn kein Zweifel an der Tat besteht sondern nur eine an ihrer Strafbarkeit. Der oberste Ankläger der deutschen Republik hat zum Ausdruck gebracht, daß, im Zeitalter der Ächtung des Krieges durch völkerrechtliche Abmachungen, die systematische Vorbereitung des Aufstands gegen den Krieg, das heißt gegen eine Regierung, die ihn entfesselt, eine gesetzlich erlaubte Handlung ist. Wir gehen zwar weiter; wir halten diesen Aufstand und seine Vorbereitung nicht nur für keine verbotene, wir halten sie für eine gebotene Handlung; aber das Anerkenntnis, das in der Kundgebung des Oberreichsanwalts liegt, befriedigt uns bereits, und wir danken dem Manne. Zu wünschen bleibt, daß die politische Polizei beginne, ihre Aktionen dem Rechts-

zustande der Gegenwart anzupassen. Wenn wir fortfahren werden, den Aufstand gegen den Krieg systematisch vorzubereiten, dann hat die politische Polizei, unterstützt sie uns schon nicht, uns wenigstens unbehelligt zu lassen. Das bitten wir uns von den Herren sehr entschieden aus. Andernfalls werden wir sie unsrerseits anzeigen: beim Weltgericht; wegen Hochverrats gegen die Menschheit.

Kurt Hiller

Die Affäre Aldovrandi dechiffriert

Die so plötzlich erfolgte Abberufung des italienischen Botschafters in Berlin hat zu den sonderbarsten Vermutungen Anlaß gegeben. Aber das Verschwinden war nur ein persönliches Pech des eleganten Diplomaten, die wirklichen Gründe von Mussolinis Ungnade sind politischer Art.

Graf Aldovrandi-Marescotti galt im diplomatischen Corps als der Harmloseste der Harmlosesten, als ein repräsentativer Kavalier von bescheidenen Geistesgaben; er glänzte vor allem als charmanter Bridgepartner.

Die feinsten Damen wetteiferten um seine Gunst. Er war sich seiner Unwiderstehlichkeit durchaus bewußt und um die Kultivierung seiner männlichen Reize ängstlich besorgt. Morgens trieb er orthopädische Gymnastik und abends, vor seinen Empfängen, ließ er sich, auf seinem Ruhebette liegend, Eiskompressen auf Stirn und Wangen legen, um stets in strahlender Frische zu erscheinen. Aber dauernd konnte nicht verborgen bleiben, daß sich hinter seinem luxuriös-galanten Junggesellentum ernsthaftere Pläne verbargen.

Die italienische Regierung stellte ihm unbeschränkte Mittel zur Verfügung, um die deutschen Rechtsparteien für Italien zu gewinnen. Als Gegenleistung — für nichts ist nichts — sollten diese auf die verführerischsten Punkte ihres Programmes (Südtirol und Anschluß an Oesterreich) verzichten. Zum Unglück Aldovrandis hatte diese Taktik nicht den gewünschten Erfolg. Nur die Hitlerleute treiben seit Jahr und Tag eine offene proitalienische Politik. Aber die Deutschnationalen schon verhalten sich spröder, und schließlich haben gar, wie bekannt, Stahlhelm und Jungdo es vorgezogen, mit den französischen Nationalisten ins Einvernehmen zu kommen.

Man stelle sich nur Mussolinis Ärger vor, als er davon hörte! Fieberhaft suchte man schon nach einem glücklicheren Nachfolger, als die Geschichte mit dem verschwundenen Geheimschlüssel bekannt wurde. Das gab die Möglichkeit, Aldovrandi-Marescotti ganz unzeremoniell abzusägen.

Italus

Korresspongdanx

Jeden zweiten Sonntag im Monat wird der schwedische Schreibtisch schon frühmorgens aufgeräumt (sonst nur abends), alles liegt sauber da, die Bücher stehen angetreten, die Zettel sind eingesperrt, alles zu Haus? . . . das Zimmer wartet. Heute ist Posttag.

Na, was so ist . . . Vom Inhalt wollen wir hier nichts erzählen — der ist so wie bei jedem

Menschen: ein Zehntel Freude, ein Zehntel Beschwerde und dreihundertundachtundsiebzig Zehntel Briefe, die man eben beantworten muß ... Gut. Aber welchen merkwürdigen Gesetzen unterliegt das Briefeschreiben?

Es sind zwei Dinge, die mir immer wieder auffallen.

Das eine ist die Klasse der Schreiber, die eine solche Pfote schreiben, daß man ihrs nicht lesen kann. Unser Kurt Hiller hat einmal — für sich — dekretiert, er brauche keine Schreibmaschine. Aber er schreibt wenigstens so, daß seine Briefe auch bei Mondfinsternis zu lesen sind. Hingegen schicken einem da die Leute solche Krakeleien . . . es ist sehr merkwürdig. Ich sitze immer davor wie jene Redaktion, die einen handgeschriebenen Zettel des Chefs bekam, aus einem Restaurant. „Wichtige Information fürs Abendblatt! Sofort!" stand drüber; das war aber auch alles, was man lesen konnte. Was nun —? Da hatte ein ganz Kluger einen ganz klugen Einfall. „Es gibt", sagte er, „eine Gattung Menschen, die schreibt überhaupt nur unleserlich — das sind die Mediziner. Und es gibt eine Gattung Menschen, die kann brillant Unleserliches lesen — das sind die Apotheker. Fritz!" Der Junge mit dem Zettel los, in die Apotheke. Und kam nach einer halben Stunde zurück. Und stellte stumm eine kleine Flasche mit einer rötlichen Tinktur auf den Tisch .. Diese Geschichte stammt, wie alle schönen Geschichten, von Roda Roda. Ja, also die Briefe.

Wenn die Unleserlichen beiseite gelegt sind, dann ist da eine andere Plage. Ich habe lange nicht begriffen, warum sich Frauen immer ihre Briefe mit den Umschlägen aufbewahren — fast alle Frauen tun das. Sie tun es deshalb, weil sie ihre Adresse stets hinten auf den Briefumschlag schreiben. Und nie auf den Brief selbst. Und unsereiner wirft doch natürlich brav und bieder die Umschläge fort. Und so vergeht kein Posttag, wo man mich nicht, den Kopf tief in dem riesigen Papierkorb, furchtbar schimpfend vorfindet, was das wohl für eine Schweinerei sei und ob ich das vielleicht nötig hätte, hier zwischen Asche und Bindfaden herumzukramen, nur, weil diese verdammte Person ihre Adresse nicht . . . Und ob das nicht jedesmal geschieht, wenn es sich darum handelt, einem Paar sehr schöner Augen einen Gruß zu schicken! Die Verluste, die auf Warentransporten dadurch entstehen, daß zum Beispiel Fässer leck werden, nennt man im Handelsrecht „Leckage". In meinem Geschäft sind diese Verluste offenbar besonders groß.

Nun liegen alle die Briefe still, sie sind noch ganz außer Atem von der langen Reise und müssen sich erst an das Klima gewöhnen . . . Die Damen liegen, wie so häufig im menschlichen Leben, obenauf, danach kommen die Geschäften (man sollte dieses Wort nur mit einem n hinten schreiben, es sieht gleich viel eiliger aus), und der ganze Pakken ist so hoch wie zwei Apfelkuchen. Sanctus Epistola, steh mir bei! Auf daß ich bald den letzten hinter mir habe . . . und bin ich mit der Ihnen gebührenden Darnachachtung

Ihr sehr ergebener

Peter Panter

Neues von jungen Dichtern

I.

Heinrich Hauser

Zu Beginn des Buches „Donner überm Meer" (S. Fischer, Berlin) gibt der Verfasser, Heinrich Hauser, in einer Art Tagebuchaufzeichnung bekannt, er beabsichtige, einen Roman zu schreiben. Dies autobiographische Tagebuch zieht sich breit durch den ganzen Roman und verhindert so bis zu einem hohen Grade den Leser, sich mit den handelnden Figuren, und diese, sich miteinander zu beschäftigen. Der Aufenthalt des Autors und seiner Figuren in dieser Welt verschafft den Anlaß zur Schilderung von allerlei malerischer Landschaft, von Operationssälen und Schlafzimmern, Flugplätzen und Großstädten, von weidendem Vieh in Irland und dem Sprechzimmer eines Psychoanalytikers. Eine große Feuilletonrevue wird aufgerollt, von einem Dichter, der das schweigende Leben, das in jedem Stückchen Holz, in jeder Wolke, in jedem Auto steckt, beredt macht, der mit schwarzen Druckbuchstaben alle fünf Sinne seines Lesers in wundervolle Aktion versetzt und ihn in die Welt führt wie in einen kräftigenden Kurort. Ein Flugzeug steigt auf — „die Stadt zog sich zusammen wie ein Muskel"; wer dies liest, spürt, daß der Verfasser Städte und Muskeln kennt. Das Gesicht des Arztes ist „bleich wie der Bauch eines Fisches". Mit einem einzigen Blick versteht dieser Natur-Mensch ein Tier besser als Andre bestenfalls ihren nächsten Nebenmenschen. Er versteht auch Maschinen. In einem höchst lebhaften und zugleich belehrenden Reclambändchen „Friede mit Maschinen" (Nr. 6891) zeigt er, wie in jeder Maschine eine Seele steckt (und unterscheidet sich mit diesem Unternehmen wohltuend von denjenigen seiner Kollegen, die mangels Masse immer wieder darzulegen versuchen, wir Menschen hätten, gleich den Maschinen, keinerlei Seele sondern nur Funktionen). Maschinen und Tiere laufen — unbekümmert, ob sie stören — durch seinen Roman; auf dem Wege durch die Handlung bleibt er bei jedem Schritt stehen, pflückt sich etwas, besieht es mit hellen Augen und wandert dann, wenn es ihm beliebt, ein wenig weiter. Es ergibt sich, daß eines Morgens eine Frau erwacht, und da erlebt nun der Leser körperlich die Freuden des Erwachens: wie der Wille noch schläft, wie die Finger und die Augen sich schon ein wenig Bewegung machen und wie in Reichweite die Klingel liegt, verlockend aber noch unerreichbar. Oder da ist das Drama von der Wanderdüne, das Ersticken der Bäume im rieselnden Sand. Alle diese Schönheiten werden en passant, als Zugabe, mitgedichtet.

Mann und Weib gebärt der Dichter Heinrich Hauser, nicht ohne Anwandlungen einer sympathischen, dem Schreiben ab- und dem Leben zugeneigten Faulheit, die er zwischendurch prächtig schildert. Mann und Weib treffen auch aufeinander, aber man spürt nur zu deutlich, daß diese Verwicklung — zum Unterschied vom Detail der vielfachen Szenerieen, die diese Menschen durchschreiten — erdacht und nicht gesehen ist. Wie in einem expressionistischen Gedicht sinken sie einander, wildfremd, auf der Plattform eines Autobus in die Arme, zur Verwunderung des Schaffners, der, wie der Dichter nicht unerwähnt läßt, vor Staunen vergißt, ihnen Fahrscheine anzubieten.

Die Romanform, die große Form, ist hier ersichtlich fehl am Ort. Sie verhindert den Autor, ein geschlossenes Werk zu schaffen, aber dabei nicht den Leser, ein kräftiges, unverdünntes Vergnügen aus der Lektüre zu ziehen. „In mir liegt die Leiche eines Romans", sagt Hauser von sich. Es ist aber beileibe keine Leiche, sondern ein sehr lebendiges Embryo. Vielleicht das Embryo künftiger Romane.

Rudolf Arnheim

Die Zauberflöte

Keine deutsche Oper verdient wie diese den Namen „Volksoper"; es gibt keine, die wie diese ihn adelt. Von Schikaneder war sie als ein Stück Volkstheater gemeint, wörtlich: Theater fürs Volk; für die Untern; für die Vorstadt. Ein Spektakel für die Masse der Schaulustigen, der geistig Unbemittelten sollte die Zauberflöte werden, eine bunte Zauberrevue mit Tiefsinn und Musik. Durch Mozarts Musik wurde sie ein Werk der hohen Menschlichkeit, ein Menschheitswerk. Schikaneder hat mit dem Instinkt seines Komödiantengenies, durch Bildung und Bildungsvorurteil nicht beschwert, eine Fülle farbiger Theatersubstanz zusammengetragen und durcheinandergemischt, Theater von der Posse bis zum Mysterium. Mozart hat das wirr Gefügte zu einem harmonisch-sinnvollen Spiel verwoben. „Spiel" in einem nie vorher und nie wieder erfüllten Sinn ist diese Musik seiner Reife und Todesnähe, reibungslosestes, von aller Erdenschwere erlöstes, feierlich-naives, verklärt-heiteres Spiel: unmöglich, seine Heiterkeit, der nichts von menschlichem Bemühen anhaftet, anders als göttlich, die unirdisch reine Atmosphäre, die es und in der es sich erzeugt, anders als paradiesisch zu nennen. Was bleibt danach übrig, als in aller Sachlichkeit festzustellen, daß diese Opernpartitur, dem weltlichsten Unterhaltungszweck gewidmet, ein Stück künstlerisch manifestierter Religiosität geworden ist, zwischen Matthäuspassion und Missa solemnis eine ewige Offenbarung schlechthin religiöser Kunst? So wundersam sind die Wege des Herrn, mit dem, mit dessen Kirche und ihren Einrichtungen, Mozart sich kurz darauf, weil ein hochgesinnter Mäzen den Auftrag honorierte, im Requiem unmittelbarer in Verbindung setzte.

Nicht Mozarts Musik sondern Schikaneders Libretto hat Goethe angeregt, diesem einen zweiten Teil nachzudichten. Nicht trotz sondern dank der Dichtung Schikaneders und durch sie ist Mozart zu seiner Musik inspiriert worden. Der Blick des gerissenen Theatermanns, sein erfahrener Sinn für Kasse und Kulisse ersah die lockende Grenzenlosigkeit des geistig-künstlerischen Raums, dessen Weite der Musiker spielend durchmaß und zu höchst irrealer Kontinuität verdichtete. So haben sie einander, in wechselseitigem Mißverstehen vielleicht, wunderbar ergänzt; um so wunderbarer, als sie Wesen geschiedenster Welten waren, verschiedenen Entwicklungsstufen der Gattung Mensch angehörend. Das bleibt das märchenhaft Unwahrscheinlichste dieser Zaubermärchenoper, deren innere, Größtes und Geringstes bindende Einheit auch Höhen und Tiefen des Opernpublikums — sie merken es freilich nicht — zu vollkommener Einheit verzaubert: zu einer Einheit ohne Scheidung von Oben und Unten.

Solche Einheit einer Operngemeinde neu zu schaffen, — auf den parallel laufenden Wegen sozialer Verjüngung und geistiger Regenerierung — das ist das Revolutionierendste der Arbeit Klemperers und seines Theaters; die Republikoper, die den größten Teil ihrer Besucher von der Volksbühne bezieht, ist die Oper des breitesten und des besten

Publikums geworden. Aber nie ist oder war sie es wie an diesen Abenden der Zauberflöte, deren neue Inszenierung nun die glücklichste Leistung des Hauses und des berliner Opernjahres darstellt. Vollkommene Einheit von Musik und Szene ist hier hohe Selbstverständlichkeit. Dülbergs Phantasie, zum ersten Mal ganz frei von theoretischer Beengung, schwingt vom persischen Golf bis zum Gelben Meer. Wie für Shakespeare Böhmen am Meer, mag Schikaneders Ägypten am Indischen oder Großen Ozean liegen —: eine unwirklich-bunte Märchenwelt wird bühnenlebendig — lebendig, obgleich ihre Konturen mit dem Zirkel gezogen scheinen —, in der auch der Schritt vom Spaßigen zum Erhabenen, von Papageno zu Sarastro, sich mit traumhafter Leichtigkeit tut. In der reinen Luft dieses Theaters und dieser Aufführung darf Papageno, seiner Herkunft gemäß, ganz die lustige Figur der locker gezimmerten Stegreifbühne sein, die sozusagen den unsichtbaren Unterbau des zeremoniellen Opernspiels bildet. Fritz Krenn gibt ihn freilich nicht, Vorstadtpublikum imaginierend, im Alexanderplatz-Jargon sondern —, wie sollte er auch anders? — in unverfälschtem Josephstädter Dialekt; aber seine natürliche Herzlichkeit, sein herzhaftes Extemporieren wendet sich so unmittelbar, wie es seines Darstelleramtes ist, werbend und gewinnend ad spectatores. Ihm gegenüber, nicht in derselben Ebene freilich — es ist vergleichsweise eher ein Gegenüber wie Plafond und Parkett oder wie Himmel und Erde — steht Hans Fidessers, des idealen Mozartsängers, Tamino, bezaubernd in knabenhaft zarter Anmut; er rehabilitiert nicht nur die Gestalt sondern ihren von Kulissenstaub verschütteten Typ: den Typ des lyrisch-romantischen Opernprinzen. So gibt es immer revolutionäre Neuerungen im Theater Klemperers.

Klaus Pringsheim

Erich Kästner schreibt ein Kinderbuch

Erich Kästners Kunst ist die Einfachheit, der Mangel an Pathos, ein liebevoll zärtlicher Blick für die Kleinigkeiten des Lebens, die nun einmal seinen Inhalt ausmachen. Und bei aller Schärfe des Urteils über soziale Zustände, über Elend und Ungerechtigkeit wird Kästner niemals schnoddrig; so ist er der Berufenste, um zu Kindern zu sprechen. Sein erster Versuch, den Kindern zu erzählen, was es so gibt und wie es so ist, sein Kinderroman „Emil und die Detektive" (Williams & Co. Verlag, Berlin-Grunewald) ist ein Beweis für diese seltene Kunst. Kästner braucht sich nicht eine krampfhafte Pose zu geben, wenn er seine jungen Leser mit „Ihr" anredet — es ist dies so natürlich, als wäre er stets bei ihnen. Seine Erzählung ist ebenso spannend wie amüsant: Der kleine Emil Tischbein, der von Neustadt zu Besuch nach Berlin fährt und dem unterwegs hundertvierzig Mark aus der Brusttasche gestohlen werden, ist ein ebenso abenteuerlicher Held wie die Silbersucher und Skalpjäger Karl Mays. Er hat vor ihnen voraus, daß er ein richtiger Junge ist, ohne Sentimentalität und doch mit Gefühl, der den natürlichsten Weg geht, um sein Geld zurückzubekommen, nämlich einen Mitreisenden, der ihm verdächtig vorkommt, durch die große unbekannte Stadt Berlin verfolgt, ohne ihn aus den Augen zu lassen. Und wie er so auf Beobachtungsposten vor dem Café Josty in der Kaiserallee steht, greift eine sozusagen höhere Macht zu seinen Gunsten ein, eine Macht, die von vornherein der Sympathie aller jungen Leser gewiß sein kann: eine Bande von Jungens, die rings um den Nikolsburger Platz, Landhausstraße mit einbegriffen, wohnen. Mit Hilfe dieser kleinen Bande, deren einzelne Mitglieder Kästner entzückend zu zeichnen weiß, wird ein kluger Verfolgungs- und Überwachungs-

dienst organisiert, und es handelt sich um so helle und entschlossene berliner Jungens, daß der Dieb gestellt und der Polizei übergeben werden kann. Und da beginnt das Märchen: Der Dieb ist ein lange gesuchter Eisenbahnräuber, für dessen Ergreifung tausend Mark ausgesetzt sind. Die Zeitungsberichterstatter kommen, um sich den kleinen Emil anzusehen, und Emil sagt: „Emil Tischbein ist mein Name." — „Ich heiße Kästner", sagte der Journalist, und sie gaben sich die Hand.

So spielt sich der Autor selbst in die Erzählung hinein, aber eigentlich war er schon drin. Er hatte es nicht nötig, erst künstlich sich eine Kinderperspektive vorzustellen. Er brachte sie mit. Und diese Perspektive ist, meine ich, dieselbe, die er in seinen betrachtsamen Gedichten sonst einem erwachsenen Publikum vorzutragen pflegt: ein manchmal trauriges Erstauntsein, unprätentiös, ungeziert, voll interessierter Anteilnahme an allem Gegebenen.

„Emil und die Detektive" ist ein richtiges Kinderbuch, denn sein Inhalt ist voll bunter Spannung, voll Überraschungen und voll Freude am lustigen Detail. Am Anfang des Buches stellt Kästner in zehn kleinen, von Walter Trier mit witzigen Strichen illustrierten Absätzen sein Repertoire zusammen, Emil, seine Mutter, das Eisenbahnabteil, den Dieb, die Großmutter und die niedliche Kusine Pony Hütchen mit ihrem Fahrrad. Diese Absätze sind beinah kleine Gedichte, so voll von Stoff, so abgeschlossen jedes Porträt. „So, nun wollen wir aber endlich anfangen!" schließt die kurze Vorwegnahme der handelnden Personen, und wir wollen damit aufhören, über das Buch zu sprechen, und es lesen und immer wieder lesen. Denn es gibt sehr wenig Bücher solcher Art und noch weniger Menschen, die solche Bücher schreiben können.

Wolf Zucker

Praktisches Christentum

(1. Tess. 5, 25; Hebr. 13, 18; Jak. 5, 17.)

Es wird um Fürbitte gebeten:

30. Für gläubige Geschwister, daß der Herr ihnen die rechten Mieter ins Haus schicke, aufrechte, treue Menschen ohne Falsch und Bosheit zur Förderung des Heils im Hause.
31. Für dieselben wie vor, daß der Herr sie befreien möge vom Banne des Teufels, so daß die ganze Familie die Wiedergeburt erleben kann und der Frieden des Hauses durch die unglückliche Ehe nicht mehr gestört wird.
32. Für einen stellungslosen, gläubigen Ehemann, daß der Herr ihm bald Arbeit gebe, damit die Familie so in der Lage ist, dem Herrn gegenüber ihre Gelübde zu erfüllen.
33. Für eine Mutter in Süddeutschland, deren Sohn infolge von Unstimmigkeiten im Eheleben der Eltern auf Abwege geraten ist, daß der Herr ihn wieder zurechtbringe und auch das Eheleben heile.

‚Der Retter'

Ich schnitt es gern . . .

Im bayrischen Wald, unweit der böhmischen Grenze, steht eine Ruhebank; auf der Rücklehne sind die Worte eingekratzt: I LOVE YOU.

Darunter, von andrer Hand: „Sprich deutsch, tschechischer Hund!"

Liebe Weltbühne!

Im Abort der Reichsdruckerei prangt ein Plakat folgenden Inhalts:

„Der unnötige Aufenthalt in den Aborträumen ist strengstens untersagt. In jedem Abteil darf sich stets nur eine einzige Person aufhalten!"

Antworten

Jurist. Als § 301 des Strafgesetzentwurfs, der aus Ironie der „neue" genannt wird, prangt folgende Bestimmung: „Wer eine zu unzüchtigem Gebrauch bestimmte Sache feilhält, verkauft, verteilt oder sonst verbreitet oder sie zur Verbreitung herstellt, sich verschafft, vorrätig hält, ankündigt oder anpreist, oder wer sie an einem öffentlichen Ort ausstellt, wird mit Gefängnis bis zu zwei Jahren oder mit Geldstrafe bestraft". Da unter diesen Paragraphen nicht etwa nur schweinische Photos sondern alle Verhütungsmittel fallen und da unter „Unzucht" nicht nur unappetitliche Hurerei sondern jeder uneheliche Koitus verstanden wird, scheint es sich hier um einen ungeheuerlichen kulturellen Rückschritt zu handeln. Wir möchten schwarz auf weiß wissen: Wird man künftig einen Trauschein mitnehmen müssen, wenn man in die Drogerie geht?

Erika Bodenstedt, München. Ja, das gibt es. Verschaffen Sie sich zum Beispiel das Bücherverzeichnis „Die Kunst unsrer Zeit", herausgegeben von der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen, Leipzig, Richterstraße 8. Dort finden Sie für alle Gebiete der Kunst die wichtigsten Bücher mit treffenden, zum Teil kritischen Charakteristiken aufgeführt. Ein zuverlässiger Führer.

Kästner, Kesten, Kesser und Gen. Euch ist ein Unheil widerfahren: Wilhelm Herzog und H. J. Rehfisch, die Verfasser eines Dreyfusstücks, wählen als Pseudonym die Variante „René Kestner"; als ob die Kästen nicht schon übervoll wären! Übrigens: wozu ein Pseudonym, wenn schon die erste Zeitungsnotiz in Klammern die wirklichen Verfasser nennt?

Buchhändler. Sie schreiben uns: „In der ‚Weltbühne' erscheint augenblicklich Bargenhusen, Die grüne Post. Napoleon d. P. K. Wäre es wohl möglich, daß Sie uns z. Forts. immer 1 Heft senden, worin dieser Roman erscheint. Das erste Heft hat unser Kunde bereits." Und werden wir Ihnen unsern 1 a Originalroman baldgefälligst wunschgemäß beibiegen. Hochachtungsvoll.

Ringelnatzfreund. Das Gedicht „Dem Mann, der ..." in Nummer 46 ist in dem eben erschienenen Band „Flugzeuggedanken" (Verlag Ernst Rowohlt, Berlin) enthalten.

Berliner Weltbühnenleser. Jeden Mittwoch, abends 8 Uhr, im Café Adler, am Dönhoffplatz. Am 27. November spricht Martha Ruben-Wolf über „Die Stellung der Frau in Sowjet-Rußland".

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 77 57. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Lohnkürzung von Morus

Hugenberg, nicht drängeln! Was kann der Rechten Besseres passieren als noch eine Weile marxistische Koalitionspolitik. Ich meine nicht: den Radaubrüdern und den kleinlichen Stellenjägern von rechts, obwohl auch die unter dem Schutz der Allerhöchsten Herrschaft, die politische Personalveränderung nicht zuläßt, unter Severing kaum schlechter fahren als unter Keudell. Ich meine die Leute der Rechten, die eine ehrliche Interessentenpolitik treiben. Außenpolitisch brauchen sie sich keine Gedanken zu machen und nicht, wie anno Dawes, durch fifty fifty-Votum die Versklavung Deutschlands zu besiegeln. Sie können diesmal wie ein Mann den Young-Plan ablehnen, denn sie wissen genau, daß das Jawort der Andern genügt. Und niemand wird sich mehr an das Volksbegehren erinnern, wenn Hergt wieder mit Scholz und Curtius in der Regierung sitzt und die Reparationen ebenso korrekt zahlt, wie es vor zwei Jahren das Kabinett Schiele-Stresemann getan hat.

Inzwischen aber erfüllt die Regierung Müller den Deutschnationalen alle die Forderungen, die sie selbst als Regierer niemals durchzusetzen wagten. Als 1925 die Deutschnationalen zum ersten Mal in der Republik mit drei Mann in der Regierung saßen, plagte sie die Hybris, und unter heftigstem Protest der vereinigten Linken preßten sie einen Zolltarif durch, der allenthalben als der Gipfel eines engstirnigen Protektionismus angesehen wurde. Die Roggeneinfuhr aus den Ländern, mit denen wir keine Handelsverträge hatten, sollte nämlich mit sieben Mark, die Weizeneinfuhr mit sieben Mark fünfzig verzollt werden. Die praktisch wichtigeren Vertragszölle sollten fünf Mark und fünf Mark fünfzig betragen. Vorerst blieb es noch bei den ermäßigten Zöllen von drei Mark und drei Mark fünfzig für den Doppelzentner, was bei den damaligen Getreidepreisen ungefähr einem Wertzoll von fünfzehn Prozent entsprach. Doch mußte man mit einer künstlichen Verteuerung des Brotgetreides um zwanzig bis fünfundzwanzig Prozent rechnen.

Das war, wie gesagt, der Gipfel. Die Linke tobte. Ein Enquête-Ausschuß wurde eingesetzt, und die Leuchten der Agrarwissenschaft bestätigten, daß die geplanten Hochschutzzölle nicht einmal für die Landwirtschaft selbst von Nutzen wären. Ausgerüstet mit den besten Argumenten, stürzten sich daraufhin die Freihändler in die Reichstagsschlacht, und selbst die Bewohner der gemäßigten Zone schlugen um sich, daß es nur so krachte. Einer nach dem andern — doch was rede ich? Laßt Blumen sprechen:

> Abgeordneter Dietrich (Baden) erklärt, „daß dieser Tarif unter allen Umständen die Lebenshaltung der deutschen Bevölkerung in einem untragbaren Maße verteuert".
>
> Der Abgeordnete Hilferding ruft den Regierungsparteien zu, daß „Sie einen viel wirksameren Schutz für Vieh und Fleisch ohne Belastung des Konsums hätten haben können,

wenn Sie mit uns die Zollfreiheit für Getreide und Futtermittel gemacht hätten."

Der Abgeordnete Stegerwald und die andern Führer der christlichen Gewerkschaften bemühen sich nach Kräften, die Zentrumsagrarier im Zaum zu halten, und im Plenum beteuert der Zentrumsredner Dr. Perlitius beklommen, man müsse verhindern, daß die autonomen Zollsätze etwa in Kraft treten und zu einer schweren ungewollten Belastung der Bedarfskreise führen könnten."

Als ein Jahr später der erste Versuch gemacht wird, über die Vertragszölle hinauszugehen, sagt der Reichswirtschaftsminister Dr. Curtius auf der Tagung des Wirtschaftsverbandes Mitteldeutschlands in Halle: „Wenn es nach mir gehen sollte, so würde ich den Fünfmarksatz beibehalten."

Nun sitzen alle diese tapfern Zollgegner in der Regierung, gestützt auf eine sichere Mehrheit Gleichgesinnter. Und was geschieht? Der Reichsernährungsminister Dietrich (Baden), dem die Fünfmarkzölle viel zu hoch waren, erklärt einen Getreidezoll von sieben Mark fünfzig für „normal", beantragt aber gleich noch einen Zuschlag von weitern zwei Mark, der schon unter den heutigen, verhältnismäßig hohen Getreidepreisen in Kraft treten würde. Also gegenüber den Hochschutzzöllen der Deutschnationalen beinahe eine Verdoppelung, und für die städtische Bevölkerung und alle ländlichen Getreidekäufer eine künstliche Verteuerung des Brotgetreides um fünfzig Prozent. Bei Mehl geht es noch höher hinauf: da sollen Wertzölle von über sechzig Prozent eingeführt werden. Damit die Stadtbevölkerung, der auf so menschenfreundliche Weise der Brotkorb höher gehängt wird, nicht zu üppig zu den Fleischtöpfen greift, werden auch die Vieh- und Fleischzölle heraufgesetzt. Fett und Zucker waren das vorige Mal dran, dann kommt Butter an die Reihe. Es geht also auf der ganzen Linie aufwärts.

Während Herr Dietrich sich auf solche Weise tatkräftig der Ernährung des deutschen Volkes annimmt, sitzt Herr Hilferding noch im stillen Kämmerlein und brütet über der Finanzreform. Rings um den Wilhelmplatz aber lodern schon die Flammen der Entrüstung, denn dieses Kabinett muß es bringen: den großen Ruck der Steuerreaktion. Was keine deutschnationale Regierung riskierte, will man von den Sozis erzwingen. Wozu haben wir einen Finanzminister, der niemals nein sagen kann. Jetzt ran an den Feind! Das Ziel ist klar und eindeutig: Entlastung der großen Vermögen und Einkommen und Belastung des Massenkonsums.

Um es ein bißchen zu drapieren, schreckt man vor keiner Kinderei zurück. Da werden zum Beweis für die Not der deutschen Wirtschaft die Steuererklärungen von Unternehmern bekanntgegeben, die für ihre Person nur noch wenige Millionen Reinverdienst haben und infolgedessen über siebzig Prozent ihres Einkommens an Staat und Kommune abgeben müssen. Daß ihnen die Stadt dafür immerhin die Straßen pflastert, auf der ihr Auto sie erwartet, und ihnen vielleicht auch noch einige andere nützliche Dienste erweist, wird nicht weiter hin-

zugefügt. Die Pflicht des Staates im Gegensatz zur Privatwirtschaft ist nämlich, gratis zu arbeiten.

Man könnte diese wohlorganisierte Steuerhetze auf sich beruhen lassen, wenn nun nicht bald der Punkt erreicht wäre, wo zwangsläufig eine Aktion der Gegenseite einsetzen muß. Ob man mit einer großen Koalition, die Arbeiter- und Unternehmerparteien umschließt, überhaupt eine Finanzreform machen kann, erscheint sehr fraglich: die Erfahrungen, nicht nur in Deutschland, sprechen eher dagegen. Aber fest steht, daß es so bestimmt nicht geht. Denn eines Tages werden doch auch die Arbeiterführer hellhörig werden und fragen, was da eigentlich gespielt wird.

Nach den Berechnungen Lujo Brentanos, die früher von fortschrittlichen Abgeordneten gern zitiert wurden, kosteten die Brotzölle der städtischen Arbeiterbevölkerung jährlich fast eine Milliarde Mark. Daraus darf man wohl schließen, daß die neuen Zollerhöhungen die Massen der städtischen Konsumenten wenigstens mit einer halben Milliarde Mark zusätzlich belasten werden. Denn die ökonomischen Gesetze ändern sich ja nicht gleich, wenn der Oberzolldirigent statt Bülow oder Kanitz Dietrich heißt. Der Abbau der Großbesitzsteuern und der Anbau der Konsumsteuern ist darauf angelegt, daß die breiten Massen mit einer Milliarde mehr belastet werden sollen als bisher.

Das einzige sichere Ergebnis der volksbeglückenden Finanz- und Agrarreform wäre jedenfalls, daß eine empfindliche Einkommensumschichtung stattfindet. Den breiten Konsumentenschichten werden anderthalb Milliarden Mark entzogen. Und da ja die indirekten Steuern meistens auch noch indirekte Wirkungen ausüben und die Schlächter, die Brauer und die Wirte wie immer versuchen werden, aus Anlaß der höhern Zölle und Steuern die Preise nach oben abzurunden, so können aus den anderthalb Milliarden sehr leicht zwei Milliarden werden. Davon entfallen anderthalb Milliarden auf die Arbeiterbevölkerung. Legt man für ganz Deutschland gegenwärtig ein Lohneinkommen von fünfunddreißig, höchstens vierzig Milliarden Mark zugrunde, so käme die neue Zoll- und Steuerlast einer vier- bis fünfprozentigen Lohnkürzung gleich.

Glaubt man etwa, daß die Arbeiterschaft eine derartige Kürzung ihres Realeinkommens sich ruhig gefallen lassen würde? Als man im Sommer 1925 den deutschnationalen Zolltarif beriet, da mußte selbst der volksparteiliche Industrieabgeordnete Doktor Schneider zugeben: „Die nicht landwirtschaftlichen zwei Drittel der deutschen Produktion sind gar nicht darüber im Zweifel, daß ein Zusammenhang zwischen den Getreidezöllen und Lebenshaltungsindex und Lohnhöhe besteht." Auch jetzt scheint der Reichsverband der Deutschen Industrie noch am ehesten sich über die Wirkungen klar zu sein, die die Agrarpolitik des Herrn Dietrich auslösen muß. Wo es um die Steuerpolitik und den eigenen momentanen Vorteil geht, vergessen freilich die Industriellen, dieselbe Konsequenz zu ziehen. Aber die Arbeiter werden es nicht vergessen, denn sie werden von den steigenden Lebensmittelpreisen bald daran erinnert werden.

Mooney-Billings von Kurt Großmann

Seit dreizehn Jahren befinden sich zwei Funktionäre der amerikanischen Textilgewerkschaft im Zuchthaus, angeklagt, am sogenannten Bereitschaftstage 1916 (Mobilmachung) in San Francisco beim Anmarsch der Soldaten zwei Bomben als Propaganda der Tat geworfen zu haben. Als Hauptbeweisstück eine Photographie! Auf dieser will — wie sich später herausgestellt hat — ein Zeuge in einem Mann auf dem Dache eines Hauses Thomas Mooney wiedererkannt haben. Diese Photographie ist als Falsifikat festgestellt worden.

Der Vorsitzende des Obersten Gerichts, Franklin Griffin, hat sich an den zuständigen Gouverneur gewandt und mitgeteilt, daß er in der Affäre Mooney andrer Meinung geworden sei, und in diesen Tagen wird aus New York gemeldet, daß ein Kriegsinvalide, Louis Smith, auf dem Sterbebett gestanden habe, er habe das Bombenattentat vom 22. Juli 1916 begangen; er sei vom deutschen Spionagedienst dazu gedungen worden. Hören wir die Ereignisse.

1916 machte San Francisco die deutschen Kriegstage von 1914 durch. Die Babbitts standen Spalier und jubelten den Soldaten zu. Es war der Bereitschaftstag. Die Promenade war überfüllt. Militärmusik. Doch was ist das? Eine furchtbare Detonation ertönt! Menschen schreien auf, sie fliehen! Eine Bombe ist geplatzt. Auf der Walstatt bleiben drei Tote, viele Verletzte.

Wer ist der Täter?

Thomas Mooney befand sich an dem Tage nicht in San Francisco. Als die Gerüchte von dem Verdacht gegen ihn zu ihm drangen, eilte er in die Stadt zurück, empört seine Rehabilitierung verlangend.

Man legte ihn zur Antwort in Ketten. Der Hauptbelastungszeuge, ein Polizeispitzel namens Oxman, beschwor, ihn gesehen zu haben, als er die Bombe warf. Diese Zeugenaussage wurde mit hundert Dollar bezahlt. Ein andrer Zeuge erkannte auf einem Bild, auf dem eigentlich nichts zu erkennen war, in einem Mann auf einem Dach Thomas Mooney. Ja, das war er.

Und als die Verteidigung mit all ihr zu Gebote stehenden Mitteln Zweifel bei den Geschworenen weckte, da sagten zwei Richter in einem Gespräch: „Ob schuldig oder nicht. Unschädlich muß er gemacht werden." Das wurde durch die von der Verteidigung im Beratungszimmer eingebauten Horchapparate festgestellt.

Thomas Mooney wurde nach den Gesetzen von Kalifornien zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt, dreizehn Jahre seiner Kerkerzeit sind um. Eine Wiederaufnahme des Prozesses ist nicht möglich, nur ein Gnadenakt kann ihn befreien. Seine Unschuld scheint erwiesen. Daher setzt sich auch einer seiner Richter für seine Begnadigung ein.

Thomas Mooney kämpft wie ein Löwe, um wenigstens auf Grund seiner zu beweisenden Unschuld die Begnadigung für sich und seinen Genossen Billings durchzusetzen.

Hier ist der Punkt, wo die Sache Deutschland angeht.

Im Verlaufe des Kampfes für die Befreiung Thomas Mooneys erschien der ehrenwerte Alfred H. Spink, 75 Jahre alt, aus der Stadt Oakpark im Staate Illinois vor dem Notar, um über gewisse Umstände, die die Explosion am Kriegsbereitschaftstage in San Francisco am 22. Juli 1916 begleiteten, auszusagen.

1914 ging Mr. Spink in seiner Eigenschaft als Journalist nach San Francisco. Er bewohnte die Oakland Street Nummer 474. In Nummer 472, dem Nachbarhause, wohnte der deutsche Beamte Paul Merz, Generalkonsul in San Francisco. Ein Freundschaftsverhältnis zwischen beiden Familien knüpfte sich an.

Da war es Mr. Spink auffällig, daß Herr Merz bat, seinen Namen nicht in irgendwelcher Zeitung zu erwähnen. Ja, er bat ihn, seinen Fernsprecher benutzen zu dürfen, weil er keinen solchen auf eignen Namen wünschte.

„Im Sommer 1916", so gibt Mr. Spink zu Protokoll, „hatten schon vor der Explosion am Bereitschaftstag verschiedene Explosionen an andern Orten an der Küste stattgefunden, und diese besprachen wir immer dann, wenn sie erfolgten. Herr Merz sagte mir, es würde vieles im Lande angestellt, das er nicht billige. Er erwähnte Explosionen, die damals stattfanden. Und ich erinnere mich besonders unsrer Unterhaltung über die Explosion an der Victoria-Brücke."

Auch als Mr. Spink in ein andres Haus zog, hielt die Freundschaft an. Mr. Spink fiel es auf, daß Mr. Merz nach diesen Explosionen viele Leute in San Francisco anrief und mit ihnen lange Unterredungen hatte. Auch fanden verschiedene Zusammenkünfte statt, die Mr. Spink auffielen, so das Erscheinen eines Herrn Bopp, ebenfalls Konsul in San Francisco. Diese Zusammenkünfte bezeichnet Mr. Spink ihrem Wesen nach als Feste. Ein solches soll besonders nach der Victoria-Explosion stattgefunden haben.

Kurz vor der Bereitschaftsparade drückte Herr Merz sein dringendes Verlangen aus, dieses Land und besonders Oakland zu verlassen. Er äußerte sich zu Mr. Spink: „Sie wissen, Herr Spink, es sind hier einige ganz schreckliche Streiche gespielt worden, die ich nicht billige. Sie kennen meinen Standpunkt, und ich bin äußerst besorgt, nicht in irgendeiner Weise damit in Verbindung gebracht oder beschuldigt zu werden."

Kurz vor dem Bereitschaftstage berichtete die Mrs. Spink, daß etwas Furchtbares in San Francisco passieren würde, denn sie sei von Herrn und Frau Merz gewarnt worden. Insbesondere sollte sie unter keinen Umständen der Parade beiwohnen. Auf ihre Frage warum, haben Herr und Frau Merz geantwortet, daß sie wegen der Explosionen, die sich schon früher ereignet haben, nicht hätten hingehen sollen. Keiner ging daher von der Familie Spink zu der Parade.

Daß an diesen Explosionen nationalistisch-terroristische deutsche Kreise beteiligt sein können, geht aus den vielen Telephongesprächen hervor, die Herr Merz vor der Parade mit vielen Deutschen hatte. Im Verlaufe dieser Telephongespräche wurde immer wieder ein Name Crowley genannt. Bald darauf ging Merz auf dem Unterseeboot „Deutschland" nach der Heimat zurück.

Tatsächlich muß auch die amerikanische Behörde einen solchen Verdacht gehabt haben, denn einen Monat danach wurde Spink von einem Staatsanwalt vernommen. Aber ohne Erfolg. Inzwischen hatte die Polizei Thomas Mooney und Billings verhaftet, und sie mußten für eine Tat leiden, die sie nicht begangen hatten.

Merz ist tot, und nur noch der Konsul Bopp könnte Auskunft geben. Thomas Mooney bittet darum. In einem Schreiben an den Generalsekretär des amerikanischen Bekleidungsverbandes sagt er: „Veranlassen Sie jemand, Merz oder Bopp aufzusuchen und sie aufzufordern, eine eidliche Bestätigung dieser Aussage von Spink zu geben ... Spink hat seine Aussagen freiwillig gemacht. Er hat Merz auch nicht eines solchen Verbrechens bezichtigt, ja ihm nicht einmal Schuld oder Verantwortlichkeit zugeschoben. Bopp" — und ein gewisser dritter Informierter namens Schack — „sollte über diese Tatsachen unterrichtet werden und er sollte wissen, daß zwei unschuldige Menschen die vergangenen elf Jahre ungerechterweise im Zuchthause von Saint Quentin leiden mußten — eines Verbrechens wegen, an dem sie schuldlos sind."

Das lädierte Sakrament von Carl v. Ossietzky

Wie gegen die Ehescheidungsreform, so kämpft die Zentrumspartei auch mit aller Macht gegen die Aufhebung des Ehebruchsparagraphen, und wenn das Zentrum sich einer Sache widersetzt, so kann man Gift darauf nehmen, daß es Sieger bleibt. Es hat also keinen Zweck, hier persuadieren zu wollen, denn bei der Auseinandersetzung mit den frommen Herren wird sich immer wieder eine weitgehende Übereinstimmung in aktuellen politischen Dingen ergeben, aber auch ein ganz breites Auseinanderfallen in den sogenannten Weltanschauungsfragen. Daß das Zentrum treu zu Schwarzrotgold hält, ist ausgezeichnet, aber auf die Dauer läßt sich die Erkenntnis nicht verhindern, daß dieser koloristische Gleichklang durch ständige Konzessionen in Fragen weniger dekorativer Art teuer, allzu teuer erkauft werden muß. Selbstverständlich wissen auch die geistlichen Berater des Zentrums, daß sich die Moralanschauungen seit der Blütezeit der patristischen Literatur etwas gewandelt haben, aber es benutzt sehr geschickt die Hilflosigkeit der demokratischen Republik, um ihr kulturelle Gesetze zu diktieren, die schon gestern unmöglich waren und heute vollends außerhalb jeder Diskussion stehen sollten.

Wenn die Kirche auch dogmatisch festgelegt ist, so hat sie doch immer wieder verstanden, gegenüber einer Macht, die ihr entschlossen die Zähne zeigte, rechtzeitig einzuschwenken. Dann werden zwar die Glaubenssätze nicht gleich verbrannt, aber man macht damit nicht mehr so viel her. Zwar mußte Galilei abschwören, aber dafür wirkt heute auch ein Priester als Direktor der römischen Sternwarte, und wenn auch Darwin auf dem Index steht, so hat doch der Jesuitenpater Waßmann jahrelang in populären Vorträgen seine Theorien verbreitet. Man sieht, wo die Kirche einer unaufhaltsamen Entwicklung gegenüberstand, da zog sie der folgenschweren Auseinandersetzung stets das Arrangement im Stillen vor. Die eine Voraussetzung besteht allerdings: — es muß eine Macht vorhanden sein, ein Widerstand, der als tatsächlich empfunden wird. Das Verhalten der Liberalen und Sozialisten von heute aber ist nicht geeignet, auf den Klerikalismus Eindruck zu machen. Zugunsten der sogenannten großen politischen Forderungen wird die Strafgesetzreform von oben bis unten mit einer katholischen Ethik imprägniert, die eine grelle Persiflage heutiger Lebensverhältnisse bedeutet.

Besonders empörend sind die Versuche der schwarzen Partei, ein abscheuliches mittelalterliches Monstrum wie den Ehebruchparagraphen zu konservieren. Gradezu grotesk aber werden diese Versuche angesichts des schwer bestreitbaren Faktums, daß hiervon nicht wie sonst bei der Verfolgung von Handlungen, die als strafwürdig gelten, eine Minderheit betroffen wird sondern offensichtlich die große Mehrheit des Volkes — offensichtlich, wenn man sich entschließt, die Wirklichkeit ohne Scheuklappen zu sehen. Wenn das katholische Muckertum noch immer tut, als handle es sich hier um Einzelfälle, die durch ein Abschreckungsgesetz sogar noch vermin-

dert werden können, so muß der gesunde Menschenverstand endlich die Gegenfrage aufwerfen nach den wenigen kostbaren Exemplaren beiderlei Geschlechts, die noch niemals neben die Ehe gegangen sind. Ich glaube, man könnte, wenigstens für Groß-Berlin, diese machtvolle Demonstration in der Granitschale im Lustgarten sammeln, und außerhalb unsres odiosen deutschen Babylons sieht es nicht anders aus, nur daß vielleicht etwas mehr Komödie gespielt wird.

Da es aber unmöglich ist, eine Majorität einzubuchten, hat der Gesetzgeber in seiner abgründigen Pfiffigkeit von einer Verfolgung ex officio abgesehen und die strafrechtliche Ahndung dem „gekränkten Gatten" anheimgestellt. An die Stelle der majestätischen Gleichheit des Gesetzes ist also das persönliche Ressentiment getreten. Wer sich den Besitz eines Menschen nicht sichern konnte, der darf ihn jetzt, weil er einmal der ehelichen Voliere entschlüpft ist, nicht nur verstoßen sondern auch für ein paar Monate ins Gefängnis bringen. Die Moralisten halten diesen Zustand für sittlich einwandfrei.

Wenn der Gesetzgeber also einen Ausflug aus der Ehe für ein kriminelles Delikt hält, dann soll er wenigstens gerecht sein und die Verfolgung obligatorisch machen. Wenn die Ehebrecher erst eingefangen werden wie die Langfinger, wenn zur Erlangung eines Pärchens, das mal irgendwo in unerlaubtem Beisammensein gesehen wurde, ein Apparat entfaltet wird wie für den düsseldorfer Lustmörder, dann wird man seine Wunder erleben, was für feine Herrschaften die Polizeireviere füllen werden. Dann wird es aber auch Massenpetitionen wie noch nie setzen, den gräßlichen Paragraphen verschwinden zu lassen, und obgleich ich nicht gern wette, diesmal riskiere ich jeden Betrag, daß auch die Unterschriften von Zentrumsnotabeln und Vorsitzenden katholischer Frauenvereine nicht fehlen werden.

In allen Kulturdingen ist es in Deutschland muffig und faul geworden. Keine Kampfstimmung mehr. Der Liberalismus zählt entgeistert die wachsende Zahl der Windjacken und vergißt darüber die schwarzen Röcke. Die heilige Kirche hat im Laufe ihrer langen wechselvollen Geschichte die Gebresten der Zeit auch nicht immer mit der gleichen Härte verfolgt, sie hat, wenn es sich um vornehme Beichtkinder handelte, das Laster oft mehr mit der Puderquaste gegeißelt als mit der Stachelpeitsche und im ganzen die schweren Pönitenzen dem niedern Volk vorbehalten. Diese Zweiteilung aber lehnen wir freundlichst ab. Die heutigen gesellschaftlichen Formen sind gründlich demokratisiert, großenteils proletarisiert. Die Frau „gehört" nicht mehr dem Herrn, mit dem sie gemeinschaftlich ein Ehezertifikat unterschrieben hat, sie ist ein arbeitender Mensch geworden mit Verfügungsrecht über sich selbst. Der Begriff der Adultera, ob in eifernder Verhetzung oder romantischer Verherrlichung gebraucht, ist dahin und tot wie die Beichtmoral vom Escorial oder von Schönbrunn. Die katholische Partei will das „Sakrament der Ehe" retten —? Es gibt nur noch ein großes Sakrament, für das es zu leben und zu kämpfen gilt: das ist die Menschheit.

Landvolkprozeß von Hans Fallada

Neumünsters Sensation ist vorüber, der Landvolkprozeß vorbei. Zwölf Tage lang hat man verhandelt, über hundertzwanzig Zeugen vernommen. Zwei Staatsanwälte, die Polizeiverwaltung als Nebenkläger, die Regierung mit ihren Vertretern, die Stadt Neumünster mit einem berichterstattenden Stadtrat, sechs Angeklagte, zwei Anwälte, ein Dutzend Pressemenschen, ein gequetscht voller Zuschauerraum, Und das Ergebnis? Zwei Freisprüche, einmal fünfzig Mark Geldstrafe, Gefängnisstrafen von zwei Wochen, drei Wochen, einem Monat. Die Anklage lautete auf Landfriedensbruch, Aufruhr, Widerstand, Körperverletzung, Beleidigung und einige Punkte mehr. Verurteilt wurde wegen Widerstand und Körperverletzung in einem Fall.

Natürlich hat die Höhe der verhängten Strafe überhaupt nichts mit dem aufgewendeten Apparat zu tun, aber hier ist auch das Mißverhältnis zwischen dem Interesse einer ganzen Provinz, der Erbitterung, mit der gekämpft wurde, dem Schaden, der entstanden ist, und den Feststellungen des Gerichts so ungeheuer, daß schon dadurch der Prozeß eine Sonderstellung einnimmt.

In der Großstadt hat man uns gesagt: Geht uns mit diesem Prozeß! Eine beschlagnahmte Fahne im Demonstrationszug, Widerstand, Trara, ein paar blutige Schädel, das haben wir alle Tage. Puffed wheat, aufgeplusterte Kleinstadtwichtigkeit.

Aber vom zweiten, dritten Tage ab handelte es sich schon gar nicht mehr um die Angeklagten. Was sind denn das schon für Angeklagte? Sie wollen Landvolkleute sein, also Bauern, aber da sitzen ein Dentist, ein Handlungsgehilfe, ein Bäckermeister. Muthmann ist ein sogenannter akademischer Landwirt, aber einen Pflug hat er wohl selten geführt. Er soll bei der Ehrhardtbefreiung beteiligt gewesen sein, war in die Bombengeschichte verwickelt, reist über Land und redet in Landvolksversammlungen. Ein kleiner Abenteurer, ein politischer Fanatiker, besessen von einer Idee, ein Kerlchen mit einem Tick. Der Hofbesitzer Adam Roß aus Flederwurth neben ihm ist auch alles andre als ein Bauer, Typ des Kriegsoffiziers, der was durchgemacht hat, verhalten, viel Kraft, sehr viel Selbstbeherrschung, aber manchmal mit einem Blick voll Haß und Aufruhr: der Kopf, der Führer und direkt aus den Dämonen Dostojewskis. Der sechste, der letzte, Hell, das ist der einzige wirkliche Bauer, er wurde freigesprochen.

Also diese Angeklagten haben nichts geleugnet, nichts verlogen. Sie haben die Fahne festgehalten, gut, das war, glaubten sie, ihr Recht. Die Polizei hat mit dem Säbel auf sie eingeschlagen, da war sie im Unrecht, glaubten sie. Ihre Schuld stand vom zweiten Verhandlungstage an unbestritten fest. Aber war die Polizei im Unrecht?

Am zweiten Verhandlungstage tritt die Polizeiverwaltung Neumünster als Nebenkläger auf. Der Anwalt, der sie vertritt,

spricht es aus: „Man hat hier die Polizei auf die Anklagebank gesetzt. Die Polizeiverwaltung ist nicht angeklagt, die Polizeiverwaltung klagt."

Aber nichts hat hindern können, daß die Polizei nach wie vor auf der Anklagebank saß. Die Urteilsbegründung hat es dann ausgesprochen: Der leitende Polizeioffizier hat den Kopf verloren, nicht sachliche Erwägungen, persönliche Motive werden sein Tun bestimmt haben.

Dieser Polizeioffizier — alles kennt sich ja in so einem Städtchen von vierzigtausend Einwohnern — ist ein sympathischer Mensch, gar nicht untüchtig, ein vorzüglicher Beamter. Aber kein Praktiker. Man hatte ihm den Kopf heiß gemacht, daß das Landvolk sehr gefährlich wäre, die Regierung scharfes Vorgehen wünsche. Er sieht die Fahne an der Spitze des Zuges, schwarzer Grund mit rotem Pflug und weißem Schwert, eine Sense blinkt darauf. Das Urteil hat später entschieden, daß kein Grund zur Beschlagnahme dieser Fahne bestand. Aber der Offizier stutzt. Er geht zu dem Fahnenträger, bittet, die Fahne zurückzuziehen. Nein, heißt es. Der Zug geht weiter, er wird abgedrängt. Holt sich Beamte zu Hilfe (Drei! Der Zug zählt dreitausend Mann!!). Fünfzig Schritt weiter hält er den Zug wieder an, beschlagnahmt die Fahne. Es gibt Gedränge, Püffe. Er zieht den Säbel. Einer seiner Beamten liegt unter den Füßen der Leute. Der Säbel wird ihm von hinten entrissen. Er macht die Pistole frei, schlägt sich aus dem Gewühl heraus.

Da steht er an einer Häuserwand, er hat das Gefühl, als blickten sie von allen Fenstern auf ihn. Er wirft die leere Scheide in einen Laden, läuft die Straße entlang, dem Zuge voraus. Bekannte sprechen ihn an, er stürzt weiter, er schämt sich. Und nun geschieht das, was den Kelch zum Überfließen bringt: ein Arbeiter — es soll ein Kommunist gewesen sein — bringt ihm seinen Säbel nach. Was nutzt ihm der Säbel? Er hat die Scheide längst fortgeworfen. Er wirft auch den Säbel in einen Laden. Seine Beamten eilen herbei, sie haben gehört, daß ihre Kollegen von den Bauern geschlagen wurden. Er kommandiert: „Säbel heraus!", und die Polizei stürzt dem ruhig herannahenden Zug entgegen. „Das barbarische Einschlagen", wie es Zeugen bezeichneten, beginnt. Kein Zweifel besteht, hätten die dreitausend Bauern sich ernstlich widersetzt, die sechzehn Beamten hätten im Stadtteich gelegen. So ist da und dort ein Knüppel gehoben, mehr zur Abwehr als zum Angriff. Und nach wenigen Minuten war alles vorbei. Der Fahnenträger lag verstümmelt am Boden, die Fahne wurde zur Wache gebracht und unfaßlich schnell setzte der Zug, schimpfend wohl, aber in bester Ordnung seinen Weg fort. Viele hatten überhaupt nicht begriffen, was los war.

Diese Vorgänge legte die Urteilsbegründung fest. Auf der Anklagebank, schlimmer, am Marterpfahl, stand zwölf Tage dieser Polizeioffizier. In einer unseligen Stunde hatte er sich geirrt, dann verletzte Eitelkeit, Prestigegründe sein Handeln bestimmen lassen. Er hat schwer gebüßt.

Wer ihn nicht fallen ließ, wer ihn heute noch deckt, ist der Polizeiverwalter Neumünsters selbst, Bürgermeister Lindemann, Sozialdemokrat, zweiunddreißig Jahre alt, Sohn eines Barbiers und ein ganzer Kerl. Unter dem Heer von Zeugen war er der Mann, der stets wußte, was er wollte, und stets eintrat für das, was er gewollt. Ihm ging es nicht so gut wie seinem Offizier: seine vorgesetzte Behörde, der Regierungspräsident, ließ ihn schmählich im Stich. Er stand isoliert zwischen den Parteien, nicht nur in seinen Aussagen sondern mehr noch in seinem Wollen.

Dieser Sozialdemokrat, den die Arbeiterschaft der Industriestadt so jung auf seinen Posten berufen, hat eine Liebe für die Bauernschaft. Ihm war es in den zwei Jahren seines Wirkens gelungen, wirkliche, innere Verbundenheit zwischen der Industriestadt und dem flachen Lande zu schaffen. Krönung seines Werkes war eine landwirtschaftliche Ausstellung, die er im Jahre 1928 veranstaltete und die ein großer Erfolg war. Er kannte viele Bauern, er verkehrte viel mit ihnen, er saß mit ihnen beim Teepunsch.

Darum hat dieser Mann sich auch rundweg geweigert, als die Regierung in Schleswig ihn durch einen Sendboten am 31. Juli auffordern ließ, die Landvolkdemonstration zu verbieten. Er kannte seine Bauern — sie sollten Randal machen? Ausgeschlossen, mochten sie demonstrieren, mochten sie selbst vor dem Gefängnis ihrem Hamkens eine Ovation darbringen, wem tat das weh?

Über diese Konferenz, mit einem sachten Regierungsvertreter und einem Polizeimajor geführt, gibt es zwei Versionen: der Regierungsvertreter sagt, er habe nur den Wunsch nach einem Demonstrationsverbot geäußert, die Regierung erteile keine Anweisungen. Bürgermeister Lindemann will eine Anordnung, die Demonstration zu verbieten, erhalten haben. Gleichviel, er kümmert sich nicht darum, er erlaubt den Bauern ihre Demonstration. Daß er recht hatte, daß die Bauern nicht randalieren wollten, zeigt das Ergebnis. Gegen Kopflosigkeit von Untergebenen ist niemand gesichert. Aber nachdenksam ist folgende Erwägung: der Regierungsvertreter meint, es sei nur ein Wunsch geäußert worden. Selbstverständlich sei der Polizeiverwalter auch nach solchem Wunsch in seinen Entschließungen frei, aber seine Verantwortung sei größer, wenn er einem solchen Wunsche nicht folge.

Was zu deutsch heißt, daß dieser Regierungspräsident am liebsten eine Verantwortung für seine Entschließungen den nachgeordneten Stellen überläßt.

Dem Bürgermeister wird dann noch von der Regierung ein Kommando Schupo aufgenötigt. Er will es nicht haben, seiner Ansicht nach reicht die kommunale Polizei aus. Schließlich gibt er dem Druck nach, in irgend einem Nachbarort wird die Schupo einquartiert. Diese Schupo nun hat einen Geheimbefehl — zu einer bestimmten Stunde erst am Bestimmungsort zu öffnen — mitbekommen, und um diesen Geheimbefehl ist viel herumgeraten worden.

Was hat dringestanden? Der Schupooffizier verweigerte zuerst die Aussage, dann sagt er negativ aus; es habe nicht darin gestanden, daß er besonders scharf gegen das Landvolk vorgehen solle, es habe überhaupt nichts Besonderes drin gestanden. Aber wozu in aller Welt solch Geheimbefehl, in dem am Ende nichts steht?

Dann hat der Regierungspräsident in diesem Prozeß sich noch einmal bemerkbar gemacht. Und hatte er bis dahin sicher keine glückliche Figur gespielt — das, was er dann tat, ist einfach unverständlich. Beschlossen war, einen Sachverständigen über polizeitechnische Fragen zu hören. Und da es nicht ganz leicht war, einen Sachverständigen zu finden, der sowohl der Verteidigung wie der Staatsanwaltschaft genehm war, so einigte man sich dahin, daß der Gerichtshof von sich aus einen Sachverständigen ernennen sollte.

Es geschah. Ein höherer Polizeioffizier, dem Vorsitzenden persönlich bekannt, wird ernannt, geladen — und der Regierungspräsident verweigert ihm die Aussageerlaubnis. Der Herr Regierungspräsident bestimmt von sich aus einen andern Sachverständigen, den er dem Gericht oktroyiert. Unnötig zu sagen, daß das Gericht nun seinerseits verzichtete, und einen Sachverständigen wählte, der a. D. war.

Aber man fragt sich, was sind das für Regierungskünste? Glaubt denn dieser Regierungspräsident Abegg, mit Leisetreterei, Verantwortungssachen und dann einem plötzlichen Eingriff in die Gerichtssouveränität sei die Sache gemacht? Gewiß muß der Regierung in Schleswig konzediert werden, daß die Landvolkbewegung ein bittres Problem ist, aber so löst man es nicht. So macht man es stark. Angst, im rechten Augenblick zuzufassen, und Courage im unrechten Augenblick: die zweite unglückliche Figur in diesem Prozeß war der Herr in Schleswig.

Käme alles so, wie berechnet, hätte die dritte unglückliche Figur das Landvolk in corpore spielen müssen. Noch vor einem Vierteljahr hätte es sie gespielt. Aber die Bombengeschichte scheint stark reinigend in dieser jungen Bewegung gewirkt zu haben, ohne Sentimentalität hat man sich von den Schreiern und Hetzern losgelöst und versucht, unbeirrt seinen Weg zu gehen.

Wohin dieser Weg führen wird, das weiß heute noch niemand. Alle Definitionen, die man auch wieder im Prozeß hörte, sind negativ: keine Organisation, keine Führer, keine Mithilfe am System. Dazu eine jämmerliche, hetzerische Zeitung, unsachlich, nur im Schimpfen stark.

Aber trotz allem: Wie diese Angeklagten keinen schlechten Eindruck machten, so hat auch die Schar der aufgetretenen Bauernzeugen nicht ungünstig gewirkt. Ruhige Leute, die in Verzweiflung sind. Ob die Not, in die sie gerieten, viel durch eignes Verschulden entstanden ist, bleibt gleich: sie sind wirklich in Not. Und man hilft ihnen nicht durch unsinnige Regiererei, die neue Märtyrer, neue Erbitterung schafft, sondern durch offenes Aussprechen dessen, was ist. Das ist hier versucht worden.

Biribi von Johannes Bückler

Bereits vor fünf Jahren erschien ein Buch von Albert Londres „Dante n'avait rien vu" mit dem Untertitel „Biribi", das in Deutschland leider ganz unbekannt geblieben ist. „Biribi" nennt man in Frankreich die nordafrikanischen Strafbataillone — nicht zu verwechseln mit der Fremdenlegion. Diese Bataillone setzen sich aus kriegsgerichtlich verurteilten Soldaten zusammen, die zum größern Teil schon aus afrikanischen Bataillonen stammen, zum kleinern aus Regimentern, die in Frankreich liegen, bei der Rheinarmee, in Syrien oder Indochina. Desertion, Beschädigung von Militärobjekten, Diebstähle, persönliche Angriffe, Gehorsamsverweigerungen, Zuwiderhandlungen gegen Vorgesetzte, das sind die „Verbrechen", die man ihnen vorwirft und für die sie in einer Strafvollzugshölle büßen müssen, wie es heute keine zweite gibt.

Biribi hat mehrere sogenannte Mutterhäuser: eins in Marokko, fünf in Algier und eins in Tunis.

Das französische Kriegsministerium hat bestimmte Vorschriften für die Behandlung dieser Sträflinge erlassen; sie sind im „Buch Nr. 57" zusammengefaßt. Aber Rom ist groß, und der Papst ist weit, und das Kriegsministerium ist in Paris. Und vierzehnhundert Kilometer von Paris entfernt, sitzen in Afrika die Hauptleute, die Befehlshaber der Strafbataillone, und wieder von diesen weit entfernt schalten die Sergeanten im Innern auf Arbeitskommandos. Was sich da an Ungeheuerlichkeiten abspielt, was sich an Sadismus austobt, davon konnte sich selbst die dichterische Phantasie eines Dante in seinem Inferno und Purgatorio keine Vorstellung machen. Er hat die Methoden eines neueuropäischen Militarismus nicht vorausahnen können, die sich erst auf tropischer Erde zu letzter Scheußlichkeit entfalten.

Combes und Podevin

Aus dem Militärgefängnis in Casablanca kommen achtzehn Männer, elf Franzosen, sechs Deutsche, ein Pole. Sie werden, von Gendarmen eskortiert, vor das Kriegsgericht geführt. Bekleidet sind sie mit neuen Sachen, die sie am gleichen Morgen erhalten haben. Ohne diese hätten sie nackt auf der Straße gestanden. Denn in der Nacht vorher haben sie die paar Fetzen, die sie anhatten, in kleine Stücke zerschnitten. Aber deshalb stehen sie nicht hier, sie haben alle den Gehorsam verweigert. Der erste, mit Namen Podevin, wird nach seinen Personalien gefragt. Statt einer Antwort spuckt er dem Oberst ins Gesicht.

„Ist das Ihr Name?"

„Jawoll, ich hab das zum Kotzen satt!"

Der Oberst sieht den Leutnant an, der Leutnant meint: „Vielleicht gehn wir zur Tagesordnung über, ohne ihn dafür zu bestrafen."

Der Verteidiger, der außer Podevin noch dessen Kameraden Combes vertritt, meint auch, man solle nur ruhig zur Tagesordnung übergehen. „Sie wissen ja, welche Leiden hinter einem solchen Ausbruch stehn."

Der nächste kommt an die Reihe: Combes. Auf die Frage nach seinem Namen sagt er: „Saubande! Ich sch... auf euch!" Und spuckt ebenfalls.

Man geht zur Tagesordnung über, und jetzt beginnt das eigentliche Verhör. Podevin und Combes werfen einer nach dem andern ihr Käppi dem Oberst an den Kopf und beschimpfen das Gericht. Der Vorsitzende, Oberst Julliard, hat durchaus nichts Martialisches. Er hat das Gesicht und das Herz eines braven Familienvaters. Er wirft die beiden Käppis ihren Eigentümern wieder zu und sagt: „Ihr wißt nicht, was ihr tut. Aber ich will nichts gesehen haben. Warum macht ihr das?"

„Weil wir dies Leben zum Kotzen satt haben."

Und nun erzählen sie, daß sie auf keinen Fall nach Dar-Bel-Hamrit zurückwollen. Sie geben zu, daß sie den Gehorsam verweigert haben. Sie wollten vor ein Kriegsgericht, um auf jeden Fall von ihrem Arbeitskommando fortzukommen. Sie sollen etwas zu ihrer Verteidigung sagen. Schon wieder fangen sie an zu schreien: „Wir haben es satt, satt, satt!!" Der Leutnant will ihnen jetzt eine Ordnungsstrafe erteilen. „Brennt mir zwölf Kugeln in die Haut" schreit Combes. „Wenn ihr mich nicht endlich erschießt, hänge ich mich in der Zelle auf!"

Etienne Combes und Emanuel Podevin werden zum Tod verurteilt.

Die Vorgeschichte dieser Verurteilung spielt auf einem Arbeitskommando in Dar-Bel-Hamrit. Unter dem Befehl eines Sergeanten wurde bei einem Unternehmer gearbeitet. Der junge Unternehmer betrachtet die Arbeiter und findet, daß sie „zu fett sind". „Man wird sie schon zum Abmagern bringen." Wegen dieser Äußerung verweigert am andern Tag einer nach dem andern die Arbeit. Der Sergeant ruft den Hauptmann zu Hilfe. Ohne Erfolg. Alle zweiundzwanzig verweigern die Arbeit. Die Folge davon war das Kriegsgericht und das verhängte Todesurteil.

Bald darauf wurden Combes und Podevin zu zwanzig Jahren Gefängnis begnadigt. Am Morgen darauf hat Albert Londres sie besucht. Er fand sie beide äußerst vergnügt Zwanzig Jahre Gefängnis sind doch keine Kleinigkeit, sagt er, doch da meinen sie beide, das sei auf jeden Fall besser, als zwei Jahre Fron in Dar-Bel-Hamrit. Sie bedauern es jetzt, daß sie den Gerichtsvorsitzenden so unbotmäßig behandelt haben. Sie hatten ihre Handlungsweise vorher verabredet, weil sie ohne weiteres geglaubt hatten, ein Scheusal vorzufinden. Sie bitten Londres, sie bei dem Obersten höflichst zu entschuldigen. Er macht sie darauf aufmerksam, daß sie durch ihr Benehmen die Todesstrafe heraufbeschworen haben. Sie sagen ausdrücklich, daß sie sich darüber klar waren, sie hätten den Tod auf jeden Fall weiterer Zwangsarbeit an der vorherigen Arbeitsstelle vorgezogen. Denn was sie dort erlitten, war unmenschlich. Der Sergeant hatte sich wiederholt geäußert: „Ich habe viele Mütter zum Weinen gebracht und werde das auch weiter tun..." Die guten Schuhe und die Wäsche, die er immer trug, waren Geschenke des Unternehmers, für den er die Leute

zur Arbeit zwang. Combes und Podevin lächelten angesichts einer Zukunft von zwanzig Jahren Gefängnis. Sie nahmen sich vor, ein Handwerk zu lernen, und waren ganz sprachlos vor Glück. Sie sahen aus, als ob sie im Begriff wären, auf ihre Hochzeitsreise zu gehen.

Ich bin nicht Iwan Wassili

Das ist die Geschichte des Iwan Wassili — alias Constantinidis Jones. In einem andern Häftlingsdepot ist es zunächst schwer, die Leute zum Reden zu bringen. Sie sind sehr mißtrauisch und fürchten eine Falle. Langsam beginnt aber einer nach dem andern sein Herz auszuschütten. Unter ihnen der Gefangene Nummer 667, der die Unterhaltung damit anfängt, daß er emphatisch versichert, er sei nicht Iwan Wassili.

Dann erzählt er seine erschütternde Geschichte: Als er vor drei Jahren über den großen Boulevard in Marseille ging — er sprach damals noch nicht gut französisch — wird er plötzlich von einem Polizisten am Arm gepackt und mit auf die Wache genommen. Er ist erst vor ein paar Tagen in Marseille angekommen und glaubt, daß es sich nur um irgend eine polizeiliche Anmeldung handelt. Am Kommissariat übergibt ihn der Beamte einem Kollegen mit den Worten: „Das ist Iwan Wassili". Er radebrecht, daß er nicht so heiße sondern Constantinidis Jones. Man läßt ihn nicht ausreden sondern sagt einfach, man wisse schon, daß er Iwan Wassili sei, aus der Fremdenlegion desertiert. Ohne viel Umstände kommt er ins Gefängnis, und zwar ins Fort St. Jean. Dort wird er etwas eingehender verhört. Er erklärt — immer in schlechtem Französisch — daß er Constantinidis Jones sei, ein Grieche aus Angora. Daß er zwar Deserteur sei, aber nicht aus der Fremdenlegion sondern aus der griechischen Armee. Als Venezilos zum Krieg gegen Kemal Pascha aufrief, meldete er sich als Freiwilliger. Er kam zum zweiten Infanterieregiment, neunte Kompagnie, erste Abteilung nach Seres in Ostmazedonien. Dort wurde er ausgebildet. Dann kam er in die Garnison Gimurjana. Von dort sollte das Regiment an die Front nach Smyrna. Da riß er aus. Da er von Beruf Schiffsheizer war, hat er sich in Cavalla als solcher anheuern lassen. Er hat dann in Saloniki als Kohlenträger gearbeitet und kam später auf einem großen Schiff nach Marseille. Das alles hat er bei seinem Verhör erzählt.

„Darauf sch ... ich", sagte der Beamte, der ihn verhörte. „Du bist Iwan Wassili, Du bist aus der Fremdenlegion desertiert, und Du wirst zur Strafe fünf weitere Jahre dienen."

Schriftlich reklamieren konnte er nicht, er kann nicht französisch schreiben und lesen. Nur seinen Namen hat er jeden Tag wiederholt. Auch auf dem Schiff, das ihn dann mit andern Strafgefangenen nach Afrika brachte. Die Kameraden haben ihn nur ausgelacht und gemeint: „Ob du nun Iwan oder Constantinidis heißt, das ist ganz gleich, du bist eben richtig!" Dann kam er zum zweiten Regiment der Fremdenlegion in Meridja, von wo er angeblich ausgerückt sein sollte. Beim Regiment hat ihn niemand wiedererkannt. Es hat aber auch niemand einen „Iwan Wassili" gekannt, so daß er das Gefühl hat,

daß dieser nie existiert habe. Er hat sich mit allen Kameraden geprügelt, so oft ihn einer mit Iwan anredete, und als er aus diesem Grunde einmal auch den Sergeanten angriff, schoß ihm dieser die Hand ab. Er hat nur noch einen Stummel.

Wegen der Schlägerei mit dem Sergeanten kam er vor das Kriegsgericht. Dort hat er auch wieder erklärt, daß er Constantinidis Jones sei. Da sagte der Vorsitzende: „Aber Sie haben sich doch auf den Sergeanten gestürzt?" — „Ja, das habe ich." Also: fünf Jahre Zwangsarbeit ...

Der Gefangene Nummer 667 hatte kaum seine Geschichte beendet, als ein Andrer vortrat und sagte: „Ich soll Danailoff sein, ein Deserteur aus der Fremdenlegion. Ich bin Stepan Atarasoff, Bulgare." Und dann folgte die gleiche Leidensgeschichte. Londres hat die Beiden photographieren lassen. Während der Photograph knipste, schrie der Grieche aus Angora: „Ich bin nicht Iwan Wassili!" als ob die Platte es in die Welt hinausschreien solle ...

Schluß folgt

Friedensreise über den Balkan

von Helene Stöcker

Köstliche Erinnerungen tauchen auf: das stolze Triest, das malerische Ragusa, die unvergeßlich weite Schau von der Höhe des Achilleion auf das Meer um Korfu, das albanesische und Pindusgebirge, die Fahrt von Patras nach Athen am Nordrand des Peleponnes — entlang der Bucht von Korinth, über der die schneebedeckten Höhen des Parnaß erglänzen — Megara, Eleusis! Und über allem der unbeschreibliche zartblaue Duft der griechischen Landschaft, über den Gebirgen wie dem rötlich schimmernden felsigen Boden. Es wird zum Rätsel, warum die Griechen in einer solch zauberhaften Atmosphäre zwar große plastische Künstler aber nicht ebenso große Landschaftsmaler und Musiker geworden sind. Es macht das Herz höher schlagen, sich auch nur die Namen, die Stationen der Fahrt zum 27. Weltfriedenskongreß zu vergegenwärtigen.

Als wir im „Conseil" des „Internationalen Friedensbureaus" in Genf zum ersten Male den Gedanken erörterten, die Ideen des Pazifismus auch in die Balkanländer zu tragen, wo bisher keinerlei pazifistische Organisationen bestehen, schien dies Unterfangen fast aussichtslos. Und wenn wir heute, nachdem der Kongreß in Athen und die sich anschließende Reise einer Delegation durch die übrigen Balkanländer hinter uns liegt, auch gewiß nicht behaupten wollen, daß nun der Balkan für den Frieden und die Friedensbewegung restlos erobert sei, so darf man doch vielleicht an einen gewissen Erfolg dieser Bemühungen glauben.

Der Kongreß in Athen trug von vornherein ein andres Gepräge als die übrigen Kongresse für den Weltfrieden nach dem Kriege. Der Kampf zwischen dem organisatorischen Vorkriegspazifismus und dem radikalen, das Schwergewicht in der Verantwortlichkeit des Einzelnen, der Organisierung eines Widerstandes gegen den Krieg sehenden Linkspazifismus trat naturgemäß zurück. Hier, in einem Milieu, das überhaupt noch keine organisierte pazifistische Bewegung kennt, auf einem Boden zugleich, der durch die Größe seiner Vergangenheit die Bedeutung der Gegenwart unwillkürlich oft verringert, hier in Griechenland, wohin sich nur ein kleiner Teil unsrer Freunde hatte begeben können, wo wertvolle Mitkämpfer wie Kurt Hiller, Hans Wehberg u. a. diesmal fehlten, — hier waren erst einmal die

Voraussetzungen zu schaffen, den Sinn und die Bedeutung einer pazifistischen Internationale überhaupt überzeugend zu demonstrieren. Die Kongreßforderungen waren zum großen Teil so geartet, daß Rechte und Linke sich gleichmäßig für ihre Erfüllung einsetzen konnten. Das aktuelle Hauptthema des Kongresses, der Verhandlungsgegenstand der ersten Kommission war: der Kelloggpakt und seine Konsequenzen für die Völkerbundssatzungen, das Strafrecht, die Verfassungen, die Erziehung und das Abrüstungsproblem. Fünf Berichterstatter wurden für das Plenum bestimmt. Der Vorsitzende des Internationalen Friedenbureaus, der stellvertretende Vorsitzende des belgischen Senats und, neben Quidde, ehemaliger Nobelpreisträger, Lafontaine, hatte unsre Forderungen zur Angleichung der Völkerbundsatzungen an den Kellogpakt zu vertreten.

Erfreulich war, daß ein französischer Delegierter, Mr. Corcos, auf die Gefahren der sogenannten „Landesverteidigung" hinwies. Wenn die Belgier, so meinte er, 1914 auf die Selbstverteidigung verzichtet hätten, wäre das in ihrem eignen Interesse gewesen. Dieser Auffassung wurde zwar widersprochen — am leidenschaftlichsten vielleicht von Seiten Hellmuth von Gerlachs. Aber mir scheint doch, als ob von Jahr zu Jahr im internationalen Pazifismus wie in der öffentlichen Meinung, die Einsicht wüchse, welch ein Danaergeschenk, welche Gefahr für Leben und Freiheit, für Gesundheit und Entwicklung eines Volkes das Recht und die Pflicht der „Landesverteidigung" ist. Ohne „ruchlos-optimistisch" zu sein, darf man doch vielleicht behaupten: dies Recht auf „Landesverteidigung" gehört heute zu jenen Argumenten für den Krieg, deren Überwindung im Laufe der Entwicklung schon mit Sicherheit vorauszusehen ist.

Daß die Annahme des Kelloggpaktes durch die Regierungen die sofortige allgemeine und radikale Abrüstung ermöglicht, hatte Professor Quidde — auch in der „Interparlamentarischen Union" Sachverständiger für Abrüstungsfragen — vor dem Kongreß zu begründen. Der griechische Ministerpräsident Venizelos nahm grade an den Verhandlungen teil, als Professor Quidde vollständige Abrüstung, in der die Zerstörung des Kriegsmaterials eingeschlossen ist, forderte. Venizelos betonte bei seinem Eingreifen in die Debatte seine Sympathie für die Arbeit des im griechischen Parlament tagenden Kongresses.

Die zweite Kommission verlangte den sofortigen obligatorischen Waffenstillstand für alle Fälle kriegerischer Auseinandersetzung, den der Völkerbundsrat ausnahmslos und ohne Vorbehalt zu erklären hat, sobald ein Krieg ausgebrochen ist. Ein Mustervertrag wird dem Völkerbund übersandt, welcher zeigt, wie die Einzelheiten des Waffenstillstandes geregelt werden können.

II

Unvergeßlich werden, so glaube ich, vor allem jene Sitzungen des Kongresses bleiben, die auf dem geheiligten Boden von Delphi, auf der abgeschlossenen Höhe des Bergtales, — unter blauem Himmel, in dessen reinem Licht Adler kreisten — im antiken Theater stattfanden. Nicht nur die Kongreßteilnehmer, auch ein Teil des griechischen Volkes hatte sich auf den Sitzreihen des Theaters gelagert, während der griechische Ministerpräsident Papanastasiu die Verhandlungen leitete. Daß auf diesem historischen Boden, wo einst die Amphiktionen tagten, wo vor ein paar Jahrtausenden die ersten Versuche eines Bundes zwischen Völkern unternommen wurden, daß nun grade hier der Forderung nach den „Vereinigten Staaten der Welt" und — als Anbahnung dazu — einer näheren Verbindung der europäischen Völker im allgemeinen wie der Balkanvölker im besondern zugestimmt wurde, löste große Begeisterung aus. Nachdem Papanastasiu auf meine Bitte ausdrücklich erklärte, daß man sich mit

der Auffassung Coudenhoves von „Paneuropa" nicht identifiziere und weder England noch Rußland auszuschließen gedenke, fand diese Entschließung eine große Mehrheit.

Unsere Forderung, den Kelloggpakt in Übereinstimmung mit den Verfassungen der verschiedenen Länder zu bringen, hatte ich dort zu begründen. Debattelos wurde die Forderung akzeptiert, daß die Verfassungen keine Beschränkungen mehr enthalten dürfen gegenüber dem Recht des Staatsbürgers, alle Handlungen der Regierungen zu kontrollieren. Kein Staatsbürger soll bestraft werden können wegen Aufdeckung illegaler Handlungen. Er muß direkt an eine internationale Behörde appellieren können im Falle einer gegen den Kelloggpakt verstoßenden Handlung der Regierung. Leider wurde die von mir eingebrachte Forderung, die Verfassungen sollten einen Paragraphen erhalten, wonach niemand mehr zu militärischen und kriegerischen Dienstleistungen gezwungen werden könne, auf Antrag unsres polnischen Conseil-Mitglieds Lipacewicz — ebenso wie das Thema „Kelloggpakt und Strafrecht" — auf den nächsten Kongreß „vertagt". Ein Schatten auf einem sonst hellen Bilde.

III

Bei der Ankunft in Athen traf uns als erstes die tragische Nachricht vom Tode Stresemanns. So gestaltete sich die Eröffnungsfeier des Kongresses zu einer Trauerfeier für den verstorbenen Staatsmann, der, wie kritisch-ablehnend man auch seine Vergangenheit beurteilen mag, aus einem kriegerischen Alldeutschen als Realpolitiker ein pazifistischer Europäer zu werden bestrebt war.

Wahrhaft antike Gastfreundschaft hat uns auf der Reise, vor allen Dingen in Griechenland, umgeben. Viel großzügiger war sie, als von einem durch dauernde Kriege so schwer geschädigtem Lande erwartet werden durfte. Fast beschämend empfand man diese Großherzigkeit, wenn man der Not mancher Kriegsflüchtlinge gedachte. Zahlreiche führende Persönlichkeiten des griechischen öffentlichen Lebens, unter anderm der ehemalige Ministerpräsident Papanastasiu, der ehemalige Generalkonsul Papadopoulos, der Abgeordnete Maccas, Professoren des Völkerrechts aus Athen und Saloniki: A. Eleutheropoulos und Jean Spiropoulos, Georges Streit, die Vorsitzende der Liga für Frauenstimmrecht, Frau Avra Theodoropoulou, eine kluge, sympathische Frau, nahmen an den Verhandlungen tätigen Anteil. Die Universität gab einen Empfang, die Stadt ein großes Bankett, der Außenminister Michalacopoulos dem Conseil ein intimes Diner, an das sich dann ein offizieller Empfang anschloß. Auch der Staatspräsident veranstaltete einen großen Empfang; der Minister des Innern Argyropoulos begrüßte den Kongreß bei seiner Eröffnung. Es war die griechische Regierung, die uns alle auf dem schönen Schiffe Iramy nach Itea, dem Hafen für Delphi, führte; es war der Maire des Piräus, der am anderen Tage auf dem Schiffe — bei der Rückfahrt nach Athen — ein Bankett gab. Es waren die griechischen Frauen, die uns im Theater Tänze und Trachten der griechischen Landschaften vorführten. Und, last not least, eine der für den Pazifisten wohl eindruckvollsten Szenen war es, als bei unserer Auffahrt zur Akropolis die Jugend der höhern Schulen Athens jubelnd Spalier bildete, der dann in den Hallen des Parthenon Notwendigkeit und Bedeutung internationaler Verständigung auseinandergesetzt werden durfte. Weder die englische, noch die französische, weder die deutsche, noch die polnische Regierung hat sich anläßlich der Weltfriedenskongresse nach dem Kriege bisher veranlaßt gesehen, der Jugend in gleicher Weise die Bedeutung der Bemühungen um den Weltfrieden zu demonstrieren. Möchte das Licht des auf dem Gipfel des Lykabettos zu Ehren des Kongresses errichteten Friedensturmes, zu dem die Jugend Athens mit Fackeln nächtlich hinaufpilgerte, während die Akropolistempel, von Scheinwerfern ma-

gisch erleuchtet, die Größe der Vergangenheit zurückriefen — möchte dieser Friedensturm den Morgenschein einer besseren Zukunft bedeuten.

IV

Von dem rumänischen Dampfer Dacia, der uns nach Konstantinopel führen sollte, schauten wir sehnsüchtig zurück auf Athen und den Piräus, die weite, schöne Bucht von Phaleron, auf die Inseln Salamis und Aegina. Aber noch ehe wir Kap Sunion mit seinem berühmten Säulentempel erreichten, brach ein gewaltiger Sturm aus, der von Stunde zu Stunde mehr zum Orkan anschwellend, zweiundzwanzig Stunden raste und es manchmal zweifelhaft erscheinen ließ, ob wir unser Ziel — Konstantinopel — auch wirklich erreichen würden. Der einzige Trost angesichts dieser drohenden allzufrühen Beendigung unsrer Friedens- und Lebensreise war für den Pazifisten schließlich der Gedanke: dann wenigstens den Greueln eines etwaigen zukünftigen Giftgaskrieges zu entgehen.

Als wir — zwar mit zwanzigstündiger Verspätung aber unversehrt — in dem immer noch märchenhaft schönen Konstantinopel eintrafen, wurden diese Sorgen schnell zurückgedrängt unter der Fülle neuer Eindrücke, die unsre Friedensmission begleiteten. Wer Konstantinopel vor zwanzig Jahren gekannt hat, wird es in mancher Beziehung verändert, modernisierter, europäischer — im guten wie im schlechten Sinne — finden. Aber das Wesentliche für den Friedenskämpfer war natürlich nicht der Besuch berühmter Moscheen und Schlösser, nicht die köstliche Fahrt in der hellen Oktobersonne über den Bosporus nach Haidarpascha, wo — auf asiatischem Boden — die Bagdadbahn beginnt, oder nach dem lieblichen Therapia, sondern die Erfahrung, daß im Hause des Bürgermeisters von Konstantinopel maßgebende Persönlichkeiten, Mitglieder des türkischen Parlamentes zu treffen waren, wie der Abgeordnete Hasan Cemil von Bolu, die das ernste starke Bedürfnis des türkischen Volkes nach friedlicher Weltentwicklung bejahten und in diesem Sinne zu kämpfen versprachen.

Interessant war der Unterschied in der Atmosphäre der Balkanländer, die Nuancen des Interesses für den Frieden, je nachdem, ob es sich um ein Sieger- oder Besiegtenland handelte. Rumänien, durch den Weltkrieg zu einem „Groß-Rumänien" geworden, wie das bilderreiche, uns zur Erinnerung geschenkte Heft stolz verkündete — wagt sich im Besitz von Beßarabien noch nicht vollkommen sicher zu fühlen und hört darum nicht allzu gern von Abrüstung. Dagegen versprach der Ministerpräsident Maniu, ein geborener, ausgezeichnet deutsch sprechender Transsylvanier, bei einem Empfang unsrer Conseil-Delegation, den Gedanken einer „Balkan-Föderation", wie wir vorschlugen, durchaus unterstützen zu wollen ebenso wie der bulgarische Ministerpräsident Liaptscheff, der sogar ausdrücklich die Grenzfragen in dem Grade für weniger wesentlich erklärte, als von beiden Seiten der Grenze eine friedliche, persönliche Politik getrieben würde. Der Empfang in dem neuen Groß-Serbien — Jugoslavien — fiel verhältnismäßig am kühlsten aus. Einige Worte von Lafontaine in Athen über die Brückenbewachung in Jugoslavien waren als gegen Serbien gerichtet verstanden worden, während sie in Wahrheit natürlich gegen den Militarismus überhaupt gerichtet waren. Jedes Volk behauptete — als durchaus friedliebend — nur durch den bösen Nachbar gezwungen zu werden, noch Rüstungen und Kampfbereitschaft aufrecht zu erhalten. Übereinstimmend erinnerten alle daran, daß der Traum der „Vereinigten Balkanstaaten" seit Jahrzehnten geträumt werde, daß aber keine Aussicht auf Verwirklichung bestehe, solange die Großmächte immer wieder ihre Hände in das Spiel mischten, ein Volk gegen das andere einsetzten und dadurch eine Verständigung unmöglich machten.

Besondere Erwähnung verdient in diesem Zusammenhang der Erzbischof Stephany von Sofia. Gehört er, so darf man fragen, wirklich zu jener Minorität in der christlichen Kirche, die es mit der naturgegebenen Feindschaft wahren Christentums gegen den Krieg ernst nimmt? Während des Weltkrieges hat er in einem Brief den König Ferdinand von Bulgarien vor dem Eintritt in den Krieg gewarnt, weil das dem Volke nur zum Unglück gereichen könne. Seine Warnung hat er mit jahrelanger Verbannung bezahlen müssen. In dem prunkvollen, vor dem Kriege errichteten Alexander Newsky-Dom apostrophierte der Erzbischof nach dem Gottesdienst die ausländischen Friedensgäste in französischer Sprache, gab ihnen seinen Segen für ihre Arbeit mit.

Nun mag man, vielleicht mit Recht, sagen: alle diese offiziellen Reden, gleichviel, von wem sie ausgingen, bedeuten nicht viel mehr als eine Verbeugung des Lasters vor der Tugend. Für die ethische Ungeduld dessen, der die drängende Notwendigkeit der Menschheitserlösung von diesem Krebsschaden erkannt und erfühlt hat, ist das alles gewiß herzlich wenig. Gemessen am Ideal, an der Erreichung unsres Zieles, ist der Erfolg gering. Aber gemessen an dem Maß, dem Tempo des Fortschritts, das leider allen geistigen Entwicklungen der Menschheit zugrunde liegt, bedeutet es doch ein Stück Annäherung. Verglichen mit jener Zeit, wo der Kampf für die Abschaffung, für die Unmöglichmachung der Kriege als liebenswürdige Narrheit und Utopisterei galt, darf es immerhin als ein Stück Verwirklichung angesehen werden, wenn heute keine noch so mangelhaft „demokratische" Regierung es mehr für opportun hält, internationalen Friedenskämpfern die kalte Schulter zu zeigen, sondern fast ausnahmslos ihnen mit zumindest höflicher, teilweise sogar warmer Zustimmung begegnet. Wenn der Gedanke der „Vereinigten Staaten Europas" und der Balkan-Föderation durch die Vorschläge des Athener Kongresses und die Balkanreise des Friedensbureaus in den Mittelpunkt der öffentlichen Erörterung auch auf dem Balkan gestellt, von der Presse überall dieser Gedanke freundlich aufgenommen worden ist, wenn bei dem lebhaften Interesse, das zumindest die Mehrheit der Balkanstaaten und ihrer Minister zeigte, die Begründung eines „Balkan-Instituts" zum Studium der Balkanprobleme, zur Anbahnung weiterer Verhandlungen sich durchsetzt, dann dürfen wir sagen, an einem brennenden Punkt der gegenwärtigen europäischen Politik war die Arbeit des Pazifismus nicht vergeblich.

Eine Seite des großen Kriege- und Friedens-Problems ist freilich diesmal arg zu kurz gekommen: die soziale Frage. Jene unlösliche Verknüpfung der Kriegsgefahr mit der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung, die den Finanzmächtigen die unheilvolle Gewalt verleiht, Rüstungen zum Schutz ihrer Interessen im geistigen und physischen Sinne — gegen den Wunsch der Völker selber — aufrecht zu erhalten, kam nicht zur Diskussion. Eine gradezu nervöse Angst vor der Möglichkeit einer Überwältigung durch Rußland, einer bolschewistischen Revolution macht alle diese Staaten ungeheuer unsicher und rigoros gegen alles, was ihrer Befürchtung nach auch nur entfernt zu diesem Ziel einer Umgestaltung der gegenwärtigen Ordnung hinführen könnte. Zu vorschnellem Optimismus ist daher für den radikalen Pazifismus keine Ursache. Aber auch wenn man die Innenpolitik der Staaten noch so skeptisch oder ablehnend betrachtet, der Zwang einer Entwicklung zu pazifistischer Außenpolitik könnte bei der Wechselwirkung zwischen Innen- und Außenpolitik nicht gänzlich wirkungslos auf die Innenpolitik bleiben. Freilich — das ist noch ein langer Weg, und zum Feiern besteht kein Anlaß für den Kämpfer.

Piscator und Schwejk von Max Brod

Piscator, ein Regisseur, dessen Phantasie und echte Gesinnung ich verehre. Dies vorausgeschickt. Aber in dem Schwejk-Kapitel seines Buches „Das politische Theater" geht alles durcheinander. Hier nimmt die Gesinnung einigemal Zuflucht zur Phantasie. Das bedarf einiger Richtigstellungen.

Verschwiegen wird in Piscators Darstellung, daß ich den Schwejk entdeckt habe. Nicht nur für Deutschland, auch für die Tschechen. Als ich in einem prager Blatt den versoffenen, allgemein mißachteten Jaroslav Haschek, der die schlecht gedruckten Romanfortsetzungen seines „Schwejk" selbst von Buchhandlung zu Buchhandlung kolportierte, mit Rabelais und Cervantes verglich, wurde mir auch von tschechischer Seite Übertreibung vorgeworfen. Ähnlich ist es mir einige Jahre zuvor mit Janácek ergangen, dem Komponisten, über den ich in der ‚Weltbühne' den ersten deutschen Artikel veröffentlicht habe. In beiden Fällen habe ich zahllosen Einwürfen zum Trotz Recht behalten. Letztes Ergebnis meiner Bemühungen um den Schwejk war die berliner Aufführung. Hiervon findet sich in Piscators Buch kein Wort, wiewohl noch das Programmheft der Piscator-Aufführung um diesen historischen Zusammenhang wußte und meinen seinerzeit enscheidenden Essay über Haschek und den Schwejk nachdruckte.

Die Idee der Dramatisierung kam von Hans Reimann. Mit ihm habe ich Monate lang daran gearbeitet, den Geist Hascheks unverfälscht auf die Bühne zu bringen. Als das Stück fertig war, wurde es von der Piscator-Bühne erworben. Auch andre berliner Bühnen bemühten sich um das Werk, denn damals war der „Schwejk" durch die Übersetzung von Grete Reiner in Deutschland bereits populär geworden. Piscator erhielt den Vorzug.

Piscator erfand die Dramaturgie des laufenden Bandes. Ein genialer Einfall. Ich habe es keinen Moment bestritten, daß die von Piscator in unser Stück eingefügte „Anabasis nach Budweis" zu den stärksten Wirkungen des Abends zählte. Da die Bearbeiter weder an die Piscatorbühne noch an das laufende Band hatten denken können, als sie das Stück schrieben, waren Szenen mit raschem und vielfachem Ortswechsel aus dem Roman nicht ins Bühnenmanuskript übernommen worden. Aus technischen Gründen nicht übernommen. Keineswegs aber, um die revolutionäre Gesinnung des Schwejk abzuschwächen. Das ist es, was uns nun Piscator vorwirft. Wir hätten ein harmloses Offiziersburschenstück eingereicht, das erst durch seine Umformung revolutionäre Kraft erhielt. Gegen diese Behauptung, die schon vor der Aufführung vom Pressedienst der Piscatorbühne aus in tausend geheimen Kanälen die berliner öffentliche Meinung durchsickerte, auf die ich, als ich nach Berlin kam, da und dort stieß, in Gerüchten, Andeutungen, Notizen, nirgends faßbar und überall vorhanden, gegen diese sehr geschickt und wirksam lancierte Verleumdung muß ich auf das Energischste protestieren. Sie wagte

sich nie so recht mit der Sprache heraus — erst jetzt im Buch Piscators wird sie eindeutig formuliert, deshalb protestiere ich jetzt in aller Öffentlichkeit, eindeutig.

Es ist unwahr, daß die Reimann-Brodsche Bearbeitung eine harmlose Verwässerung der Haschekschen Satire war. Im Gegenteil: einige ganz heftig den alten Staat angreifenden Szenen hat Piscator leider weggelassen, so gleich zu Anfang die Szene im Untersuchungsgefängnis, dann die Szene vor dem Untersuchungsrichter, die von uns viel breiter angelegte Szene im Waggon, der an die Front fährt, die Schlacht, die Szenen, in denen Schwejk als Russe in österreichischer Gefangenschaft lebt, die Vorbereitung einer militärischen Exekution mit allem Grauen des Gefängnishofes, schließlich die Szene im Himmel (Gott als Generalissimus mit Schwejk konfrontiert). Alle diese Szenen hat Piscator gestrichen und durch andre ersetzt.

Meine Differenz mit Piscator war nicht politischer sondern theatertechnischer Art. Und der Grund der folgende (abgesehen von der technischen Bereicherung durch das laufende Band, das für Piscator eine andre Szenenwahl möglich machte als für die ursprünglichen Bearbeiter): Piscator selbst gesteht in seinem Buch, daß das Stück keinen Schluß hatte. Weil der Roman Hascheks unvollendet ist. Noch bei der Generalprobe spielte man einen andern Schluß als am Premièrenabend. Und bei der Première blieb zuletzt das Publikum sitzen, zweifelte, ob es wirklich aus sei. „Schlechte Kunst ist schlechte Arbeit, also im Dienste der Revolution Verrat und Gegenrevolution." Bitte, ich zitiere nur den von Piscator (Seite 94 seines Buches) beifällig zitierten Béla Balázs. Reimann und mir aber war es schon Monate zuvor ganz klar, daß ein Stück ohne Schluß schlechte Kunst ist. Es war sogar die allererste Frage, die wir uns vorlegten, als wir zu arbeiten begannen: Wie schließen wir? Ein Schluß kann ja nicht aufgepappt werden. Alle Pappversuche, die das Kollektiv in letzter Minute unternahm, mußten scheitern. Reimann und ich versuchten den Abschluß des unvollendeten Romans organisch zu unterbauen. Daher die (in ihren Ausmaßen winzige) Liebesaffäre, die wir — übrigens auch nur auf Grund von Andeutungen im Roman — von Anfang an ins Stück brachten. Und dabei durchaus keine „harmlose" Liebesgeschichte. Das ist das Entscheidende, hier ist der Punkt, wo Piscators Buch die Tatsachen umbiegt. In unserm Stück liebt Oberleutnant Lukasch die Tochter seines Obersten, die an einen Kriegshetzer und Konservenfabrikanten verheiratet ist. Schwejk sprengt diese Ehe, indem er die ganze Fabrik des Kriegshetzers mit einer Bombe in die Luft sprengt. Die Figur des Kriegsgewinners, der verfaulte Konserven an die Front liefert, bereicherte die Serie jener abscheulichen Kriegstypen, gegen die unser Schwejk während des ganzen Stückes auf seine seltsam passive Art Sturm läuft.

Von Anfang an war es mein Standpunkt, daß zwei Szenen unsres Stückes, die mir selbst schwächer schienen, den von Piscator gewählten Einfügungen, besonders seinem prachtvol-

len „Marsch nach Budweis", zu opfern waren. Indem Piscator aber die Grundkonstruktion unsres Stückes umwarf und nur Fragmente bestehen ließ, schädigte er die künstlerische, die Theaterwirkung des Ganzen. Der Erfolg, auch die ehrliche Tendenzwirkung eines in sich geschlossenen Stückes wäre weit größer gewesen als der einer auf Starwirkung gestellten Anekdotensammlung. Diese ästhetische Differenz zwischen mir und Piscator wurde und wird (der bequemern Schlagworte wegen) auf politisches Gebiet hinübergespielt, auf dem aber faktisch keine Differenz bestand. Denn grade die radikalste Szene, die Schlußszene, stammte ja von mir. Von Piscator und Gasbara übernahm ich für diese Schlußszene nur den Hinweis auf eine Stelle im Roman Haschecks, wie allenfalls die Schlußszene auszubauen wäre. Die gesamte Ausführung entstand selbständig, fern von Berlin. Piscator irrt in dieser Hinsicht wie auch in einigen kleinern Details (zum Beispiel hinsichtlich der „Tage und Wochen, die in den Debatten mit den beiden ursprünglichen Bearbeitern verloren gingen", womit Piscator die Unfertigkeit der Première entschuldigen will, — ich war aber im Ganzen nur drei- oder viermal je einen Tag lang in Berlin, und die Unfertigkeit hat ihren oben dargelegten, immanenten Grund im Nichtvorhandensein eines Schlusses, was eben mehr als ein bloßer Schönheitsfehler, was organische Untauglichkeit ist). Doch diese Details sind unwichtig. Wichtig und Protestgrund war mir nur der Versuch, einen theatertechnischen Streit auf politische Schienen zu schieben. Über die Grundtendenz des Schwejk waren Piscator und ich einig: Schwejk repräsentiert den gesunden, alle Phrase durchschauenden Menschenverstand, der die Lügen der Gesellschaft bekämpft, indem er sich scheinbar duckt — dessen Bejahung eine instinktvoll tiefe Verneinung des Krieges, des Staates, der Bürgerlichkeit ist. Ein im Grunde unpolitischer, anarchischer Mensch, dessen Existenz aber im heutigen Moment die beste Widerlegung einer durch und durch verdorbenen Gesellschaftsform bedeutet. Grobschlächtig politisches Theater kann mit einer solchen Figur natürlich nicht gemacht werden. Mehr als einmal verließ auch Piscator die Linie der unbedingten Wahrheit, Echtheit dieser Figur. So etwa wenn sich in seinem Manuskript die szenische Bemerkung findet: „Spielt auf der Harmonika revolutionäre Lieder." Für jeden, der den Klang der böhmischen Harmonika kennt, klingt diese Regieanweisung mehr lächerlich als revolutionär. Doch über solche Einzelheiten wäre man bei ernstlicher Zusammenarbeit (da politische Differenz nicht bestand, nur nachträglich angedichtet wird) leicht hinweggekommen. Daß es eine solche Zusammenarbeit und eine gründliche Vorbereitung des letzterhand gespielten Manuskripts nicht gab, ist ein Mißgeschick, das ich hauptsächlich um des großen Dichters Haschek willen beklage. Seine Vision und sein Wille hätte die berliner Bühne und alle Bühnen mit ganz andrer Wirkungskraft besetzt, wäre die schlagkräftige Regie Piscators mit der richtigen Grundkonstruktion des Stücks, nicht mit einer nicht immer zusammenhängenden Serie von Militärwitzen verbunden worden.

Die Reporter von Otto Rombach

Die gute Zeitung für einen Groschen ist die gewichtige Brockensammlung der letzten Stunden; vollkommen ist sie, wenn sie auf der ersten Seite schon verkündet, was vor einer halben Stunde geschehen ist. Der Rundfunk geht noch weiter: er hängt die Mikrophone in das Leben und überträgt. Hier hat die Reportage nur einen Bruchteil von Sekunden zu durchlaufen, um schon Bericht zu sein. Der Rundfunk hat den Ausdruck „Reportage" annektiert. Er gibt damit seinem Programm Glanznummern, ob nun ein Industriegebiet durchstreift wird, ob man Fußballkämpfe oder Trauerfeiern überträgt.

Rundfunk vergeht; Zeitung besteht. Darin aber: die Wirklichkeit schnell und ohne Umschweife zu referieren, sind sie haargenau gleich. Mag sein, daß künftig einmal die Ätherbotschaft begehrter sein wird als die Zeitung. Der Mikrophonmann tut seine Pflicht in den Wind. Er ist der Berichterstatter ohne bleibende Substanz, ein Redner ohne Manuskript, der, wenn er ein Dichter wäre, verzweifeln müßte über den Verlust geistiger Werte. Was er sagt, ist mit dem Augenblick, in dem es gesagt wird, schon gelöscht.

Dagegen kann man eine Zeitung Jahrzehnte aufbewahren. In den Archiven stapeln sich die Bände. Jeder Band ist Geschichte. Der Bürger hängt die Zeitung, wenn er sie gelesen hat, in das WC., denn jede Stunde speit eine neue aus, aber die Archive sammeln. Über dem Strich steht die Geschichte des Tages, sei es Lokalgeschichte oder Weltpolitik, Völkerbundsrat oder Versammlung der reisenden Kaufleute. Diese Geschehnisse, die wirklich Etappen größeren oder kleineren Ausmaßes in der Gestaltung der Menschengesellschaft ausmachen, werden als Tatsachen registriert. Sie mögen verschluckt und überbrückt werden durch gigantische Vorgänge, die wirklich Marksteine sind und sich manchmal lautlos vollziehen. Dann erfordern sie lediglich größere Lettern. Aber die Zeit verkleinert jeden Schriftgrad. Die Schlagzeile von heute kommt übermorgen ganz klein unter Vermischtes. Denn mit der Schlagzeile packt man das Leben.

Ein Lyriker benötigt sie nicht. Man kann doch sagen, daß die Domäne „unter dem Strich" dem Lyriker verpachtet war? Sie ist es nicht mehr. Wohl denen, die ihm einen prominenten Kasten stiften, in dem er seine Verse in Zierschrift wiederfinden kann. Denn heute ist die Wochenschau auch in das Feuilleton gegangen. Die Reportage herrscht. Denn Reportage ist die heute gültige Form einer öffentlichen Geschichtsschreibung geworden. Niemals wurden die Vorgänge des Lebens und seine Erscheinungsformen so kund und zu wissen getan wie heute. Wir haben die Schnörkel vergangener Jahrzehnte nicht nur von den Fassaden unserer Häuser gerissen — wir erleben als Parallelerscheinung eine Durchsiebung der Sprache auf ihre direkteste Gebrauchsfertigkeit.

Aber es liegt darin die Gefahr, daß über dem Zeitbewußtsein die überzeitliche Persönlichkeit vergessen wird. Denn der Referent tritt zurück. Mit dem Vorgeben, sachlich zu sein, hat sich ein Kreis geschlossen, der eine Schule sein könnte, ein Dichterkreis, der von der Sachlichkeit in die Routine stürzt. Jeder Vierzehnjährige kann ihnen zur Seite treten. Denn der Eifer des Zeitberichterstatters bringt uns gewiß das neue Wort der Technik in das Feuilleton, aber er verarmt die Sprache in dem gleichen Satz, in dem er das Wort beschert. Das Erlebnis wird ausgeschaltet. Erlebnisempfänger wird das Auge, das Ohr, zur Retorte das Hirn.

So sieht man viele Zeitungen, die unterm Strich das Konzert von oben durch die Schilderung des Podiums ergänzen, auf dem gespielt wird. Gewiß eine schlaue Ergänzung. Aber sieht man den Handwerkern des Feuilletons, der Reiseblätter und Kritikenseite nicht an, wie verstohlen sie manchmal ein impressionierendes Licht aufsetzen? Das geschieht ganz heimlich. Denn das Publikum hat begonnen, es wieder zu wünschen.

Ein Wust von Naturgeschichte wird da aufgespeichert. Der literarische Gaumen und die normale Funktion der Vernunft wehren sich gegen solche nebensächlichen Kommentare zu dem täglichen Weltall. Wir brauchen das nicht. Wir in den Städten, die wir die Wahl haben zwischen Taxameter, Autobus, Untergrund-, Straßenbahn oder Stadtbahn, lesen mit Wonne vom Herbstgang des netten Poeten, der mit der Gänsemagd anbandelt. Wenn er es nett macht. Brauchen wir die Geschichte um uns herum, unter der wir sechs Tage kuschen, auch in der Sonntagsausgabe? Verständigung über alles! Soziologie über alles! Aber die Diktatur der Reporter ist dort zu Ende, wo man die Augen vor ihnen zumacht und den Kopfhörer an die Wand schmeißt.

*

Wenn einmal die Geschichte des papiernen Zeitalters sublimiert werden soll, müssen Berge durchwühlt werden, die unser Eifer von heute geschichtet hat. So könnte man den Fatalismus gegen alles Wesentliche predigen, weil es übermorgen unwesentlich sein wird. Wir sind nicht so. Wir nehmen unser Leben ernst. Wir verpflichten uns dadurch selbst, uns wichtig zu nehmen. Deswegen ist es möglich, daß Memoirenbücher noch immer auf riesige Auflagen klettern.

Nun aber, da Geschichte reporterhaft berichtet wird, erscheint sie trotzdem gefärbt. Der Journalist glaubt sich verpflichtet, seine Persönlichkeit auszuschalten, um der Tendenz den Vorrang zu lassen. Was für die Tagesschriftstellerei gilt, gilt also auch für die Reportagebücher, die Zeitgeschichte geben wollen. Tendenz aber führt unweigerlich zu Konzessionen in bezug auf das persönliche Erlebnis einer sprachlichen Gestaltung. Tendenz, wenn sie normierte Angelpunkte hat, engt ein. Da wirft man ein, daß allen großen Dichterwerken Tendenzen innewohnen. Richtig! Aber die Tendenzdichter von heute schießen auf gefangene Spatzen, auf Paragraphen. Sie nehmen den Umkreis zu eng. Sie sind Handwerker an der aktuellen Gesellschaftsordnung. Wichtig! Sehr

wichtig! Aber wir selbst müßten maßvoller sein, wenn wir sie als Dichter bezeichnen sollten.

Der Tendenzdichter, der innerhalb eines politischen Programms schreibt, ist nolens volens an der Fernsicht gehindert und auf den Kreis angewiesen, den er mit seiner weltanschaulichen und zumeist nicht primären sondern aus irgendeiner Hand bezogenen Einsicht durchsäuern will. Er kann praktische Zwecke verfolgen; er kann wie Peter Martin Lampel eine Generalrevision der Erziehungshäuser hervorrufen wollen. Aber der Selbstzweck einer dichterischen und gewiß ehrlichen Entladung ist hier veräußerlicht durch die allzubewußte Absicht. Denn ein tendenziöses Schreibwerk ist an seine Programmpunkte gebunden wie eine Klassikeraufführung an ihre Zitate. Wenn die Zitate nicht kommen, ist sie nicht komplett. Der Bürger kennt seine Klassiker. Und der Konsument der Tendenzen kennt seine Manifeste. Sie müssen kommen. Sie müssen gesagt werden. Er liebt es nicht, der weltenweiten Fabulierlust eines Produzenten nachzugehen. Er will Hand und Fuß — die Hand, um sich zu verbrüdern, und den Fuß, um zu marschieren. Tendenz marschiert! Die tendenziösen Reporter haben die Theater besetzt und spiegeln sich vor, Dichter zu sein. Aber wenn sie die sengerigen Winkelhöfe der heutigen Gesellschaft abgeleuchtet haben, werden die Register abgespielt sein. Wie kommt es, daß die zweitausendjährigen alten Herren, die doch auch Tendenzdichter waren, sie überdauern werden? Woher kommt diese Ewigkeit der alten Tage?

Vermutlich haben diese Männer des Olymps das Leben weniger sachlich angesehen. Vermutlich sind sie mit ihrem ganzen Lebensapparat, mit Selbstaufgabe, Fanatismus, aber mit einer phantasievollen Menschlichkeit durch ihre Zeit gegangen und dadurch zeitlos geworden. Sie haben vermutlich erlebt, was heute nur gesehen und als Hirnprodukt serviert wird. Der kleine phantastische Poet aus Berlin N, der vor dem Sternenhimmel seine täglichen Worte verliert und plötzlich eine neue Sprache zu reden anfängt, ist mehr verbunden mit diesem Weltall, ist näher den ewigen Worten als die gewitzten Herren Reporter, die ihre Zeitgeschichte so wichtig nehmen wie sich selbst. Auch der kleine Poet schreibt Zeitgeschichte. Aber er dichtet sie. Er verhungert vielleicht. Fünf Zeilen mag er verschollen hinterlassen oder ein prächtiges Werk, das niemals entdeckt wird. Das ist die Zunge der Wage. Aber keine Wage wägt Gerechtigkeit.

Zu Siegfried Jacobsohns Todestag

Licht, wie es mit der Finsternis die Farbe wirkt, ist ein schönes Symbol der Seele, welche mit der Materie den Körper bildend belebt. So wie der Purpurglanz der Abendwolke schwindet und das Grau des Stoffes zurückbleibt, so ist das Sterben des Menschen. Es ist ein Entweichen, ein Erblassen des Seelenlichtes, das aus dem Stoffe weicht. Daher sehe ich keinen Toten. Alle meine gestorbenen Freunde sind mir so verblichen und verschwunden, und das Scheinbild von ihnen bleibt mir noch im Auge.

Goethe zu Riemer am 3. Dezember 1808

Montagen von Harry Kahn

I. G.-Farben-Film

Montage (mit dem Ton auf der vorletzten Silbe) stammt aus dem ehrsamen Schlossergewerbe; es legte sich das Wort zu, als der Komfort der Neuzeit aufkam; mit ihm der Herr Monteur und seine Tätigkeit. Von da in den Maschinenbau übergegangen, bedeutet es nichts als die sinngemäße Zusammensetzung der einzelnen Maschinenteile. Der Laie gebrauchte, ja kannte es kaum. Der Film erst hat es publik und prominent gemacht. Zuerst bezeichneten die Russen damit eigentlich nur das, was bei uns „Schnitt" heißt. Da aber ihre Schnitt-Phantasie neue Wege ging (Wechsel von realistischen und symbolistischen Bildern; impressionistisch, ja pointillistisch aufgelockerte Bildfolge; originelle Bildüberschneidungen durch ingeniöses Auf- und Ineinanderkopieren usw.), so wurden alle diese ganz verschiedenartigen technischen Errungenschaften mit noch andern, frisch aus Hollywood eingetroffenen, in einen Topf geworfen und auf den das Etikett „Montage" geklebt. Sodaß heute über die eigentliche und engere Bedeutung des Begriffs völlige Verwirrung herrscht und diese Verwirrung innerhalb und außerhalb der Glashäuser weitere Verwirrung stiftet.

Schon ist er als „akustische Montage" in die Senderäume gedrungen, um mit allerhand Rhabarber und Abrakadabra wehrlose Wellen zu schwängern und ahnungslose Trommelfelle zu belästigen. Und man kann an keiner Buchhandlung mehr vorbeigehen, ohne der Gefahr einer Bindehautentzündung ausgesetzt zu sein, denn von den Schutzeinbänden flirrt es einem entgegen, als wenn eine Horde aus der Kaltwasserheilanstalt Ausgebrochener eine Photozentrale überfallen und mit dem dort vorgefundenen Material Puzzlespiele veranstaltet hätte. Angesichts der Heftigkeit, mit der die Montage-Seuche bereits die Nachbargebiete ergriffen hat, also darf man sich kaum wundern über das Unheil, das sie in ihrem Ausbruchsbereich nachgerade anrichtet. Schon Schiller ruft Wehe über die Himmelskraft, die der Fessel sich entrafft und einhertritt auf der eigenen Spur. Ob die Kamera eine Himmelskraft ist, mag dahingestellt bleiben, aber daß die „entfesselte Kamera", wie, frei nach Tairoff, der letzte Schrei im Film lautet, bereits auf der eigenen Spur einhertritt, saft- und kraftlos sich selbst kopierend, das steht außer Zweifel. Die großen Exempel der Russen und die grandiosen Experimente Ruttmanns haben die harmlosesten Regisseurgemüter verstört. Kein rheinisches Mädchen mehr ohne einen mit der entfesselten Kamera gemixten Rausch. Und der quereingestellte Saxophonbläser mit überkopierten Tonleiterhänden und Tanzgirlbeinen ist längst zum Wappentier der lasterhaften Großstadt geworden.

Ganz toll aber wird es, wenn sich Kinder und Unmündige mit einem vom schwerindustriellen Papa zum Geburtstag geschenkten und spornstreichs entfesselten Kurbelkasten in die väterlichen Betriebe verirren. Dann kommt etwa „Spreng-

bagger 1010" heraus. Kein Wort gegen Sprengbagger; das sind sicher phänomenal konstruierte und praktisch höchst brauchbare Maschinen. Daß sie ein bißchen wie eiserne Dinosaurer aussehen, daß sie Häuser, Gärten, Wälder dem Erdboden gleich und den dann behufs Braunkohlengewinnung wieder sehr ungleich machen, das tut ihrer „Photogenität" nicht den Abbruch, der ihr eigner Lebenszweck ist. Im Gegenteil: man könnte sich das sehr eindringlich und aufregend vorstellen, mitanzusehen, wie das turmhohe Ungetüm sich ins Land hineinfrißt; ein symbolischer Kampf könnte sichtbar werden zwischen dem jungen Moloch Industrie und der uralten Titanin Gäa. Man könnte sich einen großen Regisseur denken, der mit diesem Thema, wie mit einem historischen Zeitraffer, langwierige wirtschaftliche und gesellschaftliche Prozesse umgriffe und begreiflich machte, indem er es auf wenige monumentale Bildlinien brächte. Aber bei dem schmächtigen Schauspieler Achaz, der sich nun als der fils à papa Duisberg dekuvriert, ersäuft der großartige Vorwurf rettungsloser noch als im Tränenfluß des aufgepappten Courths-Mahler-Romans in dem Platzregen wildgewordener Montage, der Schwungräder, Kolbenstangen, Gesichter von Arbeitern, Aufsichtsräten, Ingenieuren, Hochöfen, Hebekrane und hin und wieder sogar Teile des Titelgolems in wirrem Bildgestöber auf den Zuschauer herunterschüttet. Kaleidoskopie ist keine Kinematographie. Wer die eine mit der andern verwechselt, muß sein Publikum langweilen und kann es auch nicht entschädigen durch schöne und seltene Aufnahmen aus den Leunawerken, wie sie der Herrscher im I. G.-Farbenreich seinem Kronprinzen als erstem gestattete.

Literaro-Montage

Die Dreyfus-Affäre hat wie ein Albdruck über der Jahrhundertwende gelegen. Wir brauchen uns nicht in die Brust zu werfen, daß wir es seitdem herrlich weit gebracht hätten. Wenn sich der Rassenhaß — trotz Hakenkreuz und Kukluxklan — vielleicht nicht mehr ganz so tollwütig gebärdet, so ist dafür der Klassenhaß wie giftiger Schierling immer geiler ins Kraut geschossen. Der Jude wird nicht mehr verbannt, dafür wird der (auch nur angebliche) Anarchist buchstäblich verbrannt. Fieberinsel und elektrischer Stuhl wiegen einander auf; Sacco und Vanzetti sind Opfer eines um keine Kilowattstunde helleren Mittelalters als das, das Alfred Dreyfus zum Märtyrer gemacht hat. Noch zwischen Auto und Radio gespenstert dumpfer Aberglaube und hetzt die vor Angst um sich stechende und beißende Menschenbestie in eine Amokjustiz, die nach zwei von Aufklärung und Naturwissenschaft erfüllten Jahrhunderten nichts gewechselt hat als den Talar: statt mißgeleiteten Glaubenseifers benutzt sie eine mißverstandene Staatsraison als Deckmantel.

Meminisse juvat; sich das vor Augen zu halten, ist gut, und wer es uns vor Augen bringt, erwirbt sich gewiß ein Verdienst. Deshalb braucht man sich aber keineswegs blind zu stellen für die Mittel, mit denen solche Gedächtnisauffrischung erreicht

wird. Und da ist zu sagen, daß das unter dem Decknamen René Kestner vereinigte par nobile autorum — fratres kann man sie nach ihrem öffentlich ausgetragenen Zank kaum nennen — in der Wahl seiner Mittel von einer künstlerischen Skrupellosigkeit ist, die der menschlichen Skrupellosigkeit der von ihm an den Pranger gestellten Militärkamarilla nichts nachgibt. „Die Affäre Dreyfus", die jetzt das Gemüt der Volksbühnenbesucher in Wallung und ihren Geschmack auf den Hund bringt, ist das Schulbeispiel einer unbekümmert um stilistische Sauberkeit, geistigen Zusammenhang, innere Wahrheit drauflos „schneidenden" literarischen Montage. Krondiamanten der Weltliteratur wie Zolas Reden vor Gericht und an die Jugend werden nach Bedarf zurechtgeschliffen und in Splitter gehackt, um mit allerhand Schmockbrillanten in eine Doubléfassung gezwängt zu werden, gegen die Sudermanns Diktion wie eitel Platin wirkt. Der armselige Schieber Eszterhazy wird zu einem Abenteurer großen Stils aufgepulvert, damit er es vor seiner Flucht den Herren, vor denen er bisher strammstehen mußte, aber noch einmal ordentlich geben kann. Der Arzt Clémenceau wird von der Anklage- auf die Anwaltsbank versetzt: mit welchem Recht und zu welchem Ende, bleibt unklar. Und was mit dokumentarisch belegten Episoden und literarhistorisch bekannten Zitaten begann, endet in einem Phrasenduett über die wahren Pflichten des Staatsbürgers, dessen Provenienz — den Fisch erkennt man an der Flosse — unverkennbar und bei dem einem zu Mute ist, als hörte man am Rundfunk das Rededuell zwischen einem demokratischen und einem deutschnationalen Provinzleitartikler. Picquart und Pellieux singen sich an, wie es Posa und Philipp heutzutage beileibe nicht mehr erlaubt ist.

Kurz: über Reportage und Montage hinweg wird der Anschluß an die älteste vornaturalistische Kulissenreißerei und damit nur erreicht, daß die Ernüchterung, die von solch klotzigem Theater ausgeht, immer wieder die Erregung unterbindet, in die einen die aufgerührte Erinnerung an eines der schmachvollsten Kapitel selbst miterlebter Geschichte versetzt. Wer diesem Hin und Her einen ganzen Abend lang gewachsen ist, der sei aufrichtig um die Solidität seines Nervensystems beneidet. Wer aber das seine dieser Belastungsprobe nicht auszusetzen wagt, der begnüge sich mit der Lektüre des Theaterzettels. Tiefer als die fünf knalligen Akte und die drei Dutzend ungleich begabter und nicht immer richtig verwandter Schauspieler, die die erste Seite anzeigt, muß Jeden, der Augen hat zu lesen und ein Herz das Gelesene zu empfinden, die auf den nächsten Seiten abgedruckte „Kurze Zeittabelle zur Affäre Dreyfus" erschüttern. Da steht: „19. bis 23. Dezember 1894. Verurteilung zu lebenslänglicher Deportation" und „Dezember 1899. Amnestiegesetz". Allein dies: daß ein grauenvoller Justizmord nach fünf vollen Jahren aus der Welt geschafft wird nicht durch ehrliche Rehabilitierung des unschuldig Degradierten und Malträtierten sondern durch eine verlogene „Amnestie", die nichts als ein neues Verbrechen war, das geht zumindest ebenso an die Nieren wie noch so gerissene Montage.

Bemerkungen

Weil wir grade

von „Kultua" sprechen, wie der Deutsche seine Wasserklosés gern zu nennen beliebt —: da ist mir auf Reisen durch meine Heimat etwas aufgefallen, vielleicht ist es gar nicht richtig... Was die Welschen sind, so haben die also in jedem noch so kleinen Hotel, in Paris und in der Provinz, in allen Zimmern ein Bidet. In den deutschen Hotels..., ich bin nun also ganz allein gereist, aber ich habe es nirgends gefunden. Da gibt es Badezimmer und Warm-Wasser-Leitung, und alles ist schön und gut — aber fast nirgends gibt es Bidets. Sollten die Hotelbesitzer diese Erfindung noch so ansehen, wie Multatuli uns das berichtet hat: als einen „Geigenkasten auf Beinen"? Es ist mitnichten einer. Und da schreiben sie nun so viel von der neuen Zeit und von der Körperpflege und davon, daß Berlin eine Weltstadt ist und Köln auch und Leipzig auch und Bitterfeld auch, ja doch, ihr kommt alle dran — und von dem Rhythmus der Epoche und vom rasenden Tempo: aber Bidets haben sie nicht. Wie wäre es, die Herrschaften zerrissen sich eine Kleinigkeit weniger die Mäuler, um darzutun, wie schmutzig, wie verkommen und wie unsauber die französischen Eisenbahnwagen seien, die es in Wahrheit darin mit jedem deutschen D-Zug aufnehmen, und bauten stattdessen in die Hotels einige Geigenkästen ein? oder stellten einige in die Zimmer? — Welscher Tand? Hm.

Ich weiß schon, daß es auch andere Sorgen gibt, zum Beispiel die, daß sich die Arbeiter in Tausenden von Betrieben nicht ordentlich säubern können, was immerhin wichtiger ist. Aber weil wir doch grade von der deutschen Kultua gesprochen haben, da meinte ich nur...

Es gibt aber auch ganz Schlaue.

Zum Beispiel jenen Hotelier aus Gotha, der — in seinem Hotel Mahr — dieses angeschlagen hat:

„Betrifft: Fließendes Wasser!

In den Zimmern meines Hotels befindet sich keine fließende Wasser-Vorrichtung!

Dies könnte als Nachteil ausgelegt werden, erweist sich aber als Vorteil aus hygienischen Gründen. Ganz abgesehen von meinen Erfahrungen als alter Hotel-Fachmann, schon die ständige Kontrolle, ob das Personal trotz strengen Verbots die Nachtgeschirre in die Becken des Waschtisches leert, ist undurchführbar. Ich appelliere an die Erfahrungen des Gastes selbst! Die Tatsache, daß fließendes Wasser eben alles herunterspült, läßt das Waschbecken zu allen Verrichtungen mißbrauchen. Man erspare mir die Einzelheiten.

Das Ideal eines Hotelzimmers!, ein sauberes bequemes Bett, reines Geschirr und Wäsche, im Winter gut funktionierende Zentralheizung ist in jedem einzelnen meiner Zimmer vorhanden.

Aus oben erwähnten Gründen habe ich Warmwasserleitung nur auf dem Korridor jeder Etage einbauen lassen, wo es leicht von jedem Zimmer zu erreichen ist.

Außerdem besorgt das Zimmermädchen sofort warmes Wasser."

Drei Reisende, die es ja wissen müssen, haben heruntergemalt: Bravo! Sehr richtig! Hurra!

Man erspare mir die Einzelheiten.

Peter Panter

Auto über alles

Bei Koblenz ist ein Auto in den Rhein gefallen. Und drei Personen kamen dabei um. Natürlich trifft den Lenker nicht die Schuld. „Eine Anzahl von besonders gefährlichen Kurven und Uferstrecken sind nicht genügend durch Geländer und Warnungstafeln geschützt."

Eine schlimme Krankheit ist ausgebrochen: die Geländergrippe. Rechtschaffen tobt sich der Barrieren-Bazillus aus. Wenn das so weiter geht, werden Straßen ohne Drahtzaun bald nicht mehr zu sehen sein.

Auch den Rhein wollen sie in Eisen legen. Bald zeigt sich das vertraute Bild. Die obligaten Männer mit dem amtlichen Blick werden Pläne wälzen, den dikken Bleistift zücken und einen Voranschlag gebären. Nach ihnen werden wieder Männer kommen zwecks nochmaliger Besichtigung und finden, daß die geplanten Maßnahmen keine sind. So jagt ein Voranschlag den andern. Eines Tages ist es dann so weit: es treten die ausführenden Organe an und machen Löcher. Und neben diese Löcher wieder Löcher. Schließlich ist der Drahtzaun fertig, Leuchtpfosten stehen überall herum, und wo das Wasser anfängt, ragen Tafeln: „Achtung, Wasser!"

Diese übertriebene Rücksichtnahme geschieht, weil einmal ein Mann am Volant geschlafen hat. Sind denn die Automobilbesitzer bessere Menschen? Keinem fiele ein, die Ufer abzuzäunen, weil ein Fußgänger hineingefallen ist. Unsere Verkehrsfachleute stehen auf einer höheren Warte. Ihr Hirn reagiert nur noch auf Automobile. Fußgänger sind eine lästige Begleiterscheinung des Straßenlebens. Die Dämme werden immer breiter. Die Gehsteige immer enger. Und über einen Platz darf man nur im Kreise gehen.

Amerika, für das wir schwärmen, macht es anders. Wenn da ein Auto umkippt, wird das Wrack zu nutz und frommen aller an der gleichen Stelle aufgebaut. Derartige Warnungen sind uns zu billig. Bei uns muß alles flimmern, sonst macht Automobilfahren keinen Spaß. Und Drahtzäune sind seit je ein Requisit dieses Landes gewesen.

Wenn wir einmal untergehen und künftige Historiker graben uns wieder aus, dann werden sie verwundert sagen: „Hindernisse über Hindernisse! Es scheint ein Geschlecht von Hürdenläufern gewesen zu sein."

Bruno Manuel

Bücherschau einer großen berliner Zeitung

Das Ganze ist überschrieben: Weihnachtsbücher. Das ist aber keine Entschuldigung für das Niveau. Die Leser des B. T. sind zu Weihnachten die gleichen wie sonst auch. Das Literaturblatt ist im Juli genau so schlecht.

Die Seite beginnt mit Wilhelm Bölsche: „Bücher der Naturwissenschaft". Die Auswahl und Art der Anzeige scheint hier noch die beste. Man kann nur fragen, ob der poetische Freidenker Bölsche heute noch viel mit Naturwissenschaft gemein hat. Hier ist zwar wenigstens irgendein

Niveau und eine Gesinnung, aber es ist die Gesinnung der neunziger Jahre. Vom Nebelfleck bis Scheidemann — dieses riesige Korsett trägt man 1929 nicht mehr. Die bürgerliche Ideologie ist sowohl skeptischer wie unruhiger geworden. Es ist, als ob die Kunstkritik bei Böcklin, die Theaterkritik bei Ibsen stehen geblieben wäre.

Nach Bölsche, nach einer Spalte bloßer Inserate (neuer Heinrich Mann, Trotzkis Lebenserinnerungen, Gide), wieder „Naturwissenschaft", vom Tieronkel Heck angezeigt. „Wieder ein neuer Bengt Berg!" — in diesem Stil, halbseitig und ausführlich, mit Platz nicht für Trotzki, aber für Vögel zu Tausenden und Abertausenden. „Dann spielen eine große Rolle die Eiderenten, die die berühmten Eiderdaunen liefern; aber nicht die prachtvollen, schwarzweißen, stellenweise grün und lachsrot angehauchten Erpel sondern die unscheinbaren, braunschwarz gestrichelten Enten, die sich die Daunen selbst ausrupfen." Unmittelbar danach eine neue Rubrik mit dem bodenlosen Titel: „Junge Deutsche als Novellisten". Gemeint sind Klaus Mann und noch ein junger Deutscher; ein Strich trennt sie von Paul Eippers „Tierkindern" („Dies Buch gibt uns etwas vom verlorenen Paradies zurück"). Kein Strich trennt das verlorene Paradies von Rudolf Hans Bartsch: „Der große alte Kater", gleich dahinter. Ich betone: wir sind nicht im Lokalanzeiger, wo die Stratz und Rudolf Herzog auch im Romanteil zuhause sind, sondern in einer Zeitung, die das neueste Werk eines kühnen jungen großen Franzosen sogar in der illustrierten Beilage bringt. Über den oesterreichischen Kitschdichter schreibt aber Rezensent: „Die Begabung der Einfühlung und der feinen Charakterzeichnung, die dem Autor in der Novellensammlung ‚Vom sterbenden Rokoko' oder auch in dem Schubert-Roman ‚Schwammerl' die Herzen vieler Leser gewann, ist ... auch hier spürbar." Nur Schopenhauer als Romanheld scheint ihm dem vorwiegend unterhaltend-heitern Talent des Staakmannautors nicht ganz angemessen. Es folgt darum eine Rubrik: „Aus Leben und Zeit" — bei Gott ein weites Feld. Aber niemand anders steht darin als der Hermann Stegemann ganz allein, der deutsche Kriegskorrespondent von anno dazumal, der Romancier als Stratege.

Der Zufallskram, im Kehricht von Zeilenschindern zusammengeweht, geht weiter. Aber die Lust, ihn weiter zu exzerpieren, ist gering, die Lehre scheint schon so deutlich. Nur dies noch: auf der gleichen Seite, im gleichen Literaturblatt sind Marieluise Fleißer und Ernst Zahn besprochen — und beide „gut". Denn so ein Buch ist etwas Schönes; Keller G. und Keller P. — im Katalog kleinbürgerlicher Leihbibliotheken stehen sie gleichfalls hintereinander. Zehn Zeilen kommen auf die Fleißer, und Rezensent nennt sie „die begabteste unter den jüngern schreibenden

Damen“. Zwanzig Zeilen kommen auf Ernst Zahn, sie zeigen „den schweizer Dichter auf der Höhe des Schaffens“. Da gibt es Familienväter, blutjunge Bahnwärterstöchter, Herrenmenschen, Kompromisse der Heimlichkeit. „Daß über ihr Ernst Zahn sein dichterisch-priesterliches Ja sagt, ist die Stärke des Werks. In einem sanften Orgelakkord . . . klingt der Roman des Alterns aus, friedlich, wie auch nach Sturm und Wellen letzter Abendsonnenschein den wieder zur Ruhe gekommenen Bergsee noch einmal aufleuchten läßt. Unsre Zeit ist um eine echte Dichtung reicher.“ Wenn ihrs nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen, und nächsten Sonntag, zweiundfünfzigmal im Jahr, mit einer Auflage von über zweihunderttausend Exemplaren, vor mindestens anderthalb Millionen Lesern geht das Geistesleben aus dem Herzen Berlins weiter.

Der Handelsteil des deutschen Liberalismus ist sehr solid. In der Theaterkritik gibt es Bonzen, die wenigstens die Fleißer nicht mit Ernst Zahn verwechseln. Chefredakteure sind gebildet, wissen zwar nichts von „lachsrot angehauchten Erpeln“, aber zitieren Oedipus auf Kolonos, wenn es ihnen einfließt, so ganz leichthin, daß sie vor einem Jahr um diese Zeit noch mit Bülow über Hamsun gesprochen haben. Auf den Lokalanzeiger sehen sie hoch herab. Korrumpiert ist hier selbstverständlich auch nichts; die Verleger interessiert ja auch kaum, was namenlose Literaten alles so per Zufall zusammenloben oder nicht. Solche Literaturblätter sind aus eignen Kräften korrumpiert; sie stehen unter dem Niveau des dümmsten und ahnungslosesten der möglichen Leser. Sie hindern, daß die paar Männer, die in Deutschland zur Buchkritik taugen und sie aufs Niveau der Theaterkritik, besser noch der Wirtschaftskritik heben könnten, machtlos sind. Berlin hat nicht einmal die Presse, die es verdient.

Ernst Bloch

Neues von jungen Dichtern

II

Klaus Mann

Wo Bericht und Märchen aufeinanderstoßen, da haust der Kitsch. Wo das Wahre durch das Wünschenswerte gefärbt und das Natürliche durch das Dekorative verschminkt wird — in gefährlicher Nähe dieses gefährlichen Grenzbezirks, in dem ein junger Mensch sich ruhig eine Weile tummeln darf, wenn er nicht gerade die Absicht hat, Kunst zu schaffen, bewegt sich Klaus Mann. Deshalb wirkt sein neuer Roman „Alexander" (S. Fischer, Berlin) in großen Partien nicht so sehr jung als infantil. Historie als Material für Wunschträume. Die Apotheose des Girlknaben, nach Motiven der Weltgeschichte aufgeführt von einem, der in einer einigermaßen unkontrollierbaren Vergangenheit zu realisieren sucht, was er von der Gegenwart gern verlangte. Der braunhäutige Mazedonierjunge, anmutig frisiert wie eine Allegorie des Frühlings, unterwirft sich Asien, weil den Männern und den Frauen seine Augen und goldroten Locken gefallen und weil seine Soldaten in ihn verliebt sind. Der graziöse Sieger erobert die Welt im Tanz — nur gibt es leider keine Welt, die sich so erobern ließe, und deshalb ist etwas Operettenhaftes in diesen Perserschlachten. Erdteile zollen der Schönheit einen Tribut, von dessen Notwendigkeit der Autor so überzeugt ist, daß nicht viel Kampf darum entsteht — kein ebenbürtiger Gegenspieler wird geduldet, und so fehlt der Aktivität des Welteroberers der Widerstand, an dem sie erst fühlbar würde. Die fleischigen, verschmutzten Satrapen beugen sich ohne Umstände. Beugen sie sich der Schönheit eines gut gewachsenen Jungen oder dem faustischen Entdeckerdrang eines hungrigen Pfadfinders? Das wird nicht recht getrennt.

Was nach dem Höhepunkt des Alexanderzuges kommt, der Verfall, das Sichvergeuden in aufweichenden Lastern, die Grausamkeit, der Größenwahn und die Angst — das ist viel freier, ja seitenweise packend geschildert, weil hier der Träumer den Künstler nicht mehr so tyrannisiert. Sowie Alexander böse wird, bekommt er Farbe.

Die auftretenden Figuren beobachten Nuancen im Gebaren und Aussehen ihrer Mitmenschen mit einer Feinnervigkeit, die aus dem zwanzigsten Jahrhundert eingeschmuggelt ist, andrerseits werden unaufhörlich Gewalttätigkeiten von ihnen berichtet, die mehr den Sportsfreund im Leser anrühren als charakterisierend wirken. Ist Alexander ein Held? Wir bemerken einen Jungen, der gern in Flüssen badet und bei historischen Gelegenheiten ins Deklamieren gerät. „Er hat übernatürliche Augen", behaupten, von Klaus Mann angestiftet, die Mitspieler, aber diese Augen sehen den Leser nicht an. „Der sie aber führte, der Jüngling, er war mehr als ein Mensch" — was zu beweisen gewesen wäre! Ansätze zu solchem Beweis werden oft mit recht anrüchigen Mitteln versucht: „Er wandte den strenggewordenen Blick zum Wasser, das erbleichte und sich frierend kräuselte." So etwas darf kein Schriftsteller vom Wasser verlangen.

Rudolf Arnheim

Antworten

Fritz Münster, Breslau. Sie fragen uns, warum wir bisher nicht zur Affäre Bessedowski Stellung genommen haben — Nun, diese Sache liegt sehr schwierig und ist ohne genaues Material kaum beurteilbar. Bessedowski scheint von vornherein keine bösen Absichten gehabt zu haben und ist wohl nur durch die schweren personalen Gegensätze im russischen Außenkommissariat in eine tödliche Klemme geraten. Seine Flucht an die Öffentlichkeit war zu dramatisch, um ganz wahr zu sein. Und übrigens scheint uns seine eigne Tragik geringer zu sein als die des russischen Staates, der unter einem so eklatanten Mangel an qualifizierten Beamten für den Auslandsdienst leidet, daß er zu Außenseitern und unsichern Kantonisten greifen muß, für die wieder ein großes und, wie sich in der Praxis gezeigt hat, oft zweischneidiges Überwachungssystem notwendig ist. Wir hätten uns also mit Herrn Bessedowski kaum befaßt, wenn nicht dessen Mitteilungen, je mehr sie sich von persönlichen Schicksalen entfernen, immer positiver würden. Da ist zum Beispiel ein Artikel, der am 10. November in Pawel Miljukows pariser Blatt gestanden hat und der von Hellmut von Gerlach auszugsweise in der letzten ‚Welt am Montag' wiedergegeben worden ist. Wir rekapitulieren zunächst den Inhalt, weil die deutsche Presse, von kleinen Ausnahmen abgesehen, von der Veröffentlichung nicht die geringste Notiz genommen hat. Bessedowski behauptet nämlich, daß auf Grund einer geheimen Vereinbarung zwischen der Reichswehr und dem moskauer revolutionären Kriegsrat noch immer eine sorgfältig markierte Zusammenarbeit stattfinde. Die Reichswehr stelle militärische und technische Instrukteure, während die Russen dafür hohe Kommandeure schickten, um sich in Deutschland zu perfektionieren. Weiter sollen die Sowjets der Reichswehr Grundstücke und Material zur Verfügung gestellt haben, um Rußland eine Kriegsindustrie aufbauen zu helfen. Das technische Personal setze sich zu gleichen Teilen aus Deutschen und Russen zusammen. Nach deutschen Formeln und Zeichnungen würden da Stickstoffe, Sprengstoffe und Flugzeuge hergestellt. Eines dieser Werke soll etwa fünfzig Werst von Moskau entfernt liegen. „Der ganze Betrieb in den Werken wird auf Rechnung des Sowjetstaats geführt ... Für diesen relativ billigen Preis erfährt die Rote Armee die geheimen technischen Erfindungen Deutschlands. So ist mir zum Beispiel bekannt, daß in der Fabrik bei Moskau ein neuer Sprengstoff hergestellt wird, der unlängst in Deutschland erfunden worden ist, und ebenso ein neuer Stickstoff, dessen Formeln von deutschen Chemikern festgesetzt wurden." Die Rote Armee, schließt Bessedowski, habe dafür das Recht, unbeschränkt für eigne Zwecke zu produzieren, sei jedoch verpflichtet, einen Teil der Produktion mit eignen Mitteln und für eignes Risiko für die Zwecke der Reichswehr geheim nach Deutschland zu senden. — „Sind die Angaben Bessedowskis wahr?" fragt Hellmut von Gerlach, und wir nehmen diese Frage in ihrer ganzen Schwere auf. Denn mag Herr Bessedowski auch kein klassischer Zeuge sein, so ist uns doch aus andern Quellen bekannt, daß Behauptungen, die geeignet sind, wenigstens Teile seiner Ausführungen zu stützen, schon seit längerer Zeit zirkulieren. Bemerkenswert ist das völlige Schweigen der deutschen Presse vor den immerhin nicht belanglosen Mitteilungen der ‚Welt am Montag'. Selbst der sozialdemokratischen Presse, die doch sonst weiß Gott auf dem Posten ist, wenn es gilt, den Kommunisten eines auszuwischen, scheint die Spucke weggeblieben zu sein. Dabei hat der ‚Sozialdemokratische Pressedienst', wie wir von zuverlässiger Seite wissen, den Inhalt des Artikels der ‚Welt am Montag' noch am gleichen Abend durch Funkspruch weitergegeben. Man fand ihn indessen nur in der ‚Leipziger Volkszeitung' und ein paar andern Par-

teilblättern; der ‚Vorwärts' dagegen hüllte sich in das ihn so gut kleidende Schweigen. Die Frage drängt sich auf: wer hat hier Gegenorder gegeben, wem paßte die Veröffentlichung nicht in den Kram? Sozialdemokratische Stellen, die Moskau gefällig sein wollen, dürften noch nicht erfunden sein. Aber gibt es nicht welche, die mit sich reden lassen, wenn es gilt, der Wehrmacht Unannehmlichkeiten zu ersparen? Da die bürgerliche Presse dieselbe bequeme Haltung wählte, war die Situation des Reichswehrministeriums überaus einfach: es brauchte nicht einmal zu dementieren. Dieses Todstellen von Regierung und Presse aber darf nicht hindern, die Frage nach der Tatsächlichkeit der Behauptungen Bessedowskis wieder aufzunehmen, ehe ein unübersehbarer außenpolitischer Schaden angerichtet wird, denn Schweigen und Uninteressiertheit in Deutschland bedeutet noch nicht dasselbe außerhalb unserer Grenzen. Und auch der Herr Oberreichsanwalt täte gut, einmal die richtige Front zu nehmen, das heißt nicht gegen die paar Blätter, die sich mit diesen Dingen kritisch beschäftigen sondern gegen diejenigen amtlichen Stellen, die in ihrem an Schwachsinn grenzenden Tätigkeitsdrang einen fremden Staat in die deutschen Karten gucken lassen und sich dabei wahrscheinlich noch besonders raffiniert vorkommen.

Filmbesucher. Sie haben sich neulich bei der Erstaufführung von Teilen der „Generallinie" Eisensteins über folgende Szene gewundert: Hungersnot in einem Dorf, ausgemergelte Frauen stehen erschöpft, völlig apathisch vor den Türen. Da kommt ein Gendarm die Straße entlang, sieht eine der Bäuerinnen an, bleibt stehen, plötzlich springt das Bild: der Gendarm Links schwenkt! und weiter geradeaus. Das scheint Ihnen sinnlos, und Sie wundern sich über Eisenstein. Wundern Sie sich lieber über die Filmzensur, die hier herausgeschnitten hat, wie der Gendarm auf die Frau zugeht, sie in die schlaffe Brust kneift und enttäuscht weitergeht. Mag ein Film ein noch so großes Kunstwerk sein — die Zensoren genieren sich nicht. Busen is nich!

Lola Kreutzberg. Ihr neues Buch „Tiere, Tänzerinnen und Dämonen", erschienen bei Carl Reißner, Dresden, enthält hinten, wie es sich gebührt, ein Inhaltsverzeichnis. Blättert man um, so findet man in der Mitte der letzten, weißen Seite, in derselben Drucktype gesetzt, folgende Worte: „Lola Kreutzberg hat das Manuskript dieses Buches auf der Adler-Schreibmaschine geschrieben, die sie für alle ihre literarischen Arbeiten verwendet." Wir finden das nicht richtig — Sie hätten den Passus in ihren Text hineinarbeiten sollen. Wer liest schon die letzte Seite!

Historiker. Sie werden nicht wissen, daß der kürzlich verstorbene hamburger Kunstwissenschaftler A. Warburg auch ein sehr umfangreiches Archiv hinterlassen hat, in dem er während der Kriegsjahre alles an Zeitungsausschnitten und persönlichen Meinungsäußerungen, die ihm aus den verschiedenen Ländern zugingen, sammelte, was ihm für den Seelenzustand der kriegsführenden Menschheit charakteristisch schien. Von jedem Lande hat er mehrere Bände voll Material zusammengetragen — ein noch ungenutzter Schatz!

Dr. Otto Grautoff. Sie zeichnen verantwortlich für die „Deutsch-französische Rundschau", deren Novemberheft mit einem stilistisch etwas merkwürdigen Aufsatz von Walter von Molo über Stresemann anhebt. Der erste Satz: „Es ist wohl in jedem Lande so, wie auch im kleinern Kreise, daß man den Wert eines Menschen erst dann richtig erkennt, ist er für immer verschwunden." Nanu? Und: „Das erfuhr sich auch Stresemann." Und: „Wenn aber Denken und sehr oft widerstrebender Instinkt von sonst heftigen Gegnern überraschend, fast bestürzt, das gleiche Streben in sich entdecken, wie das Fühlen der Besten unverändert gerichtet ist . . ." Und: „Früher, wenn ein Staatsmann starb, schien das lediglich ein Verlust für das

Land, dem er angehörte." Das hat der Dichterpräsident doch wohl nicht eigenhändig getippt. Haben Sie, Herr Redakteur, den Aufsatz zwecks Förderung des rapprochement erst ins Französische und dann wieder ins Deutsche zurück übersetzen lassen? Der Erfolg spricht gegen Ihre Bemühungen.

Jurist. Nachdem im Oktober auf dem Internationalen Strafrechtskongreß in Bukarest der Referent eine seltsame Entschließung eingebracht hat, nach der sich „die strafrechtliche Wirkung eines Urteils künftig auch auf das Ausland erstrecken" soll, und nachdem man sich auf dem deutschen Anwaltskongreß in Hamburg mehr in philosophischen Reflexionen gewiegt als zu Zeitfragen Stellung genommen hat, will nun der „Internationale Juristische Kongreß", der vom 8. bis 12. Dezember in Berlin tagt, in medias res gehen. Aus fast allen Ländern der Welt werden sich Teilnehmer einfinden. Hauptpunkte: Schutz der Werktätigen, der unterdrückten Minderheiten und der Kolonialvölker. Es sollen eine internationale juristische Vereinigung sowie eine Zeitschrift gegründet werden. Beginn am 8. Dezember um ½10 Uhr im Künstlerhaus, Bellevuestraße. Ab 9. Dezember im Hotel Atlas, Friedrichstraße.

Weltbühnenleser Köln und Umgegend. Demnächst gastiert das Kabarett „Die kleine Weltbühne" in Köln. Telefonische Anfragen: Köln 96 154.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das I. Vierteljahr 1930

einzuzahlen, da am 5. Januar die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Dieser Nummer liegen Prospekte der Verleger Carl Schünemann und S. Fischer bei, die wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

**Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 77 57. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.**

Der Schacht-Putsch von Carl v. Ossietzky

Auch Geldgenerale können putschen. Wie Perseus der bedrängten Andromeda zu Hilfe eilt und dem bedrohlich nach den Waden schnappenden Drachen das Gebiß zerschlägt, so kommt Hjalmar Schacht als Retter für Herrn Hugenberg. Er muß doch eine anziehende Persönlichkeit sein, der Herr Geheimrat, dem seine Gegner so gefällig sind. Seine pleite gegangene Ostbank saniert die preußische Regierung mit gut marxistischem Kapital, und aus seinen politischen Ängsten befreit ihn Schachts überlegene Hinterhaltsstrategie. Was der Herr Reichsbankpräsident unternommen hat, nennt man in Ländern spanischer Zunge ein Pronunciamiento: ein General stellt ein Ultimatum, und die Regierung muß annehmen oder über die Klinge springen. Herr Schacht, der große Ordnungsmann, hat mit der heimtückischen Publikation seines Memorandums die Kreise der deutschen Außenpolitik gründlich zertreten, er hat den deutschen Kredit geschädigt und Hugenberg vor den Gegnern im eignen Haus gerechtfertigt. In jedem Staat, dem seine Autorität kein bloßes Schaustück ist, hätte der Präsident einer staatlichen Notenbank, der sich ein solches Solospiel herausnimmt, noch am gleichen Tage den blauen Brief auf dem Tisch. Doch Schacht ist über die disziplinären Niederungen des gewöhnlichen Beamtenschicksals erhaben: die Sonderverfassung der Reichsbank, wie sie sich aus dem Dawesplan ergeben hat, macht ihn unkündbar. Die fremden Ketten, die er so gern zerreißen möchte, sichern auch seinen Amtsstuhl.

Man weiß seit Jahr und Tag, daß er sich für die Finanzdiktatur berufen fühlt. Ein gefährlich hohes Ziel, denn der Diktator Schacht bringt dafür nicht mehr mit als seine natürliche Ungeschliffenheit, die ihn als Politiker unmöglich macht, wie es sich zuletzt bei der pariser Konferenz gezeigt hat. Damals brüskierte er nicht nur die Herren von der Gegenseite unnötig sondern übersprang auch glattweg seine Instruktionen, indem er unzulässigerweise die Kolonialpolitik aufs Tapet brachte, womit er sich sowohl in den Industriekontoren wie bei den Männergesangvereinen bestens als starker Mann und Retter empfohlen hielt. Die damals geholte Niederlage hat er nicht vergessen, und wenn er schon gegen den Feindbund nichts auszurichten vermochte, so kann er doch seine Regierung in Verlegenheit bringen. Seine große Spekulation ist diesmal das gewichtige Wort: Finanzreform, womit er auch diejenigen fangen will, die aus politischen Gründen mit seiner Aggressivität nicht einverstanden sind. Denn Finanzreform, das bedeutet selbstverständlich nur Drosselung der Sozialpolitik und Abwälzung der Lasten auf die wirtschaftlich Schwachen. Es gehört zu diesem System, daß gegen den Reichsfinanz-

minister Hilferding eine Opposition aufgezäumt wird, als wäre er nicht ein zu allen Konzessionen an das Großkapital bereiter Opportunist sondern der leibhaftige rote Expropriationsteufel. Die „Wirtschaft" meldet ihre Ansprüche mit einem schon lange nicht mehr erlebten Ungestüm an und ist fast wieder so frech wie 1923.

Wie verführerisch Schachts Vorstoß selbst für unbedingte Anhänger der gegenwärtig regierenden Koalition sein muß, zeigt am deutlichsten die Haltung des ‚Berliner Tageblatts' auf, das auch für die tollsten Kapriolen des Herrn Präsidenten ein empfehlendes Wort findet. Es war schon auffallend, daß während der Youngkonferenz der Berichterstatter des ‚B. T.', Herr Günther Stein, völlig auf eigne Meinung verzichtend, sich darauf beschränkte, die unwirschen Impromptus des Meisters für ein liberal-demokratisches Leserpublikum zu instrumentieren, und dem großen Manne unerschrocken in Bezirke folgte, wo selbst den trainiertesten Demoblättern die Luft wegblieb. Es ist nicht unsre Sache zu ergründen, ob diese neue Haltung des ‚B. T.' den definitiven Abmarsch ins Schwerkapitalistische bedeutet oder ob man nur glücklich ist, in Herrn Schacht das seit dem vorzeitigen Abgang Cunos so lange entbehrte Hausidol gefunden zu haben und mit viel Sorgfalt die nächste der alle paar Jahre fälligen Nieten vorbereitet — jedenfalls setzt Herr Stein auf der ersten Seite des Blattes seine Hymnen auf Schacht entschlossen fort, während im politischen Glossarium auf der dritten Seite die Rechtspresse gerüffelt wird, weil sie ihrerseits aus dem Fall Kapital zu schlagen versucht. Ob das ‚B. T.' nun für den Youngplan ist oder ihn ohne hugenbergschen Radau lieber auf diskrete Weise abgewürgt sehen möchte, bleibt infolgedessen dunkel, und klar ist nur, daß ein sonst so streng auf die Hütung der formalen Demokratie eingeschworenes Blatt einem Beamten Beifall zollt, der die Regierung unter seinen Willen zwingen will und nicht einmal vor der Aufputschung der Öffentlichkeit zurückscheut.

Die Regierung wird nun vom Reichstag ein Vertrauensvotum fordern. Das ist richtig als Maßnahme gegen den parlamentarischen Wirrwarr, unrichtig jedoch als Gegenzug gegen Herrn Schacht, der damit auf eine ihm nicht zukommende Stufe gehoben und dessen kleiner Staatsstreich damit gleichsam legalisiert wird. Würde der Herr Reichsbankpräsident das der Regierung ausgesprochene Vertrauen als ein gegen sich gerichtetes Mißtrauen aufnehmen und seinen Abschied einreichen, so wäre das allerdings eine höchst erwünschte Folge. Denn Hjalmar Schacht hat den Platz, auf dem er sich einmal ein historisches Verdienst erworben hat, inzwischen lange verscherzt, seit er, hemmungslos seiner neurasthenischen Herrschsucht verfallen, sich immer wieder als Quertreiber und Schädling gezeigt hat.

Der unbekannte Clemenceau von Simson Carasco

Nachdem seine Biographie die Runde durch die ganze Weltpresse gemacht hat, seine patriotischen Tugenden besungen wurden, sogar von jenen — und mit wieviel Bitterkeit! — die er besiegt und in Versailles gedemütigt hat, laßt uns Clemenceau beschreiben, wie er wirklich war und nicht wozu ihn die Legende gemacht hat.

Er war groß. Von stolzer Größe. Es ist aber eine Herabsetzung für ihn, die unsre Zeit charakterisiert, sieht man in ihm nur den Sieger vom 11. November 1918 oder nur den Diktator von Versailles. Er war Besseres und Schlimmeres zugleich. Dieser Mann, an dem nichts Menschliches war, wurde groß durch das Negative in ihm, durch seinen vollkommenen Nihilismus, durch seine widernatürlichen Fehler, durch alles, was nicht französisch in ihm war und was er eifersüchtig hegte und pflegte und woran er sozusagen eine geheime Lust fand: keine Ritterlichkeit, kein Geselligkeitsgefühl, kein Maß; hingegen wilde Brutalität, Rachsucht und sadistische Freude, Besiegte zu demütigen, waren es nun Männer wie Caillaux oder Malvy oder ein ganzes Volk, wie Deutschland. Und all dies verbunden mit einem wahnwitzigen Hochmut, mit einem unbändigen Temperament und mit einer stahlharten Energie, die durch seine Menschenverachtung und Lebensverachtung noch gestärkt wurde.

Er war der verkörperte Triumph des Individuums, die Individualität, die sich der ganzen Welt entgegenstellt. Der freie Mensch. L'Homme libre. Diesen Titel gab er auch seiner Zeitung.

Er war aber auch der Triumph der kalten Vernunft. Seine Haltung und seine Philosophie wurden bestimmt durch das Gefühl der Öde auf dieser Erde, über die er hochmütig und einsam dahinging, ohne Freunde, ohne Schutz zu suchen.

„Au Soir de la Pensée", das er voriges Jahr veröffentlicht hat, ist auch nur eine Hymne auf den Willen. Sein ganzer Lebensinhalt drückt sich in zwei Worten aus: Wollen, Handeln.

Für ihn bestand kein Unterschied zwischen einem Zeitungsartikel, einer Rede, einem Sitz im Parlament oder der Präsidentenschaft: all dies sind nur Mittel zur Tat. Die Tat um der Tat willen. Dennoch hat er zu den Folgen einer Tat niemals Vertrauen. Er handelt, weil er das physische Bedürfnis danach hat, ohne dabei etwas von der Tat selbst oder von den Menschen etwas zu erwarten. Er hält die Menschen für dumm und feig. „Meine Minister," sagte er, „suche ich mir immer unter den Dümmsten aus." Fiel ein Mensch unter seine Krallen, so demütigte er die ganze Menschheit mit ihm.

Er wurde unter Louis Philippe geboren, er kämpfte unter dem zweiten Kaiserreich und unter der dritten Republik. Er kannte die Borniertheit der Massen, die nur bewundern können oder verdammen, die an Tagen der nationalen Wallung freudetrunken sind und ebenso freudetaumelnd um die Guillotine tanzen. Sie sind grade nur dazu fähig, sich der Re-

ligion zu ergeben, die er haßt und verfolgt oder dem Sozialismus, den er bloß als eine andre Art von Religion betrachtet. „Ich bekämpfe die Klöster in allen ihren Formen," sagte er zu Jaurès.

Wie Zola, der Kampfgenosse in der Affäre Dreyfus, war er wie aus einem Stück geschnitzt, ein Ganzes. Er betrachtete alles en bloc. Seine Vorstellungswelt war ein großes Ganzes. Er kam von der äußersten Linken und landete bei der äußersten Rechten. Und blieb dabei immer er selbst. Mit dreißig Jahren war er derselbe wie mit achtundachtzig. Von der Kommune im Jahre 1871 wird er zurückgestoßen und entgeht knapp dem Erschießen; von der versailler Reaktion wird er gehaßt, auch sie will seinen Kopf. Im Jahre 1894 wird er bei den Wahlen geschlagen und fast ganz Frankreich lästert ihn und nennt ihn den „Mann der Engländer".

Doch was liegt ihm an der Meinung der Mitmenschen! Er glaubt sich im Recht, das genügt ihm. Als die Dreyfusaffäre ausbricht, sagte er: „Ich werde allein gegen alle kämpfen!"

Haß und Zerstörungssucht wachsen ins Ungeheure, ins Geniale. Der große Clemenceau, das ist der Mann, der allein, oder fast allein, der entfesselten nationalistischen Meute standhält, das ist der Mann, der Trotz bietet den Salons, der Kirche, der Armee, dem Generalstab, der Presse. Das ist der Mann, der Zola für seinen Aufruf den Titel „J'accuse" gab. Das ist der Mann, der alle entfesselten Kräfte zerbrach, indem er die Massen verspottete und seine Gegner geißelte. „Mißfallen ist meine Freude, ich liebe es, gehaßt zu werden," hätte er mit Cyrano de Bergerac sagen können. Sogar sein Patriotismus wog nicht schwer. Was lag ihm daran, Frankreich zu ruinieren, wenn er nur im Recht blieb!

Dann kam der Krieg.

Im August 1914, als er vom Kabinett Viviani spricht, meint er: „Ich unterstütze es, gewiß! Es geht ja nicht anders. Die Kommune also? Das Volk anrufen? ... Ich aber glaube nicht ans Volk ..." Schließlich triumphiert sein Haß. Seine Zeitung ist die meistzensurierte Frankreichs. Ein Ministerrat wird einberufen: Wie kann man Clemenceau verhindern zu schaden? Im Jahre 1917 stand man vor der Frage: Soll man ihn verhaften oder ihm die Macht übergeben? Er forderte sie und nahm sie einfach an sich.

An der Spitze der Regierung aber verblaßte seine Größe. Plötzlich stand dieser geborene Oppositionsführer von einem verzweifelten Volk unterstützt da und hatte gegen keinen Widerstand mehr zu kämpfen. Er entpuppte sich als Condottiere, doch umgab er sich mit niedrigen, anrüchigen Menschen, mit Schmeichlern und Knechten, mit Leuten, die er nach Herzenslust verachten und beschimpfen konnte, sogar mit Spitzeln aller Art. „Je suis le premier flic de France" (ich bin der erste Spitzel Frankreichs), sagte er von sich selbst.

Er war Patriot aus dem Bedürfnis zu handeln, ebenso wie er fast Antipatriot aus dem gleichen Bedürfnis wurde. Der Grad seines Patriotismus wurde nach dem Grad der Tä-

tigkeit bestimmt, die er entfalten konnte. Doch sein Patriotismus blieb stets etwas Negatives: die Sucht zu handeln und zu vernichten, verbunden mit einem unversöhnlichen Haß gegen Poincaré. Er regierte hauptsächlich gegen Poincaré, den Präsidenten. Verzeichnete man einen Rückzug an der Front, fehlte es in einem Spital an Jodtinktur oder in einem Tintenfaß im Ministerium an Tinte, so brüllte Clemenceau: „Poincaré ist schuld daran! Er wird es mit seinem Leben büßen!"

Er verfolgte den Defaitismus jeder Form, ließ wegen geringfügiger Delikte Hunderte einsperren und Unzählige erschießen, doch er selbst erlaubte sich jeden Zynismus und verbreitete die größte Panik um sich. Im Ministerrat sagte er: „Wir sind verloren. Gebt acht, die Deutschen werden uns in den Magen stoßen. Aber macht euch die Hosen nicht voll!" Er dachte daran, daß es vielleicht notwendig sein werde, Paris zu verlassen und sich an die Loire zurückzuziehen. „Wenn wir Paris verlassen müssen, ist Poincaré dran schuld", schrie er. Und schon im Voraus bereitete er Listen vor, von den Leuten, die er im gegebenen Falle vor ein Tribunal zu rufen gedachte und erschießen lassen wollte. Wer weiß, ob Poincaré damals seinem Haß entgangen wäre!

Im Friedensvertrag sah er auch nur ein Mittel zu neuen Taten, um Europa durcheinander zu rütteln, und es war nicht nur Deutschland sondern die ganze Welt, die er erniedrigen wollte.

Dieses Bedürfnis, andre zu demütigen, hat er bis über den Tod hinaus an den Tag gelegt. So die Geschichte seiner Beisetzung: Hundertmal wiederholte er: „Niemals werde ich einwilligen, daß man mir ein staatliches Begräbnis macht. Sie werden um meinen Sarg nicht herumparadieren. Aber trotzdem sie wissen, daß ich es nicht will, werden sie gezwungen sein, das Staatsbegräbnis anzubieten. Welche Demütigung für sie!"

Als er sah, daß Tardieu an die Macht kam, war er außer sich. „Unter diesem Idioten muß ich krepieren!" sagte er. Als seine Krankheit ernst wurde und das baldige Ende unabwendbar war, ließ sich Ministerpräsident Tardieu bei Clemenceau melden. „Das hat mir noch gefehlt!" rief er aus. „Ich verbiete ihm, hier einzutreten. Dieser Mensch hat nichts bei mir zu suchen!"

Herr Tardieu kam und ging wieder fort, ohne Clemenceau gesehen zu haben. Der letzte Tatzenschlag des Tigers galt dem Mächtigsten Frankreichs.

Das Symbol

Wie uns ein Leser mitteilt, sind die roten Kokarden, die auf den Straßen verkauft werden, großenteils Nadeln mit einem Bild Hindenburgs, das rot überstrichen worden ist. Die rote Farbe läßt sich leicht abkratzen, so daß Hindenburgs Bild wieder hervorkommt.

Tägliche Rundschau vom 16. November 1918

8 Uhr abends — Licht aus! von Ignaz Wrobel

> Ein Gefangener, der drei Jahre Pfleger im Schweinestall der Strafanstalt S. gespielt hat, erklärte mir, daß er mindestens hundert Gefangene im Verkehr mit Tieren beobachtet habe.
>
> *Karl Plättner, Eros im Zuchthaus*

> „Die Arbeit war nicht so schlimm, Herr Direktor. Aber die Nächte — die Nächte — —"
>
> *Ein Entlassener*

Es wäre verfehlt zu glauben, daß die Veröffentlichungen von Max Hölz und Karl Plättner, von Lampel und anderen ganz und gar spurlos an den Strafvollzugsbehörden vorübergegangen seien. Sie haben wenigstens etwas bewirkt, was so schwer zu erreichen ist: sie sind für die mehr oder minder stumpfen Beamten ein Antrieb geworden. Zwar klingt in den „offiziellen" Publikationen der Ton nur wie aus weiter Ferne: „die Presse... die Filmdarstellungen... Sensation..." aber immerhin: sie sind doch aufgewacht. Wozu es immer eines Anlasses von außen her bedurft hat; was im Strafvollzug durchgesetzt worden ist — wie zum Beispiel die Aufhebung der Prügelstrafe — das ist von außen her durchgesetzt worden.

In der Nummer 3 (1929) der „Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft", herausgegeben von Kohlrausch und Gleispach (Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin) verbreitet sich der Oberjustizrat Werner Gentz über „Das Sexualproblem im Strafvollzuge". Das ist eine höchst lehrreiche Sache.

Herr Gentz gehört, nach diesen Ausführungen zu urteilen, zu den Männern, die etwas Gutes für die Gefangenen wollen. Er ist ehrlich bemüht, ihre Lage zu heben. Wie unendlich schwer sich dergleichen durchsetzt, wissen wir; die älteren Geheimräte in Deutschland sind immer etwas gewesen, was sie selbst nicht gern „liberal" nennen hören, was es aber ist — wie das nachher unten in der Praxis wirklich aussieht, wissen sie kaum, oder sie wollen es nicht wissen. Dieser hier weiß es. Aber doch ... lasset uns hören.

Gentz gibt zunächst die schreckliche Tortur zu, die darin besteht, erwachsene Menschen vom Sexualverkehr gänzlich abzuschneiden.

> Nach den Erfahrungen der Anstaltsärzte gibt es kaum einen Gefangenen, der sich bei längerer Strafdauer von sexuellen Ersatzhandlungen freihält; alte oder stumpfe Menschen etwa ausgenommen. 80 Prozent der Gefangenen etwa begnügen sich mit onanistischen Manipulationen, 10 bis 20 Prozent ergeben sich der mutuellen Masturbation oder homosexuellem Verkehr.
>
> Es gibt Gefangene, die sich jede Nacht mehrmals befriedigen.

Gentz weist dann darauf hin, daß die Ausrede, der Gefangene sei wahrscheinlich „schon immer so gewesen", nur für die exzessivsten Triebhandlungen Geltung habe — nicht für den

fürchterlichen Normalzustand. Er weist ferner rechtens darauf hin, daß die Gefangenen ja eine Art Minusauslese darstellen, daß sie zum großen Teil in den Jahren der Vollreife in die Anstalt kommen und daß zu dieser Vorbelastung noch die besondere Lage des Gefangenen hinzukommt. Die gibt er so wieder, wie sie wirklich ist — nicht ganz vollständig, aber ehrlich und offen:

Eintönige und schlecht entlohnte Arbeit; zu viel Zeit des stumpfen Dösens; die wahnwitzige Bestimmung, daß der „Einschluß" mit „Licht aus!" um acht Uhr abends erfolgt, so daß also die Leute mit geringen Ausnahmen während neun Monaten im Jahr täglich volle zehn bis elf Stunden im Dunkeln zubringen müssen. Man stelle sich das vor, wenn man es kann — und male sich das weitere aus. Dazu die Unfreiheit auf allen Gebieten, auch da, wo sie gar nicht nötig ist; „der Gefangene", zitiert Gentz ein sehr gutes Wort, „lebt nicht; er wird gelebt."

Gentz nimmt dann eine ärztliche Anschauung, daß die völlige Abstinenz für den Menschen normaler Verfassung keine organischen oder funktionellen Schäden habe, als die herrschende und darum richtige Theorie hin. Das ist nicht richtig. Organische Schäden sind wohl nur selten zu verzeichnen; funktionelle aber gewiß, und Herr Gentz muß wissen, wie bestritten die Anschauung über diesen Punkt in der medizinischen Literatur ist. Er gibt dann selbst zu:

> Solche unfreiwillig geleistete Abstinenz ist imstande, einen Menschen seelisch schwer zu beeinträchtigen.

Er spricht davon, daß die Gefahr der Päderastie, und besonders dieser durch sonst Normale so erworbenen Päderastie, im Charakterologischen liege; er weiß, daß die exzessiv geübte Masturbation immer schadet; er weiß von den Sorgen, die sich die verheirateten Gefangenen zu allem andern noch um das Verhalten der Ehefrau machen — alles das weiß er und sagts auch. Dafür muß man ihm Dank wissen.

Also —?

Also gibt es doch wohl nur einen Weg: Freiheit des Sexualverkehrs der Gefangenen, unter Aufrechterhaltung der nötigen Maßregeln für die öffentliche Sicherheit ... müßte man denken. Aber damit ist es nichts. Denn:

Erstens müßte, sagt Herr Gentz, den Gefangenen, nämlich den verheirateten, „in so kurzen Zwischenräumen Urlaub gegeben werden", daß der Haftzweck darunter leidet. Welches ist dieser Haftzweck? Die „systematische Erziehung des Gefangenen zum sozialen Verhalten." Das lernt er in Plötzensee, falls Sie das noch nicht gewußt haben, in Anstalten, von denen nun ausnahmslos alle Kenner, die Leidenden und die Wissenden, aussagen, daß sie Brutstätten für Schweinerei, Duckmäusertum und ein miserables soziales Verhalten sind. Das Duckmäusertum geht heute hauptsächlich auf das böse „Dreistufen-System" zurück, mit dem unendliches Unheil angerichtet wird. Man findet Näheres darüber bei Hölz. Was aber die kurzen Urlaubs-Zwischenräume angeht, so ist das unrichtig —

ein Urlaub, alle drei Monate erteilt, wäre schon eine große Linderung.

„Es kann nicht die Aufgabe des Strafvollzuges sein", sagt Herr Gentz, „dem Gefangenen in erster Linie ein Leben nach seinen Trieben zu ermöglichen." Nach seinen? Nein. Nach den menschlichen: ja; ihr könnt ihm ja auch zum Beispiel für die Dauer der Haft das Wasser entziehen — das wäre genau so logisch und vernünftig wie die Unterbindung des Geschlechtsverkehrs.

Die öffentliche Sicherheit. Das ist richtig, wenn es sich um gemeingefährliche Menschen handelt — es gibt aber sehr viele, die sicherlich einen solchen Urlaub nicht zu neuen Straftaten benutzen werden.

Der rasse-hygienische Gedanke. Da müßt ihr nicht den sinnlosen § 218 ins neue Strafrecht hinübernehmen; so ist eine Untat mit der andern verknüpft. Ad maiorem ecclesiae gloriam.

„Untunlich wäre es, aus biologischen Einsichten heraus, die jugendlichen Gefangenen zu beurlauben." Was sind dies für biologische Einsichten? Wie heißen die? Wo liegt die Grenze? Soll ein achtzehnjähriger Arbeiter keusch leben?

Das alles aber bezieht sich auf die Verheirateten. Was nun die Unverheirateten angeht, da wirds ganz schlimm — und gleich so, daß hier ein grundsätzlicher Standpunkt zu betrachten ist. Wer ist das eigentlich —: die deutsche Gemeinschaft?

> Sehr bedenklich würde es erscheinen, unverheirateten Gefangenen, die einen solchen Urlaub physiologisch ebensosehr oder ebensowenig brauchen wie Verheiratete, diesen Urlaub zu erteilen. Das hieße eine Sexualordnung staatlich anerkennen, die nicht die der die Gemeinschaft beherrschenden Sittengesetze ist.

Das ist nicht wahr. Die künstlich aufgeblasene Schicht der deutschen Beamten hat nicht das Recht, uns Sittengesetze aufzuoktroyieren, denn dazu hat sie niemand legitimiert. Weder sind die Sittengesetze so, wie sie Gentz schildert, noch sind sie so, wie er sie sich wünscht. Nach seiner Kaste kann er das nicht beurteilen.

Es gilt in den Kreisen der aufgeklärten deutschen Volksgenossen keineswegs für eine Schande, daß ein nicht verheirateter Mann oder eine nicht verheiratete Frau Geschlechtsverkehr hat. Es ist ja möglich, daß sich etwa die Postverwaltung noch nicht bis zur Erkenntnis solcher soziologischen und sittlichen Wahrheit durchgerungen hat und zum Beispiel ihren weiblichen Angestellten kündigt, wenn sie ein uneheliches Kind bekommen — mit der Realität hat das nichts zu tun. Vielmehr ist das so: der außereheliche Geschlechtsverkehr, und zwar nicht der mit Prostituierten, ist die Regel für Hunderttausende und Millionen von Arbeitern und Angestellten, die nicht heiraten können oder es nicht wollen. Daran kann man nicht vorbei. Mit welchem Recht wird hier ein Sittenkodex statuiert? Mit dem Recht des Pensionsberechtigten? Das verbitten wir uns. Wir verbitten uns das im Namen jener gequälten Gefangenen, die nicht warten können, bis Herr Gentz

von den Idealen seiner Jugend und seiner Klasse zur Wahrheit gefunden hat. Das ist unsere Tragik: daß Leidende Generationen abwarten müssen, neue Geschlechter, die sich fortentwickeln bis zur Erlösung; bis dahin leiden wir unter den Alten.

Weiter. Wer soll die Kosten solcher Urlaubsreisen tragen? Wenn der Gefangene kein Geld hat, selbstverständlich die Gefängnisverwaltung, die sich ihr Geld bei der reich dotierten Reichswehr anfordern möge; so wie man dem Gefangenen zu essen und zu trinken geben muß, so muß ihm auch seine Gesundheit dadurch erhalten bleiben, daß er nicht zum eingesperrten Tier wird.

Also Urlaub: nein. Und auch in der Anstalt darf das nicht stattfinden.

> Sexualakte in der Anstalt, jedem Gefangenen und Beamten bekannt, von zahllosen Nichtbeteiligten mit Lüsternheit oder mit Zoten begleitet, würden das sittliche Niveau der Anstalten auf einen Tiefstand drücken, den man sich auszudenken scheut.

Immer denk dir aus! Drücken? Diese Anstalten auf einen Tiefstand drücken? Wie macht man das? Ist es denn möglich, noch tiefer zu stehen als diese Häuser, wo körperlicher Schmutz dem seelischen gleichkommt? Nein, das ist nicht möglich. Kennt Herr Gentz die echte Gefangenenliteratur nicht?

> Zudem würde auch auf diesem Wege wieder für die verheirateten Gefangenen eine Vorzugsstellung geschaffen, die ihnen physiologisch vor den Unverheirateten nicht zukommt. Der Gedanke aber, auch Unverheirateten solchen Besuchsverkehr zu gestatten, liegt außerhalb jeder ernsten Erörterung.

Genau da, wo das Vorstellungsvermögen des Herrn Gentz aufhört, fängt das unsere an. Genau da, wo jener versagt, leben wir. Wie? Man soll also erst den gestempelten Schein des Standesamtes vorweisen, bevor man ein menschliches Recht auf die Urbetätigung eben dieses Menschengeschlechts geltend machen darf? Zehntausende sollen darunter leiden, daß Herr Gentz noch nicht so weit ist? Daß für diese Beamtenkaste der Geschlechtsverkehr etwa auf derselben Stufe steht wie die Dichtkunst für einen Feldwebel? „Son Quatsch . . .“ Im Grunde etwas Verdächtiges, nichts für einen ernsten Mann . . . Geschlechtsverkehr ist nichts, worüber man grinst. Dieses Unsittengesetz da ist keines. Und Proletarier sind nicht, wie Gentz zu glauben scheint, eine andre Rasse: er und die Proletarier sind einander nachts viel näher, als er ahnt.

Es ließe sich aber beides spielend ermöglichen, wenn man nur wollte: der Sexualverkehr in der Anstalt und der außerhalb der Anstalt.

Die Urlaubserteilung wird sorgfältig zu prüfen sein; die Gewährung des Sexualverkehrs innerhalb der Anstalt kann vor sich gehen in kleinen Gebäuden, die nicht unmittelbar mit der Anstalt verbunden sind — die Garantien, einen etwa solchergestalt vorbereiteten Fluchtversuch zu verhindern, lassen sich schaffen, alles das ist durchführbar: wenn man nur mit den Gefangenen arbeitet, statt auf ihrem Rücken und gegen sie.

Gentz weiß, wie feindlich die Gefangenen der Verwaltung gesinnt sind; das muß aber nicht sein. Er erkennt auch, woran es liegt — aber er ist viel zu sehr in den Anschauungen der deutschen Beamten, also einer gewissen, nicht immer sehr hochstehenden bürgerlichen Mittelschicht befangen, als daß er es wagte, die Konsequenzen zu ziehen. Dazu kommt die verhängnisvolle Täuschung, diese Kastenanschauungen als allgemeingültige und als einzig mögliche Sittengesetze anzusehen... und so geschieht denn das unsägliche Unglück.

Gentz sieht die geistige Öde, die Freudearmut, die innere Lieblosigkeit der Anstalten; er weiß von der Unwohnlichkeit der Zellen und der Gemeinschaftsräume; von der widerwärtigen Aufmachung des Essens; von der Schweinerei der Notdurftkübel; — bis herunter zum mangelhaft rasierten Bart sieht er das, und er weiß auch, daß das eben keine „Äußerlichkeiten" sind. Er weiß, daß die Körperpflege in den Anstalten unter aller Kritik ist; daß die Kleidung unzweckmäßig ist; er weiß von den Bädern... und hier funktioniert es; die Weltanschauung von 1905 macht sich breit, und was noch ein Herr Gentz aus dem Jahre 1876 nicht für möglich gehalten hätte, hier wirds wahr:

> Es dürfte sich auch empfehlen, davon abzusehen, die Brausebäder in Holz- oder Drahtglasboxen zu verabfolgen. Es hat wenig Sinn, den Gefangenen den Anblick entblößter Körper zu verbergen. Das sind Methoden einer überwundenen Anschauung, die mit natürlicher Schamhaftigkeit nichts zu tun hat und die aus dem Umgang mit dem Körper des Menschen eine „heimliche Prozedur" machen.

Auf einmal —! Auf einmal geht es, und es geht sogar sehr schön. Nein, der Herr Gentz und die Seinen sind eben nicht das Maß aller Dinge. Eine überwundene Anschauung? Aber was er da vom Geschlechtsverkehr erzählt, sind längst überwundene Anschauungen, die nur noch vom Staat, von der Kirche und einem mittleren Bürgertum künstlich konserviert werden, das sich als den praeceptor Germaniae aufspielt, ohne es jemals gewesen zu sein.

Die Sexualanschauungen dieses Mannes stehen in krassem Gegensatz zu seinen sonstigen Meinungen über den Strafvollzug, die recht vernünftig anmuten. Selbst der törichte Einwand, „dann lebten ja viele Gefangene besser als in der Freiheit", wird gut zurückgewiesen: „Auch als Kulturträger hat der Staat im Gefängnis eine Aufgabe zu erfüllen." Er erfüllt sie aber nicht.

Gentz weiß viel — aber zu wenig. Er hat Herz — aber zu wenig. Er will das Gute — aber lange nicht das Beste. Wir aber wollen es.

Wir glauben, daß der Zweck der Strafe weder Vergeltung noch jene überhebliche „Erziehung" ist, bei der man sich erst einmal fragen muß, wer denn da eigentlich erzieht —: der alleinige Zweck der Strafe ist die Sicherung der Gesellschaft. Also hat niemand das Recht, den Gefangenen mehr zu nehmen, als diese Sicherung erfordert: nämlich die Freiheit. Fast alles andere sind Zutaten, die in ihrer Mehrheit nur bedeuten, daß der Strafvollzug noch immer dem primitivsten und niedrigsten

Rachetrieb nachgibt, der denkbar ist. Ich stehle — und falle damit unter die sehr dubiosen Triebe irgend eines Direktors, der auf mir herumregiert? Was soll das? Mich bessern? Erzählt doch nichts — dieser Strafvollzug ist nur das böse Korrelat zum Verbrecher, sie ergänzen einander, ohne daß etwas gebessert wird. Zu schweigen davon, daß die kriminellen Triebe der besser gekleideten Stände in den Positionen von Staatsanwälten, Richtern und Zuchthausdirektoren einen legalen Ablauf finden...

Der Rechtsbrecher hat sich außerhalb der Gesellschaft gestellt. Deshalb darf diese ihn nicht außerhalb des Rechts stellen — Recht kann man nur in bedrohten Lagen erkennen; wenn es da nicht gilt, taugt es nichts. Im Alltag, wo nichts vor sich geht, kann jeder ein Rechtsbewahrer sein — vor einem Lustmörder wird die Sache schon schwerer.

„Grade die ethischen Normen", habe ich gelernt, „sind es, die von früher Jugend auf als fertige Fremdsuggestionen von der Umwelt wie die Atemluft beständig aufgenommen und zuletzt so verfestigt werden, daß es auch im erwachsenen Alter nur den wenigsten Menschen und diesen nur unvollständig gelingt, sich von den ethischen Anschauungen ihrer Umwelt zu emanzipieren, wenn diese konsequent im selben Sinne gewirkt haben... Leute aus Berufen mit ausgeprägten starren Standesansichten, wie manche Beamten- und Offizierskasten, sodann Leute, die in einer gewissen geistigen Enge aufgewachsen und wenig in verschiedenen Lebenskreisen umhergewürfelt worden sind und denen es daher nicht möglich ist, sich die nötige Freiheit und Elastizität ihrer ethischen Anschauungen zu erwerben."

Wir haben so viel von der Psychologie der Verbrecher gehört. Uns fehlt ganz etwas andres. Gebt uns die Seelenkunde der Beamten.

Biribi von Johannes Bückler

Im Lager von Dahara Schluß

Die Gefangenen sind sehr vergnügt, sie werden nicht mehr geschlagen, sie arbeiten. Hundertvierundachtzig Männer sind dort beisammen, von denen nur zwei krank sind. Die Araber unter den Hundertvierundachtzig glauben sich im grünen Paradies Mahomets. Sie haben einen guten Sergeanten, den Sergeanten Flandrin. Er wird mit Namen angeredet, das ist eine Ausnahme. Flandrin sagt, daß er sehr gut mit ihnen fertig wird, er kann von ihnen verlangen, was er will. Er ist seit zwei Monaten da und hat in dieser Zeit durch gute Behandlung den Geist des Lagers vollkommen umgewandelt. Einer ist so vergnügt, daß Londres glaubt, er stehe kurz vor der Freilassung. „Oh nein, ich habe noch dreizehn Jahre!"

Nur eine Nachricht trübt die frohe Stimmung der Leute: Sergeant Flandrin will ins Zivilleben zurück. Sie zittern vor Angst, daß die Tage von El-Bordj wiederkehren könnten. Was war in El-Bordj los? El Bordj ist ein von Menschen verlassener Ort. Die ehemals bewohnten Lehmhütten sind zusammenge-

brochen. Auch ein alter Kalkofen war da. In diesen legte der Adjutant die Gefangenen, wenn sie krank waren. Er schüttete ihnen von oben kaltes Wasser auf den Kopf und ließ sie den ganzen Tag ohne Essen im Backofen. Oder er ließ Kranke bei starkem Sonnenbrand in die Dunggrube legen. Der Unglückliche mußte den ganzen Tag dort liegen bleiben. Mittags bekam er statt Essen eine Dosis Brechmittel. Oder er ließ sie sieben bis acht Stunden im Hof stramm stehen. Wenn er an ihnen vorbeikam, spuckte er ihnen ins Gesicht und schlug sie mit dem Stock. „Wenn ihr euch krank melden wollt", sagte er, „müßt ihr mindestens euren Kopf in der Hand tragen wie die Heiligen im Mittelalter, im andern Fall werdet ihr bestraft."

Ein Krankenwärter erzählt die Geschichte des Arabers El Hadi. Er soll arbeiten, obwohl er sich krank gemeldet hat. Die Hacke fällt ihm aus der Hand. Er wird in die pralle Sonne, mit dem Kopf nach unten, auf einen Haufen Steine gelegt. Als er zu trinken verlangt, bekommt er statt Wasser eine Schüssel mit geschmolzenem Salz. Abends kann er nur noch ins Lager gefahren werden. Eine Stunde später ist er tot.

Einer erzählt von dem Ende des Sträflings Martin, der mit einem Sergeanten in Streit geriet. „Wenn du in meine Abteilung kommst, bist du erledigt", hatte der Sergeant schon vorher gesagt. Als Martin sich eines Tages nicht mehr aufrecht halten kann, sagt er den verhängnisvollen Satz: „Ich bin krank." Wie er mit seinem Sergeanten T. an dessen Kollegen, dem Sergeanten G., vorübergeht, sagt einer zum andern: „Den müssen wir auch noch los werden." T. versetzt ihm so gutgezielte Schläge, daß Martin leblos liegen bleibt. Zwei Kameraden tragen ihn ins Lager. Am andern Morgen ist er gestorben, ohne noch ein Wort gesprochen zu haben.

Nun beginnt der Gefangene Cornil zu erzählen. Er war von einem Skorpion gebissen worden. Er meldet das dem Sergeanten B. „Krepieren sollst du!" ist die Antwort. Der Stich war giftig. Cornil bekommt Fieber, er weigert sich zur Arbeit zu gehen. Er sagt dem Adjutanten S., daß er lieber vor ein Kriegsgericht ginge, als hier länger zu bleiben. Der Adjutant will ihn mit der Peitsche schlagen. Da springt Cornil auf: „Krepieren gegen krepieren, wenn Sie mich anrühren, trete ich Ihnen in den Leib bis zum letzten Atemzug!" Der Adjutant läßt die Peitsche fallen. Er führt ihn in die Zelle. Dann wird er in das sogenannte „Grab" gebracht. Es sind schon andre Kameraden dort in der Wüstenhitze. Cornil macht sich mit Absicht wieder strafbar, um endlich fortzukommen. Mitten in der Erzählung unterbricht sich Cornil und ruft den Sergeanten Flandrin zum Zeugen dafür an, ob er nicht ein anständiger Sträfling und guter Arbeiter sei. Nur die Verzweiflung habe ihn aufsässig gemacht. Er fährt dann fort zu berichten, wie der Adjutant ihm mit der Hacke einen furchtbaren Schlag in den Rücken gibt, wie er mit gebrochenen Rippen liegen bleibt, wie der Adjutant mit den Absätzen auf ihm herumtrampelt, bis er ohnmächtig ist. Er wird in Ketten gelegt und bleibt sechs Stunden in dieser qualvollen Lage.

Zwei Tage später, als er merkwürdigerweise immer noch lebte, kam er vor ein Kriegsgericht. Die beiden Senegalneger,

die ihn abtransportierten, hatten den Befehl, ihn zu töten, wenn er nicht grade gehen sollte. Die Neger haben sich als bessere Menschen erwiesen, sie haben ihn nicht getötet. Vor dem Kriegsgericht bekam er zwei Jahre Dienstverlängerung. „Das habe ich einem Skorpionstich zu danken. Und das ist die reine Wahrheit, Herr," schließt Cornil seinen Bericht.

Plötzlich reden alle durcheinander. Einer hat sich eines Diebstahls bezichtigt, den er gar nicht begangen hat, nur um den Stockschlägen des Sergeanten F. zu entgehen. Der Sergeant P. hingegen ließ die Eßschüsseln für die Arbeiter auf die Erde stellen; wenn sie dann zum Essen kamen, hatte inzwischen sein Hund sämtliche Rationen aufgefressen. Und der dritte, Sergeant L., ein Deutscher aus der Fremdenlegion, schlug mit dem Revolverkolben und fesselte die Sträflinge dann. So ließ er sie zunächst vierundzwanzig Stunden liegen. Am andern Tag mußten sie die glühenden Steine aus dem Kalkofen mit den Händen herausnehmen. „Die Säcke sind zu teuer für euch Schmutzfinken," schrie er, „sie gehören dem Vaterland!"

Vor den Augen aller Sträflinge ziehen die Visionen vergangener Tage vorüber. Aber auch der guten Vorgesetzten erinnern sie sich. „Ja", sagt Nummer 633, „wenn alles einmal vorüber ist, wenn wir wieder auf dem Kai von Marseille sind, an dem Tag, an dem Hauptmann Etienne und Sergeant Flandrin ankommen, um ihre Mutter wiederzusehen, werden wir gern ihr Gepäck zum Bahnhof St. Charles tragen. Nicht wahr, Jungens?"

Wir wollen nach Guayana gehen!

In der Nähe von Algier warten im Gefängnis die Gefangenen, die zu schweren Strafen verurteilt sind, auf den Abtransport nach Guayana. Der Kommandant hat verschiedene, die sich gut führten, zur Begnadigung vorgeschlagen. Einer von ihnen heißt Vauquier. Er ist wegen Mordes zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit in Guayana verurteilt. Er ist ein sehr sanftmütiger Mann. Als der Kommandant ihm die Nachricht der Begnadigung überbringt, weint er. Aber nicht aus Freude, sondern aus Enttäuschung. Sein gutes Betragen hat ihm einen schlechten Streich gespielt. Er hatte sich so sehr auf die Überfahrt gefreut, Er weiß, drüben darf man rauchen... Eine Gruppe wird hinter Schloß und Riegel gehalten, einfach, weil man nicht weiß, was man mit den Leuten anders machen soll. Der Kommandant bestätigt das. Sie protestieren alle dagegen und brüllen: „Wir wollen nach Guayana, dort dürfen wir rauchen, hier wird uns der Tabak unrechtmäßigerweise entzogen!" — „Aber ihr seid dort Zwangsarbeiter" wird ihnen bedeutet. Sie haben darauf nur eine Frage: „Darf man dort rauchen oder nicht?" Die Antwort „ja" genügt ihnen, nichts weiter wollen sie hören über Guayana. Sie fragen ihren Kommandanten: „Müssen wir erst zum Messer greifen, um hier heraus zu kommen?"

Ein junger Sträfling, Berthelot, bettelt ordentlich darum, seine Begnadigung rückgängig zu machen. Er will auf jeden Fall nach Guayana. — Ein andrer, der Schreibstubendienst gemacht hat, weigert sich ebenfalls, die Begnadigung anzunehmen. Er ist, wie fast alle, die hier sind, wegen Mordes

verurteilt. Die meisten von ihnen haben den „Mord" begangen, um ihr eignes Leben zu verteidigen. Er wird gefragt, warum er es vorzieht, nach Guayana zu gehen, wo er sein ganzes Leben verbringen muß, während er hier in sechs Jahren frei sein wird? Weil er sich darüber klar ist, daß er als „ehemaliger Zuchthäusler" nie wieder seine Ruhe im Zivilleben haben wird. Passiert in der Stadt, in der er wohnt, ein Einbruch, ein Verbrechen, ein Mord, und man findet den Täter nicht, wer ist es gewesen? Selbstverständlich der alte Sträfling. Das Leben eines ehemaligen Sträflings ist in unsrer gottgewollten Ordnung nicht möglich, dann noch lieber Guayana, da ist man unter sich.

Albert Londres, der die Hölle von Guayana kennt, versucht, den Männern klar zu machen, was sie dort erwartet. Sie hören gar nicht hin. Ein Junger, Kränklicher will nur vom Kommandanten wissen, ob er auch bestimmt mit dem ersten Schiff fortkommt. „Jawohl, Perrot." — „Danke, danke!"

*

So faßt Londres seine Meinung über Biribi zusammen:

„Menschen aufhängen. Sie zum Vergnügen einen Nachmittag in ein Faß stopfen. Einen Unglücklichen fesseln, ihm das Gesicht mit Zucker beschmieren, um Wespen und Moskitos anzulocken. Ihm Arme und Beine so anbinden, daß er wie eine Kröte daliegt. (Wollte man die Glieder von Kröten mit Gewalt in die Lage der menschlichen zwingen, der Tierschutzverein würde protestieren.) Einen Mann verdursten lassen und ihm dann geschmolzenes Salz zu trinken geben. Ihn nackt zwischen zwei Bündel von Dornenzweigen legen und auf ihm herumtrampeln. Ihn zwingen, ungelöschten Kalk auf der blutenden Schulter zu tragen. Ihn auf das Pflaster des Hofes legen und mit Kot bedecken. Ihn prügeln, treten, an den Schwanz eines Maultiers binden. Ihn durch Erschießen in ein besseres Jenseits befördern. Und der ganze Rest von Scheußlichkeiten! Wo auf der ganzen Erde gibt es noch einmal solche Tyrannen? Aber es sind ja gar keine Tyrannen, es sind nur Feldwebel!"

*

Londres glaubt, daß nicht von einer Institution so viel Böses kommen kann, sondern daß es in der ewigen Bosheit des Menschengeschlechts begründet ist. Er glaubt aber auch, daß man bösartigen Menschen keine Gelegenheit geben darf, sich derart auszutoben. Sie können durch andre ersetzt werden. Er widmet deshalb seine geniale Reportage den Herren Deputierten der dritten Republik in der übertriebenen Hoffnung, daß sein Bericht sie aufrütteln wird. Er fügt seinem Buch auch einen offenen Brief an den Kriegsminister bei, in dem er praktische Vorschläge zur Änderung des Strafvollzugs nach amerikanischem und schweizer Muster vorschlägt. Der Bericht ist 1924 erschienen. Von durchgreifenden Änderungen ist inzwischen nichts bekannt geworden. Londres irrt, wenn er glaubt, der Appell an die Gewissen allein genüge, dieser militärischen Strafvollzugshölle ein Ende zu machen. Es muß eine Macht dahinter stehen.

Großes Welttheater von Celsus

Memoiren von Staatsmännern sind immer in hohem Maße Rechtfertigungen gewesen. Fürst Bülow, der Abgeklärte, ließ sein fertiges Manuskript im Tresor liegen, es darf erst jetzt nach seinem Tode erscheinen. Er hatte den Abstand zur Mitwelt gefunden und petitioniert nur noch um eine gute Note bei den Geschichtsschreibern. Die meisten der heutigen Memoirenschreiber aber ziehen es vor, sich um die Lebenden zu bemühen. Sie schildern die bedeutendsten und umstrittensten Teile ihrer Tätigkeit mit der Geste des Mannes, der alles hinter sich hat, während sie in Wirklichkeit nicht nur darlegen wollen, daß sie in entscheidenden Perioden recht hatten, sondern sich auch für die Zukunft bestens empfohlen halten. Manchmal wächst eine solche Darstellung ins Überpersönliche und wird zum Bild einer ganzen Zeit, wie die breitangelegten Kriegserinnerungen Winston Churchills, die England mitten in seinem härtesten Existenzkampf zeigen.

Ein solches Meisterstück gibt es in Deutschland noch nicht. Die Generalsliteratur, die um 1920 blühte, ist heute schon Makulatur; nur aus den vorschnellen und später gewiß bereuten Konfidenzen des Herrn von Tirpitz wird einiges übrig bleiben. Wenn hier ein paar Bücher fremder Staatsmänner aus der großen Flut herausgehoben werden, so geschieht es, weil diese Werke nicht nur etwas über die Person des Schreibenden aussagen sondern den Bogen weit genug spannen, um einen bewegten Ausschnitt aus dem Drama einer noch nicht fernen Vergangenheit zu geben.

Da ist zunächst D'Abernon Band II (Paul List Verlag, Leipzig); handelt von der Zeit der Ruhrbesetzung. Es ist das tolle Jahr der Nachkriegsgeschichte, das Jahr der Grimassen. „Es war eine Zeit von entscheidender Bedeutung für die Geschichte Europas," urteilt D'Abernon, „die Jahre des Krieges waren kaum schicksalsschwangerer. Im Jahre 1923 befand man sich eigentlich mitten im Kriege." Viscount D'Abernon ist heute ein rüstiger Siebziger, der in einem höchst tätigen Ruhestand lebt, eine noch lange nicht erschöpfte Arbeitskraft, die sein Land wohl zu verwenden weiß. Er hat im Laufe seines langen Lebens an vielen Stellen gewirkt, seine berliner Mission wird seinen Namen in die Geschichte tragen. Er hat nicht nur in ein paar Jahren die deutsch-englische Feindschaft restlos abgebaut, als er schied, hielt man ihn für den größten Wohltäter Deutschlands und England für unsern gottgesandten Schutzengel. Beides ist etwas übertrieben, doch ändert es nichts an der Tatsache, daß D'Abernon die neue englische Orientierung der deutschen Außenpolitik glänzend gelungen ist. Wir schrieben hier im vorigen Winter beim Erscheinen des ersten Bandes: „Er war Englands wachsames Auge mitten auf dem Kontinent, bald nach dem Westen, bald nach dem Osten gerichtet. Er war der Generalvormund des Foreign Office für die politischen Sitten mehrerer europäischer Staaten." Deshalb bedeutete auch 1923 seine stärkste Probe. Denn das bankerotte, von allen verlassene Deutschland durfte trotzdem den Glauben

an England nicht verlieren. Dieses Kunststück ist ihm geglückt. Man hat nach dem Erscheinen des ersten Bandes in Deutschland vielfach Enttäuschung geäußert, weil man D'Abernon für prodeutsch im Sinne einiger schwedischer und amerikanischer Aushängeschilder der Unschuldslüge gehalten hat. Heilige Einfalt! Dieser Engländer ist ein perlklarer Kopf, ohne insulare Beengtheit, für alle, die ihn kritisch zu lesen verstehen, ein Schatz politischer Weisheit. Er muß sich damals in Deutschland wie in einer Verrücktenanstalt vorgekommen sein. Was für eine Tortur für einen überzeugten Wirklichkeitsmenschen, Parteiführern gut zureden zu müssen, die der Meinung sind, Deutschland brauche keine Reparationen zu zahlen, oder sich mit den kindischen, laienhaften Urteilen berühmter Finanzmänner über die Inflation auseinanderzusetzen! Durch dieses stattliche Buch zieht sich demgemäß ein einziges Kopfschütteln hin. Manchmal ist Mylord an der Grenze der Höflichkeit angelangt, und dann gewinnt er eine harte, peitschende Prägnanz: „Ich persönlich halte die deutschen Behörden fast für ebenso schuldig wie Dubois und seine Gesellen (die Reparationskommission). Die Unbekümmertheit, mit der sie die Notenpresse arbeiten ließen, war der hellste Wahnsinn. Und selbst heute wären Handschellen notwendig, um die Hand, die die Kurbel der Notenpresse dreht, aufzuhalten... Die größere Unabhängigkeit der Reichsbank wird zu einem ähnlichen Ergebnis führen wie in Poes Erzählung, in der die Irren sich des Irrenhauses bemächtigen — nur daß in diesem Falle nicht die Wahnsinnigen die Macht im Irrenhaus an sich rissen, sondern von vernünftigen Leuten als Machthaber eingesetzt wurden. In der letzten Woche, als durch das glückliche Walten der Vorsehung die Drucker in Streik traten und die Notenpresse zum Stillstand gebracht wurde, gelang es Havenstein, Streikbrecher zu finden, um sie wieder in Betrieb zu setzen." Für lange Zeit werden D'Abernons Memoiren die vornehmste Geschichtsquelle dieser Jahre bilden.

Wenn Raymond Poincaré sein Leben im Dienste Frankreichs schildert, so kann er von vornherein der Aufmerksamkeit sicher sein, einerlei, ob er im gewöhnlichen Sinne gut oder schlecht schreibt. Dieser neue Band seiner Memoiren („Der Einbruch der Deutschen in Frankreich 1914", Paul Aretz Verlag, Dresden) ist in jeder Zeile aufschlußreich und spannend, aber wie blutarm ist dieses Bild einer Zeit, in der so viel Blut geflossen ist. Immer bleibt Poincaré, der Advokat von großem Wissen und Können, aber aus angeborener Kälte unfähig, dem glänzend gegliederten Plaidoyer die dramatische Seele zu geben. Er selbst mag dies Manko gefühlt haben und wählt deshalb, im Gegensatz zu den frühern Bänden, die Form der Tagebuchaufzeichnung. Aber nirgends wirkt er unmittelbar, die kleinste Randglosse erscheint wie siebenfach gefiltert, und wo er sich steigert, wird nur eine kalte Glut daraus.

Dieser Band umfaßt die Zeit von der Beendigung der Mobilmachung bis zum Jahresende 1914. Es ist also die Zeit des deutschen Vormarsches, der französischen Niederlagen in Lothringen und der Champagne, der Marneschlacht und der

schließlichen Erstarrung der Fronten. Die ersten Kriegswochen sind von fürchterlicher Ungewißheit. Die Deutschen dringen unaufhaltsam vor, Joffre und die französische O.H.L. arbeiten in schönster Unabhängigkeit von Paris. Tagelang erfährt das Kabinett nichts von der Front als das jeweilige unglückliche Endresultat. Dann muß die Regierung Paris verlassen und nach Bordeaux übersiedeln; das kaum geglaubte Marnewunder bringt die Rettung. Diese Wochen voll Angst und Konfusion schildert Poincaré. Er ist bemüht, seine Rolle möglichst zu verkleinern, er gibt sich nur als repräsentative Spitze, als Mann ohne Macht: ein korrektes Staatsoberhaupt, das sich bescheiden in den konstitutionellen Schranken hält. Nur wenn er einmal entrüstet vermerkt, wie ein Blatt damals geschrieben habe: die Minister des Kabinetts Viviani wären unbedeutend und nur Puppen in der Hand des Präsidenten, da blitzt unerwartet eine Wahrheit durch, und man wundert sich, daß er dieses gefährliche Thema überhaupt berührt hat. Am offenherzigsten sind diejenigen Teile des Buches, die das Verhältnis der Regierung zum Oberkommando behandeln, das Entsetzen der Zivilisten vor dem unerschütterlichen Phlegma des Marschalls Joffre, der die Nacht vor der Marneentscheidung so ruhig schläft, als ginge es ins Manöver. Er schildert auch eingehend das gefährliche Treiben einzelner Politiker, Gustave Hervé an der Spitze, die sich in Paris um General Gallieni, den Retter, scharen, während die Regierung fern in Bordeaux sitzt, und mit dem Gedanken einer neuen Commune spielen. Von einer ganz großen komödialen Wirkung ist die Szene, wie kurz nach Kriegsausbruch bei ihm drei augenblicklich unbeschäftigte Politiker erscheinen, drei starke Männer, die zur Zeit nicht Minister sind, die Herren Briand, Delcassé und Millerand, und ihm ziemlich dürr erklären, daß sie unbedingt mitspielen müßten, sonst würde es ungemütlich. Poincaré berichtet selbst über den Auftritt in schonendster Weise, er setzt bei den Herren die heiße Vaterlandsliebe, die unbezwingliche Sehnsucht, der Nation in ihrer schwersten Stunde zu dienen, als selbstverständlich voraus. Keine persönlichen Motive, Gott bewahre, nein! Er verzichtet also ganz darauf, seine satirischen Wirkungen aus der etwas erpresserischen Visite der drei unbeschäftigten Patrioten zu holen, aber er erträgt wahrscheinlich sehr gelassen, daß der Leser sich diejenigen Farben hinzudenkt, die er als höflicher und vorsichtiger Mann auf der Palette gelassen hat.

Zurückhaltung, diplomatische Leisetreterei, Rücksichtnahme auf die Zukunft — dergleichen hat niemals zu den Fehlern Leo Trotzkis gehört. Seine soeben (bei S. Fischer) erschienene Autobiographie donnert majestätisch und gewaltsam wie ein Katarakt auf den Leser herunter. Schon durch die Schnelligkeit der Niederschrift eine einzigartige Leistung. In diesem Frühjahr erschien Samuel Saenger bei Trotzki in Konstantinopel, um ihn zur Abfassung seiner Memoiren zu bewegen, und seit zwei Wochen liegt ein gedrucktes Buch von beinahe sechshundert Seiten vor, ein vehement geschriebenes Buch, das trotzdem nirgendwo sachlich oder sprachlich ver-

nachlässigt wäre. Die Meisterleistung des größten Publizisten unsrer Tage.

Dieses journalistische Rekordstück hat es Herrn Max Hochdorf vom ‚8-Uhr-Abendblatt' angetan und ihm die dümmste Buchkritik des Jahres abgenötigt: „Er (Trotzki) kann nicht nur Proklamationen und populäre Artikel für die Zeitung der Roten Armee entwerfen; er hat sicher Kenntnisse erworben, die ihn in die erste Reihe der politischen Pamphletisten auf der Welt stellen. Man fragt sich immer wieder: Wie, wenn das Schicksal es so gefügt hätte, daß dieser außerordentlich begabte Mann frühzeitig zu positiver Arbeit gelangt wäre?" Ja, dann hätte er wahrscheinlich ebensoviel geleistet wie Herr Hochdorf.

Es ist die große Lauterkeit Trotzkis, daß er, der Isolierte, nirgends Versteck spielte, nirgends eine Anlehnung an die demokratische Welt sucht. Er lehnt sie mit eindeutiger Schroffheit ab, und sie wird ihn zwar leidenschaftlich lesen, aber daraufhin ihre frühern ablehnenden Dekrete nur auffrischen. Trotzki wird der ewige Verbannte bleiben, kein Sektor unsres Planeten wird ihm daraufhin sein Visum erteilen. Da er auch sein Haßbekenntnis gegen Stalin und dessen Freunde erneuert, wird ihm danach die Rückkehr nach Rußland wohl für immer versperrt sein. Alle andern Abtrünnigen haben den Weg nach Moskau zurückgefunden, Trotzki hat sich grade mit diesem Buch selbst ausgeschlossen. Das ist die besondere Tragik dieser großartigen schriftstellerischen Leistung.

Der Rundfunk und seine Verächter von Wolf Zucker

Vor einigen Wochen fand unter Ausschluß der Öffentlichkeit in Kassel eine von der Reichsrundfunkgesellschaft gemeinsam mit der Dichterakademie veranstaltete Tagung „Rundfunk und Dichtung" statt. Soviel man bisher erfahren hat, sind besondere Ergebnisse dabei nicht erzielt worden; doch wichtiger als alles, was beschlossen wurde, ist eine Feststellung, die sich durch eine Rundfrage bei den versammelten Vertretern des deutschen Schrifttums ergab: von den Anwesenden, die doch zusammengekommen waren, um Rundfunkfragen zu besprechen, besaß knapp ein Viertel einen Empfangsapparat. Nun kann man zwar durchaus wichtige und ernsthafte Dinge über die Aesthetik des Rundfunks sagen, auch ohne alle mehr oder weniger schönen Hörspiele bis zu Ende angehört zu haben; Kant hat nie vor einem großen Werk der bildenden Kunst gestanden und doch eine der schönsten Theorien über den Organismus des Kunstwerks geschrieben. Aber trotzdem bedeutet das Ergebnis der Umfrage einen Beweis für die bedauerliche Uninteressiertheit der berufensten Kreise an einer Sache, deren Wirkung schon jetzt ungeheuer ist und mit der fortschreitenden technischen Verbesserung noch wachsen wird. Das deutsche Rundfunkwesen mit seinen drei Millionen abonnierten Hörern ist eine kulturelle Institution von ebenso großer Wichtigkeit wie die Presse oder das Kino. Und es geht durchaus nicht an, daß die kultivierteren Schichten diesmal in genau denselben Fehler verfallen, den sie vor zwanzig Jahren beim Erscheinen der ersten Filme begingen: einer noch nicht voll-

kommenen Sache einen ebenso lächerlichen wie gefährlichen ablehnenden Hochmut entgegenzubringen.

Täglich laufen bei den Rundfunkdirektionen Dutzende von Briefen ein, in denen sich Hörer zu den Programmen äußern. Es ist immer derselbe Kreis, aus dem diese Briefe stammen: Kleinbürger, pensionierte Beamte, besorgte Hausfrauen. Und die Mitteilungen sind auch danach: Beschwerden über zu große Freiheiten, Lob der Banalitäten. Briefe aus den Kreisen, die sich in Film und Theater gegen jede Geschmacklosigkeit mit Pfeifen und Zischen wehren, fehlen vollkommen. Es ist Torheit zu leugnen, daß wenigstens bei einigen Sendern seit gewisser Zeit eine deutliche Tendenz zur Modernisierung und Kultivierung des Programms besteht. Aber diese Bestrebungen finden kaum in der Kritik, geschweige denn beim Publikum eine beifällige Resonanz. Die Leiter der Sendestationen sind so isoliert, auf ihren Schreibtischen häufen sich die Beschwerden über die einreißenden Unanständigkeiten und Frivolitäten, und es ist ein Wunder, wenn sie trotzdem an moderneren Prinzipien festhalten.

Nehmen wir den Fall Berlin. Mit Erscheinen des neuen Intendanten Doktor Flesch kam seit Jahren zum ersten Mal Schwung in die Sache. Vorher hatten die Berliner, soweit sie sich nicht mit dem platten Werktags- und Sonntagsprogramm zufrieden gaben, mühevoll die glänzend geleiteten Stationen Breslau, Frankfurt, Köln suchen müssen. Jetzt wurde es wirklich anders. In der musikalischen ebenso wie in der literarischen Abteilung gab es plötzlich Darbietungen, wie man sie nicht in jedem Konzert- oder Vortragssaal hören kann. Dazu besann sich die Leitung des Rundfunks auf immer wieder vergeblich gemachte Neuerungsvorschläge. So kamen in diesem Herbst zum ersten Mal kontradiktorische politische Auseinandersetzungen zwischen Führern entgegengesetzter Parteien zustande. Von einer wirklichen Diskussion allerdings wird auch in Zukunft abgesehen werden müssen, da bei uns ja die politischen Redner fehlen, die einem ebenbürtigen Gegner in einer sachlichen Diskussion Rede und Antwort stehen könnten. Aber es ist der Standpunkt endlich aufgegeben worden, den Rundfunkhörer als kleines Kind zu behandeln, vor dessen Ohren nicht von Politik gesprochen werden dürfe. Es gab ferner ein paar ausgezeichnete Übertragungen, „Zeitberichte", aus Frankfurt, in denen bedeutsame politische Ereignisse wie etwa die Haager Konferenz oder die Verhandlung gegen den Rüstungsagenten Shearer dramatisch rekonstruiert wurden. Schließlich scheint auch immer wieder der Versuch gemacht zu werden, die Genehmigung zur Übertragung wichtiger Reichstagssitzungen durchzusetzen. Der Ältestenrat hat bekanntlich bisher die Übertragung verweigert, doch dürfte es ihm schwer fallen, diese verfassungswidrige Ausschließung der breiteren Öffentlichkeit bei einer Verhandlung vor dem Staatsgerichtshof aufrecht zu erhalten. Es käme auf den Versuch an.

Selbstverständlich blieb und bleibt daneben genug Tadelnswertes, aber die Tatsache, daß die Stupidität wenigstens manchmal durch wirklich wertvolle halbe Stunden unterbrochen werden konnte, daß Schriftsteller und Komponisten, die man jahre-

lang als zu modern abgewiesen hatte, vors Mikrophon kamen, bedeutet einen Fortschritt, den nur der ermessen kann, der regelmäßig Stichproben durch Abhören gemacht hat. Aber die berliner Öffentlichkeit ebenso wie zum größern Teile die Kritik hat versagt. Es kam und kommt nicht darauf an, irgendwelchen leitenden Personen klingende Lobreden zu halten. Aber es ist eine dringende Notwendigkeit, daß die Persönlichkeiten, die gegen Trägheit, Ignoranz und Indolenz Reformen durchzudrücken versuchen, nicht allein gelassen werden. Es kommt darauf an, daß die künstlerisch interessierte Öffentlichkeit klar die Fronten erkennt und den Kampf für das Heute und das bessere Morgen gegen das Gestern mitausficht. Die Reaktionären haben vor den Fortschrittlichen eine beneidenswerte Einigkeit voraus. Jene kämpfen mit Kritiken und endlosen Zuschriften geschlossen gegen jede künstlerische Reform. Diese aber sind schwankend und in den meisten Fällen uninteressiert. Und so ist es kaum verwunderlich, daß nach einem verheißungsvollen Anfang jetzt schon ein gewisses Zögern und Stagnieren eingetreten ist. Aber es ist grundfalsch und gefährlich, die Bedenken über dieses Nachlassen in einer Form auszusprechen, die den neuen Männern in Berlin ihre verteufelt schwere Arbeit nur noch schwieriger macht. Man begehe nicht den Fehler, sie in einen Zweifrontenkrieg zu drängen, denn wenn sie sich nicht durchsetzen, so wird es auf lange Zeit mit jeder Verbesserung des Rundfunks vorbei sein.

Die Nachfolgerin von Theobald Tiger

Ich hab meinen ersten Mann gesehn —
der ging mit einer!
Hütchen, Rock und Bluse (Indanthren)
und zwei Kopf kleiner!
Sie muß ihn wohl ins Bureau begleiten...
Über den Geschmack ist nicht zu streiten.
Na, herzlichen Glückwunsch!

Sein Gehirn ist bei der Liebeswahl
ganz verkleistert;
wenn er siegt, dann ist er allemal
schwer begeistert.
Ob Languettenhemd, ob teure Seiden —
seinetwegen kann man sich in Säcke kleiden...
Na, herzlichen Glückwunsch!

Frau ist Frau..., wie glücklich ist der Mann,
dem das gleich ist!
Und für sowas zieht man sich nun an!
Als ob man reich ist!
Das heißt: für ihn?
Wir ziehen unsre Augenbrauen
für und gegen alle andern Frauen.
Immerhin erwart ich, daß ers merken kann;
ich will fühlen, daß ich reizvoll bin.
Dreifach spiegeln will ich mich: im Glas, im Neid, im Mann.
Der guckt gar nicht hin.
Liebe kostet manche Überwindung...
Männer sind eine komische Erfindung.

Dolittle von Alfred Polgar

Gute Märchen, gute Kindergeschichten sind allemal dramatisch. Denn ihre Voraussetzung ist: das Böse. Seine Existenz, seine übermächtige Existenz, erscheint notwendig, damit herrliche Phantasie-Siege über es errungen werden können. Das Märchen lebt vom Bösen wie der Held von den Feinden, das happy end vom schlechten Anfang, der Arzt von der Krankheit, der Erlöser (von den Übeln) von den Übeln.

Märchen sind pessimistisch. Ohne Geister, Feen, Zauberer, kurz ohne übernatürliche Protektion wird gegen die Mächte der Finsternis und Bosheit nichts erreicht. Es muß für das Kind schon ein rechter Choc sein, wenn es zum erstenmal erfährt, das laisser-passer über die Grenzen gemeiner Wirklichkeit (ausgestellt vom Märchen) sei gefälscht, wenn es erlebt, wie die freundlichen Genien verduften, die bösen sich als evident erweisen. Aschenbrödel, will sie von ihrer Schönheit was haben und keine elende Dienstmagd bleiben, muß zum Film gehen; oder in den Abendstunden die Tauentzienstraße konsequent bewandeln. Keinesfalls dürfte sie sich auf Tauben verlassen.

Der Tierdoktor Dolittle — (bisher sind bei Williams & Co., Berlin, fünf dieser bezaubernden Kinderbücher von Hugh Lofting erschienen; das neueste heißt „Doktor Dolittles Postamt") — darf das. Und zwar deshalb, weil sich die Tauben auch auf ihn verlassen können. Bei ihm geht es natürlich-übernatürlich zu, er hilft und darum wird ihm geholfen, er investiert in seine Praxis und Lebenspraxis Liebe, und diese zinst ihm Liebe. An sich schon ein völlig märchenhafter Vorgang.

Auch in Doktor Dolittles Welt ist das Böse — von dem ein andrer Märchenerzähler, Onkel Nietzsche, sagt, es sei „des Menschen beste Kraft" — als ein Selbstverständliches da, als ein Etwas, ohne das das Leben vermutlich nicht zu leben, wie ohne Stickstoff die atmosphärische Luft nicht zu atmen wäre. Aber Dolittle braucht keine Professional-Zauberer, um das Böse unterzukriegen. Er setzt ihm seine Güte entgegen — die bewirkt alle Wunder. Wenn man genauer zusieht, sind es keine. Es ist ja unwahrscheinlich, daß sich Schwalben vor ein Schiffchen spannen, um es über das Meer zu ziehen, aber der Doktor, weil er so nett ist mit allem Getier, gilt diesem als personifizierte Idee des Heils, und was tut die Kreatur nicht alles für eine solche! Sie läßt sich ihr zuliebe, sogar wenn sie Vernunft hat, verbrennen und massakrieren, entwickelt eine vollkommen märchenhafte Genialität in Tun und Leiden, beschafft und leistet das Unmögliche.

Dolittle hat die Tiere gern. Er liebt auch die Menschen, so, wie man Verwandtschaft liebt. Den Tieren aber ist sein Herz zugetan mit allumfassender Bejahung. Keines scheint ihm widrig, dumm, böse, er hält ihnen zugute, daß sie sein müssen,

wie sie sind, schuldlos an dem Schicksal, wie der Mensch es ihnen bereitet, nicht nach ihrem Verdienst sondern nach seinem Bedarf und Bedürfnis. Dolittle versteht die Tiere, das heißt, er hat genug Phantasie des Herzens, sich hineinzufühlen in ihre Bedingtheit, in die Rolle, aus der zu fallen ihnen durchaus verwehrt ist, er hat, der Brave, offenbar den Glauben, daß hinter jedem Ding der Schöpfung ein Gedanke stehe und zwar wahrscheinlich ein tieferer, als der Mensch ihn denkt. Kurz, der Doktor ist reizend zu den Tieren. Daß sie es auch zu ihm sind, daß die durch sie dargestellte Natur ihren Freund mit Freundschaft überschüttet: hierin steckt der moralische Trick der Geschichte. Wie verführt man die Kinder zur Gutheit? Indem man ihnen zeigt, der Gute hat etwas davon, daß er gut ist. Keine Moral ohne Profit, der sie lohnte.

Übrigens geschieht es auf Seite 52 des ersten Bandes der liebenswerten Dolittle-Geschichten, daß die Ente Dab-Dab Heringe fängt. „Dann", heißt es weiter, „dann aß alles an Bord Fisch, damit das Pökelfleisch länger reiche." Schon Pökelfleisch ist stilwidrig auf Doktor Dolittles sanftem Fahrzeug, aber daß er Fische fangen und fressen läßt, er, dem Fische rührend hilfsbereit den Weg weisen und überdies, in Netzen aus Seegras, Zwiebel herschleppen, weil die in der Schiffsküche ausgegangen sind: also das sticht dem Leser etwa so ins Gemüt, wie ihn anderswohin die Nadel stäche, verborgen im weichen Sitzkissen. Was bekommen die Heringe für eine tragische Sonderstellung? Warum sind sie ausgeschlossen aus dem friedevollen Reich der Mensch-Tier-Solidarität? Doch so ist sie eben, die Gerechtigkeit, selbst jene, die „nur im Märchen vorkommt". So sind die Verhältnisse: auch von einem Dolittle nicht ganz zu sublimieren. So ist die Wirklichkeit: allemal noch stärker als das Märchen. Es kann der Beste nicht in Güte leben, wenn er leben will.

Dolittles Tiergeschichten beabsichtigen gewiß nichts von dem, was der Kritiker — für den dies bei so schlichtem Buch Prestigefrage ist — in sie hineinlegt oder aus ihnen herausdeutet. Sie schöpfen aus unerschöpflicher Fabulierlaune; ohne Mühe ordnet sich die Buntheit der Einfälle zum geschlossenen Bild. Sie bauen aus Material, unabhängig vom Gesetz der Schwere, eine weite, freundliche Welt, in welcher Erde und Paradies miteinander verschmelzen, einen idealen Spielplatz für die naturnahe kindliche Seele, die dort der ureingebornen Lust: sprechen zu hören, was keine Sprache hat, groß entzaubert zu sehen, was in Geringes verzaubert ist, Befriedigung findet und ihrem Lieblingsspiel: Unbeseeltes zu beseelen, gefälligste Kameraden.

Sowie Ulk von feiner Sorte. Diese Bilderbuchwelt der Güte ist ventiliert. Humor durchlüftet sie, der allen unvermeidlichen Zuckerstaub von ihr bläst.

Hugenberg-Brei von Morus

Zwölf Abtrünnige aus einer Fraktion von achtundsiebenzig wären in jedem Parlament beachtenswert. Im Reichstag aber ist solche Sezession etwas Unerhörtes, das es seit Beginn des deutschen Parlamentarismus, seit zehn Jahren, noch nicht gegeben hat. Denn hier wandeln sich — Das Kleben ist der Güter Höchstes — Alle und Alles, Interessen und Gesinnungen, Führer und Mitläufer, Hitzköpfe und Schläger. Doch eines bleibt unerschütterlich: die Organisation, der Verband, die Liste.

Von Weltanschauungsparteien noch zu reden, ist, nimmt man das Zentrum aus, Unsinn. Die Grundsatzlosigkeit ist unter der Devise Realpolitik zum Prinzip geworden. Man ist nicht nur grundsatzlos, sondern renommiert sogar damit; je grundsatzloser einer ist, desto mehr hält er sich für einen kleinen Bismarck. Ein bißchen für Rußland und ein bißchen gegen Rußland, am Vormittag für das Konkordat und am Nachmittag gegen das Konkordat, Montag Freihändler und Dienstag Hochschutzzöllner, an einem Tag für direkte und am andern Tag für indirekte Steuern — es kommt so genau nicht darauf an. Was für ein lächerlicher Atavismus, den Demokraten noch ihre Einerseits-Andrerseits-Politik vorzuhalten. Welche Partei, die für irgendeine Regierungskoalition in Frage kommt, machts anders? Die Drehscheibe der alten Nationalliberalen gälte im heutigen Reichstag als Fixstern. Alles dreht sich, alles bewegt sich, alles Mechanik, und der Kostenpunkt ist häufig nicht viel höher als ein Groschen. Millerand, Briand, Mussolini: die sollen in ihrem Leben ja richtig die Partei gewechselt haben, waren also offenbar ganz charakterlose Kerle. Sowas kommt bei uns nicht vor, man hat es nicht nötig: jede Partei ist auf eine Achse montiert und kreist um sich selbst. Das einzige, was stört, ist, wenn einer zu eckig gebaut ist; dem muß dann der Fraktionsführer erst den nötigen Schliff beibringen, damit die Realpolitik bei ihren Drehungen nicht an Schwungkraft verliert.

Herr Hugenberg, dessen Verlagshaus in der Zimmerstraße soviele Wohnungen hat, scheint im Reichstag den Dreh noch nicht recht raus zu haben. Zwölf Ausreißer auf einmal: das ist ein sicheres Zeichen, daß da in der Mittelachse irgendwas nicht in Ordnung ist. Als Hugenberg zu Anfang seiner Parteiherrschaft das Kraftwort „Block — nicht Brei" prägte, lachten die Leute, und sie lachten mit Recht. Denn Hugenberg weiß, daß auch der Brei sehr nahrhaft sein kann. Zu den Eigenschaften, die ihm zum Diktator fehlen, gehört die Verachtung der Zahl. Aus seinem Privatmetier bringt er die Ehrfurcht vor der Zahl mit: vor der Zahl der Schornsteine, der Kanonen, vor der Prozentzahl der Aktien und der Höhe der Auflagen. Das ist, wenn man so will, das Demokratische an ihm. Und nicht zuletzt deshalb hat er sich auf das Millionenfiasko des Volksentscheids eingelassen. Tausend Käufer seiner Meinung sind ihm lieber als hundert Gläubige, und wenn Block besser als Brei ist, dann ist Brei immer noch besser als Bruch. Hugenberg gehört nicht zu den Monomanen, die

zur Not den General ohne Armee spielen. Er hat den sehr gesunden Sinn dafür, daß man erst Leute hinter sich haben muß, um vorwärts zu kommen. Er ist das Gegenteil eines Vabanquespielers. Er hält die Kasse und läßt die andern verlieren. Er putscht erst, wenn er die Mehrheit hat. Er legt mehr Wert auf volle Häuser als auf ein auserlesenes Publikum.

Daher würde es auch gar nicht zu ihm passen, daß er nur der Reinigung halber ein Sechstel seiner Reichstagsmannschaft ziehen läßt. Er ist ein Mann des Sammelns, nicht des Sichtens. Daß ein Mann, der seit fünfzehn Jahren Reptilienfonds verwaltet, allmählich etwas von der Überheblichkeit alter Hauptkassierer bekommt, nimmt nicht wunder. Aber Hugenberg hat eigentlich keine Chef-Allüren. Auch wenn es mit dem Genossenschaftsgeist in seiner Kumpanei nicht ganz so üppig ist, wie es sein ordentlicher Professor Ludwig Bernhard schildert, war er doch zeitlebens zu sehr auf andre angewiesen, als daß er die Herr-im-Hause-Manieren der Schwerindustrie hätte annehmen können.

Es kann also doch wohl nicht nur der Blitz und Donner des Parteigewaltigen Hugenberg gewesen sein, der den Topf zum Überlaufen gebracht hat. Gewiß werden persönliche Feindschaften und Eitelkeiten ihren Teil dazu beigetragen haben. Aber so groß ist ja der Freiheitsdrang unserer nationalen Männer gar nicht, daß eine schärfere Parteifuchtel nicht noch zu ertragen gewesen wäre. Sieht man sich die Leute an, so stehen, neben ein paar Außenseitern wie dem Historiker Hoetzsch, dem Hugenberg zu ungebildet, und dem Pastor Mumm, dem die ‚Nachtausgabe' zu unanständig ist, zwei Gruppen da: der Landbund und die christlichen Gewerkschafter. Der Auszug der Landbündler wäre wahrscheinlich noch imposanter gewesen, wenn nicht schon vor der letzten Reichstagswahl etliche von ihnen sich selbstständig gemacht und als Christlich-Nationale Bauern- und Landvolkpartei ins Parlament wieder eingezogen wären. Während der Landbund damals vor den Wahlen die kleinen Gutsbesitzer vorschickte, sind es diesmal die altpreußischen Junker, die namentlich außerhalb des Parlaments gegen Hugenberg Sturm laufen. Ihnen ist es beim Geheimrat Alfred nicht fein genug. Die Verbrüderung mit den Hitler-Proleten paßt ihnen nicht. Um so kurioser, daß auf der andern Seite die Renommier-Arbeiter den Deutschnationalen weglaufen.

Aber so merkwürdig die Divergenz der Ausreißer auch scheinen mag, im Grunde treibt sie doch wohl ein und dasselbe von Hugenberg weg. Als Hugenberg seinen Vormarsch in der deutschnationalen Partei antrat, war er noch reich besät mit den Orden und Ehren der Schwerindustrie, zeichnete offiziell als Vorsitzender des Zechenverbandes und galt allenthalben als der Anwalt des rheinisch-westfälischen Trustkapitals. Um nicht zu stark nach Kohlendividenden zu riechen, parfümierte er sich zunächst mit den Stalldüften des Ostens, brachte sich als alter Raiffeisenmann in Erinnerung und rettete morgens und abends die bäuerliche Scholle. Mit dem Inseratenteil des ‚Lokal-Anzeigers' und dem Ansehen, das er als Kassenwart

genoß, stieg aber sein Selbstbewußtsein und sein politisches Interesse. Zwar war er zu vorsichtig, die Brücken nach Essen und Dortmund abzubrechen. Aber er wagte doch schon gelegentlich Extratouren gegen die Schwerindustrie und blieb gradlinig, wenn die Kohlenherren Seitensprünge machten. Auch in der Partei und im Reichstag war ihm der Appetit mit dem Essen gekommen. Bereits im vorigen Jahr sagte mir einer der deutschnationalen Gewerkschaftler: „Das Unglück an Hugenberg ist, daß er sich nicht mehr als Unternehmer sondern nur noch als Politiker fühlt."

Grade das aber war es, was den Tendenzen innerhalb der deutschnationalen Partei und innerhalb des ganzen deutschen Parlamentarismus zuwiderlief. Denn die Landbündler wollten in der Partei und über die Parteigrenzen hinweg nur Landbundpolitik treiben und nichts andres vertreten als ihre Spezialinteressen. Die christlichen Gewerkschafter Lambachscher Richtung wollten das Gleiche. Auch sie strebten nur die Wahrnehmung ihrer ständischen Interessen an, hielten untereinander von Partei zu Partei „Querverbindungen" aufrecht und erfüllten damit den Auftrag ihrer Verbände, die sie eben zu diesem Zweck, grade so wie der Reichslandbund seine Leute, sinnvoll über verschiedene Parteien verteilt hatten. Sie sollten überall bohren, aber sich nirgends zu tief eingraben.

Westarp und Schiele liebäugelten selbst mit ständischen Liaisons. Aber dem neuen Parteiführer Hugenberg ging das gegen den Strich. Er wollte nicht gleich bekehren, o nein. Aber wozu hatte er ein so wohlassortiertes Lager von Beglückungsplänen für jeden einzelnen Beruf, das goldne Herz für den deutschen Landmann und, an Stelle der Sozialversicherung, den eignen Piepmatz für jeden Arbeiter, wenn seine Parteiabonnenten trotzdem zur Konkurrenz hinüberschielten. Wenn man das zulassen würde, könnten womöglich morgen alle berliner Portiers sich zusammentun, ein eignes Blatt gründen, und der ‚Lokal-Anzeiger' wäre aufgeschmissen. Solche Disziplinlosigkeiten wären gegen alle gesunden Geschäftsprinzipien. Standesgruppen und Berufsinteressen und Spezialgesinnung soviel, wie ihr wollt, aber, bitte, alles im Parteikonzern Hugenberg. Umsonst beschwerte sich der frondierende Landadel: Die Führung der Deutschnationalen vertritt enge und überspitzte Prinzipien, die ihr jede Verständigung mit andern Parteien unmöglich machen". In diesem Punkt gab es für Hugenberg keine Konzessionen. Wer noch andere Fahnenstangen beachtete als die der eignen Partei, sollte besser gleich seiner Wege gehen. Da die Ständischen nicht parieren wollten, blieb nichts als der Rauswurf und die Sezession.

Ob die Sezessionisten stark genug sein werden, um einheitliche Interessentenblocks zu bilden, ist fraglich, denn noch sind die großen, politisch frisierten Parteien für die Verbände unentbehrlich. Sicher nur ist, daß Hugenberg jetzt den Brei hat, der ihm am besten mundet: alldeutsche Haferflocken in Milch der frommen Denkungsart aufgekocht, dazu eine Prise völkisches Salz und etwas Kolonialzucker, das ganze mit einer gelben Gewerkschaftssauce übergossen. Wohl bekomms!

Bemerkungen

Charitas und Kreuz

Das dreißigjährige Bestehen der sozialen Berufsausbildung, ein Festtag der Wohlfahrtsschule, der frühern Sozialen Frauenschule von Doktor Alice Salomon, brachte für eine wichtige und einflußreiche Berufsgruppe die Erinnerung an den Ursprung ihrer Tätigkeit und die Diskussion über die Zukunftsmöglichkeiten ihres Aufgabenkreises. Über zehntausend Wohlfahrtspflegerinnen und Sozialbeamtinnen in Deutschland bedeuten heute eine Schicksalsmacht für Millionen Abhängiger, bei den fünfunddreißig Ausbildungsanstalten liegt die Verantwortung für den Geist, in dem über Lebensfragen der letzten Endes Betroffenen entschieden wird. Fünfundzwanzig Jahre lang stand Alice Salomon selbst an der Spitze der ersten Schule, eine Frau mit der großen Gabe der Übertragung geistigen Willens auf bildungsfähige Jugend, begnadet mit der Fähigkeit, zwischen Menschen gleichen Geschlechts ein starkes Fluidum zu schaffen. Die werbende Kraft ihrer geistigen Erscheinung riß die besten und intelligentesten Frauen des saturierten Bürgertums aus einem sinn- und nutzlosen Dasein in den Dienst einer Idee. Es war der Aufbruch Weniger vor dreißig Jahren, mit ehrlichem Willen und offenem Herzen, revolutionär in den Loslösungsbestrebungen von der dumpfen und muffigen Atmosphäre der kirchlichen Charitas, voller Protest gegen den Bureaukratismus der Behörden. Der neue Grundsatz „interkonfessionell" und „überparteilich" war, gemessen an dem Gehaben der kirchlichen und öffentlichen „Wohltätigkeit" ein kühner Gedanke, die ganze Bewegung ein wahrhaft revolutionärer Vorstoß des aufgeklärten Bürgertums. So war das damals.

Heute gibt es in Deutschland unter fünfunddreißig Sozialen Frauenschulen neun, die nach dem Muster der ersten von interkonfessionellen Verbänden gegründet sind, und sieben Schulen öffentlicher Körperschaften. Die evangelischen Vereine verfügen über neun Ausbildungsanstalten, die katholischen über sechs. Vorläufig also ist die Hälfte der Wohlfahrtsschulen offiziell frei von kirchlichem Einfluß, und die bürgerliche Berufsorganisation, der Deutsche Verband der Sozialbeamtinnen, hält mit 4200 Mitgliedern den rein kirchlichen Organisationen die Wage, dem evangelischen Verband mit 3200 Mitgliedern und dem katholischen mit nur 1500. Trotz dieser Kräfteverteilung residiert im Preußischen Wohlfahrtsministerium seit 1920 die Zentrumsabgeordnete Frau Ministerialrat Helene Weber als maßgebende Instanz für den weitern Ausbau der Wohlfahrtsschulen, verfügt also die zahlenmäßig kleinste Gruppe über die Schlüsselstellung bei der Spitzenbehörde. Im gleichen Augenblick, wo der Staat durch Erlaß einer neuen Prüfungsordnung Einfluß auf die Entwicklung eines unendlich wichtigen Berufszweiges nahm, fiel die bedeutendste Machtposition in die Hände der katholischen Kirche. Frau Webers Festrede beim dreißigsten Jahrestag über „Neue Ziele und Entwicklungsbahnen" hat bewiesen, daß sie mit ungewöhnlichem Geschick bemüht ist, die bürgerlich freiheitliche Tradition unter den Sozialbeamtinnen und Wohlfahrtspflegerinnen abzubauen. Mit freundlicher, fast behaglicher Bescheidenheit wird der persönliche Ruhm, die namentliche Repräsentation des Berufskreises den liberalen Frauen überlassen, die seit dreißig Jahren tatsächlich die sogenannte „Barmherzigkeit" durch sachliche Berufsarbeit ersetzt haben. Frau Weber kennt die Vokabeln, mit denen man unter zeitgemäßer Flagge langsam aber sicher dem Hafen der gottgewollten Abhängigkeit zusteuern kann: sie spricht von der Einsamkeit der

Fürsorgerin auf dem Lande, der ein stärkerer Kontakt mit der Umgebung zu wünschen sei, von Settlements nach englischem und amerikanischem Muster, die den Sozialbeamtinnen das ständige Zusammenleben „mit dem Volk" ermöglichen sollen. Dieses angeblich so moderne Paradies heißt praktisch eine Art Kasernierung der Wohlfahrtspflege, die gleichbedeutend wäre mit ständiger Aufsicht der Fürsorgerin über „das Volk", seinen Kirchgang und seine Wahlversammlung, seinen Aufenthalt in Tanzdielen und Kneipen, seine Liebschaften, Ehebrüche und Abtreibungen. Was der Pfarrer in den Arbeitervierteln der Großstädte an Einfluß verloren hat, das soll die Sozialbeamtin wieder hereinholen. Die Recherche während der Dienstzeit genügt scheinbar nicht mehr, die Sprechstunde im Wohlfahrtsamt und in der Fürsorgestelle bringt wohl zu wenig Aufschluß über das Privatleben der Rat- und Hilfesuchenden. Für den Arbeiter brächte diese Neuerung ein Leben „unter Aufsicht des Rabbinats", für die Sozialbeamtin selbst die Aufgabe jedes Privatlebens.

Wir wissen ja, daß die klugen Leute beim Zentrum mit langen Erfüllungsfristen zu rechnen gewohnt sind. Wenn dieser Kurs sich durchsetzt, so werden wir in zwanzig Jahren neuartige Klostergemeinden haben. Frau Weber wird nicht einmal auf großen Widerstand stoßen. Das weltfremde ethische Pathos mancher Sozialbeamtinnen ist ein fruchtbarer Boden für jede Form der Reaktion. Mit dem „Wunsch nach opfervoller Hingabe" und mit einem vorbildlich tugendhaften Lebenswandel kann man den sogenannt verwahrlosten Mädchen, die beim Pflegeamt eingeliefert werden, nicht näher kommen und nicht weiter helfen. Der jugendliche Nachwuchs unter den Sozialbeamtinnen, der in den letzten zehn Jahren wenigstens teilweise mit mehr weiblicher Lebenserfahrung und entsprechend weniger übersteigertem Opfertrieb als die frühern Jahrgänge in den Beruf gegangen ist, wird bei Frau Webers „Neuen Entwicklungsbahnen" nicht lange mithalten wollen. Mit der Aussicht auf den Verlust der privaten Freiheit schreckt man die lebensfähigsten und daher geeignetsten Elemente zurück und züchtet ein Heer von persönlich Enttäuschten, in ihrer Weiblichkeit gebrochenen Existenzen.

Auch war leider in dreißig Jahren Arbeit eine echte Verständigung zwischen den Exponenten der bürgerlichen Welt und den proletarischen Millionen, für die jene leben wollten, nicht möglich. Die Arbeiterschaft macht sich mit einer eignen Wohlfahrtschule selbständig, sie wünscht von den eignen Klassengenossen betreut zu werden; den stolzen Apparat aber, geschaffen durch eine intellektuelle individualistische Revolution fortschrittlicher Frauen, erbt zum beliebigen Gebrauch die alleinseligmachende Kirche.

Hilde Walter

Als ich Volkskommissar war

Gegen Waschzettel soll man nicht polemisieren. Auf dem Umschlag des Buches von J. Steinberg: „Als ich Volkskommissar war" (R. Piper, München) aber ist von den „verbrecherischen Methoden der Tscheka" und von „Enthüllungen des russischen Volkskommissars der Justiz" die Rede, und diese dem antirevolutionären Vokabular entliehenen Schlagzeilen zwingen zu der Feststellung, daß hier in erster Linie die schöne Seele und das reine Wollen eines Revolutionärs enthüllt wird, der das kühne Traumbild eines neuen Staates nicht nur träumte sondern zu verwirklichen bemüht war. J. Steinberg ist ein Führer der linken Sozialrevolutionäre, die im Dezember 1917 mit den Bolschewiki eine Koalitionsregierung bildeten. Im März 1918 kam es zum Bruch, und aus den Verbündeten wurden Todfeinde. Steinberg gehörte der Koalitionsregierung, in der seine Parteigenossen in der Minderheit waren, als Volkskommissar für

Justiz an. Er nahm sein Amt sehr ernst und verharrte in den Tagen, die die Welt erschütterten, in dem Glauben, das Leben des Individuums sei der Güter höchstes. Da Lenin und Trotzki darüber anders dachten, kam es zu Konflikten. Die Episoden, die Steinberg erzählt, sind Szenen aus dem Dauerduell zwischen Ethik und Staatsraison. Steinberg ist edel, hilfreich und gut, er sieht das Leid des Einzelnen, Lenin ist in allen Wassern der Staatskunst gewaschen, er sieht das Ziel. Steinberg könnte für sein Ideal sterben, Lenin kann für seine Erkenntnis töten. Marquis Posa und Macchiavelli werden immer aneinander vorbeireden. Steinberg will einen Offizier retten, den die Tscheka erschießen lassen will, weil er Waffen ins Gefängnis mitgenommen hat. Steinberg erzwingt sich den Zutritt zu Lenin, um die Erschießung des Weißgardisten, die er für einen Justizmord hält, zu verhindern. Er trägt ihm die Angelegenheit vor. „Was ist das für eine wichtige Sache, daß ihr mich deswegen von ernster Arbeit abruft?" erklärt Lenin. „Ständig habt ihr diese Sorgen", und er bricht das Gespräch ab. Es ist viel schwerer, das Notwendige zu tun als das Edle. Auf Dutzende von Philanthropen kommt immer nur ein einziger wirklicher Staatsmann. Steinberg hat nicht gerade in der Absicht geschrieben, diese Erkenntnis zu vermitteln. Aber sein lehrreiches Buch zwingt sie auf.

Paul Mayer

Ludwig Börnes Auferstehung

Was wissen Sie von Ludwig Börne? Er ist ein Stiefkind der Literaturgeschichte, in die er eigentlich nicht ganz hineingehört, denn obgleich er jahrelang seine Feder am Theater wetzte, war er doch kein Mann der Kunst sondern aktivierender politischer Publizist. Für die liberalen Literaturhistoriker ist er der Doktrinär und demokratische Buchstabenfanatiker, der den musischen Kameraden Heine nicht verstand und ihn deshalb mit dem Anathema belegte, für die reaktionären dagegen bedeutet er den Beginn der jüdischen Publizistik. Grund genug, ihn zu verbrennen.

Es war doch Zeit, den lebenden Börne wieder zu entdecken. Gewiß war es schwierig, denn Börne hat keine kompakten „Werke" hinterlassen sondern nur ein paar Bände „gesammelter Schriften", von denen kaum ein Stück länger ist als einen Druckbogen. Aber Ludwig Börne zählt zu den größten Schriftstellern deutscher Sprache, er hat den feinen, klärenden Verstand Lichtenbergs, den skurrilen Humor, das religiöse Pathos Jean Pauls und dazu eine pamphletistische Stoßkraft, die kein Vorbild, keine Ahnen hat sondern Ludwig Börne ist, nur Ludwig Börne.

Ludwig Marcuse kann das Verdienst beanspruchen, die Gestalt Börnes der toten Historie entrissen zu haben. Marcuse, den Lesern der ‚Weltbühne' wohlvertraut, seit ein paar Jahren viel-

beachteter, vielumkämpfter Theaterkritiker in Frankfurt, Börnes Vaterstadt, hat das Leben, das Werk, die geistige Gestalt des Mannes in einem schönen, klaren Buch zu bannen gewußt: „Revolutionär und Patriot. Das Leben Ludwig Börnes" (Paul List Verlag, Leipzig). Marcuse, selbst ein mutiger Ideenkämpfer, hat ein starkes Bekenntnis zu einer geistigen Erscheinung abgelegt, der er sich verwandt fühlt und sich verwandt fühlen darf. Dann aber hat er um die Gestalt Börnes einen tiefen, farbigen Hintergrund geschaffen: die Aera Metternich, die Demagogenverfolgung, die Julirevolution. Der junge Börne beginnt als großdeutscher Patriot von frankfurter Lokalfärbung, der Mann ist der Prophet der revolutionären Demokratie, der Sterbende steht an der Schwelle des Sozialismus.

Ausführlich schildert Marcuse die Jugend Börnes, die für sein Verstehen unentbehrlich ist: die Abscheulichkeit des frankfurter Ghettos, die Kämpfe um die Judenemanzipation. Der junge Börne, der Judengasse entronnen, sucht Deutschland, das Vaterland, womit die hundertjährige Tragödie des deutschen Judentums beginnt. Doch das Vaterland verhält sich ablehnend. Im revolutionären Paris erkennt Börne, daß der Freiheitskampf der Zeit nicht auf einen von gestreiften Pfählen bestimmten Raum beschränkt ist sondern über diese Pfähle hinweggehen muß. Er wird europäischer Patriot. Und als nach dem mächtigen revolutionären Aufschwung von 1830 der steile Abfall ins Juste milieu kommt, statt der Freiheit der Börsenliberalismus, da wird auch der Ewigsieche totmüde. Er lebt einsiedlerisch, Pathos und Witz fallen wie ein buntes Kleid ab, zurück bleibt ein kranker, innerlich werdender Mensch, der die großen Parolen seiner Jugend untersucht, über das Phänomen nachsinnt, daß auf den Barrikaden nur Arbeiter starben, aber die Geldsackbürger nachher die Herrschaft antraten. Ein früher Tod verhindert eine neue Wandlung.

In dieses Leben hat sich Ludwig Marcuse andächtig versenkt, und ihm gebührt unser Dank, daß er in einer Zeit der kommerzialisierten und mechanisierten Presse diesen vergessenen Urvater der deutschen Zeitungsschreiber wieder lebendig macht, das ideale Bild des freien, unabhängigen, nur seinem Gewissen verpflichteten Publizisten wieder herstellt.

C. v. O.

Cabaret-Kritik

Wer mit einem Unternehmen Geschäfte macht, darf es nicht öffentlich kritisieren; ich verkaufe manche Gedichte an die berliner Cabarets, also kann ich sie namentlich weder loben noch tadeln. Aber eine allgemeine Bemerkung sei gestattet:

Da haben sie sehr begabte Frauen; lustige Komiker; alles Mögliche haben sie — aber ein Typus, der beinah gänzlich fehlt,

ist der Mann, der einfach nett ist. Den haben sie nicht.

Statt dessen ist da der Tenor ... man lege mich auf einen Diwan und psychoanalysiere, der Analytiker im Rücken, daß die Funken stieben: kaum wird sich dieser Abscheu anders als reinlich erklären lassen. Ist der Cabaret-Tenor nicht abscheußlich? Diese Schmalzstimmen; dieser Charme aus der Bötzowbrauerei; dieses Mäulchengemache und Tönegeziehe ... bau-bau — das mag man nicht.

Kein Wunder, daß sie ein Zeug singen, das ihnen durchaus adäquat ist. Ich habe keine Zeit, mich damit abzugeben — dies ist nur ein kleiner Notschrei, weil wir sonst keine Sorgen haben. Immerhin wäre es doch hübsch, einmal abends eine angenehme halbe Stunde zu haben, anstatt diese Haarpomade schlucken zu müssen. Gibts nichts anderes? Doch. Aber sie sind taub.

Da hören wir nun jahraus, jahrein die englischen und amerikanischen Platten; wir geben zu, daß es auf die Dauer etwas fade ist, immer wieder „blue" und „sweet-heart" und „happiness" zu hören — aber etwas können wir aus ihnen lernen. Daß es eine unfettige, eine schmalzlose Nettigkeit gibt, eine freundliche Tändelei, die nicht den Phallus schwingt sondern die einfach sagt: Wir sind hier abends zusammengekommen, die Geschäfte sind vorbei — nun wollen wir uns einen kleinen singen.

Dazu brauchte man nicht einmal die Angelsachsen. In Paris gibts das tausendfach — in jedem Cabaret. Kleine Liedchen, gewiß keine Meisterwerke, meilenweit von diesen schrecklichen „Schlagern" entfernt, in denen Spekulationssucht und Idiotie um die Grammophonpalme ringen. Ein paarmal habe ich mir die französischen Texte gekauft; man merkt erst beim Lesen, wie gut sie sind: da sind sie nämlich schlecht, weil sie für den Vortrag geschrieben sind. Und da das Ohr viel weniger und viel weniger schnell aufnimmt als das Auge, so haben diese Chansonniers mit ihrem untrüglichen Instinkt für das, was man mit ästhetischem Wohlgefühl ertragen kann, ein Minimum von Schmalz aufgewendet, um ein Maximum von Charme zu entwickeln. Natürlich gibt es drüben auch Margarine-Lieder, aber feste — doch sind das wieder andere. Wir haben fast nur sie. Zwischen Keß und Schmalzig ist hier nichts.

Könnte aber etwas sein. Klabund hat das gekonnt; Kästner kann es; ihr braucht euer Publikum nur zu erziehen. Ihr braucht es nicht zu erziehen — denn im Grunde versteht es das sehr gut. So blöd liebt ja kein Mensch mehr, wie das in euern Texten vor sich geht („Ich habe heute Premiere bei einer schönen Frau —"); lieber eine Tasse warmes Maschinenöl im Bauch, als dabei sein müssen, wenn die Konfektion lyrisch wird. Auch dies ist Deutschland: zwischen der gepanzerten Radaukomik und dem ranzigen Fett miekriger Gefühle klafft die Leere. Sie sind nicht nett.

Peter Panter

Neues von jungen Dichtern
III
Martin Kessel

Für seine drei Novellen „Eine Frau ohne Reiz" (Gustav Kiepenheuer, Berlin) legt sich

Martin Kessel ein paar verblühte, unbefriedigte Damen, unbemannt und mit wenig ansehnlichen Brüsten, auf Abbruch zu: die Redaktionssekretärin Therese Spieker, die Wedekind liest, an sich selbst eine Postkarte des Inhalts: „Sind Sie verrückt? Wieso denn?" adressiert, aus krampfiger Abenteuersucht zwischen die Schienen der Untergrundbahn gerät und mit einem Holzbein wieder im Bureau erscheint; die Lehrerin Frisca Weill, die einem verrückten Sonderling in seiner Bodenkammer ihre kümmerliche Nacktheit enthüllt, um zu beweisen, daß sie für die Rettung seiner Seele alles zu tun bereit sei; die verfettete Pensionsinhaberin Olga Bicheroux, die mit einem armen Studenten unappetitliche Orgien feiert.

Am besten gelungen aber ist ihm dennoch eine männliche Figur: der Erfinder Alfred Kohrts. Auch er ein Mann ohne Reiz, auch er mit dem penetranten Reiz der Ruine behaftet. Die grauenvolle Komik des monomanischen Außenseiters, vom Leben bestellt und nicht abgeholt, die Pervertierung menschlichen Entdeckergeistes, der närrische Monologist, der, von bauchigen Gemüsefrauen verachtet, in entwerteten Tausendmarkscheinen wühlt und zehn Jahre lang an einer Kinderfeuerspritze herumbastelt, um seinen Spritzenrotor zu erfinden. Der allmorgendlich — eine Szene, die von Pudowkin erdacht sein könnte! — den Oberkörper aus der Dachluke hängt, um das Figürchen des Briefträgers zu verfolgen, das die Straße entlang in die Häuser läuft und ihm das Glück bringen soll. Gespenstisch dann, wie er das Warenhaus am Halleschen Tor in Brand steckt und oben, auf einer Feuerwehrleiter zwischen den Flammen wie ein Kobold hockend, seine rotierende Spritze ausprobiert.

Von diesen vermickerten Exzentriks in Zivil, von den verrosteten und zerbeulten Trieben kleiner Leute, deren ungesund aufgestaute Seelenenergie zischend durch das unrechte Loch entweicht, erzählt Martin Kessel in einer frechen, klugen, schlenkrigen, gelenken Sprache. „Sie reiste bereits am Abend ab, nicht ohne vorher ihr letztes Andenken an die Mutter, einen Opalring, kalter Hand versetzt zu haben. ‚Schlagt sie tot, die alten Weiber!' rief sie vergnügt vor sich hin." Er nennt seine Heldinnen von der traurigen Gestalt „dieses Ekel" und „alte Scharteke" und „eine Wurst von einem Geschöpf", aber dieser Jargon wirkt nicht abstoßend sondern nur grausam wie das Dasein selbst: man hat das Gefühl, die Natur, wenn sie reden könnte, würde sich in ähnlich burschikosen Ausdrücken über diese von ihr stiefmütterlich bewirtschafteten Geschöpfe ergehen. Es ist auch in der Schilderung der hysterischen Jungfern kaum etwas spürbar von dem gequälten Drang vieler junger Schriftsteller, dem eignen Ich durch einen möglichst waghalsigen Sprung in möglichst abliegende Menschensorten zu entfliehen und mit dem dämonischen Seelenleben von Hausangestellten und Kanzlisten zu kokettieren — eine Mode, die wohl von Georg Kaiser in die Literatur eingeführt worden ist. Vielmehr ist bei Kessel die Transsubstantion zumeist ausgezeichnet geglückt, Patient bewegt sich glaubhaft auf eignen

Füßen und bezieht seine Nahrung nicht durch eine unabschnürbare Nabelschnur aus dem Leibe der Mutter. Den Figuren ist ein eigner Schnabel gewachsen, und sie wissen ihn zu gebrauchen. „‚Anbrennen', murmelte er und ging weiter, da er nicht, wie erwünscht, vor der Glasscheibe zusammengebrochen war. ‚Das Volk! Ich bin das Volk. An mein Volk! Hört, hört! Warum kein Brot und keinen Sport und umsonst? Das Brot eine halbe Mark, fürs Volk, der Boxkampf einen Tagelohn, fürs Volk! Diese Zeiten sind der Ruin! Man muß die Fenster einschlagen, damit es besser wird. Anbrennen!' So trottete er, ein räsonnierendes Stück Masse, weiter seines ziellosen Weges an der Glasscheibe entlang." Man sieht ihn trotten.

Rudolf Arnheim

Wohltätigkeit

Ihm war so scheußlich mild zumute.
Er konnte sich fast nicht verstehn.
Er war entschlossen, eine gute
und schöne Handlung zu begehn.

Das mochte an den Bäumen liegen.
Und an dem Schatten, den er warf.
Er hätte mögen Kinder kriegen,
obwohl ein Mann das gar nicht darf.

Der Abend ging der Nacht entgegen.
Und aus den Gärten kam es kühl.
Er litt, und wußte nicht weswegen,
an einer Art von Mitgefühl.

Da sah er Einen, der am Zaune
versteckt und ohne Mantel stand.
Dem drückte er, in Geberlaune,
zehn Pfennig mitten in die Hand.

Er fühlte sich enorm gehoben,
als er darauf von dannen schritt,
und blickte anspruchsvoll nach oben,
als hoffe er, Gott schreibe mit . . .

Jedoch der Mann, dem er den Groschen
verehrte, wollte nichts in bar.
Und hat ihn fürchterlich verdroschen!
Warum? Weil er kein Bettler war.

Erich Kästner

Stimmung

Aus dem Prospekt der „Turmschänke" in Eisenach:

„In den untern Räumen bietet ein volkstümliches Bier- und Weinlokal ‚Der Zwinger' behaglichen Aufenthalt. Künstlerischer Wandschmuck, Bilder aus der Kriegs- und Inflationszeit, tragen zur Gemütlichkeit bei."

Liebe Weltbühne!

Mussolini hielt sich in einer kleinen Stadt seines Reiches auf und ging abends, um sich zu zerstreuen, inkognito in ein kleines Kino. Auf der Leinwand die Wochenschau: das Bild des Duce — das Publikum erhebt sich von den Sitzen und ruft Beifall. Nur der Betroffene bleibt bescheiden sitzen, worauf der Kinobesitzer zu ihm geht und zuredet: „Wir sind ja alle der gleichen Meinung wie Sie. Aber stehen Sie doch mit auf!"

Antworten

Nationales Provinzblatt. Du findest unsre Stellungnahme zum Fall Lampel widerspruchsvoll. Du meinst, wir versuchten einen Ausnahmefall zu konstruieren, nur weil ein Mann unsrer Linie der Betroffene ist. Du fragst, ob S. J., den du „Erfinder der Femehetze" nennst, das auch getan hätte. Niemand zweifelt daran, der S. J. kannte und das brennende Gerechtigkeitsgefühl, das ihn in die Femekampagne trieb. Wer ihn aber kannte, weiß auch, daß er alles andre war als eine Erinnye, die den Mörder ruhlos über den Erdball hetzt, bis sie ihn im letzten Hohlweg stellt. Ihr von rechts seid nicht so dumm, wie euch die republikanischen Hofjournale machen, aber in manchen Dingen seid ihr einfach blind und taub. Die ungezählten heimlichen Morde zur höhern Ehre des Vaterlandes, das vergossene Blut angeblicher Spitzel und Verräter — zählt das eigentlich gar nicht? Als S. J. mit der Veröffentlichung der ersten Femeartikel begann, war es ein Gang in ein ganz unbekanntes Gebiet. Es galt zunächst Tatsachen festzustellen, Zahlen zu erlangen, Motive, Hintergründe — Täter. Heute nach mehr als vier Jahren ist das Bild ziemlich klar. Man weiß nun die Gesamtheit der Morde, kennt viele der Täter, kennt mindestens die in Frage kommenden Typen ganz genau. Damit ist das Thema der Gesamtverantwortlichkeit auch wichtiger geworden als der einzelne Fall, namentlich seit die zahlreichen Prozesse gezeigt haben, daß die Täter sich als Soldaten gefühlt haben und jene höhern Instanzen sich vorsichtig zurückhielten, die ihnen rechtens hätten in den Arm fallen müssen. Wir zweifeln nicht, daß S. J. die gleiche Konsequenz gezogen, die gleiche Frage gestellt haben würde wie wir. Es ist sein historisches Verdienst, die Feme überhaupt zur Diskussion gestellt zu haben. Ist denn seitdem die Luft nicht reiner geworden in Deutschland? Riecht es nicht weniger nach Verwesung? Gibt es nicht weniger Raunen um nächtlich geschaufelte Gräber? Es war ganz kurz vor seinem Tode, als S. J. gefragt wurde, ob es ihm nicht leid wäre, die Politik neuerdings so sehr in den Vordergrund gebracht zu haben; und er antwortete: „Die Aufrollung der Fememorde ist wichtiger als das Theater." S. J. hatte nichts zurückzunehmen und nichts zu bereuen. Da durch den Zufall des Kalenders deine Betrachtung grade an seinem Todestage erschien, so sei diese seine letzte Stellungnahme hier unzweideutig wiedergegeben. Wenn aber die Aufdeckung der Femetaten, die von S. J. begonnen wurde, heute fast selbsttätig weiterläuft, wenn immer wieder Neues bekannt wird, so hat das nichts mit irgend einer „Hetze" zu tun. Heimlicher Mord will ans Licht. Das ist ein altes Gesetz."

Béla Balázs. Schon vor anderthalb Jahren haben Sie hier gefordert, Asta Nielsen solle auf einer berliner Bühne auftreten dürfen. Nun schreiben Sie zu dem kieler Skandal: „Es ist gewiß lächerlich und beschämend, daß Asta Nielsen in Kiel nicht spielen durfte, aber viel peinlicher noch ist die Frage, warum Asta Nielsen in Berlin nicht spielen darf. Denn in Kiel gab es wohl einen Intendanten, der aus Angst vor der Konkurrenz ausfallend wurde, als ein andrer Theaterdirektor Asta Nielsen zu einem Gastspiel engagierte, aber, immerhin, gab es in Kiel auch jenen andern Theaterdirektor, der diese größte Schauspielerin auftreten lassen wollte. Da oben in Kiel. Wie sich die Konkurrenz in Berlin gebärdet hätte, wissen wir nicht, denn in Berlin ist es noch keinem Theaterdirektor eingefallen, Asta Nielsen auftreten zu lassen. Daß jener kieler Direktor so wild geworden ist, beweist, daß man vom Asta-Nielsen-Gastspiel einen großen Erfolg erwartet hat. Da oben in Kiel. Und das ist der Ruhm Kiels. Hingegen: daß Asta Nielsen in Berlin nicht auftreten kann, weil sich hier kein Theaterdirektor ein Geschäft davon verspricht, das ist die große Schande Berlins. Asta Nielsen gastiert

seit zwei Jahren auf den Bühnen aller größern deutschen Städte mit ungeheurem Erfolg. Sie tritt bald eine Tournee nach Südamerika an. Kulturgebiete werden aufgesucht. Berlin wird auf dieser Route nicht berührt. Merkt denn Berlin, wenn es berührt wird? Berlin merkt nur Keulenschläge. Stellt euch vor, daß — wen soll man da nennen? — sagen wir Chaplin persönlich in Kiel und Chemnitz und Freiburg gastieren würde und nicht nach Berlin käme. Würde das nicht immerhin auffallen? In Berlin ist es keinem aufgefallen, daß Asta Nielsen dieser Stadt ausweicht. Es fragt sich bloß, ob in diesem Fall unsre Theaterdirektoren mit Recht den Geschmack Berlins vertreten, wenn sie ihrem Publikum den Sinn für Geist, Innerlichkeit und Größe absprechen. Wir sind überzeugt, daß sogar in Berlin ein Volksbegehren sich gegen die Geschmacksdiktatur unsrer Theaterleiter und für Asta Nielsen entscheiden und die Ehre Berlins retten würde."

Thol. prakt. Quartalsschrift. Ihr habt in einer Besprechung eines Romans von K. J. Huysmans geschrieben: „Das Buch sollte nicht nur in keiner Bibliothek fehlen, es gehört auch in die Hand eines jeden Studenten als kostbares, wirkungsvolles Präservativ vor dem Sumpf." Man darf wohl hoffen, daß das Buch nicht zu unzüchtigen Zwecken sondern nur an standesamtlich verehelichte Studenten abgegeben werden wird.

Rezensent. Sie fragen mich, wie es sich mit dem im ‚Berliner Tageblatt' erhobenen Plagiatvorwurf gegen Ernst Bloch verhält —? Ernst Bloch ist seit einiger Zeit von Berlin abwesend und wird nach seiner Rückkunft ohne Zweifel dazu Stellung nehmen. Bis dahin enthalten auch wir uns jeder Äußerung zur Sache. Erlauben Sie mir indessen zu bemerken, daß die große Enthüllung in einem nicht ganz geeigneten Moment kommt, nämlich als Antwort auf Blochs Kritik der Literaturbeilage des ‚B. T.' in der vorigen Nummer der ‚Weltbühne'. Das ‚B. T.' macht sich die Argumentation zu einfach und setzt die Debatte auf eine falsche Ebene, denn gelänge es selbst, Herrn Bloch zu überführen, so ist damit noch gar nichts für die Unrichtigkeit seiner Kritik über jene literarische Beilage bewiesen. Übrigens hat Herr Bloch auch gar nicht, wie das ‚B. T.' schreibt, beklagt, daß dort auch „namenlose Literaten" zu Worte kämen, sondern vor allem die Abwesenheit aller wichtigen Literatur in dieser Literaturbeilage festgestellt. Wenn es weiter heißt, man erinnere sich Herrn Blochs nur, weil er einmal bei einem Plagiat gefaßt worden sei, so ist diese Behauptung nicht ganz vollständig, weil mich am Tage vorher ein Herr vom Feuilleton des ‚B. T.' anrief und fragte, ob das jener Ernst Bloch sei, der einmal das Buch vom „Geist der Utopie" geschrieben habe. Was ich bestätigte, gehoben in dem Bewußtsein, die Kartothek des ‚B. T.' bereichert zu haben. Leider habe ich mich getäuscht, die Redaktion hat von der eingeholten Auskunft keinen Gebrauch gemacht; sie kennt Ernst Bloch offiziell nur als Plagiator, nicht als Verfasser eines bedeutenden Buches.

Düsseldorfer Weltbühnenleser. Zusammenkünfte am Mittwoch, dem 11. Dezember und Dienstag, dem 17. Dezember, Duisburger Straße 58, im großen Versammlungsraum.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6

In den Schacht gefallen von Carl v. Ossietzky

Kanzler Müller ist nicht das, was man im Gelände einer leichtern Kunst als es der Parlamentarismus ist, einen Stimmungssänger nennt. Auch diesmal hat der Kanzler mit dem ihm eignen trockenen Ernst gesprochen, der in einem so deutlichen Gegensatz steht zu der wildblühenden Phantastik der Reden, wie sie am Tag darauf in dem Scalameeting der Wirtschaftsführer gehalten wurden. Und dabei tat der Kanzler ganz recht, einen rhetorischen Schwung zu vermeiden, der ihm nicht liegt. Das Defizit hat sein eignes Pathos, unabhängig von Geist und Stimme des Redners. Als Hermann Müller schlicht darlegte, daß bei Monatsende das Kassendefizit des Reiches 1,7 Milliarden betragen werde, da war der große Effekt da, kein Cicero könnte ähnliches erreichen. Dem Reichskanzler ist kein Vorwurf daraus zu machen, daß er die grausame Finanzlage so offen enthüllt hat, die Zeitungen, die mit Havenstein und Hermes durch Dick und Dünn gegangen sind, haben kein Recht, die Regierung deswegen der Katastrophenpolitik zu bezichtigen. Der Fehler liegt nur darin, daß sie so lange damit gewartet und das Kassabuch erst unter dem Zwang des Schachtschen Vorstoßes geöffnet hat. So durfte der Gouverneur der Reichsbank nicht nur das Prävenire spielen, sondern auch noch den Triumph heimsen, dem schweigsamen Kabinett das Geständnis entrissen zu haben. Herr Schacht warf sich unberufen zum Staatsanwalt auf, und da er die Schwerindustrie und ihre Organe für sich hatte, so mußte die Regierung wohl oder übel auf der Anklagebank Platz nehmen. Eine kräftige Abwehr hat sie nicht gefunden. Eine Regierung, die auf sich hält, hätte nach der Veröffentlichung des Memorandums jeden weitern Verkehr mit dessen Verfasser abbrechen müssen, wenn sie ihn nicht auf dem Disziplinarwege packen konnte. Denn immerhin ist Herr Schacht, trotz der vom Feindbund gewährleisteten Autonomie seines Instituts, nicht exterritorial, nicht der Vertreter einer fremden Großmacht, sondern ein vom Deutschen Reiche bezahlter Beamter. So steht er heute als der wirkliche Sieger da, hinter sich die Scharfmacher der Industrie und der Bankwelt und die ungezählten Ahnungslosen unter den mittlern und kleinen Geschäftsleuten, die sich einbilden, daß wir keine Reparationen zu zahlen brauchen, wenn nur Einer richtig den Mund auftut. Hjalmar Schacht kann also zu weitern Taten rüsten, und die Zeit bis zur haager Schlußkonferenz bietet noch ungeahnte Möglichkeiten. Übrigens ist in der breiten Öffentlichkeit Schachts Attacke mit richtigem Instinkt viel klarer gedeutet worden als selbst in denjenigen Linksblättern, wo ihm die Legitimation zu seinem Vorgehen bestritten wurde. Hier hat man darin ganz hellsichtig den Versuch erkannt, den Young-Plan und die Reparationszahlungen zu torpedieren. Grade im außenpolitischen Interesse wäre es sehr dringend geboten gewesen, Herrn Schacht einen gehörigen Dämpfer aufzusetzen. Das ist nicht geschehen, statt dessen hat die Reichsregierung

sich mit einem unbestimmten und schwammigen Vertrauensvotum begnügt, das keine Schwierigkeit beseitigt, sondern nur den Ausblick auf zahllose neue Krisen öffnet. Die Regierung ist gründlich in den Schacht gefallen. Man läßt sie einstweilen liegen, obgleich man weiß, daß es ein paar ernste Knochenbrüche gegeben hat, und tut so, als wäre sie noch vorhanden. Sie ist aber nicht mehr da.

Es wäre wahrscheinlich manches nicht so schlimm gekommen, wenn im Reichsfinanzministerium eine härtere Persönlichkeit als Herr Hilferding gesessen hätte. Vergebens fragt man sich, wie die Sozialdemokratie ein Ressort, das voraussichtlich dem stärksten Druck ausgesetzt sein würde, einem Manne anvertrauen konnte, neben dem sich selbst Herr Breitscheid wie ein Gladiator ausnimmt. Wir haben in den vergangenen zwanzig Jahren zwei klassische Finanzminister erlebt, die zugleich wirkliche Finanzreformer waren: Caillaux und Erzberger. Zwei Namen, die von tragischen Schicksalen künden und zugleich aussagen, wie lebensgefährlich es für einen Finanzminister ist, das Großkapital zu einer stärkern Beteiligung an den allgemeinen Lasten heranzuholen. So tief sitzt der Haß der Geldsäcke gegen den ermordeten Erzberger, daß noch vor ein paar Tagen in der Scala der sonst so sanftmütige Herr Silverberg den Mut zu einer dummdreisten Schmähung des Toten gefunden hat, ohne daß übrigens einer der Herren Regierungsvertreter ein Wort der Verwahrung gefunden hätte. Das Finanzministerium ist also in Zeiten, wo es gilt, mit dem Großkapital anzubinden, ein zugiger Platz und grade dorthin hat die Partei Herrn Hilferding gestellt, einen bequemen Sybariten, der in einem frühern Leben einmal eine Leuchte der marxistischen Theorie gewesen ist. Wenn es den Sozialisten Hilferding nicht gäbe, so hätte er von einem Industriesyndikus erfunden werden müssen, denn er ist das ideale Objekt für die Drohungen und heuchlerischen Angstschreie der sogenannten Wirtschaftskapitäne. Gewiß geht es der deutschen Industrie zurzeit herzlich schlecht, aber wenn man betrachtet, was sie noch so nebenbei zu leisten vermag, dann kann man ruhig mit dem alten Isolani sagen: „Es ist noch lang nicht alles Gold gemünzt!" Solange die Wirtschaft noch Hitler und Seldte mit Subsidien füttern und ihre Heerscharen armieren und tapezieren kann, hat sie nicht die geringste Veranlassung, Notsignale zu senden. Wieviele Millionen mögen in diesen vaterländischen Unternehmungen investiert sein, deren Zweck ist, das Land nicht zur Ruhe kommen zu lassen und dem Mann auf der Straße das Gehirn nationalistisch zu vernebeln, damit er nicht merkt, daß sein Magen knurrt und wem er seinen Hunger verdankt. Und von Herrn Vögler, dem tönendsten Mundstück der notleidenden Schwerindustrie, gehen über die Alpine Montan goldene Fäden zur österreichischen Heimwehr. Ein durchaus erträgliches Elend, nicht wahr, das es sich leisten kann, in einem Nachbarstaat noch eine Bürgerkriegsarmee auf die Beine zu bringen! Es wäre nützlich gewesen, wenn Kanzler Müller weniger zimperlich gewesen wäre und auch dies Kapitel einmal berührt hätte. Vielleicht hätten

ihm dann noch ein paar Volksparteiler mehr das Vertrauen verweigert, was kein erhebliches Unglück gewesen wäre, denn das ziemlich traurige Spiel um das Zustandekommen des Vertrauensvotums hat einleuchtend bewiesen, daß die Große Koalition weder zu einer ganzen noch zu einer halben Finanzreform jemals imstande sein wird. Auch bei der Beurteilung des Etats müssen die Meinungen hoffnungslos auseinanderplatzen. Wenn schon gespart werden soll, dann möge man bei Militär und Marine anfangen, anstatt deren weitere Hypertrophie auf Kosten des Sozialetats zu dulden. Es gibt noch manche andern Posten, wo gespart werden könnte. Der preußische Finanzminister hat zum Beispiel vor ein paar Tagen Klage geführt über die Entscheidungen des Reichsgerichts in den noch immer laufenden Fürstenprozessen, die den Staat bis zum Weißbluten zum Zahlen zwingen. (Der Sparsamkeitsapostel Schacht hat gegen die Fürstenfütterung niemals Einwände gehabt...) Dann gibt es noch völlig zwecklose Verschwendungen wie die Millionen, die jetzt für die angeblichen deutschen Brüder aus Rußland verpulvert werden, woraus einzig für Cunos Hapag ein Bombengeschäft erwächst, was hier bald eingehender behandelt werden soll. Das sind nur ein paar Fälle, die beliebig vermehrt werden können. Finanzreform tut not, aber sie darf sich nicht allein auf Steuermacherei beschränken. Wenn Kanzler Müller es wirklich ernst meint, wird er um baldige Neuwahlen nicht herumkommen. Der gegenwärtige Reichstag ist zu einer volksfreundlichen, den Besitz erfassenden Reformarbeit nicht willens und selbst zu einer unpopulären, rein kapitalistischen Lösung, wie die letzten Tage erst augenscheinlich gemacht haben, technisch gar nicht fähig.

Die Grüne Front von Jan Bargenhusen

V

Doktor Georg Heim

Die „redlichen Pioniere von Rochdale" — mit diesem Ehrennamen bezeichnet man, soweit es auf der Welt Genossenschaften gibt, jene armen britischen Weber, in deren Köpfen zuerst die Idee der Konsumgenossenschaft aufgetaucht ist. Und wenn man in Deutschland, nach dem Tode von Raiffeisen und Schulze-Delitzsch, den Ehrentitel des Genossenschaftspioniers vergeben wollte — wer müßte ihn dann erhalten? Ei, kein andrer denn jener, der sich in jeder seiner Reden zu rühmen pflegt: er habe zweiundvierzig Jahre praktischer Arbeit auf seinem respektablen Buckel, davon fünfunddreißig Jahre allein im Dienste der genossenschaftlichen Idee — kein andrer als Doktor Georg Heim, der regensburger Bauerndoktor, der Bauernkönig im bayrischen Bauernland!

Ein kräftig Reis aus unterfränkischem Stamme — kein Bauernsohn, sondern ein Städter, aus dem feinen und geleckten Aschaffenburg, wo die urbajuwarische Derbheit, die dieser Volkstribun, der als Schulmeister angefangen hat, in unüber-

trefflicher Weise rednerisch zu handhaben versteht, nun wahrlich nicht zuhause ist. Ein Monstrum von einem Kerl, groß und schwer, aber heute doch schon eine halbe Ruine, durch ein schweres Augenleiden gehemmt, überempfindlich gegenüber jeder Kritik, ein Poltrian und Prozeßhansel, inkonsequent bis zur Lächerlichkeit, — aber immer noch der Abgott „seiner" bayrischen Bauernvereine: das ist er, der fleischgewordene Geist von Tuntenhausen, der in der Politik seines Heimatlandes so lange eine außerordentliche Rolle gespielt hat. Heute hat er, der stenggläubige Royalist und Diener des Hauses Wittelsbach, selbst bei seinen engern Parteifreunden in der gemäßigt-legitimistischen Bayrischen Volkspartei so ziemlich ausgespielt, da man seiner Extratouren (von denen eine, die bekannteste, pfeilgrad ins Separatisten-Land zu Dorten ging) recht überdrüssig geworden ist. Aber immer noch ist er gefürchtet, weil im Lande verehrt. Und immer noch ist sein Bauernverein in Regensburg die wichtigste Stütze der von Hermes geführten Bauernvereins-Organisation (freilich eine sehr unzuverlässige Stütze) — immer noch ist seine Genossenschaft in Regensburg, mit den rund elfhundert Unterorganisationen im Allgäu, in Niederbayern, Unterfranken und der Oberpfalz, eine ökonomische Großmacht ersten Ranges fürs Bayernland.

*

Freilich, geschäftlich geht es in Regensburg nicht sehr gut. Seit der Inflationszeit hat es da mancherlei dumme Geschichten gegeben... Da ist zunächst eine Wechselaffäre, bei der sich die regensburger Genossenschaftskasse, wie durch ein Gerichtsurteil festgestellt worden ist, „unter Täuschung der Preußenkasse von dieser dreiviertel Jahre recht erhebliche Summen verschafft hat" — Gefälligkeitsakzepte, Wechselreiterei, man kennt ja solche Dinge. Dann kam das Malheur, daß die Regensburger nach der Inflation ihren Genossenschaften mit vielem Trara die Aufwertung ankündigten und in der Bilanz dafür einen Fonds von über fünf Millionen Reichsmark auswiesen, „ohne daß Geld da war", wie Doktor Heim kürzlich freimütig zugegeben hat; aus der Bilanz von 1926 war dann plötzlich dieser Posten verschwunden. In den Jahren 1925/26 hat man, wie es scheint, bei den Heimschen Genossenschaften gradezu phantastische Summen verloren, und so erklärt es sich wohl auch, daß Heim damals an die bitterlich gehaßten Genossenschaftskonkurrenten vom münchner Reichsverband herantrat und ihnen die Verschmelzung der Warenabteilungen beider Gruppen — vergeblich — nahelegte.

Von jenen schweren Verlusten hat sich die regensburger Organisation bis jetzt, wie die recht angespannten Bilanzen zeigen, noch immer nicht erholen können. Als nun, im Jahre 1928, der Reichstag einen Fonds von 25 Millionen für die Rationalisierung der ländlichen Genossenschaften aussetzte, da sah der regensburger Genossenschaftspionier plötzlich die große Chance der Sanierung durch Subventionen vor sich. Und weil er glaubte, daß die Preußische Zentralgenossenschaftskasse das entscheidende Wort bei der Verteilung dieser Gel-

der zu sprechen haben werde, deshalb ging der bayrische Erzpartikularist hin und machte den Preußen einen regelrechten Liebesantrag. Er erklärte, daß die Rationalisierung der Genossenschaften zwar nicht zur Zentralisierung und Unifizierung führen dürfe, daß aber die Preußenkasse ganz andre Kompetenzen als bisher für die Regulierung des genossenschaftlichen Geschäfts erhalten müsse. Vor allem sei der Rationalisierungsfonds auf 100 Millionen zu erhöhen.

*

Spott und Hohn aus München war die Antwort. „Vom Preußenhasse heim zur Preußenkasse!" so lautete das vielkolportierte Wortspiel, und dem Heimkehrer Heim war nicht wohl dabei. Das um so weniger, als ein berliner Blatt ausplauderte: Doktor Heim sei von der Preußenkasse eine Subvention im Betrage von 500 000 Mark zugesagt worden. Besonders peinlich war noch, daß in diesem Zusammenhang die Frage aufgeworfen wurde, aus welchen Mitteln denn diese Subvention stammen könnte, da ja der Rationalisierungsfonds nicht in Frage komme, weil Heim sich der Vereinheitlichung der Genossenschaften in Bayern widersetze...

Verlegenes Schweigen in Regensburg! Da kam Hilfe aus der Not — von Berlin her. Die Preußenkasse ließ durch den „Amtlichen Preußischen Pressedienst" alles dementieren. Dies Dementi ist so schön, daß es in seinen wesentlichen Sätzen an dieser Stelle wiederholt werden muß:

> Die Nachricht, die Preußenkasse erwäge Stützungsmaßnahmen zugunsten der Landwirtschaftlichen Zentralgenossenschaft des Bayrischen Bauernvereins in Regensburg, entbehrt jeder Grundlage ... Hilfsmaßnahmen irgendwelcher Art sind weder beantragt noch von der Preußenkasse beabsichtigt.

Wie man heute zurückblickend feststellen muß, war auch in diesem Fall die Sprache des Preußischen Pressedienstes dazu da, um die Gedanken der Preußischen Zentralgenossenschaftskasse zu verbergen. Mit dem alten und höchst primitiven Kniff (der allerdings preußischen Amtsstellen schlecht zu Gesichte steht) wird dementiert, was nicht behauptet war. Man bestreitet, daß „Stützungsmaßnahmen" von der Preußenkasse aus beabsichtigt seien, während die Behauptung lautete, daß Heim eine „Unterstützung" erwarte und zugesagt erhalten habe — nämlich eine Zuwendung unter dem Titel „Beihilfe zur Rationalisierung". Ja, und wie sehen die Dinge heute in der Wirklichkeit aus? Wird der Genossenschaftspionier Doktor Heim, der kürzlich erst in Ingolstadt das Wort in die Welt hinausschmetterte: „Die Korruption ist die Schwester der Subvention!" — wird er sich denn nun subventionieren lassen oder nicht?

*

Subvention hin, Korruption her — die Preußenkasse legt, allen Dementis zum Trotz, einen Verteilungsplan für die Mittel der Genossenschafts-Rationalisierung vor, und in diesem Plan steht geschrieben: Zuschuß für Regensburg — eine Million Reichsmark. Punktum. Was werden sich die Herren Reichstagsabgeordneten wundern, wenn sie wieder einmal, wie

das allvierteljährlich ihre Pflicht ist, den Bericht über die Genossenschafts-Rationalisierung zu prüfen haben, und wenn sie dann diesen Posten entdecken! Oder wird man ihnen vorsichtigerweise den Verteilungsplan gar nicht erst vorlegen? Auch das wäre möglich — denn warum soll man die armen Parlamentarier in Gewissenskonflikte stürzen, und ihnen die Mühe machen, zu untersuchen, ob die Gewährung einer Rationalisierungsbeihilfe an eine Organisation, die sich der Vereinheitlichung widersetzt, nach dem Wortlaut und nach dem Sinn der früher gefaßten Beschlüsse zulässig ist oder nicht.

In der Tat ist das eine kniffliche Frage, und es wird selbst dem kompromißgewandten Klepper diesmal schwer werden, eine Lösung zu finden. Er hat auch schreckliches Pech gehabt: er wollte, durch eine Abänderung der im Reichstage beschlossenen „Richtlinien" für die Verwendung des 25-Millionen-Fonds, dessen Verteilung ganz in die Hand bekommen („unter Zustimmung des Reichsernährungsministers") — aber trotz der parlamentarischen Assistenz von Freund Hermes lief die Sache schief. Der Herr Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft, Papa Dietrich, war an jenem Tage frühzeitig auf dem Posten; voller Zorn darüber, daß man die Verteilung von Reichsgeldern der Preußenkasse übertragen und ihn zum Statisten degradieren wollte, verlangte er ein Mitbestimmungsrecht für die Ausgabe a) der 25 Millionen des Reiches, b) der weitern 25 Millionen, welche die Preußenkasse selbst zur Rationalisierung beisteuert. Und so wurde beschlossen. Ohne Zustimmung des Ministers durfte Klepper dem Regensburger die zugesagte Million jetzt gar nicht zahlen. Vielleicht nimmt aber die Rentenbank-Kreditanstalt, die gleichfalls 25 Millionen zur Rationalisierung der Genossenschaften bereitgestellt hat, noch das Odium auf sich, Heim mit einer Million zu subventionieren — wenn auch die Subvention die Schwester der Korruption ist — um Klepper aus der Patsche zu helfen.

Inzwischen aber tut Heim so, als ob er von jener Million gar nichts wüßte. Regensburg versucht die kürzlich vollzogene Einigung zwischen dem münchner Verband des bösen Konkurrenten Hohenegg und der nürnberger Raiffeisen-Organisation zu sabotieren und die einzelnen Raiffeisen-Vereine ins eigne Lager zu treiben; dabei empfiehlt sich Regensburg (mit anonymen Flugblättern!) im Stile des billigen Jakob — laßt Zahlen sprechen! — als prima Geschäft mit bestens renommierten „schulischen und caritativen Einrichtungen". Am schönsten war es aber auf der letzten Verbandstagung der Regensburger, in Ingolstadt, als Pionier Heim erklärte: bei der Zentralisierung und Unitarisierung im Genossenschaftswesen, die man jetzt ganz offen unter dem „verlogenen Motto der Rationalisierung" ohne jede Klugheit betreibe, „wird das Schicksal aller deutschen Bauern in die Hände derer gelegt, die in der Metropole der Barmats, Kutiskers und Sklareks herrschen."

In Berlin herrschte natürlich große Freude über die netten Worte, die man in Ingolstadt und Regensburg als Danksagung für die „Rationalisierungs"-Million gefunden hat.

Amerikanische Krise — deutsche Wirtschaft

von Gerhard Donath

Die Aufwärtsentwicklung der amerikanischen Wirtschaft hat einen schweren Schlag erhalten, und es ist völlig falsch, zu glauben, daß der Börsenkrach den ersten Anstoß dazu gegeben hat. Schon im Jahre 1928 zeigten sich Krisenzeichen; die Krise wurde zum Teil dadurch hinausgeschoben, daß man außerordentlich hohe Konsumentenkredite gab, das heißt, daß man eine Kaufkraft diskontierte, die erst noch geschaffen werden sollte; ein Verfahren, das nur dann ungefährlich ist, wenn eine starke weitere Aufwärtsentwicklung der gesamten Wirtschaft zu erwarten ist. Das Jahr 1929 schien sie in den ersten Monaten zu bringen, aber dann kam der Abstieg, der Absatz der Automobile ging im Vergleich zu 1928 stark herab, die Lager füllten sich, die Bauausführungen gingen zurück. Der Rückgang der Automobil- und Bauindustrie hatte und hat natürlich entscheidende Folgen für die Schwerindustrie; dazu mußte die Rohöl-Produktion verringert werden — und in diese gespannte Situation brach die Börsenpanik ein, der Börsenkrach, der noch heute nicht beendigt ist. Seine Folgen, soweit sie sich bisher übersehen lassen, sind eine ganz gewaltige Vermögensumschichtung und Expropriierung der Mittelschichten, grade der Schichten, deren diskontierte Konsumtivkraft die Überwindung der kritischen Situation im Jahre 1928 ermöglicht hatte. Der Börsenkrach wirkt sich daher natürlich in einer verschärften Situation aus; das Auseinanderklaffen der Entwicklung der Produktion auf der einen Seite und des Absatzes auf der andern wird durch ihn noch verstärkt. Die amerikanische Krise ist für die ganze Weltwirtschaft von entscheidender Bedeutung. Wie lange ist es denn her — und alle deutschen Professoren verkündeten der lauschenden Mitwelt, daß der amerikanische Kapitalismus durch die Konjunkturinstitute und das Kreditsystem, das sie ermöglichten, den Stein der Weisen gefunden hätte, das heißt das Mittel, die Konjunktur dauernd zu stabilisieren! Die augenblickliche amerikanische Entwicklung straft alle diese Prophezeiungen elend Lügen.

Wie lange ist es denn her, und deutsche Gewerkschaftsführer rühmten die Einsicht „amerikanischer Unternehmer, die wüßten, daß man die Konjunktur durch hohe Löhne stabilisiere!" Aber die amerikanischen Kapitalisten haben im Gegensatz zu den deutschen Gewerkschaftsführern das Rechnen im Kapitalismus nicht verlernt, und die Antwort auf das Herannahen der Krise war nicht die Stabilisierung der Löhne sondern selbstverständlich der Abbau der Löhne.

Die Wirkung der Krise bleibt natürlich nicht auf U.S.A. beschränkt. Seit dem Jahre 1921 ist die Entwicklung der europäischen hochkapitalistischen Länder anders verlaufen als die der Vereinigten Staaten, denn während der Kapitalismus der Vereinigten Staaten seit 1921 eine ständige, nur kurz unterbrochene Aufwärtsentwicklung zeigte, hatte der englische Kapitalismus seit dieser Zeit eine fast chronische Krise mit einer Arbeitslosigkeit, die ständig die Millionengrenze überschritt, hatte der deutsche Kapitalismus im Jahre 1923/24 Krise, 1925 Konjunktur, 1926 Krise, 1927 Konjunktur und seitdem wieder ständig Depressionen. Im deutschen Kapitalismus der Nachkriegszeit dauerte so die Konjunktur nur so viele Monate, wie sie in der Vorkriegszeit Jahre dauerte. Aber die Nachkriegskrise des europäischen Kapitalismus hatte in dieser Epoche nicht sehr weittragende Wirkungen auf den amerikanischen Kapitalismus, zum mindesten nicht sehr sichtbare. Die amerikanische Wirtschaft befand sich in ständiger Aufwärtsentwicklung, wenn auch das Tempo dieser Aufwärtsentwicklung in vielen Punkten, so besonders im Außenhandel, hinter dem Vorkriegstempo zurückblieb.

In diesem Jahrzehnt war somit die Einheitlichkeit der weltwirtschaftlichen Entwicklung unterbrochen. Diese Einheitlichkeit der Weltwirtschaft aber wird durch die amerikanische Krise heute wieder hergestellt; denn es ist klar, daß die Krise, die das stärkste Glied des Weltkapitalismus heute trifft, seine schwächern Glieder mit besonderer Wucht erfassen wird. Es ist weiter klar, daß der deutsche Kapitalismus von dieser Entwicklung besonders schwer betroffen werden wird. Wie wird der amerikanische Kapitalismus auf das Herannahen der Krise antworten? Er antwortet natürlich nicht, wie schon betont, mit einer Stabilisierung der Löhne, denn er produziert ja weiter kapitalistisch, sondern er antwortet auf die Verringerung der binnenländischen Konsumtion mit einer starken Forcierung der Exporte. Es ist bekannt, daß Hoover bereits mit allen in Frage kommenden Instanzen über die Exportforcierung verhandelt hat, und die Folgen werden sich bald zeigen; sie werden für die Exportindustrie der hochkapitalistischen Länder, vor allem für die Englands und Deutschlands, katastrophal sein.

Die Vereinigten Staaten haben heute den größten absoluten Export der Welt; sie haben sogar England stark überflügelt. Da sie aber unter den hochkapitalistischen Staaten das Land mit der größten Bevölkerung sind, da weiterhin die amerikanischen Löhne ein Vielfaches der europäischen betragen, so ist der Anteil ihres Exportes an der Gesamtproduktion im Vergleich zu den andern Welthandelsvölkern nur ein minimaler. Genaue Ziffern über den Anteil der Exporte an der gesamten Produktion gibt es noch nicht, da die Produktionsstatistik noch nicht genügend ausgearbeitet ist, aber die Schätzungen gehen dahin, daß in England zirka ein Drittel der Produktion auf den Außenhandel entfällt, in Deutschland fünfzehn bis zwanzig Prozent, in den Vereinigten Staaten dagegen nur acht Prozent.

Eine Exportsteigerung in England um drei Prozent betrifft bereits ein Prozent der Produktion. Eine Exportsteigerung der Vereinigten Staaten um drei Prozent betrifft aber nur ein Viertel Prozent der Produktion: um zwölf Prozent müßte sich der amerikanische Export erhöhen, wenn der Rückgang der binnenländischen Konsumtion, der nur um ein Prozent der gesamten Produktion betrifft, ausgeglichen werden sollte.

Wir können uns aus diesen Zahlen bereits ein Bild machen, welche Folgen eine amerikanische Exportforcierung für England und Deutschland haben wird. Die Vereinigten Staaten sind im letzten Jahrzehnt zu dem Gläubigerland der Welt geworden. Die Vereinigten Staaten haben in den letzten Jahren zirka zwei Milliarden jährlich in Europa investiert, und ein großer Teil dieser Summe ist von ihnen in Deutschland angelegt worden. Neben diesen großen, langfristigen Anleihen sind Milliardenbeträge kurzfristig zur Verfügung gestellt worden. Damit ist in der Geschichte des Kapitalexportes eine Erscheinung zur Tatsache geworden, die man in der Vorkriegszeit nicht kannte. Damals ging kein großer Kapitalexport von einem hochkapitalistischen Staat in einen andern. Er verband nicht die Länder, die kapitalistisch auf gleicher Basis standen, sondern war eine Waffe im Konkurrenzkampf der aktiv imperialistischen Länder.

Wenn kapitalistische Staaten im größern Umfange Kapital in andern kapitalistischen Staaten anlegten, dann in solchen, in denen die kapitalistische Entwicklung noch rückständig war, die noch einen umfangreichen nichtkapitalistischen Raum im Inlande zur Verfügung hatten, die also noch auf einer solchen Stufe standen, daß ihre Konkurrenz auf dem Weltmarkt nicht gefährlich war. Dies galt zum Beispiel vor dem Kriege für Rußland, die Vereinigten Staaten, Oesterreich-Ungarn. In diese Länder floß daher ein großer Teil des Kapitalexports.

Es ist kein Zufall, daß die Kapitalverflechtung innerhalb der aktiv imperialistischen Staaten so gering war, denn keine kapitalistische Volkswirtschaft hatte ein Interesse daran, mit eignem Kapital ein Land zu stärken, dessen Konkurrenz die Absatzmöglichkeiten der eignen Industrie verringern konnte.

Das ist in der Nachkriegszeit anders geworden, denn ein erheblicher Bruchteil des amerikanischen Kapitalexports ging eben nach Deutschland, und zwar in einer Epoche, in der die Vereinigten Staaten eine scheinbar nie erschütterbare Dauerkonjunktur hatten, in der auf der andern Seite der deutsche Export am weitesten vom Friedensniveau entfernt war. Der deutsche Außenhandel hat sich nun grade in den letzten Jahren ganz außerordentlich vergrößert, und wichtige Teile der amerikanischen Industrie sind bereits in den letzten zwei Jahren Sturm gelaufen gegen die großen amerikanischen Kredite an Deutschland. Die amerikanischen Industriellen argumentierten, daß die deutsche Industrie auf Basis amerikanischer Kredite ihnen in Südamerika Märkte weggenommen hätte, da sie langfristige Zahlungserleichterungen gewährt hätte, und die amerikanische Industrie demgegenüber kein Äquivalent hätte bieten können. Die Argumente der amerikanischen Industrie haben aber bis Ende 1928 keine Sympathie bei den amerikanischen Banken gefunden. Diese nahmen die erhöhte Verzinsung in Deutschland gern mit und erklärten ihrer Industrie, daß sie ja trotzdem noch gute Geschäfte machte, die Konjunktur dauere ja an und der amerikanische Außenhandel stiege.

Die amerikanische Konjunktur ist erschüttert, und es ist sehr bezeichnend, daß nicht eben erst seit dem Börsenkrach, sondern bereits seit dem zweiten Vierteljahr 1929 die Kredite an Deutschland fast völlig eingestellt worden sind; weiter, daß sich in der Struktur des amerikanischen Kapitalexportes gegenüber Deutschland Veränderungen herausgebildet haben; die amerikanischen Kapitalisten wollen sich nicht mehr mit Zinsen begnügen, die sie durch Anleiheoperation erhalten, sie wollen, wie in Südamerika, am industriellen Profit beteiligt sein. Daher hat man Opel übernommen, daher hat man Aktienpakete der AEG. gekauft, daher werden weitere größere Verhandlungen in dieser Richtung geführt. Aber auch wenn ein stärkerer industrieller Kapitalexport von U.S.A. nach Deutschland einsetzen wird, so wird dieser sicherlich hinter den Summen zurückbleiben, die in den letzten Jahren von Amerika nach Deutschland geströmt sind. Was wird die Folge sein? Der amerikanische Kapitalismus wird den Export forcieren, das wird sich in einer Krise der englischen Exportindustrie auswirken; noch stärker aber in einer Krise des deutschen Kapitalismus, denn während der reiche englische Kapitalismus noch jährlich zirka drei Milliarden im Auslande anlegen kann, und so seinen Kapitalexport als Schrittmacher für seine Exportindustrie verwerten kann, ist der deutsche Kapitalismus nicht einmal imstande, sei eignes Rationalisierungsprogramm zu bezahlen. Es ist ja bekannt, daß die Zahlungen für den Dawesplan nicht durch Überschüsse geleistet wurden, sondern daß man sich das Doppelte dessen borgte, was man zahlte. Die Forcierung der amerikanischen Exporte trifft also den deutschen Kapitalismus in einer Zeit, wo ihm gleichzeitig der Import ausländischen Kapitals aufs äußerste erschwert wird. So wird die deutsche Exportindustrie doppelt getroffen werden, und es ist daher nur selbstverständlich, daß der deutsche Kapitalismus sich aufs äußerste zur Wehr setzen wird, um den Angriff auf den Weltmärkten auszuhalten, um noch zu retten, was zu retten ist. Wir kommen damit zu folgender paradoxalen Situation: Der Youngplan brachte dem deutschen Kapital eine Erleichterung der jährlichen Zahlungen gegenüber dem Dawesplan. Aber die Realisierung des Youngplanes fällt in eine welthistorische Lage, in der

die Zahlungen nicht, wie beim Dawesplan, zu hundert, ja zu mehr als hundert Prozent auf Pump erfolgen können, sondern ein Teil wird durch wirkliche Exportüberschüsse gezahlt werden müssen. Die Younglasten werden daher wirkliche Lasten sein, und es ist selbstverständlich, daß die deutsche Bourgeoisie alles tun wird, um sie abzuwälzen. Dem deutschen Kapitalismus stand in den letzten Jahren eine eigne Akkumulation von etwa acht bis neun Milliarden zur Verfügung, dazu jährlich drei Milliarden lang- und kurzfristiger Kapitalimport. Wenn diese wegfallen, so wird der deutsche Kapitalismus natürlich bestrebt sein, die eignen akkumulierten Mehrwertmassen nach Möglichkeit zu erhöhen. Die Mittel sind klar und eindeutig: Abbau der Sozialpolitik, Abbau der Löhne, Zollpolitik und last not least Finanzreform. Der Abbau der Sozialpolitik, vornehmlich der Arbeitslosenversicherung, hat bereits begonnen, er soll im Winter fortgesetzt werden. Der Abbau der Löhne hat insoweit begonnen, als 1929 bei außerordentlich starker Steigerung der Intensität der Arbeit keine Erhöhung der tariflichen Stundenlöhne erfolgt ist, was in Wirklichkeit eine Verschlechterung der Lohnsätze bedeutet. Die ungeheure Steigerung der Arbeitslosigkeit wirkt natürlich weiter in der Richtung, den Angriff auf die Löhne zu ermöglichen. Über die Zollpolitik hat Morus an dieser Stelle schon alles gesagt; und bei der Finanzreform ist gleichfalls festzustellen, daß sich hier eine Einheitsfront von den Deutschnationalen bis zu den Demokraten herausgebildet hat, ja, daß führende demokratische Blätter, wenn sie von amerikanischer Exportforcierung sprechen, in der Finanzreform eine Reserve des deutschen Kapitalismus sehen.

Wie bei dem Abbau der Arbeitslosenversicherung, wie beim Abbau der Löhne, wie bei der Zollpolitik, so ist es auch bei der Finanzreform für die deutsche Bourgeoisie eine außerordentliche Erleichterung, daß die Sozialdemokraten in der Regierung sitzen. Man wird ihnen erlauben, bei gewissen Steuern dagegen zu stimmen, wenn sie nur in der Koalition bleiben, wenn, mit andern Worten, die staats- (das heißt kapitalismus-) bejahenden Kräfte in der Sozialdemokratischen Partei mit den Kapitalisten das eine gemeinsam haben, daß Kapitalbildung im größern Umfange — marxistisch heißt das Steigerung des akkumulierten Mehrwertes — in der heutigen Phase das wichtigste Problem des deutschen Kapitalismus ist. Das kommende Jahr wird so in der gesamten Welt unter dem Zeichen der amerikanischen Krise stehn. Der deutsche Kapitalismus wird am stärksten davon betroffen werden, die Klassengegensätze werden sich verschärfen, ein Generalangriff der Unternehmerschaft auf den Lebensstandard der arbeitenden Klasse wird einsetzen.

Die amerikanische Krise hat wieder die Einheit der Weltwirtschaft hergestellt — nämlich die Einheit der Krise — die Einheit darin, daß sich überall mehr oder minder die absoluten Verelendungstendenzen des Kapitalismus durchsetzen.

Die Ausbrecher von Buch von Erich Mühsam

Berlin hat wieder eine große Sensation hinter sich. Aus der Irrenanstalt Buch wurden mit Hilfe von außen zwei Zuchthäusler befreit. Tagelang verkündete die Polizei der aufhorchenden Welt, was für umfangreiche Maßnahmen sie ergriffen habe, um der Flüchtlinge habhaft zu werden, bei denen er sich um höchst gefährliche Schwerverbrecher handle. Die beiden Sträflinge, Garde und Liesegang, hätten je fünfzehn Jahre Zuchthaus zu verbüßen und der Befreier, Heinrich Wichert, sei ebenfalls ein vielfach vorbestrafter Zuchthäusler, der erst vor kurzem unter Strafunterbrechung aus einer An-

stalt entlassen sei. Gewaltige Streifen seien über die der Polizei wohlbekannten Stadtviertel von Berlin organisiert worden, wo sich die Verbrecher zweifellos aufhielten; auch gewisse Vororts-Laubenkolonien seien umstellt.

Während die Kriminalprimadonnen vom Alexanderplatz uns also über ihre volksretterische Tätigkeit auf dem Laufenden hielten, kam die Nachricht, daß drei maskierte Männer einen Überfall auf die Kasse eines Schlosses im Westfälischen unternommen hätten; sie seien von Forstbeamten und Landjägern gestellt und nach einem langen Feuergefecht überwältigt worden. Einer der Einbrecher sei dabei getötet, ein zweiter schwer verwundet worden. Tags darauf wurde mitgeteilt, daß in den Schloßräubern bei Iserlohn die Ausbrecher von Buch festgestellt seien; der Tote sei der Befreier der beiden andern, Wichert, der Verwundete sei Garde.

Vielleicht interessiert es, so wüste Gesellen, mit denen die Bevölkerung Berlins mehrere Tage lang von Amts wegen in gruselnder Spannung gehalten werden konnte, etwas mehr in der Nähe zu sehen.

Im Juni dieses Jahres erhielt ich folgenden Brief:

Berlin O, den 15. 6. 1929.

Werter Genosse!

Ich bitte Dich im Namen der Menschlichkeit, dem in der Irrenanstalt befindlichen Georg Garde zu helfen. Garde ist wegen Waffendiebstahls in der Zeit der Mitteldeutschen Aufstände mit schweren Strafen bedacht worden und ist dann ausgerissen und hat sich Strafjahre wegen Diebstahls und so weiter zugeholt. Die Auflehnungen des Garde während seiner Strafhaft führten dann dazu, daß Garde in Irrenanstalten überführt wurde. Ich selbst kenne Garde und bin der festen Ansicht, daß er nicht geisteskrank ist. Ich habe Monate hindurch mit ihm in Sonnenburg und zuletzt im Zellengefängnis Lehrter Straße 3 zusammen gelegen. Ich bin am 12. 6. 1929 wegen Haftunfähigkeit von Lehrter Straße 3 entlassen worden und habe Garde dann um 2 Uhr des gleichen Tages besucht. G. machte einen sehr elenden Eindruck und erzählte mir, daß er schon Wochen hindurch in einer der furchtbaren Tobzellen, die ich von der Lehrter Straße her kenne, gehalten werde und von allen andern Leuten abgesondert gehalten werde. Alle sogenannten „Vergünstigungen" sind ihm entzogen worden; er darf nicht rauchen, er darf Wochen hindurch nicht in die freie Luft und muß in der Tobzelle auf einem Haufen schmutzigen Dreck liegen. Diese menschenunwürdige Behandlung ganz abzustellen, war ich nicht in der Lage. Ich sprach den Oberarzt Doktor H. . ., von dem die Rede geht, daß er, bevor er die Irrenanstalt betritt, sein Herz vor dem Tor aufbewahre und ohne menschliches Mitgefühl die Anstalt betrete. Ich selbst hatte Gelegenheit festzustellen, daß diese Behauptung zu Recht besteht. Der Arzt hat absolut keine stichhaltigen Gründe für seine Maßnahmen. Er gab ja mir gegenüber auch zu, daß er hauptsächlich auf Vermutungen (betr. Flucht) und auf die Denunziation eines andern Patienten hin, nicht zuletzt aber mit Rücksicht darauf, daß Garde schon entwichen sei, zu seinen Maßnahmen gekommen sei. — Werter Genosse! Ich brauche Dir nicht die Handhabung des „humanen" Strafvollzugs zu schildern, aber glaube mir, es ist noch furchtbarer als man denkt . . . Noch schlimmer aber ist es in diesen Irrenanstalten. Ich bitte Dich, den Garde zu besuchen, er liegt Haus 8 (Herzberge also!) und zuzusehen, was für ihn getan werden kann. Er möchte fort von Herzberge nach Buch. — Ich gebe Dir nun über meine Person einigen

Anhalt, ergänzen kannst Du meine Angaben, wenn Du mit H. R.... in Verbindung trittst: Heinrich Wichert, wegen verschiedener Straftaten zu insgesamt 17 Jahren Zuchthaus und Gefängnis verurteilt, 9 Jahre „verbüßt", wegen Haftunfähigkeit aus der Strafhaft entlassen. Wohnung: ... Ich bitte Dich, bald etwas zu tun, wenigstens sobald es sich machen läßt ...

Mit anarchistischem Gruß

Heinrich Wichert.

Einige Tage nach Empfang dieses Briefes besprach ich die Angelegenheit mit Wichert persönlich. Ich lernte einen großgewachsenen, sehr kräftigen Mann kennen, der ganz durchzittert war von dem einzigen Wunsch, seinem Freunde zu helfen, für Garde zu erreichen, was ihm selber nach jahrelangem Kampf und nach unvorstellbaren Leiden gelungen war: die Anerkennung der Haftunfähigkeit. Ich sah, daß hier eine jener leidenschaftlichen Freundschaften am Werke war, wie sie nur die Schicksalsgemeinschaft im Menschenkäfig schafft. Wichert hatte das Gefängnis verlassen mit dem Schwur, seinem Freunde, Leidensgefährten und Gesinnungsgenossen Garde jede freie Stunde zu widmen, bis auch er die Kerkerwände im Rücken habe. Wenn es in der Welt Freundestreue gibt, dieser Heinrich Wichert hat sie bewährt!

Im Juli wurde Garde von Herzberge nach Berlin gebracht, und ich besuchte ihn in der Irrenabteilung des Zellengefängnisses in der Lehrter Straße, nachdem ich vorher schon mit einem jüngern Gefängnis-Hilfsbeamten, der der modernen Richtung in der Handhabung des Strafvollzugs anhängt und sich besonders für Wicherts von höchsten Idealen bewegten und dabei rabiat entschlossenen Charakter interessiert zeigte, über beide Freunde gesprochen hatte. Die Unterredung mit Garde fand im Beisein des behandelnden Arztes statt, und ich entnehme meinen Notizen darüber folgendes: Gardes Pflegeeltern sind beide im Zusammenhange mit den revolutionären Abwehrmaßnahmen gegen den Kapp-Putsch ums Leben gekommen. Garde trat zu jener Zeit von der KPD. zur KAPD. über. 1921 beteiligte er sich an revolutionären Expropriationen und wurde zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt. Er konnte flüchten und stand 1925 wieder vor Gericht und erhielt nun wegen Diebstahls, Urkundenfälschung und Meuterei weitere acht Jahre; die Gesamtstrafzeit wurde auf zwölf Jahre zusammengezogen. In beiden Fällen spielten Waffendiebstähle eine besondere Rolle, und zwar wird im Urteil von 1925 ausdrücklich betont, Garde habe die Waffen für Umsturzzwecke an sich gebracht, und Garde selbst hat bekannt, daß sie für den revolutionären Freiheitskampf bestimmt waren. Erschwerend wirkte bei der Verurteilung der Umstand, daß man nach seiner Verhaftung Mitgliedslisten der völkischen „Feme"-Gruppe West in seinem Besitz fand, was den Untersuchungsrichter zu der Behauptung veranlaßte, Garde habe im Dienste der Kommunistischen Partei im Jungdeutschen Orden Spionage getrieben. Diese politischen Zusammenhänge sind ziemlich undurchsichtig, nur steht soviel fraglos fest, daß alle Eigentumsvergehen Gardes in mehr oder minder deutlicher Verquickung mit politischen Zielsetzungen verübt worden sind. Es handelte sich hier wie

in zahllosen andern Fällen um einen Mann, der zunächst als Rebell gegen die bestehende Gesellschaftsordnung straffällig wurde und den dann Illegalität und ständige Gefahr zwang, die gemeine Not des Lebens durch Einbrüche und räuberische Unternehmungen zu befriedigen.

Soweit die kriminelle Seite seiner Sache. Nun kam die Amnestie von 1928 und mit ihr die Hoffnung Gardes wie die tausender andrer Gefangener, der politische Anteil in seinen Straftaten werde berücksichtigt werden und mindestens ein wesentlicher Teil der Strafzeit als getilgt betrachtet werden. Die Enttäuschung steigerte die ohnehin oft schon vorher zur Erscheinung gekommene Haftpsychose zu allerschwersten Formen, und so setzte denn der fürchterliche Kreislauf ein, den unzählige krankhaft nervöse Gefangene genau kennen: Nervenausbrüche im Zuchthaus; Bestrafung mit den qualvollen Mitteln der Anstaltsdisziplin, Arrest bei Hunger und Dunkelheit, der sehr häufig mit zeugenlosen, daher nie verfolgten Mißhandlungen verbunden ist. Endlich infolge der hierdurch verschlimmerten Psychose Überweisung nach Berlin zur Beobachtung des Geisteszustands. In der Irrenabteilung des Gefängnisses sind alle Voraussetzungen der Haftpsychose weiter gegeben, infolgedessen verschärfen sich ihre Äußerungen noch; darauf verfügt der Arzt die Überführung in eine Heilanstalt, wo eine, wenn auch nicht angenehmere, so doch im Wesen veränderte Behandlung des Gefangenen beginnt. Durch sie verschwinden in der Regel die bisherigen krankhaften Nervenzustände, und nun wird der Patient als wieder haftfähig an seine Strafanstalt zurückgeliefert, wo der Kreislauf von neuem beginnt. Für ihn bedeutet die Irrenhauszeit, da sie nicht auf die Strafzeit angerechnet wird, nichts weiter als Verlängerung der Einkerkerung. Garde war schon im Kriege verschüttet gewesen, hatte schon als Soldat die Folgen davon im Irrenhause zu kosten bekommen. Als ich ihn in der Lehrter Straße besuchte, war seine ganze Sorge die, man könne ihn, nachdem man ihn glücklich von Herzberge zurückgebracht hatte, neuerdings einer derartigen Anstalt überweisen.

Er kam also wider sein Verlangen nach Buch, und jetzt setzte die Arbeit seines Freundes Wichert mit verdoppelter Energie ein. Was Wichert selber betraf, so sprach er eigentlich nie von sich und seinem Schicksal. Die Angaben, die er mir in dem oben wiedergegebenen Schreiben machte, haben sich als richtig erwiesen, darüber hinaus aber konnte ich feststellen, daß er seine Zuchthausstrafe zunächst ebenfalls seiner revolutionären Gesinnung verdankte. Er war schon 1919 wegen eines Totschlags zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt worden, den er im Zusammenhang mit den Spartakuskämpfen in Westpreußen bei Graudenz begangen haben sollte. Auch er konnte fliehen, auch er mußte auf der Flucht den Hunger mit verbotenen Mitteln zu stillen suchen. Er wurde wieder ergriffen, erhielt noch zwölf Jahre dazu und seine Gesamtstrafe wurde auf siebzehn Jahre bemessen. Wichert litt wie Garde furchtbar an Haftpsychose, machte als Nervenkranker in Haft das ganze Martyrium durch, das dem gefangenen Psychopathen

auferlegt ist und wurde endlich, nach neun Jahren, unter Anerkennung seiner Haftunfähigkeit unter der Bedingung freigelassen, Arbeit nachzuweisen und sich einwandfrei zu verhalten, widrigenfalls seine Einziehung in eine Heilanstalt erfolgen werde.

Garde, nach seinem eignen und seines Freundes Urteil zu Unrecht von der Amnestie übergangen, übernervös zwar, aber offenbar nicht geisteskrank, saß also in der Strafabteilung des Irrenhauses in der Lage, die Wichert als die schlimmste betrachtete, die einem Gefangenen überhaupt droht und die überdies stündlich beängstigend über seinem eignen Schicksal hing. So reifte der Entschluß in ihm, den Freund, koste es was es wolle, zu befreien. „Nur nicht wieder hinein!" das hat Wichert zu mir gesagt, das hat er zu allen gesagt, mit denen er gesprochen hat. Er war ohne Zweifel entschlossen zu sterben, wenn das Unternehmen mißlänge.

Das Unternehmen gelang. Freundestreue besiegte die unermeßlichen Gefahren und Schwierigkeiten der Befreiung Gardes, und Gutmütigkeit beider Freunde ließ noch einen andern im Irrenhaus gefangenen Sträfling, Walter Liesegang, am Glück mit teilnehmen. Für alles war vorgesorgt, nur nicht für Geld. Offenbar sollte ein Husarenstreich in dem westfälischen Schloß die Mittel schaffen. Der Ertrag des Überfalls war aber gering und das Entkommen aus dem Bezirk der Tat mißlang. Von Dutzenden Verfolgern umstellt, fiel Wichert im Feuerkampf; Garde liegt verwundet in einem Gefängnisspital, Liesegang wird wohl nach Buch zurückgebracht sein.

Die Presse und das Spießerpublikum ereiferten sich in Entrüstung über die Schwerverbrecher; die Polizei machte, wie immer, für ihre Tüchtigkeit Reklame, weil sie in Berlin SO und in Mahlsdorf gesucht hatte, während die Gesuchten sich in Westfalen befanden. Eine naheliegende Frage aber hat man sich, scheints, nirgends vorgelegt. Nämlich: Wie kommt es eigentlich, daß man in Irrenhäusern eigne Strafabteilungen unterhält? In die Irrenanstalt kommen doch nur solche Gefangene, die von den Ärzten als geisteskrank anerkannt sind. Geisteskranke sind also haftfähig? O ja, nämlich, wenn sie Proletarier sind. Hat ein Bankdirektor nicht eine Kasse, die es schließlich erträgt, um ein paar Lappen erleichtert, sondern Hunderte von Sparern um ihre sorgenfreie Zukunft bestohlen, so braucht er nur schon in der Untersuchungshaft über Kopfschmerzen zu jammern, und ihr könnt hundert gegen eins wetten, daß man ihn haftunfähig erklären wird; schlimmstenfalls wird er von dem Ergaunerten ja noch soviel beiseite geräumt haben, daß er eine Kaution stellen kann, was ein Proletarier nie kann. Ja, aber diese Räuber von Buch haben doch sogar auf ihre Verfolger geschossen! Stimmt, nur haben sie — drei Mann — von ihren Gegnern niemanden getroffen, und das waren mindestens dreißig Mann. Woraus zu schließen, daß sie nicht töten, sondern nur erschrecken und sich den Rückweg öffnen lassen wollten. Die andern aber haben getroffen und werden nicht wegen Totschlags unter Anklage kommen, wie Wichert in vielleicht ganz ähnlicher Situation 1919.

„Des Kaisers Kulis“ von Lothar Persius

Karl Hugo Sclutius schrieb hier am 2. April 1929, „Im Westen nichts Neues“ sei kein Antikriegsbuch. Das stimmt, auch wenn Herr Vaugoin den österreichischen Soldaten das Lesen des Buches verboten hat und die Verwaltung der „Corporation Free Library“ es aus der größten englischen Bibliothek Jerusalems entfernen ließ. Arnold Zweig unterstrich dann die von Sclutius geäußerten Bedenken. Beide werden ihre Freude erleben, und mit ihnen viele andre, wenn sie das Buch „Des Kaisers Kulis“ lesen, dessen 398 Seiten Theodor Plivier schrieb und das vom Malikverlag herausgebracht wird. Es ist der Roman der deutschen Kriegsflotte, der erste, denn Ringelnatz spricht ja in seinem „Als Mariner im Krieg“ zumeist nur von Erlebnissen auf dem Lande, und wenn er sich über seemännische Dinge verbreitet, so klingts bisweilen etwas laienhaft. Dahingegen erkennt der Fachmann aus Pliviers Schreibform, daß hier ein Seebefahrener redet, der sich den Wind auf allen Meeren um die Nase wehen ließ. Köstlich, wie plastisch er der alten Seeratte wohlbekannte exotische Bilder vors Auge zu stellen versteht, herrlich, wenn er mit Ausdrücken jongliert, die dem old seaman so heimisch ans Ohr schlagen. Plivier läuft kein einziger seemännischer Schnitzer unter. Ich betone das vornweg und will damit meine persönliche Haltung kennzeichnen. Aber auch abgesehen von dieser doch immerhin nur nebensächlichen Beeinflussung bekenne ich, auch wieder unter dem Eingeständnis meiner subjektiven Empfänglichkeit, daß ich „Des Kaisers Kulis“ als den Kriegsroman betrachte, der uns bisher gefehlt hat, der von Wahrheitsfanatismus durchtränkt ist, in dem „die Vernunft“ aus jeder Zeile spricht und in dem dennoch die Romantik zu ihrem Recht kommt.

Der Titel spiegelt wundervoll den Inhalt wieder. Im Konversationslexikon heißts unter „Kuli“: „indisch Cooli —, die aus China nach dem Ausland verfrachteten Ärmsten der Armen, die eine entwürdigende Behandlung erfahren“. In Wilhelms Flotte wurden von jeher die „gemeinen“ Matrosen und Heizer „Kulis“ genannt. Nebenbei: Wie es jetzt wohl bei der „republikanischen“ Marine sein mag? Plivier hat wohlgetan, als er seine Anklageschrift „Kulis“ betitelte, ebenso, daß er auf die zweite Seite des Buchs setzte: „In memoriam Alwin Köbis, Heizer auf „S.M.S. Prinzregent Luitpold“ und Max Reichpietsch, Obermatrose auf „S.M.S. Friedrich der Große“. Am 25. August 1917 vom Marinekriegsgericht Wilhelmshaven zum Tode verurteilt. Am 5. September auf dem Schießplatz Wahn im Königlichen Gouvernement Köln von einer Rotte Landsturmmänner erschossen.“

Was schreibt Plivier? Mit fünfzehn Jahren ging er zur See, trieb sich auf den Weltmeeren herum, lernte das Bordleben auf Schiffen unter allen möglichen Flaggen kennen und — — verfluchen. Das ist das Gute, trotz Romantik im Superlativ, immer trägt Plivier die „savee box“, den Verstandskasten hoch: das verfluchteste Handwerk auf Erden ist das des Kriegsschiffsseemanns. (Ich erlaube mir diesen bescheidenen Einwand: ausgenommen das des Seeoffiziers, falls er Glück hat!) Bei Kriegsausbruch wird Plivier, den ein widerwärtiger Zufall gerade im Juli 1914 nach Hamburg verschlagen hat, in die Kaiserliche Marine nach Wilhelmshaven beordert. Die Her-

ren von der Einstellungskommission ahnten nicht, welches Leid sie damit den Seeoffizieren und welche Freude sie den Kulis und jedem menschlich Fühlenden bereitet hatten. Nach kurzem militärischem Drill in der Kaserne jagt ein Kommando das andere. In alle Phasen der Kämpfe auf den Meeren wird hineingeleuchtet. Kritisch, von verblüffend hoher fachmännischer Warte, werden das unzulängliche Schiffsmaterial, die häufig versagende Leitung der Flotte, die völlige Desorganisation und die mangelnde Disziplin behandelt. Fesselnd bis zum Atemstocken erzählt Plivier von der 444 Tage währenden Fahrt von S.M.S. Kaperschiff „Wolf" bis in die südlichen Meere, an der er teilnahm, von den beinahe unwahrscheinlichen Entbehrungen, von der hahnebüchenen Behandlung der Kulis, von der Grausamkeit gegenüber den gefangengenommenen Bemannungen der gekaperten Dampfer, von dem Theater in Kiel bei der Ankunft des „Wolf", verbrämt durch gigantische Lügen der Marineleitung über das Ergebnis der Kapereien, durch die „das Volk" zum Durchhalten angespornt werden sollte.

Ständig eingestreut finden sich die Fragen: „Warum das alles?" — „Für wen soll ich meine Haut zu Markt tragen?" — „Wozu soll ich nun wieder zwischen die Minenfelder gehen, aus denen ich doch nur mit zehn Prozent Chance lebendig herauskomme?" „Aber was, wenn der Krieg alle ist? Wenn Deutschland gewonnen hat? Mein Seesack ist nicht größer geworden! Mehr Heuer kriege ich auch nicht. Ich suche wieder ein Schiff und fahre, alles ist wie vorher! Schwindel, sage ich dir." Auf zart Besaitete nimmt Plivier keine Rücksicht. „Das vor dem Schiff liegende Werftpissoir ist den ganzen Tag über in Betrieb. Mit der anschließenden Latrine ist Platz für fünfzig Mann. Aber die Zeiten, in denen man hier gemütlich sitzen konnte, sind vorbei. Man hat die Brillen umgebaut und sie in einem ansteigenden Winkel von 45 Grad aufmontiert. Niemand sitzt länger als er muß. Die Beine tun weh, und bei der geringsten Bewegung stößt der harte Rand hinten ins Kreuz. „Diese schiefen Brillen, wer hat die wohl ausgeknobelt? Irgend ein wild gewordener Admiral. Wir haben ja ein ganzes Schock von dieser Serie rumrennen! Scheißhausbrillen konstruieren sie, aber die Lafettierung der Turmgeschütze? Nach der Doggerbankschlacht haben sie daran rumgepfuscht. Nur einen Kilometer haben sie gewonnen."

Von mitreißender Gestaltungskraft ist die Schilderung der Tragödie vor dem Skagerrak. Hier wird dem Leser mit Keulenschlägen die ganze Sinnlosigkeit dieser grausigen Schlächterei eingehämmert. Um Avancementsfragen, um die Befriedigung irrsinniger Ambitionen von Admiralen gings. Für sie wurden viele Tausende braver Seeleute geopfert und ungezählte Millionen an Materialwert. Den Höhepunkt dramatischer Wucht erreicht Plivier im Schlußkapitel, das dem blöden Unternehmen, „die Hochseeflotte in Ehren untergehen zu lassen", sowie der Erhebung der Kulis gewidmet ist. Eines der tragischsten Geschehnisse unserer Flotte fand hier wahrheitsgetreue und zugleich künstlerische Darstellung. „Fünftausend Seeoffiziere, auf die Flagge vereidigt! Bei rauschenden Festen mit gefüllten Sektgläsern in den Händen haben sie unzählige Male wiederholt, für Flagge und Kaiser das Leben einsetzen zu wollen. Fünftausend Admirale, Kapitäne, Offiziere! Nur drei verteidigten ihre Fahne."

Das Gegenteil von Clique von Rudolf Arnheim

Wer unbestechlich ist, pflegt davon kein Aufhebens zu machen. Wer es aber nur beinahe ist, trägt gern die Toga des Aristides mit krampfhafter Raffung, weist gern in Parenthese auf die Uneigennützigkeit seines Handelns hin, legt gern den Finger in andrer Leute Wunden. Statt der schönen Unbefangenheit, mit der sich ein sauberer Mensch, wenn es ihm nützlich erscheint, in Situationen begibt, die einen Schmutzfinken zu Unanständigkeiten verlocken würden, eine puritanische, verdächtige Ängstlichkeit. Man haut die Hand ab, aus Angst, sie könnte Geld nehmen, und denkt nicht daran, was für ein nützliches, vielseitiges Organ so eine Hand ist. Ich plädiere dafür, daß die anständigen Leute sich nicht von den unanständigen tyrannisieren lassen sollen, sich nicht verleiten lassen sollen, „auch den bösen Schein" zu meiden.

Wie oft das Urteil der Männer, deren private Meinung zur öffentlichen ernannt ist, durch Persönliches getrübt wird, wissen wir. Peter Panter hat neulich in seinem Theateraufsatz den fröhlichen bargeldlosen Verkehr zwischen Autor und Rezensent geschildert, das Spiel gesellschaftlicher Verpflichtungen, die sanften Ketten, die bei Tanz und Tee geflochten werden... der Leser, der das Gedruckte liest, steht arglos draußen, und drinnen waltet die züchtige Hausfrau und rührt ohne Ende die fleißigen Hände. Gewiß, aber das ist nur die eine Seite der Sache.

Ein Theaterkritiker schreibt über eine Schauspielerin lobende Worte, und die Auguren lächeln: man hat die Beiden neulich zusammen ausgehen sehen. Ein Filmkritiker schreibt zugleich Filmmanuskripte... empörte Proteste im Romanischen Café. Herr A. lobt den Roman von Herrn B., Herr B. das Theaterstück von Herrn A. Aha! Es ist in Journalistenkreisen so weit gekommen, daß man sich — jedermann nimmt ja sich selbst zum Maß aller Dinge! — kaum noch vorstellen kann, irgendeine öffentliche, lobende oder tadelnde Äußerung, irgendein Arrangement könnte sachliche Gründe haben. Der Musikkritiker der Abendpost reißt die Oper des Komponisten X. herunter... was hat er denn gegen ihn? Die Weltbühne bringt einen Artikel von Herrn Krause — nanu, weshalb? Sie werden verzeihen: — Weil der Artikel gut ist.

Der Kritiker ist der Bevollmächtigte des Lesers. Aber er soll mehr sein als ein Durchschnittszuschauer mit gesundem Menschenverstand und Gefühl für die Sache. Er soll belehren und einordnen, er soll informierter sein als sein Leserpublikum, er soll die Materie besser beherrschen. Dies geschieht am zweckmäßigsten, indem er in den Betrieb hineinschaut, den er rezensieren soll. Man kann sich kaum eine bessere Vorbildung für einen Theaterkritiker denken, als wenn er selbst Stücke zu schreiben oder zu inszenieren versteht und dies zuweilen tut. Aber die hysterische Angst vor der Unehrlichkeit und noch mehr die Angst vor dem Verdacht der Unehrlichkeit verhindert in fast hundert Prozent der Fälle diese wünschenswerte Ausbildung und Wechselwirkung. Sobald einer anfängt,

Stücke zu schreiben, darf er nicht mehr rezensieren. Obwohl man doch aus dem kleinsten praktischen Versuch, selbst einmal einen Akt zu schreiben oder eine Probe zu leiten, zehnmal soviel Verständnis für das Theater beziehen kann als aus langjährigem Studium in Universitäten und Bibliotheken!

Es gibt nichts Belehrenderes, als wenn sich Kritiker und Kritisierte an einen Tisch setzen und einander die Meinung sagen. Es gibt nichts für die Allgemeinheit Förderlicheres, als wenn diejenigen, die eines Geistes sind, nicht nur die Produkte ihrer öffentlichen Wirksamkeit durch die Post austauschen sondern einander kennen, fördern, verstehen und unterstützen. Es kann sein, daß ein Kunstschriftsteller nur deshalb Gutes über einen Maler publiziert, weil er mit ihm Bett und Sofa teilt, aber diese Möglichkeit sollte einen Unbescholtenen nicht abhalten, Kontakt mit denjenigen zu suchen, die zu verstehen seine Pflicht gegenüber der Allgemeinheit ist. Denn auf die anständigen Leute kommt es an und nicht auf die kleinen Schieber. Und es darf nicht geschehen, daß durch Schutzmaßnahmen, die den unsichern Kantonisten gegenüber sehr geboten sind, den ehrlich Bestrebten wichtige Hilfsmittel für ihre wichtige Arbeit versperrt werden.

Niemand bestreitet, daß ein Abstand zwischen dem Kritiker und seinem Objekt bestehen muß. Wer einen Film von der ersten Regiebesprechung und dem Kostenanschlag an hat werden sehen, den Proben beigewohnt hat, der wird sich nachher bei der Uraufführung kaum einen objektiven Eindruck verschaffen können. Aber es ist in der Praxis nicht schwer, da Auswege zu finden.

Früher fühlte sich der Kritiker als Schriftsteller, heute will er vor allem Mithelfer am Werk sein. Wie denn überhaupt bei den guten Tagesschriftstellern das l'art pour l'art-Arbeiten aus dem Gebrauch zu kommen beginnt. Man kann hier vielleicht einen Generationsunterschied konstatieren. Man polemisiert heute nicht mehr aus Lust am Polemisieren. Das Vergnügen an strahlenden Kaskaden des Hasses, ausgegossen über würdige oder unwürdige Angriffsobjekte, läßt nach. Man hockt nicht mehr hinter der Schreibmaschine auf der Lauer nach einem Motiv, über das sich schreiben, am besten: das sich beschimpfen ließe. Schreiben wird mehr Mittel zum Zweck. Um einer Sache weiterzuhelfen oder sie zu bekriegen. Man polemisiert nur, wenn es nötig, und ist lieber bereit, durch praktische Mitarbeit zu bessern. Der Kritiker beginnt in einem handgreiflicheren Sinne das Mittelglied zwischen Produktion und Publikum zu werden. Der Schreibtischrezensent kommt aus der Mode. Diese ausgezeichnete Entwicklung darf nicht mit dem Bedenken gehindert werden, die Lauterkeit des Kritikers sei nun kaum noch zu kontrollieren.

Der Kritiker soll nicht böse und indolent im Parkett sitzen. Die Produzenten sind nicht zu seinem Vergnügen da, denn er ist kein gewöhnlicher Zuschauer. Er hat sich mit allen Mitteln um Verständnis zu bemühen, Aufklärung zu holen und Aufklärung zu bringen. Und eine solche Produktivgemeinschaft dürfte ja wohl das Gegenteil von Clique sein.

Stilisten von Hermann Kesten

Heinrich Mann

Es gibt heute in Deutschland einige satirische und ironische Schriftsteller, etwa Thomas Mann, Sternheim, Joseph Roth, Polgar, Werner Hegemann, Gottfried Benn, Ginster, es gibt einige ausgesprochen pathetische Schriftsteller wie Arnold Zweig, Alfred Döblin, Leonhard Frank, Stefan George, Loerke, Schickele, Toller, Stefan Zweig, aber ich sehe unter den großen Schriftstellern des lebenden Deutschland nur zwei Fälle, wo in einem Schriftsteller der große Pathetiker und der große Ironiker, beziehungsweise Satiriker fruchtbar vereinigt sind, das ist bei Georg Kaiser und bei Heinrich Mann. Diese köstliche Mischung von Ironie und Pathos ist in der Weltliteratur selten. Die bekanntesten Beispiele sind Shakespeare, Goethe, Heine, Balzac, Pascal, Byron, Jean Paul.

Man kann reiner Pathetiker sein und keine Spur von Ironie oder Satire in seinem Werk dulden, ja die meisten Pathetiker haben keinen Zugang für Ironie und Satire. Aber der Ironie und der Satire liegt immer auch Pathos der Empfindung zugrunde, ja Ironie und Satire sind pervertiertes Pathos, in Gärung geratenes Pathos, wobei freilich meistens die Fähigkeit zum reinen pathetischen Gefühl schwindet und nur noch die gebrochene Empfindung bleibt. Die pathetische Empfindung ist eine naturhafte, die ironische eine Zivilisations- oder Kulturempfindung. „Ironie ist die eigentlich menschliche Form, Eindrücke zu überwinden", sagt Heinrich Mann in dem außerordentlichen Essay-Buch „Sieben Jahre Chronik der Gedanken und Vorgänge".

Dieser Doppeleinstellung Heinrich Manns der Welt gegenüber, dieser Doppelreaktion Pathos und Ironie parallel geht sein philosophisches Lebensgefühl. Es ist dualistisch. Ebenso wie Thomas Mann, denkt und gestaltet er in Entzweiungen. Typisch für Thomas und Heinrich Mann ist das besonders stark in ihren Frühwerken sichtbare Gefühl für die Diskrepanz zwischen Schein und Wirklichkeit, Traum und Leben, dem existenten und dem „wirklichen" Leben, zwischen Geist und Tat, zwischen Wille und Vorstellung, sozial gesehen: zwischen Bürger und Künstler, oder politisch gesehen: zwischen Geist und Macht, zwischen Macht und Mensch.

Heinrich Mann ist viel verkannt worden, weil er nie zu künstlerischen Konzessionen bereit war. Er hat ebenso wie André Gide, dem er in vielem zu vergleichen ist, die verschiedensten Stilexperimente, künstlerischen und geistigen Versuche gemacht, und doch ist er in jeder Seite, die er geschrieben hat, unverkennbar. Er begann mit romantisierenden Novellen (in dem Band „Das Wunderbare"), er schrieb die trocken realistischen Romane „Im Schlaraffenland" und „Jagd nach Liebe", der fast schon naturalistisch ist, er schrieb den blühenden, berauschten, sehr sinnlichen, impressionistischen Stil der „Göttinnen", der dem jungen Dichter von den seit jeher unfähigen Buchkritikern den Vorwurf eintrug, er habe d'Annunzio nachgeahmt, worauf er öffentlich erklären mußte,

er habe noch nie eine Zeile von d'Annunzio gelesen. Er schrieb den satirischen Stil von „Professor Unrat" und „Untertan", den neuklassizistischen von „Eine kleine Stadt", den vorexpressionistischen von „Die Armen", den neurealistischen Stil der letzten Romane „Mutter Marie" und „Eugénie", er schrieb den klassisch modernen, prägnanten Stil seiner Aufsätze und Reden. Er schrieb ein halb Dutzend Stile und immer war es in jeder Wendung, in der Verkürzung, Lakonität, geistigen Schärfe, in dem trockenen Schwung, im ironischen Pathos, in der Verbitterung eines enttäuschten aber nie hoffnungslosen Idealisten, in dem immer starken und fast immer verschwiegenen Gefühl, immer war es der eine unverkennbar persönliche Stil des größten deutschen Schriftstellers unsrer Zeit, der ebenso repräsentativ für die deutsche Literatur ist wie André Gide für den gleichen Zeitraum französischer Literatur.

Daß er erst spät und dann nur kurz die großen Markterfolge hatte, ist eine klare Folge seines sehr anspruchsvoll bedeutenden Stils. Heinrich Manns Stil ist voller Abbreviaturen, Verknappungen — wer gibt sich die Mühe, sie aufzulösen? Heinrich Manns Stil ist voller geistreicher Aperçus — wer liebt das? Er ist voller Zweideutigkeiten, voller Zwielicht, voller Dunkelheit und Tiefe in einer sehr rationalen, luciden, klaren Schreibweise — die große Welt liebt Charaden und Silbenrätsel mehr als die Rätsel eines andeutend-enträtselnden Stils. Seine Anspielungen erfordern Vernunft, seine psychologischen Bemerkungen setzen Erfahrung voraus — wo unter Romanlesern finden sich Vernunft und Erfahrung? Seine Satire ist heute reif und weise geworden, sie geht über Typen hinaus, zielt nach dem Individuum, das als solches der einzig wirkliche Typus ist. Das Typische ist eine Erfindung, eine Konstruktion, eine Lüge, nur das Individuum ist existent, nur die Existenz ist typisch. Aber die Ironisierung des Individuums vertragen die wenigsten Individuen, sie schelten einander nur als Kollektivwesen, sie haben noch in Erinnerung, das Individuum sei göttlicher Herkunft...

Niemand darf von einer Nation verlangen, daß sie ihre wahren Heroen erkenne.

Die Rotters von Martin Montor

Vor einiger Zeit fügten die Brüder Rotter dem reichen Theater-Park, der schon sechs Häuser in Berlin und sieben im übrigen Deutschland umfaßte, ein weiteres Theater, in Stettin, bei. Bald danach hatte ihre neue berliner Premiere „Das Land des Lächelns" im Metropol-Theater den gewohnten rauschenden Presseerfolg. Die vorher ebenso erfolgreiche „Marietta" übersiedelte in das Theater des Westens, um dort der obligaten hundertfachen Serienzahl entgegen zu eilen. Die verpachteten Theater florierten auf das Prächtigste. Eben suchen sie Direktor Haller aus dem Admiralspalast herauszubringen; sie wollen dort selber auch Revue spielen. Sie haben heute gar keinen Grund, schlecht aufge-

legt zu sein, die Brüder Rotter; sie stehen auf dem Höhepunkt ihrer Macht.

Solange sie Theater kaufen und pachten, um beide dann nutzbringend weiter zu verpachten, wie in Berlin das Kleine Theater, das Lustspielhaus, das Lessing- und das Zentral-Theater, wie im Reich die diversen Bühnen in Dresden, Breslau, Leipzig, Nürnberg, Köln, Kissingen, Stettin und Düsseldorf, ist relativ noch wenig gegen sie einzuwenden. Das gilt als Geschäft wie jedes andre, in das man Kapital investiert, aus dem man Gewinn herausholt. Die kaufmännische Herkunft der Brüder braucht sich dabei nicht zu verleugnen. Allerdings geschieht es selten, daß die von ihnen eingesetzten Theaterleiter ein anderes Gesicht tragen als die beiden Brüder selber. Während in Berlin zum Beispiel eine künstlerische Potenz wie Hartung jahrelang vergeblich nach einem zweiten Theater sucht, haben die Saltenburgs, Zickels und Friedmann-Frederichs die ihren relativ leicht aus den Händen der Rotters empfangen. Diese begünstigen eben so sehr ihre eignen Ebenbilder, daß nicht einmal die größten Niederlagen, die Saltenburg mit seinem hundertprozentigen Geschäftssystem erlitt, sie bewegen konnten, ihm das Lessing-Theater wegzunehmen. Saltenburg ging daran zugrunde, daß in den letzten Jahren das literarische Qualitäts-Theater vielfach „mehr zog" als das reine Geschäftstheater. Aber die Rotters ließen sich von dieser Erscheinung nicht berühren. Selbst heute, da sie von Monat zu Monat um ihre Pacht bangen müssen, haben sie alle andern Angebote auf das Lessingtheater abgelehnt, da das „Prinzip Saltenburg", das im Grunde ihr eignes ist, „sich früher oder später — ja doch wieder durchsetzen muß".

Die vielfachen geschäftlichen Erfolge ihrer Unterpächter und deren oft hoher Zwischengewinn erregten aber immer den Neid der Rotters und veranlaßten sie mehrmals, den künstlerischen Betrieb wieder selber in die Hand zu nehmen. Zwei der schönsten berliner Theater leiten sie also mit Unterbrechungen persönlich und verüben dort seit zwei Jahren eine Attacke auf den guten Geschmack nach der andern. „Friederike" war ein Attentat auf Goethe wie „Blaubart" eines auf Offenbach; „Marietta" eine läppische Überflüssigkeit und „Das Land des Lächelns" eine zwecklos aufgewärmte, uralte Lehar-Operette. Auch der künstlerische Erfolg der Darstellung galt gleich null; zwischen den wahllos zusammenengagierten Stars von Oper, Schauspiel, Operette und Kabarett fehlte immer der ernste Kunstwille, der als Bindeglied hätte funktionieren müssen. Käthe Dorsch ist die größte lebende deutsche Schauspielerin und Michael Bohnen gewiß ein Sänger und Darsteller von außerordentlichem Format. Aber Käthe Dorsch und Michael Bohnen können zusammen auch ein vollkommenes Nichts ergeben, wenn sich die Regie eines Friedmann-Frederich um nichts andres als um eine möglichst pompöse „Staraufmachung" bemüht. Und aus Schlagertexten von Beda, dem Theodor Körner der österreichischen Heimwehren, kann eben keine andere als eine tief deprimierende Wirkung entstehen.

Diesen Konstatierungen setzen nun die Rotters den Einwand entgegen, daß eben diese vier Stücke von der gesamten Presse stürmisch gefeiert wurden; und daß mindestens eines von ihnen, „Friederike", auch beim Publikum einen selten dagewesenen Erfolg und zwar etwa vierhundert Aufführungen erzielt hat.

Illustrierte Blätter brachten ganzseitige Bilder aus „Marietta", die, inklusive Text, der von dem außerordentlichen Erfolg dieses Machwerkes berichtete, in nichts von dem redaktionellen Teil unterschieden waren. Das bedeutete also auch „Presse". Der naive Leser erkennt selbstverständlich in solchen Fällen nicht, daß es sich hier um ein Inserat handelt. Die großen Zeitungen Berlins und des Reiches wurden mit bezahlten Illustrationen und Illustrationstexten kritischen Inhalts von den Brüdern Rotter überschwemmt. Ein Gesetz, wie es zum Beispiel in Oesterreich existiert, das die sichtbare Kenntlichmachung solcher Inserate anbefiehlt, fehlt noch in Deutschland.

Bezüglich der von der Presse selbst ausgehenden Kritik dagegen lassen sich die Brüder Rotter immer wieder in ausführliche Briefwechsel ein. Ihre Briefe, die in die Theater-Redaktionen wandern, betonen vor allem die geschäftliche Seite ihres Unternehmens: die Investierung von riesigen Kapitalien und die drohende Brotlosmachung von soundsovielen Menschen, falls das „Geschäft" etwa schief gehen sollte. Als ob ein ernster, künstlerischer Theaterleiter jemals von der berliner Kritik aus diesem Titel hätte Milde erwarten dürfen! Wenn also die Brüder Rotter diese Scheidung von Kunst und Geschäft, von Idealismus und Geld so kategorisch betonen, so ist ihnen vor allem zu erwidern, daß sie dann die Hände von Dingen lassen sollen, die im Gebiet der reinen Kunst zuständig sind. Stattdessen bemühen sie sich immer wieder von der andern, der künstlerischen Seite her, alles, was ihnen gut und zugkräftig erscheint, in ihre Gewalt zu bringen. Da sie dabei auf Geld nicht zu sehen brauchen, gelingt es ihnen meistenteils. Das ist wohl das Ärgste, das ihnen vorzuwerfen ist: daß sie es zum Beispiel zuwege bringen, die größte lebende deutsche Schauspielerin jahrelang ihren eignen Aufgaben zu entfremden und sie durch die andauernde Beschäftigung mit dem ärgsten Operettenmist zu erniedrigen.

Bleibt noch das Publikum, das sich „Friederike" vierhundertmal ansah. Ein Teil davon wurde eben durch Presse und Reklame (wie oben beschrieben) hineingelockt. Den andern Teil veranlaßten Leute zum Besuch, deren Geschmack dabei wirklich auf seine Rechnung gekommen war.

Warum das aber? Weil sie zu solchem Geschmack seit Jahren, Jahrzehnten, systematisch erzogen worden sind. Und zwar durch die Brüder Rotter und deren Konkurrenten und Vorgänger, durch ganze Geschlechter von Theaterdirektoren, die das größte Interesse daran hatten, den Geschmack des Publikums auf diesem ihnen genehmsten und bequemsten Niveau festzuhalten.

Ultimo von Morus

Herr Schacht, dessen werte Persönlichkeit hier schon einiger Betrachtungen unterzogen wurde, als dies noch als crimen laesae majestatis galt, hat in den letzten Tagen manches von seinem Heroenglanz eingebüßt. Späte Erkenntnisse sind immer besser als gar keine, und wir möchten nicht in den Hardenschen Fehler verfallen, von einer Ansicht abzurücken, sobald sie von andern geteilt wird. Aber es erscheint uns doch unrichtig, alles, was sich in diesen Tagen abspielt, nun als ein Machwerk des Höllenfürsten Schacht anzusehen und ihn als einen Über-Mussolini zu vergöttern oder zu verdammen.

Wenn es nur Hjalmar Schacht wäre, der zur Zeit den Staat bedroht, wäre es halb so schlimm. Denn Schacht gehört zu den Forschen aber nicht zu den Mutigen. Wo er eine wirkliche Macht spürte, hat er noch immer eingelenkt oder es gar nicht erst versucht. Er hätte sich auch diesmal nicht so weit vorgewagt, wenn er nicht gewußt hätte, daß er mit silbernen Kugeln schießen kann, und daß auf der andern Seite ein Mann namens Hilfloserding mit leeren Taschen dasteht. Das einzig Neue an dem Benehmen des Herrn Schacht war, daß er nicht mehr den drohenden Währungsverfall vorschützte, um die Regierung nach seiner Pfeife tanzen zu lassen — dieses Liedchen schien ihm nach dem Devisenchoc vom letzten April doch wohl zu riskant — sondern daß er sich eine andre Melodie zurecht gemacht hat: ohne Finanzreform keine Erfüllbarkeit des Youngplans. Außenpolitisch ist das zwar nicht weniger gefährlich, aber es hat den Vorteil, daß man es voraussichtlich zweiundsechzig Jahre lang wiederholen kann und die göttliche Eingebung für die nächsten fünfzehn Wahlperioden Schachts also bequem ausreicht. Der Kehrreim des Schachtschen Memorandums kommt denn auch bereits in allen Verbandsresolutionen der Woche vor. Wir werden ihn noch oft und in mancherlei Variationen zu hören kriegen: ohne Steuerbefreiung keine Reparationen, ohne Agrarhilfe keine Reparationen, ohne Weißblechzölle keine Reparationen. Es ist eine Formel der unbegrenzten Möglichkeiten. Die Entschließungsschmiede der deutschen Wirtschaft sollten dafür dem Genius Doktor Schachts von Herzen dankbar sein.

Im übrigen ist der Vorstoß des Reichsbankpräsidenten die lauteste, aber nicht die wichtigste Aktion der großkapitalistischen Front. Die andern sind schon viel weiter. Sie sind bereits vom Wort zur Tat übergegangen und emsig dabei, den Adler zu rupfen. Am erfolgreichsten waren bisher die Herren von der Schwerindustrie, die zusammen mit ihrem frühern Kompagnon und Bundesgenossen Siemens die Eisenbahn beherrschen und nun die Bahn auf weitere siebenunddreißig Jahre ihrem rechtmäßigen Besitzer, dem Reich, entzogen haben. Ein andrer, wenn auch nicht ganz so pompöser Versuch der Schwerindustrie, den Staat zu expropriieren, ist jetzt in Westfalen im Gange. Die Preußen gehörenden Vereinigten Elektrizitätswerke Westfalen brauchen zum Ausbau ihrer Anlagen Geld. Und schon sind, trotz allen Nöten der Wirtschaft,

Döglers und Thyssens vereinigte Stahlwerke zur Stelle und bereit, die notwendigen Millionen zur Verfügung zu stellen, vorausgesetzt, daß die staatlichen Elektrizitätswerke den bereits von der Schwerindustrie beherrschten Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerken angegliedert werden. Ein drittes, noch weniger sichtbares Manöver spielt sich auf berliner Terrain ab. Die Finanzkalamität der Stadt Berlin, die Schacht durch Abschnürung der Auslandskredite aufs äußerste verschärft hat, wäre mit einem Schlage zu beheben gewesen, wenn die Stadt sich bereit erklärt hätte, via Banken der Privatindustrie die städtischen Elektrizitätswerke auszuliefern. Natürlich sind es in allen drei Fällen die ausländischen Gläubiger und Geldgeber, die unaufhörlich darauf drängen, daß die lukrativen öffentlichen Unternehmungen in die Hand der privaten Großindustrie übergeführt werden. Wer könnte sonst auch ein Interesse daran haben?

Sollten aber doch noch Zweifel bestehen, was da vor sich geht und wo man hinaus will, so sind sie durch die offenherzige Rede des Doktor Silverberg auf der Tagung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie beseitigt worden. Daß Silverberg die Auslandskredite der Privatwirtschaft reservieren und dem Reich, den Ländern und Gemeinden nur die teureren und schmälern Inlandskredite belassen, Staat und Städte also praktisch an die Kandare der Banken legen will, ist nur ein Nebenprodukt der rheinischen Braunkohlenindustrie. Der Hauptschlag ist derber. Nach dem Plan Silverbergs soll das Reich seinen gesamten Industriebesitz in eine Treuhandgesellschaft einbringen, die wiederum unter der Kontrolle des Reichsbankpräsidenten und andrer prominenter Wirtschaftsführer steht. Die Privatisierung der öffentlichen Unternehmungen soll also in ähnlicher Weise vor sich gehen, wie es bei der Reichsbahn schon geschehen ist, nur noch ein bißchen gröber, und mit Schacht als Oberfehlshaber. Das nenne ich ein Wort. Natürlich soll auch diese Wirtschaftsreform, ohne die wir den Youngplan wahrscheinlich auch nicht erfüllen können, nur vorgenommen werden, um dem Reich die Aufnahme neuer Kredite zu ermöglichen. Aber was tut die Industrie nicht alles, um ihrem geliebten Staat das Leben zu erleichtern. Um ihn von den Sorgen zu befreien, die der Besitz mit sich bringt, nimmt sie ihm sogar das letzte Hab und Gut weg. Es ist schmerzlich, aber es muß sein.

Der Reichstag hatte in den letzten Tagen soviel damit zu tun, das Komma im Vertrauensvotum an die richtige Stelle zu setzen, daß er begreiflicherweise noch keine Zeit gefunden hat, sich mit diesen Vorgängen zu beschäftigen. Aber wir wollen die Hoffnung nicht aufgegeben: es wird sich schon herumsprechen, und eines Tages wird man am Platz der Republik bemerken, daß es sogar noch wichtigere Diskussionsthemata gibt als das Memorandum des Herrn Schacht. Solange der Reichsfinanzminister vor jedem Ultimo händeringend zu den Banken laufen muß, um sich das Nötigste für die Beamtengehälter auszuborgen, solange das Reich mit einer Milliarde kurzfristiger Schulden behaftet ist, solange man Steuern ab-

baut, ohne gleichzeitig die Ausgaben abzubauen, solange wird sich freilich an den Machtverhältnissen zwischen Staat und Großkapital nichts ändern — auch wenn die Regierung Herrn Schacht einen Tadel ins Klassenbuch schreibt. Die Streichung der Biersteuer, die sich Hilferding bei den Etatberatungen im Frühjahr gefallen ließ, und die Scheu vor rechtzeitiger Erhöhung der Arbeitslosenbeiträge hat das Reich unter die Geschäftsaufsicht des Herrn Schacht gebracht. Die Steuerkürzungen, die man zwecks Kapitalbildung jetzt vornehmen will, werden den Staat noch weiter diskrediteren. In Erwartung, daß morgen die Rechtsblätter liebenswürdigsten Gebrauch davon machen, sei es hier gesagt: wenn nicht die Möglichkeit besteht oder der Reichstag nicht den Mut aufbringt, den Ausgabenetat um ein- bis anderthalb Milliarden zu kürzen, dann ist das ganze, in großen Lettern angekündigte Steuersenkungsprogramm der Regierung Müller-Hilferding Hokuspokus. Oder aber es ist, was im Augenblick noch mehr Wahrscheinlichkeit hat, das Plakat zum Schleuderausverkauf des öffentlichen Eigentums.

Wer an diesem Ausverkauf nicht interessiert ist, der muß für die Forderung eintreten, daß man zunächst einmal den Staat soviel Kapital bilden läßt, wie er für den Ultimo und nicht nur für den Ultimo Dezember braucht. Dann wird nämlich auch automatisch Herr Schacht aufhören, für die Wilhelmstraße der schwarze Mann zu sein. Und wenn er sich nicht in Basel oder sonstwo nach einem einflußreichern Posten umsieht, würde er wieder auf die Stufe zurücksinken, die einem Notenbankpräsidenten in normalen Zeiten von Rechts wegen zukommt: die eines versierten Geheimrats für Diskontfragen.

Sollte man aber trotzdem befürchten, daß Hjalmar Schacht in seiner jetzigen Position unentwegt an den Säulen des Herkules rütteln wird, so gäbe es in den nächsten Wochen eine Gelegenheit, seinem Tatendrang auf legale Weise Zügel anzulegen. Die Einführung des Youngplans macht eine Umgestaltung des Bankgesetzes notwendig. Nun hat zwar Herr Schacht in Paris ebenso wie seinerzeit beim Dawesplan nach Bismarckischem Muster dafür gesorgt, daß die Reichsbankverfassung auf die Allmacht seiner Person zugeschnitten wird. Aber die pariser Fassung des Youngplans ist bereits auf der ersten haager Konferenz durchlöchert worden, und die Sachverständigen werden sich auf der Januarkonferenz wahrscheinlich noch weitere Korrekturen gefallen lassen müssen. Wenn die Reparationsgläubiger auch an der Unabhängigkeit der Notenbank, das heißt: an der Unabhängigkeit der Währungs- und Diskontpolitik gegenüber der Regierung, festhalten, so kann es doch keine unüberwindlichen Schwierigkeiten machen, die Befugnisse des Reichsbankpräsidenten schärfer zu begrenzen und ihn persönlich wieder zum reichsunmittelbaren Beamten zu machen.

In Deutschland bestand dieses Beamtenverhältnis seit Begründung der Reichsbank, ohne daß bis zum Kriege die Sicherheit der Währung darunter gelitten hätte, während umgekehrt die Einführung der Reichsbank-Autonomie 1922 nicht das Geringste am Fortgang der Inflation geändert hat. In Frankreich

ist der Gouverneur der Notenbank seit über hundert Jahren Staatsbeamter und untersteht unmittelbar dem Finanzminister. Die englische Regelung ist anders, aber es läßt sich wohl denken, daß der Staatssozialist Snowden für eine Revision in Deutschland Verständnis hat und sich nicht einer Reform widersetzt, die für die deutsche Außen- und Innenpolitik allmählich eine Notwendigkeit geworden ist. Auf alle Fälle sollte man im Haag den Versuch machen und diese sobald nicht wiederkehrende Gelegenheit benutzen, damit die Regierung sich nicht wieder die Mühe zu machen braucht, Herrn Schacht ihr Befremden auszusprechen.

Möglich allerdings, daß Hjalmar Schacht sich nicht bereit findet, vom hohen Roß herabzusteigen, und dann lieber gleich ganz der Jägerstraße den Rücken zuwendet. Aber vielleicht ließe sich auch dieser Verlust verschmerzen. Die Abfindung des Reichsbankpräsidenten würde ab 1. April 3×360 000 Mark betragen. Habeat!

Eine Frau denkt von Theobald Tiger

Mein Mann schläft immer gleich ein . . . oder er raucht seine Zeitung
und liest seine Zigarre
. . . ich bin so nervös . . . und während ich an die Decke starre,
denke ich mir mein Teil.

Man gibt ihnen so viel, wenigstens zu Beginn. Sie sind es nicht wert.
Sie glauben immer, man müsse hochgeehrt
sein, weil man sie liebt.
Ob es das wohl gibt:
ein Mann, der so nett bleibt, so aufmerksam
wie am ersten Tag, wo er einen nahm . . .?
Einer, der Freund ist und Mann und Liebhaber . . . der uns mal neckt,
mal bevatert, der immer neu ist, vor dem man Respekt
hat und der einen liebt . . . liebt . . . liebt . . .
ob es das gibt?

Manchmal denke ich: ja.
Dann sehe ich: nein.
Man fällt immer wieder auf sie herein.

Und ich frage mich bloß, wo diese Kerls ihre Nerven haben.
Wahrscheinlich . . . na ja. Die diesbezüglichen Gaben
sind wohl ungleich verteilt. So richtig verstehen sie uns nie . . .
Weil sie faul sind, murmeln sie was von Hysterie.
Ist aber keine. Und wollen wir Zärtlichkeit,
dann haben die Herren meist keine Zeit.
Sie spielen: Symphonie mit dem Paukenschlag.
Unsere Liebe aber verzittert . . . das ist nicht ihr Geschmack.
Hop-hop-hop — wie an der Börse. Sie sind eigentlich nie
mehr als erotische Statisterie.
Die Hauptrolle spielen wir. Wir singen allein Duett,
leer in der Seele, bei sonst gut besuchtem Bett.

Mein Mann schläft immer gleich ein . . . oder er dreht sich um und
raucht eine Zigarre . . .
Warum? Weil . . .
Und während ich an die Decke starre,
denke ich mir mein Teil.

Bemerkungen

Zeitungsdeutsch und Briefstil

Es ist schon einmal besser gewesen: vor dem Kriege. Das heißt nicht etwa, die gute, alte Zeit heraufbeschwören — man blättere nach, und man wird von damals zu heute einen bösen Verfall der deutschen Sprache feststellen. In zwei Sparten ist das am schlimmsten: in der Presse und in den Briefen, die die Leute so schreiben.

Was in den Zeitungen aller Parteien auffällt, ist ein von Wichtigkeit triefender und von Fachwörtern schäumender Stil. Die Unart, in alle Sätze ein Fachadverbium hineinzustopfen, ist nunmehr allgemein geworden. Man sagt nicht: „Der Tisch ist rund." Das ist viel zu einfach. Das heißt: „Rein möbeltechnisch hat der Tisch schon irgendwie eine kreisrunde Gestalt." So heißt das. Sie schwappen über von „militärwissenschaftlich", „städtebaupolizeilich" und „pädagogisch-kulturell". Gesagt ist mit diesem Zeug nicht viel: man weiß ja ohnehin, daß in einem Aufsatz über das Fußballspiel nicht von Kochkunst die Rede ist. Aber der betreffende Fachmann will dem Laien imponieren und ihm zeigen, wie entsetzlich schwer dieses Fach da ist ... Die meisten Zeitungsartikel gleichen gestopften Würsten.

In den Briefen ist es etwas andres. Da regiert die Nachahmung des flegelhaften Beamtenstils.

Es ist rätselhaft, wie dieses Volk, das angeblich so unter seinen Beamten leidet, sich nicht genug tun kann, ihnen nachzueifern — im Bösen, versteht sich. Ist es denn nicht möglich, höflich zu schreiben? Aber jede Speditionsfirma sieht ihre Ehre darin, Briefe herauszuschicken, die wie „Verfügungen" anmuten. Da wird ehern „festgestellt" (damit es nicht mehr wackelt); da wird dem Briefempfänger eines auf den Kopf gehauen, daß es nur so knallt — und das ist nun nicht etwa „sachlich", wie diese Trampeltiere meinen, die da glauben, Glattheit lenke von der Sache ab — es ist einfach ungezogen. Sie haben vor allem von den Beamten gelernt, jeden Zweifel von vornherein auszuschalten. Liest man die Briefe, so sieht man immer vor dem geistigen Auge:

Tagesbefehl.

1. Es stehen bereit: 8.30 Uhr vormittags Abteilung Löckeritz auf der Chaussee Mansfeld-Siebigerode ...
2. Ich befinde mich im Schloß.

und so fort —

als ob man nicht auch in einem Geschäftsbrief an den entscheidenden Stellen leicht mildern könnte. Aber nein: sie regieren.

In erotisch-kultureller Beziehung denke ich mir den Liebesbrief eines solchen Korrespondenten so:

Geheim! Tagebuch-Nr. 69/218.

Hierorts, den heutigen

1. Meine Neigung zu Dir ist unverändert.
2. Du stehst heute abend, 7½ Uhr, am zweiten Ausgang des Zoologischen Gartens, wie gehabt.
3. Anzug: Grünes Kleid, grüner Hut, braune Schuhe. Die Mitnahme eines Regenschirms empfiehlt sich.
4. Abendessen im Gambrinus, 8.10 Uhr.
5. Es wird nachher in meiner Wohnung voraussichtlich zu Zärtlichkeiten kommen.

(gez.) Bosch,
Oberbuchhalter.

„An einer Seite Prosa wie an einer Bildsäule arbeiten ...", schrieb Nietzsche. So siehst du aus.

Peter Panter

Lenin als Schriftsteller

Im bürgerlichen Westeuropa gibt es wohl Hochschulen für Politik, aber es gibt in diesen Landen keine hohen Schulen für die Politik; denn gäbe es die, dann

müßten die dunkelroten Bände mit dem ruhigen Goldaufdruck „Lenin Sämtliche Werke" zu den meistgelesenen Büchern der politisch Denkenden gehören. Aber es wird in sehr weiten Bezirken Westeuropas, vornehmlich in Deutschland, ja gar nicht politisch gedacht, sondern in Gefühlen, in Theorien und mit mehr oder weniger guten oder hinterhältigen Absichten.

Und es gibt gewiß Dutzende von politischen Lehrbüchern, respektive von Büchern, die als politische Lehrbücher anempfohlen werden. Ich kenne sie nicht, und ich habe auch wenig Neigung, sie kennen zu lernen. In diesen Büchern wird gewiß immer wieder auf Machiavelli zurückgegriffen. Da halte ich es schon für vorteilhafter, Machiavellis Schriften selbst zu lesen. Und wer sich die große fünfbändige Ausgabe nicht beschaffen kann, hat in der Auswahl „Politik", die Hermann Hefele im Verlag Fr. Frommann in Stuttgart herausgebracht hat, einen guten und brauchbaren Querschnitt durch das Denken des florentiner Bürgers.

Dann glaube ich — wir wollen vom Thema sprechen —, daß von den bisher vorliegenden acht Bänden der „Sämtlichen Werke" von W. I. Lenin (Verlag für Literatur und Politik, Wien-Berlin) zumindest sechs hervorragende politische Lehr- und Schulungsbücher sind. Zumindest sechs. Und wenn wir nicht fest an dem kleben, was heute ganz allgemein unter Politik verstanden wird, sondern auch das Werden einer Gesellschaftsform unter Politik einreihen, dann müssen sieben von den acht Bänden als politische Lehr- und Schulungsbücher angesprochen werden. Und nicht nur als Lehr und Schulungsbücher für den revolutionären Marxisten, sondern für alle, denen Politik nicht Wirtshausklatsch noch ödes Intrigenspiel, sondern ernste Wissenschaft ist, eine Wissenschaft, die Einer wie Keiner beherrscht und gekonnt hat: W. I. Lenin.

Es ist unmöglich und würde lächerlich wirken im Rahmen eines kurzen Aufsatzes auf Einzelheiten aus den bis heute in deutscher Sprache vorliegenden Bänden eingehen zu wollen, es sei hier nur gesagt, daß die bisher erschienenen Bände, ganz gleich, ob da weltgeschichtliche Dinge, Parteifragen, Organisations- oder Propagandaprobleme diskutiert werden, von gleich großem Werte für uns alle sind. Überall, ob Lenin nun über die Entwicklung des Kapitalismus in Rußland spricht, oder als Ratgeber und aktiv Handelnder in die Ereignisse von 1905 eingreift, oder das Geschehen und sein Werden während der Jahre 1914 bis 1917 untersucht, immer und überall ist und bleibt er der große politische Mensch, der sich auch nicht einen Augenblick von der Realität und dem politischen Muß, das er als der Vertreter der revolutionären russischen Arbeiterklasse aufzeichnet und fordert, abbringen läßt. Lenin war nicht nur der geniale und entschlossene Führer des Proletariats, er war auch — und das macht einen Großteil seines Sieges aus — einer der fähigsten und klarsehendsten Politiker aller Zeiten. Was er tatsächlich in schwieriger und langwieriger Alltagsarbeit politisch zu leisten verstand, wird ganz besonders klar und verständlich, wenn man die Reden und Schrif-

ten nachliest, die — innerhalb der „Sämtlichen Werke" — in zwei Bänden unter dem Titel „Die Revolution von 1917" zusammengebracht sind.

Die Ausstattung und der Druck der Werke sind mustergültig. Gut gearbeitete Namensregister, sachliche Anmerkungen zu allen historischen nicht oder nicht mehr allgemein bekannten Vorgängen, genaue Quellennachweise, eine chronologische Zusammenstellung der Ereignisse über die oder von denen die Arbeiten in den einzelnen Bänden handeln, zahlreiche Dokumente und Materialien aus der Zeit machen die Lektüre auch für den historisch nicht Vorgebildeten leicht und für uns alle sehr bequem. Die Werke sind und werden vom Lenin-Institut in Moskau herausgegeben. Und dieses Institut hat mit dieser Ausgabe einen glänzenden Beweis seiner wissenschaftlichen Arbeitsfähigkeit erbracht.

Es ist recht klug von dem Verlag für Literatur und Politik gehandelt, daß er auch Auszüge aus dem Gesamtwerk Lenins vorlegt. Diese Auszüge, die vornehmlich für die Parteiarbeit der Kommunisten bestimmt sind, bringen die Arbeiten „Der Imperialismus als jüngste Etappe des Kapitalismus", die grundsätzliche Analyse „Staat und Revolution", dann Aufsätze über Religion, über Organisationsfragen, über Agitation und Propaganda, über die Gewerkschaften in Rußland und Westeuropa.

Die Fachsimpel werden natürlich mit den Achseln zucken und lächeln, wenn sie diesen Buchtitel lesen: „Lenin und die Philosophie" (Verlag für Literatur und Politik, Wien-Berlin). Sie werden dann vielleicht — vielleicht aber auch nicht — herablassend fragen: Wer ist das schon: J. Luppol, der da die „echte" Philosophie verfälscht und mit „bolschewistischem Gift" zersetzt hat...? Nun, die Fachsimpel, aber nicht nur sie allein, würden überaus klug tun, wenn sie das Buch von Luppol recht sorgsam lesen würden, um zu erfahren, wie ernsthaft proletarische Revolutionäre und wie bitterernst Lenin theoretische Fragen debattiert und untersucht hat. Luppol schreibt von dem Verhältnis der Philosophie zur Revolution. Die Probleme des Seins und Denkens, der materialistischen Dialektik, der soziologischen Methodologie, der Diktatur des Proletariats und der Kultur werden auf Grund der Marxschen Lehren und an Hand der Darlegungen Lenins kurz abgehandelt. Und es zeigt sich hierbei, daß — soll die definitive Lenin-Biographie eines Tages Wirklichkeit werden — in Westeuropa zumindest noch ein ungeheures Material zu sichten und zu durcharbeiten sein wird.

Arthur Seehof

Ein Strauß dem Fascismus!

Fred C. Willis, Berichterstatter der ‚Hamburger Nachrichten' schreibt aus Rom über Richard Straußens Dirigiergastspiel. Strauß habe, schreibt der Mann, das Augusteo „zwei Stunden lang mit seinen jubelnden Harmonien erfüllt". Und weiter habe er dem ‚Giornale d'Italia' ein Interview gegönnt, in dem er festgestellt habe, genau vor 44 Jahren sei er zum ersten Male nach Rom gekommen. Jetzt wörtlich: „Vieles hat sich hier seitdem geändert,

aber die schönste Änderung, die ich hier gefunden habe, scheint mir der Fascismus!"

Ansichtssache, Herr Strauß. Die nicht zu knappen Emigranten, die überall in Europa herumsitzen, denken anders. Aber für einen gastspielenden deutschen Dirigenten ist es natürlich wichtig, mit dem ausschlaggebenden Manager konform zu gehen.

Gattamelata

Lesbare Literaturgeschichte

In unserm Bücherschrank steht auch eine deutsche Literaturgeschichte, die Vilmar, Kurz, König, Scherer oder Engel heißt und vornehmlich zu Nachschlagezwecken dient. Denn abgesehen von Wilhelm Scherer, dessen kritische Stärke und stilistische Qualität ihn in eine sehr hohe Region heben, ladet keines der Bücher zum Verweilen ein. Fast alle legen nur leidvoll Zeugnis ab von der kurzen Geltungsdauer menschlichen Urteils und waren wohl schon bei Entstehung langweilig, überheblich, zelotisch, reaktionär. Die meisten der zahlreichen deutschen Literaturgeschichten erkennen Dichtern mit gefestigter evangelischer Lebensanschauung vor allen andern den Lorbeer zu. Bis dann der große Adolf Bartels kam und mit ihm der Rassetic, was die Misere nicht geringer machte. Der Ruhm der deutschen Literarhistorik liegt vor allem in der Spezialarbeit, in der Monographie.

Arthur Eloessers Werk „Die deutsche Literatur vom Barock bis zur Gegenwart", (Bruno Cassirer Verlag), dessen erster Band — bis zu Goethes Tod reichend — jetzt erschienen ist, hat zunächst den großen Vorzug der Lesbarkeit. Die Diktion ist von einer heute kaum mehr gekannten Flüssigkeit, sie meidet die wissenschaftliche Gespreiztheit ebenso sicher wie die falsche Monumentalität, sie ist frei und leger, ohne in Feuilleton auszuarten. Eloesser ist seit langem ein sehr genauer Kenner der französischen Literatur und Liebhaber Molières, und diese frühe Neigung hat ihn für immer gesichert gegen Pedanterie und gegen den klotzigen Glauben an die Unstürzbarkeit eines kritischen Verdikts. Ihm liegt auch das alte philologische Vorurteil fern, daß die Produkte einer verschollenen Literaturepoche lesenswerter werden, weil jemand eine dicke Abhandlung darüber geschrieben hat. Der „zweitbeste Theaterkritiker Berlins" wie ihn S. J. einmal genannt hat, ist ein Mann, der Literatur und Schaubühne von allen Seiten kennt und sich von feierlichen Traditionen ebenso wenig vormachen läßt wie von der hohlen Gestik Lebender.

Besonders schätzbar ist an diesem Band des Autors Kunst, zu gliedern und den Leser nicht mit Stoffmengen zu erdrücken. So kommt Eloesser denn auch mit den denkbar wenigsten Namen aus; er nimmt nur das noch Lebendige oder für die Entwicklung Notwendige. Der Band beginnt mit den schweren pompösen Dichtern des Barock und geht dann nach einer besonders liebevollen Behandlung der beiden verbummelten Genies Johann Christian Günther und Christian Reuter ins achtzehnte Jahrhundert über, die Heldenzeit der deutschen Literatur, die damals nicht nur kein Publikum hatte sondern sich auch erst die Sprache erobern mußte. Aus dem Besitz professoraler Sekten geht sie in die Hände Klopstocks, Lessings, Wielands und Herders über und hat in ein paar Dezennien Deutschland durchdrungen. Bei Goethes Tod ist dieser Prozeß nicht nur lange vollendet, die deutsche Literatur selbst ist über die Grenzen gegangen, sie wirkt in fremden Ländern schulebildend und hat den europäischen Geist um den Begriff Weltliteratur bereichert. Eloesser belebt die Schilderung der gesellschaftlichen Entwicklung mit einer Kette von Dichterporträts, die oft in reizender Kleinmalerei ausgeführt sind. Die Idyllik und Enge dieser Zeit wird

ganz lebendig. Der deutsche Geist unternahm seine kühnsten Flüge, weil er auf Erden nicht viel Platz hatte. Die Kleinstaaterei des alten Reiches sowohl wie der grobe Kasernenglaube der neuen preußischen Militärmacht ließen keine Möglichkeit offen, Literatur in Leben zu verwandeln. Es war leichter, Himmel zu stürmen und Götter zu stürzen als auch nur die soziale Wirklichkeit eines einzigen thüringischen Duodezstaats umzugestalten.

Der zweite Band wird bis zur Gegenwart führen. Man darf neugierig sein, wie sich Eloesser mit dieser Aufgabe abfinden wird. Denn die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts ist voll toter Strecken, und alle bisherigen Darstellungen sind mit Namen belastet, die uns heute viel weniger bedeuten als etwa Heinse oder Wieland, von Lichtenberg ganz zu schweigen. Hier ist das Prinzip der Auswahl, daß der Verfasser im ersten Band so konsequent durchgeführt hat, noch viel notwendiger.

C. v. O.

Das Kind aus Saal 4

In einer Zeitungsnotiz stand vor elf Jahren, daß in der Entbindungsanstalt einer mittlern Stadt die gleichzeitig geborenen Kinder zweier Mütter beim Baden vertauscht wurden, daß ein Kind starb und das Überlebende nicht identifiziert werden konnte. Aus diesem Tatsachenbericht entstand Hertha von Gebhardts Roman „Das Kind aus Saal 4", der schon vor einiger Zeit beim Abdruck in der ‚Vossischen Zeitung' Aufsehen erregte und jetzt als Buch bei Ullstein erschienen ist. Das große Wagnis, unter völligem Verzicht auf nennenswerte äußere Geschehnisse, die seelischen Spannungen zwischen drei Menschen zum Gegenstand eines Romans zu machen, ist bis zum letzten geglückt. Dabei gelingen der Verfasserin Formulierungen von bezaubernder Klarheit, einfache Nebensätze über das Wesen menschlicher Beziehungen, aufschlußreicher als große psychologische Theorien. Das Buch bestätigt den ersten Eindruck des Zeitungsabdrucks. Die „Wirklichkeit" ist heute wieder en vogue. Aber nicht oft ist sie so spannend gestaltet, mit so viel Herzensweisheit durchtränkt worden.

Hilde Walter

Kleine Debatte

Zur jetzigen Heimatwehrbewegung bemerkte der Nationalsozialist Rippentrop, daß die Heimatwehr von jüdischem Gelde unterstützt würde. Der Führer des Jägerzugs der Heimatwehr, Ing. Schützenhofer, rief dem Redner zu: „Das ist eine Lüge" und erhob sich, um mit den Mitgliedern der Heimatwehr den Saal zu verlassen, worauf Rippentrop Schützenhofer zurief: „Sie sind ein Feigling!" Ing. Schützenhofer ging auf die Rednertribüne und gab Rippentrop zwei kräftige Ohrfeigen. Ing. Schützenhofer erklärte dann dem Geohrfeigten die Grundidee der Heimatwehr.

Salzburger Volkstimme

Aufstieg durch Abstieg

Aus der Gesellschaft

Oberstleutnant G. A. Martin, Bad Homburg, Erwin Piscator, Berlin, Kom.-Rat Leop. Stinnes, Mannheim, Gen.-Dir. Kom.-Rat A. Colsmann, Friedrichshafen, Ing. B. Sandström, Stockholm, Ing. B. Swedenborg, Stockholm, General John J. O'Ryan, New York, und General J Leslie Kincaid, New York, sind in Frankfurt am Main eingetroffen und im Hotel Frankfurter Hof abgestiegen.

8-Uhr-Abendblatt vom 9. Dez.

Ueberholt

Weniger bekannt dürfte es sein, daß es auch nicht allzuschwer ist, dreifarbige Schweine zu erzielen; tatsächlich wurde vor dem Kriege im Haustiergarten in Halle aus heute überholten Gründen der Versuch gemacht, schwarzweißrote Schweine zu züchten, und zwar mit Erfolg.

Der Naturforscher

Sitzkissen honoris causa

32. Bezirksverein Koblenz beantragt:

Der Verbandstag wolle beschließen:

den Verbandsvorstand zu beauftragen, dahin zu wirken,

daß der obern Postbeamtenschaft allgemein bei Dienstreisen die Benutzung der Polsterklasse zugestanden wird.

Begründung:

Einmal muß das Ansehen der obern Postbeamtenschaft, was durch diese Heruntersetzung gegenüber der nichtbeamteten Welt und dem nachgeordneten Personal sehr gelitten hat, wieder gehoben werden, ein anderes Mal muß der seit langem erhoffte Gleichschritt mit den gleichartigen Beamten andrer Verwaltungen erreicht werden. Es gibt keinen Grund, uns als alte gehobene Beamte das vorzuenthalten, was uns als jüngsten Supernumeraren Pflicht und Recht war.

Deutsche Postzeitung

Leibesübungen

Am Schwarzen Brett der jenaer Universität hat das „Akademische Amt für Leibesübungen" folgenden Anschlag ausgehängt:

„Schießen!

mit Gewehr und Pistolen. Zur Teilnahme sind insbesondere Freistudenten und Studentinnen eingeladen. Die technische Leitung des Schießens liegt in den Händen eines sachverständigen Angehörigen der alten Armee."

Der Dolchstoß der Küche

Erst Ebert, kürzlich Stresemann, jetzt Prinz Max — sie alle wurden durch die schweren Koch- und Konservierungssünden, die man vor allem in der Gastronomie der Diplomatenwelt begeht, vorzeitig zermürbt. Wenn es so weitergeht, sind die verdienten Schildträger unsrer jungen Republik bald sämtlich hinweggerafft.

Lebensreform, Freiburg

Antworten

Liberale Schlafmütze. Du liest in deinem Leibblatt, daß Berlin dem päpstliche Nuntius Pacelli bei seinem Abschied eine ungeheure Ovation dargebracht hat und freust dich darüber mit deinem Blatt, daß wieder mal der konfessionelle Hader abgebaut, daß wieder mal die bekannte deutsche Zwietracht, mitten ins Herz getroffen, zusammensinkt. Aber was du nicht erfährst, das ist, wie sehr der kluge vatikanische Diplomat dem deutschen Klerikalismus genutzt hat und in wie hohem Maße heute ganze Landesteile, wo das Zentrum herrscht, der ärgsten Reaktion ausgeliefert sind. In Oberhausen (Rheinland) soll zum Beispiel der Studienrat Wildangel, ein ausgezeichneter fortschrittlicher Pädagoge, gemaßregelt werden, weil er das Buch des berliner Stadtarztes Max Hodann: „Onanie weder Laster noch Krankheit" in einem Zeitungsreferat günstig besprochen hat. Die klerikale ‚Ruhrwacht' schlug Alarm, die Geistlichen der Dekanate Oberhausen und Umgegend richteten gemeinsam mit der katholischen Akademikerschaft einen Protest an das Provinzialschulkollegium Koblenz, und dieses beurlaubte Herrn Wildangel, auf nichts gestützt als auf den Skandal der Mucker. Gesetzmäßige Anlässe dazu sind nicht vorhanden, denn der Studienrat hat nicht mehr getan als von dem verfassungsmäßigen Recht Gebrauch zu machen, seine Meinung zu äußern, was er übrigens nicht einmal in ostentativer Form getan hat. Er ist als Lehrer geachtet und beliebt, seine Schüler hängen an ihm. Was wird mit ihm geschehen? Wird er diszipliniert, versetzt oder völlig abgesägt werden? Deine liberalen Blätter kümmert das nicht. Daß ein Lehrer mitten in katholischer Provinz um sein Recht kämpft — — Wichtigkeit, wenn es um die Große Koalition geht. Die fünftausend Fackeln, die dem päpstlichen Nuntius zum Bahnhof leuchteten, haben Deutschland nicht heller gemacht. Requiescat in Pacelli.

Wiesbaden. Kürzlich hat bei euch auf Einladung der dortigen „Literarischen Gesellschaft" Kurt Tucholsky aus seinen Arbeiten vorgelesen. In der Vorlesung gabs Krach; bei den Worten: Seid nicht stolz auf Fahnen und Geklunker! Seid nicht stolz auf Narben und die große Zeit! In die Gräben schickten euch die Junker, Staatswahn und der Fabrikantenneid — verließen Frauen, in denen während des Krieges das Weibchen über die Mutter triumphiert hatte, den Saal. Auf der Straße standen zweihundert Nationalsozialisten. Ein Besucher des Vortrags, den sie für Kurt Tucholsky hielten, wurde von ihnen ergriffen und geschlagen. Als Tucholsky den Namen dieses Mannes erfuhr, schrieb er ihm, er bedauere, was sich ereignet habe, denn er habe nicht die Absicht, auf dem Rücken anderer Leute tapfer zu sein. Händedruck und Gruß ... Worauf diese Antwort eingelaufen ist: „Sehr verehrter Herr Tucholsky, ich danke Ihnen verbindlichst für Ihren liebenswürdigen Brief. Die Vorkommnisse vom Samstag waren für mich weniger „schmerzhaft" als depremierend. Daß in Deutschland im allgemeinen und in der Kurstadt Wiesbaden im besonderen ein Mensch seiner Überzeugung wegen solchen Insulten ausgesetzt ist, hat mich nachhaltig erschüttert. Dabei war es mir eher eine gewisse Genugtuung, daß ich als Einheimischer für Sie, den Gast, die Prügel eingesteckt habe. Glücklicherweise ist mir ja auch nichts Ernstes passiert. Ich wäre froh, wollten Sie das Ganze vergessen und nicht zum Schaden unserer Stadt verbreiten, was dem Rowdytum einzelner Lausbuben zuzuschreiben ist. Wenn Sie einmal wieder hierherkommen, würde ich mich freuen, Ihre Bekanntschaft zu machen. Bis dahin bin ich mit den besten Empfehlungen ..." Das sticht von dem Verhalten der wiesbadener Literarischen Gesellschaft angenehm ab, die in einem wimmernden Inserat „die schuldvolle Hand zur Versöhnung ausstreckt und einstweilen in der Zuversicht verharrt, daß so rückhaltlos ausgesprochener Reue christ-

liche Vergebung nicht vorenthalten bleibe." Harakiri mit Orchestrion. Da bleibt kein Auge trocken, und so lasset uns denn den mutvollen Vereinsmitgliedern vergeben, daß sie geboren sind.

Zigarrenhändler in S. Sie schreiben zu dem Artikel „Neuerburg und Reemtsma" in Nummer 46 der ‚Weltbühne': „Seit mehreren Jahren führe ich einen aufreibenden, bisher leider vergeblichen Kampf gegen diese in der ‚Weltbühne' vortrefflich geschilderten Zustände. Leider steht mein Verband nicht zu meiner Ansicht, die sich mit der Auffassung von T. H. Tetens vollkommen deckt. Ich habe gejubelt, als ich diesen Artikel las und gehofft, daß nunmehr endlich in den ungeheuren Betrugssumpf Licht kommen wird. Verzweifelt beobachte ich aber, daß auch dieser (ich unterstreiche) vollkommen richtige Artikel, anscheinend wieder in die Luft gestoßen hat, da weder Reemtsma oder Neuerburg noch das Finanzministerium noch Herr Doktor Flügler noch Herr Doktor Schulte von dem Artikel Notiz nehmen. Obwohl sich der Artikel ziemlich deutlich ausspricht, so gibt er die wirklichen Zustände doch nur andeutungsweise wieder. Es muß Aufgabe der von den Inserenten der Zigarettenbranche noch nicht beeinflußten Presse sein, diesen Skandal im Finanzministerium auf keinen Fall auf sich beruhen zu lassen sondern ihn durch immer stärkere Angriffe so lange vor die Öffentlichkeit zu zerren, bis diese endlich von der riesenhaften Verschleuderung Kenntnis nimmt und die Beteiligten in den Orkus schickt. Grade jetzt, wo wieder finstere Pläne ausgebrütet werden, ist es noch notwendiger, wachsam zu sein und zu verhindern, daß eine an sich gesunde Branche der Gier zweier Männer geopfert wird." Sie wundern sich über die Unempfindlichkeit der privaten und amtlichen Dickhäuter? Im Gegensatz zur Überempfindlichkeit jedes deutschen Amtsdieners wissen die obersten Amtsverdiener auch bei noch so massiven Angriffen absolute Ruhe und Festigkeit zu bewahren. Und die Presse? Deren Aktivität und kritisches Wirken reguliert sich ständig von selbst im umgekehrten Verhältnis zur Höhe des Inseratenauftrages. Zu den neuesten Vorgängen im Tabakgewerbe werden wir in einem weitern Artikel Stellung nehmen.

Dieser Nummer liegen Prospekte der Verleger Williams & Co., Berlin-Grunewald, und Ullstein, Berlin, bei, die wir der Aufmerksamkeit unsrer Leser empfehlen.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112 Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Genosse Z. von Carl v. Ossietzky

„Der Polizeipräsident," schreibt das beliebte Mittagsblatt, „hat einen Schritt getan, wie ihn selten der Chef einer Polizeibehörde fertig bringt." Wieso? Hat der Herr Polizeipräsident von Berlin in deutlicher Erkenntnis seiner mangelnden Eignung für sein verantwortungsvolles Amt oder in einem Anfall von Zerknirschung über das von ihm in den ersten Maitagen angerichtete Unheil endlich seinen Abschied eingereicht? „Er hat freimütig um Entschuldigung gebeten." Wen? Den Redakteur, dem die Polizei am Abend des dritten Kampftages in der neuköllner Hermannstraße eine Kugel ins Bein gejagt hat? Den achtunddreißig Arbeiterfamilien, die einen Toten zu beklagen haben? Was hat Genosse Z. also getan? Am Mittag besehen, beschränkt sich seine großartige Geste auf einen Brief, den er an eine bekannte Filmschauspielerin geschrieben hat, in dem er sein Bedauern ausdrückt, daß der Dame, die neulich wegen einer unbeträchtlichen Übertretung der Verkehrsordnung sistiert worden war, auf dem Polizeirevier die ortsüblichen Freundlichkeiten widerfahren sind. „Das ist in der Tat der Geist, wie er die Polizei eines Volksstaates beseelen muß." Die Dame war mit ihrer Beschwerde im Recht, aber, mit Verlaub, kostet es denn soviel Überwindung, sich bei einer schönen und eleganten Frau zu entschuldigen? Es gibt Schlimmeres im Leben. Und ist das Anlaß, dem obersten Vogt der Polizei die Bürgerkrone aufs Haupt zu drücken?

Daß Genosse Z. noch immer amtieren darf, gehört zu den Unbegreiflichkeiten des angeblichen Volksstaates. Gewiß hat die berliner Polizei seit dem 1. Mai gelernt, sich besser zusammenzunehmen, aber ihre volle Energie entfaltet sie auch heute noch hauptsächlich gegen Links. Davon profitieren vor allem die Nationalsozialisten, die den Straßenrandal zu höchster Vollendung ausgebildet haben, und davon profitierten auch die völkischen Studenten, die neulich die Universität in einen Paukboden verwandelt haben. Wenn die Maidemonstranten am Bülowplatz oder Hermannplatz Ähnliches versucht hätten, so würde das Polizeipräsidium vom Gruppenkommando der Reichswehr wahrscheinlich ein paar Feldhaubitzen angefordert haben. Mögen die Rechtsblätter damals die Maßnahmen der Polizei bejubelt haben, die Massen der Bevölkerung, ohne Unterschied der Partei, waren von den Ereignissen mit tiefstem Entsetzen erfüllt. Das Polizeipräsidum ist für Jahre hinaus diskreditiert, und die Nachfolger des Genossen Z. werden sich bei ihm bedanken können für die Schwierigkeiten und das Mißtrauen, auf das sie von Anfang an stoßen werden. Für die Sozialdemokratie aber kann es bald verhängnisvoll werden, daß sie für den von ihr vorgeschickten Mann noch immer grade steht.

Sie wird den berliner Polizeipräsidenten nicht mehr lange tragen können.

Genosse Z. selbst mag ähnlich fühlen, denn er hat plötzlich das Bedürfnis empfunden, sich öffentlich zu rechtfertigen. Während er in der ersten Zeit nach den blutigen Maitagen, als die Schläge auf ihn hageldicht fielen, sich in jenes Phlegma hüllte, mit dem alte Parteifunktionäre die Erregungen einer Geringfügigkeit, wie es in diesem pseudodemokratischen Staat die öffentliche Meinung ist, zu überstehen pflegen, ist er jetzt endlich aus sich herausgegangen. Er hat nämlich das Zentralorgan der K.P.D. verklagt, das, von einigen kräftigen Verwünschungen abgesehen, sachlich auch nichts Andres gesagt hat als einige demokratische Blätter, die an der Polizei scharfe Kritik geübt und ihre Bürgerkriegsmethoden unzweideutig abgelehnt haben. Vielleicht hofft Genosse Z., über eine kommunistische Zeitung am ehesten obsiegen zu können, um wenigstens eine Verurteilung wegen formaler Beleidigung als Trophäe nach Hause zu bringen. Er vergißt jedoch, daß dieser Prozeß, der Ende Januar zum Austrag kommen dürfte, das ganze abscheuliche Kapitel wieder aufrollen und einer Bewegung, die schon versickert zu sein schien, frischen Ansporn geben wird. Nichts kann erwünschter sein, als wenn der Polizeipräsident in öffentlicher Gerichtsverhandlung darlegt, weshalb er den 1. Mai als einen Großkampftag erster Ordnung betrachtet hat, weshalb am 3. Mai in Neukölln im Schutze eines „kleinen" Belagerungszustandes, von dem die Verfassung nichts weiß, noch immer auf friedliche Passanten geschossen wurde, und wer nun eigentlich der Feind war, gegen den sich die militärischen Anstrengungen richteten. Es gibt noch Dutzende solcher Fragen, eine Anzahl davon ist in den Prozessen gegen die Verhafteten schon beantwortet worden; in welcher Weise schildert der nachstehende Artikel. Wenn Genosse Z. im Gerichtssaal nicht andres zu sagen haben wird als seinerzeit in seinen schnell zum Kinderspott gewordenen Kriegsberichten, dann dürfte dieser Prozeß, in den er sich vorwitzig genug wagt, seinen amtlichen Exitus erheblich beschleunigen.

* * *

Maiprozesse von Ferdinand Timpe

Die Abwicklung der berliner Maiprozesse ist jetzt so weit vorgeschritten, daß ein abschließender Überblick möglich ist. Dieser Überblick bestätigt zunächst die Feststellungen, die in den ersten Junitagen dieses Jahres der „Ausschuß zur öffentlichen Untersuchung der Maivorgänge" im Großen Schauspielhaus in öffentlicher Verhandlung auf Grund von rund dreihundert damals vorliegenden Zeugenaussagen getroffen hat — die Feststellung des alleinigen Verschuldens der Polizei. Er liefert aber außerdem ausgiebiges Material zum Thema „Polizisteneide" und zeigt uns weiter die Geschlossenheit, mit der Gericht und Polizei dem betroffenen Publikum

gegenüber zusammenhalten, die Macht der Polizei im Gerichtssaal (ohne die sie ihr Verhalten auf der Straße nicht aufrechterhalten könnte) und das Bedürfnis des Gerichtes, die Übeltaten der Polizei vor der Aufdeckung zu schützen.

I. Wesentlich für die erste Feststellung — des alleinigen Verschuldens der Polizei — ist besonders die Tatsache, daß die Zahl der anhängig gewordenen Strafverfahren in einem gradezu grotesken Mißverhältnis steht zu den mehr als tausend Festnahmen in den ersten Maitagen. Die Polizei hat also wahllos darauflosverhaftet, ohne daß die Staatsanwaltschaften nachher in der Lage waren, öffentliche Anklage gegen die Verhafteten zu erheben.

Aber auch in den zur Verhandlung gekommenen Fällen steht sowohl die Schwere der zur Anklage stehenden „Verbrechen" als auch die Höhe der ausgesprochenen Strafen und die Zahl der Freisprechungen im gleichen schreienden Mißverhältnis zu dem Maß der polizeilichen Betätigung, zu dem Aufwand von achtunddreißig unschuldigen Toten, die von Polizeikarabinern getroffen wurden.

Bis zum 1. November waren anhängig: vierundfünfzig Verfahren mit achtundsiebzig Beschuldigten. Von diesen achtundsiebzig Personen wurden aber nur dreiundvierzig verurteilt, dreiundzwanzig dagegen freigesprochen; gegen zwölf wurde das Verfahren schon vor der Anklageerhebung eingestellt. Die Gesamtheit der ausgesprochenen Strafen beläuft sich auf neun Jahre, zehneinhalb Monate, drei Wochen Gefängnis und dreihundertzehn Mark Geldstrafe. Von den wenigen Angeklagten mußte man also noch fünfundvierzig Prozent unbestraft ausgehen lassen.

Diese Zahlen geben das wesentliche Resultat der gerichtlichen Nachspiele. Die Möglichkeit besteht, daß diese oder jene Strafverfügung nicht miterfaßt ist, weil der Empfänger es vorzog, die fünf oder zehn Mark stillschweigend zu bezahlen, anstatt sich noch weiter über die Sache zu ärgern. Das ist aber ohne Bedeutung. Wichtig ist, daß irgendwelche größern oder auch nur mittlern Prozesse neben den durch die vorstehenden Zahlen erfaßten Sachen nicht stattgefunden haben, wie sich an der Hand der Presseberichte und mit Rücksicht darauf, daß die von der Roten Hilfe betrauten Verteidiger ständige Verbindung mit den zuständigen Staatsanwaltschaften und Gerichten unterhielten, einwandsfrei feststellen läßt.

Eine Erläuterung der Zahlen ist nicht erforderlich. Daß die Zahlen anders ausgefallen wären, wenn irgend ein beachtliches Verschulden an den Vorgängen auf Seiten der Arbeiterschaft oder des Straßenpublikums vorgelegen hätte, ist klar.

II. Zunächst einige Fälle, in denen Personen mehrere Wochen in Untersuchungshaft gehalten wurden, obgleich das Verfahren nachher ohne mündliche Verhandlung eingestellt werden mußte, ein zur Anklageerhebung ausreichender Tatverdacht also nicht vorlag.

a) Georg H., einundzwanzig Jahre alt, nicht organisiert, soll am 3. Mai abends acht Uhr in einer Nebenstraße der Hermannstraße

einen Schuß abgegeben haben. Er selbst schildert eingehend, wie er ahnungslos auf dem Wege zu einem Bekannten, der in einer Laube auf dem Tempelhofer Feld wohnt, mit drei Kameraden in die Hermannstraße geriet, dort infolge Auftauchens gummiknüppelschwingender Polizisten verjagt wurde, mit seinen Freunden und einer Anzahl Unbekannter in einem Hausflur Zuflucht vor der Polizei suchte, dann, als die Luft rein war, seinen Weg fortsetzte und auf einmal unter der unrichtigen Behauptung, geschossen zu haben, verhaftet wurde. Im Haftprüfungstermin am 21. Mai wird die Freilassung abgelehnt. Der ursprüngliche Tatverdacht besteht schon nicht mehr; es wird nur noch der Verdacht des einfachen Landfriedensbruchs (das heißt Aufhalten — eventuell auch nur aus Neugier — in einer zusammengerotteten Menschenmenge, ohne daß der Betreffende selbst Gewalttätigkeiten verübt) angenommen; damit fällt der Fluchtverdacht. Das Gericht nimmt aber mit einer sonderbaren Begründung (anders in den völkischen Bombenprozessen!) Verdunkelungsgefahr an. Am 8. Juni wird er auf freien Fuß gesetzt. Das Verfahren wird später ohne Angabe von Gründen eingestellt. Haftdauer: sechsunddreißig Tage!

b) Paul A. soll ebenfalls an der Schießerei am 3. Mai, abends, in Neukölln beteiligt gewesen sein. Parteilos. Noch am 3. Juni lehnt das Landgericht II die Freilassung wegen Fluchtverdachts ohne Angabe konkreter Gründe ab. Ganze fünf Tage später, am 8. Juni, muß man ihn trotzdem laufen lassen. Das Verfahren wird später ohne Angabe von Gründen eingestellt. Haftdauer: sechsunddreißig Tage.

c) Friedrich H. Aus gleichem Grunde sechsunddreißig Tage, vom 3. Mai bis 8. Juni, in Haft. Das Verfahren wird ohne Angabe von Gründen eingestellt.

d) Otto H., dreißig Jahre, nur gewerkschaftlich organisiert, am 3. Mai verhaftet, weil er am Barrikadenbau in der Prinz-Handjery-Straße teilgenommen haben soll. Er benennt Zeugen dafür, daß er zu der fraglichen Zeit ununterbrochen in einer Gastwirtschaft saß und, als er eben ausgetreten war, unter schweren Gummiknüppelschlägen von der Polizei aus dem Abort geholt wurde. Haftentlassung Mitte Juni. Das Verfahren wird ohne Angabe von Gründen eingestellt.

e) Karl D., dreißig Jahre, infolge Magenerkrankung derzeit arbeitslos, Frau im fünften Monat schwanger, wird am 3. Mai, morgens halb fünf Uhr, ahnungslos aus dem Bett heraus verhaftet, weil aus seinem Fenster ein Schuß gefallen sein soll (obgleich die Familie im Bett liegt. Die verhaftenden Polizisten haben es also nicht nötig, eine vage Vermutung durch einen selbst vorgefundenen, damit nicht im Einklang stehenden Sachverhalt zu korrigieren). Auf Grund dieser haltlosen polizeilichen Beschuldigung wird er achtzehn Tage, bis zum 21. Juni, in Haft behalten. Das Verfahren wird später ohne Angabe von Gründen eingestellt. Ein Gesuch, aus Billigkeitsgründen für erlittene Haft eine Entschädigung zu gewähren, wird von der Oberstaatsanwaltschaft beim Landgericht II abgelehnt.

f) Erich G., siebenundzwanzig Jahre, erst von Leipzig zugereist, noch nicht gemeldet. Am 3. Mai, morgens 9 Uhr, in Neukölln in seinem Zimmer ohne Grund verhaftet. Mit ihm zusammen wohnen zwei Zimmerleute. In seinem Koffer wird ein Gummiknüppel gefunden, außerdem werden ihm radikale Flugschriften als Eigentum zugeschrieben, von denen er aber nichts weiß und die offenbar einem der Zimmergesellen gehören. Er wird anscheinend nur aus Gesellschaft mitverhaftet. In Haft bis 24. Mai. Verfahren ohne Angabe von Gründen eingestellt. Der Oberstaatsanwalt beim Land-

gericht II lehnt ein Gesuch, Entschädigung aus Billigkeitsgründen zu gewähren, ab.

III. Diese sechs herausgegriffenen neuköllner Fälle zeigen, wie die Polizei ohne genügende Unterlagen drauflosverhaftet hat und wie ihre Verdächtigungen, auf Grund deren das Gericht zunächst den Haftbefehl erließ, im Laufe der weitern Ermittelungen zusammengebrochen sind.

Schon um das Prestige der Polizei zu wahren, wäre Anklage erhoben worden, wenn auch nur der Schatten eines Tatverdachts übriggeblieben wäre. Es kann nicht einmal so viel an strafbarer Handlung vorgelegen haben, daß es zu einem Strafbefehl über 9 Mark reichte, wie ihn der zwanzigjährige Erwin F. zum Beispiel wegen groben Unfugs erhalten hat. Das Amtsgericht Berlin-Schöneberg verurteilte ihn, trotz zweier Entlastungszeugen, nur auf Grund eines Beamteneides. Zu spät leider bringt der Angeklagte nach der Verurteilung eidesstattliche Versicherungen von drei weitern Entlastungszeugen. Da das Urteil nur mit der Revision anfechtbar ist, können sie nicht mehr vernommen werden. Sie bestätigen, daß F. nichts getan hat und ohne Veranlassung von einem Polizeihauptmann festgenommen wurde. Hier das wörtliche Urteil, das zeigt, wie wertlos Entlastungszeugen sind: „Durch die eidliche Aussage des Zeugen St. (Polizeihauptmann!) ist für erwiesen zu erachten, daß der Angeklagte bei der durch die Polizei erfolgten Säuberungsaktion am 1. Mai 1929 in der Hauptstraße eine das Rotfrontzeichen darstellende Handbewegung gemacht und laut gerufen hat. Der Vater des Angeklagten sowohl wie die Zeugin M. behaupten zwar, daß der Angeklagte sich ruhig verhalten habe. Das Gericht hat diese Angaben aber nicht berücksichtigt, da es unwahrscheinlich ist, daß die Zeugen den Angeklagten bei der großen Zahl der auf der Straße befindlichen Menschenmenge genau im Auge gehabt haben. Da der Zeuge St. als Führer der Säuberungsaktion den Angeklagten bei seiner Handlungsweise gesehen und, obwohl es nicht seine Aufgabe war, persönlich festgenommen hat, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der Angeklagte durch sein Verhalten die öffentliche Ordnung und Ruhe auf der Straße gestört hat." Man beachte, wie unfehlbar für das Gericht ein Polizisteneid nicht nur für Feststellung tatsächlichen Geschehens sondern auch für Auslegung von Gesetzen und Rechtsbegriffen ist. Weil der Beamte sah und weil er festnahm, steht nicht etwa fest, daß der Angeklagte eine bestimmte Handlung vornahm, sondern es erübrigt sich, nachzuprüfen, ob eine Handlung im Sinne des Gesetzes — die die öffentliche Ordnung und Ruhe störte — vorlag. Der Polizeibeamte muß es ja wissen. Was soll man an diesem Urteil mehr bewundern: die Kunst richterlicher Beweiswürdigung, die unfehlbare Beobachtungsgabe der Beamten, die turmhoch die Beobachtungsgabe von Zivilpersonen überragt, oder die Tatsache, daß auch in der freiesten Republik der Beamte den Prozeß entscheidet, das heißt daß die Polizei auch im Gerichtssaal, wie in wilhelminischen Zeiten, die oberste Macht ist und sich die Richter zu willigen Dienern

erzogen hat? (Denn nach diesem Schema werden Tausende von Urteilen gefällt!)

IV. Dieser Fall bringt uns schon wieder auf das immer aktuelle Thema der „Polizisteneide". Da schon in Nummer 45 der ‚Weltbühne' Herr Doktor Apfel sich über dieses Thema geäußert hat, soll hier nur einiges von dem für die Maiprozesse Charakteristischen gesagt werden.

Selten sind die Gerichte in so außergewöhnlichem Maße verpflichtet, die Aussagen der Beamten auf die Goldwage zu legen, wie es in diesen Prozessen hätte geschehen müssen.

Ist es als ausreichend zu bezeichnen, daß die Richter in einer verhältnismäßig großen Anzahl von Fällen nicht verurteilten, obgleich den Behauptungen der Angeklagten Beamteneide gegenüberstanden? Zwar bedeuten diese Fälle eine erste Bresche in die Unfehlbarkeit der Beamten, aber es bleiben Einzelfälle, also Ausnahmefälle. Konnte nicht die von der Polizei malträtierte Bevölkerung verlangen, daß die Gerichte, wenigstens dieses eine Mal, klipp und klar ausgesprochen hätten: eine schuldige Polizei versucht sich vor Gericht reinzuwaschen?

Was die Beamten sich an Aussagen leisteten, dafür zwei Beispiele.

a) In dem ersten neuköllner Maiprozeß gegen G., friedlichen Leser der ‚Morgenpost', und zwei Brüder R. — die letzteren waren nur festgenommen, weil sie wegen ihrer grauen, respektive gelben Radfahrjacken der Polizei aufruhrverdächtig vorgekommen waren! — versuchte ein Polizeihauptmann unter Zeugeneid das längst in der ganzen Öffentlichkeit belachte Märchen von den in den Händen der (unverletzt gebliebenen) Schupos zerschossenen Karabiner dem Gericht mit ernster Miene aufzutischen. Schlimmer können Polizisteneide nicht diskreditiert werden.

b) Anläßlich der Erschießung der beiden Frauen Köppen und Röpner auf dem Balkon ihrer Wohnung in Neukölln ist ein Strafantrag gegen unbekannte Polizeibeamte wegen Mordes gestellt worden. In diesem Verfahren haben zwei Beamte Aussagen gemacht, die von größtem Interesse sind. Einesteils sind sie für den Wert von Beamtenaussagen äußerst charakteristisch, andrerseits erkennt man daraus, welchen blühenden Unsinn Beamte einem Staatsanwalt als glaubwürdig vorsetzen dürfen. Auch liefern sie ein anschauliches Bild davon, wie die Polizei gegen eine — am 3. Mai! — ihrer täglichen Arbeit nachgehende Bevölkerung kriegsmäßig vorgegangen ist.

Ein Hauptwachtmeister hat bekundet:

Am 3. Mai, gegen zwölf Uhr zwanzig, wurde die erste Bereitschaft „Linden" auf Befehl des Polizeimajors zur Säuberungsaktion in der Hermannstraße zwischen Boddin- und Leykestraße eingesetzt. Die Säuberung der Hermannstraße sollte auf Befehl des Majors rücksichtslos, wenn erforderlich mit Waffengewalt (!), durchgeführt werden. Die Bereitschaft fuhr mit zwei Lastkraftwagen, vom Polizeirevier 212 kommend, durch die Boddin- zur Hermannstraße. Vor den beiden Lastkraftwagen fuhr ein Panzerwagen der Gruppe SO., dessen Führer den Auftrag hatte, sofort das Feuer zu eröffnen, sobald die Polizeibeamten beschossen würden. Die erste Bereitschaft hatte den Befehl, nach Feuereröffnung durch den Panzerwagen die Wagen zu verlassen und das zugewiesene Gebiet unter allen Umständen zu räumen und abzuriegeln. (Man beachte: Die Beamten waren also von vornherein in die Psychose versetzt wor-

den, daß sie vom Publikum beschossen würden!) Kaum bogen wir in die Hermannstraße ein, als wir aus südlicher Richtung von beiden Straßenseiten heftig beschossen wurden. (Man muß wissen, daß kein Beamter verwundet wurde!) Hierauf eröffnete der Panzerwagen das Feuer. Die Bereitschaft verließ die Wagen und ging unter Gebrauch der Schußwaffen auf den Bürgersteigen rechts und links der Hermannstraße vor. Der Panzerwagen konnte die Mannschaften nicht mehr begleiten, da er durch seine eigne Schwere den Bretterbelag des Untergrundbahnbaus in der Hermannstraße aus Sicherheitsgründen nicht mehr befahren konnte. Unter Gebrauch der Schußwaffe hat dann die Bereitschaft die Hermannstraße in südlicher Richtung bis zur Leykestraße geräumt. Während unsres Vorgehens wurde fortgesetzt aus den Fenstern der Hermannstraße und der angrenzenden Nebenstraßen, vor allem aus der Prinz-Handjery-Straße und Kochstraße, geschossen. Von unseren Beamten ist niemand verletzt worden. Das Feuer ist vielmehr von der rechten auf die linke und von der linken auf die rechte Straßenseite gerichtet worden. (Also nicht auf die Beamten? Es fehlt also an den Voraussetzungen für das gewaltsame Vorgehen der Beamten?) In südlicher Richtung schoß nur der Panzerwagen.

Die Aussage ergibt ein klares Bild vom Schlachtfeld. Die guten Schutzengel der Beamten haben zuverlässig gearbeitet und die todbringenden Kugeln alle aufgefangen. Auf der Seite der schießenden Bevölkerung kann nur ein Till Eulenspiegel als Ratgeber gewirkt haben; wie kämen die Leute wohl dazu, von der einen Straßenseite auf die andre Straßenseite anstatt auf die Polizei zu schießen! Vielleicht hatten sie die Absicht, sich aus Spaß gegenseitig in die Fenster zu schießen.

Man beachte den Aufbau der Aussage. Die wunderliche Schilderung von der Beschießung der Beamten, die unter solchem Feuer unerhörte Verluste hätte haben müssen, hat den Vernehmenden anscheinend zu der Frage nach den Verlusten der Beamten und, nach Verneinung, zu der zweiten Frage, wie der Zeuge sich das erklärt, veranlaßt. Der Wachtmeister, dem bislang das Märchenhafte seiner Beobachtung noch gar nicht aufgefallen ist, findet dann die phantastische Erklärung.

Noch toller ist es, daß ein Polizeileutnant diese Aussage als richtig bestätigt. Er hat in der Hermannstraße sowohl in südlicher als auch in nördlicher Richtung — obgleich nach den eignen Aussagen dieser Zeugen die Beamten nur aus südlicher Richtung beschossen wurden — Maschinengewehr-„Schreckschüsse" abgeben lassen. Weil aus Häusern der Hermannstraße beim Vorgehen der Beamten geschossen wurde, hat er auch auf die Häuserfronten kurze Feuerstöße abgeben lassen. Zu Anfang der Aktion wurden aber die „Schreckschüsse" „hoch in die Luft, etwa 45°, so reichlich aus beiden Maschinengewehren abgegeben, daß alle Anwohner gewarnt sein mußten".

Dieser Offizier nennt die im Winkel von 45° abgegebenen Schüsse „hoch in die Luft" abgegebene „Schreckschüsse". Es hätte der Nachprüfung unterliegen müssen, ob nicht grade dieser Leutnant sich durch seinen Befehl des Mordes (dolus eventualis) schuldig gemacht hat. Die Staatsanwaltschaft hat aber das Verfahren, weil der Täter nicht zu ermitteln war, eingestellt.

V. Die mehrfach gegen unbekannte Polizeibeamte erstatteten Strafanzeigen sind alle im Sande verlaufen. Ob es durch die Beschaffung weiterer Beweismittel gelingen wird, wenigstens in dem einen oder andern Falle die Staatsanwaltschaften doch noch zur Anklageerhebung zu zwingen, bleibt abzuwarten. Der bisherige Verlauf dieser Verfahren gereicht der „objektivsten Behörde" nicht zur Ehre.

Genau so haben auch die Gerichte sich gescheut, in den Maiprozessen ausdrücklich das Verschulden der Polizei an den Vorgängen überhaupt festzunageln. Polizei und Justiz sind viel zu eng verschwägert, um sich gegenseitig zu diskreditieren. Wiederholt wurden von der Verteidigung umfangreiche Beweisanträge gestellt, die darauf hinausliefen, fünfzig bis hundertfünfzig Augenzeugen über das Verhalten der Polizei in den Maitagen zu vernehmen. Die Erhebung dieser Beweise wäre rechtlich relevant gewesen, weil bei jedem einzelnen Polizeizeugen der Verdacht gegeben war, daß auch er sich an den unerhörten Brutalitäten beteiligte und daher als Zeuge — weil er geneigt sein mußte, eigne Schuld oder die Schuld von Amtskollegen abzuleugnen — generell unglaubwürdig war. Die Gerichte sind hierauf nicht eingegangen. Ebenso lehnten sie Beweiserhebungen darüber ab, daß der Polizeipräsident Zörgiebel, kurz formuliert, den staatlichen Polizeiapparat zur Verfolgung parteipolitischer Zwecke mißbraucht habe. Auch gingen sie einer gründlichen Prüfung der Frage, ob das Demonstrationsverbot nach der Verfassung unzulässig war und die Beamten sich nicht in rechtmäßiger Ausübung des Amtes befanden, aus dem Wege. Daß eine mit detaillierter Begründung von einem berliner Anwalt gegen Polizeipräsident Zörgiebel erstattete Strafanzeige wegen Anstiftung zum Morde ohne Erfolg blieb, braucht wohl kaum gesagt zu werden.

VI. Hat die berliner Justiz auch durch die Zahl und die Art der gegen Maiangeklagte vorgenommenen Verurteilungen indirekt bewiesen, daß namhafte Verfehlungen auf Seiten des Publikums nicht vorgekommen sind, so hat sie eine unbedingt gegebene moralische Pflicht, auf deren Erfüllung das Publikum einen Anspruch hatte, — die ausdrückliche Feststellung der polizeilichen Schuld an dem Gesamtkomplex der Vorkommnisse und die Verantwortlichmachung der wahren Schuldigen — nicht erfüllt. Diese Feststellungen wären auch aus juristischen Gründen notwendig gewesen, denn in einem demokratischen Staatswesen ist unbedingt die Frage zu klären, ob der „Untertan" zu unbedingtem Kadavergehorsam gegenüber einem Polizeibeamten verpflichtet ist, ob er grundlose Mißhandlungen und das Maß des Humanen überschreitende Gewaltanwendungen widerstandslos hinzunehmen verpflichtet ist oder ob ihm auch der Polizei gegenüber ein Notwehrrecht zusteht. Um nicht offen zugeben zu müssen, daß wir einen Polizeistaat haben, in dem die Polizei, trotz andrer Versicherungen in der Verfassung, die oberste Gewalt hat, blieben diese Fragen ungeklärt. Die Maiprozesse wären ein guter Anlaß zur Klärung gewesen. Es bleibt beim Alten.

Neuerburg und Reemtsma II von T. H. Tetens

...Die konkreten Anschuldigungen gegen den Reemtsma-Neuerburg-Konzern und hohe Ministerialbeamte waren so ungeheuerlich, daß ich den Artikel der ‚Weltbühne' sofort im Reichsfinanzministerium vorlegte und fragte, ob die Herren nicht dagegen vorzugehen gedächten. Zu meiner größten Verwunderung sträubte sich aber Geheimrat Schröder dagegen. Er hält ein gerichtliches Vorgehen nicht für zweckmäßig, denn erstens könnte sich der Verfasser auf den § 193 (Wahrung berechtigter Interessen) berufen, und zweitens befürchten die Herren, nicht Recht zu bekommen.

Reichstagsabgeordneter Holzammer in einer Rede vor Tabakinteressenten am 12. Dezember 1929

Hundertzwanzigste Sitzung des Reichstags, Donnerstag, den 19. Dezember 1929, vormittags 11 Uhr. Diese Zeilen werden in einem Augenblick geschrieben, in dem der deutsche Reichstag drauf und dran ist, den größten Korruptionssumpf der Nachinflationszeit durch dreimaliges Erheben von den Sitzen gesetzlich zu stabilisieren. Das deutsche Volk weiß von nichts, und es darf natürlich auch nichts wissen. Die Abgeordneten des Reichstags wissen von nichts, denn sie wollen nichts wissen. Und doch liegen die Dinge ganz klar:

Durch eine alljährlich wiederkehrende nachgerade berüchtigte Aktion eröffnet die Interessengemeinschaft Reemtsma-Reichsfinanzministerium ein eigenartiges Geschäft unter der bekannten Deklarierung „Änderung des Tabaksteuergesetzes" Eine etwas massive Drohung des Kabinetts genügte, um die dringend benötigte Abschlußgenehmigung durch das Parlament zu erhalten. Da dieser Vorgang bei den wenigen Eingeweihten einen kleinen Starrkrampf und bei der deutschen Presse verständliches Schweigen ausgelöst hat, so dürfte wohl am Platze sein, jene Mächte studienhalber unter die Lupe zu nehmen, die sich nunmehr auf einen Willensbeschluß des deutschen Volkes berufen können.

Der neue als Gesetz festgelegte Vertrag zwischen der schon seit Jahren bestehenden Interessengemeinschaft Reemtsma-Reichsfinanzministerium geht von einigen, den Herren Mitgliedern des Reichstags vielleicht nicht genügend bekannten Voraussetzungen aus. Der Reemtsma-Neuerburg-Konzern ist mit einigen hundert Millionen Mark Steuergeldern vollgepumpt, die der Raucher beim Kauf der Zigaretten bezahlt und die der Konzern durch künstlich hochgeschraubte Rohtabakpreise an seine Dachgesellschaft in Amsterdam verschiebt. Wie es zu dieser phantastischen Subventionierung kam, wie die dem Konzern unbequeme Konkurrenz mit Hilfe des ministeriellen Treuhänders und Buchprüfers Doktor Schulte kunstgerecht umgelegt wurde, das haben wir vor einigen Wochen (in Nr. 46) dargestellt. Jede der alljährlich wiederkehrenden und überraschend durchgepeitschten Änderungen des Tabaksteuergesetzes erwies sich als ein genau berechneter Schachzug

für den Reemtsma-Neuerburg-Konzern. In der Folge ließ sich die gewaltige Flut von zins- und sicherheitslosen Steuergeldern kaum noch verschleiern, und unter dem Zwang des Geldüberflusses vollzog der Reemtsmakonzern die Metamorphose von der Aktiengesellschaft zur G. m. b. H., um so der gesetzlich geforderten öffentlichen Bilanzvorlegung zu entgehen.

Ein oppositioneller Abgeordneter, der Kommunist Ende, zeigte in bemerkenswert sachlichen und scharfen Ausführungen, gestützt auf eine Fülle von Material, in welcher Abhängigkeit sich naturgemäß die Bureaukratie des Reichsfinanzministeriums von einem solch zweifelhaften Großschuldner befindet. Die scharf formulierten Anklagen einer einstündigen Rede wirkten wie Keulenschläge auf die anwesenden Vertreter des Ministeriums. Von den mehr als vierhundert Abgeordneten, die bei Beginn dieser Rede den Sitzungssaal verließen, blieben rund vierzig auf den Bänken, darunter ein Schlaftrunkener, der die tags zuvor in der neuen Geschäftsordnung aufgebügelte Würde des hohen Hauses durch ein zeitweilig bis zur Tribüne hinaufdringendes Schnarchen illustrierte. Die sensationellen Enthüllungen und schweren Anklagen vermochten den Schlaf dieses Gerechten nicht zu stören. Als der Ankläger am Schluß seiner Rede die Einsetzung eines Untersuchungsausschusses forderte, wurde sein Antrag von den wieder hereinströmenden vierhundert Abgeordneten, die inzwischen die Zeit mit Frühstücken und Ausruhen vom Frühstücken verbracht hatten, mit kompakter Majorität abgelehnt.

Auf die Anschuldigungen: das die verfilzten Interessen zwischen Reemtsma und Reichsfinanzministerium einen „zum Himmel stinkenden Korruptionssumpf darstellen", daß durch die täglichen Schachergeschäfte des frühern Finanzbeamten und jetzigen Reemtsma-Syndikus Doktor Flügler in den Fraktionszimmern und Parlamentswandelhallen der hohe Reichstag „zur Börse eines Tabak- und Steuerspekulanten herabgesunken ist", daß Reichstagsabgeordnete fast aller Parteien für die Reemtsma-Interessen eingespannt" sind, daß der sozialdemokratische Abgeordnete Doktor Marum, „Tausende bei den dunklen Batschari-Geschäften eingesteckt habe", daß die namentlich genannten höchsten Beamten des Reichsfinanzministeriums „auch auf die schwersten Vorwürfe nicht reagiert haben", — hörte man keine Antwort. Im Ausschuß ließ allerdings der Reichsfinanzminister durch den Staatssekretär Popitz erklären, daß er „in die Intregität seiner Beamten keinen Zweifel setze".

Was der Herr Minister von seiner Bureaukratie glaubt, soll uns gleich sein. Die Tatsache ist nicht wegzuleugnen, daß ein Korruptionsherd zwischen dem Zigarettenkonzern und dem Reichsfinanzministerium existiert, der sich seit Jahren zum Schaden des Reichssäckels und einiger hunderttausend Existenzen des Tabakgewerbes immer weiter verbreitet. Das wäre das

Schlimmste nicht, wenn dieser oder jener Ministerialbeamte durch Geldsummen gekauft wäre. Die hier vorliegende Korruption ist viel gefährlicher, denn sie beruht auf dem unsichtbaren Einfluß eines Klüngels, der die Geister verrotten läßt. Jener frühere Regierungsrat Flügler, der skrupelloseste Anwalt der Reemtsmainteressen ist seit Jahren täglicher Gast im Reichsfinanzministerium und im Reichstag. Seit ebensoviel Jahren hält er den zuständigen Ministerialreferenten und Sachbearbeiter, Geheimrat Schröder, in einem Netz von Drohungen und Lockungen verstrickt. Dieser Beamte ist in seinen Handlungen nicht mehr frei, denn er und seine Vorgesetzten sind letzten Endes dafür verantwortlich, wenn zu dem bisherigen Verlust von sechzig Millionen, der auf Grund einer fahrlässigen Handhabung des Tabaksteuergesetzes entstand, weitere Verluste durch den ausstehenden Dreihundert-Millionenkredit hinzukommen. Die Korrumpierung begann mit Begünstigung und Ausnutzung von Beziehungen, sie ist heute fundiert durch Furcht. Reemtsma und das Ministerium bilden heute zusammen eine Schichsalsgemeinschaft auf Gedeih und Verderb. Die Herren wissen aus Erfahrung, daß bisher jede große Zigarettenfabrik durch den wechselnden Rauchergeschmack eine Niedergangsperiode erlebte. Passierte das dem Reemtsmakonzern, so würde das ganze Kartenhaus zusammenbrechen. Um dies vom Konzern abzuwenden, verlangt die hinter ihm stehende Deutsche Bank von der Regierung die Zigarettenkontingentierung auf zunächst fünf Jahre, also ein gesetzlich geschützes Privatmonopol, welches gewissermaßen auch das Risiko für die Bureaukratie herabmindert. Rechnen wir die gesteigerte Subventionierung durch den Zufluß von hundertfünfzig Millionen aus der Zigarettensteuererhöhung hinzu, so haben wir ein klares Bild dieser Wirtschaft. Als Beweis sprechen zahllose Einzelvorträge neuen und älteren Datums, die bereits grichtsnotorisch festliegen. Wir erheben öffentlich gegen verantwortliche Beamte des Reichsfinanzministeriums die Beschuldigung auf Mißbrauch der Amtsgewalt, Verletzung anvertrauter öffentlicher Interessen, Verletzung des Diensteides und der amtlichen Schweigepflicht und Begünstigung von Sonderinteressen.

Der Reichsminister der Finanzen, Herr Doktor Hilferding, ließ durch den Staatssekretär Popitz erklären, daß seine Beamten zu hoch stehen, als daß sie sich gegen den „Schmutz der Gosse" vor Gerichtsschranken verteidigen müßten. Der Herr Reichsminister und sein Popitz übersehen, daß die an dieser Stelle erhobenen Vorwürfe durch Gerichtsurteile bestätigt worden sind. Man darf wohl die Eilfertigkeit der beiden Herren aus den Umstand erklären, daß grade in der vergangenen Woche im Reichsfinanzministerium Hochwasser war, darunter mag die Akkuratesse gelitten haben.

Friedrich der Große begründet den berliner Bodenwucher von Werner Hegemann

Friedrich II., der sich gerne rühmte, den Franzosen Elsaß-Lothringen gesichert zu haben, der den deutschen Handel Danzigs vernichtet und den Osten einschließlich Oesterreich-Ungarns dem Deutschen Reiche für immer entfremdet hat, darf auch als der Vater der berliner Mietkaserne verehrt werden. Es mag wahr sein, daß der Väter Segen den Kindern Häuser baut. Aber die Mietkasernen, die Friedrich der „Große" den berliner Kindern baute, waren kein Segen, sondern haben sich auf Grund der friderizianischen Gesetzgebung zu einer der fluchwürdigsten Formen des großstädtischen Massen-Pferches entwickelt. In keiner andern wichtigen, öffentlichen Angelegenheit genießt das ganze Deutsche Reich noch heute so deutlich wie im Wohnwesen die Früchte, die sein meistgerühmter und meistbezweifelter König gesät hat.

Es wird selten gewürdigt, daß Friedrich II. durch seine durchaus umstürzende Reform des Hypotheken-Rechtes ganz eigenhändig die Grundlage für die monströse Entwicklung der berliner Mietkaserne im 19. Jahrhundert geschaffen hat. Die Hypotheken-Ordnung Friedrichs II. gilt in ihren schädlichsten Grundzügen noch heute. Sie galt lange vor der Einführung des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches auch schon außerhalb Preußens. Seit 1896 ist durch das Bürgerliche Gesetzbuch (§ 879) der verhängnisvollste Grundgedanke der friderizianischen Hypotheken-Ordnung von 1748 zum deutschen Reichsgesetz erhoben. Das soziale Elend und der wirtschaftliche Schaden, die Friedrich II. damit über das deutsche Volk gebracht hat, sind so groß und unheilbar, daß sie sogar von einigen unbefangenen Vertretern der amtlichen deutschen Wissenschaft bemerkt werden mußten. Gelegentlich der „Leipziger Siedlungswoche 1927" erklärte der Geheime Justizrat Doktor Heinrich Erman, Professor der Jurisprudenz an der Universität Münster:

> Durch die Forschungen der Professoren Eberstadt (Berlin) und Weyermann (Bern) wurde als der Sündenfall des preußisch-deutschen Hypothekenwesens das Gesetz Friedrichs II. von 1748 ermittelt, das die bis dahin bestehende absichtliche Zurücksetzung der Bodenkaufpreis-Hypothek gegenüber den Baugläubigern ersetzte durch die noch heut geltende einfache Zeitfolge der Hypotheken. Sie ergab außer schwerster Gefährdung der Baugläubiger auch die frevelhafte Hochtreibung der deutschen Baubodenpreise, die vor dem Kriege für Groß-Berlin zehnmal so hoch waren als für gleichartige Gelände von Groß-London, wie ja auch die Behausungsziffer für London nur den zehnten Teil der berliner betrug. Unser Hypothekenwesen mit seinen Hypothekenbanken usw. fördert eben die Bodenpreistreibung und den Enghochbau der Mietkasernen statt des volksnotwendigen Weitflachbaues von Kleinhäusern mit Nutzgärten, wie sie jetzt der Artikel 155 der Reichsverfassung als „Wohnheimstätten" für alle deutschen Familien verheißt und fordert. Diese Heimstätten-Verheißung kann erst dann zur Wirklichkeit werden, wenn die verfassungswidrige Bodenpreistreiberei beseitigt worden ist, die heute mit-

tels unseres fehlgehenden Hypothekensystems möglich und zur Regel geworden ist.

Eberstadts arbeitsreiches Gelehrtenleben war wie ein einziger großer Geistes-Kampf gegen die furchtbaren Folgen der Kurzsichtigkeit Friedrichs II., namentlich gegen das von ihm befohlene sinnlose Zusammenwerfen der Baugeld-Schulden mit den Boden-Schulden, und ein Kampf für die „Rückkehr zu unserm deutschrechtlichen System und dem Grundsatz der Hypotheken-Differenzierung". In seiner „Geschichte des Immobiliar-Kreditwesens in Preußen" hat Weyermann im einzelnen gezeigt, daß die bis 1748 geltende preußische Hypotheken-Ordnung, die von Friedrich II. umgestürzt wurde, unendliche Vorteile vor der heutigen friderizianischen Ordnung besaß. Nach überliefertem deutschen Rechte sorgte die frühere Ordnung für mäßigen und vorsichtigen Bodenkredit, für die Notwendigkeit, das geliehene Hypotheken-Geld schnell zu amortisieren, für die Notwendigkeit billiger Bodenpreise und für mäßigen Bedarf an Besitzkredit.

Friedrichs II. neue Hypotheken-Ordnung übernahm blind schematisch Formeln des römischen Rechtes, ohne die Schutzmaßregeln des römischen Rechtes (die Privilegierung der Bauhypothek) mit zu übernehmen. Friedrichs II. Umsturz der alten deutschen Ordnung verwandelte den Bodenkredit in ein Mittel zu gleichsam untilgbarer Dauerverschuldung, die ohne Gefahr für den Geldgeber beständig gesteigert und zum Aufblähen der Bodenpreise benutzt werden kann. Der einzelne Grundbesitzer, der seinen Boden (bebaut oder unbebaut) zu dem aufgeblähten Preise verkauft, kann Nutzen aus diesem schädlichen Gesetze schlagen. Aber der gesamte Stand der Grundbesitzer und erst recht alle Mieter werden schwer geschädigt: „Was der Vorbesitzer profitiert hatte, mußte er oder sein Nachfolger irgendwann in irgendeiner Form zahlen. Regelmäßig war das Ergebnis eine Höherverschuldung des Grundstücks schon beim Erwerbe." Weyermanns eingehende Untersuchungen zeigen, daß zum Beispiel in Berlin bei den Verkäufen von bebauten Grundstücken in der Breiten Straße die Kaufgeldverschuldung gleich nach Erlaß der friderizianischen Hypotheken-Ordnung auf das Siebenfache angewachsen ist. Künftig war es möglich, Kaufgelder als Dauerverschuldung eines Hauses stehen zu lassen und alle kommenden Geschlechter von Mietern zur Weiterverzinsung und zu einer Art nimmer endender pfandbrieflicher Leibeigenschaft zu zwingen. Es hatte eines gekrönten „Dichters" und „Philosophen" bedurft, um dieses phantastische Übermaß von Unwirtschaftlichkeit und volksfeindlichem Unverstand möglich zu machen. Am 4. März 1881 rief Bismarck im Reichstag: „Mir ist aus statistischen Daten zugekommen, daß der Feuerkassenwert der berliner Häuser etwas über 1900 Millionen beträgt, die Hypotheken aber, die darauf eingetragen sind, über zwei Milliarden; der Wert unter zwei Milliarden, die Schulden über zwei Milliarden!" Der harmlose Bismarck war oder tat sehr erstaunt. Er hätte noch mehr gestaunt, wenn er von Eberstadt die Tatsache erfahren

hätte, daß der Feuerkassenwert **meist schon um 30 Prozent** oder mehr übertaxiert wurde, um höhere Hypotheken zu erlangen.

Friedrichs II. neue Ordnung erlaubte, auch hinter dem Kaufgeld beinahe unbeschränkt neue Hypotheken aufzunehmen. Jede neue Hypothek lieferte jeder frühern verstärkte Sicherheit und lud neue Dauerlasten auf die lebenden und auf die noch ungebornen Geschlechter von Mietern. Diese Entwicklung setzte in Berlin gleich nach 1748 ein. Weyermann schreibt auf Grund seiner berliner Einzeluntersuchungen: „Seit ungefähr 1750 hat eine dauernde Aufwärtsbewegung der Immobilienpreise stattgefunden, welche die Hausgrundstücke im Verlauf von zwölf bis fünfzehn Jahren auf das Doppelte ihres vormaligen Höchstwertes getrieben hat." Diese gewaltigen Preissteigerungen sind nicht etwa durch Mehraufwendungen und Verbesserungen der Häuser zu erklären. In den Verhandlungen der märkischen Städte wurde kurz nach 1770 festgestellt: „Man weiß seit dem Kriege in Berlin viele Häuser, die heruntergekommen sind, aber fast keine, die emporgekommen wären."

Die Schäden, die Friedrich II. eingeführt hatte, trafen das landwirtschaftliche Kreditwesen ebenso schwer wie das städtische. Im Jahre 1770 schilderte sie von Rohwedel, der Syndikus der Neumärkischen Landschaft, in seiner geheimen Denkschrift an den Justizminister von Fürst. Darin heißt es auch: „Wir sind zu der Gewohnheit geraten, daß unerschrocken Güter mit großen Schulden angenommen werden, ohne daß die Gruft, die wir den Unsrigen, unserm guten Namen, unsern Gläubigern und unsern in besseren Umständen befindlichen Mitbürgern bereiten, von uns wahrgenommen wird." Diese Gruft hat Friedrich der „Große" gegraben. In dieser Gruft sind die wirtschaftlichen Hoffnungen ungezählter Bauhandwerker und immer neuer kleiner Sparer, und — was schlimmer ist — die guten Wohnsitten, die „Wohnungskultur" und die Gesundheit von Millionen Frauen und Kindern Berlins und andrer großer deutscher Städte beerdigt worden. Die große Schuldentilgung der Inflation hat diese Gruft eine Weile vergessen lassen. Aber die auf Grund der friderizianischen Hypotheken-Ordnung erwachsene Mietkaserne ist zu einem deutschen Ewigkeitswert geworden. Treffend nannte Hermann Muthesius die berliner Mietkaserne eine „Unsumme von Unkultur, wie sie in den Wohnungsverhältnissen der Menschheit noch nicht dagewesen ist". Aber der „große" König Preußens hatte dafür gesorgt, daß diese unmenschliche „Unsumme von Unkultur" stets neue Opfer fand, die darin wohnen und dafür zahlen mußten. Der wirtschaftliche Ruin, mit dem Friedrichs II. Hypotheken-Ordnung nicht nur die städtischen, sondern auch die landwirtschaftlichen Grundbesitzer unablässig bedrohte, wenn sie nicht irgendwie wachsende Erträge einheimsen konnten, zwang die landwirtschaftlichen Großgrundbesitzer zur unablässigen Vergrößerung ihrer Güter mittels Bauernlegens (und im 19. Jahrhundert zu unermüdlichem Kampf um höhere Zölle) und lieferte die von der Scholle vertriebenen Bauern unablässig als neues williges Futter in den Rachen der großstädtischen Mietkaser-

nen, deren wirtschaftliche Daseinsmöglichkeit auf diese anhaltende Proletarisierung angewiesen war.

Wenn man zu verstehen sucht, wie Friedrich II. zu seiner schädlichen Hypotheken-Ordnung mit ihren tiefgreifenden Wirkungen auf den Häuserbau in Berlin und ganz Deutschland gekommen ist, so findet man nach aufmerksamem Suchen, daß es sich bei diesem Gesetze ausnahmsweise nicht um eine Auswirkung seiner umstrittenen königlichen Weisheit oder Arglist, sondern um das zufällige Ergebnis seiner juristischen Ahnungslosigkeit handelt. Friedrich der „Große" hat sich selber, so berichtet sein Lobredner Koser, „von der Rechtswissenschaft nie mehr als die allgemeinsten Grundbegriffe angeeignet". Diese kecke Schmeichelei des preußischen Professors ist dahin zu verstehen, daß dem unermüdlichen Gesetzgeber Friedrich II. die allgemeinen Grundbegriffe der Rechtswissenschaft in kaum faßlichem Maße fehlten.

Bald nach Antritt seiner Regierung hatte Friedrich II. mit noch kronprinzenhaftem Anfänger-Eifer den bis heute vielgerühmten und wenig gekannten preußischen Rechtsreformator Cocceji ermahnt, „die Reform zu fördern". Drei Jahre nach der Thronbesteigung jedoch, so erzählt Friedrichs Anwalt Koser, „erhielt Cocceji unerwarteterweise den Bescheid, die Sache sei bei den gegenwärtigen Zeitläuften mit Rücksicht ‚auf die vielen unlöslichen Schwierigkeiten', die sich vor allem aus der Finanzlage des Staates ergaben, ‚bis auf gelegenere Zeiten auszusetzen'. So stockte das Werk von neuem."

Cocceji, den Koser einen „sanguinischen Neuerer" nennt, hatte unter den preußischen Juristen starke Gegner, wie vor allem den Präsidenten des Oberappellations-Gerichtes von Arnim, die über Coccejis „verunglückte, nur durch Kriecherei vor dem einflußreichen Kabinettsrat Eichel überhaupt durchgesetzte Justizreform" spotteten. Von Coccejis Justizreform wissen auch Eingeweihte meistens nur, daß sie ausschließlich dazu da war, als Beweis für Friedrichs II. väterliche Fürsorge um die Rechtspflege den Ruhm des großen Königs zu vermehren, daß sie im übrigen aber schnell vergessenes und vielfach mit barocken Irrtümern des doktrinären Cocceji beschmiertes Papier geblieben ist. „Auf der einen Seite zeigt Cocceji's Entwurf eine viel stärkere Abhängigkeit von dem geschmähten römischen Recht, als der Verfasser zuzugeben geneigt war; auf der andern Seite ist die Geringschätzung gegen die Ortsrechte erkennbar. Das Naturrecht, wie Cocceji es gelehrt hatte, wurzelte völlig im römischen Recht und blieb in dessen enger Sphäre festgebannt." Im übrigen, so fährt Koser fort, war Coccejis „Corpus juris Fridericianum als Entwurf gedruckt, es ist Entwurf geblieben... Sein Manuskript ward vergessen und ging zum größten Teil gar verloren".

Die wenigsten ahnen, daß außer der verlorenen, „verunglückten Justizreform", die ein unpraktischer Jurist entworfen und sein in Rechtsfragen gleichgültiger König vergessen hatte, noch ein „Projectum des Codicis Fridericiani Marchici" von Cocceji hergestellt wurde und nicht seinem Namen gemäß Projekt blieb, sondern Leben und für alle preußischen Lande Gel-

tung bekam, nämlich in der verhängnisvollen Hypotheken-Ordnung von 1784, die auf Coccejis unpraktischem Projekt und seiner Konkurs-Ordnung fußt.

Friedrich II. wünschte seit seiner gescheiterten Justiz-Reform nur noch Vereinfachung. Er wollte „alle drei Instanzen in einem Jahre" fertig gemacht sehen und er hetzte „in hellem Zorn" seine Richter mit empfindlichen Strafen. Der Wunsch nach Vereinfachung beherrscht die Hypotheken-Ordnung Coccejis bis zur gefährlichen Oberflächlichkeit. Koser gibt zu: „Wohl wurde dabei bisweilen das Verfahren ein wenig stark abgekürzt. ‚Marsch, marsch, was fällt, das fällt', soll Coccejis Gehilfe Jariges einmal gesagt haben." So fiel in der Hitze des Eifers, dem König zu gefallen, auch die grundsätzlich wichtigste Unterscheidung zwischen Boden-Schulden und Baugeld-Schulden unter den Tisch. Sie wurde ersetzt „durch die noch heute geltende einfache Zeitfolge der Hypotheken", ohne daß Friedrich der „Große", der sich grade seine umfangreiche „schmutzige Wäsche" (seine vielen französischen Gedichte) von Voltaire reinigen lassen mußte, geahnt hätte, daß hier über das Wohl und Wehe von mehreren Hundertmillionen Menschen in schludriger Achtlosigkeit entschieden wurde. Hunderte von Millionen Kinder, Frauen, Greise und in ihrer Lebenskraft geschwächte Männer mußten und werden im Laufe der Jahrhunderte durch die Mietkasernen ziehen, die der aufgeklärte Despotismus eines in allen Gebieten der Kunst, Wissenschaft, Gesetzgebung und Soldatenschinderei dilettierenden Königs verfügt hat.

Wieviel Friedrich II. selber von diesen Dingen verstand, geht aus seiner berühmten Haltung im Prozeß des Müllers Arnold hervor, von der selbst sein Bewunderer Koser zugibt: „Friedrich hat mit seinem Machtspruch in Sachen des Müllers Arnold geirrt, im besten Glauben und aus dem edelsten Beweggrund Unrecht getan." Und von den Richtern, die als Opfer der Kabinettsjustiz Friedrichs II. ins Gefängnis wanderten, sagt der geschickte Professor Koser: „So haben die Männer von 1779 in ihrem Männerstolz vor Königsthronen nicht geschickt, nicht klug gehandelt, aber untadelhaft, überzeugungstreu, gerecht." Einer dieser „untadelhaften" Richter, der Regierungsrat Neumann, hinterließ erstaunliche Aufschlüsse über Friedrichs II. Vertrautheit mit seinen einschneidenden königlichen Rechts-Reformen. Der „untadelhafte" Neumann erzählte in seinem Tagebuch: „In der ersten Hitze hat der König nur gegen den einzigen General von Buddebrock geäußert, es hätte ihm sehr geärgert, daß die Neu-Märckische Regirung das römische Recht und mehr Sachen allegirt, die er gar nicht verstände, da er doch den Codicem (Fridericianum Marchicum) publiziren lassen — worauf ihm dann dieser geantwortet, der Codex enthalte nur eine Prozeßordnung, welches der König schlechterdings nicht glauben wollen, worauf der v. B. den Codicem hohlen lassen und es dem König nachgewiesen: dieser hat hierauf sehr gelärmt, daß man ihm bisher weiß gemacht, der Codex enthielte die Entscheidung aller möglichen Rechtsfälle."

Nachdem Friedrich II. damals seinen Großkanzler ohne Grund beschimpft und Knall und Fall entlassen hatte, erließ er am 14. April 1780 die Kabinettsorder, mit der er und der neue Großkanzler wieder einmal den lange vergessenen Versuch einer Gesetzes-Reform erneuerten, obgleich der König noch drei Jahre vorher befriedigt geschrieben hatte: „Die Gesetze sind hierzulande hinreichend weise geordnet. Ich glaube nicht, daß man nötig hat, sie zu überarbeiten." Über die Kabinettsorder von 1780 schrieb der „untadelhafte, überzeugungstreue und gerechte" Richter Neumann: „Auf dem Titul-Blatte kann keine schicklichere Vignette angebracht werden als ein Hanß Wurst mit der Pritsche, denn einwendig ist der lebendige Marckschreyer. Es ist zu verwundern, wie zwei Menschen, die schon mit einem Fuß in die Grube stehen, und mehr Cadaver als wirkliche, lebende Creaturen sind, noch dergleichen weitaussehende Projecte, die schon so oft verunglückt, in Publico verbreiten, und sich noch so aufblasen können. Man geht lediglich mit Verblendung des Publici um, der König ist wie ein Rohr, welches von jeden Winde bewegt wird, er versteht von der Gesetzgebung nichts, in so weit ist er außer Schuld."

Kritik aus der Erinnerung von Peter Panter

Bei Tante Friedeberg in Stettin stand auf dem Schreibtisch die Sonne meiner Kindheit: eine kleine Glaskugel mit einem Weihnachtsmann drin. Wenn man die Kugel auf den Kopf stellte, so daß ihre Marmorplatte, auf der sie saß, zu oberst kam, dann fing es an, in der Kugel zu schneien. Es war eine einzige Herrlichkeit. Stellte man die Kugel wieder auf den Tisch, so fuhr es fort, zu schneegestöbern. Langsam, ganz langsam setzten sich die Schneeflocken dem Weihnachtsmann auf die Mütze, auf seinen Ruprechtssack und auf den Boden der Kugel ... sachte, sachte. Erst wenn sie sich alle gesetzt hatten, sah man wieder klar. Erbarmungslos klar: der Weihnachtsmann war eine kleine Murks-Puppe, und die Schneeflocken Schnipselchen aus irgend einer Masse. Abwarten ist immer gut.

*

Über die Reinhardtsche Inszenierung des Hamsunschen „Vom Teufel geholt" ist das Entzücken groß; das etwas schwer zugängliche Stück soll sogar ein Geschäft sein. Das buchen die mitwirkenden Schauspieler auf ihr Konto, Reinhardt auf das seine, ein Jammer, daß die Leute dem Autor Tantiemen zahlen müssen: der Abend ist gut besucht, obgleich man sein Stück spielt ... Was geht da vor —?

Nun haben sich die Flocken gesetzt, die berliner Stimmen sind verhallt, ich sitze in der Stille, und aus den bunten Mappen kommen die Erinnerungen ...

Hamsun? Es war wildgewordenes Wachsfigurenkabinett; Spezialitätentheater von wundervollen Chargen — es war, in einer kleinen Glaskugel: Deutschland; herrliche

Einzelleistungen, aber ohne Harmonie. Ist das noch Theater? Es ist nur Theater.

„Das Theater", hat Reinhardt dekretiert, „gehört dem Schauspieler." So ähnlich sagts Gordon Craig auch, nur mit ein bißchen andern Worten — und beide haben von sich aus gegen uns recht. Das Publikum will die dramatische Erschütterung, weinen will es und lachen, bewegt sein will es, und zwar in Gefühlen, die latent schon vorhanden sind und die nur darauf lauern, daß man sie ins Freie läßt — geschaffen werden soll hier nichts, hier soll einer vorhandenen Menagerie Futter gegeben werden ... Gut. Aber wenn dem schon so ist: dann sollte es wenigstens sauber zugehen.

Das Stück Hamsuns, der von Hause aus kein Dramatiker ist, stammt von gestern und wurzelt auch dort. Warum soll im Jahre 1929 eine Frau Mitte der Vierziger aufschreien: „Ich kann nicht loslassen! Ich kann nicht loslassen!" — Wer verlangt das von ihr? Sie kann, verheiratet oder nicht, schlafen mit wem sie mag; dergleichen ist nicht mehr sehr interessant, denn die Welt sieht ja nicht so aus, wie eine unsägliche Provinzpresse sie ihren bürgerlichen Lesern, die auch inserieren, vorspiegelt ...

Dann soll man also das Stück Hamsuns nicht mehr spielen? Dann soll man es nicht mehr spielen. Aber ummodeln, Melodien hineinstreuen oder fortlassen, mit Verlaub zu sagen: fälschen — das soll man nicht. Brauchte Reinhardt den alten Gihle als fröhlichen Weinbergbesitzer? Das kann man verstehen; nur hat dergleichen mit Hamsun nichts zu tun. Ich sehe ordentlich den Regisseur im Parkett sitzen und jeden Hauch der bezaubernden Komik Romanowskys abschmecken ... was der da vorführt, ist milde und mundet schön; aber wäre Hamsun da gewesen: er hätte sich in Krämpfen gewunden. Dieser alte Gihle ist in Wahrheit ein böser Monomane in Filzbabuschen, das Herz verhärtet wie sein Stuhlgang, ein böser, alter Mann. Der Nabob Klöpfers ... es gibt in einem Stück von Kurt Goetz eine der schönsten Regie-Anmerkungen, die ich jemals gefunden habe. Es heißt dort: „Herr Müller ist kein jugendlicher Komiker; sondern Ingenieur." Das sollte man den Herren Schauspielern in die Garderoben malen. Klöpfer hatte eine Rolle (mit vier Rs) unter den Händen, er krempelte sich die Ärmel auf, tauchte die Arme bis zu den Ellenbogen hinein, wurde von Reinhardt am äußersten gehindert ... und gab nur sich selbst: einen guten Schauspieler. Nabob? Kaufmann, der in die Heimat zurückkommt? Abenteurer? Nichts davon. Manchmal hatte er nichts zu sagen; dann saß er still und ließ nur seine Augen spielen ... und dann, wenn das Stichwort herannahte, gab es ihm einen Ruck, das Schauspielerische fuhr in ihn, und nun begann er zu spielen. Viel Kunst fürs Geld.

Da ist ein von den Weibern ausgehaltener Kerl, Herr Blumenschön ... warum wird er von den Weibern ausgehalten? Weil er — am Tag und bei der Nacht — Charme hat; sonst wäre dergleichen nicht erklärlich. Herr Homolka gibt einen düstern und rohen Patron; weshalb um alles in der Welt ver-

lobt sich ein nettes Mädchen mit ihm? trägt eine mannstolle ältere Dame ihr Geld zu ihm? alles, weil er so unausstehlich ist?

Da ist ein Leutnant... diese Rolle hat einmal Biensfeld gespielt... täuscht mich die Erinnerung? Aber so kann sie nicht täuschen: Biensfeld trat auf und war ein unglücklicher Mensch; schief verliebt, versoffen, er verstand die Welt nicht mehr — und was sehen wir hier? Eine Operettencharge, die von allen Direktoren reihum engagiert wird, damit sie immer wieder dasselbe spiele: sich, den Herrn Julius Falkenstein — leicht daran erkennbar, daß er spricht wie ein in die Erde gegrabener Mensch, mit Glatze und hohler Stimme. Also angetan hat er herauszukommen, damit das am Tage stark beschäftigte Publikum gleich wisse und mit einem leisen Rauschen quittiere: „Falkenstein!" — Hat dergleichen noch mit Schauspielkunst zu tun?

Da ist der Musiker Fredriksen. Nie, seit die Welt steht, hat sich ein noch so betrunkener Musiker so bewegt wie Herr Sokoloff; da ist das kluge Fräulein Moosheim, dessen aufgeweckt berlinische Augen vernünftig über das Ganze hinwegsehen, die Augen sind anscheinend gar nicht mitengagiert; da ist, leise und unaufdringlich, Paul Graetz ... aber sagt mir doch, was das alles mit Hamsun zu tun hat?

Gut, nicht mit Hamsun. Also dann: das wäre Theater? Das ist gefüllte Milz — nicht Theater. Selbst so eine Leistung wie die Lucie Höflichs macht dergleichen nicht gut; einziger Augenblick, wo das Dichterische zu spüren ist, ihr Schlußwort; wie sie zu dem Neger ihr gefärbtes Willkommen spricht —: das ist große Schauspielkunst. Aber sonst schauert es nicht von der Bühne herunter: wie nüchtern die Rauschszene im Restaurant, wo Komik und Grauen ineinander übergehen sollten und wo Leere ist, ausgefüllt von den Mätzchen der Schauspieler. Diese Figuren werden ruckweise dem Gelächter eines nervösen Publikums preisgegeben, das ja gar keine Tragik will. Hamsun wird verraten — denn Hamsun macht sich gar nicht über diese Provinzialen lustig. Bei Reinhardt taucht eine Horde von mehr oder minder bunt angetuschten Trotteln auf — wildgewordene Chargen wie jener Onkel Theodor, der dem alten Gihle nachoperettelt...

Man hat zu wählen.

Entweder das Theater stilisiere, wie es die Japaner tun. Dann spielt es sich auf einer völlig andern Ebene ab als die ist, der das Publikum grade entronnen ist —: hie Spittelmarkt — hie Stil. So machts Chaplin, so macht es eigentlich jedes Theater der Welt.

Eine Unterart dieser Stilisierungskunst — nicht, wie Holz gedacht hat, ihr Widerpart — ist das naturalistische Theater. Wenn aber schon naturalistisch; wenn schon genaue Nachbildung von Gaslampen und Inneneinrichtung —: dann wenigstens richtig. Ihr seid zu dritt in deinem Arbeitszimmer; Paul geht hinaus. Nun ruddelst du mit Erna über Paulchen. Sag mal: siehst du dann wie gebannt in die Tür hinein, die jener grade hinter sich zugemacht hat? Du denkst gar nicht

daran: du siehst Ernachen ins Gesicht und klatschst munter über Pauleken. Und so hundertmal — was sind das alles für lächerliche Schauspieler- und Theatergebräuche, die man nicht mehr sehen mag...

Ja, wer mag sie nicht sehen —? Das ist die große Frage. Vielleicht hat Reinhardt Unrecht; seine Kassenrapporte aber haben recht. Tritt im Theater und auch bei Reinhardt ein Dienstmann auf, so tritt die ewige Idee des Dienstmanns auf — immer, immer derselbe; vielleicht einmal, in den achtziger Jahren vague beobachtet — und nun ewig, ewig kopiert, immer derselbe, immer derselbe: die Charge, nicht das Leben. Oder ihre neurasthenische Umkehrung: der, ders anders macht. Aber vielleicht verstände das Publikum die neue Nuance gar nicht? Vielleicht gehen die Leute gar nicht mit, wenn ihnen einer zeigte, wie sie wirklich sind? Pallenberg hats ihnen so oft gezeigt; ich glaube, daß sie doch am meisten dann lachen, wenn er sich gewollt dem Schema nähert... das verstehen sie, das geht ihnen ein, da fühlen sie sich sicher. Unser Theater ist, wenn es sich naturalistisch gibt, Bürgertheater von 1890, mit einer leichten, wenig regenfesten Farbe bestrichen. Kratze das Theater — und du hast die veraltete Klasse, die es geschaffen hat.

Dies ist zunächst keine politische Frage — denn es sieht auf der linken Seite nicht gar so viel besser damit aus; da machen nur die Maschinen mehr Radau. Aber ist das noch Hamsun, ist das noch Theater, wenn in so einem Stück, das gefälligst im Dunkeln zu phosphoreszieren hat, jeder Schauspieler aus seiner Rolle ein „Kabinettstückchen" macht? Im Bühnenklub sagen sie „Stibinettskackchen", und das ist es auch.

Und nun noch ein holpriger Text, über den man alle Naselang stolpert, und dann Hamsun als Vorwand für ein lebendig gewordenes Wachsfigurenkabinett —: es ist nie gut, wenn eine Institution sich selbständig macht.

*

Da war der Abschied von Berlin viel besser. „Carows Lach-Bühne" am Weinbergsweg — diss wah nu janz richtich.

Erst haben sie uns beinah verhauen: den Tisch bekamen wir nur, weil es hieß, Jannings sei mit uns; einer fragte, ob ich es wäre, und einen Herzschlag lang verspürte ich, wie schön Ruhm sein müßte — und dann kam Aemil nicht, und dann machten die das Feld geräumt habenden Leute Krach, und der Direktor Carow legte sich begütigend ins Mittel... Ein schmaler, nicht sehr großer Mann mit ernsten dunkeln Augen, so ein bißchen nach Buster Keaton hin, sehr still, sehr leise... ab. Wir dürfen den Tisch behalten.

Und lassen ein infernalisch-langes Programm über uns ergehen: Steptänzer; eine sehr gute Akrobatengruppe; ein unsägliches Melodram, in der umfangreichen Hauptrolle die ebensolche Frau Direktern; ein Komiker, über den das Publikum jucheit... Das Publikum freut sich überhaupt über alles, am meisten die Frauen, bei denen der Analhumor jeden andern hinreichend vertritt — Überschrift: das Familienprogramm. Und immer noch eine Nummer und noch eine und noch eine..

Die Mitternacht zieht näher schon... da fängt die Original-Posse „Frau Feldwebel" an. Carow hat sich vorher entschuldigen lassen; er spiele, sei aber erkältet... Na, da möchte ich ihn mal sehen, wenn er nicht erkältet ist; das überlebte man wohl mitnichten. Seit Karl Valentins Orchestermitglied habe ich nicht so gelacht.

Eine Militärposse? Unmöglich, sollte man meinen. Die Assoziationen sind zu schmierig — man will das nicht. Und nun noch eine aus der Vorkriegszeit. Und nun noch eine, in der doch gewiß, hier und vor diesem Publikum, kein Antimilitarismus gemacht wird; mir wurde leicht flau. Aber jener kam, stolperte, schwang ein paar große alte Stiebeln, die er jedennoch „jeknillt" haben wollte — und wir waren in Chaplins siebentem Himmel.

Was da herausgestottert kommt, hat mit Militär überhaupt nichts mehr zu tun. Hier ist die Stilisierung über jene Grenze hinausgeführt, die den Menschen von dem menschenähnlichen Ding: dem zur Schau Spielenden trennt — hier ist ein mit Reismehl bestäubter Clown, mit kleinen schwarzen Kreuzchen, wie sie Trier den Clowns als Augen zeichnet, mit zwei dünnen, garnisondienstfähigen Beinen, und einer Schnauze —! Frechheit plus Güte plus Idiotie plus Verschmitztheit plus völliger Ignorierung des Militärs —: ein berlinischer Schweijk.

Der berliner Jargon nennt den „bunten Komiker" mit der Kittneese eine „Klamotte". Ist Erich Carow eine Klamotte? Ja, das ist er auch — aber er ist doch noch viel mehr. Nun wollen wir gewiß nicht hingehen und, wie gehabt, den neuen Heiland entdecken; das kann man nach einer einzigen Rolle überhaupt nicht beurteilen, das erste Mal wirft einen jeder gute Komiker um. Das aber ist er unzweifelhaft.

Er ist vor allem einmal eines, was hierzulande so unendlich selten ist und was man dort am Weinbergsweg zu allerletzt erwartet hätte: er ist leise. Er ist ganz leise und federleicht und in den gröbsten Momenten, grade in denen, zart. Auch hört man ihn denken — was nicht immer ganz einfach vor sich geht: die Maschinerie in seinem Kopf dreht sich hörbar, wenn auch nicht stets mit dem gewünschten Resultat. Das ganze Gesicht denkt mit... Und wenn die Situation dann unrettbar verquatscht ist, so durcheinander, daß sie niemand mehr lösen kann, dann steht er vor dem Herrn Feldwebel, der genau so groß und schnauzbärtig aussieht wie der böse Feind bei Chaplin, steht da und sagt ganz leise zu sich selber, als inneres Kommando: „Abtreten!" und will es auch blitzschnell tun, bis ihn der Feldwebel am Kragen nimmt und noch einmal ans Rampenlicht zieht. Und das ganze Malheur beginnt von vorn.

Was quatscht dieser Mann! was brabbelt er vor sich hin! Wie holt er aus tiefen Denkpausen unauslöschliches Gelächter, so, wenn er — großer Witz! — den Soldaten Neumann als den „neuen Hauptmann" anmeldet, der Feldwebel bekommt einen Bombenschreck, merkt zu spät, daß er genarrt worden

ist, und brüllt den unschuldigen Neumann an. „Sie Himmelhund...! Haben Sie...?" — Nein, der hat nicht. Der Rekrut Kaczmarek hat. „Komm mal her!" Nun kommt es heraus. Und in diesem Moment, wo er doch alles verbockt hat, dreht sich Carow zu Herrn Neumann, sieht ihn, der gar nichts dafür kann und demgemäß stramm steht, von oben bis unten an und spricht ganz leise: „Du bist doch ein dämliches Schwein —"

Und ich muß sagen, daß ich meinen schönsten berliner Theater-Augenblick im Weinbergsweg 20 hatte; Wahrheit muß sein. Es ist jener Augenblick, wo sich Soldat Carow einem seiner Vereinskollegen zuwendet, der mit der Nichte des Herrn Feldwebel ein zartes Abenteuer gehabt hat, ein harmloses, sagen wir es laut, aber eines, das sein Kommißherz arg verstört hat. Davon weiß Soldat Carow. Es hat auch schon einen großen Krach bei Feldwebels gegeben, mit allen Verwechslungen, die nur möglich sind. Aber das hat Carow im Augenblick vergessen; was heißt hier Feldwebel und Kasernenhof...! Soldat Carow nähert sich dem Kameraden, ganz dicht tritt er an ihn heran, seine Äuglein glitzern, das Wasser läuft ihm schmeckbar im Munde zusammen, ein Induktionsstrom der Lust durchzuckt ihn, zugegeben: er, Carow, hat ja von der alten Liebesaffäre nichts gehabt, das ist wahr... aber der andre? Vielleicht ist der andre — Mann ist Mann — der Sache näher gekommen? Nun hat er sich an dessen Ohr gedrängelt, es ist totenstill in dem rauchigen Stall, und Carow spricht. „Willy", sagt er, „hast Du mit ihr —?"

Das wurde nicht nur „gebracht" — das „war da", um einen Bühnenausdruck zu gebrauchen, und es war gar nicht als Zote da. Es war: Humor, Ironie über diesen Humor, Mitfreude, die sich in den Bart sabbert... Gülstorff hat in der Schimekischen um Pallenberg etwas Ähnliches gemacht. Und dann geht es alles drunter und drüber; ich besinne mich nur noch, wie alle: Hinlegen! Aufstehn! Hinlegen! Aufstehn! spielten und wie Carow, der natürlich nicht dabei war, ganz schnell durch die pappene Tür gewitscht kam, ein Mondstrahl unendlicher Schadenfreude ging über sein Rekrutengesicht, um eines Auges Blinzeln zu spät sah ihn der Feldwebel, raus war er, und dann bläst ein Signal, so recht militärisch, ernst, voller Pflichtgefühl — und Carow, der keinen Ernst Jünger gelesen hat und kein nichts und kein gar nichts, kommt herein und spricht zu den reisigen Helden, die um den Feldwebel herumturnen: „Ihr sollt alle essen kommen!" — Nein, mit Militär hat das nichts zu tun.

Um so mehr aber mit einer merkwürdig routinierten, volkstümlichen, einfachen und doch an der Spitze ganz leise ins Himmlische umgebogenen Schauspielkunst. Und während sich in der Schneekugel meiner Erinnerung die berliner Flocken langsam legen, sachte, ganz sachte — höre ich eine leise Stimme, die sagt:

„'ck ha die Stiebeln aba jeknillt, Herr Feldwebel — 'ck ha se a jeknillt —!"

Mimus unter den Juden von Rudolf Arnheim

So wie einer, der taub ist, umso schärfer seine Augen gebraucht, so finden die Künstler des hebräischen Theaters „Habima" für ihr Gebärdenspiel und die Melodie ihrer Stimmen besonders aufgeweckte Kritiker in uns, die wir keine Silbe vom Text verstehen. Die Verfälschung, die für also verstümmelte Zuschauer eine solche Aufführung erfährt, ist relativ ungefährlich, weil nicht, wie in unsern Theatern, Mimik und Pantomimik dem Sprachlichen nur als bescheidener Zusatz beigefügt sind sondern fast wie auf einer Ballettbühne prunkend als Eigenwert paradieren. Und auch der Maler ist nicht unansehnlicher Sklave des Dichters sondern läßt seinen Segen aus allen Tuben über Kulissen, Kleider und Gesichter fließen. Aller Wohllaut und aller Unrat des Spektrums ist abgeladen: ein alter Mann hat ein kalkweißes Gesicht, grellrote Augenhöhlen und grün unterstrichene Backenknochen, und ein Mädchen hat blaue Schatten in die Tiefen ihres weißen Kleides gepinselt wie auf einem Gemälde. So wird der Zuschauer schon durch sein Auge belehrt, daß hier nicht mit irdischen Maßstäben zu messen sei. Und dies sowohl in dem biblischen Drama „Davids Krone" nach Calderon wie ein paar Tage später in der Kleinstadtgroteske „Der Schatz" nach Scholem Aleichem.

Die Krüge, aus denen sich diese Schauspieler einschenken, enthalten ostentativ keinen Wein, und wenn einer Pfeife raucht, so sieht man keine Tabakswolke. Es sind keine Mitbürger, die man im Künstlerzimmer besuchen könnte, es sind barock dekorierte, sich barock gebärdende Schachfiguren auf einem Brett, das nicht die Welt bedeutet sondern sie deutet. Die exemplarische Wichtigkeit, die diese Vorstellungen für uns haben, beruht darin, daß wir einmal großen Theaterstil zu sehen bekommen, Theater, das weder vor der pompösen Operngebärde noch vor der parodistischen Verzerrung zurückschreckt und diese Formen mit Inhalt zu füllen weiß. In einer Zeit, wo man meint, dem Pathos Schillers die Hormone eines untheatralischen Gegenwartsjargons zuführen zu müssen, weil Schiller so uns nichts mehr zu sagen habe, ist es doch wohl ein gewichtiges Argument, daß wir die feierlichen Töne eines andern Dichters, der uns schon deshalb nichts zu sagen hat, weil er auf jiddisch präsentiert wird, in so unbefangen opernhaftem Pathos so ausgezeichnet vertragen! Und es ergibt sich, was seit langem einmal wieder zu beweisen war: daß es nicht auf die Alternative „Pathos oder Konversation" ankommt sondern allein darauf, ob es gelingt, die Form mit Leben zu füllen.

Dies gelingt den Habima-Leuten in erstaunlichem Maße. Der greise König David erscheint keineswegs in der Maske Kaiser Franz Josephs, er sitzt mit seinen weißen Locken in dem Zelt seines faltenreichen Gewandes vor dem Souffleurkasten wie ein Gebirge; der schöne Absalom schlägt den Mantel als eine Toga über die Schulter, und vom Haupte wallt ihm ein Zopf aus rotblondem Flachs über den Gürtel.

Rabenschwarz, mit einer bis zum Schädeldach hinauf gewölbten bleichen Stirn steht Salomo, und zu Häupten des Thrones ist ein kleiner goldbronzierter Assyrer mit viereckigem Vollbart postiert, der, wenn sich die Gelegenheit bietet, mit einem Stabe aufstampft. Nun heben sie bedächtig die Arme und wiegen sich gewaltig in den Knien, betrachten einander mit rollenden Augen und ordnen sich zu klass'sch komponierten Gruppen. Und man bemerke, wie diese Getragenheit nicht eine Minute lang leerläuft, mit was für einer beängstigenden Unzüchtigkeit der schwarzbärtige Amnon diese Gebärden benutzt, um seine Schwester Thamar zu verführen; wie die väterliche Zärtlichkeit, die Angst und der Groll des alten David unkonventionell und unmittelbar packend vorgetragen sind, während er sich schauspielerischer Mittel bedient, die unsre Regisseure als altmodisch verschmähen und die doch die ältesten und die dauerhaftesten sind.

Und selbst in dem Volksstück, in dem All right! gesagt wird und von Eisenbahnen die Rede ist, findet man diese strenge Naturferne durchgeführt, deren Prinzip so geschlossen ist wie bei guter Musik: die Instrumente sind haarscharf auf denselben Ton gestimmt, und der ist am einen Abend feierlich und am nächsten karikaturistisch, harlekinhaft. Nun tanzt da ein hagerer Schneider wie eine vielbeinige Riesenspinne zwischen Marktbuden, und ein runder Geldwechsler wiegt den Kopf wie eine Grotesktänzerin und sperrt erschreckend langsam das breite Maul auf, und zum Schluß gibt es einen Hochzeitsreigen des ganzen Ensembles, wobei man Figur nach Figur in ihrer individuellen Charakterisierung auskosten muß, als wären sie in ein Relief eines großen Bildhauers hineingearbeitet.

Da einem der Sinn der Worte vorenthalten bleibt, horcht man wie ein Konzertbesucher auf die synagogalen Melodien, mit denen die Schauspieler sich verständigen, Konversationsinstrumente, die einen ebenso rätselhaft anmuten, als wenn Ameisen einander zwecks Meinungsaustausches mit den Tentakeln befingern. Es ist mehr Gesang in diesen Reden als in unserm klangarmen Deutsch, die Stimme erhebt sich über das Zischen der Konsonanten, spinnt die Vokale durch ganze Tonleitern aus, und innerhalb der Melodie ist da noch dies Abweichen von der reinen Intonation, dies Hinauf- und Hinabzerren der Töne, das die Saxophonbläser „hot spielen" nennen und das für den echt jüdischen Tonfall so ungemein charakteristisch ist: der Ablauf wird gestört, kompliziert, mit Vorbehalten und ironischen Akzenten gespickt — eine in jedem Augenblick vom Intellekt gebrochene Aktivität. Dies die Eigenart jüdischen Denkens, jüdischer Sprachmelodie. Diese Spezies auch im Foyer, durch das man befremdet wie durch eine Völkerschau wandelte. Figuren, wie man sie noch nie in dieser Ausgeprägtheit getroffen, kleine Männerchen und massiv aufgepumpte Ehefrauen dazu, bewegliche Hälse, listig hochgezogene Brauen und sorgenvoll auf die runden Augäpfel niedergeklappte Liderdeckel — ist dies der Extrakt oder die Degeneration des Judentums? Jüdisch in diesem Sinne, stili-

sierte Gewandtheit, Fingerfertigkeit als Tanz, Dialektik der Gliedmaßen, zur Kunst gesteigerte Grenadierstraße war die Aufführung der Komödie von Scholem Aleichem. Aber woher die unbeschreibliche Ruhe der Davidtragödie, diese pompös daherrollenden Gewitter ohne den leisesten Beiklang von abbiegender Ironie, woher der ungebrochene Gestus und die elementare Leidenschaft? Wie ist es möglich, daß derselbe Schauspieler, der am einen Abend die verführerische Schmiegsamkeit des Mannequins Absalom herzauberte, am nächsten in atemlosen Sprüngen die gespenstische Albernheit eines uralten Friedhofwächters auf dürre Beine stellte? Wo ist das Spezifische in solcher Vielfältigkeit? Wer definiert die Eigenart dieses zugleich so edlen und so gerissenen Volkes?

Werfel oder Das Opfer der Oper

von Heinz Liepmann

Es ist nicht unnatürlich, daß die großen Revolutionäre, falls sie ihre Ideen durchsetzten — nach einem halben Menschenalter Reaktionäre wurden; das ist der sittliche Ausgleich der Kräfte oder die natürliche Abnützung jeder Kraft durch die Natur, die sie schuf. Aber unnatürlich im Sinn gesetzmäßiger Entwicklung ist der Werdegang Franz Werfels.

Ein junger Mensch, geladen mit der zweifellos echten Elektrizität von Hunger und Sehnsucht. Die Wolken einer verwirrenden geschichtlichen Situation berühren ihn, und der Blitz flammt auf: er schreibt Gedichte. Ohne den Zusammenprall mit der Wolke historischen Geschehens: Krieg, Nachkriegszeit, — wäre seine Elektrizität kaum Blitz geworden; trotzdem war er kein Zeitdichter sondern eher Heimatdichter einer entwurzelten Generation, seine Gedichte hatten Klang und ein junges Pathos, dessen man sich nicht zu schämen brauchte. Ich erinnere mich an einen Vers: „Warum, mein Gott, nicht gabst du mir tausend Hände, zu helfen, tausend Herzen, zu fühlen?" Ich sehe in der Ausgabe der „Gedichte", daß der Vers jetzt anders, ähnlich heißt, aber so habe ich ihn bewahrt und mit mir viele. „Warum, mein Gott?!" schrie Werfel und wir mit ihm, und mit Grund; wir waren junge, von unsern sich tötenden Eltern verlassene, zweifelnde, oft verzweifelnde Kinder. Heute aber antwortet Werfel auf die Herzensfrage von vor zehn Jahren. Und wie? Mit roten Samtvorhängen, die riesig vom Schnürboden herunterhängen; ihre Falten, dem Publikum verborgen, sind grün von uraltem Staub und Feuchtigkeit, und dahinter spielt die Oper von Gott und seinen Kreaturen.

Werfel weiß viele Dinge, aber er weiß nichts um sie. Ich kann mir denken, daß er plötzlich fragte: „Warum, mein Gott, nicht gabst du mir die Glut, die ewig währt?" Die Zeit, die ihn begnadete, war vorbei. Die Glut war aus, das Temperament erlosch, aber nicht der aufgestachelte Ehrgeiz, nun half nur Temperatur, die steigt, wenn Fremdkörper den eignen Leib behelligen. Werfel versuchte, sich an fremden Feuern aufs

Neue zu entzünden, er schrieb die „Troerinnen" des Euripides neu, eine gute, saubere Arbeit, mit viel offener Empfindung. „Bocksgesang", „Spiegelmensch" folgten, — ach, so wütet nur einer, der erleuchtet ist von der Erkenntnis eignen Untergangs. Es war nun eine Zeit, in der man alles wagen mußte, um sicher zu gewinnen. Es bot kein Risiko, unverständlich und paradox zu schreiben; auf irgend eine Art würde es immer einen Sinn haben — verfluchte Demut der Sprache! — und selbst da, wo hinter wilden Worten Sinn stand und Erklärung sinnlicher Begriffe, war nie Ethos die unwiderstehlich den Dichter treibende Kraft sondern Ethik, leere Dogmen, hinter starken Worten verkapselt.

Die Zeit stagnierte, stabilisierte sich. Werfel besann sich. Man trug wieder Bürgerlichkeit. Das ist für einen Autor bequem und praktisch, denn ein Buch soll die Stimmung des Lesers verändern, und wenn diese Veränderung durch Erzeugung von Rührung geschieht, durch Beschreibung des Geistes der jeweiligen Lesermajorität, so ist der Erfolg des Ehrgeizes sicher.

Werfel machte Bilanz: er besaß Intelligenz und eine musikalische Empfindung für Worte. Durch langjährige Übung gewöhnt sich ein Literat daran, nur zu leben, um das Gelebte zu verwerten. Konzentrierte Beobachtung ohne persönlichen Genuß. Werfels Roman „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig" lieferte in zeitlupenhafter Pedanterie einen unpersönlichen Beitrag zu der damals grassierenden Vater-Sohn-Literatur. Der Titel zog, das Wort klang nach.

Werfel ist musikalisch. Seine Leidenschaft für Pathos und Geste hätten ihn nun vielleicht zu Wagner geführt, aber ihm scheint von jeher das Gefühl der Klarheit über sich gefehlt zu haben, denn er entschied sich für Verdi. Lebte Verdi noch, hätte Werfel sich ihm nie ergeben. Er glaubt zweifellos, von vielen Kritikern unterstützt, an sein Dichtertum und daß er es ist, der Verdi hilft. Aber in Wirklichkeit ergab er sich dem Geiste Verdis und im Übermaß: er verlor den Reiz des sich Entwickelnden. Werfel ist klug, aber nur in sich; über sich hinaus scheint er unfähig zu sein, zu denken, sonst wäre er pädagogischer sich selbst gegenüber gewesen; an seiner mangelnden Pädagogik ist der Dichter zugrunde gegangen. Er wählte Verdi, wo er Dickens oder Swedenborg hätte wählen können; er hätte wissen müssen, daß das ihm angeborene Pathos, seine südliche Musikalität, der Gegensätze bedürfen, um fruchtbar zu werden; aber er verband sich mit Gleichgeartetem, steigerte sich an der Höchstform seines Ichs, an Verdi, an der Oper. Und nun sehen wir das Produkt dieser zweifelhaften Ehe: „Barbara oder die Frömmigkeit" im ersten bis fünfzigsten Tausend (Paul Zsolnay, Wien). Die Geschichte eines jungen Menschen von der Geburt in den neunziger Jahren bis heute; durch ihn und durch seine Umgebung sollen die Zeiten charakterisiert sein. Aber diese Zeiten schwimmen in charakterisierenden Längen, deren Hilflosigkeit ehrlich erschüttert, mit einer Sprache, durch deren Geschrobenheit nur streckenweise klares Deutsch, Entwicklung wirklichen Inhalts, Verdichtung wirklichen Stoffes schimmert. Wenn Werfel zum Beispiel schreibt,

„daß sich ein gelblich umhemdeter Körper wie eine Woge erhob," — so hat man das Gefühl einer stilistischen Verlogenheit, die keinem Autor verziehen werden darf.

Die Komposition dieses Werkes ist bewährt und klar: Ein Mann, R., rekonstruiert auf Grund besondern Erinnerungsvermögens seine Jugend, sein Leben. Aber wozu ist die Rahmenhandlung konstruiert — Prolog und Ouvertüre, deren Motiv sich im pathetischen Nachspiel wiederholt — wenn dieser Mann R. sich doch nicht genug erinnert, so daß der Autor immer mit erhobenem Zeigefinger hinter ihm steht und dem Leser sagt: „das ist wichtig!" und „dies geschah darum!" — eine klare Komposition also, die in sich zwecklos ist. „Das Werk besitzt eine Ähnlichkeit mit Dostojewskis großen Romanen", schreibt ein Kritiker. Stimmt, auch bei Werfel hat man das Gefühl, daß er Dramen schreiben könnte. Sein Dialog ist fast immer ausgezeichnet, aber die Beschreibung von Helden, Empfindungen und Landschaften verliert sich ins Unendliche und Unwichtige, man hat das Gefühl, als stünden sie in Klammern wie die Regieanordnungen zwischen den Dialogszenen. Werfels Drama „Paulus unter den Juden" dagegen litt am umgekehrten Fehler, ein neuer Beweis seiner mangelhaften Selbsterkenntnis.

Werfel hatte das Gefühl, mit „Barbara" seinen „Faust" zu schreiben, er hat den Ehrgeiz der Ruhelosen, jedes, aber auch jedes Thema rhetorisch zu beherrschen. Es wird zum Beispiel der Held R. während des Krieges kommandiert, drei Überläufer erschießen zu lassen. Unter der Überschrift „Richtgang" wird berichtet, wie der Held sich zwecklos dagegen wehrt, schließlich mit seiner Kompagnie im Morgengrauen die Drei, die unschuldig sind, doch zur Richtstatt führt und dort die vor Todesfurcht schon Wahnsinnigen laufen läßt. Dieses Kapitel ist ebenso wirksam rührend wie verächtlich. Man erinnert sich einer ähnlichen Szene in Arnold Zweigs „Sergeanten Grischa". Dort ist Männlichkeit, Würde, Wahrheit, die tiefe Trauer ergreift den Leser durch die Tatsache der knapp und unkommentiert erzählten Handlung: durch die Hilflosigkeit des Einzelnen vor der Macht; bei Werfel wird Mitleid erzeugt durch Dialektik: jämmerliche Entschlußlosigkeit des Helden, dem die drei Verurteilten, ob erschossen oder wahnsinnig, zum Opfer fallen; es ist ein Unterschied nicht nur des Stils sondern auch der Gesinnung.

Wäre Werfel ein junger unbekannter Autor, würde über dieses Buch anders zu diskutieren sein. Um der Landschaften Masse, der Fülle dargestellter Gedanken und deren Träger willen würde man Phrase und Banalität verzeihen, sie ihm langsam abzugewöhnen versuchen. Man möchte sich ihn sehr gern bescheidener denken, demutsvoller vor dem Werk; man möchte ihn vielleicht auf Reisen schicken, ohne viel Geld, nach Canada oder Nordrußland, dorthin, wo es kalt ist. Man würde ihn vor der Oper und der Sattheit hüten müssen, und alles das um des Blitzes willen, den er schuf, als wir noch jünger und hilfloser waren.

S. Fischer von Arthur Holitscher

Samuel Fischer wird am 24. Dezember siebzig Jahre alt. Wenn das Leben dieses Mannes durch sieben Jahrzehnte Mühe und Arbeit gewesen ist, so ist es auch ein Leben gewesen, das durch Erfolg und Ruhm gekrönt wurde. Es ziemt sich daher, an dem Manne und seinem gesegneten Leben die Gesetze des Gelingens zu erkunden, denn wenn ein Lebenswerk in solcher Weise der Öffentlichkeit, der Gesellschaft, der Zeit dienstbar ist, wie es Werk und Leben des seiner Aufgabe bewußten Verlegers sein muß, so ist es das Recht der Öffentlichkeit wie des Zeitgenossen, Ursachen und Ergebnissen der Wirkung und der Anerkennung dieser Wirkung nachzuforschen.

Die Elemente des Erfolgs und Ruhmes des Siebzigjährigen sind: ein niemals versagender Instinkt für den Wert künstlerischer Produktion, Urteilskraft und Geschmack, in engstem Zusammenhang damit: Menschenkenntnis, sodann: Treue, das heißt unbeirrbare Einhaltung eines Niveaus und Standards, kaufmännische Fähigkeiten nicht zuletzt, Fähigkeiten, die dem Instinkt zur Kunst die Wage halten, und schließlich: jenes (geheimnisvolle) Ingrediens: Glück.

Wer, wie ich, S. Fischer, seine Arbeit, sein Haus dreißig Jahre hindurch aus der Nähe sehen durfte, vermag die Richtung der Linien wahrzunehmen, die, aus diesen Elementen von Anbeginn stark in die Gegenwart herübergezogen, wie Ströme von Energien in die Zukunft hinüberführen, diese Zukunft zu bestimmen berufen sind. Es sind parallele Linien, ohne Abweichungen, daher ist der Strom stark und einheitlich zur Wirkung verbunden. Seine Kraft hat die schwankende Materie: Literatur gelegentlich entscheidend beeinflußt, geführt und gefestigt. In jungen Jahren, Jahren der bedingungslosen Begeisterung und des Glaubens, in denen auch der Instinkt wach und lebendig ist wie nie wieder, hat Fischer eine literarische Richtung, Strömung, Schule sich emporrichten sehn, der später viele sie eine zeitlang durchkreuzende nichts anzuhaben vermochten. Die Zeitdichtung oder politische Dichtung, die wir heute kennen, ist in direkter Folge zu jener naturalistischen Epoche der neunziger Jahre zu betrachten, die Fischer ans Licht gehoben, gestützt und befestigt hat. Die Zeitspanne zwischen „Vor Sonnenaufgang" und zum Beispiel Döblins „Alexanderplatz" zeigt die grade Linie von Fischers Lebensarbeit auf. Und ihre Konsequenz. Aber Fischer hat auch den Aufstieg mancher starken Individualität unter seinen Autoren unterstützt, er hat, als sich Schwankungen einstellten, Stich gehalten, und wohl auch menschlich bei manchem steilen Abstieg nicht versagt.

Das außerordentlich stark entwickelte Zusammenwirken des Instinktes für den Kulturwert der zeitgenössischen Produktion und der ebenso angeborenen Geschäftstüchtigkeit macht grade das Talent des Verlegers, des Kunstkaufmannes aus. Er darf sich weder von der Scylla ästhetischer Schwärmerei, noch von der Charybdis des „Verdienenmüssens" ver-

schlucken lassen. Fischer ist denn auch heil durch alle Fährnisse rasch emporgeloderter und zu Asche niedergesunkener literarischer Richtungen, wie der schweren und verhängnisvollen ökonomischen Erschütterungen unsrer aufgeregten Zeit hindurchgekommen, und mancher seiner Autoren hat ihm das heute zu danken. Was kann man denn Besseres von einem Manne aussagen, als daß er seiner Zeit gewachsen gewesen sei? Daß er sein Leben wie seine Zeit gemeistert, aus beiden ein repräsentatives Ganze geschaffen habe?

So steht Fischer und sein Werk heute vor den Zeitgenossen. Dieses starke und gute Werk, das mit dem Namen Fischer so eng verknüpft ist, wie die Lebenswerke seiner besten Autoren mit deren Namen verbunden sind, identisch mit einem Begriff, Gefühl, dem Geist und Wesen einer Zeit. Es ist ein großes Glück, wenn es einem Manne gelingt, seinen Namen auf solche Art mit seinem Werk zu verbinden. (Ein Glück, dessen S. Fischer jetzt seinen präsumtiven Nachfolger Doktor Bermann-Fischer teilhaftig werden läßt, zugleich mit einer Verpflichtung.)

Das Glück ... nicht allein aus menschlicher Zuneigung, sondern aus dem wachen Interesse eines an den Zusammenhängen unter Menschen brennend interessierten Schriftstellers beobachte ich dieses merkwürdige, seltene Phänomen: daß ein Mensch in seinem Beruf und seinen Lebensschicksalen Glück hat, gerne aus nächster Nähe. Wie ich auch wechselvolle Schicksale, das Auf und Nieder von Gut und Böse in ihrer scheinbaren Unlogik an den Leben Vieler in meinem nähern und weitern Umkreise, wie ich auch mein eignes Leben mit seinen gewissenhaft notierten Widersprüchen genau betrachte und festlege. Das Glück ... Fischer wurde einmal von schwerstem Mißgeschick heimgesucht. Das war, als sein Sohn Gerhart, ein in mancher Beziehung außergewöhnlicher Mensch, frühen Todes sterben mußte. Der Tod ereilte den jungen Mann im Jahre vor dem großen Mord der Erstgeborenen. Damals sah ich ein Schwanken, eine die Grundfesten des Werkes bedrohende Erschütterung — doch standen Fischer zwei tüchtige hilfreiche Menschen zur Seite: seine Frau Hedwig, sein Mitarbeiter Moritz Heimann. Darum hinterließ die Erschütterung an dem Werk keine Folgen. Heute umgibt den Siebzigjährigen ein Stab von jungen, an Kenntnissen reichen, dem Werk treu ergebenen Menschen, in deren Händen dem Werke Dauer verheißen ist.

In das Buch, das wir Autoren des Verlages unserm Verleger an seinem Geburtstag überreichen werden, schrieb ich ein Wort aus meiner eignen Lebenserfahrung, der Erfahrung eines ebenfalls an den Rand des Abschiednehmens herangerückten Menschen. Ich schrieb: das Alter habe unrecht; Taten der Weisheit, die ein alter Mann tue, seien Willensäußerungen eines von der Erinnerung an ein rechtschaffen gelebtes Leben geleiteten und korrigierten Instinktes. Möge Samuel Fischer das Glück des verdienten Mannes folgen, die Jahre hindurch, die zu leben ihm beschieden sind.

Nette Bescherung von Morus

Na, Herr Schulze, was hat Ihnen denn der Weihnachtsmann gebracht? Nun, Hosenträger und eine Flasche richtigen deutschen Cognac und ein Paar ... Ach so, das ist von Ihrer Frau. Nein, ich meine: der Staat und die Stadt und Doktor Schacht und so. Na, dann wolln wir uns mal zusammen hinsetzen und ausrechnen.

Also, da sind erst mal die Städtischen Gaswerke. Was, Straßenbahn? Ach so, Sie haben noch kein eignes Auto. Stimmt. Daran kann man zu leicht vergessen, wenn man sich so immer mang die Gesetzgeber aufhält. — Gut, nehmen wir zuerst die Straßenbahn. Sie müssen umsteigen, wenn Sie zur Arbeit fahren. Da hatten Sie bisher eine Monatskarte für zehn Mark fünfzig, und jetzt kostet die siebzehn Mark.. Tja, da haben Sie sechs Mark fünfzig mehr zu zahlen. Und Ihre Frau? Sie meinen, die muß auch viel Straßenbahn fahren, weil Sie so weit draußen wohnen? Na, doch höchstens sechs Fahrten in der Woche. Macht sechsundzwanzig mal fünf Pfennig im Monat, bloß eine Mark dreißig mehr als früher. Und die Kinder? Nein, die kleine kostet ja noch so gut wie gar nichts, aber der größere, der braucht schon ein Schülerabonnement, eine Mark fünfundzwanzig mehr als bis jetzt. Sagen wir: für die ganze Familie kostet die Bahn den Monat rund zehn Mark mehr — da können Sie sich am Sonntag sogar noch 'ne Untergrund leisten.

Und nun das Gas. Das haben sie von sechzehn auf achtzehn Pfennig den Kubikmeter erhöht. Ist ja kaum der Rede wert, wo Sie doch nur für drei Mark den Monat Gas brauchen: macht siebenunddreißig Pfennig mehr. Und Elektrizität verbrennen Sie auch nur für drei Mark fünfzig? Die kostet nun statt sechzehn Pfennig zwanzig Pfennig die Kilowattstunde. Gut, kommen noch mal achtundzwanzig Pfennig zu. Und das bißchen Wasser, bis jetzt fünfundsiebenzig Pfennig. Da müssen Sie künftig grade eine Mark zahlen. Sehen Sie Herr Schulze, es ist also halb so wild. Wasser, Gas und Elektrizität kostet Ihnen den ganzen Monat über nur eine Mark fünfzig mehr.

Na, und dann die höhern Beiträge für die Arbeitslosenversicherung. Das ist doch Sache von den Unternehmern; die haben doch deshalb soviel Krach geschlagen, weil ihnen das die ganze Wirtschaft übern Haufen wirft. Ach so, stimmt ja, da müssen die Arbeitnehmer auch die Hälfte von zahlen. Macht bei den zweihundertfünfzig Mark, die sie im Monat verdienen ... erlauben Sie mal, ein halbes Prozent Erhöhung sind eine Mark fünfundzwanzig den Monat und für Sie zweiundsechzig Pfennig. Ist ja auch noch nicht so schlimm.

Aber Sie rauchen, was, Herr Schulze? Ihr einziges Vergnügen? Das muß bestraft werden. Wieviel rauchen Sie denn

so? Zehn Zigaretten täglich à vier? Und Ihre Kollegen rauchen noch mehr? Na, bleiben wir mal bei den zehn; das sind dreihundert den Monat. Auf tausend Stück kommen jetzt eine Mark fünfundzwanzig Materialsteuer hinzu, und bei Vierpfennigmarken noch eine Mark zwanzig Banderolensteuer. Wenn die Fabrikanten und die Händler nur um so viel erhöhen, wies ihnen selber kostet, macht das für Sie achtunddreißig und sechsunddreißig, sagen wir: rund fünfundsiebzig Pfennig den Monat. Ist ja gar nicht so gefährlich. Das macht also alles in allem kaum dreizehn Mark im Monat oder hundertfünfundfünfzig Mark im Jahr.

Ach so, und dann haben sie jetzt im Reichstag noch die Zölle beschlossen. Den Getreidezoll haben sie so um knapp dreißig Prozent erhöht und den Viehzoll um fünfzig Prozent. Ob nun auch das Brot und das Fleisch teurer wird? Wissen Sie, Herr Schulze, ich habe mich im Reichstag bei den Abgeordneten erkundigt — alles echte Leute; die sagen, es wär alles nur scheinbar. Aber wir wollen mal ganz vorsichtig rechnen. Ich habe da neulich eine Untersuchung vom Statistischen Reichsamt gelesen, da stand drin: eine Familie wie Sie und mit Ihrem Einkommen verfuttert im Jahr so etwa zweihundert Mark für Brot und dreihundertzwanzig Mark für Fleisch. Nun soll mal das Brot von wegen der Zölle nur um fünf Prozent teurer werden und das Fleisch um zehn Prozent steigen, dann kommen auf Sie zehn und zweiunddreißig, macht zweiundvierzig Mark mehr. Aber fürs ganze Jahr. Nun nehmen Sie die andern Erhöhungen, die Tarife und so, noch zu, dann kommen Sie grade auf so auf zweihundert Mark im Jahr. Na, das kann doch bei Ihrem Einkommen von dreitausend Mark gar nichts ausmachen, zweihundert Mark mehr oder weniger.

Was is Ihnen denn, Herr Schulze? Sie sind ja ganz rot geworden, Herr Schulze. Na, nun regen Sie sich man nicht auf, mitten unterm Weihnachtsbaum. Warum Sie das grade zahlen müssen, bei Ihren dreitausend Mark? Sehen Sie mal, Herr Schulze, ich glaube, Sie kennen gar nicht die Not unsres Volkes. Sie wissen nicht, wie schwer es andern heute haben. Da habe ich vor kurzem irgendwo gelesen: da gibt es einen, der muß von seinem Einkommen über siebzig Prozent Steuern zahlen. Ich glaubs ja nicht, aber ich habs gelesen. Na, und nu sehen Sie mal, nu denken Sie mal, wenn Sie siebzig Prozent an den Staat abgeben müßten: na, da würden Sie doch ganz glatt verhungern. Sehen Sie mal, der arme Mann muß von allem, was er über achtzigtausend Mark im Jahr verdient, vierzig Prozent an den Staat abgeben. Und wenn er nun noch dreihunderttausend Mark drüber einnimmt, dann muß er jetzt gleich hundertzwanzigtausend Mark davon Einkommensteuer zahlen. Natürlich bringt er die paar Kröten, die er noch besitzt, über die Grenze. Aber in Zukunft braucht er nur noch hunderttausend Mark zahlen.

Sie meinen, der hat immer noch genug, der könnte ruhig noch mehr zahlen? Das verstehen Sie nicht, Herr Schulze. Das ist nämlich so: Die zwanzigtausend Mark, die der Staat nicht mehr kriegt, aus denen wird Kapital. Und die paar Millionen, die der Mann vielleicht noch draußen versteckt hat, die holt er dann wieder zurück nach Deutschland, und die werden dann auch Kapital. Und das ganze Kapital arbeitet dann, und dann gibts keine Arbeitslosen mehr, und dann brauchen Sie keine Arbeitslosenversicherung mehr zahlen, und dann werden die Straßenbahnen billiger, und zum nächsten Weihnachten kriegen Sie dann Ihr ganzes Geld wieder. Haben Sie verstanden, Herr Schulze?

Grüne Weihnachten von Erich Kästner

Die Sonne schien, als ob sie wer bezahle.
Und der Dezember hielt sich für den Mai.
Man saß im Freien wie in einem Saale.
Die Blumen blühten schon zum zweiten Male.
Europa war die größte Gärtnerei.

Das war ein Wetter wie für Badehosen!
Und nur den Kohlenhändlern wurde kalt.
Die Feiertage dufteten nach Rosen.
Und so marschierten alle Arbeitslosen
mit ihren Kindern in den grünen Wald.

Es sah fast aus wie eine Sommerreise.
Sogar die kleinsten Kinder froren kaum.
Im Walde bildete man später Kreise
und stand versonnen und familienweise
rings um je einen echten Weihnachtsbaum.

Man war sehr fröhlich, und man hüpfte Reigen.
Ein Greis beschrieb, wie Gänsebraten schmeckt.
Es nahten Rehe, um sich zu verneigen.
Die Vögel saßen schimmernd in den Zweigen
und wirkten, auf Entfernung, wie Konfekt.

Es war nur schade, daß man sich nichts schenkte.
Doch da die Kinder lauter Sonne sahn,
kam es, daß sie kein Herzeleid bedrängte.
In ein paar Bäumen baumelten Erhängte,
mit weißen Köpfen, wie aus Marzipan.

Am Abend, als die Nebel niedersanken,
erschien im Tannenwald Herr Müller-Franken
und sprach: „Die Witterung ist einzig der
Bemühung der Regierung zu verdanken!"
Da lachten alle. Und da weinte er.

Bemerkungen

Stampfer und der Journalismus

In denselben regelmäßigen Intervallen, in denen der Parteikalender Funktionärkonferenzen ansetzt, muß Herr Stampfer vor den berliner Vertrauensmännern der Sozialdemokratischen Partei den ‚Vorwärts' verteidigen. Eine undankbare Aufgabe fürwahr, — doch er erfüllt sie mit dem Mute der Verzweiflung. Es heißt dann im offiziösen Schlachtbericht: „In längern Ausführungen nahm sodann Gen. Stampfer zur Pressefrage Stellung." Bei der letzten solchen Stellungnahme fiel ein Stampferwort, das verdient, einer noch zu schreibenden modernen Lehre vom Zeitungswesen als Motto vorangestellt zu werden. Es enthüllt restlos das große Geheimnis, warum eine Sorte von Zeitungen, unter denen der ‚Vorwärts' die erste Stelle einnimmt, so bodenlos langweilig ist.

Stampfer sagte: „Wenn über fehlenden Eifer des ‚Vorwärts' bei der Vorbereitung der Kommunalwahlen Klage geführt werde, so möchte er darauf hinweisen, daß seit dem August dreihundertfünfundsiebzig Zeitungsspalten mit Artikeln kommunalen Inhalts angefüllt gewesen seien. Das ergäbe ein Buch von achthundert Seiten. Über die Qualität könne man streiten. Er halte die Qualität für gut. Sei jemand andrer Ansicht, so möge er bedenken, daß die Arbeiten nicht allein von ‚Vorwärts'-Redakteuren stammten, sondern zum großen Teil von prominenten Genossen aus der berliner Kommunalverwaltung."

Das genügt zur Erhebung der Anklage wegen Beleidigung eines ganzen Standes. Die Auffassung, der Journalist sei ein Mensch, der Spalten mit Artikeln anfüllt, ist eine Herausforderung des Journalistenstandes und zugleich eine ganz ungeheure Selbstbezichtigung. Zweck der journalistischen Arbeit ist, einen möglichst großen Teil der Wirklichkeit einem möglichst großen Teil des Publikums in möglichst richtiger Weise zum Bewußtsein zu bringen. (Selbstverständlich gibt es kein objektives und neutrales „Richtig". „Richtig" schließt die Absicht zu beeinflussen und zu erziehen ein.) Die journalistische Aufgabe ist also, mathematisch ausgedrückt, eine Differentialaufgabe, die Zeitung ein Maximalproblem. Kriterium des Erfolgs: ihre Lesbarkeit. Eine Zeitung ist um so besser, ein je größerer Teil ihres Textes von einem je größern Teil ihrer Leserschaft wirklich gelesen wird. Der Wirkungsradius einer Zeitung wird nicht allein an ihrer Auflage gemessen, sondern ist eine Funktion, abhängig von der Relation zwischen Auflage und gelesenen Zeilen. Eine Zeitung mit neunzigtausend Exemplaren Auflage, die so schlecht ist, daß durchschnittlich bloß ein Drittel ihres Textes von allen Lesern gelesen wird, hat die gleiche Wirkung wie eine Zeitung mit vierzigtausend Auflage, die so gut ist, daß durchschnittlich dreiviertel ihres Textes von allen Lesern gelesen wird. Daraus resultiert die Aufgabe der Zeitung, einen möglichst lesbaren Stoff herzustellen. (Selbstverständlich im Rahmen jener Grenzen, die im Wesen der Publizität selbst liegen.)

Aber es ist nicht der Zweck der journalistischen Arbeit, teures Druckpapier durch schwarze Farbe zu entwerten und damit andern Papiersorten Konkurrenz zu machen, die für ihre besonderen Zwecke den Vorteil haben unbedruckt zu sein. Die Verwechslung von Langeweile mit Würde entspringt der Konkurrenzangst der Talentlosigkeit. Es ist eine Verleumdung der „geistig gewaltigen sittlich bedeutsamen Bewegung" des Sozialismus (zu deren Verdolmetschern Stampfer sich zählt), daß sie langweilig, öde und ledern dargestellt werden müsse. Das liegt nicht in ihrem Wesen, sondern in dem Wesen jener verkrachten Parteisekretäre, die sich für Journalisten halten, weil sie Zeitungs-

beamte sind. Wer diese elementaren Gesetze der Zeitung, die nur Nutzanwendungen elementarer Erkenntnisse der Massenpsychologie sind, nicht anerkennen will, wer die souveräne Freiwilligkeit des Zeitungslesers nicht achtet, wer seine Aufgabe hier gelöst hält, wenn er Zeitungsspalten mit Artikeln füllt, und seien sie von prominenten Vertretern der Kommunalverwaltung, der darf sich nicht wundern, wenn der Leser zu dem einzigen Mittel der Notwehr greift und — streikt.

Bruno Frei

Fascistische Bevölkerungspolitik

In den ‚Süddeutschen Monatsheften', in denen bekanntlich Herr Paul Nicolaus Coßmann seine wissenschaftlichen Inspirationen niederschlägt, die dann in verdünnter Form durch die ‚Münchner Neuesten Nachrichten' auf den Tagesmarkt gelangen, hat vor einiger Zeit Richard Korherr zur Frage des Geburtenrückgangs eine ganze Sondernummer vollgeschrieben, die mit dem gewohnten Tamtam in die Welt gesetzt worden ist. Weise und Text — Oswald Spengler schrieb dazu ein ebenso unwahrhaftiges wie gehässiges Vorwort — atmeten solche Quanten Mussolinischen Geistes, daß der Duce, wie Herr Coßmann beseligt verkündet, das Korherrsche Produkt eigenhändig ins Italienische übersetzt und seinem Volke als besondere Festgabe geschenkt hat. Über den in der Wissenschaft völlig unbekannten Autor der Originalarbeit erfährt man, daß er aus Regensburg stammt, mit Spenglerschem Blut geimpft ist und es ablehnt, sich als Hochschullehrer zu betätigen, um „freier zu sein in dem Kampf, den er in Verteidigung der westlichen Zivilisation zu führen beabsichtigt, die von einem Komplex lügenhafter Ideen bedroht ist, die von der universalen Verbrüderung zur Glückseligkeit aller, vom friedenspendenden Edonismus zur Beschränkung der Geburten reichen."

Korherr sucht das alte, schon von Wilhelm dem Zweiten protegierte Gespenst der gelben und schwarzen Gefahr wieder zu beschwören, der Untergang des Abendlandes ist ihm wie seinem Trainer Spengler gewiß, falls die unaufhaltsam weitergehende Geburtenbeschränkung nicht von den westeuropäischen Staaten durch schärfste Repressivmaßnahmen bekämpft wird. Das Emporkommen der Masse zu Wert und Geltung, die Überschätzung des Wirtschaftlichen und des Sozialen in der Demokratie soll den Verfall und Tod der Seele und damit der Religiosität bringen, und hier sollen auch die Wurzeln des Geburtenrückgangs, der Veräußerlichung und allmählichen Selbstvernichtung der gesamten Kultur liegen. Ausgangspunkt dieser innern Zersetzung ist die Weltstadt, zu ihr gehört die wilde Masse, brutal und ohne Idee, hier schwärmt man gleichzeitig für Humanität und Weltfrieden, hier verfällt das Ideal der Familie, hier hat die Emanzipation der Frau zur Empfängnisverhütung und zur Abtreibung und damit zur Zersetzung und Schrumpfung des Volkskörpers geführt. Die auch im Bauerntum einsetzende Entvölkerung und Verödung ist eine Folge der kapitalistischen Verkehrswirtschaft, die das Land aufsaugt und den einst mit der Scholle verbundnen Bauern in den Produktionsprozeß der Wirtschaft einbezieht.

Das ist der Niedergang der weißen Rasse. Das Gespenst der gelben, schwarzen und roten Gefahr erhebt sich, die furchtbare Auseinandersetzung zwischen der weißen und den fremden Rassen naht. Und das Rezept gegen diesen Rassenselbstmord, im besondern gegen den Untergang des deutschen Volkes: eine seelische Umstellung im Sinne eines Ahnen- und Nachkommenkults, Erziehung der Jugend zur Arbeit nicht zum Sport, Bindung an den Boden, Kampf gegen Landflucht, Kampf gegen die gesetzliche Erleichterung der Ehescheidung, gegen die Milderung der Abtreibungsstrafen,

bedeutende Senkung der Besoldung der ledigen Beamten, hohe Junggesellensteuer, wirtschaftliche Sicherung und Begünstigung der kinderreichen auf Kosten der kinderarmen Familien, Wahlrecht nur für Mütter und dergleichen mehr. Alles in allem eine Rückkehr zu den Formen „germanisch-gotisch-katholischer Religiosität".

„Die Zahl als Machtfaktor", dieses Stichwort setzt Mussolini dem Aufruf an seine Untertanen, mehr Kinder zu gebären, voran, er schreit nach weitern zehn Millionen Italienern, nachdem er knapp ein halb Jahr vorher, als er Kolonien forderte, den italienischen Boden als zu klein im Verhältnis zu dem Geburtenüberschuß erklärt hatte. Die gleiche Taktik verfolgen seine hiesigen Nachäffer. Bald bejammern sie den angeblichen Niedergang der Qualität durch den Aufstieg der breiten Massen, bald verlangen sie schrankenlose Vermehrung zwecks Auffüllung der germanischen Rasse. Die Seelenumstellung, die sie fordern, ist in Wirklichkeit nichts andres als die restlose Wiederherstellung eines feudalistisch-knechtischen Zeitalters mit Absperrung des Landes gegen die Stadt, Arbeitssklaverei und Gebärzwang, mit kulturwidrigen Einengungen der Bewegungsfreiheit des Einzelnen. Alle sozialen Forderungen und unerläßlichen, aus den Gesellschaftsverhältnissen sich ergebenden Maßnahmen lehnen sie, soweit sie nicht in ihre Additionsmaschinerie sich einfügen, ab; den Götzen Rasse, Nation und Staat wird bedingungslos geopfert, und wenn bei diesem Bevölkerungsexperiment, das natürlich militärischen Rückhalt braucht, eines Tages wieder die Völker sich an die Schädel geraten sollten, nun, dann ist das der für diese Art von Politikern jederzeit willkommene Aderlaß.

So wird in Rom und in Regensburg Weltgeschichte gemacht.

Julian Marcuse

Das Nachtgespenst

Seit Monaten betätigt sich in Berlin ein Einbrecher, das „Nachtgespenst". Er geht nachts in die Wohnungen, jagt den Schlafenden entsetzlichen Schreck ein, stiehlt Geld und Schmucksachen. Mittwoch nacht erlebten wir diese Aufregung.

Wir bewohnen eine Dreizimmerwohnung in der ersten Etage Gartenhaus. Unsre Tochter erwachte dadurch, daß ihr eine im Blendlicht einer Taschenlampe erkennbare Männerhand das Deckbett fortzog, und hörte eine merkwürdig sanfte Stimme sprechen: „Ilse, du kennst mich doch ... bist still ... Ich will dich doch nur mal — —! Laß mich doch nur mal ...!" Unser Kind, mit seinem Vornamen angesprochen, rief entsetzt: „Mensch, wer bist du, mach hier Licht an, sofort Licht an!" Das Nachtgespenst flüsterte: „Nu, mach keen Krach, mach keen Krach, mach keen Krach ..." Unsre Tochter, in der Erwartung von Licht, wartete einen Moment, sah und hörte nichts mehr, sprang aus dem Bett, rief die Eltern zu Hilfe. Wir standen im Dunkeln. Wir suchten eine Taschenlampe hervor und stellten dann folgendes fest: Die Wohnungstür stand weit offen, die Hose meines Mannes und mein Mantel lagen auf der Schwelle, die Sicherheitskette war durchschnitten, die Sicherung des Lichts war losgedreht, die Telephonschnur war ebenfalls durchschnitten. Wir riefen um Hilfe. Hausbewohner alarmierten das Überfallkommando. Zwei Schupos kamen, leuchteten die Wohnung ab. Inzwischen hatten wir den Verlust von drei wertvollen Ringen sowie des Portemonnaies meiner Tochter aus ihrer Handtasche, die im Innern den Namen „Ilse" trug, festgestellt.

Nach den Schupos kam ein Polizeiinspektor. Sein erstes Wort lautete: „Typisch, Nachtgespenst! Der geht nur an leichtere Schlösser. Sie schützen sich am besten durch einen Klinkenspanner für ein paar Pfennige."

Und ging. Ihm folgte der Kriminalbeamte: „Der hat ja schön hier heute nacht in Schöneberg gehaust!" sagte er: „Um drei Uhr zwanzig kam der erste Anruf. Sie sind der dritte oder vierte diese Nacht. Einer andern überfallenen Frau hat er den Finger so tief in den Hals geschoben, daß sie nicht schreien konnte." Hausgenossen hatten schon, da wir doch nun ohne Telephon waren, die großen berliner Zeitungen von dem Überfall unterrichtet, dahingehend, daß von 3 Uhr bis 6 Uhr nachts vier Überfälle des Nachtgespenstes in Schöneberg gemeldet worden seien. Bis auf einen unscheinbaren Scherzartikel in der ‚Voß' erschien nichts, obgleich sich inzwischen verschiedene Journalisten bei uns informiert hatten.

Die Vermutung, daß die Polizei die Veröffentlichung nicht will, liegt auf der Hand, zumal die Zeitungen ihren eignen Angestellten Berichte über diese Vorfälle nicht abgenommen haben. Als das „Nachtgespenst" seine Tätigkeit begann, waren alle Blätter voll von Nachrichten. Seit vierzehn Tagen herrscht Schweigen — wer hat da abgeklopft? Aber das Nachtgespenst ist weiter an der Arbeit.

Seit Monaten beunruhigt dieser Einbrecher die ganze Stadt, und nur die Leidtragenden wissen darüber Bescheid! Vergeblich sucht man in der Presse nach Warnungen der Polizei. Sollen die zarten Nerven des berliner Westens nicht aufgeregt werden? Will die Polizei ihre Unfähigkeit verheimlichen? Sollen erst noch Hunderte von dem Verrückten heimgesucht werden? Wenn in einer einzigen Nacht drei bis vier Fälle gemeldet werden, wieviel macht das im Jahr? Wieviel Einbrüche sollen erst noch vorkommen? Wozu ist die Polizei da?

Regina Ruben

Die Bügelfalte des Frontsoldaten

Vor mir liegt ein schmaler Band mit Eselsohren und aufs Heftigste vom Zahn der Zeit benagt. Er fiel aus einer alten Kiste. Dieser Band heißt: „Französisches Tornisterwörterbuch". Kamerad, erinnerst du dich noch? Du nahmst es mit ins Feld. Was drinstand, stammte von einem bessern Offizier. Die rund zweihundert Seiten sollten dich mit der Sprache des Erbfeindes vertraut machen. „Jeder bedenke, daß in Feindesland vom Verstehen eines einzigen Ausdrucks oft viel abhängen kann, für den Dienst sowohl wie für den Soldaten selbst."

Der Inhalt sah danach aus. Auf Seite 165 zum Beispiel beginnen die „Gespräche in Feindesland". Sie fünfzehn Jahre nach dem Stahlbad durchzulesen ist lehrreich und macht Spaß. Es sind Gespräche beim Requirieren und auf Vorposten, Gespräche mit dem Schneider und im Wirtshaus. Wer auch nur eins bei dem Schlamassel so geführt hat, der hebe die Hand. Sie geben den Krieg noch weit naiver als der kleine Moritz ihn sich je vorgestellt hat. Der Herausgeber verwechselt gründlich das Kasino mit der rauhen Wirklichkeit. Die Gespräche atmen den Geist von Sedan, nicht den vom Chemin des Dames.

„Haben Sie kein größeres Zimmer? Das Bett muß frisch überzogen werden!" „Besorgen Sie mir frisches Waschwasser!" „Sorgen Sie dafür, daß der Herr Hauptmann gleich nach dem Einrücken Frühstück bekommt." „Kaltes Fleisch, Schinken, gekochte Eier, Brot, Butter, Käse und eine Flasche Wein." — Na, denn man Prost! Dies Ganze scheint eine Instruktion für Offiziersburschen zu sein. Zum mindesten offenbart es, was dem Herausgeber im Kriege am wichtigsten schien. Dem Herausgeber schien im Kriege am wichtigsten, daß der Offizier seine Bequemlichkeit hatte.

Oder beim Requirieren: „Über das Empfangene leiste ich Quittung." „Auf Grund dieser Quittung werden Sie später entschädigt." — Welcher Krieg ist denn

da gemeint? Doch nicht der letzte? Fehlt nur, daß einer kommt und daraus unsere humane Kriegsführung herleiten will.

Man lese nur diese Wirtshausbefehle berauschter Etappenleutnants: „Kellner, bringen Sie mir die Zeitung!" „Diese Zeitung ist von vorgestern; bringen Sie mir die neueste Nummer." „Kellner, es ist hier zu dunkel zum Lesen!" „Reichen Sie mir gefälligst meinen Mantel." „Wollen Sie mir nicht beim Anziehen behilflich sein?" — Und das noch auf französisch! Ich weiß nicht, was manche Leute gegen den Krieg haben? — es muß doch erquickend gewesen sein! Wo kann ein Mensch im Frieden sich sowas leisten: „Herr Wirt, die Bedienung ist schlecht. Der Kellner ist zu langsam." „Wir verlangen einen andern Kellner. Sonst werden wir einige Soldaten zu unsrer Bedienung holen!" „Das Billardspiel muß aufhören; das ewige Geklapper der Bälle stört unsre Unterhaltung!" Im Vorwort heißt es treffend: „Was im Buche steht, muß, um seinen Zweck zu erfüllen, in den Kopf des Besitzers hinein." Also schmiß der Besitzer das von den Ratten angefressene Brot aus dem Unterstand und lernte mit knurrendem Magen: „Pourrais-je avoir un sandwich?" „Kann ich ein Butterbrot bekommen?"

Folgt ein Gespräch mit dem Schneider. Was der Verfasser hier an Fronterfahrung hineingelegt hat, geht auf keine Kuhhaut. Die den Krieg nicht miterlebt haben, wissen seit Remarque, wie zerlumpt, verdreckt und brüchig wir ausgesehen haben. Und da ließ der Herausgeber uns dieses Gespräch auswendig lernen: „Bessern Sie den Rock aus!" „Hier ist die Naht aufgegangen." „Können Sie einen neuen Kragen aufsetzen?" „Sie haben kein rotes Tuch?" „Es muß genau von derselben Farbe sein." „Machen Sie neue Biesen in diese Hosen." — Oder beim Schuhmacher: „Machen Sie diese Absätze grade!" „Können Sie mir bis morgen mittag diese Stiefel vorschuhen?" „Wollen Sie maßnehmen?" Und für die Waschfrau dies: „Die Manschetten, Kragen und Oberhemden müssen gut gestärkt und sorgfältig geplättet werden." Der Herausgeber, Oberleutnant von Weltzien im Infanterie-Regiment Nr. 26, scheint der irrigen Auffassung gewesen zu sein, daß im Felde Gesellschaftsanzug Vorschrift war.

Bruno Manuel

Nächtliche Straße

Durch den Abend fließt ein Strom:
Frohe Menschen eilen aus den Häusern,
wo sie lang gefangen waren.
Welle wirft um Welle sie einander in die Arme
und der Häuser Ufermauern
beben unter schwerer Brandung;
von den hundert Wachetürmen
reichen tausend Lichter
warnend, lockend ihre Finger.

Langsam geht der Strom zum Meere,
und die Menschen münden in den Schlaf.
Langsam löschen alle Lichter aus.
Einsam tönt mein Schritt in der Paläste Schluchten.
Nur ein paar Fetzen Papier
laufen mit mir vor dem Herbstwind davon,
und des Mondes Strahlen stelzen mir gespenstisch nach.

Fritz Pick

Liebe Weltbühne!

In einem oberbayrischen Flekken bekommt eine Lehrerin eine anonyme Zuschrift, die wortgetreu lautet:

Da ich Sie als religiöse Person kenne, gestatte ich mir folgende Zeilen an Sie zu richten: Da Sie mit dem Ideal eines Weibes, mit den Brüsten, reich gesegnet sind und dies auch an der Kleidung erkennen lassen, so daß die Kinder daran Anstoß nehmen, ersuche ich Sie im Namen der Kinder sich anders zu kleiden. Ein Kinderfreund

Antworten

Kalenderleser. Nein, ein Kalenderblatt allein machts nicht. Aber es ist doch merkwürdig, mit welch dreister Selbstverständlichkeit das Militärische und das Patriotische — also das Minderwertige auf den Abreißkalendern vorherrschen. Schlachten und Herrscher und allerlei verstaubtes Zeug ... Da hängen Sie lieber den Kalender „Friede durch Recht" an die Wand, den Sie in Wiesbaden, Gartenstraße 18, und in jeder Buchhandlung beziehen können. Da haben Sie einen tatkräftigen und anständigen Pazifismus, nachdenkliche Worte und eine Weltgeschichte, die nicht nur aus Erinnerungen an eine staatlich privilegierte Menschen-Abdeckerei besteht.

Kaufhaus Karstadt. Nun habt ihr einen höchst fortschrittlichen Wolkenkratzer auf den Hermannplatz gestellt, mit Fahrstühlen bis in den siebenten Himmel und einer neusachlich-schmucklosen Fassade — aber was wird hinter dieser Fassade verkauft? In euerm Weihnachtsprospekt sehen wir mit Staunen Öldrucke ältesten Geschmacks mit harfenspielenden Blondinen und allerlei Puttos, Schwänen und bekränzten Diwanen und Dianen. Porzellanene Kakadus als Rauchverzehrer, sinnige Weihnachtsteller und Bürsten und Kämme mit lepraartigem Silberbelag. Man wandelt wie durch einen Rosenhain — und dazu der ganze Amerikanismus?

Gesinnungsfreund. Ein revolutionärer Almanach mit vielen Bildern von Steinlen, Kollwitz, Daumier, Zille, Grosz und guten Photos ist unter dem Titel „Volksbuch 1930" erschienen. Er enthält eine Fülle von kurzen Beiträgen: Belehrendes von Alfons Goldschmidt, Lenin, Bebel, Fritz Schiff, Sinclair, Kurt Kersten, Erzählendes von Albert Hotopp, Vera Jnber, Daudistel, Tretjakow, F. C. Weiskopf, Larissa Reissner, Haschek, Gorki und vielen andern. Herausgeber: Otto Katz. Gute Propaganda in bester, leichtester Form. (Erschienen im Neuen Deutschen Verlag, Berlin.)

Empfindlicher. Während du dir die halbgefrorenen Ohren reibst, konstatierst du verwundert, daß auf Seite 960 Erich Kästner das mollig-warme Weihnachtswetter bedichtet. Nun, Oscar Wilde hat einmal behauptet, erst seit Turners Bildern gebe es die malerischen Nebel in London. Kunst meistert jede Witterung. Lies Kästners Gedicht laut — und deine Ohren werden sich erwärmen.

Bauhaus Dessau. Ihr sucht Verbindung mit jungen und jüngsten Bühnendichtern extremer Haltung; erwünscht sind vor allem Sketchs, kurze Stücke, Szenerien, die sich für Eure Theaterexperimente eignen.

„Katakombe", Bellevuestraße. Ihr räumt Weltbühnenlesern, wie wir gern mitteilen, einen ermäßigten Eintrittspreis von zwei Mark ein.

Rote Hilfe. Gern gebe ich deinen Wunsch weiter, deine Kinderheime nicht zu vergessen, ebensowenig die politischen Gefangenen, die es ja noch immer gibt. Dein Postscheckkonto ist Berlin Nummer 109 676.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 77 57. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.